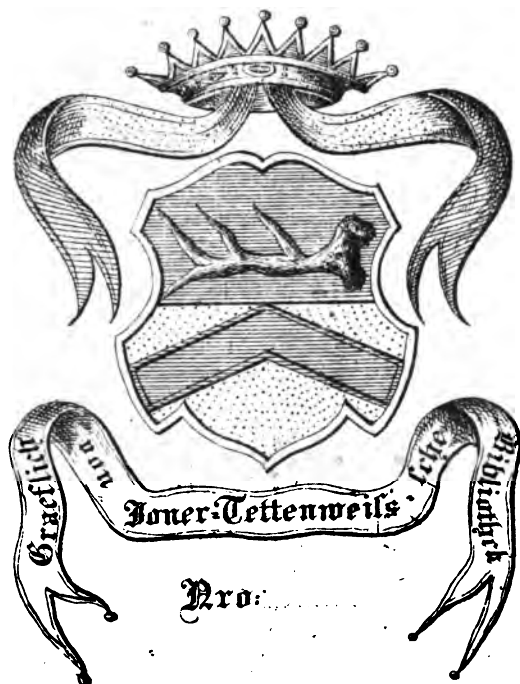
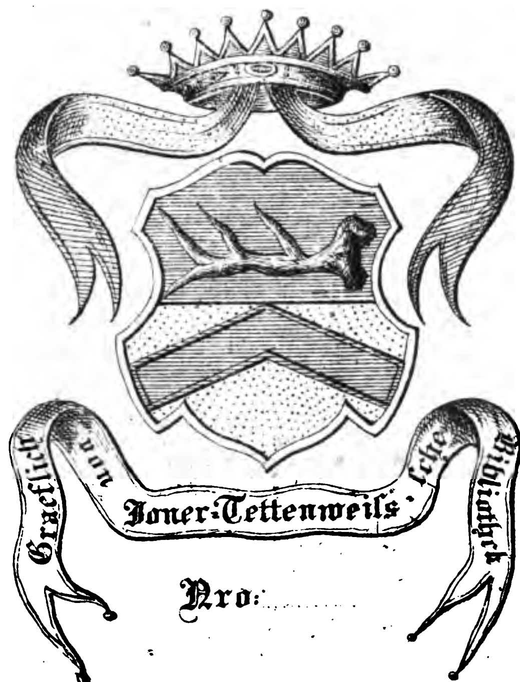





Graeflich von Joner-Tettenweils'sche Bibliothek
Nro:


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817


Graeflich
von
Joner=Tettenweils'
sche
Bibliothek
Nro:

Gustav Adolph,

König von Schweden.

Gustav Adolph,

König von Schweden

und

seine Zeit.

Von

A. F. Gfrörer.

Dritte, verbesserte Auflage.



Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1852.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es sind nunmehr 8 Jahre, seit die erste Auflage vorliegenden Werks erschien. Obgleich dieselbe sehr stark war (wenn ich nicht irre, wurden 5000 Exemplare abgezogen), und obgleich sie an großen und vielen Mängeln leidet, scheint der Erfolg zu beweisen, daß dieses Buch, selbst in seiner unvollkommenen Gestalt, den Weg zu den Herzen der Deutschen zu finden wußte. So ist mir denn die Freude zu Theil geworden, mein Werk über eine der denkwürdigsten Epochen unserer Geschichte von Neuem zu überarbeiten. Ich habe die Verpflichtung, welche mir diese Gunst des Publikums auferlegte, mit gebührender Gewissenhaftigkeit zu lösen gesucht. Nur die Grundansichten blieben stehen — den wahren Zusammenhang des 30jährigen Kriegs hatte ich schon 1835, da ich die erste Auflage begann, richtig geahnt — das Einzelne wurde umgeschmolzen, und das Buch ist ein neues geworden. Ich habe keine Quelle, die mir zugänglich war, zu benützen versäumt. Im vorigen Sommer ging ich nach München, um im dortigen Archive Ausbeute zu suchen. Mit Bereitwilligkeit wurde mir dasselbe geöffnet, und ich fühle mich verpflichtet, hiefür öffentlich dem Freiherrn v. Freyberg, k. bairischen Staatsrath und Generaldirektor des Archivs meinen Dank zu sagen. Indeß ist der Schatz von Urkunden, der in München liegt, so ausgedehnt und groß, daß ich, zumal bei der kurzen Dauer meines Aufenthalts, bald den Muth verlor, mich auf diesem Meer alter Denkmale zu orientiren. Glücklicherweise fand ich nachher in einem gedruckten Buche — dem 8. Bande der Beiträge von Westenrieder — das was ich suchte: wichtige, auf Tilly bezügliche Urkunden. Die ebengenannte Sammlung verbreitet, im Bunde mit den Denkwürdigkeiten Richelieu's, überraschendes Licht über die geheimsten Seiten des 30jährigen Kriegs.

Sonst genoß ich den Vortheil einige Werke gebrauchen zu können, die erst seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Buchs veröffentlicht worden sind. Den Anfang des 16. Jahrhunderts untersucht eine Schrift Karl Hagen's, welche den Titel führt: „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-

Zeitalter," Band I.—III., Erlangen 1841 flg. Karl Hagen, unter den jüngeren Geschichtschreibern Deutschlands nach meiner Meinung einer der ausgezeichnetsten, ist in diesem Buche verjährten Vorurtheilen kühn in den Weg getreten und hat eben so viel Verstand, Geschmack, Wahrheitsliebe und Belesenheit, als ehrenhafte Gesinnung bewiesen. In der Geschichte des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern war bisher von dem Jahre 1620 an, wo Wolf und Breyer aufhören, eine schmerzliche Lücke fühlbar. Diese Lücke hat seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe meines Buchs Freiherr C. M. von Aretin mittelst des Werkes ausgefüllt, das den Titel trägt: „Baierns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts" I. Bd., Passau 1839. Mit Fleiß und Scharfsinn und einem Freimuthe, der um so mehr anerkannt werden muß, da der Verfasser als hoher bairischer Beamter und Katholike Rücksichten zu nehmen hat, sind in diesem Werke eine Masse bisher unbekannter Nachrichten zusammengetragen. Ich verdanke diesem Buche viel. Das Gleiche gilt von dem 3. und 4. Bande der neuern Geschichte Hessens, an welcher der treffliche Forscher Rommel unermüdlich arbeitet. Zur Aufhellung der Verhältnisse des kursächsischen Hofes hat endlich Dr. K. A. Müller in seinen Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte Abth. I.—III. Dresden 1838 flg. dankenswerthe Beiträge geliefert. Ich wollte wünschen, daß man Müller's Buche weniger die Lampe und den Stuhl anfühlte, daß mehr Lebensathem darin wehte, daß namentlich allgemeine Betrachtungen daraus wegblieben, aber dennoch wird sich Herr Müller ein Verdienst erwerben, wenn er seine gründlichen Forschungen auf die Geschichte des Kurfürsten Johann Georg von 1621—1632 ausdehnt.

In der ersten Auflage meines Werks sind die Nachweisungen auf die Quellen meist unterlassen worden, in der neuen Umarbeitung habe ich diesen Mangel verbessert; sparsam zwar sind die Citate im ersten Buche, das hauptsächlich auf Geijer's und Rüh's Arbeiten fußt [1]). Dagegen habe ich es für Pflicht erachtet, in denjenigen Abschnitten, welche die Geschichte meines Vaterlandes behandeln, stets die Quellen anzugeben. Was die Zeitrechnung betrifft, so lag in der Natur der Sache, daß ich im ersten Buche, das in Schweden oder in den von Schweden eroberten Provinzen spielt, den schwedischen, d. h. den alten Julianischen Kalender zu Grunde legte. So wie aber Deutschland in den Vordergrund tritt, d. h. vom 2.—4. Buche, habe ich entweder beide Kalender mit der gewohnten Formel angegeben, oder den neuen gebraucht, welcher nicht blos die Genehmigung des deutschen Kaisers, folglich amtliches Ansehen, sondern auch die Gesetze der Mathematik für sich hat.

Wer sich irgend mit deutschem Quellenstudium beschäftigte, weiß auch, daß

[1]) Nur die Nachricht über die Kaplane der schwedischen Königin Catharina Jagellonika S. 25, ist aus Theiner „Versuche und Bemühungen des hl. Stuhls I." genommen.

die herkömmlichen gedruckten Darstellungen deutscher Geschichte seit dem 16. Jahrhundert von Partheihaß, von Verdrehungen, von Lügen wimmeln. Nur durch Benützung der Archive kann man aus diesem Sumpfe herauskommen. Den archivalischen Forschungen von Männern wie Rommel, von der Decken, von Aretin, Wolf, Breyer, Röse, Förster, Müller, Cosmar, verdanke ich, daß es mir möglich ward, zerstreute Bausteine zu einem in sich abgerundeten Ganzen zu fügen, und dem Leser ein, so viel in meinen Kräften stand, wahres Bild der ersten Hälfte des 30jährigen Kriegs vorzuhalten. Partheilose lautere Wahrheit war das Ziel, nach dem ich strebte, doch sehe ich voraus, nach mehr als einer Seite hin anzustoßen. Sei dem so! es ist besser das Selbstgefühl im Busen zu bewahren und wie es mir geht, mit Sorgen lebenslänglich zu kämpfen, als nach dem Beispiele so vieler Menschen, die mit dem geringen ihnen anvertrauten Pfunde gedeihlich wuchern, eine angenehme Stellung in der Welt um den Preis der Kriecherei und ersprießlicher Meinungen zu erkaufen.

Stuttgart, Mitte August 1845.

A. Fr. Gfrörer.

Vorrede zur dritten Auflage.

Abermals ist eine neue Auflage meines Gustav Adolf nöthig geworden, so daß nunmehr 8000 Exemplare dieses Buches im Umlaufe sind.

Seit dem Erscheinen der 2. Ausgabe kamen nur einige wenige Werke heraus, welche aus früher unbekannten archivalischen Quellen die Geschichte des 30jährigen Krieges aufhellen. Ich nenne die Schriften Hammer-Purgstall's über Kardinal Clesl und Hurter's über Ferdinand II. Beide wurden von mir benützt. Bezüglich Wallenstein's haben mehrere Gelehrte neue Aktenstücke theils geliefert, theils verheißen, welche angeblich seine Schuld außer Zweifel setzen sollen.

Mögen künftige Forschungen in Archiven noch so viel Material über die letzten Zeiten des kaiserlichen Feldhauptmanns ans Tageslicht fördern, ich stehe nicht an, zum Voraus zu behaupten, daß ich einen Beweis seiner Schuld für unmöglich halte. Nicht ein Verrath, den Wallenstein nach meiner Ueberzeugung nie

beging, sondern der Vertrag von Znaim, den er dem deutschen Kaiser aufnöthigte, hat ihn in die Grube gebracht. Werkzeuge seines Sturzes waren die wälschen Offiziere, deren Einschwärzung in das kaiserliche Heer Seite 677 flg. vorliegenden Buches geschildert ist. Hätte Wallenstein die Absicht gehabt, die Treue gegen seinen Kriegsherrn zu brechen, so würde er im Laufe des Jahres 1633 diese Menschen, deren abgeneigte Gesinnung er wohl kannte, vom Commando der Regimenter entfernt, und durch zuverläßige Anhänger ersetzt haben. Daß er dies nicht that, beweist seine Unschuld. Friedland hat schwer gefehlt, als er dort zu Znaim dem Kaiser unerträgliche Bedingungen vorschrieb, aber ein Verräther war er nicht. Man höre auf, diesen großen Mann in die Klasse gemeiner Verbrecher zu erniedrigen, und durch Verläumbungen gegen das Haupt den wohlverdienten Ruhm jenes Heeres anzutasten, das, — die Guelfen mögen einwenden, was sie wollen, — für Kaiser und Reich und für die gute Sache focht.

Wenn ich in der dritten Auflage auch keine neuen Quellen ausbeutete, glaube ich doch den Werth meines Buchs wesentlich erhöht zu haben, indem ich unnöthige Weitschweifigkeiten abschnitt und zahlreiche Irrthümer ausjätete.

Stuttgart, Anfangs Oktober 1852.

A. Fr. Gfrörer.

Inhalt.

Erstes Buch.

Erstes Capitel. Seite

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Zweites Buch.

Eilftes Capitel. Seite

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Drittes Buch.

Gustav's Anfänge in Deutschland. Kampf und Sieg über die Liga. Feldzüge von 1630 und 1631.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Gustav Adolf,

König von Schweden.

Gustav Adolf und seine Zeit.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Der Wasastamm. Gustav I. Wasa. Einführung der Reformation in Schweden. König Erich XIV., Johann III., Karl IX. Kampf zwischen beiden Religionen. Geburt Gustav Adolf's.

Die drei Reiche des scandinavischen Nordens, Schweden, Dänemark, Norwegen, lange durch Kriege getheilt, waren im Jahre 1397 durch einen Staatsvertrag geeint worden, welcher von der Stadt, in der er abgeschlossen wurde, den Namen Calmarer Union trägt. Vermöge dieses Vertrags sollte die Thronfolge in den drei Ländern dem in Dänemark regierenden Hause zustehen, wenn letzteres ausstürbe, von den Ständen Schwedens, Dänemarks und Norwegens gemeinschaftlich ein neuer König gewählt werden. Jedem einzelnen Reiche wurden seine Freiheiten, Vorrechte und Regierungsweise vorbehalten. Allein das Gesammtkönigthum, welches die Calmarer Union zu schaffen beabsichtigte, kam für Schweden nie zur Reife. Dem dänischen Hause blieb nur der Name der schwedischen Krone, die Kraft des Regiments war in den Händen hoher Beamten, welche der Adel unter dem Titel von Reichsverwesern wählte und die ihre Würde lebenslänglich behielten. Drei Männer aus dem alten Geschlechte der Sturen haben sich im Laufe des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts als Reichsverweser Schwedens ausgezeichnet: Sten Sture der Aeltere, Swante Sture und Sten Sture der Jüngere. Mit Gewalt behaupteten sie sich gegen die Namen-Könige zu Copenhagen.

Ein Thronwechsel in Dänemark brachte eine Aenderung dieser Verhältnisse hervor.

Christian II., der 1513 den dänischen Thron bestieg, wollte aus der Calmarer Union Ernst machen. Er verband sich zu Erreichung seines Zwecks mit dem kaum zuvor eingesetzten Erzbischofe von Upsala, Gustav

Trolle, einem vornehmen Cleriker, dessen Familie durch große Güter, die sie in Dänemark besaß, in das Unions-Interesse enge verflochten und durch alte Eifersucht gegen das Haus der Sture erbittert war. Gustav Trolle erhielt von Christian II. das Versprechen, daß er, sobald Schweden durch seine Hülfe unterjocht wäre, die Statthalterschaft des Reiches zu dem Erzbisthum hin empfangen solle, brachte viele Mitglieder der höhern Geistlichkeit und einen bedeutenden Theil des Adels auf seine Seite, zog Bewaffnete zusammen und verschanzte sich in dem starken Schlosse Stäcket. Es kam sofort zwischen dem Anhange des Königs und dem des Reichsverwesers, Sten Sture, zu einem Kriege, der mehrere Jahre mit abwechselndem Glücke geführt ward. Sten Sture ertheilte im Frühling 1517 einem jungen Anverwandten, Gustav Erichson, aus dem Hause Wasa, den Auftrag, das Schloß Stäcket zu belagern. Während dieser den Befehl vollstreckte, landeten 4000 Dänen unweit Stockholm, in der Absicht, den eingeschlossenen Erzbischof zu entsetzen. Der Reichsverweser rückte denselben entgegen, schlug sie und nöthigte sie, die Flotte wieder zu besteigen. Nach dem Siege mußte sich der Erzbischof Trolle an Gustav Erichson ergeben: er ward im September vor einen, von Sten Sture berufenen Reichstag gestellt, seiner Würden verlustig erklärt und in das Kloster Westerås eingesperrt.

Im folgenden Jahre erschien König Christian II. zum zweitenmale in Schweden an der Spitze eines Heeres und ausgerüstet mit einer Bulle des Pabstes Leo X., welche den Reichsverweser und seine Parthei mit dem Banne bedrohte, wofern Sten Sture nicht das zerstörte Schloß Stäcket auf eigene Kosten wiederherstellen und dem Erzbischof einen Schadenersatz von 100,000 Dukaten zahlen würde. Christian schloß die Stadt Stockholm ein. Obgleich der Angriff unerwartet war, wehrten sich die Bürger muthig und verschafften dem Reichsverweser, der sich damals in Südermannland befand, Zeit, mit seinen Leuten anzurücken. Die Schweden waren an Zahl den Dänen überlegen. Christian beinahe schon umringt, wollte sich wieder einschiffen, aber zu spät. Bei der Brücke von Bränkyrka kam es am 22. Juli 1518 zur Schlacht, in welcher der junge Gustav Erichson das Reichspanner Schwedens trug. Die Dänen erlitten eine Niederlage, welche nur deßhalb nicht vollkommen wurde, weil sich ein großer Theil ihres Heeres sammt dem Könige vor Anfang der Schlacht auf die Schiffe gerettet hatte. Die Flotte konnte jedoch wegen widriger Wind nicht absegeln und mußte drei Monate auf der Rhede von Stockholm bleiben. Hiedurch entstand Noth auf den Schiffen, es fehlte an Brod, sogar an Wasser, Seuchen und Hunger wütheten unter der Bemannung. In der Verzweiflung wagten die Dänen da und dort Landungen, wurden aber immer wieder zurückgetrieben. Um sich aus dieser peinlichen Lage zu erretten, knüpfte Christian II. Unterhandlungen mit Sten Sture an. Er versprach persönlich nach Stockholm zu kommen und sich dort mit dem Reichsverweser zu vertragen, wenn man ihm Lebensmittel liefern und

sechs Geißel, die er namentlich bezeichnete, für seine Sicherheit stellen würde. Sten Sture gewährte Beides. Die Geißel wurden auf ein Boot gesetzt; kaum hatte dasselbe die offene See erreicht, als ihm ein dänisches Kriegsschiff den Rückzug abschnitt. Da sich eben ein günstiger Wind erhob, segelte Christian mit den Gefangenen, die er auf solche Weise in seine Gewalt bekommen, nach Dänemark ab. Unter den sechs Geißeln befand sich der junge Gustav Erichson. Durch den Treubruch des dänischen Königs schien er für immer dem Dienste seines Landes entzogen, in Wahrheit aber ward er dadurch gerettet; denn wäre er in Schweden geblieben, so würde das Stockholmer Blutbad auch sein Haupt gefällt haben.

Christian sann auf Rache. Das Jahr 1519 verging unter Kriegsrüstungen. Mitten im Winter von 1519 auf 1520 brach der dänische Feldherr Otto Krumpe in Schweden ein. Sten Sture konnte dem überlegenen Feind nur 500 regelmäßige Soldaten und 10,000 Bauern entgegensetzen. In einem Gefechte auf dem Eise des Sees Asunden verwundet, starb Sten Sture den 3. Febr. 1520, während er in seinem Schlitten nach der bedrohten Hauptstadt eilte. Das Land ergab sich dem Sieger, nur Stockholm, durch Sten Sture's Wittwe, Christina Gyllenstierna, vertheidigt, leistete bis zum Herbste muthigen Widerstand.

Indessen war König Christian II. selbst nach Schweden gekommen. Mit ihm knüpfte die Wittwe Unterhandlungen an, die zu einem erwünschten Ziele zu führen schienen. Den 7. September 1520 hielt Christian II. seinen Einzug in Stockholms Mauern. In der Cathedrale empfing er, nachdem er die hergebrachten Rechte und Freiheiten Schwedens bestätigt hatte, den Segen, der Friede wurde verkündet, des Geschehenen sollte von nun an nicht mehr gedacht werden. Die Krönung des neuen Königs ward auf einige Monate verschoben, weil dringende Geschäfte Christian nach Dänemark zurückriefen. Er begab sich nach Copenhagen. Dort gedieh ein fürchterlicher Plan zur Reife. Den Räthen des Königs schien es unmöglich, bei dem alten Hasse zwischen Dänen und Schweden das neueroberte Land ohne ein großes stehendes Heer zu beherrschen, das hinwiederum alle Einkünfte des Reichs verschlingen und dadurch die Eroberung unnütz machen würde. Daher ging ihr Beschluß dahin, man müsse zur Ausrottung der angesehensten Männer schreiten; seiner Häupter beraubt werde das gemeine Volk Gehorsam lernen.

Ende October erschien Christian II. wieder in Stockholm. Mit großer Pracht ward die Ceremonie der Krönung vollzogen. Der König verbarg die Anschläge, die er im Herzen trug, unter der Maske wohlwollender Freundlichkeit gegen seine neue Unterthanen. Plötzlich aber änderte sich die Scene. Am dritten Tage der Festlichkeiten, die auf die Krönung folgten, während eben die angesehensten Männer der Stadt im Schlosse von Stockholm versammelt waren, wurden plötzlich die Thore desselben geschlossen. Alsbald trat der Erzbischof Trolle mit einer Klage auf über

die Gewalt, die ihm und dem Stuhle von Upsala durch den verstorbenen Reichsverweser und seine Parthei widerfahren sey, und forderte Genugthuung dafür im Namen der Kirche. Die Wittwe Sten Sture's, welche anwesend war, berief sich auf den Reichstagsbeschluß, durch wegen der Erzbischof damals in aller gesetzlichen Form seines Amtes verlustig erklärt worden sei, und erinnerte König Christian an den Friedensvertrag und seine Eide. Dieser hatte die Heuchelei, das Richteramt von sich abzulehnen: nicht ihm komme es zu, sagte er, in der vorliegenden Sache zu entscheiden, sondern die Angeklagten sollen sich vor zwei dänischen Bischöfen vertheidigen, die vom Pabste dazu ermächtigt seyen. Er hatte zuvor zwei seiner Prälaten angewiesen, die bezeichnete Rolle zu spielen. Sofort wurden ohne weiteres Verhör alle anwesenden Schweden ergriffen und in Kerker geworfen. Am folgenden Morgen legte man ihnen die Frage vor, ob es nicht eine Ketzerei sey, sich wider den heiligen römischen Stuhl zu verschwören, welche Frage sie mit Ja! beantworten mußten. Hiemit galt ihr Urtheil als gesprochen. Am nämlichen Morgen ritten dänische Herolde unter Trompetenschall durch die Stadt Stockholm und machten bekannt, daß kein Bürger sich bei Todesstrafe auf den Straßen blicken lassen solle, bevor ein gewisses Zeichen gegeben würde. Alle Thore und Straßen waren von dänischen Soldaten besetzt, Kanonen auf den Plätzen aufgeführt. Es war der 8. November 1520. Gegen Mittag wurden die Bürger auf den großen Marktplatz beschieden. Eben hieher sah man nun die am vorigen Tage Verhafteten zur Enthauptung führen. Die Reihe traf zuerst zwei Bischöfe. Dann wurden zwölf weltliche Herrn, größtentheils Räthe des Reichs, endlich der Bürgermeister und die Rathsherrn von Stockholm nebst vielen angesehenen Bürgern enthauptet. Unter den ersteren befand sich Gustav Wasa's Vater, Erich Johannson. Ein Augenzeuge berichtet, er habe 94 Köpfe fallen sehen. Zugleich waren Galgen errichtet, an welchen man Bürger und Diener der hingerichteten Edelleute und andere nicht gut dänisch gesinnte Einwohner ohne weitere Formalitäten aufknüpfte. Wie in Stockholm, so wurde auch in andern Städten Schwedens und Finnlands gegen die Anhänger des verstorbenen Reichsverwesers Sten Sture verfahren. Ungefähr 600 Häupter fielen im Ganzen. Nach solchen Greueln verließ Christian II. zu Anfang des Jahres 1521 Schweden. Christina Gyllenstierna, die Wittwe Sten Sture's, deren Leben er auf Fürbitten des dänischen Admirals Norby geschont, mußte ihn mit ihren Kindern begleiten; sie sollten als Geißel der künftigen Ruhe Schwedens dienen.

Er glaubte sich für immer des Nachbarlandes versichert, aber er täuschte sich, ein Nachfolger Sten Sture's wirkte bereits in den Thälern Dalekarliens wider ihn.

Nachdem durch das Stockholmer Blutbad die Häupter des Adels gefällt waren, lebte nur noch einer, der die nöthigen Fähigkeiten besaß, um Schwedens Unabhängigkeit zu verfechten. Dieser Eine war jener

junge Anverwandte Sture's, Gustav Erichson, der Geißel des Jahres 1518, den König Christian nach Dänemark abgeführt und einem dänischen Edelmann, Baner, zu ritterlicher Haft übergeben hatte. Auf dem Schlosse Callö in Jütland gefangen gehalten, entfloh Gustav im September 1519 heimlich nach Lübeck, fand dort im Sommer 1520 Gelegenheit nach Schweden hinüber zu gelangen, irrte Monate lang, von Häschern verfolgt und unter merkwürdigen Abenteuern im Lande herum, kam endlich im Winter 1520 nach der von Bergleuten und Hirten bewohnten Provinz Dalekarlien und entdeckte sich dort um das Neujahr 1521 einigen der angesehensten Einwohner, die durch die Nachricht von den blutigen Vorgängen zu Stockholm in große Aufregung versetzt waren. Das Volk Dalekarliens erwählte ihn zum Herrn und Hauptmann des Reichs. Sechszehn tüchtige Männer wurden ihm zur Leibwache gegeben, einige hundert andere schloßen sich denselben an und hießen seine Fußgänger. Das Glück begünstigte den Kühnen. Im Februar 1521 bemächtigte er sich der königlichen Steuergelder in den Bergwerkdistrikten und verjagte die Vögte Christian's II.; im April errang er einen Sieg über 6000 eilends zusammengeraffte Soldaten, welche die von dem Dänenkönige zurückgelassenen Reichsverweser Beldenacke und Gustav Trolle wider ihn geführt hatten. Im Juni konnte Gustav bereits die Belagerung Stockholms eröffnen, wohin sich die Ueberbleibsel der dänischen Streitkräfte warfen. Dieselbe dauerte mit vielen Unterbrechungen und mannigfachen Unglücksfällen volle zwei Jahre. Schwieriger als der Kampf gegen die Feinde war für Gustav das Geschäft, die Bauern-Haufen zusammenzuhalten, die nach einiger Dienstzeit immer wieder nach Hause zu gehen verlangten. Er mußte nach und nach sein ganzes Erbgut aufwenden, um die Ueberdrüßigen zu gewinnen, und ohne Zweifel hätte er auch so seinen Zweck nicht erreicht, wären nicht einige unerwartete, für ihn günstige Ereignisse eingetreten. Erstlich ließen sich die Lübecker herbei, ein Bündniß mit Gustav abzuschließen und in Folge desselben ihm Schiffe und Kriegsbedürfnisse zu liefern. Die Hansestädter wollten nämlich durch Verlängerung des Bürgerkriegs den König von Dänemark, dessen weitaussehende Plane sie mit argwöhnischen Augen belauerten, schwächen. Aber nur gegen hohe Zinse gewährten sie dem Schweden die ersehnte Hülfe. Noch glücklicher für Gustav war der Umstand, daß der dänische König von seinem hohen Adel im April 1523 gestürzt und aus dem Lande vertrieben ward. Christan II. hatte es nämlich versucht, wie in Schweden, so auch in Dänemark die Macht der Großen zu brechen. Als es zum Aufstande kam, fehlte ihm der Muth, obgleich das gemeine Volk, das er gehoben, für ihn fechten wollte. Ohne Kampf floh er nach Holland. Der Nachfolger Christian's, Herzog Friedrich von Holstein, den die empörten Stände auf den dänischen Thron beriefen, fand daheim allzuviel zu thun, als daß er den Krieg in Schweden mit Nachdruck hätte fortsetzen können. So wandte sich das Blatt zu Gunsten Gustav's. Noch vor der Vertreibung Christian's hielt

er einen Reichstag in der Stadt Wadstena. Siebenzig adelige Schweden, die seit kurzem die dänische Parthei verlassen hatten, nebst vielen Andern aus allen Ständen besuchten diese Versammlung: sie bot Gustav die Krone an. Er verweigerte die Annahme, worauf ihm alle Anwesende Treue und Gehorsam als dem Reichsverweser Schwedens schwuren. Dies war die erste öffentliche Erklärung des Adels für seine Sache.

Zwei Monate nach dem Sturze seines königlichen Gegners, im Juni 1523, berief Gustav eine andere Reichsversammlung nach Strengnäs. Hier erschienen Gesandte des neuen dänischen Herrschers Friedrich I. mit dem Verlangen, daß ihr Gebieter, der Calmarischen Union gemäß, auch in Schweden anerkannt werden möge. Die schwedischen Stände antworteten mit einer Königswahl, die auf Gustav Erichson, den Befreier des Landes, fiel. Gustav weigerte sich abermal eine gute Weile, die Wahl anzunehmen. Er wollte die anwesenden Herren vom Adel fühlen lassen, daß nicht er Schwedens, sondern daß Schweden seiner bedürfe. Zuletzt willigte er ein und wurde als König Gustav I. ausgerufen.

Indessen herrschte in dem belagerten Stockholm der äußerste Mangel, die Besatzung mußte Ende Juni capituliren. Calmar war schon im Mai übergegangen. Die südlichen Provinzen des heutigen Schwedens, Schonen, Bleckingen, Haland blieben den Dänen, aber im Norden, so wie in Finnland besaßen letztere keinen Fußbreit Erde mehr. Am Tage vor dem Johannisfeste hielt Gustav Wasa I. seinen Einzug in die Hauptstadt Stockholm. Er zählte damals zwischen 20—30 Jahre: sein Alter ist nicht genau bekannt. Neuere Nachrichten nennen das Jahr 1490 als sein Geburtsjahr, die älteren sind ungewiß, sie schwanken zwischen 1490, 1495, 1496 und 1497.

Die Umstände brachten es mit sich, daß der schwedische Adel, selbst wenn er gewollt hätte, an der Bewegung, welche den jungen Wasa groß machte, wenig oder keinen Antheil nehmen konnte. Die Häupter der alten Geschlechter waren ja im Stockholmer Blutbade gefallen. Das Volk, der Bürger und insbesondere der Bauernstand hatte Alles gethan, ihm verdankte Gustav seine Krone. Mit gutem Bedacht wählte er daher die Worte zu seinem Wahlspruch: Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft.

Als die Empörung in Schweden ausbrach, hatte der Witteberger Mönch bereits den Kampf gegen das Pabstthum begonnen. Mehrere Gründe wirkten zusammen, daß Gustav sofort für Luther Parthei nahm. Die glückliche Umwälzung, welche ihn auf Schwedens Thron erhob, war, wie wir sahen, ebensosehr gegen das Ansehen des Stuhles Petri, wie gegen die dänische Krone gerichtet. Luther und Gustav Wasa hatten daher am Pabste einen gemeinschaftlichen Feind. Außerdem vermochte eine Triebfeder der stärksten Art den jungen König sich für eine Lehre zu erklären, welche das Eigenthum der Kirchengüter den Fürsten verhieß. Bei seiner Thronbesteigung fand er den Schatz leer, die Kron-

einkünfte verschleudert. Drei Monate nach dem Einzug in Stockholm gab er auf einem Jahrmarkte zu Westerås vor dem versammelten Volke folgende Uebersicht des öffentlichen Vermögens: 960,000 Mark habe der Krieg gekostet, zu deren Aufbringung er, der König, genöthigt gewesen sey, sich in große Schulden zu stürzen. Die Forderungen der Lübecker belaufen sich auf 68,000 Mark für geleistete Dienste und Waaren, nebst 8000 Mark für baare Vorschüsse. Dagegen betragen die laufenden jährlichen Einkünfte der Krone blos 24,000 Mark. Wie nun helfen? Gustav Wasa verfiel auf denselben Gedanken, den damals viele deutsche Herren mit Nachdruck verfolgten: an den Gütern der Kirche sollte sich der Staat erholen. Wirklich waren die Reichthümer der hohen Clerisei, im Verhältniß zu jenen Zeiten und der Armuth Schwedens, sehr bedeutend. Zwei Drittheile des Grundeigenthums befanden sich in ihrem Besitze, nur ein Drittheil blieb für den Adel, den König und das Volk übrig.

Gleichwohl bot der Versuch, die Krone auf diese Art zu kräftigen, Schwierigkeiten dar. Nicht nur hing die Masse des Volks, dessen Gefühle Gustav schonen mußte, an den herkömmlichen Kircheneinrichtungen, sondern es ließ sich voraussehen, daß der Adel nie gutwillig die Unterdrückung eines Standes billigen werde, dessen Reichthümer fast ausschließlich seinen Angehörigen zu gute kamen. Denn die hohen geistlichen Stellen, die Bischofs-Stühle, die Abteien fielen in Schweden, wie im übrigen Europa, hauptsächlich den nachgebornen Söhnen der Geschlechter zu. Gustav beschloß die weltlichen Herren dadurch für seinen Plan zu gewinnen, daß er ihnen einen Theil der geistlichen Beute in Aussicht stellte.

Mit großer Schlauheit und nicht ohne lange Vorbereitungen legte er Hand ans Werk. Noch vor seiner Erhebung stand er in Briefwechsel mit Luther, auch befanden sich bereits in Schweden einige Theologen, die in Wittenberg studirt hatten. Der König setzte zwei derselben, die Brüder Olaus und Laurentius Petri, jenen zum Prediger in Stockholm, diesen zum Professor in Upsala ein. Der Bischof von Linköping, Brask, das Haupt der katholischen Parthei, widersprach und forderte, gestützt auf einen Brief Pabst Adrian's VI., Einführung der Inquisition in allen Bisthümern, und Verbot der Schriften Luther's; er ward zur Ruhe verwiesen. Bald zeigten sich Bewegungen unter den Einwohnern der Städte zu Gunsten der neuen Lehre; zu Upsala ließ Gustav an Weihnachten 1524 eine öffentliche Disputation für und wider die Reformation halten, wobei eine derbe Sprache gegen das Pabstthum geführt ward. Um zugleich von einer andern Seite her auszugreifen, hielt der König um dieselbe Zeit die Geistlichkeit zu außerordentlichen Beiträgen für die Kriegskosten an. Die Kirchen mußten Silber, die Bischöfe einen guten Theil ihrer Zehnten hergeben, in die Klöster wurden Soldaten verlegt, deren Unterhalt die Mönche zu bestreiten hatten. Diese Neuerungen erfolgten nicht ohne Widerstand. Zwei Bischöfe, die Gustav vor Kurzem eingesetzt hatte und auf deren Gehorsam er rechnete, bearbeiteten das

Volk wider ihn. Gustav setzte sie ab und ließ, als sie erst nach Dalekarlien, dann nach Norwegen flohen, ihre Auslieferung verlangen. Der Erzbischof von Drontheim im nördlichen Norwegen, an welchen sich der König deßhalb gewendet hatte, war schwach genug, sie der Rache Gustav's preiszugeben. Sie wurden nun nach Stockholm gebracht, vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und im Februar 1527 enthauptet.

Im Sommer desselben Jahres führte Gustav unter dem Eindrucke des Schreckens, den diese grausame That erregte, einen Hauptstreich. Er berief eine Reichsversammlung nach Westeräs, bei der 4 Bischöfe, viele Geistliche, 15 Reichsräthe, 129 Edelleute, 32 Bürger, 14 Bergleute, 105 Bauern erschienen. Dem Adel war vorher angedeutet worden, daß er einen Theil von der Beute bekommen werde, wenn er mit dem Könige stimme. Gustav zählte deßhalb auf ihn. Vor Anfang der Verhandlungen erfuhr die Geistlichkeit eine symbolische Demüthigung. Der König gab den Ständen ein Gastmahl. Als die Bischöfe nach altem Brauche die ersten Plätze um den König einnehmen wollten, rief Gustav den hohen Adel in seine Nähe, den Bischöfen wurden ihre Plätze unten bei den niedern Edelleuten, Bürgern und Bauern angewiesen. Am folgenden Morgen versammelten sich die Priester in einer Kirche bei verschlossenen Thüren und unterzeichneten zum Voraus eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte des Clerus. Doch hatten sie nicht den Muth, mit diesem Aktenstück öffentlich aufzutreten; sie versteckten es unter den Fußboden der Kirche, wo es nach 15 Jahren aufgefunden wurde.

Gustav's Kanzler eröffnete die Landtagsverhandlungen mit einer wohldurchdachten Rede: „Stets sey den Regenten des Reichs von den Bischöfen getrotzt worden, und auch jetzt versuchen es letztere wieder, indem man den König beschuldige, Ketzerei zu verbreiten. So könne das Regiment nicht fortdauern, entweder müsse man der Krone ein durch die Zeitumstände nöthig gewordenes höheres Einkommen zusichern, und dem verarmten Adel, was seine Ahnen aus Einfältigkeit den Mönchen geschenkt, zurückgeben, oder sey Gustav bereit, der Krone zu entsagen und sich für die Ehre eines Regiments, wie bisher, zu bedanken."

Nachdem dies vorgelesen war, verlangte der König Antwort von dem Herrenstande und den Bischöfen. Der älteste im Reichsrathe, Jönson, erhob sich und winkte dem Bischofe von Jönkoping, Brask, zu sprechen. Dieser sagte, „er wisse zwar wohl, welche Treue er dem Könige schulde, doch sey er und sein Stand auch der Kirche und dem Pabste verpflichtet, und könne, ohne Einwilligung des heiligen Vaters, weder zur Veränderung der Lehre noch zur Verkümmerung der Kirchengüter seine Zustimmung geben."

Den Widerspruch der Bischöfe hatte Gustav erwartet, aber nicht, daß der hohe Adel im gleichen Sinne sprechen werde. Als er die weltlichen Herren um ihre Meinung fragte, antwortete Jönson im Namen seines Standes: „er wisse Nichts besseres." „Wenn es so ist," rief nun

Gustav aus, „mögen wir nicht mehr König seyn, und fordern Das zurück, was wir von unserem väterlichen Erbgut für das Land verwendet haben. Alle Lasten ladet man uns auf den Hals, Ihr alle wollet den König meistern, Mönche und Kreaturen setzt Ihr uns über das Haupt, und für all unser Bemühen zu eurem Wohl haben wir keinen andern Lohn zu erwarten, als daß Ihr es gerne sähet, wenn uns die Axt im Genicke säße, obgleich keiner von euch den Stiel selbst anfassen will. Wer wollte unter solchen Bedingungen König sein." Mit diesen Worten verließ er die Versammlung.

Auf die Entfernung des Königs herrschte zuerst Stille, dann Flüstern, zuletzt Lärm. Die Partheien sonderten sich. Die Anhänger des Königs gingen auf das Schloß, die Priester mit einigen des hohen Adels begaben sich in das Haus des Reichsmarschalls Jönson. Die Geistlichkeit glaubte ihre alte Macht wieder errungen zu haben. Aber es ging anders. In der nächstfolgenden Versammlung, während der Adel noch unschlüssig war, und ein Theil dieses Standes zum König, ein anderer zur Geistlichkeit hinneigte, erhub sich der Sprecher des Bürgerstandes und rief: die Bürger würden es mit dem Könige halten und für den Dienst des Staates sorgen. Die Bauern schloßen sich den Bürgern an. Nun verloren die Geistlichen den Muth. Einer der Bischöfe, ein gutmüthiger Mann, Sommar, erklärte, es sey nicht so gemeint, als wollten die Cleriker zum Nachtheil des Staats ihren Reichthum für sich behalten. Rasch benützte der königliche Anhang die Schwäche des Clerus. Unter dem Vorwande, „damit der Reichstag sehen könne, wer Recht habe," wurde ein Religionsgespräch veranstaltet. Olaus Petri und der Dompropst Galle disputirten vor der Versammlung einen ganzen Tag mit einander; der Letztere antwortete Anfangs lateinisch, bis das Volk ihn bedrohte, wenn er nicht die Muttersprache gebrauchen würde. Am dritten Tage mußten die Priester den Widerstand aufgeben, denn die Bürger und Bauern drohten Alle todt zu schlagen, die es nicht mit dem Könige hielten. Jetzt ward eine Deputation an den König abgesandt, der sich inzwischen mit seinen Kriegsobersten auf dem Schlosse vergnügt hatte. Als ihm das Gesuch der Stände, die Regierung wieder annehmen zu wollen, vorgetragen ward, gab er harte abschlägige Antwort. Dreimal wurde die Bitte durch neue Deputirte vorgebracht, zuletzt mit Fußfall und Thränen, ehe er einwilligte.

Gustav feierte einen vollkommenen Triumph und setzte alle seine Forderungen durch. Der Reichsbeschluß, der sie genehmigte, ward vom Adel, einigen Bürgern, Bauern und Bergleuten unterzeichnet. Die Bischöfe durften nicht einmal mit unterschreiben, sondern in einer besondern Schrift mußten sie erklären: „sie seyen es zufrieden, wie reich oder arm sie seine Gnaden der König haben wolle." Die Beschlüsse sagten aus: 1) gemeinschaftliche Verpflichtung aller Stände, jedem Aufruhr zu widerstehen, und die gegenwärtige Regierung wider innere und auswär-

tige Feinde zu vertheidigen; 2) Berechtigung des Königs, die Schlösser der Bischöfe wegzunehmen, ihre Einkünfte, so wie die der Kanonikate, nach Gutdünken zu bestimmen und über die Klöster frei zu verfügen; 3) Berechtigung des Adels, wieder einzuziehen, was von seinem Erbe und Eigenthum seit dem Jahr 1454 an Kirchen und Klöster gekommen seye. Doch ward hieran die Bedingung geknüpft, daß der Erbe durch den Eidschwur von zwölf Männern sein Geburtsrecht nachweisen müsse; 4) Erlaubniß, daß die Prediger das reine Wort Gottes verkündigen dürfen.

In einem weiteren Zusatze zu diesem Akte ward verordnet: alle geistlichen Stellen dürfen in Zukunft nur mit Einwilligung des Königs besetzt werden, dem König stehe es frei, unwürdige Priester abzuschaffen; in weltlichen Dingen solle die Geistlichkeit unter weltlicher Gerichtsbarkeit stehen; endlich solle das Evangelium (von dem Gustav bereits 1525 eine schwedische Uebersetzung hatte verfertigen lassen), von dem Johannistage 1527 an in allen Schulstuben gelesen werden.

Sogleich, nachdem diese Beschlüsse gesetzliche Formen erhalten hatten, wandte sich Gustav an die anwesenden Bischöfe und forderte ihre Schlösser für die Krone. Alle mußten geben, was der König verlangte. Die Klöster wurden eingezogen, die bischöflichen Einkünfte auf ein bescheidenes Maß herabgesetzt, die neuen lutherischen Pfarreien mit einem Theil ihrer früheren Zehnten ausgestattet. Die Kirche Schwedens und ihr Gut befand sich in der Gewalt der Krone.

Man glaube nicht, daß die besiegte katholische Parthei die Hand in den Schooß legte. Mehrere und zum Theil gefährliche Aufstände brachen vor und nach dem Reichstage von Westeräs aus, indem das Volk in einigen Provinzen, namentlich auch in Dalekarlien, für die gestürzte Geistlichkeit Waffen gegen den König erhob. Durch seine Thatkraft behielt jedoch Gustav die Oberhand.

Bald durfte er es wagen, dem Herrenstande, der gestützt auf die oben angeführte Bestimmung von Westeräs, eine Masse Kirchengüter an sich gerissen hatte, die Beute wieder abzujagen. Im Jahre 1538 erließ er das Gesetz, daß Niemand geistliche Besitzungen behalten dürfe, er habe denn sein Recht dazu vor dem Könige erwiesen. Gustav schrieb damals Briefe an Adelige, worin es unter Anderem hieß: „Güter, Höfe und anderes Eigenthum der Kirche, Klöster und Präbenden zu entwenden, dazu seyd ihr Alle gar sehr willig und bereit, und das nennet ihr Christenthum und evangelische Lehre!" Viele Ländereien, die von den Herren in Besitz genommen waren, kamen auf diese Weise wieder an die Krone zurück, auch andere nutzbare Rechte, welche der Adel sich in den Zeiten der Calmarer Union über die Bauern angemaßt hatte, schlug Gustav nieder.

Bis 1540 war nichts über die Thronfolge festgesetzt. Dem von Gustav gegründeten Gebäude fehlte der Schlußstein, an dessen Einfügung

er erst denken konnte, nachdem seine Herrschaft völlig befestigt war. Auf mehreren Reichstagen, die in den Jahren 1544 bis 1547 zu Oerebro, Strengnäs und Westeräs gehalten wurden, vollendete er das Werk der Größe seines Hauses. Die vier Stände des Landes: der Adel, die Geistlichkeit, welche jetzt nicht mehr blos durch Bischöfe, sondern auch durch Pfarrer vertreten war, die Bürger und Bauern erkannten den Grundsatz an, daß die schwedische Krone hinfort nach dem Erstgeburtsrecht an die männlichen Nachkommen des Wasastammes übergehen solle. Dieses Gesetz führt den Namen der Erbvereinigung von Westeräs.

Nachdem der erste Wasa während einer nicht ganz vierzigjährigen Regierung Schweden von fremdem Joche befreit und auf den Trümmern katholischer Kirchenmacht ein neues protestantisches Herrscherhaus gegründet hatte, starb er den 29. September 1560, eine gefüllte Schatzkammer, einen durch Handel und Ordnung blühenden Staat hinterlassend. Die Anhänglichkeit der niedern Stände folgte ihm ins Grab. Der Adel dagegen theilte diese Zuneigung nicht und zwar aus begreiflichen Gründen. Hatte er nicht durch Gustav Wasa seine alte Unabhängigkeit und eine Masse nutzbarer Rechte verloren! war nicht durch die Einziehung der Kirchengüter, deren Genuß vormals hauptsächlich nachgebornen Söhnen des Adels zukam, vor andern dieser Stand betroffen worden! Auch verhehlte derselbe seine Unzufriedenheit über Gustav's Erfolge keineswegs. In einem Buche, welches der Reichsrath Peter Brahe, ein Schwester-Sohn Gustav Wasa's, schrieb, stehet [1]) folgende Stelle: „Welch' große Freiheiten und Privilegien ehemals Ritterschaft und Adel hier im Reiche besaßen, davon wissen jetzt kaum Wenige noch etwas zu sagen. Zu jener Zeit genoßen geistliche und weltliche Herrn königliche Rechte über ihre Bauern. Da that jeder Ritter Dienst nach seinem Willen und Bequemen, und hatte gute Zeit sich zu rüsten, und wo der Zug weiter ging als bis an die Gränze, mußte die Krone den Schaden an Roß und Mann ersetzen. Dazu hatten die Räthe des Reichs und andere vornehme Männer großen Unterhalt an Land und Lehen von der Krone, und außerdem freie Bezirksgerichte (die ein großes Einkommen für den Adel waren, weil er die Geldbußen einziehen durfte). Aber seit 60 Jahren haben Wir solche Freiheit verloren und die Anforderungen an uns sind immer strenger geworden.“ — Man merke wohl, daß mit jenen 60 Jahren der Regierungsantritt Gustav's I. gemeint ist, denn das obengenannte Buch wurde im Jahre 1585 verfaßt.

Unter solchen Umständen darf es nicht überraschen, daß während der zwei nächsten Regierungen der Herrenstand große Anstrengungen machte, um das Werk des ersten Wasa umzustürzen, oder, was hiemit gleich bedeutend, die Zustände des Zeitalters der Calmarer-Union wieder herzustellen.

---

[1]) Die Stelle abgedruckt bei Geijer, Geschichte von Schweden II, 236.

Gustav Wasa hinterließ männliche Nachkommenschaft aus zwei verschiedenen Ehen. Das erstemal heirathete er im Jahr 1532 die Prinzessin Katharina, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg. Sie gebar ihm 1533 seinen ersten Sohn, Erich, und starb zwei Jahre später. Die zweite Ehe ging Gustav 1536 mit Margaretha Lejonhufvud, der Tochter eines im Stockholmer Blutbad umgekommenen Reichsraths, ein. Diese Margaretha gebar ihm drei Söhne, Johann, Magnus, Karl, von denen der mittlere in seiner Jugend starb, die zwei Andern nach einander regierten. In seinem Testamente hatte Gustav den Erstgeborenen Erich zum Thronfolger bestimmt, zugleich aber Johann zum Herzog von Finnland, Magnus zum Herzog von Ostergothland, Karl zum Herzog von Südermannland eingesetzt. Wichtige Theile des Reichs waren somit an verschiedene Besitzer zersplittert, und wenn Erich auch den königlichen Namen über das Ganze trug, so besaßen doch die Herzoge große Macht in ihren Provinzen.

Aus mehreren Umständen erhellt, daß Gustav Wasa diese Anordnung, welche unter andern Verhältnissen ein politischer Fehler gewesen wäre, mit Bedacht traf. Er hielt es für ein kleineres Uebel, daß Erich Eifersucht gegen seine Brüder hege, als daß die jüngeren Prinzen, wenn sie unversorgt blieben, den Umtrieben des unzufriedenen Adels in die Hände fielen. Gleichwohl wurde letztere Folge nicht abgewendet.

Erich war ein Herr von heißem Blute, mittelmäßiger Fassungskraft und mit der Neigung zum Wahnsinn behaftet, welche seitdem bei manchen Gliedern des Wasastamms bemerkt worden ist. Die reiche Ausstattung seiner Brüder schmerzte ihn, doch wandte sich sein Groll Anfangs nicht sowohl gegen die Jüngeren, Magnus und Karl, von denen der letztere, bei Gustav's Tode ein kleiner Knabe, allein des Vaters Geist geerbt hat, als gegen Johann, der damals 23 Jahre zählte. Das Mißtrauen wuchs durch die Verheirathung des Herzogs. Johann vermählte sich nämlich im Jahre 1562 mit der Prinzessin Catharina Jagellonika, der Schwester des Königs Sigismund II. von Polen, einer eifrigen Katholikin.

Diese Verbindung war das tief angelegte Werk zweier Partheien, die sich die Hand gereicht haben. Auf der Schweden gegenübergelegenen Südküste des baltischen Meeres verwaltete seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Bisthümer Culm und Ermeland Stanislaus Hosius, ein ausgezeichneter Cleriker, den wegen seiner Verdienste um die katholische Kirche Pabst Pius IV. im Februar 1561 mit dem Purpur schmückte. Hosius, der sein ganzes Leben und die Hilfsmittel eines reichen erfinderischen Geistes dem Gedanken der Wiederherstellung des alten Glaubens widmete, sammelte eine Reihe gleichgesinnter Gehilfen, namentlich Mitglieder des eben aufblühenden Jesuitenordens um sich und wandte seine Anstrengungen nächst Polen, welchem Reiche die beiden ebengenannten Bisthümer angehörten, dem benachbarten Schweden zu. Er und seine Mitarbeiter, die Jesuiten, erkannten, daß ohne

die Hilfe eines mächtigen Standes Schweden nicht wieder für die katholische Kirche gewonnen werden könne. Sie richteten ihre Augen auf den Adel, der durch Einführung der Reformation die oben erwähnten großen Verluste erlitten hatte, und es muß ihnen gelungen sein, mehrere Adelige in ihren Kreis zu ziehen. Folgender Plan ward entworfen: der schwedische Herrenstand solle dahin wirken, daß ein thronberechtigter Prinz aus dem Wasastamme eine polnische Königstochter heirathe, sich von der ihm Anvermählten für den alten Glauben stimmen, und auch seine Nachkommenschaft in dem katholischen Bekenntnisse erziehen lasse. Würde dies glücken, so wolle man weiter Vorsorge treffen, daß der Erbe solcher Ehe bei nächster Erledigung der polnischen Krone zum Nachfolger erwählt, und daß ihm zugleich in diesem Falle zur Bedingung gemacht werde, seinen Königssitz nicht in Stockholm sondern in Warschau aufzuschlagen. Geschehe letzteres, so besitze Schweden wieder wie in den Zeiten der Calmarer Union einen König jenseits des Meeres und der Adel könne walten wie in den guten alten Tagen.

Die beabsichtigte Ehe kam zu Stande; aber König Erich behandelte dieselbe als ein Staatsverbrechen. Auf seinen Befehl ward Herzog Johann 1563 sammt der Neuvermählten in Finnland verhaftet und nach Schweden abgeführt. Ein vom Könige niedergesetztes Gericht verdammte den Herzog zum Tode, doch hatte Erich nicht den Muth, das Urtheil zu vollstrecken. Er schlug der Gemahlin Johann's vor, sich von ihrem Gatten zu trennen und versprach ihr, wenn sie einwillige, Freiheit und fürstlichen Unterhalt auf einem Schloße. Catharina wies dies Ansinnen mit Verachtung zurück, sie ging mit ihrem Manne in den Kerker. Vier Jahre ist sie daselbst geblieben und hat in der Gefangenschaft ihren ersten Sohn, Sigismund, den nachmaligen König von Polen und Erbfeind Gustav Adolph's geboren. Während derselben Zeit trieb Herzog Johann fast nichts als Theologie, unter der Leitung der beiden Capellane seiner Gemahlin, Johann Herbst und Joseph Albert vertiefte er sich in das Studium der Kirchenväter, was zur Folge hatte, daß er, als er den Kerker verließ, im Herzen dem katholischen Glauben anhing. Im nämlichen Glauben wurde auch sein erstgeborener Sohn Sigismund erzogen.

Diejenigen, welche die Ehe Johann's mit der Polin herbeigeführt hatten, vergaßen ihn in seiner Bedrängniß nicht. Sie suchten die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten aufzuregen. Darüber wuchs der Argwohn des Königs mehr und mehr. Erich wüthete erst gegen Niedere, dann auch gegen Hohe die er im Verdachte hatte, daß sie ihm abgeneigt seien. Viele Schweden wurden hingerichtet. Gefoltert durch Furcht und das Bewußtsein seiner Grausamkeit verfiel Erich im Mai 1567 in Wahnsinn, welcher, als wieder einiges Licht in das Dunkel seiner Seele fiel, der Reue Platz machte. Auf Bitten des jüngsten Bruders Karl, der indeß zum Jüngling herangereift war, gab er im October 1567

den gefangenen Johann los. Im Juli des folgenden Jahres vermählte sich Erich mit seiner bisherigen Geliebten Catharina Mäns, einer Corporalstochter. Dieser letztere Schritt beschleunigte den Sturz des Unglücklichen. Die Herzoge Johann und Karl konnten es nicht ertragen, daß ihnen durch Nachkommenschaft aus solcher Ehe die Aussicht auf die Thronfolge abgeschnitten werden solle. Gemeinschaftlich empörten sie sich gegen Erich und zwangen ihn im Herbste 1568 sich zu ergeben. Er ward der Krone verlustig erklärt, in mehreren Kerkern herumgeschleppt, aufs härteste behandelt, zuletzt, da fortwährend Verschwörungen zu seinen Gunsten angezettelt wurden, auf des Königs Johann Befehl den 26. Februar 1577 nach neunjähriger Haft vergiftet.

Gleich nach Erich's Sturze hatte Johann den Thron bestiegen, aber sein Bruder und Mitverschworner Karl behielt außer dem Herzogthum Südermannland, das ihm Gustav Wasa hinterlassen, großen Einfluß auf die Verwaltnng des ganzen Reichs. Der neue König eilte seine Verbindlichkeiten gegen Die zu erfüllen, welche ihn bisher geleitet hatten. Die ersten Früchte pflückte der Herrenstand. Johann III. gab dem Adel das von Gustav Wasa beschränkte, von Erich aufgehobene Recht zurück, die gerichtlichen Geldbußen von seinen Lehenbauern einzuziehen. Außerdem wurde der Roßdienst, den der Adel als Hauptpflicht gegen die Krone im Kriege leisten mußte, ansehnlich vermindert. Die Lehensbauern der Herren sollten ferner, von allen Frohnen für die Krone befreit, nur auf eine Meile Entfernung von den Höfen ihren Grundherren zum Kriegsdienste verpflichtet sein, und nur die Hälfte von Dem, was die Kron- oder freien Bauern an allgemeinen Abgaben leisten mußten, bezahlen dürfen.

Die nächste Sorge des Königs war, dem Glauben, den er als Gefangener lieb gewonnen, in seinem Erbreiche den Sieg zu verschaffen. Nicht ohne Gefahr konnte dies bewerkstelligt werden, weil das Volk an dem von Gustav Wasa eingeführten Lutherthum hieng, und weil der von Gustav Wasa eingesetzte erste lutherische Erzbischof Schwedens Laurentius Petri großen Einfluß besaß. Der König mußte sich deßhalb Anfangs mit leisen Vorbereitungen begnügen, aber kaum war der alte Laurentius Petri 1573 mit Tod abgegangen, als Johann deutlicher mit seinen Absichten hervortrat. An die Stelle des Verstorbenen beförderte er dessen Eidam Laurentius Gothus einen einfältigen Mann, der an die Möglichkeit der Versöhnung beider Religionspartheien durch einen theologischen Mittelweg glaubte. Der Neuerwählte mußte 17 Artikel unterzeichnen, worin die Herstellung der Klöster, Verehrung der Heiligen, Fürbitte für die Todten, Wiederaufnahme der alten katholischen Ceremonien ausbedungen waren. Er wurde 1575 mit hierarchischen Prunke geweiht. Im folgenden Jahre kamen zwei Jesuiten aus Löwen, Florentius Feyt und Laurentius Norwegus nach Schweden; auf Befehl des Hofes verbargen sie ihren Glauben und wurden in Stockholm als Lutheraner empfangen. Sie ließen sich als Lehrer bei dem neuen geistlichen Semi-

narium, das Johann eben in der Hauptstadt eingerichtet, melden, und wurden angenommen. Alle Geistlichen in Stockholm erhielten Befehl, ihre Vorlesungen zu besuchen. In denselben beriefen sie sich auf die Schriften der Reformatoren, aber so, daß sie nur zweideutige Stellen hervorhoben und Widersprüche nachwiesen. Der König selbst ordnete öffentliche Disputationen an, an denen er in eigener Person Theil nahm und gegen den Pabst loszog, sich aber sogleich widerlegen ließ. Um diese Zeit geschahen viele heimliche Bekehrungen. Johann seinerseits schrieb an den damaligen Pabst Gregor XIII.: der heilige Vater möge erlauben, daß die Priester in der katholischen Messe bis auf Weiteres die Anrufung der Heiligen und die Fürbitte für die Todten stille lesen. Der Pabst verwarf jedoch diese Heuchelei und ermahnte den König, offen den katholischen Glauben zu bekennen, wenn es ihm Ernst damit sei.

Bald that Johann einen kühneren Schritt. Im Jahre 1576 veröffentlichte er eine neue Liturgie, schwedisch und latein, welcher das vom tridentinischen Concil kurz zuvor gut geheißene Meßbuch zu Grunde gelegt war. Das Volk nannte dieselbe gewöhnlich des „Königs Johann's rothes Buch." Als sie aber in den Kirchen eingeführt werden sollte, erfolgte Widerstand. Nur der Erzbischof von Upsala und der Bischof von Westerås, Erasmus Nikolai, früher Johann's Hofprediger, hießen die Neuerung gut, alle andern Kirchenhäupter verweigerten ihre Zustimmung. Allein der König benützte diesen Widerspruch, um den ganzen Clerus der Gewalt des Erzbischofs, seines Werkzeugs, zu unterwerfen, er erklärte: es sey Pflicht der schwedischen Geistlichkeit, dem Metropoliten, als ihrem geistlichen Vater, zu gehorchen, und um diesem Gebot mehr Nachdruck zu geben, verordnete er einige Zeit später, daß die Wahl der Bischöfe nicht mehr von den Geistlichen der Stifte abhängen, sondern unter Mitwirkung des Primas von Upsala und seines Erzkapitels erfolgen solle. Einwilligung in die Liturgie wurde die erste Bedingung einer jeden geistlichen Beförderung. Die Folge hievon war, daß auf dem Reichstage des Jahrs 1577 mit Ausnahme zweier Professoren von Upsala, einiger Stockholmer Pfarrer und der Bischöfe von Stregnäs und Linköping, alle übrigen Geistlichen die königliche Liturgie annahmen. Die Widerspenstigen wurden ihres Amtes entsetzt, sie fanden eine Zuflucht bei dem Herzog Karl von Südermannland.

Kurz nach Erscheinen des „rothen Buchs" im Herbste 1576, schickte Johann zwei Gesandte, seinen Sekretär Fecht und den General Pontus de la Gardie mit dem Ansuchen nach Rom: der heilige Vater möge für die Wiederherstellung der katholischen Religion im Norden öffentliche Gebete anstellen lassen, jedoch ohne den Namen von Schweden zu nennen; er möge ferner gestatten, daß die Messe halb schwedisch gehalten werde, daß die Bischöfe in Majestätsverbrechen vom Könige gerichtet würden, daß keine Ansprüche auf die eingezogenen Kirchengüter gemacht, daß die Priesterehe nachgesehen werde, daß endlich der König ohne Sünde auf

so Lange am Gottesdienste der Ketzer Theil nehme, bis nach und nach der katholische Glaube wieder im ganzen Lande herrschend sein würde.

Der römische Hof war weit entfernt, solche Bedingungen einzugehen. Doch hielt er die Unterhandlung im Gange, und schickte den Jesuiten Possevin, unter dem Namen eines kaiserlichen Gesandten, nach Schweden. Der König soll bei ihm 1578 heimlich zur katholischen Kirche übergegangen sein. Gewiß ist, daß Johann mehr und mehr die Maske abwarf: alle Stellen im schwedischen Psalter, welche gegen den Pabst lauteten, wurden getilgt, Luther's Catechismus in den Schulen abgeschafft, und dafür ein Auszug des kanonischen Rechts als Richtschnur für die Landeskirche eingeführt. Der im Jahre 1579 durch den Tod des Laurentius Gothus erledigte erzbischöfliche Stuhl war einem Katholiken zugedacht und blieb viele Jahre unbesetzt. Jesuiten kamen unter mancherlei Verkleidungen ins Reich und traten immer offener heraus in ihren Predigten. Eine Menge schwedischer Jünglinge wurde ins Ausland geschickt, um in katholischen Anstalten erzogen zu werden. Die Königin Catharina schenkte in ihrem Testamente zu diesem Zwecke 10,000 Reichsthaler an das Jesuiten-Collegium zu Braunsberg in Preußen.

Im Jahre 1583 starb jedoch diese Fürstin, und mit ihrem Tode erkaltete Johann's katholischer Eifer. Er hatte sich geschmeichelt, durch die Vermittlung des Pabstes die italienischen Herzogthümer Bari und Rossano, auf welche seine Gemahlin Erbansprüche machte, zu erhalten, war aber in seiner Hoffnung getäuscht worden. Aus Aerger hierüber, und weil Catharina ihn nicht mehr leitete, schlug Johann um, verjagte die Jesuiten aus dem Reiche, hob das Seminarium zu Stockholm auf und bedrohte Alle, die zur römischen Kirche übergehen würden, mit Landesverweisung. Dennoch kehrte er nicht zur protestantischen Politik seines Vaters zurück. Sein „rothes Buch," das er für den Ausdruck seiner eigenen Religion ansah, und durch das er eine künftige Union zwischen Katholiken und Protestanten vorzubereiten hoffte, wurde festgehalten.

Zwei Jahre nach dem Tode Catharina's schritt Johann III. zu einer zweiten Ehe. „Um," — wie er selbst sagte — „sich seine schweren und tiefen Gedanken zu vertreiben" richtete er seine Blicke nach den Töchtern des Landes. Seine Wahl traf die 16jährige Gunnila Bielke, eine Tochter des Reichsraths Johann Bielke. Im Februar 1585 wurde das Beilager vollzogen. Diese Verbindung machte eine adelige Familie, welche schon früher viel Einfluß besessen, übermächtig am Hofe und vermehrte durch einen Sohn — Johann, mit welchem Gunnila ihren Gemahl beschenkte — die Erbansprüche und somit auch das Zerwürfniß im königlichen Hause; die Stellung der Katholiken änderte sie nicht. Denn Gunnila begünstigte den lutherisch-gesinnten Clerus [1]). Allein ein Todesfall, der kurz darauf in Polen eintrat, hob den tief gesunkenen Muth der Jesuiten

[1]) Geijer II, 241.

wieder, indem er ihren alten Verbündeten, der oben erwähnten Parthei unter dem hohen schwedischen Adel, Gelegenheit verschaffte, den wichtigsten Theil des vor 25 Jahren gemeinsam entworfenen Planes zu vollstrecken. Im Dezember des Jahrs 1586 starb nämlich der König von Polen Stephan Bathori kinderlos. Seine hinterlassene Wittwe Anna war eine Schwester Catharina's, der Mutter des Prinzen Sigismund. Alsbald warben gewichtige Stimmen, warm unterstützt von der Königin Wittwe, für Sigismund's Nachfolge, und obgleich eine nicht unbedeutende Zahl polnischer Adeligen den Erzherzog Maximilian von Oestreich zum Könige wählte, gewann Sigismund's Anhang die Oberhand, theils weil Anna zu Gunsten des Neffen ihre großen Schätze verwendete, theils durch einen merkwürdigen Betrug, welchen zwei schwedische Reichsräthe, Erich Sparre und Erich Brahe, welche König Johann in der Sache seines Sohnes nach Polen abgeschickt hatte, daselbst zu spielen sich erlaubten. Erich Brahe war [1]) ein neubekehrter Katholik, Sparre galt für einen Lutheraner. Diese Herren versprachen dem polnischen Reichsrath auf ihr Ehrenwort: „wenn Sigismund zum Könige erwählt werde, so solle Esthland und der Theil Lieflands, den Schweden besitze, dem andern zu Polen gehörigen einverleibt werden." Sparre und Brahe handelten hierin geradezu gegen ihre Vollmacht, weßhalb auch König Johann III. die betreffende Zusicherung verwarf. Beide entschuldigten sich nachher, als die Lüge aufgedeckt war, mit der Zweideutigkeit der gebrauchten Worte. Die Polen dagegen nahmen die Sache so ernst, daß ihr Großkanzler, Zamoisky, die Auslieferung der Gesandten verlangte, um sie als Meineidige zu bestrafen. Sigismund selbst verweigerte, in Polen angekommen, die Abtretung zu bestätigen. Nichtsdestoweniger wurde er in Krakau den 27. Dezember 1587 gekrönt, nachdem er zuvor die Erklärung von sich gegeben, daß die Frage wegen des schwedischen Antheils von Liefland verschoben werden solle, bis er nach dem Ableben seines Vaters auch die schwedische Krone erben würde.

Noch vor der Abreise des neu erwählten Königs in sein Reich ward offenbar, warum Brahe und Sparre jenes Spiel getrieben hatten. Ehe Sigismund zu Schiffe stieg, überreichte Erich Sparre im Namen des schwedischen Adels dem Prinzen und seinem Vater Johann einen Entwurf, welcher vorschlug, wie in Zukunft das Reich regiert werden sollte. Im Eingange desselben wird erinnert: „dem Adel Schwedens gebühre Hochachtung und Ehre, weil er von Alters her die höchste Würde nächst den Königen und Fürsten besessen habe, und von diesen auch größtentheils abstamme." Sodann wird bestimmt, wie es unter einem katholischen, zugleich in Polen regierenden Könige, nach Johann's Ableben gehalten werden solle. „Die Liturgie Johann's sammt den ferneren Vorschriften, die auf einer künftigen schwedischen Kirchenversammlung

[1]) Geijer II, 290.

festgesetzt werden würden, bleibe Regel für den Glauben des Reiches. Sigismund dürfe keine Veränderung darin vornehmen, noch jemals mit mehr als 10 katholischen Geistlichen nach Schweden kommen. Doch mögen die Nonnen von Wadstena ihren eigenen Priester behalten, und die übrigen von Johann wieder errichteten Klöster fortbestehen. Die Regierung des Landes müsse in Zukunft, nachdem Sigismund den schwedischen Thron bestiegen haben werde, sowohl wenn er abwesend, als auch wenn er gegenwärtig sey, von sieben vornehmen Männern geführt werden, und zwar so, daß alle zwei oder drei Jahre neue Vornehme eintreten und Austretende ablösen. Einen davon dürfe Herzog Karl ernennen, doch ohne Vorzug oder andern Platz, als der sey, den der Gewählte nach seiner Geburt einnehme. Die hohen Reichsämter, als Truchseß, Marschall, Kanzler, Admiral, Kreishauptmänner und Statthalter werden vom Könige besetzt, jedoch nur aus der Zahl derer, die der Reichsrath der Sieben in Vorschlag bringt. Schatz, Kleinode, Geschütz, Kriegsvorräthe des Reichs dürfen nicht aus dem Lande gebracht werden, ebensowenig Einkünfte des Reichs, ausgenommen was zu des Königs und der königlichen Kinder Hochzeitfeierlichkeiten erforderlich sey. Keine neue Auflage könne in des Königs Abwesenheit ausgeschrieben werden. Ueber Krieg, Frieden, Bündnisse werden Schwedens Stände gehört, und ohne ihre Einwilligung gelte kein in Polen ausgefertigtes Verbot oder Gebot. Von den eroberten Landschaften dürfe nichts abgetreten werden. Alle stehen nur unter schwedischer Regierung. Sigismund solle in Upsala vom schwedischen Erzbischof, der Schwedens Religion bekenne, nicht von einem päbstlichen gekrönt werden. Sein ältester Sohn folge in Schweden nach dem Erbrecht, in Polen, wenn er gewählt werde" u. s. w.

Dieser Entwurf ist nichts anderes als eine den Zeitumständen angepaßte Erneuerung der Calmarer Union, er unterscheidet sich von letzterer hauptsächlich dadurch, daß hier die Zahl der künftigen adeligen Häupter — offenbar nach dem Vorbild des Kurfürsten des heiligen römischen Reichs — auf sieben erweitert wird. Die Verfasser hielten es nicht der Mühe werth zu verbergen, von welchen Erinnerungen sie sich leiten ließen. Ungescheut gaben sie dem Entwurf den Namen „Calmarer Statut." Nächst dem hohen Adel hatte die katholische Parthei Ursache mit der vorgeschlagenen Regierungsform zufrieden zu seyn. Denn obgleich das Statut die Liturgie Johann's zur Grundlage der schwedischen Landeskirche machte, konnte man voraussehen, daß später, wenn der Katholike Sigismund Nachfolger seines Vaters geworden seyn würde, das römische Bekenntniß in Schweden triumphiren werde. Merkwürdiger als das Statut an sich ist die Thatsache, daß die verbündeten Adeligen Mittel fanden, Vater und Sohn zur Annahme des Vertrags zu bewegen. Nicht nur Sigismund, sondern auch Johann unterzeichnete das Statut. Bald öffnete jedoch ein Dritter dem schwedischen Könige die Augen.

Wir müssen uns nach dem Herzoge von Südermannland umsehen. Fast seit Johann's Regierungsantritt lebte Karl mit seinem königlichen Bruder im Streite, zuerst wegen Hoheitsrechte und Steuern, welche der König in dem Gebiete des Letzteren ansprach, aber der Herzog verweigerte, dann hauptsächlich wegen der Religion. Karl galt im ganzen Reiche für die Stütze des lutherischen Glaubens und diese Meinung gewann ihm die Herzen des Volks. Hartnäckig verweigerte er die Einführung des rothen Buchs in seinem Herzogthume, obgleich Johann III. gebieterisch darauf bestand. Karl nahm überdieß die vom König wegen des Glaubens Vertriebenen bereitwillig auf: den abgesetzten Bischof von Linköping machte er zum Pastor in seiner Stadt Nyköping, fünf theologische Professoren von Upsala, die nach und nach wegen Verwerfung der Liturgie verjagt worden waren, erhielten seinen Schutz. Viele andere Geistliche flohen mit Weib und Kind ins Herzogthum. Noch heftiger wurde die Spannung beider Brüder wegen der Vermählung Johann's mit der Tochter des Reichsraths Bielke. Der Herzog machte, wiewohl vergeblich, die größten Anstrengungen um diese Ehe zu verhindern. Im Jahre 1587 war es nahe am Ausbruch eines bürgerlichen Kriegs, hätte nicht Karl zuletzt in allen strittigen Punkten, mit Ausnahme der Liturgie, nachgegeben.

So standen die Sachen, als Karl von dem Calmarer Statut Wind erhielt. Nun erfolgte eine Annäherung der Brüder. Im Januar 1588 schrieb [1]) Johann an seinen Sohn Sigismund nach Polen: „verrätherische Umtriebe seien vorhanden, es gebe Leute, welche dahin trachten, daß die königliche Linie aussterbe, und das Reich ohne König bleibe, damit sie selbst das Regiment in ihre Gewalt bekommen; laut äußern etliche vom Adel, ihre Vorväter hätten mit der Erbvereinigung nicht weise und gut gehandelt. Derselben Meinung mit mir ist auch Herzog Karl, unser lieber Bruder, mit dem wir völlig versöhnt sind, was den Andern eben nicht wohl behagt." Obgleich Johann seiner alten Abneigung wider den Herzog bald wieder Raum gab, waren doch Karl's Warnungen tief in seine Seele gedrungen. Im Frühjahre 1589 traf er Vorbereitungen zu einer Reise über die See nach Liefland. Oeffentlich wurde ausgesprengt, daß Johann gemeinschaftlich mit seinem Sohne Sigismund von Polen einen Friedensvertrag mit Rußland abzuschließen gedenke. Diese Annahme erhielt dadurch Schein, weil Johann ein schwedisches Heer zu seiner Begleitung aufbot. Aber der beschloßene Zug hatte einen andern Zweck. Am 3. Juli 1589 segelte Johann mit der Königin, ihrem neugeborenen Sohne und der gesammelten Mannschaft von Stockholm nach Reval ab, wo einen Monat später auch der König von Polen Sigismund eintraf. Nach der Ankunft des Letztern verbreitete sich das Gerücht, Johann sei nur deßhalb mit seinem Sohne zusammengekommen, um denselben mit nach Schweden zu nehmen, Sigismund

[1]) Geijer II, 247.

werde nicht mehr in sein Reich zurückkehren, sondern Polen im Stiche lassen. Wirklich verhielt sich die Sache so: die Reise Johann's galt der Aufhebung des Calmarer Statuts.

Aber nun ließ der schwedische Adel alle Minen springen. Im Namen des Reichsraths wurde dem König Johann eine Schrift überreicht, worin in den schwärzesten Ausdrücken der Zustand Schwedens geschildert war. „Die Noth des Landes sei durch den nun 21jährigen Krieg wider Rußland zu solcher Höhe gestiegen, daß der Unterthan nichts mehr zu leisten vermöge. Das Reich bedürfe der Ruhe und es wäre mehr als thöricht, unter solchen Umständen durch eine Treulosigkeit Polens Feindschaft herauszufordern." Zu gleicher Zeit traten die mit Johann herübergekommenen Edelleute in der Domkirche von Reval zusammen und entwarfen eine Eingabe ähnlichen Inhalts: „Sie, die Bittsteller", hieß es darin, „hätten vernommen, daß König Sigismund von der Krone Polen Abschied nehmen und mit seinem Vater nach Schweden gehen wolle. Dies wäre gegen Brief, Ehre und Treue der beiden Könige, und wenn Sigismund wirklich auf solche Weise seinen Thron verlasse, so habe Schweden zum Kriege mit Rußland auch einen Krieg mit Polen zu erwarten. Indessen," schloß die Schrift, „mögen ihre Majestäten der Treue des Adels und Heeres versichert seyn, das Erbrecht Sigismunds auf die schwedische Krone solle mit Gut und Blut vertheidigt werden." Da auch diese Vorstellung ihre Wirkung auf König Johann verfehlte, begab sich das Offizierkorps nach dem Schloße in Reval, legte außen vor den Fenstern der Könige seine Fahnen nieder, und schwur, niemals zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, wenn sie ohne Noth Schweden so vielen Feinden preisgäben. Die Polen drohten gleichfalls.. Zuletzt kam ein Brief von dem Statthalter Stockholms, Hogenskild Bielke, mit der Nachricht, Herzog Karl habe in Schweden Unruhen begonnen. Nun riß sich Sigismund aus seines Vaters Armen los und Johann ging finster und schweigend zu Schiffe.

In Stockholm angekommen, fand er, daß Karl sich ruhig verhalten hatte, und daß Bielke's Nachricht eine Lüge war, ausgesonnen, um Sohn und Vater zu trennen, und die Doppelregierung zu Gunsten des Adels aufrecht zu halten. Eine neue Aussöhnung zwischen den beiden Brüdern fand Statt. Karl übernahm seit dieser Zeit, wiewohl ohne den Namen davon zu haben, die Regierung, die er jedoch auf eigene Kosten führen mußte. Er verpfändete seine Kleinode, entlehnte große Summen und mußte zugleich dafür sorgen, daß sein Bruder, der König, nicht das wieder verschleuderte, was zum Kriegsbedarf bestimmt war. Johann beschäftigte sich fast nur damit, dem Reichsrath seinen Unwillen einzutränken. In öffentlichen Akten nannte er ihn den schwedischen Reichs-Unrath. Den Senatoren Erich Sparre, Thure und Hogenskild Bielke, Banner und Tot sprach er ihre Belehnungen ab, und verbot ihnen den Eintritt in die Schlösser der Krone. Im Jahr 1590 wurde

ein Reichstag einberufen, der das Erbrecht auf die schwedische Krone erst Sigismund, wenn dieser ohne Söhne sterben würde, dem Herzog Johann (Sohn des Königs und der Margaretha Bielke, welcher das Herzogthum Finnland erhalten hatte), dann im Falle seines Todes ohne männliche Nachkommenschaft, dem Herzog Karl, und nach Erlöschen der ganzen männlichen Linie des Wasa-Hauses, den Prinzessinnen zusprach. Vor eben diesem Reichstag verklagte Johann die genannten Herren, und zwar nicht mehr blos wegen des Auftritts in Reval, sondern auch wegen des Calmarer Statuts, das doch er selbst gebilligt und unterschrieben hatte. Der eingeleitete Rechtshandel dauerte zwei Jahre, unter wiederholten Gefängnißandrohungen gegen die Beklagten, bis Krankheit des Königs der Untersuchung ein Ende machte. Johann legte sich im Sommer 1592 an einem Zehrfieber. Auf dem Krankenbette verzieh er den angeklagten Reichsräthen und versicherte, daß er, wenn der Tod ihn verschone, fürder Niemand mehr in Glaubenssachen zwingen werde, da seine Liturgie so viel Aergerniß erregt habe. Eitle Reue! Johann III. starb auf dem Schloße zu Stockholm den 17. Nov. 1592 im 55sten Lebensjahre.

Rechtmäßiger König war nunmehr Sigismund von Polen, aber derselbe befand sich über der See. Herzog Karl, der, wie wir sagten, schon in den letzten Jahren Johann's die Geschäfte geleitet hatte, behielt in Gemeinschaft mit dem Reichsrath die Regentschaft, doch vorerst nur für so lange, bis Sigismund selbst kommen würde. In einem Schreiben [1]) vom 24. November 1592 zeigte es dies dem Könige an, fügte aber zugleich die bedeutsamen Worte bei: „da die Polen ohne Zweifel versuchen werden, den schwedischen Theil Lieflands sich anzueignen, so haben Wir den Befehlshabern daselbst geschrieben, kein polnisches Anerbieten gut zu heißen, ehe sie uns und den Rath davon unterrichtet. König Sigismund möge diese Vorsicht geneigt aufnehmen." Vier Tage später berief Karl die vom verstorbenen Herrscher abgesetzten und angeklagten Mitglieder des Reichsraths zu sich, kündigte ihnen Verzeihung an und gab denselben die verwirkten Aemter und Lehen zurück.

Die Antwort Sigismund's lautete günstig, er bat seinen Oheim Karl die Regierung fortzuführen, bis es ihm, dem Könige, möglich sein werde, selbst nach Schweden zu kommen; auch die Wiedereinsetzung der Reichsräthe billigte er. So weit schien Alles gut zu gehen, aber es war nur die Außenseite, welche diesen trügerischen Schein darbot. Insgeheim arbeiteten die verschiedenen Betheiligten, König Sigismund, Herzog Karl, die Mitglieder des hohen schwedischen Adels, an Vollstreckung der Plane, die Jeder längst für sich entworfen hatte. Von Seiten gewisser Reichsräthe liefen Briefe am polnischen Hofe ein, welche Sigismund vor Karl's Anschlägen warnten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen riethen. Andere ließen es nicht bei bloßen Worten bewenden. Gleich

[1]) Geijer II, 268.

nach Johann's Tode hatte Graf Axel Lejonhufwud den Versuch gemacht, die Festungen Elfsborg und Gullberg im Namen Sigismund's zu besetzen. Der Versuch war zwar mißlungen, und der Graf mußte aus dem Lande entweichen, aber er ging nun nach Polen zu Sigismund, den er mit Klagen wider Karl bestürmte. Ebenso feindselig, jedoch mit besserem Glück, verfuhr der von Johann zum Statthalter in Finnland eingesetzte Feldoberste Clas Flemming, ein durch seine soldatische Derbheit berüchtigter Herr. In Briefen, die er nach Schweden hinüberschickte, erklärte er, daß er nur von König Sigismund Befehle annehmen werde.

Karl blieb an Thätigkeit hinter seinen Gegnern nicht zurück. Er suchte den Reichsrath zu gewinnen, indem er mit dieser Körperschaft einen Bund des Inhalts abschloß, unbeschadet der Treue gegen Sigismund, die Regierung unter gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit, Einer für Alle und Alle für Einen zu führen. Letztere Redensart war ein Lieblingsausdruck Karl's, den er besonders in ständischen Verhandlungen zu gebrauchen pflegte, weßhalb König Sigismund diesen Wahlspruch das Vogelgarn des Herzogs nannte. Doch baute Karl nicht viel auf die Bereitwilligkeit des Raths, sondern sah sich nach kräftigern Verbündeten um. Wie sein Vater Gustav machte er die Religion zu seinem Schilde und setzte für seine Zwecke die Geistlichkeit, das Volk, den Bauernstand in Bewegung, um durch Plebejer-Fäuste den vornehmen Herren Schrecken einzujagen. Dabei brauchte er den Kunstgriff, durch Andere scheinbar Unbetheiligte als ihre Meinung aussprechen zu lassen, was sein eigener Wunsch war. Dem verstorbenen Könige Johann hatte man im Jahr 1590 das Versprechen abgedrungen, daß zu Beilegung der obschwebenden Religionszwistigkeiten eine schwedische Synode einberufen werden solle. Geistliche, die in Stockholm anwesend waren, überreichten jetzt — ohne Zweifel insgeheim vom Herzoge bearbeitet — dem Rathe eine Eingabe, in welcher sie auf Erfüllung des Versprechens drangen. Der Rath, welcher begriff, daß seine eigene Macht durch eine solche Versammlung gelähmt werden müsse, gab ausweichende Antwort; er meinte, daß es zweckmäßiger seyn würde, wenn einige seiner Mitglieder zu diesem Zwecke mit der Geistlichkeit unterhandelten. Herzog Karl dagegen billigte nicht blos den Antrag des Clerus, sondern er setzte zugleich die Berufung eines Landtags durch. „Die Religion und die Freiheit," sprach er im Reichsrathe, „sind meines Vaters Wohlthaten gegen das Vaterland. Aus Dankbarkeit dafür haben Schwedens Stände die Krone erblich gemacht im Hause Gustav's, nur der ist der rechte Erbkönig, der diese Güter dem Reiche erhält. Wir haben jetzt einen König, der in seinem Gewissen der Macht und dem Willen des Pabstes unterworfen ist, um so nothwendiger wird es, daß wir für Religion und Freiheit solche Bedingungen feststellen, wie sie Schweden von Alters her von seinen Königen zu fordern das Recht hat." Ebenso kühn äußerte er sich in einem Schreiben an König Sigismund, in welchem er ihm die Zusammenberufung der Stände

nach Upsala meldete. Diese versammelten sich zahlreich im Februar 1593. Die Reichsräthe, vier Bischöfe, mehr als 300 Geistliche, Viele vom Adel, der Bürgerschaft und dem Bauernstande erschienen. Zum Wortführer wurde ein Professor der Theologie aus Upsala ernannt, der um der Liturgie willen Verfolgung erlitten hatte. Nachdem man übereingekommen war, daß die heilige Schrift, aus sich selbst erklärt, der einzige Grund der evangelischen Lehre sey, und alle Artikel der unveränderten Augsburgischen Confession angenommen hatte, erhob sich Petrus Jonä, Bischof der Stadt Stregnäs, welche zum Herzogthum Karl's gehörte, und frug alle Anwesende, ob sie dieser Lehre beistimmen und bei derselben zu verbleiben, auch wenn es Gott gefiele, dafür zu leiden geloben? Alle erwiederten: „Wir wollen dafür wagen, was wir in der Welt haben, sey es Gut oder Leben." Nun rief der Wortführer: Schweden ist ein Mann geworden, und wir alle haben einen Gott. Die Veränderungen im Kirchengebrauch und der Lehre, welche unter der vorigen Regierung eingeführt worden waren, wurden abgeschafft; der Catechismus Luther's sollte wieder die Grundlage des Religionsunterrichts seyn. Noch einen andern wichtigen Akt nahm die Versammlung vor. Ich habe früher gesagt, daß der verstorbene König Johann das seit 1579 erledigte Erzbisthum zu besetzen verschob. Diese wichtige Stelle übertrug der damalige Landtag von Upsala an Abraham Angermannus, einen Cleriker, der unter der vorigen Regierung sich als wüthender Eiferer gegen das „rothe Buch" und den katholischen Glauben erprobt hatte. Wie im protestantischen Deutschland die Thesen Luther's, so werden in Schweden die Beschlüsse des Reichstags von Upsala alle hundert Jahre feierlich begangen. In der That ward durch diese Versammlung die Reformation im Norden fest begründet, aber sie hat auch zugleich eine stählerne Mauer wider das Thronrecht Sigismund's aufgeführt. Denn auf die Grundlage solcher Beschlüsse hin konnte der Katholike Sigismund unmöglich Schweden regieren.

Sigismund machte kein Hehl aus seiner Gesinnung. In einem Schreiben an Karl dankte er diesem für die gehabte Mühe, fügte dann weiter bei: „die Schweden möchten sich wegen Lieflands beruhigen, die Freiheiten und Gesetze des Reichs werde er aufrecht erhalten und der Religion wegen Niemand lieben oder hassen." Dagegen schloß er mit der Erklärung, daß er die während seiner Abwesenheit zu Upsala gefaßten Beschlüsse nicht billigen könne, noch wolle. Diese Antwort gefiel, wie man sich denken kann, weder dem Herzog noch seinen Anhängern. Karl schickte den Reichsrath Bielke nach Polen hinüber, um den König zu bitten, daß er die Landesgesetze unumwunden bestätigen, auch die Zeit seiner Reise nach Schweden vorausbestimmen möge, da er, der Herzog, ihn mit einer Flotte abzuholen gedenke. Kaum war der Gesandte abgereist, als in Schweden die Nachricht einlief: ein päbstlicher Legat, Namens Malaspina, sei nach Warschau gekommen und habe den König aufgefordert, in seinem Erbreiche die alte Kirche wieder herzustellen, auch zu diesem Zwecke Geld

angeboten; in ähnlichem Sinne sey vom kaiserlichen Gesandten gesprochen worden, Sigismund habe ferner auf seiner bereits angetretenen Reise nach Schweden die evangelischen Kirchen in Thorn und Elbing schließen lassen, und aus Furcht vor gleichem Verfahren sey in Danzig, während der Anwesenheit des Königs, ein Aufruhr ausgebrochen.

Sigismund selbst kam früher, als Karl erwartet hatte. Ohne den Herzog Reichsverweser zu fragen, fuhr nämlich der oben erwähnte Clas Flemming mit seinen Schiffen von Finnland nach Danzig, nahm dort den König mit seinem Gefolge ein und brachte ihn Ende September 1593 nach Stockholm. Karl stand auf der Schloßbrücke, seinen Neffen zu empfangen, neben ihm der neuerwählte schwedische Erzbischof Abraham Angermannus, für Sigismund ein ebenso widerlicher Anblick, als der päbstliche Legat Malaspina für jenen. Nach kurzem Beisammenseyn, während dessen der Herzog in Gegenwart des Königs seinem Grolle gegen Clas Flemming freien Lauf ließ, begab sich Karl in sein Herzogthum zurück und überließ es dem Reichsrathe mit Sigismund zu unterhandeln.

Man drang auf feste Zusagen, aber Sigismund wollte weder die Beschlüsse der Upsala-Versammlung, noch die Wahl des Erzbischofs bestätigen. Die Jesuiten, welche er mit sich gebracht, und die Stockholmer Pfarrer predigten gegen einander. Sigismund hatte die Absicht, den Katholiken eine Kirche in dem ehemaligen Franziskanerkloster Stockholms einzuräumen, und ließ daselbst ein katholisches Begräbniß feiern, wobei Polen und Schweden sich aufs Blut schlugen. Von vornehmen Schweden zog der König nur solche in seine Nähe, die zum Katholizismus übergegangen waren. In den Unterhandlungen mit dem Rathe selbst brauchte er Spitzfindigkeiten, welche Mißtrauen erregten. „Wäre ich Wahlkönig," äußerte er gegen Die, welche ihn um Bestätigung der Beschlüsse von Upsala baten, „so würde mein Gewissen mir verboten haben, irgend eine andere Religion zu genehmigen, als die ich selbst für die wahre halte; nun bin ich aber geborner Erbkönig eines Reiches, das eine andere Lehre bekennt; ich will diese ungestört lassen, sobald man mir vorher erklärt, daß dafür auch meinen Glaubensgenossen, den Katholiken, Freiheit zugestanden werden soll."

Auf den Februar 1594 war ein Reichstag nach Upsala ausgeschrieben, um zugleich das Leichenbegängniß des verstorbenen Königs und die Krönung des neuen zu feiern. Voll gegenseitiger Erbitterung fanden sich Sigismund und die Stände ein. Auch Karl erschien, doch nicht allein, sondern mit einem Gefolge zu Fuß und Roß. Die Leichenfeier wurde mit großer Pracht begangen, aber der päbstliche Legat erhielt die Weisung, sich vom Zuge entfernt zu halten, und den Jesuiten drohte man mit dem Tode, wenn sie sich in der Kirche blicken ließen. Vor dem zweiten Theile des Akts, vor der Krönung, kam es zu schlimmen Auftritten. Zu den versammelten Ständen sprach der Herzog: „ich trenne mich nicht von Euch; will Sigismund euer König seyn, so muß er auch euer Begehren

erfüllen.“ Dem Könige erklärte er, daß, ehe dies geschehe, an keine Krönung gedacht werden könne. Schon bot ihm damals der Bauernstand die Krone an; er befahl jedoch denen, die dies wagten, zu schweigen. Andere sprachen davon, den jungen Prinzen Johann (den Halbbruder des Königs) auf den Thron zu setzen. Der Hof brauchte ausweichende Antworten und suchte die Stände zu trennen. Ein Gerücht von Mordanschlägen gegen den Herzog ging um, Karl verdoppelte seine Wachsamkeit und hielt seine Reiter in Bereitschaft. Die Stände ihrerseits gelobten, die Beschlüsse der Versammlung von Upsala aufrecht halten zu wollen: kein Katholik solle in Schweden irgend ein Amt bekleiden dürfen, wer zur päbstlichen Lehre übergehe, oder seine Kinder in derselben erziehen lasse, müsse auf das Bürgerrecht verzichten, Katholiken dürfen sich zwar im Reiche aufhalten, so lange sie ruhig bleiben, aber kein katholischer Gottesdienst sey erlaubt, außer in der Hofkapelle. Letztere Bestimmung war Alles, was der Hof erhalten konnte, und als der Herzog drohte, abzureisen und die Stände zu beurlauben, wenn nicht eine bestimmte Antwort innerhalb 24 Stunden erfolge, unterwarf sich endlich der König den vorgeschriebenen Bedingungen. Auch der neugewählte Erzbischof mußte in seinem Amte bestätigt werden, doch durfte er Sigismund nicht krönen, sondern nur das Gebet bei der Feierlichkeit verlesen. Als der König während der Eidesleistung die Hand senkte, erinnerte ihn Karl sie aufrecht zu halten. Er selbst schwur dem Könige ohne seine Kniee zu beugen, legte ihm dagegen seinen fürstlichen Hut zu Füßen. Seine Rechte als Herzog wurden bestätigt.

Nach der Krönung begann eine Reihe von Intriken um den Besitz der Gewalt für die Zeit der Abwesenheit des Königs, der ohne Aufschub wieder nach Polen zurückkehren mußte. Die Regierung zu zersplittern, um über die Getrennten desto leichter herrschen zu können, war die unverholene Politik des Hofes, während der Herzog, als Erbfürst und natürlicher Regent des Landes, die Macht in seinen Händen vereint wissen wollte. Zwischen diesen beiden Gegensätzen, drehte sich das Spiel, das aufgeführt ward. Zuerst trat Erich Sparre — der Verfasser des Calmarer Statuts — auf den Schauplatz, er übergab dem König eine wohlstudirte Schrift, die unter dem Scheine allgemeiner gesetzlicher Freiheit nichts als Bevorzugung des Adels und Wiederherstellung alter Privilegien athmete. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich. Sigismund unterzeichnete eine besondere Verpflichtung, wodurch er die von seinem Vater, König Johann, dem Herrenstande ertheilten Privilegien bedeutend vermehrte: Richterstellen sollen ausschließlich dem Adel vorbehalten seyn, so wie alle anderen hohen Aemter in der Kanzlei, in der Verwaltung, im Heere; keine geringe und unadelige Männer dürfen in irgend ein Amt über die Herren oder neben sie eingesetzt werden. Unter Mitwirkung des Rathes müsse das Reich regiert, und Niemand dürfe in den Rath aufgenommen werden, ohne das Gutachten seiner übrigen Mitglieder. Außer-

dem solle der Reichsrath und der Adel gebührlich mit Land und Lehen bedacht werden, und eigene Gerichtsbarkeit über seine Grundholden genießen. — Die nächste Schwierigkeit war das Verhältniß der Macht des Herzogs zu den Rechten des Rathes zu bestimmen. Erich Sparre hatte auch bezüglich dieses Punktes einen Plan zur Hand, der eine weitläufige, zwischen Rath und Herzog zersplitterte und künstlich abgewogene Vielherrschaft beabsichtigte. Der Hof war geneigt darauf einzugehen. Karl widersprach. „Nach schwedischen Gesetzen," meinte er, „komme es dem Reichsrathe nicht zu, zu regieren, sondern nur zu rathen. Als geborner Erbfürst sey er berechtigt, in des Königs Abwesenheit zu herrschen." Er drohte mit einem neuen Reichstage, wenn man seine Vorschläge nicht genehmige. Der Hof schwankte hin und her, zuletzt ließ Sigismund bei seiner Abreise die Sache unentschieden, indem er den Herzog einfach ermächtigte, die Regierung gemeinschaftlich mit sämmtlichen Räthen zu führen, ohne daß die Gränzen für die Gewalt Beider bestimmt wurden. Dies war noch nicht Alles. König Sigismund übertrug den Statthaltern der Provinzen eine von dem Reichsrathe und dem Herzoge unabhängige Gewalt. Clas Flemming wurde in dieser Weise als Admiral, Reichsmarschall und oberster Statthalter über Finnland bestätigt. Von seinen Schwägern aus der Familie Stenbock erhielten unter denselben Bedingungen Erich Westergothland, Arvid Ostergothland, Karl Småland; Erich Brahe, obgleich Katholik, und als solcher kraft der Upsalaer Beschlüsse von allen Aemtern ausgeschlossen, ward nicht nur zum Statthalter auf dem Stockholmer Schlosse, sondern auch zum Hauptmann über Upland und Norrland eingesetzt. Erich Sparre bekam zur Belohnung für seine Verdienste die Landshauptmannschaft von Westmannland und Dalekarlien. Es gab so viele Fürsten in Schweden als Statthalter. Herzog Karl nannte letztere mit Recht Gaukönige.

Vor der Abreise Sigismund's brachen Unruhen in Stockholm aus. Seine Hofleute zeigten Verachtung gegen den lutherischen Gottesdienst. Dafür hielten die Einwohner Wache, wenn ihre Prediger auf die Kanzel gingen. Am Gründonnerstage 1594 wuschen der König und die Königin nach alter Sitte 12 armen Männern die Füße. Sonntags predigte der lutherische Pfarrer Schepperus dagegen, und verbot Jedermann, diesen Bettlern Almosen zu geben. Der König vermehrte seine polnische Leibwache. Als der Rath sich hierüber beklagte, antwortete Sigismund spöttisch: „200—300 Mann seyen nicht zu fürchten, die Fremden drücken das Land nicht, Alles, was er vom Reiche genommen, steige nicht über 2000 Thaler." Nun ließ der Rath einen Haufen Bauern aus Dalekarlien in die Hauptstadt kommen und näherte sich dem Herzoge, besonders als man noch erfuhr, daß Sigismund eine Flotte aus Danzig verschrieben habe, und als dieselbe mit einer Anzahl polnischer Soldaten in Stockholm landete. Die Bürger bewaffneten sich und trugen Steine aus den Straßen in ihre Häuser. Bei solcher Stimmung der Gemüther begab sich Sigis-

mund den 14. Juni 1594 an Bord, um nach Polen zurückzukehren. Noch in den Scheeren unterhandelte er mit Karl, dessen letzte Antwort war, daß er die Stände über die Regierung des Reiches hören wolle.

In dem Winter, der auf diesen stürmevollen Sommer folgte, erblickte der Held vorliegender Geschichte das Licht der Welt. Den 9. Dezember 1594 Morgens 8 Uhr gebar die zweite Gemahlin Karl's, Christina, Tochter des Herzogs Adolf von Holstein-Gottorp, auf dem Stockholmer Schlosse ihren ersten Sohn, der seinen beiden Großvätern mütterlicher und väterlicher Seits zu Ehren in der Taufe den Namen Gustav Adolf empfing. Länger als zehn Jahre vor seiner Geburt soll Tycho Brahe, der berühmte Astrolog und Mathematiker, am Himmel gelesen haben, daß ein neuer in der Cassiopea entdeckter Stern einen großen Prinzen bedeute, der im Norden geboren, wunderbare Thaten verrichten und die protestantische Kirche retten werde. Auch andere Astrologen, die man damals an vielen Höfen hielt, weissagten dem königlichen Kinde hohen Ruhm. Karl selbst feierte die Geburt seines Sohnes mit Wiederherstellung der Universität zu Upsala, der festesten Stütze des nordischen Protestantismus. Die Feierlichkeiten bei der Taufe am Neujahrstage 1595 zeigten noch eine solche Eintracht zwischen dem Reichsrathe und dem Herzog, daß Sigismund neuen Verdacht gegen den ersteren schöpfte.

Bald änderte sich jedoch dieses Verhältniß. Karl hatte nach langwierigen Unterhandlungen im Mai 1595 den 26jährigen Krieg mit Rußland durch den Teussner Friedensschluß beendet, kraft dessen Narva, Reval und Esthland den Schweden verbleiben, dagegen Kerholm an die Russen abgetreten werden sollte. Die nächste Folge des Friedens war, daß Clas Flemming, der die schwedische Kriegsmacht in Finnland befehligte und Kerholm besetzt hielt, seine Soldaten entlassen und den Platz herausgeben mußte. Die Vermuthung liegt nahe, der Herzog habe hauptsächlich um Flemming, der sich bisher als seinen entschlossensten Gegner gezeigt, zu entwaffnen, den Abschluß des Vertrags mit den Russen beschleunigt. Allein Flemming, von Sigismund insgeheim dazu beauftragt, behielt, trotz Karl's Aufforderungen, sein Heer beisammen und verzögerte unter mancherlei Ausflüchten die Auslieferung des Platzes — erst zwei Jahre später, nach Flemming's Tode, konnte Kerholm den Russen, die mit Erneuerung des Kriegs gedroht hatten, übergeben werden. — Der Ungehorsam Flemming's bestimmte Karl, die Drohung, welche er bei Sigismund's Abreise ausgesprochen, zu verwirklichen. Er erklärte: daß die Einberufung eines neuen Landtags nöthig sey. Eben wegen dieser Forderung zerfiel er mit dem Reichsrath, welcher nichts von Landtagen hören wollte.

Die Sache verlief folgendermaßen: Karl erließ an den König nach Polen ein Schreiben, in welchem er über die Regierungsform klagte und eine bessere Ordnung für das Reich verlangte. Sigismund antwortete: der Herzog sowohl als der Reichsrath solle sich bei der Einrichtung beruhigen, die er, der König, bei seiner Abreise aus Schweden hinterlassen

habe, wenn er selbst wieder ins Reich komme, wolle er zusehen, was etwa zu ändern sey. Nach Empfang dieser Antwort wandte sich Karl an die Reichsräthe mit der Forderung, Alles gutzuheißen, was er, der Herzog, beschließen würde. Als diese sich hartnäckig weigerten, berief er sich auf die Stände und erklärte seine Absicht, einen Landtag auszuschreiben. Von Neuem protestirte der Rath: „er wolle dem gesetzmäßigen Könige treu und hold verbleiben und Nichts gegen seinen Willen thun." Sofort ward ein von sämmtlichen Reichsräthen unterschriebener Brief an Sigismund abgefertigt, in welchem sie ihren Gebieter warnten, und Geld und Kriegsvolk verlangten, um sich den wachsenden Eingriffen des Herzogs widersetzen zu können. Jetzt zog der Herzog andere Saiten auf. Schon waren auf seinen Befehl die Ausschreiben ausgefertigt, welche einen Landtag auf den 30. September nach Söderköping beriefen. Es fehlte nur noch an der Unterschrift der Reichsräthe. Karl forderte dieselben auf zu unterzeichnen; sie weigerten sich; der Herzog drohte: „Ihr müßt die Briefe unterschreiben und selbst auf den Reichstag kommen, oder Ich will Euch einen andern Weg weisen. Ich bin ein Königssohn und Erbfürst hier im Reiche; nach meinem Willen sollt Ihr thun, und wenn Ihr nicht gutwillig folget, will Ich Euch gebunden nach Söderköping abführen lassen." Gut oder übel wollend, mußten die Herren sich bequemen, ihren Namen unten hinzusetzen. Doch hofften sie noch auf Beistand von Seiten des Adels und der Ritterschaft. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl.

Als die Stände im Oktober versammelt waren, übergab ihnen der Herzog mehrere Klagpunkte: „wenn Er nicht neben dem Namen auch die Macht eines Reichsverwesers erhalte, wenn nicht die beschwornen Versprechungen des Königs Sigismund in Betreff der Religion erfüllt würden, wenn nicht Clas Flemming und andere Widerspenstige die verdiente Strafe erhielten, wolle Er sich lieber aller Gewalt entschlagen und das Reich sich selbst überlassen." Weiter verlangte er, daß jeder Anwesende die Beschlüsse, die auf dem gegenwärtigen Reichstage gefaßt würden, unterschreiben und besiegeln solle. Dies war nur ein Vorspiel. Nachdem die Punkte, um die es sich handelte, der Versammlung bekannt gemacht und vorläufig gebilligt waren, berief er die Stände auf den Marktplatz der Stadt und ließ sich daselbst einen Stuhl hinstellen, um von ihm herab die Mitglieder anzureden. Aber nicht an alle Stände, oder an den vornehmsten derselben — den Adel — richtete er seine Worte, wie es sonst bei Reichstagen der Brauch war, sondern an das Volk, an die Vertreter der Bürger und Bauern: „Nachdem wir, ehrliche und gute Männer, übereingekommen sind wegen der Beschlüsse, die Euch vorgelesen wurden, so geht nun meine Anfrage an Euch, ob Ihr gesonnen seyd, zu vertheidigen, was hier ausgemacht worden ist, und dafür einzustehen Alle für Einen und Einer für Alle, dieweil ja nichts beschlossen wurde, was den Verpflichtungen und Rechten des Königs Sigismund oder dem Wohle des Landes zuwider wäre." Sogleich rief das Volk: „ja, ja, gnädiger

Herr, wir wollen," hub die Hände auf und schwur, mit seiner fürstlichen Gnaden zu halten Alle für Einen und Einer für Alle. Hierauf wandte sich Karl an die Reichsräthe, die Bischöfe und den Adel, die seinen Stuhl umgaben mit der Frage: „Und Ihr, was sagt Ihr hiezu. Hört Ihr, was diese geschworen haben, wollt Ihr euch trennen von ihnen?" Der Reichsrath antwortete im Namen des Adels und versprach seiner fürstlichen Gnaden in Allem zu gehorchen, was dem König und Vaterland zu Nutz und Frommen gereiche. Karl mit dieser allgemeinen Redensart nicht zufrieden, rief: „so hebt die Hände empor und schwört, daß Ihr mir gehorchen wollet in Allem, was ich Euch befehlen werde." Viele hoben die Hände auf und schwuren, aber es fehlte auch nicht an Solchen, die sich dessen weigerten. Weiter sprach nun der Herzog von nöthigen Ausgaben für die Besoldung des Heeres und andern Geldbedürfnissen. „Wir wollen Vorsorge treffen," sagte er, „daß es sich nicht hoch auf den Mann belaufen soll." Sogleich versprach das Volk, die Steuer zu bezahlen und dankte noch dem Herzog, daß er sie zu schonen versprochen habe.

In Folge der Versammlung von Söderköping setzte Karl vollends ins Werk, was theils am eben genannten Orte, theils schon auf früheren Landtagen gegen die katholische Religion beschlossen worden war. Der katholische Gottesdienst in Stockholm und an zwei andern Orten wurde eingestellt, das Kloster zu Wadstena, das letzte und berühmteste in Schweden, aufgehoben. Zugleich ordnete er eine allgemeine Kirchenuntersuchung im ganzen Reiche an, um die letzten Ueberbleibsel des Pabstthums auszurotten.

Bald darauf kam es zu weiteren Zerwürfnissen zwischen dem Herzoge und dem Reichsrathe und zwar wegen Clas Flemming's. Da dieser in Finnland den Beschlüssen von Söderköping nicht nur offen Trotz bot, sondern auch alle Die verfolgte, welche sich denselben unterwarfen, oder überhaupt Klagen nach Schweden an den Herzog brachten, forderte Karl im Oktober 1596 die Absendung eines Heeres, um den Widerspenstigen mit Gewalt zu zwingen. Allein der Reichsrath ertheilte ausweichende Antworten und unterhandelte. Nun dankte der Herzog am 2. November 1596 ab, aber mit der Erklärung: so wie er die Regierung von den Ständen empfangen habe, so wolle er sie auch in die Hände der Stände niederlegen. Er schrieb einen neuen Reichstag nach Arboga auf den Februar des Jahres 1597 aus. Kurz darauf lief ein Brief von Sigismund aus Polen ein, worin es hieß: „der König habe in Erfahrung gebracht, daß der Herzog sich nach der vorgeschriebenen Form nicht mehr mit der Regierung befassen wolle, der Reichsrath solle deßhalb von Nun an allein mit der Leitung der Geschäfte beauftragt seyn."

Sogleich erhoben die Anhänger Karl's Einsprache, zuerst einige Professoren der Universität Upsala, bald viele Andere. Absichtlich war die Eröffnung des Reichstages zu Arboga auf einen Markttag verlegt worden, wo auf jeden Fall viel Volk zusammen kommen mußte. Auch hatte Karl vorher mit den Bauern auf den Märkten zu Enköping und Upsala Zwie-

sprache gehalten, worauf die Dalekarlier in einem offenen Briefe die übrigen Landschaften ermahnten, sich in voller Zahl einzufinden. Wirklich trat der angesagte Landtag, trotz eines förmlichen Verbots von Seiten des Königs und einer Protestation des Raths, im Februar in Arboga zusammen. Von den Räthen des Reichs erschien nur ein einziger, den Karl mit großen Belohnungen zu diesem Schritt vermocht hatte, von dem Adel mit geringer Ausnahme nur Diejenigen, welche im Herzogthum Südermannland angesessen, und also Karl's Vasallen waren. Bei den Verhandlungen ging es wild zu. Karl redete zu den Bauern; diese schrieen: „Herr, wir wollen Euch vertheidigen, so lange unser Blut warm in den Adern ist," hoben die Aexte und Knittel gegen die Adeligen auf und drohten, alle Herren todtzuschlagen. Wie zu erwarten stand, ließ sich der Herzog bewegen, die Regierung wieder anzunehmen. Die früheren Beschlüsse von Söderköping wurden bestätigt: wer sich widersetze, solle als Reichsfeind mit den Waffen bezwungen werden.

Nunmehr verließen die meisten Reichsräthe das Land — vor allen Andern Erich Sparre —, sie suchten am Hofe Sigismund's Zuflucht. Karl, die Muthlosigkeit seiner Gegner ungesäumt benützend, nahm die Städte Elfsborg, Stegeborg, Calmar, die sich bis dahin in den Händen der von Sigismund eingesetzten Statthalter befanden, und fuhr dann nach Finnland hinüber. Dort war indeß Clas Flemming gestorben. Abo, von seiner Wittwe vertheidigt, fiel zugleich mit der finnischen Flotte in die Hände des Herzogs. Mehrere in Abo gefangene Edelleute mußten mit Karl nach Schweden wandern, und wurden dort auf seinen Befehl hingerichtet.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen ließ Sigismund in Schweden bekannt machen, daß er unverzüglich in sein väterliches Reich zurückzukehren gedenke. Er forderte, eine schwedische Flotte solle ihn in Danzig abholen, eröffnete aber zugleich, daß er es wegen seiner persönlichen Sicherheit für nöthig erachte, polnische Soldaten mitzubringen; fände er Schweden ruhig, so sollen diese Truppen sogleich wieder nach Hause geschickt werden. Allein statt Schiffe zu rüsten, wandte sich Karl wieder an die Stände. In zwei Versammlungen zu Upsala und Wadstena (den 20. Februar und 25. Juni 1598), verband sich Herzog und Volk, mit einander Leben und Eigenthum für die früheren Beschlüsse einzusetzen, und eher Alles zu dulden, ehe man gestatte, daß einer von den Verbündeten Verfolgung wegen der Söderköpinger Beschlüsse erfahre. In den heftigsten Ausdrücken erklärten sich die anwesenden Stände gegen die entwichenen Reichsräthe; sie seyen es, die Aufruhr anstiften und fremde Kriegsvölker ins Land ziehen wollen, deßhalb sollen sie zu Gerichte stehen.

Nachdem Sigismund lange vergeblich auf die schwedische Flotte gewartet, bestieg er mit 5000 Mann polnischer Truppen und einem glänzenden Hofstaate Danziger Kauffahrtheischiffe und landete den 30. Juli 1598 bei Calmar. Diese Stadt öffnete ihm sogleich die Thore. Der

König selbst, sowie die entflohenen Reichsräthe, die in seinem Gefolge waren, thaten Alles, um die Herzen der Schweden zu gewinnen, und zwar nicht ohne Wirkung. Ein guter Theil Finnlands hatte sich bald nach Karl's Abreise einem Partheigänger des Königs, Arwid Stålarm, ergeben, auch Stockholm erklärte sich für Sigismund, deßgleichen viele Einwohner der Provinz Gothland. Karl war auf die Streitkräfte seines Herzogthums und auf die Anhänglichkeit der Bauernschaften Norrlands und Dalekarliens beschränkt, welche ihm auch in dieser Gefahr die alte Treue bewiesen. Unter den Dalekarliern lief das Gerücht um, daß nicht Sigismund selbst gekommen sey, sondern ein Schustergeselle, der ihm gleiche, und den die Polen abgeschickt hätten, um das schwedische Reich zu verwirren. Als ein polnisch-schwedischer Beamter nach Dalarna kam, um die Thalbauern zum Gehorsam gegen den König aufzufordern, schlugen sie ihn todt und begingen dabei fürchterliche Gräuel gegen die Anhänger Sigismund's. Sie erneuerten hierauf ihren alten Bund mit den Westmanländern, Gestrikern und Helsingern, und rüsteten sich, Karln zu Hülfe zu ziehen.

Während dies im oberen Schweden vorging, unterhandelten König und Herzog einen Monat lang ohne Erfolg. Sigismund begab sich nach Stegeborg, Herzog Karl folgte ihm mit seinem Heere, ward aber in der Nacht des 8. Septembers 1598 von dem polnischen Oberst Weyer umgangen, dann angegriffen, verlor viele Leute und gerieth in eine schwierige Lage. Mehrere Offiziere forderten den König auf, die gewonnenen Vortheile rasch zu verfolgen. Doch Sigismund's weiches Herz konnte den Anblick des vergossenen Bürgerblutes nicht ertragen, er ließ dem Herzoge sagen, daß er sich zurückziehen möge. Dieser war durch die königliche Milde so gerührt, daß er in den ersten Aufwallungen vor seinen Feldobersten erklärte, mit Weib und Kind aus dem Reiche gehen zu wollen, wenn die Einigkeit dadurch wieder hergestellt werde. Doch diese Empfindsamkeit verflog bald, die Unterhandlungen wurden von Neuem begonnen, und als kurz darauf Karl's Flotte ankam, spannte er seine Forderungen höher. Sigismund zog sich nach Linköping. Der Herzog nahm hierauf Stegeborg ein und folgte dem Könige. Auf beiden Ufern des Stångestroms, bei Linköping, kam es am 25. Sept. 1598 zur Schlacht. Das königliche Heer erlitt eine Niederlage, 2000 Mann bedeckten die Wahlstatt, der Herzog verlor nur wenige Leute. Man nennt es die Schlacht von Stångebro. Am andern Tage nach dem Treffen kamen der Herzog und Sigismund zu einer persönlichen Unterredung zusammen. In Folge derselben wurde am 28. September ein Vergleich abgeschlossen des Inhalts: das Vergangene solle vergessen seyn, die fremden Truppen, mit Ausnahme der Leibwache des Königs, fortgeschickt, die Regierung an Sigismund übergeben werden, jedoch mit dem Bedinge, dieselbe gemäß den Söderköpinger Beschlüssen zu führen! Außerdem wurde bestimmt, daß innerhalb der nächsten vier Monate ein Reichstag

einberufen werden müsse, bis zu welcher Zeit die vom Herzoge eingesetzten Beamten in ihren Aemtern zu verbleiben hätten.

Da der König als Katholik unmöglich in protestantischem Sinne regieren konnte, was doch die Söderköpinger Beschlüsse voraussetzten, so sieht man, daß Sigismund durch diesen Vergleich eigentlich die Krone Schwedens aufgegeben hatte. Nur das Wort war noch nicht ausgesprochen. Sigismund erfuhr eine weitere Demüthigung: Herzog Karl forderte, daß von der bedungenen Amnestie fünf entflohene schwedische Reichsräthe, die den König in das Reich begleitet hatten, nämlich Gustav und Sten Baner, Erich Sparre, Thure Bielke und Göran Posse ausgenommen seyn und ihm (dem Herzog) überliefert werden sollten. Vergeblich machte Sigismund wiederholte Versuche, die Unglücklichen zu retten, er mußte zuletzt Karl's Begehren erfüllen.

Zu Linköping trennten sich der König und der Herzog. Sigismund ging zu Stegeborg an Bord und ward durch Sturm nach Calmar getrieben. Nachdem er in diese Feste polnische Besatzung geworfen, segelte er nicht nach Stockholm, sondern nach Danzig. Er hatte thatsächlich auf Schweden verzichtet.

Ein Reichstag, der sich zu Anfang des Jahres 1599 in Jönköping versammelte, sagte Sigismund Treue und Gehorsam auf, jedoch noch bedingt. Aber auf einer neuen Stände-Versammlung zu Stockholm am 24. Juli desselben Jahres erfolgte diese Erklärung unbedingt. An Sigismund wurde geschrieben: wenn er nicht innerhalb sechs Monaten seinen Sohn Wladislaus nach Schweden schicke, um in der evangelischen Lehre zum König des Reichs erzogen zu werden, so solle sein Stamm für ewige Zeiten des Erbrechtes auf die schwedische Krone verlustig seyn. Der Herzog wurde zum regierenden Erbfürsten des Landes erklärt: wer sich den Beschlüssen der Stände widersetze, solle als Hochverräther bestraft, Finnland mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden.

So war der große Riß erfolgt: das Wasahaus hatte sich in zwei feindselige, durch tiefen persönlichen Groll, Thronansprüche, Verschiedenheit politischer Grundsätze, und noch mehr durch Religionshaß gespaltene Zweige getrennt. Schon damals verbreiteten sich unter dem Volke Schwedens bange Ahnungen blutiger Stürme, welche diese Scheidung nach sich ziehen werde. Alte Chroniken erzählen [1]): vor der Ständebroschlacht hätten die Bauern um Linköping Heere in der Luft fechten sehen, ebenso die Strandbewohner von Oeland kämpfende Flotten im Calmarsund. Von Karln selbst wird Aehnliches berichtet: vor dem Reichstage zu Söderköping im Jahre 1595 habe er einen bedeutsamen Traum gehabt. Es schien dem Herzog, als säße er in Reval zu Tische, und ein liefländischer Edelmann setze ihm verschiedene Gerichte vor. Als die Schüsseln aufgedeckt wurden, zeigte sich in einer derselben das schwedische

---

[1]) Geijer II, 308.

Wappen, in der andern ein Todtenschädel mit vielen Menschenknochen ringsum. Der Herzog sey, meldet der Bericht weiter, erschrocken von diesem Traume erwacht und habe ihn seinem Kammerherrn erzählt, der denselben entsprechend den späteren Ereignissen deutete.

Nach Sigismund's Flucht gerieth seine Parthei in Verzweiflung. Graf Erich Brahe schrieb nach Polen: „in der ganzen Weltgeschichte finde sich kaum ein ähnliches Beispiel von schmählicher Aufopferung der treusten Anhänger. Verlust des Eigenthums, der Ehre, des Lebens, Galgen und Rad sey das Einzige, was des Königs Freunde zu erwarten hätten." Sigismund sagte in seiner Antwort, er hoffe noch andere Anhänger in Schweden zu haben als Die, welche dem Galgen und Rad verfallen wären, wiewohl ein großer Theil der smaländischen und westgothischen Reiterei durch ihre Aufführung in der Stängebroschlacht nichts Besseres verdient hätte. Zugleich forderte er die Befehlshaber der ihm treu gebliebenen Plätze des Reiches auf, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Dem Commandanten der Feste Calmar, Johann Sparre (Bruder des gefangenen Reichsraths Erich Sparre) befahl er bei seinem zeitlichen und ewigen Heile, Calmar den Winter über zu halten, selbst wenn ihn Herzog Karl durch die Drohung, seinen Bruder umzubringen, zur Uebergabe auffordern werde. Nebenbei verbreitete er heftige Schriften wider Karl an den europäischen Höfen. Aber ein Seezug, den er von Danzig aus gegen die Feste Elfsborg unternehmen ließ, mißglückte.

Im Frühjahr 1599 erschien Karl vor Calmar mit seinem Heere. Beim Sturme sah man ihn zu oberst auf der Leiter. Die Stadt wurde mit Gewalt genommen, das Schloß mußte sich bald darauf aus Hunger ergeben. Aller Augen waren auf das Schicksal gerichtet, das den Commandanten treffen würde. Karl ließ ihm folgende Punkte zur Beantwortung, wie vor Gott, vorlegen: „wo die Bundesbriefe wären, welche die treulosen Reichsräthe gegen den Herzog entworfen? ob es nicht des Königs und der Reichsräthe Absicht gewesen, den Herzog zu fangen, zu verjagen oder zu tödten? ob sie nicht Schweden zu einem Wahlreiche wie Polen hätten machen wollen?" nebst anderen Punkten ähnlicher Art. Man weiß nicht, was Johann Sparre auf diese Fragen zur Antwort gab. Gewiß dagegen ist es, daß er mit zwei anderen schwedischen Edelleuten und Mehreren geringeren Standes zum Tode verurtheilt wurde. Ihre Köpfe hingen bald darauf über dem Stadtthore von Calmar. „Rache, Rache vor Gottes gerechtem Gericht," schrieb der gefangene Erich Sparre in sein Testament auf die Nachricht von seines Bruders Schicksal.

Mit gleicher Strenge verfuhr Karl in Finnland, wohin er im Sommer 1599 mit der Flotte und dem Heere übersetzte. Die Finnen wurden geschlagen, Wiborg und Abo eingenommen, das ganze Land unterworfen. 28 Personen fielen in beiden Städten unter dem Henkerbeile, worunter ein Sohn des alten Clas Flemming. Nachdem auf diese Weise die bewaffneten Anhänger Sigismund's vernichtet waren, brach

das Verderben über die gefangenen Mitglieder des Reichsrathes los. Auf dem Landtage zu Linköping den 3. März 1600 begann der Prozeß. Das von dem Herzog niedergesetzte Gericht bestand aus 153 Personen, worunter 38 vom hohen Adel, 24 Offiziere der Reiterei, 20 vom Fußvolk, 24 Bürger, ebensoviele Bauern, 23 Vögte und Richter. Die Zahl der Angeklagten hatte sich von den ursprünglichen fünf Reichsräthen in Folge der neuesten Ereignisse vermehrt. Karl selbst trat als Ankläger gegen acht der Vornehmsten unter den Beschuldigten auf. Die Klagepunkte gingen zurück bis in die Zeiten Königs Johann. Privatbriefe an ihre Frauen und Angehörigen wurden als Beweise gebraucht. Dessen ungeachtet fand sich kein hinreichender Grund wider einen der angesehensten unter den Beschuldigten, Hogenskild Bielke, obgleich Karl bei Himmel und Erde schwur, daß dieser alte Fuchs die eigentliche Ursache von Allem wäre. Vier von den Reichsräthen, Clas Bielke, Erich Lejonhufvud, Göran Posse und Gustav Horn, fielen auf die Kniee nieder, bekannten sich schuldig und flehten um Gnade, die ihnen zugesagt wurde. Die übrigen Angeklagten protestirten mit der Erklärung, daß sie nur eine Parthei, keine Richter vor sich sähen. Obgleich der Adel für Milde stimmte, lautete das Urtheil der Richter aus den übrigen Ständen auf Todesstrafe. Der Spruch wurde den 17. März bekannt gemacht. Weder die Fürbitten der Bischöfe, noch die nahe Verwandtschaft der Angeklagten mit dem königlichen Hause, noch der Kniefall ihrer Frauen und die Thränen von 22 gegenwärtigen Kindern konnten den Herzog zum Erbarmen stimmen. Er verließ Linköping, nachdem er die Vollziehung des Urtheils angeordnet hatte. Den 20. März wurden Gustav Baner, Erich Sparre, Sten Baner und Thure Bielke auf dem Markte von Linköping mit dem Schwerdte hingerichtet. Nach ihnen erlitt Bengt Fack, ein 60jähriger General, die Todesstrafe. Die begnadigten Gefangenen wurden mit hinausgeführt und mußten die Hinrichtung ihrer Freunde ansehen; nachher brachte man sie ins Gefängniß zurück. Nach dem Strafgericht zu Linköping, zum Theil auch vorher, verließ eine große Zahl Adeliger aus Furcht das Land.

Mit unerbittlicher Faust hatte Karl im edelsten schwedischen Blute die Partheien erstickt, die es wagten, sich um den Thron zu lagern. Aber derselbe Mann bewies auf einer andern Seite gewissenhafte Mäßigung. Nachdem Sigismund durch die Beschlüsse der Reichsstände des Throns verlustig erklärt worden war, fand sich noch ein Kind, das zwischen Karl's Hause und der Krone Schweden stand: Herzog Johann, Sigismund's Halbbruder hatte, dem bestehenden Staatsrechte gemäß, die nächsten Ansprüche als Erbe des Reichs. Das Leben eben dieses Prinzen war dem Reichsverweser nicht nur heilig, er erfüllte auch alle Pflichten eines nahen Anverwandten gegen ihn.

Obgleich seit der Flucht Sigismund's thatsächlicher Herr in Schweden, führte Karl den königlichen Titel noch nicht. Sein Gewalt beruhte

einzig auf der Zustimmung des Volks und der Stände, weßhalb er auch keinen Schritt ohne die Nation that und einen Reichstag um den andern berief. Auf der oben erwähnten Versammlung zu Linköping im Jahre 1600 boten ihm die nicht adeligen Stände sammt den Offizieren des Heeres die Krone an. Die Adeligen beschränkten sich auf die Bitte, daß er die Regierung fortsetzen möchte. Der Reichstagsabschied enthielt daher zwei Meinungen: die erste, man möge Sigismund noch drei Monate Zeit lassen, um seinen Sohn Wladislaus ins Reich zu senden, damit er als Nachfolger erzogen werde; die zweite, Johann's ganzes Geschlecht solle des Throns verlustig seyn, und zwar nicht blos Sigismund sammt seinen Nachkommen, sondern auch dessen jüngerer Stiefbruder Johann, damals ein Knabe von 11 Jahren; als Grund der Ausschließung des Letzteren wurde seine Jugend angeführt, und die Befürchtung, daß er später an den Feinden Sigismund's Rache nehmen könnte. Karl erklärte, daß er die erstere Meinung billige, indeß doch die Sache noch eines Weiteren in Erwägung ziehen wolle.

Von demselben Reichstage zu Linköping wurde ein neuer Aufsagebrief an den König von Polen abgeschickt. Statt der Antwort setzte Sigismund die Boten gefangen, trat das schwedische Esthland an Polen ab, und erhielt dafür von der Reichsversammlung zu Warschau das Versprechen der Hülfe gegen Schweden. Kaum erfuhr dies Karl, als er seinen Feinden zuvorzukommen beschloß. Mit einem ansehnlichen Heere segelte er im Sommer 1600, begleitet von seiner Gemahlin und dem jungen Gustav Adolf, nach Liefland hinüber. Letztern hatte er zuvor den Ständen empfohlen, im Fall ihm selbst auf diesem Zuge etwas Menschliches begegnen sollte. Liefland war schlecht vertheidigt, die Polen überall verhaßt. Reval mit Esthland erklärten sich sogleich für Karl. In sechs Monaten wurden den Polen alle liefländischen Festungen abgenommen, mit Ausnahme von Kokenhusen, Dünamünde und Riga; letztere Stadt belagerte Karl selbst, aber ohne Erfolg. Im Herbste des Jahrs rückte ein großes polnisches Heer in Riga ein, worauf die schwedischen Angelegenheiten eine ungünstige Wendung nahmen. Mehrere eroberte Plätze gingen verloren, der Krieg zog sich in die Länge, und Karl mußte, durch andere dringende Geschäfte abgerufen, Liefland verlassen.

Mit dem Anfang des Jahrs 1602 begab er sich in Gesellschaft seiner Gemahlin und seines Sohnes Gustav Adolf nach Finnland, um den Huldigungseid des dortigen Adels zu empfangen. Er fand die Provinz in größter Unordnung. Der Adel hatte hier, wo Sigismund's Statthalter am längsten geherrscht, den Beweis geliefert, was ein Volk erdulden muß, wenn es den Großen überlassen ist. Der Bauer schmachtete im tiefsten Elend, und trug allein die Lasten des Kriegs, während der Adel die königlichen Höfe in Besitz genommen hatte, und das Landvolk, beinahe wie der liefländische Edelmann seine Leibeigenen, behandelte. Karl ordnete die Steuerverhältnisse, indem er die Grundholden

der Edelleute ebenso gut zur Bezahlung der Auflagen zog, als die freien Steuerbauern, und beschränkte die Befugnisse des Adels.

Im Jahre 1604 nahm Karl endlich, nach so oft wiederholten vergeblichen Bitten der Stände und nachdem Herzog Johann förmlich auf die Krone verzichtet hatte, den Königstitel an. Er nannte sich Karl IX. der Schweden, Gothen und Wenden auserwählter König und Erbfürst. Gustav Adolf wurde als Kronprinz anerkannt, sein jüngerer Bruder Karl Philipp (geboren zu Reval den 22. April 1601) als Erbfürst des Reichs. Würden sie beide oder nach ihnen Herzog Johann ohne männliche Erben sterben, so sollte die Thronfolge auf die älteste unverheirathete Prinzessin übergehen. Dennoch kam Karl IX., durch das Recht Johann's gestachelt, nicht zur Ruhe. Noch in demselben Jahre machte er dem Reichsrathe den Vorschlag, die Regierung zu Gunsten seines Neffen niederzulegen. Zwei Jahre später (1606), als eben die Stände versammelt waren, um über seine Krönung zu berathen, bot er die Krone abermal dem Herzog Johann an, der sie von Neuem ausschlug.

Im Jahre 1607 wurde das neue Königthum Karl's IX. durch die Krönung zu Upsala besiegelt. Er wollte nachher nach alter nordischer Sitte seine Erichsstraße reiten, d. h. das ganze Reich umreisen, aber der unglückliche Fortgang des Kampfs in Liefland hinderte ihn daran. Karl IX. mußte wegen dieses Kriegs auf dem Landtage zu Stockholm 1609 große Summen fordern. Die nicht adeligen Stände zeigten sich bereitwillig; der Adel bot den zehnten Theil seiner Einkünfte, jedoch mit Ausnahmen und Bedingungen, in die der König nicht willigen wollte. Nun wurde der Reichstagsabschied im Namen der Priester, der Bürger und Bauern abgefaßt, der Adel gar nicht dabei genannt. Karl fuhr diesen Stand, im Zorne über sein Betragen, mit solcher Heftigkeit an, daß ihm seine Gemüthsbewegung einen Anfall von Schlag zuzog. Seit dieser Zeit konnte er nur mit Schwierigkeit reden. Sein Feuer, durch die Jahre und die unaufhörlichen Anstrengungen gebrochen, nahm sichtlich ab.

Dabei wuchsen die Gefahren, denn zu dem polnischen Kriege in Liefland kamen zwei neue wider Rußland und Dänemark. Den Streit mit den Russen, von welchem ich im nächsten Capitel handeln werde, fing Karl selbst aus Ehrgeiz an, aber in dem dritten Kampfe war er der angegriffene Theil. In Dänemark herrschte noch immer die alte Abneigung gegen das Wasahaus, die durch schwedische Ausgewanderte künstlich genährt ward. Da die Umstände günstig schienen, da das Alter des schwedischen Königs, seine Gebrechlichkeit, seine politische Nöthen und die unmündige Jugend seiner Söhne, schnellen Erfolg verhießen, fand Christian IV., der seit 1596 Dänemark beherrschte, leicht Vorwände zum Streit. Er beschwerte sich darüber, daß Karl dänischen Schiffen den Handel nach Riga verbiete, daß er die Lappen besteure, welche unter Dänemarks Oberhoheit gehören. Bevollmächtigte beider Reiche wurden abgesendet, um die Händel beizulegen, aber, wie man sich unter

diesen Umständen denken kann, ohne Erfolg. Zuletzt schickte Karl seinen Sohn Gustav Adolf nach Copenhagen, um persönlich den Bruch des Friedens zu hintertreiben. Doch Christian IV. wollte Krieg; er ließ Aufforderungen zur Empörung im schwedischen Reiche verbreiten. Die Stände Schwedens kamen im November 1610 zu Oerebro zusammen. Der Kronprinz Gustav Adolf redete sie hier zum Erstenmale an, weil sein alter Vater nur mit abgebrochenen Worten und Zeichen seinen Willen zu erkennen geben konnte. Den Schweden war bange vor einem neuen Kriege, die Stände wünschten durch Zugeständnisse den Nachbar zu beschwichtigen. Aber Karl IX. wollte nichts von Nachgibigkeit hören, nun verwilligten die Stände, was der greise König begehrte. Im April des Jahres 1611 kam die dänische Kriegserklärung, und bald darauf erschien Christian IV. mit 16,000 Mann aus (dem damals dänischen) Schonen vor Calmar. Nach drei abgeschlagenen Stürmen fiel diese Stadt in Feindeshand. Das Schloß hielt sich noch, und als König Karl mit seinem Sohne Gustav Adolf, dem Prinzen Johann und der schwedischen Heeresmacht eintraf, fielen mehrere Gefechte vor, in welchen von beiden Seiten ohne entscheidenden Erfolg gestritten wurde.

Allein am 16. August übergab der General Some, den Karl einige Zeit zuvor in der Hitze persönlich mißhandelt hatte, das Schloß von Calmar an die Dänen und ging selbst zum Feinde über. Karl IX. voll Grimm über diese Verrätherei, forderte den König Christian nach alter Gothensitte zum Zweikampf heraus. Sein Begehren ward auf eine unwürdige Weise verhöhnt. Wir fügen die Ausforderung, so wie die Antwort des Dänen, merkwürdig durch ihre Grobheit, als Denkmal der Sitten jener Zeit unten bei [1]). Weitere Vortheile erfochten die Dänen

[1]) (Nach Holberg, dänische Reichshistorie II, 661 flg.). Ausforderung Karl's IX. Wir Karl von Gottes Gnaden, König in Schweden, der Gothen und Wenden rc. lassen Dich Christian IV., König von Dänemark, wissen, daß du nicht als ein christlicher und ehrlicher König gehandelt hast, indem du ohne Noth und Ursache den vor 14 Jahren zwischen den beiden Kronen zu Stettin geschlossenen Frieden gebrochen, mit deinem Heere unsre Festung Calmar berennet, die Stadt überrumpelt, das Schloß sammt Oeland und Bornholm durch Verrätherei erobert und dadurch zu einem grausamen Blutbade Anlaß gegeben hast. Wir hoffen aber zu Gott dem Allmächtigen, der ein gerechter Richter ist, daß er deine Ungerechtigkeit bestrafen werde; und weil du bisher alle billigen Vergleichsvorschläge, die wir gemacht, verworfen hast, so wollen wir den kürzesten Weg einschlagen, um den Streit zu Ende zu bringen, da du in unserer Nähe bist. Stelle dich, nach der alten Gewohnheit der Gothen, wider uns in freiem Felde, mit zwei deiner Kriegsleute zum Kampfe ein. Wir werden dir in ledernem Koller ohne Helm und Harnisch, blos mit dem Degen in der Faust begegnen. Was die beiden Kriegsleute betrifft, die uns folgen sollen, so mögen sie in vollem Harnisch erscheinen, der eine mag zwei Pistolen nebst Degen, der andere eine Muskete nebst Pistole und Degen haben. Wofern du dich nicht einstellest, so halten wir dich für keinen ehrliebenden König, viel weniger für einen Soldaten. Gegeben in unserem Lager bei Rysby, den 12. Aug. 1611.

Antwort des Dänenkönigs. Wir Christian IV., König von Dänemark und Norwegen u. s. w. lassen Dich Karln IX., König in Schweden wissen, daß uns dein grober Brief durch einen Trompeter überliefert worden ist. Wir hatten uns keines solchen Schreibens von dir versehen, wir merken daraus, daß die Hundstage noch nicht vorbei sind, und daß sie mit aller Macht auf dein Hirn wirken. Wir haben daher beschlossen, uns nach dem alten Sprichwort zu richten: wie man in den Wald schreit, so hallet es

nicht, ihre wiederholten heftigen Angriffe auf das schwedische Lager bei Rysby wurden abgeschlagen. Indessen waren englische und holländische Gesandte angekommen und suchten den Frieden zwischen den zwei protestantischen Königen des Nordens zu vermitteln. Karl selbst verließ das Lager, um einen neuen Reichstag zu halten. Auf dem Wege erkrankte er und starb zu Nyköping den 30. Oktober 1611, 60 Jahre alt.

Sicherlich muß Karl IX. den thatkräftigsten Königen eines Landes beigezählt werden, dessen Geschichte so reich an kühnen Fürsten ist. Mit furchtbarer Entschlossenheit hat er wider seine eigene Verwandte und den schwedischen Adel jene blutigen Maaßregeln durchgeführt, ohne welche weder die protestantische Thronfolge des Wasastammes, noch die Selbstständigkeit der Nation bestehen konnte. Seinem Nachfolger Gustav Adolf hinterließ er eine schwere Aufgabe, deren Umfang dem alten Könige nicht verborgen blieb. Mit dem Blick in die Zukunft begabt, der das Erbtheil ausgezeichneter Männer ist, sah Karl den Sturm voraus, der in nächster Zeit Deutschland und Europa erschüttern sollte. In seinem Testament empfahl [1]) er Gustav Adolf mit den evangelischen Fürsten Deutschlands Freundschaft zu halten, welche Karl IX. selbst gehegt hatte. Auch ahnete er den künftigen Strahlenglanz um das Haupt seines Sohnes, denn wenn seine Umgebung ihn zu weit aussehenden Unternehmungen anreizte, pflegte er seine Hand auf das Haupt des jugendlichen Fürsten mit den Worten zu legen: ille faciet, dieser wird es thun.

---

wieder. Auf deinen Brief geben wir folgende Antwort: was den ersten Punkt anbelangt, als hätten wir nicht wie ein ehrlicher und christlicher König gehandelt, indem wir den Stettiner Frieden gebrochen, so sagst du hierin nicht die Wahrheit, sondern schwatzest als ein Mensch, der sich mit Schelten verantworten will, weil er sich nicht getrauet, sein Recht mit dem Schwerdte zu beweisen. Die äußerste Noth hat uns zu diesem Kriege gezwungen, den wir vor Gott am jüngsten Tage verantworten zu können hoffen, wo auch du erscheinen wirst, um von all dem unschuldigen Blute, das in diesem Kriege vergossen worden, und von den Grausamkeiten, die du gegen deine Feinde und gegen andere arme Personen verübt hast, Rechenschaft zu geben. Du schreibst ferner: wir hätten die Stadt Calmar überrumpelt und das Schloß nebst Oeland und Bornholm durch Verrätherei eingenommen. Dies ist ebenfalls unwahr. Wir haben das Schloß mit Ehren gewonnen. Du solltest Dich vielmehr schämen, daß du dieses Schloß nicht mit dem nöthigen Bedarf versehen, noch entsetzt hast, und dir es vor der Nase wegnehmen ließest. Und doch willst du den Namen eines guten Soldaten führen. Was den Zweikampf betrifft, den du uns anträgst, so kommt uns dein Verlangen höchst lächerlich vor, weil wir wissen, daß du schon von Gott genug gestraft bist, und nöthiger hättest, hinter dem warmen Ofen zu sitzen, als mit uns zu fechten. Weit gesünder wäre dir ein guter Arzt, der dein Gehirn zurecht brächte, als ein Zweikampf mit uns. Du solltest dich schämen, alter Narr! einen ehrliebenden Herrn anzugreifen. Du hast wahrscheinlich solches Gewäsch von alten Weibern gelernt, welche gewohnt sind, das Maul zu brauchen. Laß das Schreiben gehen, so lange du noch andere Dinge zu thun hast. Ich hoffe mit Gottes Hülfe, daß du alle deine Kräfte nöthig haben wirst. Indessen ermahnen wir dich, unsern Herold und die zwei Trompeter loszulassen, welche du wider Kriegsgebrauch gefangen setzen ließest, und dadurch nur deinen schwachen Verstand an den Tag legtest. Wenn du auch ihnen Schaden zufügtest, so magst du darum nicht glauben, Dänemark und Norwegen gewonnen zu haben. Nimm dich in Acht, daß du nichts anderes thuest, als was du sollst. Dies ist unsere Antwort auf deinen groben Brief. Gegeben auf unserem Schlosse Calmar den 14. August 1611. — [1]) Geijer II, 353.

Zweites Capitel.

Gustav Adolf's Erziehung. Axel Oxenstierna und Johann Skytte. Gustav tritt die Regierung an. Aussöhnung mit dem Adel. Kampf gegen die Dänen. Der russische Krieg und seine Veranlassung. Die falschen Demetrius. Friede von Stolbowa. Gustav's Verhältniß zu Ebba Brahe. Unsichere Stellung Schwedens zu Polen.

Karl IX. hatte große Sorgfalt auf die Erziehung seines erstgebornen Sohnes verwendet, welcher auch, von guten Anlagen unterstützt, ungewöhnliche Fortschritte in den Wissenschaften machte. In seinem 12ten Jahre sprach Gustav Adolf außer Latein, deutsch, holländisch, französisch und italienisch, so gut wie ein Eingeborner, er verstand nebenbei etwas polnisch und moskowitisch. Mit dem theoretischen Unterricht ging der praktische Hand in Hand. Der alte König nahm Bedacht, den Prinzen so bald als möglich in den Wirkungskreis seines künftigen Berufs einzuweihen. Noch hatte Gustav Adolf das 11te Lebensjahr nicht erreicht, als er den Sitzungen des Staatsraths anwohnen mußte. Gesandtschaften wurden in seiner Anwesenheit vernommen, und der königliche Vater ließ ihn zuweilen Antworten ertheilen, damit er sich an Behandlung großer Geschäfte gewöhne. Auf eine Reise, die er 14jährig mit seiner Mutter nach den südlichen Provinzen des Reiches machte, empfing er von Karl IX. folgende [1]) Ermahnung: „Sey Denen gewogen, die deine Hülfe suchen, daß du sie nicht trostlos von dir gehen lassest. Wenn Jemand dir eine begründete Klage vorbringt, so versäume nicht, daß du sie anhörest und dieselbe an uns verweisest, überhaupt, so viel auf dir beruht, Jedem zu seinem Rechte verhelfest, und Solches fleißig betreibest bei unsern Statthaltern, Vögten und Beamten; so wird dir mit Gottes Hülfe Glück zu Theil." Schon in seinem Knabenalter offenbarte sich des Prinzen Neigung für das Kriegswesen. Am liebsten pflog er mit erfahrenen Soldaten Umgang. Axel Oxenstierna, Gustav Adolf's nachmaliger Kanzler, sagt [2]) hierüber: „da selbige Zeiten voll kriegerischer Unruhen waren, wurde der Hof des Königs Karl IX. fleißig besucht von Offizieren und zwar sowohl von schwedischen, als von deutschen, französischen, englischen, niederländischen, selbst von einigen Italienern und Spaniern, welche damals nach Abschluß des 12jährigen Waffenstillstands zwischen Spanien und Holland in Schweden ihr Glück suchten. Diese warteten dem Prinzen oft nach dem Willen seines Herrn Vaters auf, und ihre Gespräche über anderer Völker Kämpfe, Schlachten, Belagerungen, Kriegszucht zu Land und zu Wasser, über Schiffe und Seefahrt erweckten den von Natur dazu geneigten Sinn des jungen Herrn und seine Lust so, daß er fast ganze Tage mit Fragen zubrachte über Das,

[1]) Geijer III, 5. — [2]) Derselbe III, 2.

was sich anderswo in Kriegen ereignet habe. Nebstdem verschaffte er sich in jungen Jahren eine ziemliche Einsicht in die Kriegswissenschaft, besonders über die Art und Mittel, wie ein ordentlicher, Schwedens Umständen angemessener Krieg zu führen wäre, wobei er das Verfahren und die Weise des Prinzen Moriz von Oranien gleich einem Muster vor Augen hatte. Durch Umgang und Gespräche der Obengenannten, worin Jeder das Rühmlichste von seiner Nation erzählte, ward der junge Herr angefeuert, es Andern gleich zu thun und wo möglich sie zu übertreffen."

Den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung des Prinzen hatten zwei Männer entgegengesetzter Richtung, von welchen im vorliegenden Buche mehr die Rede seyn wird: Johann Skytte und Axel Oxenstierna. Skytte, den geheime Nachrichten für einen natürlichen Sohn Karl's IX. ausgeben [1], war nach 9jährigen Reisen in fremden Ländern heimgekommen, vom Könige als Sekretär in der Reichskanzlei angestellt worden und genoß sein volles Vertrauen. Karl IX. übertrug ihm auch die Erziehung des Thronerben. Außer Latein waren schwedische Geschichte und Gesetzeskunde die Fächer, in welchen Skytte den jungen Fürsten unterrichtete. Darf man einem späteren Zeugnisse trauen, so hat der Erzieher Gustav Adolf's seine Stellung benützt, um dem Prinzen gewisse politische Grundsätze einzuflößen, die in den damaligen Zuständen Schwedens ihre Erklärung finden. Während der blutigen Kämpfe zwischen Karl IX. und dem Herrenstand hatte sich eine demokratische Parthei im Lande gebildet, welche nichts Minderes beabsichtigte, als den Adel ganz niederzuschlagen. An der Spitze dieser Parthei soll Skytte gestanden seyn und Alles gethan haben, um den Thronfolger für seine Ansichten zu gewinnen. Aber letzterer Plan scheiterte — so meldet jene Quelle weiter — an dem Widerstande des Reichsraths Axel Oxenstierna, der nicht weniger Herrschaft auf das Gemüth des Prinzen übte, als Skytte. Oxenstierna, geboren 1583, also um 11 Jahre älter denn Gustav Adolf, stammte aus einer vornehmen Familie, welche Schweden eine lange Reihe Reichsräthe gab. Nachdem er auf deutschen Universitäten studirt, kehrte er 1604 in sein Vaterland zurück, ward 1605 von Karl IX. zu einer Gesandtschaft nach Meklenburg verwendet, kurze Zeit darauf (1609) als 26jähriger Jüngling in den Reichsrath berufen, und errang die Gunst des Königs in solchem Grade, daß ihn Karl in seinem Testamente, wie unten gezeigt werden soll, zu einem der sechs Vormünder Gustav Adolf's ernannte. Ein enges Verhältniß bildete sich zwischen Oxenstierna und dem Sohne Karl's IX. Die Naturen Beider, durch Eigenschaften verwandt, die sich wechselsweise ergänzten, zogen einander mächtig an. Geborner Aristokrat, suchte Oxenstierna seine Grundsätze dem Prinzen beizubringen und den Einfluß Skytte's zu untergraben. Wirklich gewann er den Sieg. Die Quelle, auf welche wir uns bisher beriefen, eine Ueberlieferung [2], die sich lange Zeit blos

[1]) Geijer III, 19. — [2]) Ibid. 19 flg.

mündlich in einer der hochadeligen Familien Schwedens erhielt, und erst im achtzehnten Jahrhundert schriftlich niedergelegt worden ist, berichtet: „Herr Johann Skytte lag heimlich in politischem Streite mit Herrn Axel Oxenstierna. Skytte wollte den alten vornehmen Adel, dessen Anmaßung Karl IX. gebrochen, vollends zu Staub zerstampfen. Gustav Adolf dagegen meinte, derselbe sey jetzt nicht mehr gefährlich, und wenn der König beide Partheien kurz halte und ihnen schmeichle, könne man sie dazu brauchen, sich gegenseitig zu bewachen, nur dürfe keine von beiden die Oberhand über die andere gewinnen. Ueberdieß hatte Gustav seine eigene Gedanken von Skytte's Ideen und deren Folgen für die königliche Macht. Er äußerte einmal gegen den klugen Herrn Sten Bielke, zu welchem Gustav großes Vertrauen hegte: die Skyttianer könnten leicht darauf verfallen, ohne einen König zu regieren, während Ihr Andern doch wenigstens für den Schein Einen haben wollt; der Adel, besonders der reiche, ist ein Mittelstand, der den Skyttianern die Waage halten und verhindern mag, daß Jene den König nicht unter ihre Katzenpfoten krallen. Ihr Andern seyd von Natur zu vornehm, den Fürsten stets in den Ohren zu liegen; man muß sich wahren vor Euch, daß Ihr nicht das Steuer im Namen des Königs führt, denn die Aristokratie ist gar harthändig. Dagegen bin ich mit Oxenstierna der Meinung, daß die Demokraten blutdürstig sind, wenn sie zur Macht gelangen. Zudem grünt kein kriegerischer Lorbeer über ihrem ewigen Streiten und Zanken, das beweiset zu allen Zeiten die Regierungsweise dieser Parthei. Beklagenswerth der König, der sich von ihrer Lockspeise bethören läßt, welche schlimmer ist, als der harte Händedruck der Andern!"

Bald nach seinem Regierungsantritt, zu Anfang des Jahres 1612, erhob Gustav Adolf Oxenstierna zum Reichskanzler, und das unbegränzte Vertrauen, das er ihm bewies, dauerte fort bis zu des Königs Tode. Dagegen wankte im Jahre 1613, dem zweiten Gustav Adolf's, Skytte's Einfluß am Hofe. In einem schwedischen Archive wird ein Brief [1]) dieses Mannes vom 6. Juli 1613 an den Reichskanzler Oxenstierna aufbewahrt, worin er Klage führt, daß er in seiner Ruhe gestört und von der Person des Königs entfernt werde, daß Solches mit Gustav Adolf's Willen geschehe, und daß sogar die Frage gewesen seye, ihn ganz aus dem Dienste des Königs zu entfernen; er bittet deßhalb den Kanzler, solchen Planen entgegenwirken zu wollen. Skytte kam mit dem bloßen Schrecken weg, Gustav Adolf entzog ihm seine Gunst nicht, er machte ihn zum Reichsrath und verwandte ihn häufig zu wichtigen Geschäften, besonders in Gesandtschaften, wo Verschlagenheit nöthig war; später gab er ihm die Statthalterschaft in Liefland. Doch mußte er oft bittere Vorwürfe aus dem Munde seines königlichen Herrn vernehmen, während der Reichskanzler nicht blos das Vertrauen, sondern die Freundschaft Gustav Adolf's

[1]) Geijer III, 20.

genoß. Uebrigens fuhren Beide, Skytte und Oxenstierna, fort, dieselbe Parthei wie Anfangs zu vertreten. Auch ihre Spannung hörte nicht auf und machte sich in bittern Spöttereien Luft. Eines Tags da Skytte zu spät in den Rath kam, sagte Oxenstierna zu ihm: „Ihr habt Euch vermuthlich ins Lesen Machiavell's vertieft.“ „Ihr kennt denselben von Natur,“ erwiderte Skytte.

Kehren wir zu Gustav's Jugendgeschichte zurück. Im Jahre 1609, dem 15ten seines Lebens, ward er durch König Karl zum Großfürsten von Finnland und Herzoge von Esthland ernannt. Im folgenden Jahre, da der Krieg gegen die Russen ausbrach, bat Gustav Adolf um den Oberbefehl. Zum großen Leidwesen des Prinzen schlug der Vater das Gesuch ab, weil er der Jugend seines Sohnes mißtraute. Im Frühling 1611 empfing er die längst ersehnte Waffenehre. Nachdem König Christian IV. an Schweden den Krieg erklärt hatte, ward Gustav Adolf von seinem Vater auf dem Reichstage Ende April tüchtig erklärt, den Degen zu tragen. Das erste Auftreten des Prinzen als Soldat entsprach den Erwartungen, welche das Volk und sein Vater von ihm hegte. „Während jenes Feldzugs,“ sagt Oxenstierna in dem früher angeführten Berichte, „hat der junge Herr, unter König Karl's IX. Leitung, die erste Probe des Kriegs bestanden, allen merkwürdigen Verrichtungen beigewohnt, die vornehmsten selbst geleitet von Anfang bis zu Ende.“ Die glücklichen Ereignisse im Kampfe gegen die Dänen: die Wiedereroberung der Insel Oeland, die Zerstörung von Christianopel, waren das Werk des Prinzen. Nachdem nämlich Christian IV., wie oben erzählt worden, die Stadt Calmar (aber noch nicht das Schloß) eingenommen hatte, machte Gustav Adolf mit einer kleinen Abtheilung Reiter, die ihm sein Vater anvertraute, einen Einfall in die (dänische) Provinz Schonen und war so glücklich, die vom Feinde neuangelegte Feste Christianopel, wohin die Einwohner aus der ganzen Umgegend ihre Schätze geflüchtet, zu überrumpeln. Die Stadt ward geplündert und dann als Vergeltung für die Grausamkeiten, welche die Dänen begangen, in Asche gelegt. Bald darauf erfolgte die verrätherische Uebergabe des Schlosses von Calmar durch Christian Some und noch ein zweites Unglück für die schwedischen Waffen. Von Some begleitet setzte Christian IV. nach Oeland über, eroberte die Burg Borgholm und zwang die Inselbewohner der Krone Dänemark zu huldigen. Mit dem mißglückten Sturme auf das schwedische Lager bei Rysby, von dem wir früher berichtet, schloß der Dänenkönig den Feldzug von 1611, er kehrte im September nach seinem Erbreiche zurück, um dort zu überwintern und mit dem nächsten Frühlinge den Krieg zu erneuern. Gustav Adolf benützte diese Entfernung des feindlichen Herrschers, er schiffte im Oktober nach Oeland und nahm, von den Einwohnern unterstützt, die Insel sammt dem Schlosse ebenso schnell weg, als sie vorher von den Dänen erobert worden war. Die Nachricht von der Krankheit seines Vaters hinderte ihn an weiteren Unternehmungen. Gustav Adolf traf

denselben sterbend zu Nyköping. Mit Karl's IX. Tode ging die Krone auf sein Haupt über, aber auch eine ungeheure Last.

Gewöhnlich winkt jungen Fürsten, wenn sie die Throne ihrer Väter besteigen, Genuß. Hier verhielt es sich anders. Das Erbe, welches Gustav antrat, konnte nur mit den größten Anstrengungen behauptet werden. Karl IX. hatte die königliche Gewalt, welche er wider das bestehende Staatsrecht an sich gerissen, auf das Lutherthum gegründet. Gustav mußte in die Fußtapfen seines Vaters treten und die Schutzherrschaft der protestantischen Kirche im Norden übernehmen: keine kleine Aufgabe zu einer Zeit, wo ein allgemeiner europäischer Kampf gegen die Reformation vorbereitet wurde. Gustav erbte ferner nicht nur von dem Vater, sondern auch von seinem Ahne, dem ersten Wasa, eine Reihe der bittersten Feindschaften, sowohl im Innern des Reichs als nach außen. Keine andere Wahl blieb ihm übrig, als diese Feindschaften entweder durchzufechten oder auszusöhnen. Seine ganze Zukunft war, wie man sieht, durch eine stürmevolle und blutige Vergangenheit bestimmt. Hierin liegt auch die Erklärung, warum man die Geschichte seines Lebens nicht schreiben kann, ohne vorher die Schicksale seines Hauses, die Thaten seines Ahns und Vaters, zu schildern.

Gustav begann seine Regierung mit einem Versuche, einheimische Feinde durch Milde zu gewinnen. Das Testament Karl's IX. verfügte, daß der Thronerbe bis nach erreichtem 18ten Jahre unter Vormundschaft der Königin Wittwe, des Herzogs Johann und von sechs Reichsräthen, (zu denen Oxenstierna gehörte) stehen und auch nachher bis zum 24sten Jahre in Gemeinschaft mit diesen Vormündern regieren solle. Ohne Zweifel war es die Absicht Karl's, durch die angegebene Maßregel den hohen Adel Schwedens, der unter der eisernen Faust des Königs so furchtbar gelitten, ins Interesse des jungen Fürsten zu ziehen. Gustav Adolf und sein Rathgeber Oxenstierna glaubte jedoch den Zweck des verstorbenen Karl's auf einem kürzeren Wege erreichen und zugleich die Nachtheile entfernen zu können, welche die Vollziehung jener Vorschrift herbeiführen mußte. Denn ein achtköpfiges Regiment taugte nicht für eine Zeit, wo bei den Gefahren, die das Reich von allen Seiten bedrohten, die raschesten Entschlüsse nöthig waren. Im Namen der Königin Wittwe, des Herzogs Johann und der sechs Reichsräthe-Vormünder wurde zu Ende des Jahrs 1611 ein Landtag nach der Stadt Nyköping ausgeschrieben. Anfangs Dezember traten die Stände zusammen. Den 10ten erfolgte der erste Vortrag, noch im Namen der Regentschaft. Seitdem fanden lebhafte Unterhandlungen zwischen Gustav Adolf, seiner Mutter, den übrigen Vormündern und dem schwedischen Adel statt. Alles ging nach Wunsch. Den 17. Dezember ließ die verwittwete Königin dem Landtage durch Oxenstierna die Mittheilung machen, daß sie nicht gesonnen sey, länger an der Regierung Theil zu nehmen, die Stände möchten ihren Sohn Gustav Adolf, der nunmehr sein 18tes Jahr angetreten, für mündig und zum

Herrscher Schwedens erklären. Dem Beispiele Christinens folgte der Herzog Johann. Er wiederholte feierlich seine frühere Entsagung auf die Krone, jedoch gegen gewisse Zugeständnisse, welche er sich ausbedang und auch erhielt. Außer dem Fürstenthum Oestergothland, das ihm schon Karl IX. überlassen hatte, mußten ihm vier Gerichtssprengel in Westgothland, das Recht alle in seinem Gebiete gelegenen königlichen Erbgüter eintauschen zu dürfen, endlich die baldige Ausbezahlung seines mütterlichen Vermögens und der früher von ihm an den Staat geleisteten Vorschüsse zugesichert werden. Wir wollen noch bemerken, daß Gustav Adolf später Bedacht nahm, den Herzog durch Ehe-Bande an das königliche Haus zu fesseln. Johann hatte während seiner Erziehung am Hofe Karl's IX. Liebe zu der Schwester Gustav Adolf's, Maria Elisabeth, gefaßt. Der neue König genehmigte diese dem Reich nützliche Neigung und vermählte die Schwester mit dem Vetter [1]).

Nächst den Mitgliedern des regierenden Hauses suchte Gustav Adolf den Adel durch ausgedehnte Freiheiten zu gewinnen, die er diesem Stande einräumte. Mittelst einer Urkunde, welche Gustav's Königsversicherung genannt wird, gelobte er auf dem Nyköpinger Landtage: erstlich das Reich in der evangelischen Religion und der bestehenden Glaubenslehre zu bewahren. Die Ausübung keiner andern Religion solle weder heimlich noch öffentlich gestattet, jeder Andersgläubige von Aemtern ausgeschlossen seyn, doch ward Nichtlutheranern, besonders solchen, welche Kriegsdienste thun würden, der Aufenthalt im Reiche erlaubt, so lange sie ihre Irrthümer nicht auszubreiten suchen würden; Gustav versprach ferner, die königliche Familie, den Reichsrath, alle übrigen Stände, besonders den Adel in Ehre zu halten, alle alten Privilegien des Herrenstandes (worunter namentlich die Befreiung von der ordentlichen Steuer gehörte) zu schützen und nach dem Königseide das Regiment zu führen, deßgleichen die Aemter nur mit Schweden, namentlich mit Edelleuten, zu besetzen, keine Eingriffe in den Gang der Justiz zu thun, Keinem sein Amt ohne Urtheil und Recht zu nehmen, endlich ohne Einwilligung des Herzogs Johann, des Reichsraths und der Stände kein Gesetz abzuschaffen oder einzuführen, keinen Krieg anzufangen, keinen Frieden oder Bündniß zu schließen. Keine Steuer solle fürder ohne Genehmigung des Reichsraths ausgeschrieben und Schweden nicht mehr mit so vielen Reichstagen belästigt werden. Durch diese Artikel stellte Gustav die wichtigsten Beschwerden ab, welche der Adel gegen Karl IX. geführt, und gestand demselben Rechte zu, welche sein Vater hartnäckig verweigert hatte. Gleichwohl schloß sich der Herrenstand, wie wir sehen werden, nur zögernd und langsam der neuen Regierung an.

Auch der Clerus ging nicht leer aus. Die Königsversicherung Gustav's gab den Bischöfen die Vollmacht zurück, priesterliche Weihen ertheilen und

[1]) Geijer III, 7.

Pfarren mit Einwilligung der Patrone besetzen zu dürfen. Nur einige Pfründen behielt sich der König vor. Eine weitere Bestimmung lautete: kein Geistlicher solle fürder ohne Verurtheilung durch Bischof und Domkapitel entsetzt, und überhaupt Niemand (was unter Karl IX. sehr häufig geschehen) auf bloße Anklagen hin verhaftet und seiner Güter beraubt werden.

Nun huldigten die Versammelten dem jugendlichen Herrscher. Weiter beschloß der Reichstag den Dänen neue Friedensvorschläge zu machen, oder, wenn dieselben abermal verworfen würden, den äußersten Widerstand zu leisten. Zu diesem Zweck bewilligten die Stände, jedoch mit Ausnahme des Adels, bedeutende Geldopfer. Die Geistlichkeit versprach, außer der bisher bestandenen Kopfsteuer eine neue Auflage zu entrichten, bedang dagegen Befreiung von der Last, Soldaten zu stellen. Der Bürgerstand verpflichtete sich, die Bemannung der Flotte vollzählig zu erhalten, und eine unter Karl IX. eingeführte Monatsteuer, von welcher sogleich die Rede seyn wird, nicht blos fortzubezahlen, sondern auch um ein Sechstheil zu erhöhen. Die Bauern endlich mußten neben der ordentlichen Steuer eine besondere Kriegscontribution übernehmen. Am Schlusse des Reichstags, dessen letzte Sitzung den 1. Januar 1612 stattfand, ernannte der König Oxenstierna als Dank für die glücklich geleiteten Unterhandlungen zum Reichskanzler. Oxenstierna stand damals im 29sten Jahre.

Krieg war die nächste Sorge Gustav Adolf's. Karl IX. hatte seinem Sohne drei Fehden hinterlassen: die russische, welche von schwedischer Ehrsucht entzündet und in weiter Ferne geführt, keine erheblichen Gefahren darbot, aber doch die Abberufung des kleinen Heeres aus Liefland unmöglich machte; die dänische, welche, weil sie auf schwedischem Boden ausgefochten werden mußte, am Marke des Reiches zehrte; endlich die polnische, die hartnäckigste von allen, weil hier zwei gleich unversöhnliche Ansprüche sich entgegentraten und weil vorauszusehen war, daß Gustav Adolf so wenig auf den Besitz der schwedischen Krone als Sigismund von Polen auf sein erbliches Recht an dieselbe verzichten werde. Es bedurfte der angebornen Neigung des Prinzen für das Kriegswesen nicht, die Noth zwang ihn, in den Waffen sein Heil zu suchen. Bedenkt man noch, daß Gustav den Adel seines Landes kaum auf einem andern Wege vor Erneuerung der Meutereien, welche so häufig während der Regierung seines Vaters stattfanden, zurückzuhalten vermochte, als wenn er denselben zu auswärtigen Unternehmungen hinriß, zieht man in Rechnung, daß der junge König bei der Armuth seines eigenen Erbreichs, nur in fremden Ländern Lehen und Güter finden konnte, die ihm die Möglichkeit verschafften, den gierigen Herrenstand durch Vergabungen an seinen Thron zu fesseln: so wird Gustav Adolf's Rolle als Eroberer begreiflich. Die mächtigsten Triebfedern, Noth und Politik ebenso gut als natürliche Anlage, haben ihn dazu gemacht.

Aber mit welch kleinlichten Hülfsmitteln begann er seine kriegerische Laufbahn! Schweden war bei Gustav Adolf's Regierungsantritt durch

die langen Stürme unter Karl IX. aufs Aeußerste erschöpft, die Stimmung des Volks, besonders der Bauern, schwierig. An verschiedenen Orten brachen wegen der unerschwinglichen Lasten Empörungen aus. Ueberdies zogen fremde Aussendlinge, meist Polen, oder im katholischen Auslande erzogene Schweden, durch die Provinzen herum und suchten im Namen Sigismund's den Unmuth der Menge anzuschüren. Ebbe herrschte in den öffentlichen Kassen, man mußte aus Geldmangel die Schiffe, welche aus der Fremde Soldaten und Kriegsbedürfnisse holen sollten, zur Gegenbezahlung mit Landesprodukten befrachten. Eine alte Nachricht [1]) aus schwedischen Archiven meldet, daß Gustav Adolf kurz vor seines Vaters Tode einem Kaufmann, der eine Lieferung für das Heer gemacht hatte, eine schriftliche Anweisung auf 18 Thaler gab, weil er die Forderung nicht in Baarem zu zahlen vermochte. Von der Armuth schwedischer Städte gibt den deutlichsten Begriff die oben erwähnte monatliche Geldverwilligung, welche der Bürgerstand im Jahre 1604 zuerst übernommen hatte, und welche der Reichstag von Nyköping um ein Sechstheil erhöhte. Nach der Schatzung von 1604 zahlten [2]) monatlich:

Stockholm	175	Thaler.	Helsingfors	16	Thaler.
Neulödöse	83	"	Biörneborg	16	"
Södörköping	70	"	Lidköping	13	"
Norköping	70	"	Raumo	13	"
Calmar	70	"	Enköping	12	"
Gefle	52	"	Karlstadt	10	"
Abo	50	"	Marienstadt	10	"
Nyköping	35	"	Köping	9	"
Linköping	35	"	Hedemora	9	"
Wadstena	35	"	Torshälla	9	"
Jönköping	35	"	Strengnäs	9	"
Hudwikswall	29	"	Hernösand	8	"
Upsala	28	"	Skara	8	"
Arboga	25	"	Oeregrund	8	"
Westeräs	25	"	Skedwi	6	"
Wiborg	25	"	Hjo	6	"
Oerebro	23	"	Borgo	6	"
Wersjö	23	"	Sigtuna	5	"
Ekesjö	16	"	Skeninge	5	"
Westerwik	16	"	Falköping	5	"
Bogesund	16	"	Naedendal	5	"
Gamlelöse	16	"	Ekenäs	5	"

Ein amtliches Verzeichniß [3]) sämmtlicher Kroneinkünfte Schwedens aus dem Jahre 1620 ist vorhanden. Obgleich damals viele Quellen

[1]) Rühs Geschichte von Schweden (nach Hallenberg's historischer Sammlung), im 65sten Theil der allgemeinen Welthistorie S. 97. — [2]) Ebendaselbst S. 86. — [3]) Geijer III, 52.

reichlicher flossen als 8 Jahre früher, wo der dänische Krieg das mittlere Schweden furchtbar verheert hatte, weist diese Rechnung doch nur die Ziffer von 1,280,000 Thalern auf, deren einer ungefähr den Werth von fl. 30 kr. jetzigen Geldes haben mochte [1]). Man kann daraus ermessen, wie gering das Staatseinkommen bei Gustav's Regierungsantritt gewesen ist. Die Verlegenheiten der Krone wurden noch durch die große Anzahl der Mitglieder des königlichen Hauses vermehrt, welche auf standesgemäßen Unterhalt Anspruch machten. Es gab damals zwei Königinnen Wittwen in Schweden: die dritte Gemahlin Gustav's Wasa I., Catharina Stenbock, die im Jahre 1535 geboren, erst 1621 in ihrem 86sten Jahre starb, dann die Wittwe Karl's IX. und Mutter Gustav Adolf's, Christina, die dem jungen Könige durch Geiz, Herrschgier und Zanksucht nicht wenig Unlust bereitete. Christina war reich und hätte ihrem Sohne helfen können. Allein sie wucherte mit ihrem Gelde und machte dem Staate nur gegen drückende Zinsen Anlehen. Außer diesen beiden Frauen waren fürstlich zu versorgen: Herzog Johann, der neulich sich gegen Entsagung auf den schwedischen Thron die Verleihung ausgedehnter Ländereien ausbedungen hatte und in seinem Gebiete eine schlechte Wirthschaft führte; zweitens der jüngere Bruder Gustav Adolf's, Karl Philipp, dem als Erblehen Södermannland, Nerike und Wärmland zugewiesen war. Zum Glück für Schweden starb Herzog Johann 1618, vier Jahre später folgte ihm Karl Philipp ins Grab; die königliche Wittwe Christina ging 1625 mit Tod ab. Nun erst konnten diese Lehen zum Staatsgute geschlagen werden.

Die Friedensanträge, welche Gustav Adolf den Dänen machte, waren zurückgewiesen worden. Im Januar 1612 rückten die Dänen von Calmar aus ins Feld, verheerten einen großen Theil von Smaland, verbrannten die Stadt Weriö sammt dem Schlosse Kronoberg und bedrohten Jönköping, den wichtigsten Waffenplatz im Süden des schwedischen Reichs nach seinen damaligen Gränzen. Um dieselbe Zeit versuchte König Christian IV., von der norwegischen Feste Bohus aus die Stadt Gullberg zu überrumpeln. Allein ein fünfmal wiederholter Sturm ward so tapfer von dem schwedischen Befehlshaber Martin Krakow, und nachdem er eine Wunde erhalten, von seiner kühnen Frau Emerentia Pauli abgeschlagen, daß der König abziehen mußte. Dagegen fiel die Festung Neulödöse in die Hände der Dänen, welche alle männlichen Einwohner der Stadt ermordeten. Unter grausamer Verheerung drangen sie von da bis Skara vor, das eingeäschert ward; über 3000 Bauernhöfe sollen auf diesem Zuge zerstört worden seyn. Schwedischer Seits stand Anfangs dem Feind nur ein kleines Heer unter dem Feldmarschall Krus entgegen. Dasselbe fiel in Haland ein, plünderte 18 Kirchspiele und brachte den Dänen nicht weit von Falkenberg eine Schlappe bei. Ende Januar traf Gustav Adolf selbst in den Schanzen bei Rysby ein, wo die schwedische Hauptmacht

1) Rühs a. a. O. S. 231.

sich sammelte. Er machte von dort aus einen glücklichen Streifzug in die dänische Provinz Schonen, die damals von den feindlichen Truppen entblößt war, aber auf dem Rückzuge wurde er, unweit der schwedischen Gränze, von den Dänen, die aus dem von ihnen eroberten Smaland herbeieilten, überfallen; auf dem Eise des Sees Widsjö kam es Abends den 11. Februar zur Schlacht, welche die Schweden, an Zahl schwächer als der Feind, verloren. Viele wurden erschlagen oder ertranken. Auch unter dem Rosse des Königs brach das Eis ein, so daß er ins Wasser stürzte. Der Kammerjunker Peter Brahe und ein gemeiner Reiter, Namens Thomas Larsson, retteten ihn. Larsson erhielt zum Danke für diese That einen Bauernhof Igelstadt im Kirchspiele Romfertuna, den seine Nachkommen noch heute besitzen. In Schweden lief das Gerücht um, daß der König erschlagen worden sey. Seine Mutter und der Hof zu Stockholm waren in großer Besorgniß, bis ein von Gustav Adolf abgeschickter Bote mit der Nachricht von seinem Wohlbefinden eintraf.

Mit Anfang des Frühjahrs ruhten die Waffen eine Zeitlang, weil das eintretende Thauwetter militärische Bewegungen unmöglich machte. Dagegen wurden jetzt Unterhandlungen betrieben. Gustav Adolf suchte auswärtige Hülfe; er stellte den Hanseaten die Gefahren vor, mit welchen das Wachsthum der dänischen Macht ihren Handel in der Ostsee bedrohe. Seine Gesandten hatten die Weisung erhalten, Vereinigung der hanseatischen Flotte mit der schwedischen, freie Werbung im Gebiete der Städte, die Zufuhr von Kriegsbedürfnissen und Aufhebung alles Verkehrs mit Dänemark zu verlangen. Lübeck zeigte sich geneigt, auf diese Anträge einzugehen; aber die Macht der Hansa war zu schwach, der Bund zu lose, als daß etwas Bedeutendes hätte unternommen werden können. Die Lübecker schickten einige bewaffnete Schiffe zum Schutz ihres Handels aus, wurden jedoch in Kurzem durch die dänische Flotte zu der Erklärung gezwungen, daß sie sich im laufenden Jahre des Verkehrs mit Schweden enthalten wollen. Etwas glücklicher war Gustav in seiner Unterhandlung mit den Niederlanden, wo er außer Werbungen ein Anlehen auf leidliche Bedingungen zu machen beabsichtigte. Er erhielt die Erlaubniß, Soldaten werben zu dürfen; aber als die Nachricht von den Fortschritten der Dänen nach Amsterdam kam, wurden die hochmögenden Herren, weil sie Capital sammt Zinsen zu verlieren fürchteten, sichtlich lauer gegen die Schweden. Auch die Norweger suchte Gustav in sein Interesse zu ziehen; er erinnerte dieses, gegen Christian IV. aufgebrachte Volk an seine gemeinsame Abkunft mit den Schweden, an den alten Verkehr, und die bessere Uebereinstimmung des Charakters beider Nationen: „durch die Arglist des Dänenkönigs sey der norwegische Adel beinahe ausgerottet, alle Aemter des Landes mit Dänen oder Ausländern besetzt, unter schwedischem Scepter würde der Adel wieder aufblühen, seine Gerechtsame und seinen Glanz zurückerhalten." Allein so unzufrieden die Norweger über Christian IV. waren, wollten sie sich doch nicht einem fremden

Monarchen in die Arme werfen, dem sie kaum die Macht zutrauten, sich seiner eigenen Haut zu erwehren.

Mit dem Anfang der besseren Jahreszeit entbrannte der Krieg wieder von der südlichen Gränze bis an die unwirthlichen Lappmarken hinauf. Der schwerste Druck lastete auf den Bewohnern der mittäglichen Provinzen Schwedens. Freund und Feind drängte hier einander, was der Eine übrig gelassen, nahm der Andere weg. Die Noth wurde zuletzt so groß, daß Gustav selbst befehlen mußte den unglücklichen Einwohnern mit Gewalt ihr Eigenthum zu entreissen, um nur die Gränzfestungen mit Proviant versehen zu können. Die Ausrüstung der Flotte, welche Gustav eifrig betrieb, ging nicht vorwärts, denn es fehlte an Geschütz und Matrosen, und der größte Theil der schwedischen Schiffe lag noch abgetakelt in den Häfen, während die dänische Flotte, mehr als 30 Segel stark, die See hielt. Gustav hatte den Adel zum Roßdienst aufgefordert und die Säumigen mit Strafen bedroht; dennoch kam nur ein kleiner Haufe Reiterei zusammen. Während des Sommerfeldzugs befanden sich selten über acht Edelleute in Gustav's Umgebung. Herzog Johann's Sekretär schrieb damals nach Hause: „Gott bessere es, keiner will gehorchen, und darum geht es wie es geht." Das Volk klagte über Mangel an Anführern [1]). Die Lage des jungen Königs war höchst bedenklich. Zwei dänische Heere standen in seinem Lande, das eine unter dem Befehl des Königs Christian IV., mit der Bestimmung, Westgothland, das andere unter General Gerd Ranzow, bereit Smaland, Ostgothland und Oeland zu erobern. Elfsborg an der Nordsee, auf der äußersten Gränze Westgothlands gelegen, wurde nach 19tägiger Belagerung im Mai von den Dänen genommen. Kurze Zeit darauf fiel auch die Feste Gullberg, deren Besatzung, entmuthigt durch die Eroberung Elfsborgs, sich ohne Widerstand ergab. Auf die Nachricht von diesen Unfällen wandte sich Gustav Adolf zuerst gegen das dänische Heer, das unter dem Befehle Christian's IV. stand. Allein er konnte den feindlichen 32 Fahnen Fußvolk und 11 Geschwadern Reiterei, fast nur ein Drittheil, 11 Fahnen zu Fuß und acht zu Roß entgegenstellen, mußte deßhalb eine Schlacht vermeiden und sich auf Belästigung des Feindes beschränken. In dieser Gefahr rettete ihn der kleine Krieg und der Muth des gemeinen Volks. Die Bauern, mit Ausnahme einiger Kirchspiele in Westgothland, welche sich den Dänen unterwarfen, zerstörten, voll Eifer für Vertheidigung des Landes, lieber selbst ihre Höfe, als daß sie dieselben in die Hände der Feinde gerathen ließen, zogen in die Wälder, machten Verhaue, überfielen, wo es Gelegenheit gab, den zum Raube sich zerstreuenden Feind, schnitten die Zufuhren ab, und verursachten den Gegnern täglichen Verlust. Durch Mangel an Lebensmitteln und Seuchen zur Umkehr gezwungen, zog der Dänenkönig aus

[1]) Geijer III, 88.

dem ausgehungerten Lande zurück. Gustav folgte ihm bis vor Gull unter dessen Mauern Christian IV. ein Lager schlug; dann eilte G nach der Ostküste, wo die Dänen unter Ranzow große Vortheile erru hatten. Fast ganz Smaland war in ihren Händen, Oeland ero Jönköping bedroht. Gustav ließ die angefangenen Arbeiten an Festung Jönköping beschleunigen, und rückte dann dem General Ran entgegen. Letzterer wartete jedoch die Ankunft des Schwedenkönigs nicht sondern trat, durch Meutereien unter seinen deutschen Truppen genöth in großer Eile den Rückzug an, auf welchem er theils durch Man theils durch fortwährende Anfälle der Schweden 1500 Mann verlor

Durch diesen Unfall wurden die Plane des Königs Christian vereitelt, der schon aus dem Westen in das Binnenland eingedrung war, um sich vor Jönköping mit seinem Generale Ranzow zu vereinige er mußte gleichfalls umkehren. Allein entschlossen, Das, was er mit de Landheer nicht vermocht, mit der Flotte zu versuchen, sammelte d Dänenkönig seine Schiffe, fuhr durch den Sund längs der Küste Schwede hinauf und erschien, zu Anfang des Herbsts, mit mehr als 30 Segel und 5000 Landungstruppen vor dem kleinen Schlosse Warholm, d zwei Meilen vor Stockholm gelegen, den Eingang in den Kanal d Mälar-Sees beherrscht. Dies geschah, während Gustav zu Jönköpi stand und die schwedische Flotte vor der feindlichen Uebermacht furchtsa in den Häfen Schutz suchte. Auf die erste Nachricht von der neu Gefahr eilte Gustav Tag und Nacht nach Stockholm. Unterwegs sti eine Verstärkung von mehreren hundert geworbenen Schotten zu ihm welche ihm ein niederländischer Oberst Mönichhofen zuführte. Die Truppen hatten in Norwegen gelandet, und gleich nach der Ausschiffun einen wiewohl unglücklichen Versuch auf Drontheim gemacht. Si drangen dann über die hohen Gränz-Gebirge nach Schweden hinübe und vereinigten sich mit dem Könige. Bei der Ankunft Gustav's athme Stockholm wieder von der Bestürzung auf, in welche die Landung de Feindes beinahe vor ihren Thoren die Hauptstadt versetzt hatte. Alle wurde aufgeboten, was die Waffen tragen konnte, Bürger und Bauern der Umgegend; mit dem zusammengerafften Haufen und den fremden Söldnern rückte der König dem Feind auf die Seeküste entgegen. Er traf jedoch die Dänen nicht mehr; sie hatten, nachdem sie das Schloß Warholm einige Tage vergeblich beschossen, ihr ausgeschifftes Kriegsgeräthe wieder an Bord gebracht und segelten davon.

Der Winter kam heran. Wenn Schweden durch den blutigen Kampf des Jahres 1612 aufs tiefste erschöpft, Frieden bedurfte, so neigte sich auch Christian, durch den Widerstand seines jugendlichen Gegners überrascht, zu einer gütlichen Ausgleichung. Eine Zusammenkunft wegen Auswechslung der Gefangenen führte zu gegenseitigen Erklärungen. Man verabredete einen Congreß auf der schwedisch-dänischen Gränze. Während in Stockholm der Reichstag sich versammelte, wurden die

iedensunterhandlungen am 29. November eröffnet. Sie dauerten unter oßen Schwierigkeiten, an welchen zum Theil Ansprüche wegen des remoniels, aber auch die harten Forderungen des Feindes Schuld iren, bis zum 19. Januar 1613, an welchem Tage der Friede in n Kirchdorfe Knäröd abgeschlossen wurde. Die Unterzeichnung erfolgte ı 26. Januar.

Hoch war der Preis, um den sich das erschöpfte Schweden Ruhe kaufen mußte. Die minder wichtigen Punkte bestanden in Folgendem: s Schloß Sonnenburg wird auf ewige Zeiten an Dänemark abgeeten, beiden Königen ist in Zukunft gestattet, die drei Kronen, welche it Gustav I. ein Zankapfel zwischen Schweden und Dänemark waren, ihrem Wappen zu führen, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, ıß die Regenten von Dänemark aus diesem Zugeständniß kein Recht ıf den schwedischen Thron ableiten dürfen. Gustav Adolf entsagt für ch und seine Nachkommen allen Ansprüchen, die er und die Krone schweden auf die norwegischen Lehen Nordland und Wardöhuus von itisfjord bis Waranger gehabt; unter dem Titel König der Lappen ollen, im Fall ihn Gustav Adolf oder seine Nachfolger wieder gebrauchen, icht die an der See wohnenden Lappen, sondern die des Binnenlandes, velche der Krone Schweden wirklich unterworfen sind, verstanden werden. Den Unterthanen beider Reiche steht gegenseitig Zollfreiheit im Sunde nd freier Handel, doch mit Ausnahme der Getränke, zu. Die während es Kriegs zerstörte Stadt Gothenburg darf, im Falle ihrer Wiederherstellung, keine der Krone Dänemark nachtheilige Privilegien erhalten, ie Fahrt nach Liefland und Kurland ist frei, jedoch mit Ausnahme Rigas, sofern diese Stadt vom Schwedenkönige belagert wird. Die Gefangenen werden ohne Lösegeld ausgeliefert. Dies waren, wie gesagt, die minder wichtigen Punkte. Die größte Schwierigkeit machten die von den Dänen eroberten Plätze, namentlich Calmar und Elfsborg. Unmöglich konnte Gustav diese beiden Städte preisgeben. Calmar hatte nicht blos als Festung, sondern auch als ein zum Verkehr mit Finnland, Liefland, Polen und Rußland trefflich gelegener Seeplatz hohe Bedeutung, und Elfsborg war der einzige größere Hafen, den Schweden damals an der Nordsee besaß. Mit dem Verluste dieser Stadt hätte es auf direkte Verbindung mit Deutschland und dem südlichen Europa verzichten müssen. Gustav Adolf drang deßhalb mit aller Macht auf die Räumung der beiden Plätze. Um so hartnäckiger zeigten sich die Dänen, sie wollten die großen Kosten des Kriegs nicht umsonst aufgewendet haben. Zuletzt mußten sich die Bevollmächtigten Gustav Adolf's zur Zahlung der, für ein Land wie Schweden, bedeutenden Summe von einer Million harter Thaler verstehen. Der Name Contribution wurde freilich umgangen, und der mildere „Gratifikation" dafür auf Verlangen der schwedischen Gesandten in die Friedensakte aufgenommen. Die Summe sollte innerhalb sechs Jahren entrichtet werden. So lange

bis der letzte Thaler abgetragen, behielt Dänemark Elfsborg, sam mehreren Gerichtssprengeln von Westgothland im Versatz, doch so, d die schwedischen Gesetze und auch der Lehenseid des Adels in den v pfändeten Orten aufrecht blieben.

Die Nachricht vom Abschlusse des Friedens erregte laute Freu in Schweden. Man dachte anfangs nur an das gewonnene Result nicht an den Preis. Bald sollte man das Schlimme der neuen La fühlen. Die Dänen behielten nach dem Abschlusse des Friedens ih drohende Stellung bei, die von ihnen besetzten Plätze wurden auf a Weise beschädigt, die Einwohner hart gedrückt. Gustav mußte, weil ei Erneuerung der Feindseligkeiten zu befürchten stand, auf Sicherung d Gränzfestungen Bedacht nehmen. Die geworbenen fremden Soldat wurden in den Oertern auf der Gränze herumgelegt. Ihr Unterha verursachte dem armen ausgesogenen Landvolke schwere Lasten. Ab wie erst die Million aufbringen? Die Stände sollten Rath schaffe Allein man wagte es nicht den vollen Reichstag zu versammeln, we man besorgte, der Bauernstand, den die größte Last der dänischen Co tribution traf, möchte die Bewilligung verweigern. Gustav berief sta einer allgemeinen Ständeversammlung blos zwei Edelleute aus jede Provinz, alle Bischöfe, einen Priester aus jedem Domkapitel und de Magistrat der Stadt Stockholm, welcher sämmtliche Städte so wie da Landvolk vertreten sollte. Bauern wurden gar nicht beschieden. Al Vorwand für die Beschränkung der Zahl mußte die Ersparung de Kosten dienen.

Die Versammelten vereinigten sich über eine allgemeine Bewilligung von der kein Stand ausgenommen ward. Das königliche Haus un der Adel sollten eine Einkommens-, die übrigen Stände eine Vermögens steuer entrichten: die Bergleute von ihren Gruben, die inländischen Kauf leute von ihren Schiffen, die fremden von dem Werthe der ein- un ausgeführten Güter. Die Bezahlung konnte nicht blos in guten Thalern sondern auch in ungemünztem Silber, in Kupfer, Eisen, Waizen, Rogge nach festgesetzten Preisen geschehen. Die Dauer der Bewilligung wa auf vier Jahre festgesetzt; auch sollte diese Steuer nicht von den ge wöhnlichen Einnehmern, sondern von außerordentlichen Commissären die in alle Provinzen zu diesem Zwecke abgeschickt wurden, eingezoge werden. Trotz dieser Einrichtung kostete es unsägliche Mühe, die erst Rate abzutragen. Ein Versuch, den Gustav Adolf bei dem Dänen könig machen ließ, die festgesetzten Fristen zu verlängern oder statt baarer Geldes in guten Waaren bezahlen zu dürfen, scheiterte an der Weige rung Christian's IV. Das Mißtrauen zwischen beiden Mächten dauerte noch lange Zeit fort.

So endigte der dänische Krieg. Gustav hatte ihn zwar nicht ohne Ehre, aber unglücklich geführt. Vier Ursachen trugen hiezu bei: daß der Kampf gleich nach Gustav's Regierungsantritt, während sein An-

sehen noch nicht hinreichend befestigt war, begann; daß Gustav ihn im eigenen Lande führen mußte, wodurch seine Hülfsmittel auf einen immer engeren Kreis beschränkt wurden, während der Feind über die Kräfte seiner eigenen vom Kriege verschonten Provinzen verfügen konnte; daß die Schweden damals noch wenig vom Seewesen verstanden, und in diesem Punkte gegen ihre Gegner in Nachtheile waren; endlich daß der schwedische Adel seinen jugendlichen Gebieter nur sehr lau unterstützte.

Gustav Adolf verzieh den Herren diese Untreue nicht. Höchlich erzürnt über die Versäumniß im Roßdienste und andere Eingriffe in seine Rechte, ließ er im Januar 1613, gleich nach Beendigung des dänischen Kriegs, eine Erklärung [1]) über das rechte Verständniß der zu Nyköping 1611 von ihm bestätigten adeligen Privilegien aufsetzen. In dieser Schrift heißt es unter Anderem: „dieweil der Adel Schwedens sammt den übrigen Ständen des Reichs unser Haus zu königlicher Würde erhob und jüngst uns selbst zum Herrscher erkor, haben wir demselben so große Privilegien gegeben, wie kaum vor uns irgend ein König Schwedens. Gleichwohl mußten Wir vernehmen, daß ein Theil der Adeligen diese Wohlthaten nicht anerkennt, sondern die zugestandenen Privilegien mißbrauchte, vorzüglich in der letzten Fehdezeit. Die Herren mögen daher wissen, daß der König zurücknehmen kann, was er gegeben, und daß ihm zukommt, zu bestimmen, wie die Privilegien verstanden werden müssen, damit nicht Jeder dieselben deute und drehe, wie ihm beliebt. Obgleich in denselben steht, daß steuerfreie Güter nicht der Krone zufallen dürfen, so lange der Edelmann keinen feindlichen Schild gegen seinen König erhebt, so gilt doch das schwedische Gesetz, kraft dessen die Steuerfreiheit der adeligen Gründe mit dem Augenblick aufhört, wo der Besitzer den Roßdienst nicht leistet; weßhalb diejenigen vom Adel, die im dänischen Kriege nicht mit gewesen sind, noch ihren Pflichten gegen den Staat genügt, sondern sich zu Hause verkrochen haben, von Rechtswegen ihre adelige Freiheit verlieren sollten." Als fernerer Mißbrauch wird gerügt, daß der Adel nicht nur innerhalb der gesetzlichen Freimeile um die Herrenhöfe, sondern auch auf Lehenhöfen seine Bauern von den Postfuhren, der Herberge und andern öffentlichen Lasten entbinde, daß er so viel Rittersitze baue, als ihm gutdünke, und für dieselben die gleiche Freiheit heische, wie für den Herrenhof, den er selbst bewohne; daß er auf solche Art eine Menge Leute dem Aufgebot zum Krieg entziehe, daß, während Haus und Hof des Adels in den Städten von allen bürgerlichen Lasten befreit seien, manche Adelige in eigener Person oder durch Andere bürgerliche Gewerbe treiben, ja Kneipen und liederliche Häuser halten; daß sie ihre Zollfreiheit für eigene oder fremde Rechnung in unerlaubten Handelsgeschäften ausbeuten u. s. w.

Indessen findet sich nicht, daß Gustav Adolf es unternahm, die

---

[1]) Geijer III, 22 flg.

Drohungen, welche in diesen Sätzen lagen, zu verwirklichen. Er wollte den Adel nicht vor den Kopf stoßen. Denn schon erheischte ein zweiter Krieg, der russische, seine Aufmerksamkeit und verhinderte gründliche Verbesserungen im Innern. Wir müssen zunächst von den Ursachen des russischen Kampfes berichten, der in den letzten Jahren Karl's IX. begann.

Basil, Iwans Sohn, war der erste Großfürst von Moskau, der den Titel eines Czaren annahm. Er entriß den Polen das Fürstenthum Pleskow, die Herzogthümer Smolensko und Severien und starb 1533. Auf ihn folgte sein Sohn Iwan Basilowicz, welcher einen Theil von Liefland sowie die Königreiche Kasan und Astrakan eroberte, und bei seinem 1584 erfolgten Tode zwei Söhne von zwei verschiedenen Müttern hinterließ: den ältern Fedor von Anastasia Romanowna, den jüngern Demetrius, aus der Ehe mit Maria Federowna. Der ältere Sohn Fedor folgte dem Vater. Dieser schwache Fürst faßte unbegränzte Zuneigung zu einem Edelmanne Namens Boris Federowicz Godunow, welcher nach und nach zu den höchsten Aemtern emporstieg, selbst Schwager des Czars wurde. Fedor war ohne Kinder, sein jüngerer Bruder und rechtmäßiger Erbe, Demetrius, noch ein Knabe, lebte in einer Art von Verbannung. Die Gewalt ruhte in den Händen des Günstlings, alle Aemter waren von seinen Kreaturen besetzt. Unter diesen Umständen verfiel Godunow auf den Gedanken, den muthmaßlichen Thronerben aus dem Wege zu räumen, und sich selbst nach des Czaren Tod die Krone aufzusetzen. Demetrius wohnte mit seiner Mutter, der Wittwe Iwans, in dem Orte Uglicz, umgeben von Spionen, die seine Bewegungen beobachteten und dem Günstling des Czaren Rechenschaft von Allem gaben. Eines Tages drangen von Godunow besoldete Mörder in den Palast, wo er sich befand, rießen den Knaben aus den Armen seiner Mutter und erdolchten ihn. Die Thäter wurden von den Bewohnern der Stadt, welche auf das Gerücht der grausamen That die Sturmglocke gezogen hatten, in der ersten Wuth niedergemacht. Godunow fing die Berichte auf, die von der Obrigkeit der Stadt Uglicz an den Czar abgeschickt worden waren, unterschob falsche, welche dahin lauteten, der junge Prinz habe sich in einem Anfalle von Epilepsie selbst umgebracht, und ging frei aus. Die Rache sollte ihn erst später durch einen Betrüger treffen.

Kurz darauf im Jahre 1598 starb Czar Fedor, und es gelang Boris mit leichter Mühe die Krone an sich zu reißen. Vier Jahre hatte er nicht ohne Ruhm regiert, als 1602 ein junger Mönch mit der Behauptung auftrat, er sei Demetrius, Iwans Sohn: der Vorsicht seiner Mutter, der Treue eines alten Dieners verdanke er seine Erhaltung, ein unterschobener, ihm ähnlicher Knabe sei statt seiner ermordet worden. Der Abentheurer hieß Jakob Otrepiew und war in Jaroslaw von armen adeligen Eltern geboren. In seinem 14ten Jahre trat er zu Kiew in einen Mönchsorden, aber seinem hochstrebenden Geiste sagte das Klosterleben nicht zu; er nahm daher das Anerbieten des Patriarchen

Hiob von Moskau, Handschriften in dem erzbischöflichen Palaste abzuschreiben, mit Freuden an. Hier hörte er die Bemerkung, daß er dem ermordeten Demetrius gleich sehe. Diese Idee entflammte seinen Ehrgeiz und bald hatte er eine Fabel über seine angebliche Rettung ausgesponnen. Anfangs ließ er nur einzelne Winke über seine geheimnißvolle Geburt fallen, bald trat er kecker auf, so daß Boris Kunde von seinem Vorgeben erhielt. Der Czar wollte ihn aufheben lassen, aber Otrepiew, zeitig gewarnt, entfloh und verbarg sich in abgelegenen Klöstern, wo er jedoch wegen seines freien Lebenswandels ausgewiesen wurde. In der Noth ging er nach Litthauen, legte die Mönchskleider ab und trat in die Dienste des Fürsten Adam Wischneweczki. Bald wußte er durch einschmeichelndes Benehmen die Gunst seines neuen Gebieters zu erlangen, und als er sich hinreichend darin befestigt glaubte, begann er seine Plane ins Werk zu setzen. Durch erheuchelte Traurigkeit erregte er die Aufmerksamkeit des polnischen Fürsten, und schwieg, um die Ursache befragt, seufzend und geheimnißvoll. Zuletzt stellte er sich krank, ließ einen katholischen Geistlichen kommen, wiederholte vor ihm das Mährchen seiner Geburt und übergab ihm eine Schrift, in welcher die Vorgänge seiner angeblichen Rettung umständlich erzählt waren. Der Priester vertraute dem Fürsten die Entdeckung an, der sich nun zu dem Kranken selbst verfügte, um ihn auszuforschen. Otrepiew spielte den Erschrockenen, zog aber dann, als wenn er nicht mehr läugnen könne, ein goldenes mit Diamanten besetztes Kreuz hervor, das sein Pathe, der Fürst Mstislawski, ihm bei der Taufe um den Hals gehängt habe. Wischneweczki, erwies dem Abentheurer von nun an fürstliche Ehre; und da sein Aufenthalt in Litthauen nicht sicher genug schien, empfahl er ihn an den polnischen Woiwoden von Sendomir, Mnichek. Otrepiew gewann diesen Magnaten dadurch, daß er seine Tochter Maria Anna zu ehelichen und auf den Thron von Moskau zu erheben versprach.

Seitdem wurde die Intrike des Mönchs weltgeschichtlich. Denn nunmehr nahm der päbstliche Botschafter am Warschauer Hofe Rangoni für ihn Parthei, angefeuert durch die Hoffnung, daß Otrepiew, wenn man ihm auf den Czaren-Thron verhelfe, die katholische Religion in Rußland einführen werde. Im Jahre 1603 schwur Otrepiew zu Krakau in die Hände eines Jesuiten, wiewohl insgeheim, zum katholischen Glauben [1]). Die neuen Freunde betrieben seine Sache mit solchem Nachdrucke, daß er durch den polnischen König Sigismund als der ächte Demetrius anerkannt ward und das Versprechen bewaffneten Beistandes erhielt. Auf die Nachricht hievon schickte Czar Boris Godunow Abgesandte nach Polen, die den Betrüger entlarven sollten; aber sie fanden keinen Glauben. Polnische Magnaten versammelten ein Heer von 10,000 Mann, zu denen sich ein Schwarm Kosaken gesellte. Nun brach Otrepiew

---

[1]) Den Beweis bei Karamsin histoire de Russie Vol. XI, 175.

in Rußland ein. Er fand Anhang, viele Städte öffneten ihm ihre Thore, unter dem Heere, das ihm der Czar entgegen stellte, brachen Meutereien aus, und in Kurzem war der falsche Demetrius fast allgemein anerkannt. Da starb den 13. April 1605 Czar Boris plötzlich, wie man glaubt, an Gift, das er genommen hatte, um seinen Fall nicht zu überleben. Otrepiew sah sich am Ziele. Zwar riefen einige russische Bojaren den 16jährigen Sohn Godunow's, Fedor, zum Czaren aus, aber dieses Kind war zu schwach, um die Last der Krone unter den obwaltenden Umständen zu tragen. Während Demetrius sich in der Stadt Tula befand, erschien vor ihm eine Gesandtschaft aus Moskau, um ihm die Huldigung des russischen Volks darzubringen. Er befahl, Fedor nebst seiner Mutter solle erdrosselt, die Anhänger und Verwandten des Czaren hingerichtet werden. Dann hielt er im Juni 1605 unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Moskau, wo er auch mit großer Pracht gekrönt ward. Um die Täuschung zu vollenden, ließ der neue Czar die Mutter des ermordeten (wahren) Demetrius an seinen Hof kommen, behandelte sie als die seinige und überhäufte sie mit Beweisen von Zärtlichkeit. Die Matrone, der nur die Wahl blieb zwischen unvermeidlichem Untergang, oder der Bereitwilligkeit die anbefohlene Rolle zu spielen, wählte, wie man denken kann, den letzteren Ausweg; sie erkannte Otrepiew für ihren Sohn an.

Bald begannen die Verlegenheiten der neuen Regierung: unter dem moskowitischen Adel liefen Gerüchte um, daß der junge Czar nicht der Sohn Iwans, sondern ein Betrüger sey. Otrepiew-Demetrius selbst verstärkte die keimende Abneigung durch seine Unvorsichtigkeit, er ließ seinen Begierden den Zügel schießen, mißbrauchte vornehme Jungfrauen, sogar Nonnen. Der Haß wuchs durch die Heirath des Czars. Um sein Versprechen gegen Mnichek zu halten, vielleicht auch aus wirklicher Neigung, schickte der falsche Demetrius eine Gesandtschaft an den Woiwoden von Sendomir und ließ um die Hand seiner Tochter werben. Die Braut kam begleitet von ihrem Vater und einer Menge vornehmer Polen, die mit Geschenken überhäuft wurden. Diese Fremdlinge rißen die wichtigsten Stellen am Hofe an sich und beleidigten durch ihre Anmaßung die russischen Großen. Hiezu kam noch, daß auch die Geistlichkeit dem neuen Herrscher aufsätzig wurde, weil sie argwöhnte, daß Demetrius es auf Abschaffung der griechischen Religion abgesehen habe.

Noch dauerten die Hochzeitsfeierlichkeiten, als Adel und Clerus sich zum Verderben des Abentheurers verschwor. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Bojare Schuiskoi, ein Mann von so edler Familie, daß er den Betrüger zu ersetzen hoffen durfte. Zwanzigtausend Bewaffnete wurden von den Verschworenen unter dem Vorwande, die Feste mit anzusehen in Moskau versammelt, ein Theil der Bevölkerung der Hauptstadt schloß sich dem Unternehmen an. Mit dem Kreuze in der einen, mit dem Schwerdte in der andern Hand, führte Schuiskoi am 16. Mai

1606 seine Leute nach dem Kreml; die Ausgänge wurden besetzt, die Pforten eingehauen und dann die polnische Leibwache niedergemetzelt. Der Czar, aus dem Schlafe aufgeschreckt, suchte durch ein Fenster zu entkommen, brach aber im Herabspringen das Bein. Noch war seine Sache nicht verloren, denn die Strelitzen, welche den innern Hof des Palastes bewachten, erklärten sich bereit ihren Gebieter zu vertheidigen. Schon schwankten die Angreifenden, als Schuiskoi Befehl gab, die Czarenmutter herbeizuführen, damit sie die Wahrheit sage; diese bekannte, der angebliche Demetrius sey ein Betrüger und sie selbst nur durch Furcht bewogen worden, ihn als ihren Sohn anzuerkennen. Jetzt ward der falsche Czar durch einen Pistolenschuß getödtet, sein Leichnam drei Tage auf dem Markte zur Schau ausgestellt und zuletzt verbrannt. Während der Abentheurer auf diese Weise durch die Hand der Bojaren endete, fiel die Bevölkerung von Moskau über die in der Stadt wohnenden Polen her. Ueber 1000 wurden erschlagen, ein kleiner Rest entkam, worunter Anna Maria, die Gemahlin des ermordeten Czaren und ihr Vater der Woiwode von Sendomir. Ein solches Ende nahm die kurze Laufbahn des falschen Demetrius. Anfangs allem Anschein nach Betrüger auf eigene Faust, wurde derselbe, seit seiner Anerkennung im Hause des Fürsten Wischneweczki das Werkzeug zweier Partheien, einer polnischen und einer clerikalischen, welche theils Rußland von Polen abhängig zu machen, theils die griechisch-ketzerischen Moskowiter dem Stuhle Petri zu unterwerfen suchten [1]).

Nach Vertreibung der Polen hoben die russischen Bojaren den Anführer des Aufstandes Wasili Iwanowitsch Schuiskoi, als den Befreier des Vaterlandes auf den Thron von Moskau; aber kaum hatte er ihn in Besitz genommen, als ein zweiter falscher Demetrius wider ihn auftrat. Die Polen unterstützten denselben, erst unter dem Vorwande, den legitimen Beherrscher in sein gebührendes Recht einzusetzen, bald machten sie kein Hehl mehr daraus, daß es ihre Absicht sei, so viel von den Provinzen des zerrütteten Rußlands abzureißen, als möglich. Der bedrängte Czar Schuiskoi suchte auswärtige Hülfe und wandte sich an Karl IX. von Schweden, der aus Haß gegen Sigismund den Bitten der Moskowiter entsprach. So wurde der Bruderzwist des Wasahauses, der seit 30 Jahren Schweden verheert hatte, auf russischen Boden übergespielt. Zu Wiborg kam am 28. Februar 1609 ein Bündniß zwischen Rußland und Schweden zu Stande, in welchem festgesetzt war, keine der beiden Mächte solle ohne Vorwissen der andern Frieden mit Polen schließen, und jede der andern Beistand leisten. Seinerseits machte sich Karl verbindlich, dem Czar 6000 Mann zu senden und die Festungen, die sein Heer einnehmen würde, an die Russen abzutreten. Dafür wurde ihm

[1]) Karamsin histoire de l'empire de Russie, traduite par Divoff. Paris 1826. Vol. XI, 408 flg.

russischer Seits Kexholm mit seinen Lehen als ewiges Eigenthum zugesagt. Den Oberbefehl über das russische Hülfsheer vertraute Karl IX. einem aus französischem Blute abstammenden Edelmanne, Jakob de la Gardie, dessen Vater Pontus zu den Zeiten Königs Erich in schwedische Dienste getreten war und sich in den früheren Kämpfen zwischen Schweden und Russen in Liefland Ruhm erworben hatte. Da Karl damals mit Polen Krieg führte, konnte er seinem Feldherrn nur ein kleines Heer von 4000 Mann mitgeben, das meist aus geworbenen deutschen Söldnern bestand.

Der Czar bedurfte sogleich der schwedischen Hülfe, denn er war von den Polen und den Anhängern des zweiten falschen Demetrius in Moskau belagert. De la Gardie und Ewert Horn, der unter ihm diente, machten unglaubliche Anstrengungen, um sich der russischen Hauptstadt zu nähern und den Czaren zu befreien. Ihr kleines Heer verminderte sich mit jedem Gefechte, fast mit jedem Marsch, den sie vorwärts machten. Es gebrach an Lebensmitteln, an Arzneien für die Kranken und Verwundeten, viele der fremden Miethlinge liefen davon. Auf die Russen, die sich dem schwedischen Heere angeschloßen hatten, konnte sich de la Gardie nicht verlassen; kam es zum Gefechte, so verbargen sie sich in den Wäldern, um zu warten, für wen sich das Glück entscheide, und dann mit den Sieger zu plündern. Dennoch brach sich de la Gardie Bahn durch alle diese Hindernisse. Nachdem er den polnischen Feldherrn Sapieha bei Dmitrow den 16. Februar 1610 geschlagen und gezwungen hatte, die Belagerung von Moskau aufzugeben, rückten die Schweden siegreich in die Residenz des Czaren ein. De la Gardie drang auf Erfüllung des Vertrags, Schuiskoi machte Versprechungen, bewirthete die schwedischen Soldaten sehr gut, aber die Räumung von Kexholm wurde unter verschiedenen Vorwänden verzögert. Indeß war Sigismund von Polen mit einem neuen Heere in Rußland eingedrungen und belagerte Smolensk. De la Gardie rückte ihm entgegen; aber weil er den Sold seinen Truppen nicht auszahlen konnte, brach, als er schon dem Feinde gegenüber stand, eine Meuterei unter seinem Heere aus; die Soldaten verlangten, daß er kapitulire, und da der Feldherr sich diesem Vorschlage widersetzte, fielen sie über sein Gepäcke her und plünderten den Troß. Gezwungen mußte sich de la Gardie mit dem polnischen Heerführer Zolkiewsky in Unterhandlungen einlassen; ehe jedoch ein Vertrag zu Stande kam, gingen alle fremden Söldner, 19 Fahnen Reiter und 10 Compagnien Fußvolk, zu den Polen über. Nichts blieb dem schwedischen Generale übrig, als seine eigene Rettung durch das Versprechen zu erkaufen, daß er dem Czaren Schuiskoi nicht mehr dienen wolle; mit dem kleinen Ueberreste seines Heeres, aus 400 Schweden und Finnländern bestehend, machte er dann mitten durch das feindliche Land unter großen Entbehrungen einen bewundernswürdigen Rückzug an die schwedisch-liefländische Gränze. De la Gardie's Muth war keineswegs gebrochen; „zwar wünschte ich, abge-

löst zu werden," schrieb [1]) er an König Karl IX., „doch da ich den Oberbefehl im Glücke gehabt habe, will ich mich auch nicht entziehen, nachdem unsere Angelegenheiten durch den Verrath treuloser Menschen ins Stocken gekommen sind." Karl mußte sich auf Danksagungen und tröstliche Worte beschränken, Soldaten konnte er ihm keine senden.

Während dessen hatten die Polen in Rußland immer weiter um sich gegriffen und auch Moskau wieder erobert, nachdem vorher Schuiskoi durch eine unzufriedene Parthei abgesetzt, zum Mönch geschoren und in ein Kloster gesteckt worden war. Ueber die Wahl des Nachfolgers entstanden neue Zwistigkeiten. Mehrere Große wollten den 15jährigen Sohn des Polenkönigs, Wladislaus zum Czar erheben. Aber Sigismund konnte zu keiner Entscheidung kommen; er scheute sich, seinen Sohn einem so wankelmüthigen Volke anzuvertrauen und zögerte mit der Antwort; sein Zaudern machte die Russen mißvergnügt, sie dachten auf eine andere Wahl. Diese Stimmung benützte de la Gardie. Ohne vom schwedischen Hofe dazu ermächtigt zu seyn, schlug er den moskowitischen Großen den zweiten Sohn Karl's IX. Karl Philipp, zum Czaren vor. Durch die wachsende Partheiung versank Rußland in die tiefste Verwirrung. Die polnische Besatzung im Kreml wurde niedergemacht, ein Kosakenhauptmann erschlug den zweiten falschen Demetrius, das Volk wußte nicht mehr, wem es gehorchen, wem es widerstehen solle. Da unterwarfen sich die um Kexholm wohnenden Landleute und im März 1611 diese Festung selbst den Schweden. Bald darauf machte de la Gardie eine andere wichtigere Erwerbung. Unfern dem nördlichen Ende des Ilmsees, aus welchem die Wolchow nach dem Ladogasee strömt, liegt Groß-Nowgorod, im Mittelalter die reichste Handelsstadt des Nordens, Verbündete der Hansa, und mehrere Jahrhunderte lang ein blühendes Gemeinwesen. Ums Jahr 1477 hatte Großfürst Iwan III. mit dem Beinamen „des Schrecklichen" der Freiheit Nowgorods ein Ende gemacht, indem er sie ausplünderte und dem russischen Joch unterwarf, aber lange Zeit nachher erhielten sich Erinnerungen der frühern Selbstständigkeit unter den Einwohnern, im Jahre 1569 mußte Czar Iwan, Basils Sohn, die grausamsten Mittel aufwenden, um die Nowgoroder Bürgerschaft in russischer Botmäßigkeit zu erhalten. Auch zu der Zeit, von welcher wir reden, scheinen die Bewohner ihrer einstigen Unabhängigkeit noch nicht vergessen zu haben, denn sie handelten auf eigene Faust und schickten eine Deputation an den schwedischen Feldherrn mit der Erklärung, daß Stadt und Gebiet von Nowgorod einen schwedischen Prinzen zum Beherrscher wünsche. Die Gesandten sprachen die Ueberzeugung aus, daß auch das übrige Rußland dieser Wahl beitreten werde, sobald wegen Aufrechthaltung der Landesreligion die nöthige Sicherheit gegeben würde. Dagegen wiesen sie das Ansinnen de la Gardie's, sofort schwedische Besatzung aufzunehmen, zurück.

[1]) Auszug des Briefs bei Rühs a. a. O. S. 39.

Der Feldherr versprach, ihr Anliegen dem Könige von Schweden vorzulegen, rückte aber indessen in die Nähe von Nowgorod. In der Nacht des 16. Juli 1611 überrumpelte er sie. Noch ahneten die Einwohner nichts von der Anwesenheit der Feinde, als sie durch eingedrungene Soldaten aus dem Schlafe geweckt wurden. Bald brannten die hölzernen Gebäude der Stadt lichterloh. Als kein Widerstand mehr half, fiel ein Theil der russischen Garnison selbst über die Kaufmannsläden her, plünderte neben den Schweden und entfloh dann mit dem Raube aus der Stadt. De la Gardie belagerte das Schloß, in dem sich die Vornehmsten der Stadt befanden; eine Kapitulation ward auf folgende Bedingungen abgeschlossen: zwischen Schweden und Rußland besteht ewiger Friede, die Polen sollen als gemeinschaftliche Feinde angesehen und mit vereinten Kräften bekämpft werden; unter der Voraussetzung, daß das Volk von Moskau ihre Ansicht theile, wählen die Nowgoroder einen schwedischen Prinzen, sey es Gustav Adolf oder seinen Bruder Karl Philipp, zum Großfürsten; bis zur Ankunft der königlichen Antwort aus Stockholm versprechen sie dem schwedischen Oberfeldherrn de la Gardie Gehorsam zu leisten, alle Schlösser der Provinz Nowgorod zu übergeben, sich in keine Unterhandlung zu seinem Nachtheil einzulassen, ihm Alles, was sie von der Lage der Dinge zu Moskau erfahren werden, mitzutheilen, die Einkünfte des Landes zur Besoldung seiner Truppen herzugeben. De la Gardie verhieß zum Voraus die Genehmigung Karl's IX. zur Wahl eines seiner Söhne, so wie ungestörte Religionsfreiheit, er machte sogar den Nowgorodern Hoffnung, daß der schwedische Prinz, ihr künftiger Beherrscher, zum griechischen Bekenntniß übergehen dürfte; er sicherte ferner zu, daß weder die Provinz selbst, noch die Festungen dem schwedischen Reiche einverleibt werden sollten, mit alleiniger Ausnahme von Kerholm und seiner Lehen, und etwa Dessen, was der König von Schweden mit Recht fordern könne; für die aufgewandten Kriegskosten müsse jedoch der Krone Schweden Ersatz geleistet werden. Der Vertrag war, wie man sieht, eine Löwentheilung, de la Gardie behielt freie Hand zu thun was er wollte. Mehrere kleine Städte folgten dem Beispiel Nowgorods. Am 27. August 1611 ging ein von 10 Geistlichen, 12 Bojaren und 12 Kaufleuten unterschriebener Brief nach Stockholm an Karl IX. ab, worin sie den Abschluß des Vertrags anzeigten und um einen der beiden königlichen Prinzen baten.

So standen die schwedischen Angelegenheiten in Rußland, als de la Gardie die Nachricht vom Tode Karl's IX. erhielt. Eben sollte eine Gesandtschaft von Nowgorod nach Stockholm abgeschickt werden. De la Gardie hielt die Bevollmächtigten zurück, bis er den neuen Umständen gemäß seine Maaßregeln getroffen hatte; er stellte den Nowgorodern vor, daß jetzt, nachdem Gustav Adolf seinem Vater in Schweden gefolgt sey, die Wahl auf dessen Bruder Karl Philipp gelenkt werden müsse. Die Russen waren damit zufrieden und änderten die Vollmacht der Gesandten

ab, worauf diese nach Stockholm reisten. Zugleich schrieb de la Gardie dringend an die Königin Wittwe und an Gustav Adolf, daß die Abreise des Prinzen beschleunigt werden möge; er setzte die Vortheile auseinander: den Machtgewinn, den blühenden Handel mit Rußland, die unvermeidliche Demüthigung Polens, das nach Vereinigung der beiden Kronen im Wasahause, von Rußland und Schweden zugleich angegriffen, nothwendig erdrückt werden würde. Die Königin beruhigte er namentlich in Betreff des Religionswechsels, welcher, wie wir sagten, einen Punkt der den Nowgorodern gegebenen Versprechungen ausmachte. Dieser Artikel, meldete er, sey nur wegen des großen Haufens in den Vertrag aufgenommen, die Vornehmen und Verständigen legen wenig Gewicht darauf.

Der Antrag setzte Gustav Adolf in Verlegenheit, jedoch nicht, weil er, wie einige Schriftsteller vermuthet haben, dem Bruder die fremde Krone mißgönnte, sondern weil die Rücksicht auf den schwedischen Staatsvortheil ihm rieth, nicht darauf einzugehen. Karl IX. hatte den moskowitischen Krieg begonnen, um sein Erbreich nach Osten zu vergrößern, namentlich um die Russen von der Ostsee auszuschließen. Nun waren die damaligen Umstände der Erreichung dieses Ziels sehr günstig. Aber alle bereits errungene oder in Aussicht gestellte Vortheile mußten aufgegeben werden, sobald Gustav Adolf seinen Bruder den Russen zum Czaren gab. Wie konnte sich Karl Philipp in die Länge auf dem moskowiter Throne halten, wenn sein erster königlicher Akt eine That der Schande war, wenn er sich seine Krone von dem Feinde — denn das waren die Schweden für ihn, sobald er den Thron der Czaren bestiegen hatte — durch Abtretung wichtiger Provinzen erkaufte. Hier gab es keinen Ausweg: entweder wurde der Bruder Gustav Adolf's Czar, dann mußte Schweden auf die Eroberung der Ostseeprovinzen verzichten, oder benützte Gustav im Staatsinteresse Schwedens die dargebotene Gelegenheit, dann mußte sein Bruder der winkenden Krone entsagen. Gustav Adolf hielt es für seine Pflicht, den Staatsvortheil Schwedens über die brüderliche Zuneigung zu stellen. Die größte Schwierigkeit bestand für den Augenblick darin, Jakob de la Gardie zu beruhigen, der, nachdem er mit so viel Ruhm in Rußland gefochten und im Begriffe stand, die Czaren-Krone einem Bruder seines Gebieters zu verschaffen, nun fast im Augenblick des Gelingens auf diese Erfolge verzichten sollte. Gustav überhäufte ihn mit Lobsprüchen wegen seiner Dienste, gab ihm aber zu verstehen, daß jener Vorschlag unausführbar sey. Die Nowgoroder Gesandten täuschte er über seine wahren Absichten. Er behielt sie unter allerlei Vorwänden fast ein halbes Jahr zurück und schickte sie dann mit dem Bescheide heim, ihre Landsleute möchten den gegebenen Versicherungen treu bleiben und auf den März des Jahres 1613 Bevollmächtigte nach Wiborg senden, wohin der Herzog Karl Philipp kommen werde. Auch von Seiten der öffentlichen Meinung in Schweden fürchtete

Gustav Adolf Widerstand, weil sein geheimer Plan das Reich von Neuem in Krieg zu verwickeln drohte. Er fand deßhalb für gut, die russische Angelegenheit dem Reichstage vorzulegen. Die Antwort der Stände fiel nach Wunsche aus. Sie erklärten, daß es zwar rühmlich wäre, wenn ein schwedischer Prinz den Thron Moskowiens bestiege, gleichwohl wollten sie die Sache der besseren Einsicht des Königs anheimstellen.

Erst am 18. Juni 1613 reiste Herzog Karl Philipp von Stockholm ab, nach vollen drei Wochen kam er in Wiborg an. Die Absichten des Schwedenkönigs sind aus den Vorschriften [1]) ersichtlich, die er seinen nach Wiborg abgesendeten Unterhändlern mitgab. Ihre Vollmachten lauteten auf drei Fälle: erstens würde der Herzog zum Czar über ganz Rußland gewählt werden, so sollten sie für Schweden die ewige Abtretung gewisser Orte, und eine Million Thaler, in drei Jahren zahlbar fordern; zweitens, wenn sich nur Bevollmächtigte aus einzelnen Provinzen Rußlands einfänden, so mögen sie diesen eine Verbindung mit Schweden unter einem gemeinschaftlichen König, doch als selbstständiges Reich (etwa wie Litthauen mit Polen) anbieten, die Regierung des Schwesterreiches werde dann ein schwedischer Statthalter zu Nowgorod besorgen; drittens, wollten die Russen auch diesen Vorschlag nicht annehmen, so sollten sie auf die Abtretung gewisser Provinzen und die Million Thaler dringen, doch waren sie befugt im äußersten Falle jede Geldforderung schwinden zu lassen. Die weitere Entwicklung der Dinge entsprach den Wünschen des Königs nicht. Gekränkt durch die Vereitlung seines bisher mit so viel Beharrlichkeit und Muth durchgeführten Werks, forderte de la Gardie Zurückberufung, jedoch erst nachdem er zuvor neue Vortheile über die Russen erfochten und die festen Städte Nöteborg (heut zu Tage Schlüsselburg am Ausflusse der Newa aus dem Ladoga-See), Koporie, Jama, Gdow, Iwangorod in schwedische Gewalt gebracht hatte. Gustav Adolf verweigerte den verlangten Abschied. Noch ein anderer Umstand durchkreuzte die Berechnung des Königs. Müde der langen Erniedrigung ihres Landes durch fremde Ränke, hatten sich die moskowitischen Bojaren zu Erhebung eines neuen Czars vereinigt. Ende Februar 1613 war ihre Wahl auf Michael Romanow, den Sohn des Metropoliten Fedor Romanow von Rostof, gefallen, der für einen Anverwandten der alten russischen Großfürsten-Linie aus Rurik's Stamme galt. Bebend vor dem Schicksal seiner Vorgänger bestieg der 16jährige Jüngling den von dem Blute so vieler verunglückten Bewerber bespritzten Czarenthron. Aber das Glück begünstigte Michael Romanow; er ist der Stifter des noch heute in Rußland gebietenden Hauses geworden.

Die Wahl zu Moskau veränderte den Stand der schwedischen Angelegenheiten. Da Rußland jetzt wieder einen Czaren besaß, hatten die Anträge, welche die Stände Nowgorods seither in Stockholm gemacht,

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 111.

ihren Sinn verloren. Unverholen erklärten [1]) dieselben dem schwedischen Befehlshaber ihrer Stadt, daß sie lieber sterben, als sich von der Einheit mit dem moskowitischen Reiche losreißen würden. Bald erschien auch ein Heer Michael Romanow's im Felde und focht nicht ohne Glück, die Schweden verloren die im Jahre zuvor errungenen Plätze Tichwin und Gdow. Wollte der König von Schweden unter diesen Umständen die an der Ostsee gemachten Eroberungen behaupten, so blieb ihm kein anderer Weg übrig, als Gewalt. Gustav Adolf war zu Erneuerung des Kriegs entschlossen, allein er mußte erst den Widerwillen seiner Unterthanen überwinden. Unter dem Volke ging das Gerede, daß der König den Frieden mit Rußland nicht aufrichtig suche, weil er von einer unseligen Leidenschaft für den Krieg beherrscht werde. Auf einem Reichstage, den er zu Anfang des Jahres 1614 nach Oerebro berief, suchte Gustav diese Vorwürfe zu entkräften. In seiner Eröffnungsrede versicherte er, daß er den Krieg als eine Landplage ansehe: „wenn ihm auch die Natur einen Hang zum Soldatenleben gegeben habe, so sey diese Neigung durch den unglücklichen Krieg wider Dänemark ausgerottet, und er würde lieber in seinem Palaste ein ruhiges Leben führen, als sich dem Ungemach der Witterung, den Beschwerden des Lagers, dem Hunger und dem Durst aussetzen. Es gebe aber Fälle, wo ein König der Ruhe vergessen, und seine Gesundheit, selbst sein Blut aufopfern müsse, um sich eine rechtmäßige Genugthuung zu verschaffen. Ein solcher Fall sey jetzt gegenüber von Rußland eingetreten; er wünsche die Meinung der Stände darüber zu hören, mit welchen Mitteln der Krieg gegen die Moskowiter geführt werden solle, im Fall der neue Czar billigen Vorschlägen kein Gehör schenke." Die Erwiederung der Stände lautete dahin, daß sie den Frieden oder wenigstens einen langen Waffenstillstand wünschen, aber auch bereit seyen, Gut und Blut daran zu setzen, sofern der Feind nicht gewähre, was recht sey. Hierüber möge des Königs Weisheit entscheiden.

Nun rief Gustav Adolf seinen Bruder Karl Philipp aus Wiborg, wo er sich seitdem aufgehalten ohne Nowgorod zu betreten, nach Schweden zurück, und setzte dann mit so viel Streitkräften, als er zusammenbringen konnte, nach Esthland über, wo er die schwedischen Angelegenheiten in schlimmem Zustande antraf. Das Heer war muthlos und unzufrieden, in Nowgorod, wo die Hauptmacht zusammengedrängt lag, herrschte Mangel an Lebensmitteln und kaum konnte man eine Empörung unter den Einwohnern verhüten, welche heimliche Verbindungen mit dem Czaren unterhielten. Die Russen standen in der Nähe, sie hatten zwei Lager bei Bronitz und Starasa Russa. Nachdem Gustav die nöthigen Vorbereitungen getroffen, schickte er zwei schwedische Abtheilungen unter den Obersten Cobron, einem Schotten, und dem früher erwähnten Holländer Mönchhofen wider den Feind. Es gelang denselben einzelne Streifpartheien zu

[1]) Geijer III, 95.

schlagen. Den 14. Juli 1614 machte de la Gardie einen allgemeinen Angriff, in Folge dessen die Russen aus Staraja Russa geworfen wurden und auch das zweite Lager bei Bronitz räumen mußten. Beide Orte fielen in die Hände der Schweden. Ein weiteres Vordringen verhinderte der Feind durch gänzliche Verheerung des umliegenden Landes. Nichtsdestoweniger ordnete Gustav die Belagerung der Stadt Gdow an, und nahm selbst daran Theil. Nach zwei Stürmen ging diese Feste den 10. September 1614 durch Vertrag über. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, kehrte der König nach Schweden zurück, de la Gardie mit sich nehmend. Der Oberbefehl in Nowgorod wurde Ewert Horn übergeben, welcher zugleich Auftrag erhielt, mit den Russen wegen des Friedens zu unterhandeln. Er schlug dem Czaren folgende Bedingungen vor: Nowgorod sammt seinem alten Gebiet (bis an den Ladoga und die Ostsee) solle an Schweden abgetreten, überdies 50 Tonnen Goldes von den Russen entrichtet und ihre Stadt Pleskow so lange in Versatz gegeben werden, bis die Zahlung geleistet sey. Horn hatte Vollmacht, auf die zwei letztern Punkte zu verzichten. Gleichwohl war schon die erste Forderung zu hoch und verrieth wenig Friedensliebe. Der Antrag Horn's wurde von den Russen zurückgewiesen, die Waffen mußten im folgenden Jahre entscheiden.

Ende Juni 1615 erschien Gustav Adolf wieder auf dem Kriegsschauplatz, begleitet von de la Gardie. Seine Absicht war, einen Streich gegen die Stadt Pleskow am Peipussee zu führen. Indessen hatten sich holländische, englische und dänische Gesandte eingefunden und boten ihre Vermittlung an. Der thätigste unter diesen fremden Friedensstiftern war der Engländer Merrik, ein Mann, der wegen langer Anwesenheit im Lande die moskowitischen Angelegenheiten genau kannte, aber unter der Maske eines Vermittlers darauf ausging, seiner Nation vortheilhafte Vorrechte zu verschaffen und alle Mitbewerber vom Markte zu verdrängen. Für Pleskow fürchtend, ließen die Russen durch Merrik dem Schwedenkönige einen Waffenstillstand anbieten. Gustav Adolf lehnte den Antrag ab, zog sein Heer zusammen und näherte sich, vereint mit Ewert Horn, der Stadt. Nur so viel bewilligte er dem englischen Gesandten, daß er Pleskow nicht beschießen werde bis zum 20. August, indem am 1. dieses Monats Unterhandlungen beginnen sollten. Pleskow war nach damaliger Sitte wohl befestigt, und von 1000 Soldaten zu Fuß, 500 zu Roß, so wie von 1500 Bürgern vertheidigt. Die Schweden schloßen die Stadt ein und schnitten die Zufuhren ab. Vergeblich machten die Belagerten Ausfälle, doch fiel bei einem derselben Ewert Horn, ein ausgezeichneter Heerführer. Nachdem jene 20 Tage fruchtlos verstrichen waren, begann der König die Stadt zu belagern. Gleichwohl bewilligte er auf wiederholte Bitten Merrik's noch einmal 12 Tage. Da auch diese Frist zu Nichts führte, wurde das Beschießen fortgesetzt, und endlich ein Sturm gewagt, welcher mißlang. Dieser Unfall, verbunden

mit Seuchen, die unter seinen Truppen ausbrachen, nöthigte Gustav im September die Belagerung aufzuheben. Die schwedischen Truppen wurden in die Gränz-Festungen vertheilt; ihre Befriedigung machte dem Könige schwere Sorge, er schickte sein Silberzeug in die Münze, um Geld aufzutreiben.

Im Laufe des Winters waren die schwedischen Gränzprovinzen beständigen Streifereien der Russen ausgesetzt. Zwar kamen Anfangs Dezember die Verhandlungen wegen des Friedens in Gang, sofern die nöthigen Geleits- und Sicherheits-Briefe für die Gesandten ausgewechselt und durch den sogenannten Kreuzkuß bestätigt wurden. Aber das Frühjahr und den Sommer 1616 über war es den Russen kein Ernst: unfruchtbare Streitigkeiten wegen des Ceremoniells verhinderten jede ernstliche Annäherung, bis zuletzt ein auswärtiger Keil den Knoten zersprengen half. Im Herbste 1616 rüsteten sich die Nogaischen Tartaren zu einem Einfall in Rußland, auch die Kosaken geriethen, durch Sendlinge Gustav's bearbeitet, in Bewegung. Dies machte den Moskowitern Füße. Den 4. Oktober 1616 traten sämmtliche Bevollmächtigte in dem Dorfe Stolbowa zwischen den Städten Tichwin und Ladoga zusammen, und nun schritt das Geschäft vorwärts.

Während des Sommers 1616 verweilte Gustav Adolf in Finnland, um seinen Gesandten nahe zu seyn. Ein Bericht [1]), welchen er unter dem 26. April 1616 von Abo an seine Mutter Christina und den Reichsrath erstattet, gibt Aufschluß über seine Absichten in Betreff Rußlands, und zeugt zugleich von seinem politischen Scharfsinn. „Die Festungen Kexholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod," schreibt er, „sind gleichsam der Schlüssel zu Finn- und Liefland, und sperren dem Russen die Ostsee. Wenn der Moskowiter Nöteborg oder Iwangorod, oder beide bekäme, und künftig seine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küsten, die er noch nicht bedachte, noch recht benutzte, könnte er nicht nur Finnland aller Orten angreifen und zwar besser des Sommers als des Winters, was er bisher nicht verstanden, sondern auch in Betracht seiner großen Macht die Ostsee mit Schiffen füllen, also daß Schweden in beständiger Gefahr wäre. Ich habe selbst bei Newa während meiner Reise die Lage angesehen und gefunden, wie nöthig eine sichere Gränze gegen Rußland ist." Die oben genannten Orte liegen in einem Kreise um das heutige Petersburg und beherrschen das Land, in dessen Mitte der große Peter 100 Jahre später seine Hauptstadt gegründet hat. Mit der Erbauung eben dieser Hauptstadt begann bekanntlich die europäische Bedeutung Rußlands. Welche Voraussicht beurkunden die Worte Gustav Adolf's!

Obgleich polnische Ränke den Abschluß zwischen Schweden und Rußland zu verhindern suchten, kam der Friede unter dem 27. Februar 1617

---

[1]) Im Auszuge bei Geijer III, 96.

zu Stande. Der Vertrag [1]) enthält folgende Punkte: Schweden erkennt den Czar Michael Federowitsch an; Großnowgorod, Starajarussa, Porkow, Ladoga, Gdow und das Gebiet von Somero, mit allem was dazu gehört, wird von den Schweden an Rußland zurückgegeben; die drei ersten Orte nach 14 Tagen, Ladoga nach drei Wochen; Gdow bleibt in schwedischen Händen bis zu erfolgter Genehmigung des gegenwärtigen Vertrags von Seiten beider Mächte und bis die Gränzen berichtigt sind. Dagegen tritt der Czar an Schweden ab: Iwangorod, Jama, Koporie, Nöteborg sammt allen dazu gehörigen Bezirken; Mönche, Edelleute, Bürger, die auf das russische Gebiet übertreten wollen, nicht aber Pfarrer und Bauern, haben das Recht 14 Tage nach Bekanntmachung des Friedens mit Hab und Gut auszuwandern; der Czar zahlt überdies 20,000 Rubel baar in guter Münze; er entsagt allen Ansprüchen auf Liefland zu Gunsten Schwedens; die Abtretung des Lehens und der Festung Kexholm wird bestätigt. Die Gränzen sollen am 1. Juni 1617 berichtigt und für ewige Zeiten genau beschrieben werden; zwischen Rußland und Schweden besteht freier Verkehr. Den Schweden werden ihre Faktoreien in Nowgorod, Moskau und Pleskow wieder eingeräumt und freie Religionsübung zugestanden. Gleiche Vorrechte genießen die russischen Kaufleute in Stockholm, Wiborg und Rewal; die Forderungen der beiderseitigen Unterthanen, sey es an die Kronen oder an Privatpersonen, werden bezahlt. Das Strandrecht ist aufgehoben, gestrandete Schiffe werden an den Küsten beider Länder geborgen; russischen und schwedischen Abgesandten an auswärtige Mächte steht der Weg durch beide Staaten offen. Der Teusinische Vertrag und Karl's Bündniß mit Basil Iwanowitsch ist bestätigt; alle Gefangene sollen in Freiheit gesetzt, Verbrecher ausgeliefert werden. Entstehen zwischen beiden Reichen Mißhelligkeiten, so wird man suchen, sie auf friedlichem Wege beizulegen. Gesandte sollen künftig in beiden Ländern gut aufgenommen und von den Russen nach Moskau, von den Schweden nach Stockholm geleitet werden. Endlich machen sich beide Mächte anheischig, den Polen nicht beizustehen, im Gegentheil behalten sie sich vor, über ein Bündniß gegen dieses Nachbarreich zu unterhandeln.

Jakob de la Gardie genoß die Ehre, im Namen Schwedens den Vertrag zu unterzeichnen. Noch mußte die Bestätigung des Czars eingeholt werden, was nicht ohne Schwierigkeiten gelang. Gustav Adolf schickte unverzüglich eine Gesandtschaft nach Moskau und ernannte Bevollmächtigte zur Berichtigung der Gränzen, allein Unsicherheit der Wege und Händel wegen des Ceremoniels verzögerten die Abreise der Gesandten bis in den Februar 1618. Als sie in Moskau angekommen waren, brach neuer Streit über die Titulaturen und die Art aus, wie sie dem Moskowiterfürsten die Hände küssen sollten. Die Russen zeigten schon

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 117.

damals Keime von Welteroberungs-Gedanken, welche sich in neuern Zeiten so kräftig entwickelt haben. Während dem Schwedenkönig das Beiwort „Durchlauchtigster" gegeben ward, verlangten sie z. B. für ihren Czaren den Titel: „höchster Herr in der ganzen Christenheit." Gustav's Bevollmächtigte verweigerten solche Zugeständnisse. Dem Czaren vorgestellt, redeten sie deutsch, weil es an einem schwedischen Dollmetscher gebrach. Der Czar bestätigte den Frieden durch feierliches Küssen des Kreuzes. Um dieselbe Zeit befand sich eine russische Gesandtschaft in Stockholm, in deren Gegenwart Gustav Adolf den Vertrag durch einen Eid in der Hauptkirche besiegelte. Die Kommissäre zur Bestimmung der Gränzen zwischen Ingermannland und Nowgorod waren schon im Sommer 1617 zusammengetreten, aber erst nach einem halben Jahre wurde das Geschäft beendigt. Noch größeren Aufenthalt verursachte die Gränzberichtigung des Lehens von Kerholm; vier Jahre verflossen, ehe sie zu Stande kam, man zankte sich um einige an sich unbedeutende Ortschaften, die aber für Schweden in militärischer Rücksicht Wichtigkeit hatten.

Seit Abschluß des russischen Friedens begann Gustav's Name in Europa bekannt zu werden. Johann Skytte, der 1617 als Gesandter nach Dänemark, Lübeck, den Niederlanden und England ging, um den Planen Sigismund's von Polen entgegen zu arbeiten, schrieb [1]) aus London an Axel Oxenstierna, daß er überall seinen König rühmen höre. Gustav Adolf setzte auf dem Reichstag zu Stockholm im Frühling 1617 seinen Ständen die errungenen Vortheile in einem beredten Vortrage auseinander. „Es ist," sagte er, „nicht die geringste unter den Wohlthaten, welche Gott Schweden erzeigt, daß der Russe, mit dem wir von Alters her in ungewissem und gefährdetem Zustande gelebt, nun auf ewig das Raubnest fahren lassen muß, von wo aus er uns früher so oft beunruhigt hat. Er ist ein gefährlicher Nachbar, seine Marken erstrecken sich bis an das nördliche und das kaspische Meer und kommen nahe dem schwarzen. Er hat einen mächtigen Adel, Ueberfluß an Bauern, volkreiche Städte und vermag große Heere ins Feld zu stellen. Nun aber kann dieser Feind ohne unsern Willen mit keinem einzigen Boote die Ostsee befahren. Die großen Seen Ladoga und Peipus, die Narwische Au, 30 Meilen breite Moräste und starke Festungen trennen uns von ihm. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von nun an schwer werden, über diesen Bach zu springen." Letztere Worte des Königs sind, wie man weiß, nicht in Erfüllung gegangen. Gustav Adolf ließ an der Gränze, auf dem Boden, der heutzutage die Statthalterschaft von Petersburg bildet, einen Stein mit den drei Kronen Schwedens und folgender lateinischer Aufschrift [2]) errichten: „hier hat der König von Schweden Gustavus Adolfus die

[1]) Geijer III, 100. — [2]) Geijer III, 98. In der Urschrift lautet das Distichon so: **Huc regni posuit fines Gustavus Adolphus Rex Sueonum, fausto numine duret opus.**

Gränzen des Reiches gesteckt. Möge dies Werk, unter Gottes Obhut, von Dauer seyn."

Das in dem Friedensvertrag angedeutete Bündniß zwischen Schweden und Rußland wider Polen kam nicht zu Stande. Dagegen wurde Schweden von den Russen, obgleich zuweilen kleine Neckereien auf der Gränze vorfielen, während Gustav Adolf's Regierung nicht angegriffen. Er selbst verlor Rußland seitdem nie aus den Augen. Als ob er geahnet hätte, daß von dieser Seite seinem Reiche Gefahr drohe, ließ er die Bewegungen der Moskowiter durch seine Geschäftsträger und Spione überwachen. Geijer theilt einen Bericht mit, den die Söhne Johann's Skytte nach Deutschland an den König richteten, da dieser bereits seine großen Siege erfochten hatte und auf der Höhe des Ruhmes stand. „Der regierende Großfürst," heißt es darin, „ist unkriegerisch; sein Vater der Patriarch hat die Gewalt in Händen. Der höhere Adel, die Knesen, sind durch die Tyrannei des Großfürsten bis auf wenige Familien vermindert, dagegen ist der niedere Adel (oder die Bojaren) zahlreich. Von beiden gilt, daß sie aus den untersten Graden sich emporbienen müssen und alle dem Großfürsten Eigenthum und Leben schuldig sind. Der ganze Adel ist kriegerisch, beneidet aber die fremden Soldaten in des Großfürsten Dienst, welche im Ueberflusse leben. Zwei Hauptursachen russischer Schwäche gibt es: erstlich das Verderben der Geistlichkeit (wo irgend ein Verbrechen begangen wird, ist immer ein Mönch dabei), was zur Folge hat, daß die Erziehung in schlechtestem Zustande sich befindet, und daß Völlerei und Blutschande Laster sind, deren man sich rühmt; zweitens die fremden Soldaten. Denn die Moskowiter, so sehr sie auch Alles Ausländische hassen, können doch nichts gegen Fremde ohne Fremde ausrichten. Alles, was sie vollbringen, geschieht durch Treulosigkeit und überlegene Zahl. Der einheimische Soldat bekommt keinen Sold, weßhalb er stiehlt, in Vertheidigung von Festungen hat er sich stets rühmlich gezeigt. Der Adel muß auf Gesandtschaften und im Felde sich selbst erhalten und sucht auf andere Weise seinen Schaden zu ersetzen. Für Steuern gibt es kein bestimmtes Gesetz, sondern die Statthalter erpressen so viel sie vermögen, oder nehmen für ihre Nachsicht Bestechungen an. Der Zustand der niedrigen Stände im Moskowiterlande ist aus vier Ursachen elend: wegen der Knechtschaft, wegen Verschiedenheit der Stämme und Völker, wegen der Auflagen, endlich wegen der vielen Festtage, welche der Ausschweifung geweiht werden. Schutz der Gesetze gibt es keinen. Die Bäuern, welche fünf Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten müssen, haben nur den sechsten und siebenten Tag für sich selbst. Die Einkünfte des Großfürsten sind mehrfacher Art 1) aus der Münze, welche früher in Rußland gut gewesen, nun aber aus fremdem Gelde zu geringerem Werthe umgeschlagen wird, woran der Großfürst je den dritten Pfenning gewinnt, 2) von dem Getraide, dessen Preis der Großfürst eigenmächtig bestimmt, 3) von den Getränken; denn alle Getränke, außer Wasser, insbesondere das so-

genannte Kwaß, dürfen in ganz Rußland nur in und aus den großfürstlichen Schenken verzehrt werden; selbst die Bäder, welche diese Nation vorzugsweise liebt, hat der Großfürst an sich gezogen; der Unterthan darf sie nicht zu Hause, sondern muß sie beim Kronpächter um einen Stüber nehmen; 4) von Zobelfellen, die als Monopol des Großfürsten in so hohem Preise stehen, daß sie in Liefland und Deutschland wohlfeiler verkauft werden, als in Moskowien; 5) von dem Handel, welchen der Großfürst jetzt durch seine eigene Kaufleute treibt, zu großem Verluste der englischen Handelsgesellschaft in Rußland. Von allen Waaren nimmt der Großfürst selbst das Beste. Was nicht verkauft werden kann, pflegt er irgend einem reichen Kaufmann als Bezahlung zu übermachen, wofür der Empfänger wie für eine Gnade danken muß. Knechtschaft sehen die Moskowiter für keine Schande, sondern für eine Ehre an. Alle rühmen sich des Großfürsten Sklaven zu seyn; sein Wille, sagen sie, sey Gesetz, selbst wenn man Einem befehle, Vater oder Mutter zu tödten. Damit ein solcher Zustand bleibe, ist ihnen verboten aus dem Reiche zu gehen, aus Furcht, daß, wenn sie zu fremden Fürsten und Völkern kämen, deren Bildung ihnen die Knechtschaft verabscheuungswerth machen würde" u. s. w. So unermeßlich Rußland seitdem nach Außen anschwoll, ist doch das innerliche Wesen des Volks sich gleich geblieben. Wie Gustav's Gesandte den Russen vor 200 Jahren beschreiben, ist er noch heute.

In das Waffengetümmel des russischen Kriegs fällt ein Zwischenspiel romantischer Art. Gustav Adolf stand damals in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Eine holländische Gesandtschaft, welche 1615 nach Stockholm kam, entwirft [1]) folgendes Bild von ihm: „der König (damals 21jährig) ist schlank von Gestalt (später wurde er fett), wohlgebildet, hat weißlichte Gesichtsfarbe, länglichtes Angesicht, lichtes Haar und etwas ins Gelbe spielenden Bart, auch ist er voll Muths gegen den Feind, aber nicht rachgierig, sondern gutherzig, dabei klug von Verstand, wachsam, thätig, insbesondere beredt und liebenswürdig im Umgange mit Jedermann." Aus anderen Berichten erfahren wir [2]), daß er Freude an Musik und Gesang hatte und selbst trefflich auf der Laute spielte. Wie hätte ein solcher Prinz nicht lieben, nicht geliebt werden sollen! Am Hofe der verwittweten Königin Christina sah er eine durch Geburt, durch körperliche und geistige Reize gleich ausgezeichnete Jungfrau, Ebba Brahe, die Tochter des Reichsdrosten Grafen Magnus Brahe, von mütterlicher Seite mit dem königlichen Hause verwandt. Gustav faßte heftige Neigung zu ihr, die nicht unerwiedert blieb. Zehn Tage nach Eroberung der Stadt Gdow (den 20. September 1614) schrieb er an sie: „Ich danke der göttlichen Vorsehung, daß mir der Ruhm zu Theil ward, in Eurer Gunst meine Feinde überwinden zu dürfen." Andere Briefe an Ebba, sowie Liebeslieder, welche Gustav während des russischen Feldzugs dichtete, beweisen,

[1]) Den Beweis bei Geijer III, 92. — [2]) Ebendaselbst S. 94.

daß es seine Absicht war, mit ihr den schwedischen Thron zu theilen. Seine Mutter, der er stets kindlichen Gehorsam bewies, verhinderte die Verbindung, die ihren Stolz beleidigte. Anfangs verlangte sie nur Aufschub von wenigen Jahren, benützte aber diese Frist, um Beide einander zu entfremden. Unerhört zu schmachten lag nicht in der Natur des jungen Helden. Im Jahr 1616 gebar die schöne Margaretha Cabeljau, Tochter eines reichen, nach Schweden übergesiedelten Holländers, dem Könige einen natürlichen Sohn, Gustav Gustavsson, den er später zum Grafen von Wasaborg ernannte. Man sagt, die Königin Wittwe haben diesen Vorfall ausgebeutet, um die Gräfin Brahe gegen Gustav zu erbittern. Ebba schenkte im Jahr 1618 ihre Hand dem Eroberer Rußlands, Jakob de la Gardie.

Zunächst müssen wir die Aufmerksamkeit der Leser dem dritten Erbfeinde Gustav's zuwenden. Mit Polen herrschte bis zu Abschluß des Vertrags von Stolbowa weder Krieg noch Frieden, sondern ein Mittelding von beidem. König Sigismund hatte auch in den letzten Jahren Karl's IX. seine Feindschaft gegen Schweden nicht aufgegeben. Da er sich jedoch zu schwach fühlte, mit eigenen Mitteln Etwas auszurichten, suchte er fremden Beistand. Er war mit den Häuptern der zwei Linien des Hauses Habsburg, mit Don Philipp III. dem Könige von Spanien und Ferdinand II. dem nachmaligen Kaiser von Deutschland nicht blos durch Gleichheit der Religion, sondern auch durch Verschwägerung verbunden. An beide wandte er sich um Hilfe. Nach Spanien schickte er einen der ausgewanderten Schweden, welcher es dahin brachte, daß alle schwedischen Schiffe und Ladungen in spanischen Häfen und Meeren für Kriegsbeute erklärt wurden. Eines andern feindlichen Plans, den um dieselbe Zeit der polnische Hof angesponnen, erwähnen niederländische Quellen [1]: Unterhandlungen seyen eingeleitet worden, um Dänemark zum Angriff auf Schweden zu reizen, nach Ausbruch des dänischen Kriegs sollte sich dann eine spanische Flotte des Oeresunds bemächtigen, und Sigismund wieder auf den schwedischen Thron erheben. Nur der erste Theil dieses Anschlags kam zur Ausführung: Dänemark erklärte, wie wir oben erzählt, an Schweden den Krieg; aber die spanische Flotte blieb aus. Seiner Seits konnte Sigismund, so günstig die dänische Bewegung für seine Wünsche schien, nichts thun, weil der Vorschub, welchen die Krone Polen dem falschen Demetrius leistete, alle Kräfte des Landes in Anspruch nahm. Der polnische Reichstag mußte sogar aus diesem Grunde den Schweden einen Waffenstillstand bewilligen, der bis zum Juni 1612 dauerte, und dem jungen Könige in der gefährlichen Lage bei seinem Regierungsantritte den Rücken gegen die Ostsee sicherte. Nach Ablauf der Frist wurde der nämliche Vertrag erst bis zum 1. Oktober 1613 und dann bis Ende Januar 1614 verlängert [2]. Aber obgleich die Waffen

[1]) Die Beweise bei Geijer III, 101. — [2]) Derselbe III, 100.

ruhten, wandte Sigismund insgeheim jedes Mittel der Verführung auf, den verhaßten Sohn Karl's IX. zu verderben. Nachdem die Nachricht von Karl's Tode eingelaufen war, erließ [1]) der polnische Senat an die schwedischen Reichsräthe eine Aufforderung, das schmähliche Joch, das der verstorbene König Schweden auferlegt, abzuschütteln, und die Schande auszulöschen, die ihre Treulosigkeit gegen den rechtmäßigen Gebieter auf ihr Haupt gehäuft habe. Sigismund selbst schrieb an den Herzog Johann einen Brief, worin er sagte: Anhänglichkeit an sein Stammland erlaube ihm nicht, Schweden mit Krieg zu überziehen, der Herzog möge im Vereine mit den Ständen für sein Interesse wirksam seyn, wogegen er, der König, dem Hause Karl's IX., wenn es sich unterwerfe, eine bessere Behandlung verspreche, als dasselbe je verdient habe. Aehnliche Versuche wurden gegen die Treue de la Gardie's gemacht. Zu gleicher Zeit verbreiteten die ausgewanderten schwedischen Adeligen im schwedischen Reiche, besonders in Finnland, eine Masse Brandschriften, welche darauf berechnet waren, das gemeine Volk gegen Gustav aufzuhetzen. Alle diese Ränke schlugen fehl, und das Jahr 1614 nahte heran, ohne daß der Polenkönig dem ersehnten Ziele um einen Schritt näher gekommen wäre.

Da die polnischen Verlegenheiten wegen des Kriegs gegen Rußland fortdauerten, mußte Sigismund auf abermalige Verlängerung des Waffenstillstandes antragen, er wandte sich deßhalb an den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg mit der Bitte, die Königin Wittwe und die schwedischen Stände in diesem Sinne zu bearbeiten. England und Holland boten unaufgefordert ihre Vermittlung an. Gustav Adolf erklärte den letzteren Mächten, daß er gerne die Hand zum Frieden biete, und sogar bereit sey, eine kleine Gebietsabtretung in Liefland an Polen zu machen. Er ernannte Bevollmächtigte für die Unterhandlung, was auch die Polen thaten. Ein Kongreß kam zu Stande, in Folge dessen Sigismund ein Schreiben an Gustav Adolf erließ, in welchem er ihn jedoch nicht König von Schweden, sondern blos Herzog von Südermannland, Nerike und Wärmland nannte. Dies sollte ein Wink seyn, was Gustav von der Gnade seines polnischen Vetters erwarten dürfe, wenn er demselben die Krone von Schweden zu Füßen legen würde. Gustav sah, daß keine dauernde Uebereinkunft abgeschlossen werden könne. Lieber hätte er geradezu den Krieg an Polen erklärt, da aber die Mehrheit der Reichsräthe ein wenn auch nur vorübergehendes Verständniß mit Sigismund wünschten, weil Schweden sonst zugleich gegen Rußland und Polen sich schlagen müsse, gab der König nach. Der Waffenstillstand ward bis zum 20. Jan. 1616 verlängert. Gustav fühlte sich stark genug, um eine andere Maaßregel zu ergreifen, welche Schweden mit einer guten Anzahl ausgestoßener Landeskinder versöhnte und aus dem Rathe Sigismund's eben so viele erbitterte Anstifter des Hasses entfernte. Die meisten der

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 107.

ruhigen streitlustigen Orden. Dieser war um ein ausgedehntes, durch die Thatkraft der edelsten Geschlechter Deutschlands errungenes Gebiet betrogen. Nach dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Albrecht's ging das Herzogthum Preußen im Jahre 1618 an die Kurfürsten von Brandenburg, als die nächsten Anverwandten über, doch mußten Letztere noch immer die Lehenshoheit Polens anerkennen.

Während die eben erwähnte Veränderung im westlichen Theile des alten Ordensgebietes vorging, erfolgte Aehnliches im nordöstlichen. Der damalige Heermeister von Liefland, Walter von Plettenberg, erkaufte 1521 um eine große Summe Geldes, welche er an Albrecht von Brandenburg bezahlte, Befreiung vom Verbande des Ordens und wurde dadurch unabhängiger Herr von Liefland. Die Reformation fand jetzt auch in jenen Gegenden Eingang. Aber der Verfall des Ordens, den Plettenberg und Albrecht von Brandenburg durch ihren Verrath herbeigeführt, regte die Ehrsucht der beiden mächtigsten Nachbarn, des russischen Großfürsten und des Königs von Polen auf. Liefland ward von Czar Iwan, Basils Sohne, fürchterlich verheert, der vierte Nachfolger Plettenberg's, Wilhelm von Fürstenberg, fiel in die Hände der Russen, das Heermeisterthum löste sich auf. Jeder Ritter suchte was möglich war zu retten. Gotthard Kettler, den die Ritter an die Stelle Fürstenberg's gewählt, trat Liefland an die Krone Polen ab, wofür er als Erbherzog von Kurland und Semgallen unter polnischer Hoheit anerkannt ward. Die esthnische Ritterschaft dagegen, welche bisher unter dem Heermeister gestanden, rief schwedischen Schütz an und unterwarf sich dem Könige Erich XIV. als ihrem Erbherrn. Dies war der Ursprung schwedischer Erwerbungen jenseits der Ostsee, zu deren Behauptung schon Johann III. und Karl IX., Gustav's Vater, Kriege wider Rußland und Polen führten.

Von Esthland aus beschloß damals Gustav Adolf Polen anzugreifen. Sternskiöld, seit dem letzten Kriege unter Karl IX. schwedischer Befehlshaber in Reval, ward angewiesen 2000 Mann in Holland zu werben und mit den kleinen schwedischen Besatzungen zu vereinigen, die in den esthnischen Festungen lagen. Nachdem er diesen Auftrag glücklich vollstreckt, bot sich ihm eine Gelegenheit dar, durch geheime Mittel dem Feinde Abbruch zu thun. Der oben genannte erste Erbherzog von Kurland und Semgallen, Gotthard Kettler, hatte zwei Söhne, Friedrich und Wilhelm hinterlassen, welche vermöge seines letzten Willens gemeinschaftlich regieren sollten. Zwischen ihnen und der kurländischen Ritterschaft brachen Streitigkeiten aus; namentlich empörte sich das mächtige Geschlecht der Nolde wider die zwei Fürsten und machte einen Rechtshandel gegen sie in Polen anhängig. Der polnische Hof unterstützte die Unzufriedenen, da er zugleich mit den Herzogen auch das verhaßte Lutherthum stürzen zu können hoffte. Nun ließ Herzog Wilhelm zwei Brüder Nolde durch seine Diener ermorden. Diese That versetzte die Herzoge in die schlimmste Lage: durch einen Beschluß des polnischen Reichstags wurden beide ihrer Lehen ver-

baten ihn, neue Versuche zu machen, ob der Friede nicht erhalten werden könne, versprachen aber zugleich ihren Beistand, wenn Sigismund billige Bedingungen zurückwiese. Strenge Verfügungen gegen die Anhänger des Polenkönigs wurden getroffen, jeder Verkehr mit Polen, mit dem dortigen Hofe, mit den Räthen Sigismund's, mit den schwedischen Verbannten, die sich noch in Polen befanden, wurde für Hochverrath erklärt; alle Briefe und Zusendungen von dorther sollten bei schwerer Strafe der Regierung überliefert werden. Gustav beschloß überdies den Polen zuvorzukommen und den Krieg auf feindliches Gebiet zu spielen. Es ist nöthig, daß wir die Provinzen ins Auge fassen, die schon unter Erich XIV. und Karl IX. Schauplatz der Kämpfe zwischen Polen und Schweden gewesen waren und es jetzt wieder wurden.

Seit den Kreuzzügen hatte der Deutsch-Orden im Laufe von drei Jahrhunderten nach und nach die Küsten der Ostsee von der Oder bis zum finnischen Meerbusen, Preußen, einen Theil von Lithauen, Kurland, Liefland, Esthland erobert. Ein Statthalter des Deutschmeisters verwaltete, unter Oberhoheit des Ordens, die nördlichsten Theile des Gebiets mit dem Titel eines Heermeisters. Der Orden führte mit abwechselndem Glück Kriege gegen Polen und Lithauen, aber die Schlacht bei Tanneberg, geliefert den 15. Juli 1410 zwischen dem Könige Wladislaus Jagello und dem Deutschmeister Ulrich von Jungingen, brach die Macht der Deutschherrn. Im Jahre 1454 unterwarf sich ein großer Theil des preußischen Adels und der Städte, in offenem Aufruhre wider den Deutschmeister, polnischem Schutze. Noch ungünstiger für den Orden war der Friede von Thorn, der 1466 zwischen Polen und ersterem abgeschlossen wurde. Das Gebiet von Culm, Michaelow, die Provinz Pommern nebst den Städten Marienburg, Stum, Elbing, Christburg mußten, als ein geschlossener für sich bestehender Gebietstheil, an Polen abgetreten werden, für den Rest der Besitzungen des Ordens hatte der Hochmeister der Krone Polen einen Vasalleneid zu leisten. Seitdem war Preußen getheilt, die größere Hälfte besaß der Orden, die andere, Polen unmittelbar unterworfene, behielt ihre eigene Verfassung und Rechte, und sollte kraft der Unionsakte nie völlig Polen einverleibt werden. Im Jahre 1511 wurde Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Deutschmeister gewählt, weil der Orden hoffte, durch die Erbmacht dieses Prinzen der lästigen Verbindlichkeit gegen Polen los zu werden. Das Gegentheil geschah. Gleich vielen andern Mitgliedern der hohen deutschen Aristokratie benützte Albrecht die von Luther entzündete kirchliche Bewegung zu seinem Privatvortheil, trat im Jahre 1525 zur protestantischen Parthei über und verwandelte durch einen Gewaltstreich die geistliche Macht des Ordens in eine weltliche, indem er sich zum Erbherzog von Preußen, jedoch mit Vorbehalt polnischer Hoheit, erklärte. Die Krone Polen willigte in die Neuerung, weil sie den eidbrüchigen, durch seinen Abfall mit Kaiser und Pabst verfeindeten Herzog leichter im Gehorsam zu erhalten hoffte, als den un-

welche die polnische Verfassung um das Königthum zog, sondern noch mehr der allgemeine Volksunwille, den Sigismund sich durch blinde Hingebung an die Sache Oesterreichs und des Pabstes zuzog, legten ihm die demüthigende Nothwendigkeit auf, Verträge geschehen zu lassen, welche seine Unterthanen wider seinen Willen abschloßen. Man gab ihm Schuld, das Wohl Polens fremden Interessen aufzuopfern. Diese Abneigung der Nation führte im Jahre 1620 einen Mordversuch herbei. Ein polnischer Edelmann Piecharski hatte theils aus den eben angegebenen Ursachen, theils aus persönlicher Rache, weil der König ihm, angeblich wegen Wahnsinns, einen Vormünder setzte, tödtlichen Haß gegen Sigismund gefaßt. Sonntags den 15. November 1620, da Sigismund von seinen Hofleuten begleitet in die Hauptkirche von Warschau trat, um die Messe zu hören, stürzte Piecharski, mit einer Axt bewaffnet, hinter einer kleinen Thüre hervor, und versetzte dem Könige zwei Hiebe, den einen in das Gesicht, den andern in die Schulter. Sigismund fiel auf die Erde nieder, doch war keine der Wunden gefährlich. Der junge Prinz Wladislaus überwältigte mit Hilfe etlicher Hofleute den Mörder. Einige Tage später wurde derselbe geviertheilt, ohne Reue über seine That blicken zu lassen, oder Schmerz zu äußern über die Martern, die er vor dem Tode erdulden mußte [1].

Der letzte Waffenstillstand wurde von den Polen nicht gebrochen. Schweden genoß während der Jahre 1619 und 1620 erwünschte Ruhe. Sehen wir jetzt, was König Gustav Adolf seit seinem Regierungsantritt für das Innere des Reiches gethan hat.

Drittes Capitel.

Innere Einrichtungen. Sorge für Gewerbe und Handel. Vermehrung des Beamtenstandes. Aenderungen in der Verfassung des Reichs. Krönung zu Upsala. Verhältnisse zu Deutschland. Gustav heirathet.

Schon unter den Regierungen Johann's und Karl's IX. hatte Schweden schwer an seinem Wohlstande gelitten, noch tiefere Wunden schlug der dänische Krieg. An Anlaß zu Maaßregeln innerer Verbesserung fehlte es daher dem jungen Könige nicht, ebenso wenig an Lust. In Folge der Machtvergrößerung, welche durch die Reformation den Fürsten zu Theil ward, bemerkt man seitdem überall jenen Trieb zum Vielregieren, zur künstlichen Regelung der bürgerlichen Verhältnisse, welcher

---

[1] Piasecki S. 337.

im 18ten Jahrhundert seine Höhe erreicht hat. Nirgends aber tritt dieses Streben so stark hervor als in Schweden unter Gustav Adolf. Man darf mit gutem Fuge sagen, daß er es hierin allen Gewalthabern seiner Zeit zuvor gethan hat. Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts waren die ersten Grundsätze einer Staatswissenschaft in der Ausbildung begriffen. Als Muster schwebte Holland vor, damals das reichste Land Europa's. Wie gerne hätte jeder Fürst seine Unterthanen so wohlhabend gesehen, als es die Holländer waren! Gustav Adolf glaubte dadurch, daß er auf dem Wege der Gesetzgebung das Nachahmen gewisser niederländischen Einrichtungen vorschrieb, sein Land bereichern, die Staatskasse füllen zu können. Er griff zu diesem Zweck unabläßig in das häusliche und bürgerliche Leben seines Volks ein, indem er eine Masse Verordnungen erließ, die theils die Vermehrung der Volksmenge im Allgemeinen, theils die Hebung des Handels und der Gewerbe zum Zweck hatten.

Viele Städte, namentlich das von seinem Vater gegründete Gothenburg, lagen in Trümmern. Gustav Adolf entwarf selbst den Plan zum Wiederaufbau Gothenburgs, jedoch an einer andern Stelle, als wo es früher stand, nämlich am Ausfluß des Wenernsees durch die Gothaelf. Seit 1618 nahm die neue Anlage wieder allmählig die Gestalt einer Stadt an. Außer Gothenburg hat Gustav während seiner kurzen und kriegerischen Regierung 16 andere Städte (Hernösand, Söderhamm, Umea, Lulea, Pitea, Tornea, Norrtelje, Sala, Alingsäs, Boräs, Falun, Säter, Altkarleby, Neukarleby, Nystadt und Kerholm, letztere vier in Finnland oder dem schwedischen Rußland), theils gegründet, theils mit städtischen Vorrechten ausgerüstet [1]). Um den Handel durch fremdes Geld und fremde Einsicht zu heben, berief Gustav Ausländer in das Reich. Auf die Religion wurde dabei keine Rücksicht genommen, dagegen mußte jeder Einwandernde einen guten sittlichen und religiösen Leumund nachweisen. Die fremden wie die eingebornen Kaufleute bekamen bedeutende Vorrechte, so wurden z. B. die Bürger der Seestädte von aller Einquartirung befreit, wenn sie ihre Schifffahrt bis in die Nordsee ausdehnen würden. Gothenburgs Einwohner, die meist aus fremden Einwanderern bestunden, erhielten eine gute Municipalverfassung. Im Jahre 1615 errichtete Gustav Adolf eine allgemeine Handelsgesellschaft mit Privilegien auf zehn Jahre. Jeder schwedische Unterthan war berechtigt einzulegen, doch nicht unter 100 Thalern. Ein Jahr nach der Errichtung der Gesellschaft sollte Niemand mehr eintreten dürfen. Für das erste Jahr wurden 12 vom Hundert Zins zugesichert, hernach sollte der Gewinn unter die Aktieninhaber vertheilt werden. Ansehnliche Vorrechte wurden der Gesellschaft in Bezug auf ihre Gläubiger bewilligt; sie genoß ferner das Privilegium, in allen Städten Niederlagen zu halten, und im Großen mit dem Adel und der Bürgerschaft, aber nicht mit dem Landvolk zu handeln. Von Allem, was

---

[1]) Geijer III, 64.

sie einführte, zahlte sie in den ersten drei Jahren keinen Zoll; ihr Hauptkomptoir befand sich in Stockholm. Diese Gesellschaft riß bald die Metallausfuhr Schwedens an sich und beging schreienden Unterschleif, zu welchem der König lange schwieg, weil sie ihm in seinen Finanznöthen Geld vorstreckte. Später wurden die Klagen der Bergleute und des Bürgerstandes so laut, daß Gustav sich genöthigt sah, im Jahre 1628 die Kompagnie aufzuheben [1]).

Im Jahre vor Errichtung der ebengenannten Gesellschaft — 1614 — hatte Gustav Adolf eine Handels-Ordnung folgenden wesentlichen [2]) Inhalts erlassen: ausländischen Kaufleuten ist der Verkehr blos gestattet in den Städten Stockholm, Calmar, Gothenburg, Söderköping, Norköping, Nyköping, Westerwik, Telje, Gefle, Abo, Wiborg und Reval. Kein Ausländer darf im Innern handeln. Fremde sind gehalten, in den bezeichneten Städten nur aus dem Schiff und im Großen zu verkaufen, die Dauer ihres Aufenthalts in Schweden ist auf höchstens sechs Wochen bestimmt; kein Bürger darf sich, bei Strafe, unterstehen, mit fremdem Geld auf Rechnung von Ausländern Verkehr zu treiben. Den oberhalb Stockholm gelegenen norrländischen und finnländischen Städten wird zwar die auswärtige Schifffahrt erlaubt, doch dürfen die Städte Hudwickswall und Hernösand sammt zwei andern keine Lebensmittel und Pelzwaaren verschicken. Der Großhandel in den Norrlanden steht einzig den Hafenstädten zu, Landhandel ist denselben strenge verboten. Dagegen haben die Landstädte, die von dem Großhandel zur See ausgeschlossen sind, ausschließlich das Recht, die Bergwerksdistrikte und das platte Land mit ihren Bedürfnissen zu versehen. Kein Stockholmer Bürger darf mit einem Bergmann handeln, selbst nicht auf den Jahrmärkten, sondern die Bürger der Landstädte sollen die Zwischenhändler machen. Dem Adel und seinen Dienern, die sich in den Handelstädten aufhalten, ist alle bürgerliche Nahrung untersagt, wofern sie nicht die bürgerlichen Lasten übernehmen; auf dem platten Lande werden keine Kaufleute geduldet.

Diese Verordnung hatte, wie man sieht, einer Seits die Absicht, den Vortheil des innern Verkehrs Landeskindern zuzuwenden und die fremden Kaufleute auf einen möglichst kleinen Gewinn zu beschränken. Fürs zweite sollte dadurch übermäßiger Erwerbgier der Großhändler gesteuert, und dem kleineren Gewerbsmann eine gewisse Selbstständigkeit gesichert werden, indem das Gesetz jeder von beiden Klassen einen bestimmten Wirkungskreis anwies. Allein Gustav machte dieselbe Erfahrung, die in neuern Zeiten sich so oft wiederholt hat, daß man dem Handel keine willkürlichen Regeln vorschreiben darf, sondern daß derselbe, wenn er gedeihen soll, einer ungehinderten Bewegung bedarf. Auf den Reichstagen zu Derebro und Stockholm im Jahr 1617 erhoben nicht blos die großen Hafenplätze, sondern auch die kleinen Küsten- und Land-

[1]) Rühs a. a. O. S. 293 flg. — [2]) Rühs a. a. O. S. 289.

Städte ein verzweifeltes Geschrei wider die neue Handels-Ordnung. Die Regierung mußte die lästigsten Punkte der Vorschrift fallen lassen. Eifrig suchte Gustav die Ausfuhr Schwedens nach fremden Ländern zu befördern. Der wichtigste Markt war Holland. Im Jahre 1614 schloß der König mit den Generalstaaten einen Vertrag, kraft dessen sich beide Theile verpflichteten, den beiderseitigen Handel zu befördern und Widersachern keinen Vorschub zu thun, doch behielten sich die Holländer freien Verkehr mit Riga und andern Städten an der Ostsee vor, die damals den Gegnern Schwedens gehörten [1]). Schwedische Gesandtschaften, die ins Ausland geschickt wurden, erhielten häufig den Auftrag, Erkundigungen über den Zustand des Handels einzuziehen und Vorschläge zur Beförderung des Verkehrs mit Schweden zu machen [2]). Gustav schickte einen besondern Bevollmächtigten nach Venedig, um vom Rathe die Zulassung schwedischer Waaren auszuwirken [3]). Aus dem Jahre 1624 findet man verzeichnet, daß schwedische Kaufleute auf eigenen Schiffen Pech, Eisen, Bretter und Roggen nach Spanien lieferten [3]). Gustav dachte daran, zur Beförderung des Verkehrs eine Bank zu errichten. Im Jahr 1619 machte er den Städten seines Reichs den Vorschlag zur Gründung einer solchen Anstalt [4]). Doch hatte er keinen klaren Begriff davon und forderte von den Bürgern Belehrung. Die Sache unterblieb, wahrscheinlich weil der Handelsstand fürchtete, daß der König in seinen ewigen Finanzverlegenheiten Eingriffe in die Kassen der Bank machen möchte. Trotz der vielen Maaßregeln, welche die Handelsthätigkeit befördern sollten, gelangte Schwedens Bürgerschaft wegen des Steuerdrucks und der unausgesetzten Kriege zu keiner Wohlhabenheit. Der König erkannte letztere Thatsache an, erklärte sie aber auf eine ihm günstige Weise, indem er die Schuld auf die Städter schob. „Daß die Bürger in Schweden Bettler sind," heißt es [5]) in dem Reichstags-Abschied vom Jahre 1617, „kommt daher, weil dieselben so verschwenderisch leben in Essen, Kleidern, Wohnung." Gleichwohl steht fest, daß sich während Gustav's Regierung der auswärtige Verkehr im Allgemeinen zum Vortheil Schwedens stellte.

Wenden wir uns zu den Gewerben. Ein Flamänder aus Antwerpen, der in den 20 Jahren Schweden besuchte, lobt in einem Berichte, welcher 1626 gedruckt worden ist, die Anstelligkeit des Volks zu allerlei Kunstfleiß. „Das schwedische Reich," sagt [6]) er, „hat vielen Vortheil vor andern Ländern durch Seehäfen, Bauholz, Lebensmittel, Arbeitslohn, Kupfer, Eisen, Stahl, Pech, Theer, Geschütz und anderen Kriegsbedarf. Die Einwohner sind ein abgehärtetes Volk, das Hitze und Kälte ertragen kann, dabei keck, behende, gelehrig. Zwar wird an feinen Waaren in Leinwand, Tuch, Sayan, Boy u. s. w. wenig im Lande verfertigt,

[1]) Rühs a. a. O. S. 296. — [2]) Derselbe S. 295. — [3]) Derselbe S. 297. — [4]) Derselbe S. 292. — [5]) Geijer III, 65. — [6]) Derselbe III, 59.

theils darum, weil es an Betrieb und den nöthigen Stoffen gebricht, theils weil man keine Auswege hat, die Waaren zu verkaufen. An Vernunft und Geschick dagegen ist keine Noth, die Bauern sind tüchtig zu jeglichem Handwerk; sie zimmern, schreinern, schmieden, backen, brauen, weben, färben, machen Schuhe und Kleider, wobei sie es allen Nationen in Europa zuvorthun, da in andern Ländern fast Niemand sich unterfängt, ein Handwerk zu treiben, das er nicht gelernt. Frauen und Töchter machen schöne Sachen mit Weben, Nähen und andern lustigen Künsten, woraus erhellt, daß sie gar verständig und sinnreich sind. Wohl wahr, daß sie nicht zu der Vollkommenheit gelangen, welche in andern Ländern erreicht wird, wo man immer bei einem Handwerke bleibt und darin ausharrt lange Zeit von Mann zu Mann, von Vater auf Sohn. Allein es ist unumstößlich, daß wer Gedächtniß und Verstand hat, in Hast etwas zu lernen, auch fertig und vollkommen würde, wenn er von Jugend auf in Einem sich übte und dabei verbliebe." Gustav suchte die natürlichen Anlagen des gemeinen Mannes zu entwickeln. Seine Sorgfalt wandte sich vor Allem dem Bergbau, als der ergiebigsten Quelle schwedischen Reichthums zu. Er berief viele in Metallbereitung erfahrene Fremde, namentlich Deutsche und Holländer. Der berühmteste unter Letzteren ist Ludwig v. Geer, der durch große Verbesserungen den schwedischen Bergbau zu hohem Flor brachte, ein fürstliches Vermögen erwarb und ein Adelsgeschlecht gründete, das noch heute blüht. In späteren Jahren errichtete der König ein eigenes Bergamt, das in einem Berichte an Gustav's Tochter und Nachfolgerin Christina sich also über ihres Vaters Vorsorge für Hebung der Bergwerke äußert [1]): „Gustav, der nicht nur im Kriegswesen, sondern auch in der Kunst der Staatsverwaltung unter den Fürsten des Jahrhunderts nicht seines Gleichen hatte, sah mit Verdruß, daß die Bergwerke nicht so ausgebeutet würden, wie sie sollten, indem man die Metalle roh ausführte, welche dann die deutschen Städte um geringen Preis erhandelten und verarbeitet wieder theuer an uns verkauften. Deßwegen hat Seine Majestät räthlich gefunden, das Garmachen von Kupfer, allerlei Hammerschmitten, Gewerbe und Faktoreien errichten zu lassen. Darauf als die Kriege mehr und mehr seine Zeit in Anspruch nahmen, verordnete seine Majestät den Oberst Siegroth zum Berghauptmann, und gab ihm als Bergmeister Jörg Griesbach, als Schreiber Jost Frank bei. Später als seine Majestät nach Deutschland gekommen, hat er dem Reichsrath Befehl ertheilt, ein vollständiges Bergamt einzurichten, das diesen Sachen vorstehen sollte." Mit den Fortschritten der Metallbereitung ging die Verfertigung von Waffen Hand in Hand. Gewehrfabriken wurden zu Arboga und Finspång, später zu Jönköping, Norrköping, Söderhamm gegründet. Dieselben machten Musketen mit Radschlössern, Pistolen, Harnische, Klingen. Auch auf dem

[1]) Geijer III, 64.

platten Lande wurden von einfachen Bauern, die man Rohrschmiede nannte, Musketen, Piken, selbst Harnische geschmiedet und als Steuer an die Krone geliefert. Für Kanonen vom 48-Pfünder bis zum Einpfünder herab bestanden Stückgießereien zu Stockholm und Finspång. Pulver, obwohl nicht hinreichend für den Bedarf, lieferten Mühlen zu Nacka und Wällinge. 26 Salpeterwerke gab es im Reiche [1]).

Schon Gustav Adolph's Vater Karl IX. hatte, der Gewinnung besserer Wolle wegen, deutsche Widder kommen lassen, denn das schwedische Schaf gab ein hartes und schlechtes Vließ. Gustav hielt deutsche Schafheerden auf mehreren seiner Güter. Gewaltsam suchte er die gleiche Zucht im Lande einzuführen, den Bauern in West-Gothland, Ost-Gothland und Smaland ward bei Herrschaftsstrafe anbefohlen, ihre schwedischen Böcke gegen deutsche zu vertauschen, welche ein Pächter verschreiben sollte [2]). Die erste Tuchfabrik Schwedens kam 1612 in Upsala zu Stande, doch ging dieselbe bald wieder ein. Später wurden andere mit königlichen Vorschüssen, meist durch deutsche Meister, in Jönköping, Nyköping, Calmar, Arboga, Kongsör angelegt. Die Vermuthung liegt nahe, daß dieselben vorzugsweise gebraucht worden seyen, um Tuch für das Heer zu liefern. Aber dem war nicht so, Schweden kannte damals noch keine Uniform. Eine königliche Verordnung vom Jahre 1621 schreibt den Soldaten vor, sich dienliche Kleider anzuschaffen, die für einen Kriegsmann passen. Der häusliche Fleiß des Bauern versorgte den ausgehobenen Wehrmann mit dem nöthigen Rock. Noch im preußischen Kriege wird auf die schwedischen Soldaten wegen ihrer schlichten Bekleidung der Ausdruck „unansehuliche Bauernknechte" angewendet. Erst im dritten Jahre des deutschen Kriegs kommen Spuren schwedischer Uniformirung vor. Khevenhüller erwähnt, wie später gezeigt werden soll, in seiner Beschreibung der Lüzener Schlacht des „gelbröcketen" Leibregiments. — Große Summen gingen für Bier nach dem Ausland, besonders nach Danzig, den pommerischen Städten und nach England. Um der einheimischen Bierbereitung aufzuhelfen, bewilligte Gustav verschiedenen Brauern und Mälzern Schatzfreiheit auf einige Jahre; 1615 erhielten Ausländer Privilegien, Brauereien nach Danziger und englischer Art einzurichten [3]). Gleich nach dem Regierungsantritt Gustav's 1612 erstand die erste Papiermühle Schwedens in Upsala. Die Lumpen sollten kraft des Privilegiums, welches Gustav dem Müller ertheilte, im ganzen Reiche gesammelt und unentgeldlich an die Mühle abgeliefert werden, dagegen ward dem Meister — einem Fremden — zur Pflicht gemacht, schwedische Lehrlinge in seiner Kunst zu unterweisen [3]). Ich finde unter Gustav's Regierung eine andere Industrieanstalt genannt, welche man in jenen Zeiten noch nicht erwartet hätte. Er gründete zu Stockholm ein Zwangsarbeitshaus, in welchem neben 100 elternlosen Kindern Bettler

[1]) Geijer III, 62. — [2]) Geijer III, 61. Rühs S. 282. — [3]) Rühs a. a. O. S. 287.

und Landstreicher zum Spinnen und Weben von allerlei Zeugen angehalten wurden. Der Vorsteher des Hauses bekam einen Vorschuß von der Krone, mußte dafür die Anstalt unterhalten, durfte dagegen die verarbeiteten Waaren zollfrei verkaufen, den Rohstoff zollfrei einführen. Die Oberaufsicht stand dem Stadtrath von Stockholm [1]) zu.

Ist es nicht der Geist der neuen Zeit, welcher aus diesen Anordnungen Gustav Adolf's hervortönt! Der Staat verwandelt sich mehr und mehr in ein künstliches Getriebe, das die Masse zu vielgestaltigter Arbeit drängt. Der Bürger, der Bauer ist nicht mehr sich selbst überlassen, wie im abgelaufenen Mittelalter, er wird von der Staatsgewalt als eine nutzbare, beliebige Werthe schaffende Kraft behandelt. Durch Gewerbfleiß soll er weniger sich selbst bereichern, als den königlichen Schatz füllen! Auch war es zunächst Finanznoth, was Gustav zu jenen Maaßregeln bestimmte.

Dieselbe Richtung offenbart sich nach einer andern Seite der gesetzgeberischen Thätigkeit des Königs. Die steigende Macht, welche die Reformation erst den protestantischen und dann durch natürliche Rückwirkung auch den katholischen Fürsten in die Hände gab, hat in fast allen Ländern Europas die Errichtung eines vielgegliederten Beamtenheeres, das schnelle Aufkommen der Juristen und Schreiber zur Folge gehabt. Schweden lernte unter Gustav Adolf kennen, was Beamtenherrschaft sey. Noch unter Karl IX. waren die Landbezirke nach alter herkömmlicher Weise von Vögten verwalten worden, die unter dem königlichen Geheimschreiber standen und wegen Mißtrauens gegen den Adel meist aus den niedern Klassen genommen wurden. Gustav umgab den Thron mit einer Stufenfolge von Behörden, deren Geschäftskreis so abgewogen war, daß eine die andere beaufsichtigen und zu pünktlichem Gehorsam anhalten mußte. Die Vögte wurden Landeshauptmännern oder Kreishauptleuten untergeordnet, diesen hinwiederum stellte er Landschreiber und Landkämmerer zur Seite, welche nicht von dem Kreishauptmanne abhingen, aber doch denselben als einen höhern Beamten ehren sollten. Der Kreishauptmann war angewiesen, die Vögte seines Bezirks jährlich im Monat Mai vor sich und den Kämmerer zu bescheiden, und ihnen Rechenschaft abzufordern; um die Mitte des Sommers hatte er dann die vorgelegten Quittungen an die Rechnungskammer der Krone in Stockholm einzusenden. Seit dem Jahre 1623 führte diese Kammer ein Reichshauptbuch. Die Kreishauptleute sollten in der Regel nicht länger als drei Jahre im Amte bleiben, und jeder mußte jährlich um das Dreikönigfest zu Stockholm Rechenschaft von seiner Verwaltung ablegen [2]).

Auch die Gerechtigkeitspflege erhielt eine entsprechende Einrichtung. Vor Gustav gab es keine Obergerichte in Schweden. Die Prozeßordnung, welche er im Frühjahr 1614 auf dem Reichstage zu Oerebro den

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 287. — [2]) Geijer III, 67 flg.

Ständen zur Begutachtung vorlegte, setzte fest, daß, weil der König nicht immer persönlich an Rechtshändeln Theil nehmen könne, ein Hofgericht in Stockholm errichtet werden solle, bestehend aus 14 Personen, dem Reichsdrosten als Präsidenten, vier Reichsräthen, einem adeligen Vicepräsidenten, vier adeligen und vier gelehrten Beisitzern. Die feierliche Bestallung des neuen Gerichtshofes erfolgte auf dem Schlosse zu Stockholm den 19. Mai 1614. Finnland erhielt sein Hofgericht zu Abo im Jahre 1623. Von den königlichen Bezirksgerichten, so wie von den Aussprüchen der adeligen Patrimonialrichter konnte man auf die beiden Hofgerichte berufen. Auch wurden die Untergerichte verpflichtet, jährlich ihre Urtheilsbücher an die neuen Gerichtshöfe einzusenden, welche Vorschrift jedoch darum manchmal nicht vollzogen werden konnte, weil es Untergerichte gab, die im ganzen Laufe eines Jahres nicht einen einzigen Prozeß abzumachen hatten. So einfach waren noch die Volkssitten [1]. Die alte Gewohnheit mündlicher Verhandlung erlitt durch Einsetzung des Hofgerichts Abbruch, denn an dasselbe mußte Alles schriftlich gebracht werden, eine Neuerung, die auch in die niederen Gerichte überging. Dem Bedürfniß einer deutlichen Gesetzgebung hatte schon König Karl IX. dadurch abzuhelfen gesucht, daß auf seinen Befehl ein Landrecht gedruckt ward. Gustav ergänzte die Maaßregel seines Vaters im Jahre 1618 durch Veröffentlichung eines Stadtrechts. Von alten Zeiten her waren die Schweden gewohnt, Beschwerden und Streitsachen persönlich an den König zu bringen. Diese Sitte hörte auch nach Einsetzung des Hofgerichts nicht auf, obgleich dasselbe Anfängs Manche bestrafte, weil sie es gewagt hatten, den König mit Klagen zu behelligen. Eine spätere Verordnung Gustav's stellte es den Partheien frei, die Revision des Königs nachzusuchen. Dadurch ward er sehr häufig veranlaßt, in den Gang der Justiz einzugreifen. Wer Gewaltthat fürchtete, erhielt, wie in früheren Zeiten, einen Schutzbrief des Königs, wer Forderungen nicht eintreiben konnte, einen königlichen Mahnungsbrief an den Schuldner. Ohnedieß waren Majestätsverbrechen und diejenigen Klagen, welche Leib und Leben betrafen, gesetzlich vom Bereiche des Hofgerichts ausgenommen; dasselbe durfte über solche Sachen blos Bericht erstatten, die Entscheidung stand einzig dem Könige zu. Liebe zur Gerechtigkeit war eine der schönsten Tugenden Gustav Adolf's. Er verlangte von den Richtern rücksichtslose Unpartheilichkeit. In den von Arkenholz gesammelten Akten findet sich folgender [2]) Fall: Gustav hatte mit einem schwedischen Edelmann einen Prozeß wegen eines Gutes. Die Sache sollte von dem Stockholmer Hofgericht entschieden werden; der König begab sich selbst in die Sitzung, um den Spruch mit anzuhören. Bei seinem Eintritt wollten die Räthe aus Ehrfurcht aufstehen; Gustav verbot es ihnen: „Ihr müsset euch erinnern," sagte er, „daß Ihr das

---

[1]) Geijer III, S. 73. — [2]) (Mauvillon) histoire de Gustave Adolphe S. 43.

höchste Tribunal des Landes seyd, und in diesem Augenblicke vergessen, wer ich bin; nur Euer Gewissen soll sprechen bei dem Urtheil, das Ihr zu fällen im Begriffe seyd." Die Richter erkannten zum Vortheil des Edelmanns. Der König sagte Nichts über den Spruch, verlangte aber die Akten einzusehen. Da er die Gerechtigkeit des Spruches erkannte, lobte er die Rechtschaffenheit der Richter. Das Hofgericht bewies nicht immer solche Unbestechlichkeit, wie in allen Tribunalen, die bei verschlossenen Thüren und ohne die Aufsicht der Oeffentlichkeit richten, gab es Meineidige unter den Beisitzern. Wenn Gustav solche Fälle erfuhr, loderte er im wildesten Zorne auf. Im Protokolle des Hofgerichts vom 5. November 1618 steht folgende [1]), auf Gustav's Befehl eingetragene Bemerkung: „Seine Majestät ermahnen den königlichen Gerichtshof, keiner Parthei willfährig zu urtheilen; sollte Einer der Richter zu Gunsten des Königs oder irgend eines Andern das Recht beugen, so wisse derselbe, daß es seiner Majestät Absicht ist, den ungerechten Richter schinden, seine Haut auf den Richterstuhl, seine Ohren an den Pranger nageln zu lassen."

Fürsten, die in solcher Weise wie Gustav Adolf in alle Zweige der Staatsverwaltung eingreifen, finden gewöhnlich kein Behagen an den Schranken ständischer Verfassungen. Gustav hat umfassende Veränderungen mit der schwedischen Constitution vorgenommen. Bis zu seiner Zeit wurden die Reichstage nach altem Herkommen gehalten, über die wichtigsten Punkte des Verhältnisses zwischen der Krone und den Ständen bestanden keine gesetzlichen Vorschriften, beide Theile brachten je nach den Bedürfnissen des Augenblickes ihre Forderungen und Anliegen ein. Zu Anfang des Jahres 1617 legte nun Gustav den zu Oerebro versammelten Ständen eine neue Reichstags-Ordnung vor [2]), welche am 24. Januar verlesen und angenommen wurde. Ihre bedeutendste Bestimmung war, daß die Stände von Nun an auf das Recht Vorschläge zu machen verzichten und dasselbe ausschließlich der Krone überlassen mußten. Die neue Ordnung besagt: in einer Versammlung aller Stände wird der Thron des Königs obenan gestellt, zu seiner Rechten sitzt Karl Philipp, zu seiner Linken Herzog Johann, rechts längs der Wand haben die hohen Reichsbeamten, links die übrigen Reichsräthe ihren Platz, jedem der Stände ist eine besondere Bank angewiesen. Sämmtliche Stände holen, geführt vom Reichsrathe, den König ab. Sobald er die Versammlung entweder selbst, oder durch einen Stellvertreter begrüßt hat, wünscht ihm im Namen des Adels und des Heeres ein Edelmann, für die übrigen drei Stände der Erzbischof Glück; sofort werden die Gegenstände vorgelegt, worüber der König den Rath der Stände verlangt. Jeder Stand berathschlagt für sich, ist die Antwort fertig, so wird sie durch eine Deputation von Bevollmächtigten des Standes dem Könige übergeben, dann

[1]) Geijer III, 72. — [2]) Rühs a. a. O. S. 214.

folgt in einer allgemeinen Versammlung die Erörterung der Fragen, bis die Stände sich vereinigen, oder bis der König entscheidet. Die königlichen Vorlagen sollen geheim gehalten werden, kein Mitglied der Stände darf sie nach Hause nehmen." Dem Bauernstande wurde ein beeidigter Schreiber beigegeben, um die Geschäfte zu leiten. Durch diese Einrichtung sank die Macht der Stände fast auf ein Nichts herab, da ja nicht einmal Stimmenmehrheit den Ausschlag gab, sondern die Entscheidung dem Könige zukam, außer in dem höchst unwahrscheinlichen Fall, daß alle Stände einer Meinung gegen den König gewesen wären. Weil die Ständeversammlung das Recht, Vorschläge zu machen, verloren hatte, ward es seit dieser Zeit gewöhnlich, daß am Schlusse des Reichstages allgemeine Beschwerden eingegeben wurden. Die Bauern fingen damit an, die übrigen Stände ahmten das gegebene Beispiel nach. Der König berücksichtigte die Beschwerden in sogenannten Beiabschieden; als derselben immer mehrere wurden, erfolgten besondere Bescheide.

Es fehlte nicht an einsichtsvollen Stimmen, welche die Neuerung mißbilligten. Zu den stillen Tadlern gehörte der englische Gesandte am schwedischen Hofe Whitelocke, ein ausgezeichneter Mann, der über seine Erlebnisse in Stockholm eine Schrift hinterlassen hat [1]). Einst rühmte Oxenstierna gegen Whitelocke Gustav's Ständeordnung, weil man unmöglich ein Land gut regieren könne, wenn es Jedem frei stehe, beliebige Einfälle auf dem Landtage zur Sprache zu bringen. Der Engländer entgegnete [1]): nach seiner Ansicht habe durch die neue Einrichtung das schwedische Volk den ihm gebührenden Antheil an der Gesetzgebung verloren, er finde daher die Maaßregel ungeeignet. Unseres Bedünkens hat der Engländer richtig geurtheilt.

Die Hofparthei suchte die Meinung zu verbreiten, daß Schweden einer Beschränkung der Krone durch die Stände nicht bedürfe, weil der Reichsrath dem Könige hinreichend die Hände binde, indem eben genannte Körperschaft, als eigentliche Mittelmacht zwischen Fürst und Volk, darüber wache, daß jeder Theil seine Verbindlichkeiten erfülle. Auch Oxenstierna sprach sich in diesem Sinne gegen Whitelocke aus [1]). Allerdings war der schwedische Reichsrath seiner ursprünglichen Einrichtung nach ein Hemmrad königlicher Willkür. Er bestand aus den Häuptern der großen Adelsgeschlechter, welche von alten Zeiten her das Recht ausübten, mit dem Könige, den sie als den Ersten Ihres Gleichen betrachteten, über alle wichtigen Angelegenheiten zu berathschlagen. Allein schon Gustav Wasa und noch mehr Karl IX. hatten die Macht des Reichsraths gebrochen, wie früher gezeigt worden ist. Günstigere Zeiten schienen für den Rath mit dem Regierungsantritt Gustav Adolph's zu beginnen. Unter den Zusagen, die man dem jungen Fürsten auf dem Landtage zu Nyköping abnahm, kommt, wie wir wissen, das Angelöbniß vor, daß er

[1]) Rühs a. a. O. S. 214.

nichts ohne den Reichsrath thun, das freie Urtheil seiner Mitglieder nicht hindern, auf Diejenigen, welche anderer Meinung wären, keine Ungnade werfen, auch keine Rathschläge nach dem Ausgange beurtheilen wolle. Hiedurch schien dem Rathe eine selbstständige Wirksamkeit neben der Krone gesichert. Dennoch war dem nicht so. Nicht mit Gewalt, wie sein Vater, zerstörte Gustav die Schranke, welche man wider ihn aufführen wollte, sondern er umging sie durch List. Er errichtete nämlich [1]) nach und nach fünf höchste Regierungskollegien, für Justiz, Krieg, Admiralität, Kanzlei und Rechnungswesen. Jedes derselben ward aus einem Vorstand und einer gewissen Zahl von Beisitzern zusammengesetzt, welche zum Theil sehr hohe Besoldungen empfiengen. An der Spitze des Justizamts stand der Reichsdroste, dem Kriegswesen ward der Reichsmarschall, dem Rechnungshofe der Schatzmeister, der Kanzlei der Reichskanzler, dem Seewesen der Reichsadmiral vorgesetzt. Diese neuen Aemter nun vertheilte Gustav nach seinem Gutdünken an Mitglieder des bisherigen Reichsraths. Auf solche Weise schlüpfte aus der Puppe jener alten Körperschaft ein Staatsministerium im neueren Sinne des Worts hervor, das der Krone keine Schranken mehr stecken konnte. Ueberdieß behielt sich der König in allen fünf Kollegien, abwesend sowohl als gegenwärtig, die höchste Entscheidung bevor, auch übertrug er häufig, ohne sich an den Wirkungskreis der fünf Kanzleien zu binden, wichtige Angelegenheiten solchen Personen, die ihm besonders dazu geeignet schienen. Gleichwohl dauerte der alte Reichsrath fort, doch war er ein Leib ohne Seele. Regelmäßig sollte sich der Rath jeden Montag und Donnerstag versammeln, gewöhnlich fand er nichts zu thun. Aus den Protokollen ergibt sich, daß die Herren mit dem Lesen der holländischen Zeitungen die lange Weile ausfüllten [1]).

Gustav Adolf, dem Namen nach ein durch Stände beschränkter Fürst, war seit 1617 vollkommener Herr in seinem Lande. Es ist unverkennbar, daß zwischen den eben beschriebenen vielfachen Verordnungen ein genauer Zusammenhang stattfindet. Was von 1621 an im Felde geschah, war gesetzgeberisch seit 1612 vorbereitet. Der Eroberer Careliens, Lieflands, Preußens, Deutschlands hat damit begonnen, daß er durch Künste des Kabinets, durch den zauberischen Einfluß seiner Persönlichkeit das eigene Volk in ein willenloses Werkzeug kriegerischer Plane umschuf.

Noch hatte Gustav die Weihe der Krönung nicht empfangen. Der Glaube des Zeitalters knüpfte großen Werth an diese Ceremonie, und aus der Verzögerung zog man hie und da im Auslande den Schluß, daß sein Ansehen noch nicht hinreichend begründet sey. Nach Beendigung des russischen Kriegs glaubte Gustav die rechte Zeit gekommen. Im August 1617 wurden die Stände nach Stockholm berufen; am 26. eröffnete Gustav den Reichstag mit einer Rede, in welcher er die Vor-

---

[1]) Rühs 212. 213. Geijer III, 67 flg. 254 flg.

theile des russischen Friedens, den Ruhm des schwedischen Namens durch Besiegung einer solchen Macht, der eine halbe Welt diene, hervorhob, die Güte des Allmächtigen pries und dem Heere für die bewiesene Tapferkeit Lobsprüche ertheilte. Am folgenden Tage redete Gustav von den Ursachen, warum er sich jetzt krönen lassen wolle, setzte seine Rechte auf den Thron auseinander und sprach mit Bescheidenheit von seinen eigenen Verdiensten um das Reich. Hierauf wurden Eidesformeln für den König, die Erbfürsten und die gesammten Stände verlesen. Unerwartet gab dieser Akt Anlaß zu Streitigkeiten [1]). Die beiden Erbfürsten Karl Philipp, Bruder des Königs und sein Vetter Johann erhoben Einwendungen gegen die vorgelegten Formulare, des Königs eigene Mutter machte Parthei mit ihnen. Aus Vorliebe für den jüngeren Sohn, ihr Schooßkind, forderte sie, daß nicht die Huldigung bei Karl's IX., sondern bei Sigismund's Krönung zum Vorbild genommen werde — dieser hatte bekanntlich aus einer Politik, die auf Schwächung der schwedischen Krone hinarbeitete, den Prinzen des königlichen Hauses nahe zu volle Unabhängigkeit vom Throne bewilligt. — Die Königin Wittwe verlangte ferner, daß der Adel in den Herzogthümern nicht unmittelbar unter dem Könige, sondern unter den Herzogen seinen Ritterdienst leiste. Obgleich Gustav gewohnt war, seiner Mutter mit kindlicher Schonung zu begegnen, konnte er sich doch nicht entschließen, in diesem bedenklichen Punkte nachzugeben. Der Streit ward für den Augenblick bis nach vollzogener Krönung verschoben. Die Reichstagsverhandlungen gingen zu anderen Gegenständen über, betreffend die Beschwerden wegen der von Gustav eingeführten Handelsordnung, das drohende Zerwürfniß mit Polen, die Verhältnisse zu Dänemark. Die Summen, welche man zur Einlösung der an letztere Macht verpfändeten Städte ausgeschrieben hatte, reichten nicht hin, neue Hülfsmittel waren deßhalb nöthig. Die Stände bewilligten dieselben und übernahmen weiter zu den Kosten der Krönung eine nicht unbedeutende Steuer.

Begleitet von seinem Hofe und vielen Mitgliedern der Stände begab sich der König im Oktober nach Upsala, wo er unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Nachdem er dem Volke Schwedens den Eid geleistet, schwuren ihm zuerst die Erbfürsten, dann die Reichsräthe; einige Tage später leisteten auch die übrigen Stände Huldigung, und unterschrieben den Reichstagsbeschluß. Eine Kommission, bestehend aus Reichsräthen, Bischöfen, einigen Edelleuten und Bürgermeistern, war niedergesetzt worden, um den Streit zwischen den Erbfürsten und dem Könige zu schlichten. Herzog Johann hätte sich gefügt, desto hartnäckiger widerstrebte die Königin Mutter zu Gunsten ihres jüngeren Sohnes. Aber Gustav Adolf blieb unerschütterlich, namentlich in Betreff des adeligeu Aufgebots, dessen Einberufung die Erbfürsten sich hatten

[1]) Rühs S. 119 flg.

vorbehalten wollen. Sie mußten geloben, die schwedischen Gesetze in ihren Herzogthümern zu handhaben; auch ward festgesetzt, daß die allgemeinen Steuern in den Fürstenthümern erhoben und alle königlichen Verordnungen daselbst bekannt gemacht werden sollten. Die Erbfürsten hatten weiter verlangt, über sämmtliche Rechtsfälle, die in ihren Provinzen vorkommen würden, selbst über Mäjestätsverbrechen, richten zu dürfen. Letzteres schlug der König ab, er räumte ihnen blos ein, über Vergehen gegen sie selbst und ihre Diener in den Fürstenthümern aburtheilen zu dürfen, Staatsverbrechen dagegen wurden dem Stockholmer Hofgerichte vorbehalten, und auch wegen der andern Vergehen sollte die Appelation an den König frei seyn. Den Erbfürsten blieb die innere Verwaltung ihrer Herzogthümer. Diese Verwaltung war schlecht und brachte dem Gesammtreiche Schaden. Namentlich zerfiel in Herzog Johann's Gebiete die Ordnung, Ostgothland, Schwedens gesegnetste Provinz, versank in Armuth. Des Herzogs Hofleute drückten das Volk nach Willkühr. Weil keine Aufsicht statt fand, wurde er von seinen Beamten schändlich betrogen, für Regierungsgeschäfte hatte er keinen Geschmack, war er gesund, so brachte er seine Zeit mit Fischfang und Jagd hin. In dem andern Herzogthum, das dem Bruder Gustav Adolf's, Karl Philipp, gehörte, ging es zwar wirthschaftlich zu, aber nicht im Sinne des öffentlichen Wohles, hier hatte der habsüchtige Geist der Königin Mutter freien Spielraum. Sie erließ z. B. im Namen ihres Sohnes, des Herzogs, Handelsverbote, untersagte die Durchfuhr von Eisen, begünstigte und trieb Schmuggel zu großem Vortheil ihrer Privatkasse, aber zum Verderben des Gemeinwesens [1]. Es war ein günstiges Ereigniß für Schweden, daß die beiden Prinzen frühe starben. Die Königin Mutter blieb ihren Neigungen getreu, so lange sie lebte. Ein Jahr vor ihrem Tode, 1624 machte sie dem Staate ein Anlehen, für dessen Zinse ihr die Krongefälle der ganzen Provinz Nerike verpfändet werden mußten. Für ein anderes Anlehen von 50,000 Thalern bedang sie sich 12 vom Hundert Zins, obwohl sie die Summe nicht in Geld, sondern in Kupfer erlegt hatte [2].

Der junge König war 1619 in sein 23stes Lebensjahr getreten. Man drang in ihn sich zu vermählen. Die Kirche, zu der er sich bekannte, die verwandtschaftlichen Verhältnisse seines Hauses und vielleicht noch mehr die Plane, die er für die Zukunft hegte, wiesen ihn auf einen der kleinen deutschen Höfe hin. Die erste Gemahlin seines Vaters, Karl's IX., war eine Tochter des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz gewesen, einen Herrn aus der Seitenlinie desselben Hauses, den Pfalzgrafen Johann Casimir, hatte Gustav's Halbschwester Catharina 1615 geheirathet. Der kurpfälzische Hof, damals der ehrsüchtigste unter allen übrigen deutschen, ließ es nicht an Versuchen fehlen, den jungen schwe-

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 212. — [2]) Geijer III, 54.

dischen König noch enger an sich zu fesseln. Im Frühjahre 1614 erhielt Gustav die Aufforderung, dem Bündniß der evangelischen Fürsten Deutschlands, das gegen den Kaiser abgeschlossen worden war, beizutreten. Diese Einladung trug den Namen des Kurfürsten Friederich V. von der Pfalz, der nachher eine so klägliche Rolle als König von Böhmen spielte, an der Spitze. Gustav dankte in verbindlichen Worten für das geschenkte Vertrauen und ordnete auf den 6. Mai 1615 einen allgemeinen Bettag in Schweden für den günstigen Fortgang des Vorhabens der deutschen Glaubensgenossen an, den Antrag selbst aber wies er ab, weil ihm der polnische und russische Krieg noch nicht erlaubte, an deutschen Händeln Theil zu nehmen [1]). Als in Heidelberg ruchbar wurde, daß der König von Schweden an Vermählung denke, ermangelte man nicht, ihn auf eine pfälzische Prinzessin aufmerksam zu machen. Doch fand Gustav eine Verbindung mit dem Berliner Hofe nützlicher, theils wegen der größeren Nähe der betreffenden Gebiete, theils weil der König brandenburgische Hülfe in dem bevorstehenden Kampfe mit Polen trefflich brauchen konnte. Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg hatte eine Tochter Marie Eleonore, die für eine vollkommene Schönheit galt. Gustav's Agent am Berliner Hofe, Birkholt, machte eine reizende Schilderung von ihr, und die überschickten Gemälde bestätigten das Gesagte [2]). Doch scheint Gustav Anfangs noch zweifelhaft gewesen zu seyn, zu was er sich entschließen solle; man hat zwei Briefe von ihm an seinen Gesandten, worin er diesem befiehlt, die Heirathsangelegenheit vorerst ruhen zu lassen und zunächst nur an Herstellung eines guten Freundschaftverhältnisses zu arbeiten. Um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Prinzessin seiner Wahl werth sey, reiste er Anfangs August 1618 insgeheim von Stockholm nach Berlin. Außer dem Kanzler Oxenstierna wußten nur einige der vertrautesten Reichsräthe von der Reise; wenige Diener begleiteten ihn. Unerkannt sah er Marie Eleonore, sie gefiel ihm, die Unterhandlungen wurden jetzt mit Ernst betrieben. Man hatte die Abrede getroffen, daß die Heirath geheim gehalten werden solle, bis die Prinzessin abreisen würde, damit weder der Kaiser noch der König von Polen durch Intriken die Verbindung vereiteln könnte. Doch erhielt Sigismund Wind. Gegen Ausgang des Jahres 1619 starb der Vater Eleonorens, Johann Sigismund, worauf ihr Bruder Georg Wilhelm den Churhut erbte. An diesen wandte sich der König von Polen mit Klagen über den Heirathsplan. Der neue Kurfürst ließ König Sigismund erklären: die Verbindung mit Gustav, gegen welchen er sich in pathetischen Ausdrücken ergoß, sey wider seinen Willen geschlossen worden, aber es fehle ihm an Macht, den Absichten der Mutter, so wie der Neigung seiner Schwester entgegenzuwirken, doch werde er Alles thun, um

---

[1]) Geijer III, 137. — [2]) Man vergl. Rühs a. a. O. 121. Geijer III, 109. (Mauvillon) histoire de Gustave Adolphe S. 66 flg.

die Ehe zu verzögern. Wirklich erfolgte die Vermählung erst zu Ende des Jahrs 1620.

Gustav trat im April 1620, begleitet von seinem Schwager dem Pfalzgrafen Johann Casimir und einem kleinen Gefolge, eine zweite Reise nach Deutschland an. Zu Berlin beobachtete er strenges Inkognito. Bei seiner Ankunft hielt man ihn und die wenigen Begleiter für englische Soldaten. Ueber die weiteren Vorgänge lassen wir ihn selbst reden. Er erzählt in seinem Tagebuche: „sobald ich an einem Sonntage frühe unerkannt zu Berlin angekommen war, ging ich in die Kirche, wo sich der Hof befand, und wo ich den Prediger auf der Kanzel antraf. Ich mischte mich mitten unter die Kavaliere und Hofbediente, von denen mich Jeder mit einem solchen Grade von Neugier ansah, daß ich wohl merkte, sie möchten gerne wissen, wer ich sey. Ich setzte mich nieder und hörte ruhig dem Prediger zu. Er redete über das Gleichniß vom reichen und armen Manne. Im Eingange zeigte er, daß die Welt eine Art von Schaubühne sey, auf welcher ein Jeder von uns seine Rolle spiele, die ihm von Gott angewiesen worden. Er bewies solches mit den beiden, im Gleichnisse angeführten Personen, und ermahnte alle Christen, hierauf aufmerksam zu sein, und auf der Schaubühne der Welt ihre Rolle gut zu spielen, damit wir, wenn der Tod den Vorhang vorziehe und die Komödie zu Ende sey, von dem Herrn des Schauspiels — nämlich Gott — die Krone der Ehre, und von den Zuschauern, — welches die Engel und Heiligen seyen — den Beifall, den die Gerechten verdienen, erhalten möchten. Er theilte hierauf seine Predigt in zwei Theile. Im ersten untersuchte er die Natur des Lasters, das dem reichen Manne Verdammniß zugezogen habe, im zweiten wollte er zeigen, wie das Betragen des Lazarus beschaffen gewesen; er verschob aber die Ausführung auf ein andermal, weil ihm die Zeit nicht erlaube, seine Betrachtungen fortzusetzen. Nach der Predigt führte man mich in das Gemach der Kurfürstin (Mutter), die mich gnädig empfieng. Von da wurde ich in das Zimmer des Herzogs von Kurland geleitet, wo meine Reise Gegenstand der Unterhaltung war. Ich speiste mit der kurfürstlichen Familie, und außer dem Herzog von Kurland und mir, war kein Fremder an der Tafel. Ich saß zwischen den beiden Kurfürstinnen."

Während Gustav in Berlin weilte, setzte sein Schwager der Pfalzgraf die Reise nach der Rheinpfalz und Zweibrücken fort. Gustav hatte ihm versprochen, nachzukommen. Nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen zu Berlin begab er sich auf den Weg in die Pfalz. Was war wohl der Zweck dieser Reise? Wollte er durch einen bloßen Höflichkeitsbesuch das kurpfälzische Haus verbinden, oder war er damals noch nicht ganz für eine Verschwägerung mit Kurbrandenburg entschieden? Wenigstens werden wir sehen, daß ihn zu Heidelberg neue, obwohl verdeckte, Heirathsanträge erwarteten. Der damalige kurpfälzische Minister Rusdorf erzählt in seinen Briefen an den Kanzler Oxenstierna und an den

Herrn von Grün, Beisitzer des Reichskammergerichts zu Speier, folgende Züge über den Aufenthalt Gustav's zu Heidelberg, wo er dasselbe Inkognito bewahrte, wie zu Berlin: „Da der König das Lager des Markgrafen von Baden im Elsaß zu sehen Verlangen bezeigte, so bot ich mich ihm als Begleiter an, beständig hielt ich ihn jedoch für einen schwedischen Offizier, für den er sich selbst ausgab. Ich genoß das Vergnügen, ihn lange und ohne Zwang zu unterhalten. Unterwegs bemerkte er viele schöne Landgüter und fragte mich, wem dieselben gehören? Als er von mir vernahm, daß die meisten Geistliche zu Besitzern haben, erwiederte er: wenn diese Priester unter dem Könige meinem Herrn, stünden, würde er sie schon länger gelehrt haben, daß Bescheidenheit, Demuth und Gehorsam den wesentlichen Charakter ihres Standes ausmachen."

Bald brachte der kurpfälzische Minister Heirathsprojekte zur Sprache. Rusdorf erzählt weiter: „Ich redete hierauf von den großen Eigenschaften des Königs von Schweden und von seinem Geschmack für die Wissenschaften, auch gab ich meine Verwunderung darüber zu erkennen, daß die schwedischen Reichsstände noch nicht auf seine Vermählung gedrungen hätten; dann äußerte ich, die Schwester des Kurfürsten von der Pfalz, meines Herrn, Katharina, sey sicherlich unter allen protestantischen Prinzessinen diejenige, welche am besten für den König von Schweden passen würde, zumal da zwischen beiden Fürsten in Ansehung der königlichen Würde viel Aehnlichkeit stattfinde, weil dem Einen der König von Polen, dem andern der Kaiser seine Krone [1]) streitig mache. Als der König hierauf erwiederte: König Friederich von Böhmen dürfe keinen Augenblick an den günstigen Gesinnungen des Königs von Schweden zweifeln, antwortete ich: bei der weiten Entfernung beider Länder, und bei dem großen Geldmangel Schwedens, möchte es für Gustav Adolf schwer werden, dem Könige von Böhmen zu Hülfe zu kommen. Der König unterbrach mich bei diesen Worten: mein Herr von Rusdorf! sagte er, die schwedischen Bergwerke sind die ergiebigsten und reichsten in Europa, und Schweden hat Ueberfluß an verschiedenen andern Dingen, die leicht in baares Geld umgesetzt werden können. — Unser Gespräch lenkte sich später auf die katholische Religion, und ich bemerkte," fährt Rusdorf fort, „daß mein Reisegefährte dieselbe verabscheute. Er erzählte mir, daß er bei seiner Durchreise durch Erfurt einem katholischen Priester einen Dukaten gegeben habe, um die Messe anzuhören, deren Ceremonien er kennen zu lernen wünschte; derselbe habe ihm auch ohne Anstand für diesen geringen Preis alle Geheimisse seiner Religion enthüllt, woraus man die Gesinnung und die Sitten dieser Priester abnehmen möge. Ich gab endlich dem vermeinten schwedischen Offizier zu verstehen, wie angenehm es mir wäre, seinen Namen kennen zu lernen, damit ich vielleicht einmal in Zukunft unsere Bekanntschaft erneuern könne, im Falle mich der König

[1]) Kurfürst Friederich V. hatte bereits die Krone von Böhmen angenommen.

und Kurfürst, mein Herr, nach Schweden schicken würde. Er antwortete mir: Ich heiße Gars und bin Hauptmann im Heere des Königs von Schweden, meines Gebieters. Sollte Sie je das Schicksal nach Schweden führen, so werde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, Ihnen alle Dienste zu leisten, die in meinem geringen Vermögen stehen. — Wenige Tage nachher erfuhr ich, daß derselbe Herr Gars, mit dem ich mich so vertraut unterhalten, Niemand anders, als der König von Schweden selbst sey, und daß der angenommene Name die Anfangsbuchstaben des lateinischen Titels: Gustavus Adolphus Rex Sueciae enthalte."

Soweit Rusdorf. Wir überlassen es dem Urtheil unserer Leser, zu entscheiden, wie unwahrscheinlich die Behauptung des kurpfälzischen Ministers sey, daß er in dem angeblichen Offizier von Anfang an den König von Schweden nicht erkannt habe. Gustav's eigene Halbschwester Katharina, Gemahlin des Pfalzgrafen von Zweibrücken, befand sich damals am Heidelberger Hofe. Wie hätte also dem ersten Minister so lange verborgen bleiben können, was mehrere andere wissen mußten? Es ist klar, daß Rusdorf sich blos so stellte, als kenne er die wahre Persönlichkeit des vermeinten Hauptmanns nicht, um unter der Maske des Verkennens desto leichter seine Anträge, die so zarter Art waren, an Mann zu bringen.

Gustav trat von Heidelberg aus seine Rückreise nach Schweden an. Anfang Juli 1620 war er wieder in Stockholm. Einige Zeit darauf wurde eine zahlreiche Gesandtschaft, mit dem Reichskanzler an der Spitze nach Berlin geschickt, um den Ehekontrakt abzuschließen und die königliche Braut heimzuführen. Oxenstierna war durch seine Instruktion hauptsächlich an die Kurfürstin Mutter verwiesen; er hatte den Auftrag, die Sache zu beschleunigen, und nicht durch Mahnungen an Aussteuer und solche Dinge Anlaß zu Verzögerungen zu geben. Diese Vorschrift brachte die Verhandlung in raschen Gang. Die Heirath Gustav's mit der Prinzessin Marie Eleonore ist dem kurbrandenburgischen Hofe außerordentlich wohlfeil zu stehen gekommen, ein Umstand, über den Gustav später bittere Bemerkungen machte. Schweden übernahm die Ausstattung der königlichen Braut, zum Leibgedinge wurden ihr außer den Städten Linköping und Ekesjö verschiedene Kronhöfe ausgesetzt, deren reiner Ertrag sich jährlich auf nahe an 40,000 Thaler belief, zum Spielgelde erhielt sie während der Lebzeiten ihres Gemahl 4000 Thaler angewiesen. Eine schwedische Flotte holte sie auf der deutschen Küste ab, sie landete in Begleitung ihrer Mutter, der Kurfürstin, und eines armseligen Gefolges den 7. Oktober 1620 in Calmar, wo der König sie erwartete. Den 25. November fand der Einzug in Stockholm statt. Gleich darauf erfolgte das Beilager. Zur Verherrlichung desselben war der Adel des ganzen Reiches selbst aus Finnland und Liefland aufgeboten. Im Anfang des folgenden Jahres wurde die junge Königin gekrönt. Da es eben so sehr im Charakter als in der Politik Gustav's lag, die Religion in wichtige Akte seiner Regierung zu verflechten, so verordnete er, daß

die Vermählung durch ein Jubiläum zum Andenken an die vor hundert Jahren unter seinem Ahn Gustav Wasa erfolgte Befreiung Schwedens vom weltlichen und geistlichen Joche des Auslandes gefeiert werden solle. Die Ehe des königlichen Paares war im Ganzen eine glückliche, doch scheint die Zufriedenheit auf Seiten der Königin größer gewesen zu seyn, als auf der des Königs. Maria Eleonore, schön aber phantasielos, eigensinnig und von beschränktem Geiste, dabei mit einer großen Gabe fürstlichen Geburtsstolzes gesegnet, hing mit solcher Innbrunst an ihrem Gemahl, daß sie die Trennung von ihm nie längere Zeit ertragen konnte. Sie ward krank, wenn er ins Feld zog, und reiste ihm oft unwillkommen nach, obgleich Gustav ihr keinen Anlaß zur Eifersucht gegeben haben soll. Gustav behandelte sie mit Zärtlichkeit, vergaß aber darüber seine Pflichten gegen Schweden nicht. Kraft des Testaments, das er bei der Abfahrt zum deutschen Krieg zurückließ, schloß er Maria Eleonore auf den Fall seines Todes von der Theilnahme an Erziehung der Thronerbin Christina, sowie von der vormundschaftlichen Regierung aus.

Viertes Capitel.

Der liefländische Krieg mit seinen Waffenstillständen. Gustav's Kriegsartikel. Das schwedische Heer und die Art seiner Aushebung. Der Steuerdruck. Der Adel. Die Ritterhaus-Ordnung. Gustav's Sorge für Wissenschaften. Universitäts-Einrichtungen. Mißglückter Versuch, den Clerus völlig dem Willen der Krone zu unterwerfen. Verhältnisse zu Dänemark.

Im Herbste 1620 lief der polnische Waffenstillstand ab. Gustav machte sofort dem Warschauer Hofe neue Anträge [1]). Die Bedingungen, welche er stellte, waren billig: ein Verbot Sigismund's gegen Verbreitung von Schmähschriften, zehnjähriger Waffenstillstand, der von beiden Königen und von den Ständen beider Reiche beschworen werden sollte. Dafür erbot sich Gustav, die Gränzen wieder herzustellen, wie sie im Jahr 1600 gewesen waren, Pernau abzutreten, ja er wollte es sich sogar gefallen lassen, daß Sigismund den schwedischen Königstitel fortführe, jedoch unter Vorbehalt, daß der polnische König keinen Anspruch auf die Krone Schwedens mache. Ein Congreß kam zwar zu Stande, aber bei Eröffnung desselben erklärten die polnischen Bevollmächtigten, daß sie nur im Namen des polnischen Reichsraths, nicht des Königs unterhandeln können, da Sigismund zum Voraus jede Bestätigung einer etwaigen Uebereinkunft verweigert habe. Die Hartnäckigkeit des polnischen Königs erscheint

[1]) Rühs a. a. O. S. 129 flg. Geijer III, 103 flg.

um so tadelnswerther, wenn man bedenkt, daß um dieselbe Zeit der türkische Sultan Osman II. mit einem großen Heere Polen bedrängte. Auf den eben mitgetheilten Bescheid der polnischen Gesandten drohte Gustav mit unverweilter Erneuerung der Feindseligkeiten. Nun stürmten aber der Kurfürst von Brandenburg, sein Schwager, der König Jakob von England und andere Fürsten auf ihn mit Vorstellungen ein, in einem solchen Augenblicke Polens zu schonen. Gustav glaubte sich vor Europa rechtfertigen zu müssen; durch ein offenes Schreiben erklärte er dem polnischen Reichsrathe, daß er um diese Zeit, wo Polen den Erbfeind der Christenheit bekämpfe, nur mit großem Schmerz die Waffen wider die Republik ergreife, und auch jetzt noch bereit sey, abzustehen, wenn man seine billigen Bedingungen annehme. Alles war vergeblich.

Jetzt zog Gustav im Juli 1621 neun Regimenter zu Fuß, zehn Fahnen Reiter in Elfsnabben zusammen. 158 Fahrzeuge standen bereit, dieses Heer, das ungefähr 16,000 Streiter umfaßte, nach Riga überzuführen. Im Hafen bei Elfsnabben schrieb Gustav Adolf mit eigener Hand seine sogenannten Kriegsartikel nieder [1]), die seit der Zeit berühmt geworden sind. Schon früher gab es ähnliche Vorschriften für schwedische Heere, die älteste hat Gustav I., andere Erich XIV. und Johann III. veröffentlicht. Gustav Adolf's Artikel sind aber umfassender. Ich gebe einen kurzen Auszug derselben: der König ist als „Gottes Bevollmächtigter auf Erden," höchster Richter im Krieg wie im Frieden. Diese von Gott ihm übertragene Gewalt übt der König aus durch Ober- und Untergerichte. Im Obergericht führt der Reichsmarschall, oder in seiner Abwesenheit der Feldmarschall den Vorsitz. Mitglieder sind der Feldmarschall, der General des Geschützes, der Feldwachtmeister (Generalmajor), der General der Reiterei, der Feldquartiermeister, die Musterungsherrn, endlich sämmtliche Oberste der einheimischen und fremden Regimenter. Unter dem Obergerichte stehen die Regimentsgerichte des Fußvolks und das der Reiterei. Im Regimentsgerichte ist Wortführer der Oberst oder an seiner Stelle der Oberstlieutenant. Beisitzer wählt das ganze Regiment und zwar zwei Hauptmänner, zwei Lieutenant, zwei Fähndriche, zwei Feldwebel, zwei Fahnenschreiber, zwei Führer. Im Reitergericht führt das Wort der General der Reiterei, oder an seiner Stelle der Rittmeister von der Leibfahne des Königs. Beisitzer wählen alle Reiterfahnen, und zwar drei Rittmeister, drei Lieutenant, drei Fähndriche, drei Wachtmeister. Im Obergericht ist der Generalprofos Ankläger, er hat Vollmacht Jeden, den er für einen Verbrecher hält, aufzugreifen und ins Gefängniß zu setzen, eine Hinrichtung aber darf er nicht vornehmen ohne besondern Befehl. Wer sich dem Generalprofosen oder seinen Häschern widersetzt, verwirkt das Leben. Die gleiche Gewalt, wie der Generalprofos beim Obergericht, haben die Regiments- und Fahnen-Profosen bei den Ab-

[1]) Geijer III, 104 flg.

theilungen des Fußvolks und der Reiterei. Vor das Obergericht gehören alle Staats- und größeren Verbrechen, so wie Civilsachen, wegen deren von den Untergerichten weg Berufung eingelegt ward. In Criminalsachen findet keine Appellation statt, doch muß das Urtheil dem Könige, wenn er zugegen ist, oder dem Reichsmarschall anheimgestellt werden. Bei Verbrechen, die auf Leben, Glied oder Ehre gehen, soll das Gericht unter freiem Himmel vor versammelter Mannschaft gehalten werden. Klagen wegen Mein und Dein werden im Zelte abgeurtheilt. Die in Gustav Adolf's Artikeln erwähnten Strafen sind: Enthauptung, Aufknüpfung je des zehnten Manns nach dem Loose, wenn eine Fahne Reiter oder ein Regiment Fußvolk die Flucht während des Treffens ergriffen hatte, so lange noch vom Sabel Gebrauch gemacht werden konnte. Die Uebrigen dienen in diesem Falle ohne Fahne, liegen außer dem Quartier und reinigen das Lager, bis sie „durch Mannhaftigkeit" ihren Fehler gut gemacht. Mindere Strafen sind: Ritt auf dem hölzernen Pferde, Gefängniß in Eisen, Wasser und Brod, Gassenlaufen, Geldbußen, Absetzung für Offiziere, schimpfliche Verjagung aus dem Lager für Gemeine. Prügel sind nicht erlaubt, auch Huren werden im Lager nicht geduldet; will ein Soldat sein Weib bei sich haben, so steht es ihm frei. Gottesdienst hält der Feldprediger jeden Sonntag und eine Predigt während der Woche, wenn Gelegenheit ist; gebetet wird Morgens und Abends. Alle Feldprediger zusammen bilden ein Feldconsistorium, dem des Königs Hofprediger vorsteht. Monatlich einmal müssen die Kriegsartikel jedem Regimente vorgelesen werden. Das Erstemal las sie der Reichskanzler Orenstierna vor dem ganzen Heere, das in Schlachtordnung auf einer Wiese bei Elfsnabben aufgestellt war.

Die gesammte königliche Familie befand sich zu Elfsnabben, um Gustav Lebewohl zu sagen: seine Gemahlin Marie Eleonore, seine Mutter Christine, seine Schwiegermutter die verwittwete Kurfürstin von Brandenburg, sein Bruder Karl Philipp — Herzog Johann war sammt seiner Gattin schon 1618 gestorben. — Aus Schmerz über die Abreise ihres Gemahls wurde Marie Eleonore krank, und kam am selben Tage, da Gustav zu Schiffe stieg, mit einer todtgebornen Tochter nieder. Herzog Karl Philipp begleitete den König. Die Ueberfahrt nach Liefland — denn dort sollte die Wolke des Kriegs sich entladen, — war nicht ganz glücklich. In dem Augenblicke, da die Flotte aus der See in die Düna einlaufen wollte, brach ein Sturm aus und zerstreute die Schiffe. Erst nach einiger Zeit konnten dieselben wieder gesammelt werden. Nun erfolgte in drei Tagen, bis zum 4. August 1621, die Ausschiffung der Truppen und des Materials. Gustav ließ die Feste Dünamünde angreifen, sie ergab sich nach kurzem Widerstande. Die Schweden waren Herren des Stromes, ihre Flotte lag an der Mündung und konnte mit Leichtigkeit Lebensmittel und Munition zuführen, während Riga — dieser Stadt galt die Unternehmung zunächst — von der See abgeschnitten war.

Riga, Lieflands Hauptstadt, liegt auf der nördlichen Seite der Düna, in weiter Ebene, ungefähr zwei Meilen vom Ausflusse des Stromes in die Ostsee. Die Stadt trieb seit alten Zeiten Handel mit England, Holland und den verschiedenen Häfen der Ost- und Nordsee, sie war damals wie heute noch, Stapelplatz für die Producte Litthauens und des nordwestlichen Rußlands, die aus dem Innern entweder auf dem Strom oder zur Winterszeit auf Schlitten nach Riga gebracht werden. Ich habe oben erzählt, auf welche Weise sie unter polnische Landeshoheit, doch mit Beibehaltung ihrer alten Verfassung, gerieth. Nachdem Magistrat und Geistlichkeit der Stadt das Lutherthum angenommen, wurde das Erzbisthum von Riga im Jahr 1566 aufgehoben und die geistlichen Güter zu andern Zwecken bestimmt. Der damalige König von Pölen, Sigismund August, bestätigte diese Veränderung. Aber sein Nachfolger, König Stephan Bathori, arbeitete, die katholische Religion wieder einzuführen, er brachte Jesuiten in die Stadt, welche ein Collegium erbauten und die Jakobskirche in Besitz nahmen. Sigismund III. setzte die Bemühungen seiner Vorgänger fort. Dennoch war die Bürgerschaft weit entfernt, Vertauschung polnischer Herrschaft mit schwedischer zu wünschen, weil ihr durch den Handel mit dem rückwärts gelegenen Binnenland bedingter Wohlstand nur dann fortblühen konnte, wenn die Stadt mit der Krone Polen vereinigt blieb. Hartnäckig vertheidigten sich deßhalb die Einwohner wider die Schweden. Die Stadt war nach der Weise damaliger Zeit mit Gräben, Halbmonden und andern Werken wohl befestigt. Im Schlosse lag eine kleine Anzahl polnischen Fußvolks und Reiterei. Außer der Miliz, welche die Bürgerschaft stellte, hatte der Rath 300 fremde Söldner angeworben. Hätte der Türkenkrieg nicht den Polenkönig gehindert, Riga nachdrücklich zu unterstützen, so ist es sehr zweifelhaft, ob die Stadt den Schweden in die Hände gefallen wäre.

Nach der Landung schlugen die Schweden in einem Kreise um die Stadt ein Lager in vier Abtheilungen auf. Es war die erste größere Belagerung, an der Gustav Theil nahm: überall ging er mit gutem Beispiele voran, manchmal leistete er an einem Tage die Dienste eines Feldherrn, eines Ingenieurs, eines Soldaten und Schanzgräbers. Oefters sah man ihn während der Belagerung mit der Schaufel und der Hacke in der Hand arbeiten. Ehe die Beschießung begann, versuchte der König die Stadt durch Unterhandlungen zu gewinnen. Zu drei verschiedenen Malen wurden Trompeter hineingeschickt. Bei der ersten und zweiten Aufforderung gaben die Einwohner zur Antwort, daß sie sich aufs Aeußerste vertheidigen würden; bei der dritten machten sie den Trompeter betrunken, und schickten ihn mit verbundenen Augen und ohne Antwort zurück. Nun ließ Gustav die Stadt aus allen Schanzen beschießen. Man berechnete, daß öfter 1000 Kugeln des Tags, zuweilen hundert in der Stunde (worunter auch glühende) im Gewichte von 24 — 64 Pfunden hineingeworfen wurden. Dennoch hielt Bürgerschaft und Besatzung fest. Sie

hoffte auf Ersatz von König Sigismund, der Hülfe zu schicken versprochen hatte. Aber die augenblicklichen Bedrängnisse erlaubten diesem keine kräftige Unterstützung. Alles beschränkte sich auf ein Heer von 10,000 zu Fuß und 4000 Reitern, welche der Unterfeldherr von Litthauen, Radziwil, herbeiführte. Der polnische Feldherr fand jedoch das schwedische Lager so stark mit Geschütz versehen, daß er keinen Angriff wagte, er begnügte sich, einige Bewegungen zu machen, durch welche er die Schweden aus ihren Schänzen hervorlocken wollte, um auf der Ebene seine Reiterei mit Vortheil gegen sie brauchen zu können. Allein die Schweden blieben ruhig stehen. Nach unbedeutenden Vorpostengefechten trat Radziwil den Rückmarsch an.

Bald darauf wurde die Riga gegenüberliegende Koberschanze und ein zu den Außenwerken gehörender Halbmond von den Schweden erstürmt. Dennoch wiesen die Einwohner eine erneuerte Aufforderung Gustav's zurück, obgleich die Belagerer bereits am Stadtgraben angekommen waren. Um diesen zu überschreiten, ließ der König eine fliegende Brücke erbauen. Sie bestand aus dicken Brettern, die auf leeren Tonnen festgenagelt waren. Ueber die Bretter hatte man getheerte Leinwand gespannt, um das Ausgleiten der Soldaten beim Uebergang zu verhindern. Ungeschicklichkeit der Stürmenden vereitelte jedoch den Gebrauch der Maschine. Statt einzeln aufzurücken, stürzten die Soldaten haufenweise auf die Brücke los, so daß die Bretter einbrachen und viele im Graben versanken. Bei Anbruch des Tags — der Sturm war in der Nacht erfolgt — zerstörten die Belagerten vollends den Bau. Noch ein zweiter Sturm mißlang, bei dem die Schweden gleichfalls viele Leute verloren. Nichtsdestoweniger nahmen die Belagerungsarbeiten ihren Fortgang; Anfangs September hatte die Ableitung des Wassers aus einem Theil der Stadtgräben, sowie die Ausfüllung anderer Stellen begonnen, und unter der Erde wühlten dalekarlische Bergleute, welche Gustav kommen ließ, mit glücklichem Erfolge Gänge nach der Stadt. Am 11. September waren die Festungswerke an drei Stellen unterhöhlt, zwei Brücken erhoben sich über dem Stadtgraben, und nachdem den Tag über Riga mit glühenden Kugeln beschossen worden, ordnete der König einen allgemeinen Sturm für die Nacht des 12ten an. Vorher forderte er die Stadt noch ein letztes Mal auf. Der Rath begehrte drei Tage Bedenkzeit, in der Hoffnung, daß indessen polnische Hülfe ankommen könnte. Der König bewilligte blos 12 Stunden. Jetzt verstand sich der Magistrat zur Uebergabe [1]. Die Bedingungen waren günstig, sämmtliche Privilegien der Stadt wurden bestätigt, Gustav gestand den Bürgern sogar die Forderung zu, daß sie unter polnische Hoheit zurückkehren dürften, wenn binnen drei Jahren ein Frieden zwischen beiden Mächten (Schweden und Polen) geschlossen würde. Den 16. September 1621 — es war

[1] Ueber die Belagerung Riga's vergleiche man, außer den urkundlichen Nachrichten bei Geijer und Rühs, Joh. Loccenii hist. suecana Francofort. 1676. 4. S. 536 flg.

ein Sonntag — hielt Gustav seinen Einzug in die eroberte Stadt. Die Bürger huldigten der Krone Schweden und erfuhren eine milde Behandlung, von welcher nur eine einzige Klasse ausgeschlossen blieb — die Jesuiten. Diese erhielten Befehl, innerhalb acht Tagen die Stadt zu meiden und bei Todesstrafe nicht mehr zurückzukehren. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Kirche den Lutheranern übergeben. Vor ihrem Abzug soll Gustav ein polemisches Gespräch mit ihnen angeknüpft, namentlich einem 80jährigen Greis — der kaum noch dieser Welt angehörte, — dem sogenannten Klosterlaße (Laurentius Norvegus [1]) bittere Vorwürfe gemacht haben; doch ließ er ihn zuletzt im Frieden ziehen.

Die Polen schoben die Schuld der Uebergabe auf Verrätherei der Bürger. Gustav mag eine Parthei in Riga gehabt haben, allein die erzählten Thatsachen beweisen, daß die Einwohnerschaft im Ganzen muthigen Widerstand leistete; die Stadt hätte sich kaum noch einen Tag halten können. Weil jedoch der Rath kein Vertrauen in die Fortdauer schwedischer Herrschaft setzte, hielt er es für angemessen, eine Schutzschrift wider jene Beschuldigungen zu veröffentlichen. Nach der Eroberung Riga's wandte sich Gustav gegen Kurland. Schon zuvor hatte er den Herzog Wilhelm, von dem oben die Rede war, aufgefordert, sein väterliches Erbe von ihm zu Lehen zu nehmen. Derselbe Antrag wurde auch an Wilhelm's Bruder, den Herzog Friedrich, gemacht; aber beide Brüder mißtrauten dem Glücke des Königs, weßhalb Gustav Mietau mit Gewalt wegnahm. Mehrere kleine lievische Festungen fielen noch im Laufe des Herbstes in die Hände des Königs. Dies war aber auch Alles; die Verheerung des Landes während der früheren Kriege, die weite Entfernung der bewohnten Orte von einander, die treffliche leichte Reiterei, die dem Feinde zu Gebote stand, endlich Krankheiten, welche im schwedischen Heere ausbrachen, verhinderten größere Fortschritte. Zu Anfang des Winters kehrte Gustav über Esthland nach Stockholm heim. In Narwa mußte er seinen Bruder Karl Philipp zurücklassen, der schon in Riga erkrankt war. Der junge Herzog starb daselbst kaum 21jährig, tief betrauert von dem König, der in einem noch erhaltenen Aufsatze seine Klagen über den Verlust des tapfern und talentvollen Bruders ausschüttet [2]. Karl Philipp war der letzte schwedische Prinz, der ein eigenes Herzogthum erhielt. Seitdem wurde es Grundsatz, keine solchen Lehen mehr auszugeben [3].

Auch jetzt wieder versuchte es Gustav Adolf Frieden oder wenigstens einen längeren Waffenstillstand von dem Polenkönige zu erlangen, abermal vergeblich. Im Juni 1622 kehrte er nach Liefland zu seinem Heere zurück. Mietau war indessen von den Polen erobert worden. Gustav wollte diese Stadt belagern. Allein eine Seuche unter dem Heere, die

[1]) Derselbe Jesuit, der zu König Johann's Zeiten thätig gewesen, die katholische Lehre unter der Maske eines Lutheraners in Schweden einzuführen. Siehe oben S. 16. — [2]) Geijer III, 114. — [3]) Derselbe ibid.

zuletzt den König selbst ergriff, vereitelte seine Absichten. Doch gelang es, mit dem polnischen Oberfeldherrn, dem Fürsten Radziwil, Unterhandlungen einzuleiten und denselben zu gewinnen. In einem lateinisch geführten Gespräche, das er mit Radziwil hatte, brauchte [1]) Gustav die Worte: „bemüht Euch, daß wie ich jetzt meine Hände in die Eurigen lege, auch die Gemüther eins werden, damit ich einst die Soldaten, die hier vor uns stehen, zu Eurem Wohle gegen die Türken führen kann.“ Ich werde tiefer unten Gelegenheit haben, zu zeigen, daß Gustav Adolf noch während des deutschen Kriegs sich mit dem Plane trug, die Osmanen aus Europa zu verjagen. Die Unterredung mit Radziwil führte zu weiteren Verhandlungen mit dem polnischen Reichsrathe. Letzterer bot einen siebenjährigen Waffenstillstand an, wenn Schweden alsbald Pernau, Riga und die übrigen eroberten Plätze in Liefland herausgebe, die Gefangenen frei lasse, kein Bündniß mit Rußland gegen Polen einzugehen sich verpflichte, endlich ungehinderten Verkehr zwischen den beiderseitigen Unterthanen gestatte. Dies sind Bedingungen, wie sie sonst nur ein Sieger dem Besiegten vorschreiben mochte, während hier das Umgekehrte der Fall war. Dennoch zeigte sich Gustav geneigt, Alles zu bewilligen, sobald Sigismund für sich und seine Nachkommen auf jeden Anspruch an Schweden und Esthland Verzicht leisten würde [2]). Allein obgleich viele polnische Große den Antrag dringend empfahlen, wies ihn Sigismund zurück. Gleichwohl kam ein Waffenstillstand zum Abschluß, der erst bis 1624 dauern sollte, dann bis in den Sommer 1625 verlängert ward. Der polnische Feldherr in Litthauen hatte diesen Vertrag im Einverständnisse mit dem Reichsrathe unterhandelt, Sigismund dagegen verweigerte seine Bestätigung und handelte als wäre er nicht gebunden. Im Frühling 1623 machte er eine Reise nach Danzig, ließ dort Matrosen pressen und alle im Hafen liegende Schiffe mit Beschlag belegen. Das Gerücht verbreitete sich, daß ein Seezug gegen Schweden im Werk sey. Als Gustav hievon Nachricht erhielt, fragte er in einem Schreiben vom 21. April bei dem Danziger Rathe an, wessen er sich zu versehen habe? Der Rath antwortete, daß man dort von keinen kriegerischen Unternehmungen Etwas wisse; der König von Polen habe eine Vergnügungsreise gemacht und gedenke demnächst wieder nach Warschau zurückzukehren.

Wenig befriedigt durch diesen Bescheid, erschien Gustav Adolf den 30. Juni 1623 mit 20 Kriegsschiffen auf der Danziger Rhede [3]). Am andern Tag schickte er einen Trompeter in die Stadt, mit einer doppelten Sendung an den Polenkönig und an den Magistrat: jenen ließ er fragen, ob er den Waffenstillstand zu halten gedenke, diesen, ob er während desselben seinen Hafen zu Feindseligkeiten hergeben wolle? Der Danziger Magistrat befand sich in peinlicher Verlegenheit. Hier bedrohte der König

[1]) Geijer III, 114. — [2]) Rühs a. a. O. S. 133. und Piasecki S. 368 unten flg. — [3]) Man vergleiche hierüber Lengnich Geschichte von Preußen seit dem Jahre 1606. Danzig 1721. S. 162 flg.

von Schweden, ein mächtiger Feind, den Handel und somit die Quelle des Reichthums der Stadt mit Vernichtung, anderer Seits beengte den Rath die Anwesenheit seines Oberlehnsherrn, des Polenkönigs, den man, wenigstens so lange er sich zu Danzig befand, nicht geradezu dem eigenen Interesse aufopfern durfte. Man half sich für den Augenblick mit Aufschub der Antwort. Nun ließ Gustav zwei Danziger Kauffahrer, die eben aus Spanien zurückkamen, festnehmen. Dies wirkte. Der Stadtschreiber von Danzig, Wenzel Mittendorf, erschien auf des Königs Schiff und erklärte: von Danzig sey Nichts zu fürchten. Gustav verlangte bestimmte Versicherungen, und drohte im Weigerungsfalle mit einer Landung. Beim Abschied trug er dem Abgesandten schöne Grüße auf an Sigismund, seine Gemahlin und den Prinzen Wladislaus. Die Worte, die der König brauchte, sind aufbehalten worden. Sie tragen das Gepräge ritterlicher Galanterie, der aber Hohn beigemischt ist. „Ich bitte Euch, Herr Mittendorf," sprach der König, „Ihr wollet den König von Polen, meinen Herrn Vetter, von mir grüßen, deßgleichen auch die Königin; sagt Ihr, daß ich Sie gerne zu mir eingeladen hätte, wenn es mir nicht die Ihr schuldige Hochachtung verböte, da Sie nur schwarze, von der Sonne verbrannte Gesichter um mich sehen würde. Nicht minder ersuche ich Euch, dem Prinzen Wladislaus meine Grüße auszurichten. Will er zu mir kommen, wie ein Soldat zum andern, so soll er gut aufgenommen seyn. Wir würden von wichtigen Dingen mit einander zu reden haben, die uns gleich stark interessiren, und die wohl zum beiderseitigen Vortheil ausschlagen dürften." Unverweilt schickte der Magistrat seinen Abgeordneten wieder zum Könige mit dem Bescheide zurück, es sey Nichts von feindseligen Absichten Sigismund's bekannt, über den Zweck der Rüstungen, die viel zu unbedeutend seyen, um Schweden zu gelten, wisse der Rath nichts, auch komme es ihm nicht zu, sich in die Geheimnisse des Königs von Polen einzudrängen. Die Antwort war mit einem Ehrengeschenk begleitet. Durch denselben Abgesandten erwiederte die königliche Familie den Gruß Gustav's, und lud ihn zu sich in die Stadt ein. Der Hauptzweck des Schweden-Königs war erreicht. Er hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, wie geringfügig die Seerüstungen Sigismund's seyen. Am 9. Juli verließ er die preußische Küste wieder, um nach Schweden zurückzukehren. Auch Sigismund reiste bald darauf aus Danzig ab, nachdem er die Einwohner Preußens ermahnt hatte, für die Sicherheit ihrer Provinz bessere Vorkehrungen zu treffen.

Im Laufe des Jahres 1624 und bis zur Mitte des folgenden, mit welcher der Waffenstillstand zu Ende ging, verhielt sich der König von Polen, obgleich wider seinen Willen, ruhig. Ich muß erklären, warum Gustav Adolf, der doch sonst den Krieg liebte, um jeden Preis Frieden mit Polen suchte, und warum Sigismund, sonst kein kriegerischer Herr, die billigen Anträge der Schweden hartnäckig zurückwies. Der Schlüssel zu Beidem liegt in den Verhältnissen des deutschen Reichs. Seit 1623

betrieb Gustav Adolf Unterhandlungen in Paris und London wegen eines Einfalls in Deutschland. Die Kronen von Frankreich und England wollten den König von Schweden gebrauchen, um die wachsende Macht des Hauses Habsburg zu dämpfen. Ehe aber Gustav in Deutschland einbrechen konnte, mußte er gegen Südost gedeckt seyn. Ein polnischer Waffenstillstand sollte ihm den Weg nach Deutschland bahnen. Daher Gustav Adolf's Eifer mit Polen zum Abschluß zu kommen. Ich werde über diese Unterhandlungen unten an passendem Orte eines Weiteren berichten. Anderer Seits wandten die beiden katholischen Großmächte, Kaiser Ferdinand II. und der König von Spanien, allen ihren Einfluß am Warschauer Hofe auf, um den Schweden wie bisher im Norden zu beschäftigen; sie erreichten ihren Zweck. Von Hasse gegen das Geschlecht Karl's IX. gestachelt, gab sich Sigismund zum Werkzeug habsburgischer Politik her, und zwar nicht blos in den von Gustav Adolf bedrohten Provinzen seines eigenen Reichs, sondern selbst in Deutschland. Im Jahre 1620 hatte er dem durch Aufruhr der östreichischen Stände bedrohten Kaiser ein Heer Kosaken zu Hülfe geschickt, welches Ferdinand II. gute Dienste leistete, aber auch Polen in einen Krieg mit dem Gebieter von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, verwickelte. Dieser Fürst, von welchem später mehr die Rede seyn wird, machte, um sich an Sigismund wegen seiner Einmischung in die deutschen Händel zu rächen, einen verheerenden Einfall in die südlichen Provinzen Polens.

Die öffentliche Meinung Polens mißbilligte das Verfahren Sigismund's. Der Eigensinn, mit welchem er alle von Gustav angebotenen Bedingungen verwarf, die Opfer, welche der schwedische Krieg und Bethlen's Waffen dem Lande gekostet, außerdem geheime Intriken, welche Gustav mit einigen polnischen Großen angeknüpft, steigerten die Unzufriedenheit aufs Höchste, und diese Gesinnung brach auf einem Reichstage, den Sigismund im Jahre 1624 nach Warschau berief, mit wilder Heftigkeit hervor. Der König stellte an die versammelten Stände den Antrag: „die Republik [1]) möge der Krone die nöthigen Geldmittel bewilligen, um Liefland wieder zu erobern und den Krieg nach Schweden hinüberzuspielen; das Landheer solle vermehrt, die Seemacht auf einen Achtung gebietenden Fuß gesetzt werden.“ — Die hohe Geistlichkeit unterstützte zwar diese Forderung. Andreas Lipski, Bischof von Cujavien, erklärte: „unter keiner andern Bedingung dürfe man Frieden mit Schweden schließen, als bis Alles, was Polen in Liefland verloren habe, zurückgegeben sey, noch mehr bis Gustav seinen Thron dem Könige Sigismund abgetreten und seiner Willkür überlassen habe, was er ihm aus Gnaden zu seinem Unterhalte aussetzen wolle.“ Allein wie ein Strom ergoß sich der Widerstand der Landboten gegen die königlichen Vorschläge. Die Forderung von Geldvorschüssen zur Fortsetzung des Krieges mit Schweden ward

[1]) So wurde der polnische Staat in allen öffentlichen Akten genannt.

verworfen [1]). Der Reichstag ging auseinander, ohne einen Heller bewilligt zu haben. Dies war der Grund, warum der Waffenstillstand, wie wir oben berichtet, wider den Willen Sigismund's bis zum Jahre 1625 verlängert werden mußte.

Dennoch verzichtete der König von Polen nicht auf seine Plane. Am Warschauer Hofe befand sich damals der niederländische Graf von Solre als Botschafter Don Philipp's IV. von Spanien. Aus Veranlassung dieser Gesandtschaft erließ Sigismund nach Madrid ein Schreiben [2]), in welchem er zugleich seine Unzufriedenheit über die polnischen Verhältnisse und seine Hoffnung auf spanische Hülfe ausspricht. „Eurer katholischen Majestät," heißt es darin, „ist die Lage eines Königs von Polen und die Beschränkung, welcher er durch die Gesetze des Reichs unterliegt, nicht unbekannt. Er kann in seinem Lande fast nichts thun, als was die Stände wollen, namentlich darf er ohne deren Einwilligung in Kriegssachen Nichts beschließen. Diese Gebundenheit verzögert oder verhindert alle Maaßregeln des Königs. Der schwedische Thronräuber würde längst zu seiner Pflicht zurückgeführt worden seyn, wenn er nicht von dem Reichstage wiederholt Waffenstillstände erhalten, und durch falsche Vorspiegelungen von Frieden uns hinter's Licht geführt hätte. Er mag übrigens Alles anwenden, neue Waffenruhe von uns zu erbitten, wir werden ihm bei der gegenwärtigen Lage der Sachen nichts mehr bewilligen. Wir sind vielmehr gesonnen, Schweden zum Schauplatze des Kriegs zu machen; dies wäre auch bereits geschehen, und unser grausamer Feind würde den Lohn seiner Verbrechen empfangen haben, wenn uns nicht bis jetzt eine Flotte mangelte. Es würde daher ein des katholischen Namens und Dero brüderlicher Liebe gegen uns würdiges Unternehmen seyn, wenn Euere katholische Majestät eine Flotte in die Ostsee schicken und unsere Sache unterstützen wollte."

Unter diesen Umständen blieb dem König von Schweden nach Ablauf des Waffenstillstands nichts übrig als den Krieg zu erneuern. Vorher bot er noch einmal den Frieden an. Nachdem seine Anträge abermal abgewiesen waren, segelte Gustav Adolf den 17. Juni 1625 mit sechs Regimentern zu Fuß und acht Fahnen Reiterei auf einer Flotte von 76 Fahrzeugen von Sandhamm nach Liefland ab und stieg den 2. Juli bei Riga ans Land. Zu gleicher Zeit ward Gustav Horn nach Finnland mit dem Befehle geschickt, zwei Regimenter finnischer Soldaten und 12 Fahnen Landreiter nach Narwa zu führen, dort die Garnisonen in Ingermannland und Esthland an sich zu ziehen und vereint mit Jakob de la Gardie die Festung Dorpat in Liefland zu berennen. Die Polen sollten von zwei verschiedenen Seiten gefaßt werden. Die Vertheidigungsanstalten der Feinde waren schlecht bestellt, die beiden Feldherrn der Polen Radziwil

[1]) Ueber den polnischen Reichstag vom Jahre 1624 vergleiche man Piasecki chronicon S. 368 flg. und Rühs a. a. O. S. 135. — [2]) Abgedruckt bei Kobierciczi historia Vladislai principis. Dantisci 1655. 4. S. 928 flg.

und Sapieha arbeiteten aus Eifersucht einander entgegen. Gustav Adolf rückte die Düna hinauf vor Kokenhausen, das bereits von dem schwedischen Generale Baner eingeschlossen war. Am 15. Juli 1625 ergab sich diese damals wichtige, jetzt bedeutungslose Feste, worauf Gustav nach dem kurländischen Ufer der Düna hinübersetzte und am 18. Seelburg einnahm. Kurland stand ihm offen; aber noch lagen zwischen Mietau, dem eigentlichen Ziel seines Zuges, die zwei Festen Birze und Bauske. Die erstere Stadt ging nach kurzer Belagerung den 26. August über, Bauske ward den 17. September mit stürmender Hand erobert. Nun ergab sich auch Mietau durch Kapitulation. Zu Ende des Septembermonats kehrte der König nach Riga zurück und rüstete dort eine Flotte von Booten aus, welche beständig zur Vertheidigung der Stadt bereit seyn sollten. Einverständnisse der vertriebenen Jesuiten mit Einwohnern von Riga waren nämlich entdeckt worden. Während Gustav Kurland einnahm, hatten auch de la Gardie und Horn die ihnen angewiesene Arbeit vollbracht; Dorpat fiel den 16. August in ihre Hände; damit war die Eroberung Lieflands vollendet. Nach so vielen Unfällen sammelte der Feind im Spätherbste zwei Heere, eines unter Sapieha und Gosiewski, das andere unter Radziwil und näherte sich der Düna. Gustav rückte demselben erst nach Kokenhausen, dann nach Berson entgegen. Zu einem Treffen kam es nicht, gleichwohl erlitten beide Theile durch andere Ursachen große Verluste. Die Schwierigkeiten der Verpflegung auf einem weitgedehnten und menschenleeren Gebiete, die angestrengten Märsche, welche der schwedische Soldat machen mußte, die Rauheit des Klima, lichteten das Heer des Königs und erzeugten gräßliches Elend. „Nie, so lange ich im Kriege gewesen, habe ich mehr Jammer gesehen," sagt Gustav in einem Briefe, „als damals. Hier mußte ich bröckeln für die Hungrigen, wie man den Hühnern thut; so unfleißig hat Mäns Martensson (der Kriegskommissär) die Sachen bestellt." Durch Branntwein und Knoblauch suchte man die Mannschaft wider Krankheiten, durch Pelze, doppelte Strümpfe und wasserdichte Stiefeln suchte man dieselbe wider die Kälte zu schützen. Dennoch ergriff die Seuche selbst die nächste Umgebung des Königs. „Ich bin Geheimschreiber und Kämmerer," äußert er in einem andern Briefe an den Reichskanzler Oxenstierna, „wäre ich vollends Ofenheizer, so würde ich Alles in Allem seyn."

Wie immer, wenn es schlecht ging, boten die Polen im November kurzen Waffenstillstand an. Gustav verwarf diesen Vorschlag, erklärte sich dagegen bereit, Bevollmächtigte zu einem Friedenskongreß nach Warschau zu senden. Nachdem die verlangten Reisepässe eingehändigt waren, erhielt Oxenstierna mit Arvid Horn und Johann Salvius, einem der Geheimschreiber Gustav's, Befehl, als Gesandter nach der polnischen Hauptstadt abzugehen. Auch dieser Versuch, den Frieden herzustellen, führte zu nichts. Horn und Salvius, die einen andern Weg eingeschlagen hatten als Oxenstierna, wurden auf der Reise von den polni-

schen Kosaken gefangen genommen. Als dies Oxenstierna erfuhr, beschwerte er sich gegen den feindlichen Oberfeldherrn wegen Verletzung des Völkerrechts und verlangte die Freilassung seiner Mitgesandten. Nach einigem Hin- und Herschreiben ward dieselbe bewilligt; aber die ferneren Unterhandlungen zerschlugen sich. Unterdessen war die polnische Kriegsmacht auf der liefländischen Gränze verstärkt worden. Bei dem Dorfe Wallhof in Kurland lagerte ein kleines Heer unter Sapieha's Befehl, weiter zurück bei Bauske stand Radziwil mit einer zweiten Abtheilung. Beide Schaaren sollten sich vereinigen. Mitten im Winter beschloß Gustav durch einen kühnen Streich diese Vereinigung zu verhindern. Den 5. Januar 1626 ging er mit der ganzen Reiterei und tausend Musketieren über die Düna. Während des Marsches, Nachts vom 6. auf den 7. Januar, stieß er auf einen vorgeschobenen Posten der Feinde, den er zurückschlug. Morgens den 7. fand er das Heer Sapieha's in der Ebene vor den Verschanzungen aufgestellt, das Dorf selbst war von den Polen angezündet worden, um die Flanke zu decken. Vor Wallhof lieferte der König das erste geordnete Treffen des lievischen Kriegs, denn bisher hatten die Feinde nie Stand gehalten. Ein Reiteranfall entschied den Sieg. Zwischen 500 und 600 Polen blieben auf dem Platze, 150 Gemeine, mehrere Offiziere und der General Gosiewski wurden gefangen. Der Troß und vier Kanonen fielen in die Hände der Sieger. Auf die Nachricht von Sapieha's Niederlage zog Radziwil, der schon im Marsche begriffen war, um zu jenem zu stoßen, nach Litthauen zurück. Kein Pole stand mehr in Liefland. Nach gewonnener Schlacht vertheilte Gustav sein Heer in verschiedene Plätze Kurlands. Liefland wurde als schwedische Provinz behandelt, Gustav verschenkte viele Güter an Offiziere, die sich im Kampfe ausgezeichnet; bei Dorpat legte er eine Kolonie von 600 Soldaten in der Art an, daß dieselben kleinere Höfe erhielten, welche von der leibeigenen Bauerschaft angebaut werden sollten, wogegen letztere von Frohnden für die Krone befreit wurden. Die Statthalterschaft der Provinz vertraute Gustav de la Gardie's Händen. Nachdem diese Anordnung getroffen worden, reiste er im März 1626 seiner sehnlich harrenden Gemahlin entgegen nach Reval und von da in ihrer Gesellschaft nach Stockholm, wo er das Leichenbegängniß seiner Mutter feiern sollte. Die verwittwete Königin Christina war nämlich den 8. Dez. 1625 gestorben. Gustav bewies ihrem Andenken kindliche Verehrung, bestätigte alle ihre Verordnungen und setzte sogar die Bauten fort, welche Christina begonnen hatte [1]).

Nach der Schlacht bei Wallhof war von den Polen ein Waffenstillstand auf sechs Wochen, dann bis zum 21. Mai 1626 beantragt und vom Könige zugestanden worden. Eine weitere Verlängerung bewilligte

---

[1]) Ueber den lievischen Krieg der Jahre 1625 und 1626 habe ich benützt Geijer III, 115 flg. Rühs a. a. O. S. 135 flg. Lengnich a. a. O. S. 173.

Gustav nicht. Er hatte den Beschluß gefaßt, noch im laufenden Sommer den Krieg aus Liefland und Litthauen, um welche entfernte Landestheile sich Sigismund wenig bekümmerte, nach der gelegensten und wichtigsten Provinz Polens, nach Preußen, hinüberzuspielen. Zwei Gründe bestimmten ihn hiezu. Erstens hoffte er, durch Eroberung der langgedehnten Küste und insbesondere der Weichselmündungen, dieser Pulsader des polnischen Seehandels, den feindlichen König, seinen Verwandten, zum Frieden nöthigen zu können. Fürs Zweite betrachtete er Preußen als ein Thor zu Deutschland. Denn auf Germanien waren, wie wir sehen werden, Gustav's Absichten während des preußischen Kriegs fortwährend gerichtet. Ehe wir den jugendlichen Eroberer, der damals im 32sten Lebensjahre stand, auf dem preußischen Feldzuge begleiten, müssen wir verschiedener Einrichtungen im Innern Schwedens gedenken.

Kein Zweifel ist, daß Schweden, wenn Gustav den machtlosen Ansprüchen Sigismund's ruhig zugesehen hätte, von den Polen nie angegriffen worden wäre. Wie konnte Sigismund bei der eigenthümlichen Verfassung Polens, die jede freie Bewegung des Königs hemmte, bei der geringen Achtung, welche ihm die eigenen Unterthanen zollten, ein Heer zusammenbringen, das stark genug gewesen wäre, um das entlegene Schweden zu erobern? Blieben ja doch die Polen während Gustav's gefährlichster Lage im dänischen Kriege ruhig! Nothwehr war es daher nicht, was ihn nach Esthland, Liefland, Kurland, Preußen trieb; sondern er wollte, wie wir oben bemerkt, darum dem Könige von Polen Bedingungen des Friedens vorschreiben, damit er bei nächster Gelegenheit ungehindert in die deutsche Bewegung des 17ten Jahrhunderts sich stürzen könne. Aber um den doppelten Zweck zu erreichen, mußte er ein starkes und schlagfertiges Heer zu seiner Verfügung haben. Diese Nothwendigkeit hat schon während der Jahre 1620—29 dem schwedischen Reiche ungeheure Opfer an Geld und Blut gekostet.

Seit den Zeiten Gustav Wasa's I. wurde eine Grundsteuer, die sogenannte jährliche Rente, nach den Gefällbüchern der Krone, theils in Geld, theils in Naturalien, erhoben. Sie war in verschiedenen Provinzen, ja sogar auf den einzelnen Gütern verschieden, je nachdem das Herkommen oder Verträge mit der Krone den Betrag bestimmt hatten [1]. Später bewilligten einzelne Reichstage für die Bedürfnisse des Augenblicks besondere Steuern, die man Landtagsgärden nannte. Eine solche Steuer ward z. B. im Jahre 1617 von den Reichstagen zu Oerebro und Stockholm übernommen [2]. Im Jahre 1620, in welches die Zurüstung zum ersten lievischen Krieg fällt, berief Gustav Adolf Bevollmächtigte des Adels, die Bischöfe und die Abgeordneten gewisser Städte nach Stockholm, angeblich um gemeinschaftlich mit dem Reichsrathe und den Hauptleuten der Provinzen die Verhältnisse zu Dänemark in Er-

---

[1]) Geijer III, 36. — [2]) Derselbe III, 39.

wägung zu ziehen. Dieser Ständeausschuß führte die Auflage des sogenannten Viehgeldes ein, das, vorerst auf zwei Jahre, nach der Anzahl der Pferde, Kühe, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und nach dem Belaufe der Aussaat entrichtet werden sollte. Die Kron- und Schatzbauern mußten den vollen Betrag übernehmen, die Adelsbauern zahlten nur die Hälfte. Die Geistlichkeit und der Bürgerstand entgingen derselben durch eine besondere Geldbewilligung, dem Adel ward sie ganz erlassen. Mit Einschluß dieser älteren Abgaben berechnete sich das Einkommen der Krone im Jahre 1620 auf die früher erwähnte Ziffer von 1,280,652 schwedischen Thalern. Aber seitdem forderte der König fast mit jedem Jahre neue und drückendere Steuern.

Im Jahre 1622, dem nächsten nach Riga's Eroberung, ward von einem allgemeinen Landtage die härteste aller Auflagen, welche Gustav Adolf einführte, der sogenannte kleine Zoll oder die Accise, übernommen. Sie bestand in einer Abgabe von den zum täglichen Verbrauch bestimmten Waaren und Lebensmitteln, und die Art der Erhebung war wo möglich noch lästiger als die Zahlung an sich. Alle Städte bekamen hohe Staketen-Zäune mit Thoren und Zollhäusern, damit nichts hineinkomme, von dem der König nicht seinen Antheil erhoben. Eine Masse von Steueraufsehern, oder — wie das gemeine Volk sie nannte — von Brückenguckern wurde im Lande vertheilt. Kein Bürger durfte mehr, wie bisher, in seinem eigenen Hause backen, schlachten, brauen, sondern diese täglichen Geschäfte mußten hinfort in städtischen Schlacht- und Backhäusern, die man des kleinen Zolles wegen aufführte, vorgenommen werden, damit der königlichen Kammer die Abgabe nicht entgehe. Gewerbmäßige Bäcker und Brauer zahlten je nach der Größe ihres Betriebs eine jährliche Summe. Auf gleiche Weise wie die Städte wurden auch die Marktflecken im Innern des Landes dem kleinen Zolle unterworfen. Der Adel dagegen blieb frei davon [1]). Doch auch der kleine Zoll reichte nicht für die kriegerischen Bedürfnisse hin. Vor der Ständeversammlung des Jahrs 1624 erließ [2]) der Rath ein Ausschreiben an die Bischöfe, des Inhalts, „sie möchten auf den bevorstehenden Landtag die gefügigsten Geistlichen ihrer Sprengel mit sich bringen, Leute, welche die Gefahr des Vaterlands zu begreifen vermöchten und mit denen man ein vertrauliches Wort reden könnte." Die Bischöfe scheinen dem königlichen Zutrauen entsprochen zu haben. Denn der Reichstag von 1624 verdoppelte das Viehgeld. Auch damit waren die Geldforderungen nicht zu Ende. Auf dem Reichstage des Jahres 1625 verlangte der König eine allgemeine Mahlsteuer und diesmal mußte der Adel dran. „Dieweil," heißt es [3]) in den Verhandlungen, „die Beiträge und ungewissen Steuern, die auf dem Reiche lasten, nicht viel einbringen, sintemal die

---

[1]) Ueber den kleinen Zoll siehe Geijer III, 39. 44. Rühs a. a. O. S. 229. — [2]) Geijer III, 41. — [3]) Derselbe III, 42 flg.

vornehmen Stände und die Reichsten im Lande mit ihrem Gesinde, ihren Bauern und Leuten davon frei sind, haben wir uns vereinigt, daß der Krone eine Abgabe zukomme von allem Getraide, das zur Mühle geht, sey es adelig oder unadelig, geistlich oder ungeistlich, Keinen ausgenommen, der unter der Krone Schweden seßhaft ist oder im Lande weilt." Der Mühlenschooß betrug nicht weniger als den neunten Theil vom Geldwerth des gemahlenen Getraides [1]), und dies in einem Lande, wo der Bauer, um leben zu können, sehr häufig geriebene Baumrinde oder gepülvertes Rennthiermoos unter sein Schwarzbrod knetete. Ueberdies hatte die Einführung der Mahlsteuer fast eben so große Gewaltthätigkeiten zur Folge, als der kleine Zoll. Um Unterschleif zu verhindern, wurden alle irgend überflüssigen kleinen Bach-, Wind- und Roßmühlen, zuletzt sogar die Handmühlen, deren der arme Mann sich bediente, weggenommen. Das Verbot der Handmühlen erzeugte Empörungen, weßhalb der König aus dem deutschen Kriege nach Hause [2]) schrieb: „die Handmühlen mögen bleiben, wir halten es für hinreichenden Mühlenzoll, wenn Einer arbeitet, daß ihn die Hände brennen." Allein die königliche Gnade verringerte den Ertrag des Mühlenschooßes fast auf Nichts. Oxenstierna erklärte, daß die Mahlsteuer, seit der König die Handmühlen frei gab, nicht über 50,000 Thaler im ganzen Reiche betrage. Der Grund hievon ist klar: die ungeheure Mehrzahl des schwedischen Volks bestand aus blutarmen Leuten, welche lieber sich die Finger wund rieben, als ein Neuntheil vom Werthe des Getraides an die Krone zahlten.

Gustav Adolf's Regierung hat, wie man sieht, alle die lästigen Steuern erfunden, über welche man noch heute in den großen Militärstaaten klagt, nur mit dem Unterschiede, daß seit der französischen Revolution die Befreiungen der bevorrechteten Stände aufhören mußten, während diese Ausnahmen in dem menschenarmen Schweden gesetzlich waren. Daß es dem Könige gelang, die Stände des Reichs zu so drückenden Geldbewilligungen zu vermögen, erklärt sich aus folgenden Ursachen. Der Adel, welcher das erste Wort auf den Reichstagen führte und für seine Person, mit Ausnahme des Mühlenschooßes von allen, für seine Unterthanen zur Hälfte von den Auflagen befreit war, hatte kein Interesse, Geld für Kriege zu verweigern, die ihm Lehen in den eroberten Ländern, Befehlshaberstellen, Ehre und Beute eintrugen. Die Geistlichkeit — der zweite Stand des Reichs — befand sich in den Händen der Regierung: die Bischöfe, die dem Könige ihre Pfründen verdankten, pflegten, wie aus dem oben angeführten Beispiele erhellt, nur die gefügigsten Pfarrer für die Reichstage auszuwählen und mit sich zu nehmen. Dasselbe gilt von dem dritten Stande. Die Städte wurden nämlich auf den Landtagen von den Bürgermeistern vertreten, welche, wie begreiflich,

[1]) Geijer III, 45. Rühs S. 228. — [2]) Geijer III, 45.

Geschöpfe des Königs waren [1]). Daher beschränkte sich möglicher Widerspruch auf die Bauern, die zwar freies Wort hatten, aber, wenn sie sich nicht fügen wollten, leicht durch die Einstimmigkeit der andern Stände gebändigt werden konnten. Den späteren Ereignissen vorgreifend, will ich bemerken, daß im dritten Jahre nach Gustav's Tode die damalige vormundschaftliche Regierung große Furcht vor dem unter den Bauern herrschenden Geist verrieth. Unter dem 3. September 1635 erließ dieselbe ein Rundschreiben an die Kreishauptmänner: „sintemal sie selbst wüßten, wie schwer es sey, mit dem gemeinen Mann auf den Reichstagen zu einem Ende zu kommen, da die Bezirke meistens solche Bauern, die da vorwitzig wären und wenig Fug hätten, zu Abgeordneten zu erbitten pflegten: als würden die Kreishauptleute in Gnaden ersucht, dahin zu arbeiten (jedoch mit Vorsicht und insgeheim), daß Leute zu Abgeordneten bestellt würden, die da wohlgesinnt und von Verstand und Gemüth dienlich seyen, mit den andern Ständen über die hochwichtigen Angelegenheiten des Reichs zu berathen.“ Während der ganzen Regierung Gustav's herrschte auf dem platten Lande Verzweiflung über die unerschwinglichen Abgaben und veranlaßte viele Unruhen. Im Jahre 1614 wollten die Dalekarlier den Adel wegen Steuerdrucks niedermachen [2]). Auf dem Reichstage von 1620, vor Einführung des Viehgeldes, führten [3]) die Bauern Beschwerde, daß von Dürftigen und Hausarmen ebensoviel gefordert werde, als von Reichen, wodurch Viele verarmt und Bauernhöfe verödet seyen. Als vollends der kleine Zoll aufkam, brach ein allgemeiner Sturm los. In einem Erlaß vom 26. November 1623 klagt [3]) Gustav, daß in Stockholm ein Haufen unruhiger Menschen die Zöllner überfallen und mit der Zollordnung „Affenspiel und Geckerei“ getrieben hätte, weßhalb er solchen Friedensbrechern und Gesetzverächtern mit dem Tode droht. Wirklich ward ein Müller zu Upsala enthauptet, weil er zu Elfkarleby auf dem Markte die Bauern aufgereizt hatte, den kleinen Zoll zu verweigern, als wäre derselbe nicht von den Ständen verwilligt. In Westergothland, wo die Bauern gleichfalls auf einem Jahrmarkte die Zollaufseher verjagt, das Zollhaus eingerissen und verbrannt hatten, wurden zwei der Rädelsführer hingerichtet und die Wärmländer, die auf dem Jahrmarkte zu Bro ähnlichen Unfug angestellt, erhielten nur darum Gnade, weil der Auflauf aus Unkunde der ergangenen Verordnungen entstanden sey [4]).

So hart die bisher erwähnten Abgaben auf dem Volke lasteten, vermochten sie die Bedürfnisse des Schatzes nicht zu decken. Außerordentliche Hülfsmittel waren nöthig; diese bestanden in Anlehen und Verpfändungen oder Verkauf der Staatsländereien. Gustav Wasa I. hatte die Reichsschuld abgezahlt; eine neue entstand durch Erich XIV. hauptsächlich

---

1) Geijer III, 41. — 2) Derselbe III, 49. — 3) Derselbe S. 44. — 4) Ebendaselbst flg.

in Folge der Erwerbung Esthlands, und sie wuchs unter seinen Nachfolgern Johann III. und Karl IX. Schon im Beginn seiner Regierung klagte Gustav über die Höhe der öffentlichen Schuld. Die verwittwete Königin Christine, seine Mutter, an die er sich 1615 wandte, tröstete ihn mit der Vorstellung, daß es unmöglich sey, zugleich Krieg zu führen und Schulden zu bezahlen, auch gab sie ihm den Rath, keine älteren Staatsschulden als vom Jahre 1598 anzuerkennen, da Karl IX. eine offene Mahnung an die Gläubiger erlassen habe, ihre Rechnungen, bei Verlust des Betrags, der Krone einzugeben. Gustav Adolf scheint wirklich diesen leichtesten Weg der Abfindung mit den Gläubigern eingeschlagen zu haben; denn in einem spätern Erlasse führt er keine älteren Schulden als vom Jahre 1605 auf [1]). Die Noth drängte zu neuen Anlehen, aber die Creditlosigkeit der Krone machte das Geschäft der Geldaufnahme höchst schwierig [2]). Für wenig beträchtliche Summen, welche holländische Kaufleute liehen, wurden sechs und ein Viertel vom Hundert Rente bezahlt. Für inländische Anlehen stieg der Zins auf 10 bis 12 vom Hundert. Ich habe früher berichtet, wie betriebsam die Königin Wittwe die Verlegenheiten des schwedischen Schatzes auszubeuten wußte. Gewöhnlich verlangten die Gläubiger Unterpfänder, die man auch bewilligen mußte. Es ist erstaunlich, in welchem Umfange solche Verpfändungen an reiche Bürger und Kaufleute, fremde wie einheimische, erfolgten. Nicht blos Kronhöfe, Berg- und Hammerwerke, wie Finspång mit seinen Lehen, nicht blos Erzgebirge, wie die von Salberg, Nora, Linde, sondern ausgedehnte Provinzen, wie ganz Nerike, mehr als die Hälfte von Småland und Oeland, ganz Gestrikland, ganz Dalsland, ein guter Theil von Westergothland wurden versetzt. So gefährlich die Verpfändungen auch an sich waren, schadeten sie doch dem Staate weniger, als das zweite außerordentliche Mittel, Geld zu schaffen, nämlich die Verkäufe von Krongütern. Denn nur der Adel besaß vermöge seiner Privilegien das Recht, Ländereien des Staats zu kaufen und zwar mit dem Beding ewiger Steuerfreiheit [3]). Hatte der adelige Käufer einmal den Preis bezahlt, so trug das verkaufte Gut nichts mehr zu den öffentlichen Lasten bei, auf immer war es für den Schatz verloren. Jeder Verkauf vermehrte daher die Bürde der Bürger und Bauern, weil er die Masse des steuerbaren Eigenthums minderte.

Ich komme an eine zweite Hauptlast des schwedischen Volks in Gustav's Tagen, an die Aushebung, welche man den Blutzehnten nennen könnte. Seit Einführung der Reformation genoß Schweden nur unter Gustav Wasa I. längerer Waffenruhe, weßhalb damals das Land sichtlich aufblühte. Von Nun an folgte Krieg auf Krieg und zwar meist auswärtige, wie der von Erich begonnene esthnische, wie der von Karl IX.

---

[1]) Geijer III, S. 53. — [2]) Ders. S. 54. und Rühs a. a. O. S. 221 unt. flg. — [3]) Geijer III, 54.

unternommene russische. Diese Feldzüge in die Ferne waren dem Volk unglaublich verhaßt, haufenweise rißen unter Karl IX. von dem schwedischen Heere, das in Rußland diente, Gemeine und Offiziere aus [1]. Gustav Adolf führte zu Vertheidigung des eigenen Landes den einzigen dänischen Krieg, in welchem der schwedische Bauer, wie oben gezeigt worden, durch seine Hingebung das Reich gerettet hat. Die Landtagsverhandlungen, welche den liefländischen und polnischen Kämpfen vorangingen, liefern den Beweis, daß die Nation nur widerstrebend sich in die auswärtigen Unternehmungen hineinreißen ließ. Das schwedische Kriegsvolk bestand unter Gustav und seinen Vorgängern aus zwei Klassen von Truppen: aus einheimischer Mannschaft und aus geworbenen fremden Söldnern. Die einheimischen Streitkräfte lieferte bei Weitem dem größten Theil nach der Bauernstand und zwar durch Aushebung. Die Art der letzteren war in verschiedenen Zeiten verschieden. „Zuweilen," sagt [2] Oxenstierna, „nahm man alle Bauernknechte, in König Erich's und Johann's Zeiten alle Frohnhäusler, und wo mehr als ein Bauer auf einem Hofe war, wurden die übrigen ausgehoben; zuweilen verfuhr man nach der Kopfzahl, zuweilen nach der Zahl der Höfe." Unter Gustav erfolgte die Aushebung meist nach Köpfen. Oxenstierna berichtet [3] in dieser Beziehung: „als König Gustav Adolf in den preußischen Krieg gerieth, ward die Aushebung nach der Kopfzahl bewilligt, und die Krone erhielt damals von der ersten Aushebung über das ganze Reich 15,000 Mann, von der nächstfolgenden 12,000, nachher immer weniger, weil viel Unterschleif geschah." Ueber die Art und Weise, wie die Aushebungen vorgenommen zu werden pflegten, ist eine königliche Vorschrift [4] vom Jahre 1627 vorhanden, die mit einigen Ausnahmen, welche wir bemerken werden, auch von den Zeiten des lievischen Kriegs gilt. „Erst macht der Pfarrer mit Hülfe des Waibels und der Sechsmänner des Kirchspiels ein Verzeichniß aller Mannsleute von 15 Jahren und drüber, für dessen Richtigkeit die Entwerfenden verantwortlich sind. Aufsicht führen der Bezirksrichter und der Bezirksvogt. Dann ruft der Pfarrer (am Sonntage vor der Aushebung) die Bauernschaft von der Kanzel herab zusammen, mit der Ermahnung, daß (am bestimmten Tage) Jedermänniglich sich einfinde sammt den Geistlichen, Hofdienern, Offizieren und Gemeinen (die schon in früheren Jahren ausgehoben worden, aber jetzt zu Hause sind), den Schreibern, Vögten, Waibeln und Gerichtsdienern. Ist der Tag der Aushebung erschienen, so setzt sich zuerst das aus 12 Bauern bestehende Kirchspiels-Gericht oder Nämnd; die Aushebungskommissäre des Königs lassen ihre Vollmachten vorlesen, fragen drauf an, ob Alle zugegen seyen und empfangen die Verzeichnisse aus des Pfarrers Händen. Sodann werden die Bauern in Rotten von zehn Mann eingetheilt, von denen je Einer zu nehmen ist. Hiebei sind folgende

[1] Rühs S. 241. — [2] Geijer III, 46. — [3] Derselbe III, 50. — [4] Derselbe III, 46.

Regeln zu beobachten: der, welcher aus jeder Rotte ausgewählt wird, muß frisch und gesund, stark von Gliedern, und, soviel man ersehen kann, muthigen Herzens, auch 18 bis 30 Jahre alt seyn. Gibt es Knechte in der Rotte, so gehen diese den Bauern vor, doch so, daß der Sohn von Eltern, welche schon einen Sohn im Dienste haben, oder gar einen vor dem Feind verloren, verschont bleibe, wenn anders Rath zu finden. Auch soll die Beschaffenheit der Höfe in Betracht gezogen werden, so daß wer einen größeren Hof besitzt, vor dem kleineren Bauer in der Auswahl zu schonen ist. Die Kommissäre müssen sowohl die Gegenwärtigen als die Abwesenden (nach den Registern des Pfarrers) zählen. Wird Einer versteckt gehalten, so büßen für ihn der Pfarrer, Waibel, Nämnd, und der Versteckte wird als Landstreicher angeschrieben. Von der Aushebung ist Niemand frei, als das Hof- und Dienst-Gesinde des Adels, so wie die nöthigen Diener der Geistlichkeit in Städten und auf dem Lande. In Berg- und Salpeter-Werken, in Gewehrfabriken und Schiffswerften soll nur das überflüssige Volk der Aushebung unterworfen seyn, und auf dem platten Lande alle Neubauern so viel als möglich geschont werden. Landstreicher zählen nicht in der Rotte, sondern sie werden für sich ausgehoben. Allein wer seine bürgerliche Ehre eingebüßt hat, offenkundige Verbrecher, Mörder, Todtschläger, Ehebrecher, sind vom Heeresdienste ausgeschlossen. Wie auf dem Lande Soldaten, so werden in den Städten Matrosen ausgehoben. Die Verzeichnisse der städtischen Bevölkerung zu entwerfen, ist Obliegenheit der Beamten, des Bürgermeisters und Rathes."

Dies sind die Hauptbestimmungen der fraglichen Vorschrift. Bemerkt muß werden, daß bis zum Jahre 1627 die Grundholden des Adels, nicht wie die Schatzbauern von je zehn Mann Einen, sondern blos die Hälfte, auf zwanzig Einen stellten. Erst im genannten Jahre verzichtete der Herrenstand auf diese Bevorzugung seiner Bauern, welche ein wichtiger Theil der adeligen Privilegien war, und die mittelbaren Grundholden wurden seitdem in gleichem Maaße zur Auswahl beigezogen, wie die unmittelbaren. Absichtlich hatte Gustav Adolf die Verordnung getroffen, daß der Nämnd bei der Aushebung zugegen seyn und dieselbe leiten müsse. Die Gegenwart dieses Bauerngerichtes sollte dem traurigen Geschäft einen volksthümlichen Anstrich geben. Aus einem ähnlichen Grunde zog er die Dorfpfarrer zu einer ihrem Amte des Friedens sonst so fremden Verrichtung. Vom vierten Jahrzehnt des sechszehnten bis zum fünften des siebzehnten Jahrhunderts wurden fast alle Kriege im Namen der Religion geführt. Die Gewalthaber berechneten, daß der gemeine Mann williger sein Geld hergebe, freudiger sein Blut verspritze, wenn die Geistlichkeit erkläre, daß der Sache Gottes und des wahren Glaubens wegen das Schwert gezogen werden müsse. Auch Gustav befolgte diese Politik. Durch Vermittlung der Pfarrer suchte er in Schweden wie später in Deutschland die Menge zu gewinnen. Und damit die Pfarrer ihm den

gewünschten Dienst leisteten, sparte er der Schmeicheleien nicht. Der alte Graf Jakob de la Gardie sagte [1]) 1645 im Reichsrathe zu Stockholm: „unser verstorbener König Gustav Adolf erhielt stets die Geistlichkeit bei guter Laune, er behandelte sie gleichsam als Volkstribunen."

Reiterdienst in dem Heere des Königs zu leisten, war die uralte Verpflichtung des schwedischen Adels, gegen welche derselbe Freiheit von den gewöhnlichen Abgaben genoß. Die von Gustav zu Nyköping 1612 genehmigten Privilegien des Herrenstandes bestimmten, daß von 400 Mark (266 Speciesthalern) adeliger Bodenrente ein Roß und ein gut bewehrter Reiter gestellt werden müsse [2]). Der König bewilligte jedoch im Jahre 1622 eine Erleichterung dieser Last, indem er blos für 500 Thaler Einkommen ein Roß verlangte [3]). Edelleute, die nicht so viel besaßen, sollten sich zu zweien höchstens dreien vereinen, Roß und Reiter zu stellen. Im Uebrigen galt von Alters her jeder Edelmann für einen gebornen Soldaten. War er zu arm, den Roßdienst zu leisten, so wurde erwartet, daß er in des Königs Sold, sey es als Gemeiner, sey es als Offizier, diene. Im Jahre 1626 schrieb [3]) Gustav an den Statthalter in Esthland: „die Edelleute, welche nicht reich genug sind, für ihre Güter zu reiten, sollen in des Königs Leibfahne eintreten. Keiner darf sich des Dienstes entheben." Allein weil der Roßdienst dem Adel große Unkosten verursachte, ward er sehr unvollkommen geleistet, was zu fortwährenden Klagen Anlaß gab. Um die Lücke auszufüllen, errichtete Karl IX. in den Provinzen sogenannte Landreiter, die in Fahnen je zu 125 Mann eingetheilt wurden und von der Krone als Lohn für ihre Dienste die Nutznießung von Grundeigenthum empfingen [4]). Diese Einrichtung dauerte unter Gustav Adolf fort. Die Gesammtstärke der Landreiterfahnen belief sich im Jahre 1624 auf 3500 Mann [5]).

Die geworbenen Truppen Schwedens dienten unter ähnlichen oder denselben Verhältnissen, wie die übrigen Söldner des 30jährigen Kriegs. Wir werden hierüber an einem anderen Orte berichten.

Mit der Stellung des Rekruten war die Last der Aushebung noch nicht zu Ende. Die Bauernschaft mußte auch für die Ausrüstung des Neulings sorgen. Eine eigene Steuer wurde zu diesem Zweck (unter dem Namen Rottenpfenning, Rottengeld) erhoben. Hievon erhielt der Ausgehobene einen Theil, um sich Kleider und Untergewehr anzuschaffen, für den andern lieferte der Befehlshaber des Regiments oder das Kriegsamt die übrigen Waffen [6]). Den Sold übernahm, so lange der Knecht im Felde stand, die Krone. Außerdem bestand noch eine besondere, Schweden eigenthümliche Belohnung des Soldaten während seiner Dienstzeit, die in der Regel auf 20 Jahre festgesetzt war [7]). Karl IX.

---

[1]) Geijer III, 48. — [2]) Derselbe III, 21. Rühs 236. — [3]) Geijer III, 27, Note 1. — [4]) Rühs 242. — [5]) Geijer III, 60. — [6]) Rühs 241. Geijer III, 52. 61. — [7]) Rühs 241.

hatte angefangen, ausgehobenen Landreitern je den achten Theil eines Kronhofes schatzfrei zum Unterhalt anzuweisen. Gustav Adolf dehnte diese Maaßregel seines Vaters auf mehrere Regimenter aus. Nicht nur die Gemeinen, sondern auch die Ober- und Unter-Offiziere, die Korporäle, die Feldpriester, die Regimentsschreiber, Feldscheerer, Profose, erhielten Höfe zugetheilt [1]) auf welche sie sich nach Beendigung eines Feldzugs zurückziehen sollten.

Dieser Einrichtung lag der Gedanke von Militärcolonien zu Grund. Gustav fand sie bald ungenügend, weil die Krone nicht genug verfügbare Höfe besaß, um eine große Masse von Soldaten unterzubringen, und weil diejenigen Grundstücke, über welche sie verfügen konnte, kein zusammenhängendes Ganze bildeten. Ueberdieß stand der heimgekehrte Soldat, so lange er auf dem Lehenhofe weilte, unter keiner militärischen Aufsicht von Offizieren. Die genannten Mängel konnten überwunden werden, wenn es dem Könige gelang, die Bauernschaft durch das ganze Reich zu bewegen, daß sie nach einem gesetzlich bestimmten Verhältniß auf eine gewisse Strecke steuerbaren Landes je einen Soldaten übernahm, den der Bauer nähren mußte, und wenn man weiter die in solcher Weise untergebrachte Wehrmannschaft der bleibenden Aufsicht von Offizieren zuordnete, welche die Nutznießung von Kronhöfen als Sold empfingen. Wirklich entwarf Gustav im angegebenen Sinne einen großen Plan, welcher die Wohlfeilheit militärischer Ansiedlung mit den Vortheilen eines stehenden Heeres verbinden sollte. Auf dem Stockholmer Reichstage im Frühjahr 1625 legte er seinen Entwurf [2]) den versammelten Ständen vor: „alle Einwohner des platten Landes, welche Grundeigenthum besitzen, verpflichten sich zusammen 80,000 Mann Landwehr zu stellen. Die Ernährung derselben kommt den Gemeinden zu. Jeder Hof liefert wenigstens einen Soldaten, der von dem Bauer verköstigt werden muß, aber dafür, wenn er keinen Dienst thut, seinem Ernährer bei den ländlichen Arbeiten hilft. Die Landwehrsoldaten bleiben, wenn sie nicht zu auswärtigen Kriegen verwendet werden, in den Dörfern und Höfen zerstreut, sie werden blos zu den Uebungen zusammengezogen. Sold erhalten die Gemeinen nicht, so lange sie im Reiche sind. Bricht ein Krieg aus, so bezahlt der Staatsschatz die ins Feld ziehende Mannschaft aus den gewöhnlichen Einkünften der Krone, und aus dem Ertrag der neuen, von den Ständen bewilligten Auflagen. Als Ergänzung für die zum regelmäßigen Kriegsdienst verwendete Landwehr stellen die Gemeinden eine gleiche Anzahl von Mannschaft, so daß die Masse der im Lande befindlichen Soldaten immer dieselbe bleibt.“ Gustav verlangte auf dem nämlichen Reichstage die Mahlsteuer, die ihm, wie wir früher bemerkten, auch bewilligt ward. Nicht so gut ging es mit dem Landwehrentwurf. Zwar wandte er seine

[1]) Geijer III, 51. — [2]) Rühs S. 135. 242. Mauvillon 94. zu vergl. Geijer III, 50 flg.

ganze Beredtsamkeit auf, den Plan beliebt zu machen; er stellte jedem Stande insbesondere die Vortheile vor, welche die neue Einrichtung für ihn haben werde: der Adel finde in 500 Offiziersstellen reichliche Versorgung, die Priesterschaft werde durch eine solche Kriegsmacht vor allen Gefahren des päpstlichen Joches gesichert, unter welchem so viele ihrer deutschen Glaubensbrüder seufzen; der Bürgerstand gewinne durch die vermehrte Konsumtion in seinem Verkehre, wovon die Städte Hollands, welche ihren Flor größtentheils den stehenden Heeren verdankten, ein sprechendes Beispiel darböten; der Bauernstand endlich werde dadurch der Noth enthoben, welche die ewigen Aushebungen verursachen. Allein Menschen- und Geldmangel ließ unter Gustav Adolf's Regiment nur eine theilweise Ausführung des Planes zu, sofern in den folgenden Jahren mehrere Landschaften mit der Krone besondere Landwehrverträge im Sinne des Entwurfs abschloßen und dagegen von den Aushebungen verschont blieben [1]. Erst dem dritten Nachfolger Gustav Adolf's, Karl XI. war es vorbehalten, die Landwehrordnung von 1625 vollständig durchzuführen. Diese Einrichtung besteht noch heute in Schweden, sie hat den Königen aus der Pfälzer Seitenlinie des Wasastammes das nöthige Menschenkapital zu jenen verderblichen Eroberungskriegen geliefert, welche Schweden einen trügerischen, die natürlichen Kräfte des Landes übersteigenden, Glanz verschafften, das Reich entvölkerten und zuletzt mit dem Sturze des alten Herrscherhauses endeten.

Schon unter Gustav Adolf war die Kriegsmacht übermäßig groß. Berechnungen sind vorhanden [2]), aus welchen hervorgeht, daß im Jahre 1624 das gesammte einheimische Fußvolk des Reichs sich auf 40,000 Mann belief. Ich finde kein Zeugniß über die Summe der Bevölkerung Schwedens in Gustav Adolf's Tagen. Doch kann sie kaum zwei Millionen überstiegen haben; denn im Jahre 1787 nach einer längeren Friedensperiode zählte Schweden und Finnland zusammen nur 2,800,000 Menschen. Sicherlich war die Volkszahl in der Zeit von 1612—1632 um ein bedeutendes geringer, nicht blos weil seit Karl's IX. Zeiten fortwährende Kriege, sondern auch weil unter Gustav Mißwachs und verheerende Seuchen die Bevölkerung lichteten. In den Jahren 1620, 1621 und 1622 ward der südliche Theil des Reichs und Finnland dergestalt von der Pest verheert, daß die Aushebungen eingestellt, oder daß, wie z. B. im Jahre 1621 15- und 16jährige Knaben zum Kriegsdienst gepreßt werden mußten. Nach Stockholm kam die Pest gegen Ende 1622 und raffte daselbst im Laufe des folgenden Jahrs wohl 20,000 Menschen weg. In demselben Jahre herrschte sie in Ostgothland. Wieder kam sie nach Stockholm im März 1625 und abermal 1629 und 1630, in welch' letzterem Jahre sie so stark wüthete, daß der Hof die Hauptstadt verließ, was er schon 1622 gethan. In demselben Zeitraum herrschte mehrfacher

[1]) Geijer III, 51 flg. — [2]) Derselbe III, 60.

Mißwachs, wie 1621, 1623, 1630 [1]). Sonnenklar ist, daß unter solchen Verhältnissen und bei einer so mäßigen Zahl der Einwohner, fast jährlich sich wiederholende Aushebungen von 10—15,000 Mann und ein Heeresstand von 40,000 fürchterlich auf dem Lande gelastet haben müssen. Mehrmals machte sich in den Zwanziger Jahren Verzweiflung der Bauernschaft über die Aushebungen in blutigem Aufruhr Luft.

Neben dem Steuerdruck und dem Blutzehnten ist noch ein drittes Grundübel zu erwähnen, das der Masse des schwedischen Volks das Leben vergällte. Dieser dritte Landschaden waren die adeligen Privilegien und der Mißbrauch, der mit ihnen getrieben wurde. Im Allgemeinen haben wir von denselben oben gesprochen. Außer der Befreiung des Adels von der gewöhnlichen Steuer und seiner fast ausschließlichen Befähigung zu allen Aemtern sind folgende Punkte [2]) hervorzuheben: „adelige Güter werden nur durch Hochverrath verwirkt, bei geringeren Verbrechen fallen sie den Verwandten des Schuldigen zu, der König verspricht jedoch die wegen Hochverraths eingezogenen Besitzungen andern verdienten Männern desselben Standes zu verleihen. Bei jedem Regierungswechsel soll für ertheilte Lehen binnen der gesetzmäßigen Frist von sechs Monaten die königliche Bestätigung nachgesucht werden. Die Krone darf weder durch Verkauf noch durch Verpfändung adelige Güter erwerben, Edelleute können nur von Ihresgleichen gerichtet werden, der Adel hat die Gerichtsbarkeit über seine Bauern und Grundholden; letzteren kann die Krone nur nach erfolgter Einwilligung der Grundherren Steuern auferlegen, ein adeliger Bauer zahlt in keinem Fall mehr, als die Hälfte von dem, was ein freier oder Schatzbauer steuern muß. Der Adel darf zollfrei mit seinen eigenen Waaren nach dem Auslande Verkehr treiben, aber der kleine Handel im Lande ist ihm untersagt; er genießt die Jagd- und Fischereigerechtigkeit, so wie die Freiheit, in fremde Länder zu reisen und auswärtige Kriegsdienste anzunehmen. Edelleute, die in Städten wohnen und kein bürgerliches Gewerbe treiben, sind von allen Abgaben frei.“ Später (1622) ward dem Herrenstande noch das Zugeständniß eingeräumt, daß jeder Adelige, der außer der Kaste heirathe, die Vorrechte des Adels verlieren solle.

In dem Maaße, wie der König sich in die auswärtigen Kriege stürzte, bemerkt man, daß der Adel seine Privilegien widerrechtlich auszubeuten beginnt und zwar nach zwei Seiten hin: erstens gegen die Krone, indem er auf Schatzhöfe, die nach und nach in seinen Besitz kamen, dem Gesetze zuwider, adelige Vorrechte übertrug, wodurch die Masse der steuerbaren Ländereien zusammenschmolz. Vorzüglich aber mißbrauchte der Adel seine Privilegien gegen die armen Grundholden. Häufig geschah es, daß Edelleute ihre Bauern von Haus und Hof vertrieben, um mehrere Güter in eines zu vereinigen und in größerem

[1]) Geijer III, 53. Note 1. — [2]) Rühs S. 236.

Maaßstabe zu bewirthschaften, noch häufiger, daß der Adel seinen Bauern eigenmächtig Steuern auflegte und dieselben mit Frohnden überlud; besonders groß war der Druck in Finnland, wo die Herren das Beispiel ihrer Standesgenossen in Esthland und Liefland vor Augen hatten. Der geschickteste Staatsmann aus Gustav's Schule, Oxenstierna, zeichnete sich durch seine Härte gegen die Grundholden aus und steht noch heute in fürchterlichem Andenken bei Schwedens Bauernschaft. Viele der Unglücklichen wanderten aus, um unter fremdem Himmel ein Glück zu suchen, das ihnen die Heimath versagte, eine Masse von Höfen verödete, die Zurückgebliebenen verarmten mehr und mehr. Nun griff aber die Staatsgewalt ein. Die Auswanderer wurden mit dem Verluste ihres Erbrechts bedroht, das Auswandern strenge verboten [1]). Eine Thatsache, die beim ersten Anblick leicht als Beweis vom Gegentheile betrachtet werden könnte, gibt den anschaulichsten Begriff vom Zustande der bäuerlichen Bevölkerung Schwedens. Jedermann weiß, daß der schwedische Boden kalt, undankbar, steinigt ist und in guten Sommern nur um den Preis unermüdlichen Fleißes den Bebauer nährt. Aber in Gustav's spätern Jahren, mitten unter kostspieligen Kriegen und bei dem größten Steuerdruck, bot eben dieser Boden einen Ueberschuß von Erzeugnissen dar. Oxenstierna berechnete im Jahre 1631, daß Schweden jährlich 7000 Schiffslast Getraide zur Ausfuhr übrig habe [2]). Dieser scheinbare Reichthum kam einzig daher, weil der Kleinbauer großentheils verschwunden war und weil der reiche Edelmann, der viele Höfe zusammengeschlagen, mit Hülfe seines Kapitals den Landbau im Großen weit nutzbarer treiben konnte, als die Masse der kleinen Grundholden, die früher auf den Wirthschaften saßen. Es fehlte dem Könige nicht an gutem Willen, den Bauer gegen den Uebermuth des Herrenstandes zu schützen. Aber mit durchgreifenden Maaßregeln durfte er nicht kommen, weil er zu den beschlossenen Feldzügen der willigen Unterstützung des Adels unumgänglich bedurfte. Er mußte den Herren durch die Finger sehen, denn eine Hand wascht die andere. Ueberall wird man finden, daß die Lorbeerkränze um die Stirne der Eroberer mit Glück und Wohlstand des eigenen Volks erkauft sind. Dies war auch hier der Fall. Gleichwohl befand sich der schwedische Bauer und Bürger unter Gustav Adolf verhältnißmäßig noch in einer erträglichen Lage, verglichen mit dem empörenden Druck, der nach des Königs Tode während der vormundschaftlichen Regierung von dem Herrenstande an den niedern Klassen verübt ward.

Gustav Adolf ließ jedoch dem Adel nur nach unten freien Spielraum, nach oben wußte er diesen Stand trefflich unter die Macht der Krone zu beugen. Beweis dafür eine kurz vor dem Beginn des preußischen Feldzugs getroffene Maaßregel, welche im Geiste der Reichstags-Ordnung vom Jahre 1617 entworfen ist und als letzte Ergänzung des eben-

[1]) Rühs S. 281. — [2]) Derselbe S. 227 und 281.

genannten Gesetzes betrachtet werden muß. Die Ritterschaft hatte den König um die Erlaubniß ersucht, ein Gesellschaftshaus erbauen zu dürfen, worin eine Ritterakademie errichtet, die Privilegien und Urkunden des Standes aufbewahrt, die Zusammenkünfte und Feierlichkeiten gehalten werden mögen. Gustav gab nicht nur seine Genehmigung, sondern er schenkte einen Platz sammt Baumaterialien, außerdem verlieh er dem Gebäude mehrere Freiheiten. Aber an diese Gabe ward etwas angehängt, das einen tiefen Sinn hatte, — die Ritterhausordnung [1]) vom 6. Juni 1626, welche auch vom Adel angenommen worden ist. Dieses Gesetz theilte den Adel in drei Klassen; die erste begreift die Grafen und Freiherrn; die zweite alle Familien, deren Ahnen erweislich einmal im Reichsrathe gesessen; die dritte den übrigen (niedern) Adel. Der Rang der alten Geschlechter wird durch Loos, der neuen nach der Zeit der Adelsertheilung bestimmt; jeder neue Edelmann muß sich im Ritterhause einschreiben lassen, sonst genießt er kein Stimmrecht. Jedes Geschlecht, es mag so zahlreich seyn, als es will, hat nur eine Stimme, die es durch seinen Sprecher abgibt; in den Klassen wird nach Stimmenmehrheit entschieden, aber im Ganzen hat jede Klasse nur eine Stimme und als Meinung des ganzen Adels gilt, wofür sich zwei Klassen erklären. Weiter verfügte die Ritterhaus-Ordnung zu Gunsten der Krone: der König ernennt nicht nur den Landtagsmarschall, der mit ausgedehnter Vollmacht die Versammlung des ganzen Standes leitet, sondern er hat auch das Recht, nach seinem Belieben Edelleute aus der dritten in die zweite oder erste Klasse zu versetzen.

Bis in die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts hatten alle schwedischen Edelleute für gleich an Rang gegolten. Bald nach seinem Regierungsantritt versuchte es König Erich XIV. Stufen unter den Herren einzuführen, indem er nach deutschem Vorbilde an die ältesten Geschlechter gräfliche und freiherrliche Würden vertheilte. Lange Zeit wurden diese gefährlichen Ehren von den großen Familien kalt aufgenommen; sie liebten es, von der alten Gleichheit unter den schwedischen Edelleuten zu sprechen [2]). Erst dem Könige Gustav Adolf gelang es, den Unterschied der adeligen Klassen zu befestigen und dadurch den Zweck zu erreichen, welchen sicherlich schon Erich XIV. erstrebt hatte. Ein Zunder des Hasses, der Eifersucht und folglich auch der Trennung war damit in den Schooß des Herrenstandes geworfen. Die Krone konnte von Nun an den Neid der niederen gegen die höheren und den Hochmuth der letztern gegen die ersteren gebrauchen. Und wenn dies für gewisse Zwecke nicht ausreichte, so besaß ja der König vermöge des Rechtes, das ihm die Ritterhaus-Ordnung vorbehielt, die Macht, die zwei höheren Klassen nach und nach mit seinen Günstlingen und Freunden zu bevölkern. Wie das Gesetz vom Jahre 1617, so entzog die Ritterhaus-Ordnung von 1626

[1]) Geijer III, 29. Rühs S. 237. — [2]) Geijer III, 14.

dem Adel die Kraft, der Krone das Gegengewicht zu halten. Mehrere Aussprüche schwedischer Großen sind auf uns gekommen, welche sich auf die Ritterhaus-Ordnung zu beziehen scheinen. Graf Peter Brahe sagte [1]) 1636 im schwedischen Reichsrathe: „Gustav Adolf war ein heroischer Herr und von solcher Gemüthsart, daß er, um Andere zu dämpfen und seine Macht zu vergrößern, gerne die Hand in die Privilegien fremder Leute legte." Ebenso äußerte [1]) Jakob de la Gardie im nämlichen Jahre: „es lag in des vorstorbenen Königs Natur, seine eigene Hoheit zu mehren und die Rechte Anderer zu stutzen." Zum Verständniß der Stellung des Adels im Allgemeinen ist noch zu bemerken, daß Gustav Adolf gleich seinen Ahnen von jeher die Befugniß ausübte, Leute aus den niederen Klassen, die sich am Hofe, in der Verwaltung oder vor dem Feinde Verdienste erworben, durch Gnadenbriefe in den adeligen Stand zu erheben. Gewöhnlich geschah Letzteres in der Art, daß der Erhobene eine schriftliche Versicherung ausstellen mußte, sich brauchen zu lassen, wie der König es befehle [2]). Dieses häufig angewandte Recht der Krone hatte zwei Folgen: erstlich gab es die dritte Stufe des Adels in die Hände des Königs; fürs Zweite konnte es dazu gebraucht werden, den Druck der niedern Stände durch die Hoffnung zu versüßen, daß ja dem gemeinen Manne der Zugang in die Sphäre der Herren nicht verschlossen sey. Letzterer Umstand wurde nicht selten von Aristokraten geltend gemacht, wenn die Bauern, was oft geschah, ihren Unmuth über den Adel an den Tag legten. Es fehlte nicht an treffenden Antworten auf den zweideutigen Trost. Als einst der Reichskanzler Axel Oxenstierna im Ständehaus auf die Klage der Bauern wegen Vermehrung des Adels erwiederte: es sind eure eigenen Söhne, die geadelt werden, rief [3]) Einer aus der Menge: „du machst uns wenig Freude dadurch, daß du die Zahl der Heiden mehrst." Der schwedische Bauer, welcher so sprach, und gewiß auch seine Genossen, betrachteten den von Gustav privilegirten Königs-Adel als einen Stand, der wider die christliche Ordnung bestehe und nur dazu diene, die Masse des Volks in Staub zu treten.

In die Jahre vom Beginn des liefländischen Kriegs bis zu Ausbruch des preußischen fällt noch eine Reihe königlicher Akte, welche sich auf die kirchlichen Angelegenheiten und das Erziehungswesen des schwedischen Reichs bezogen [4]). Unter König Johann III. hatten die Bischöfe das Recht der Besetzung sämmtlicher Pfarreien, welches im Mittelalter überall den Kirchenhäuptern zustand, das aber von Gustav Wasa den schwedischen Oberpriestern entzogen worden war, wieder an sich gebracht. Sie besaßen dasselbe nicht lange. Denn als unter Karl IX. Klagen verlauteten, daß die Bischöfe für Geld mehr Geistliche weihen, als der Kirchendienst erfordere, erließ Gustav Adolf's Vater folgendes Gebot: „will der Bischof

---

[1]) Geijer III, 28. — [2]) Derselbe III, 15. — [3]) Derselbe III, 16. — [4]) Quelle für dies und das Folgende Geijer III, 74 flg.

einen Geistlichen zu einer ledigen Pfarre bestellen, so sind erst die Kirchspielsgenossen um ihre Zustimmung zur Annahme des Vorgeschlagenen zu befragen', für's Zweite soll der Geistliche, mit dem Beweise dieser Zustimmung versehen, die königliche Bestätigung nachsuchen; deßgleichen darf Keiner zum Priester geweiht werden, bevor der König seine Erlaubniß gegeben und Bericht empfangen hat, ob der Neuling nöthig sey." Die Bischöfe fühlten sich durch eine Verordnung gekränkt, welche fast allen Antheil an Besetzung der Pfarreien ihren Händen entzog und diesen wichtigen Theil geistlicher Wirksamkeit dem Gutdünken des Königs anheimstellte. Bei Gustav Adolf's Thronbesteigung drangen sie daher auf Zurücknahme des von Karl gegebenen Gesetzes. Durch die Umstände gedrängt, erfüllte damals der König, wie oben gezeigt worden, die Wünsche der Bittsteller. Seitdem bestand wieder in der schwedischen Kirche eine Macht, welche ohne erst den König fragen zu müssen, geistliche Aemter verlieh. Nach dem Begriffe von Gustav's Charakter, den die früher erzählten Thatsachen geben, wäre es ein Wunder, wenn er eine solche Ausnahme von den Einrichtungen, die er seit 1613 getroffen, in die Länge geduldet hätte. Sie geschehl ihm auch nicht, allein er schwieg bis 1623, d. h. bis alle Gewalten des Staats seinem Willen untergeordnet waren. Im genannten Jahre schlug er den Bischöfen die Errichtung eines allgemeinen aus sechs geistlichen (dem Erzbischofe von Upsala, den Bischöfen von Westerås und Strengnäs, dem königlichen Hofprediger, dem ersten Professor der Theologie zu Upsala, dem Hauptpfarrer von Stockholm), und eben so vielen weltlichen Mitgliedern (dem Reichsdrosten, zwei Abgeordneten des Reichsraths und drei des Hofgerichts) bestehenden Consistoriums als oberster Behörde zur Leitung der Kirchenangelegenheiten vor. „Dieses Consistorium solle sich alljährlich zu bestimmter Frist in der Hauptstadt unter dem wöchentlich wechselnden Vorsitze des Reichsdrosten und des Erzbischofs versammeln. Als Geschäftskreis wurden genannt alle Beschwerden über Domkapitel und andere Kirchensachen (z. B. Klagen wider Bischöfe und Pfarrer), die an den König gelangen und Abhülfe bedürfen. Das Consistorium sollte ferner die Kirchenordnung durchsehen, und nachdem etwaige Vorschläge von dem Könige gebilligt worden, über deren Vollziehung wachen, auch die oberste Aufsicht über die ganze Clerisei im Reiche, über hohe und niedere Schulen, Spitäler und Waisenhäuser führen. Zu den Dingen, die der Abhülfe bedürfen, wird gerechnet: daß oft Streit über Pfarrwahlen zwischen den Bischöfen und den betreffenden Gemeinden ausbreche, indem letztere wegen gewaltsamer Einsetzung von Pfarrern Beschwerde führen, jene aber über Ungehorsam der Gemeinden klagen, wobei bald der eine bald der andere Theil durch falsche Berichte königliche Urtheilssprüche zu erschleichen suche. Deßhalb möge in Zukunft der sich beschwerende Theil den Widerpart vor das Consistorium laden und beiden da Recht gesprochen werden. Auch solle das Consistorium ein Verzeichniß sämmtlicher

Pfründen entwerfen, auf welche der König ein Patronatsrecht habe. Das Consistorium möge ferner alljährlich, sey es aus seiner eigenen Mitte, sey es anders woher, Leute bestellen, welche die Schulen im Reiche zu untersuchen und im Verein mit den Bischöfen der einzelnen Stifte öffentliche Prüfungen vorzunehmen hätten. Endlich komme noch dem Consistorium zu, über Reinheit der Lehre zu wachen, auch Aufsicht und Censur über Buchdrucker und Buchhändler zu führen. — Wir werden über den letztern Punkt tiefer unten die nöthigen Aufschlüsse geben. —

Der angeführte Vorschlag sucht, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die wahren Absichten der Krone hinter wohlklingenden Redensarten zu verhüllen. Doch ist es leicht, des Königs Endzweck zu errathen. Er will die Freiheiten, die er den Bischöfen auf dem Landtage von Nyköping zugestanden, mit gutem Fuge zurücknehmen, er will die Geistlichkeit und alle Kirchensachen einer Behörde unterwerfen, die von ihm ebenso abhängig ist, wie die früher erwähnten fünf Canzleien. Gabriel Oxenstierna sprach [1]) 1636 im Rathe das Geheimniß aus, wenn er sagte: „Ihro Majestät wünschte Erleichterung von Dero beschwerlichen Geschäften. Kam Einer in Justizsachen, so wies ihn der König ans Hofgericht — in Steuersachen — an die Rentkammer, allein wohin er einen klagenden Geistlichen verweisen sollte, darüber war seine Majestät im Ungewissen, daher seine Absicht, ein sechstes Collegium zu errichten." Der Weg war gut gewählt; kam das vorgeschlagene Consistorium zu Stande, so konnte Gustav unbedingt auf die sechs weltlichen Beisitzer zählen; ebenso unzweifelhaft durfte er der Stimme eines der sechs Geistlichen, nämlich des Hofpredigers, versichert seyn, denn derselbe war ja des Königs Geschöpf und bei geringster Widersetzlichkeit absetzbar! Mochten daher die fünf übrigen geistlichen Herren noch so einmüthig zusammenhalten, immerhin verfügte die Krone über sieben Stimmen gegen fünfe und hatte die Kirche in ihrer Gewalt. In diesem Lichte betrachteten auch die Bischöfe das königliche Ansinnen, und merkwürdig ist, wie unverholen sie mit der Sprache herausgingen. Auf dem Reichstage von 1624 gaben sie folgende Antwort: „gerne würden sie zur Gründung des vorgeschlagenen Consistoriums die Hände bieten, wenn dasselbe in Wahrheit eine kirchliche Behörde wäre, so daß Weltliches und Kirchliches unvermengt bliebe. Die Frage sey, wem Gott anbefohlen seine Gemeinde zu weiden? Obschon Allen und insbesondere der Obrigkeit die Verpflichtung obliege, für die Kirche Sorge zu tragen, so habe doch der Allmächtige vor Andern dieses Amt der Geistlichkeit anvertraut, damit dieselbe, wo und wann sich Unruhe in der Gemeinde Gottes offenbare, durch Synoden und geistliche Zusammenkünfte die Sachen schlichten möge, und obwohl solche Versammlungen von Kaisern und Königen häufig einberufen worden, hätten doch letztere nie für sich abgeurtheilt, sondern die Entscheidung

[1]) Geijer III, 78 Note 1.

den Bischöfen und der Clerisey anheimgestellt, auch, was diese beschlossen, gehandhabt und ins Werk zu setzen geholfen. — Es gehe immerhin an, daß man einen machthabenden weltlichen Mann anstelle, um im Nothfalle der Geistlichkeit zu Hülfe zu kommen, aber daß weltliche Räthe in einem Consistorium gleiches Recht mit den Geistlichen ausüben sollten, das sey unthunlich, denn sonst müßte zuletzt Eine Person das höchste Wort im geistlichen wie im weltlichen Regiment bekommen. Wenn die Krone verlange, daß Laien im Consistorium Sitz und Stimme haben, so könnten die Geistlichen mit gleichem Recht Theilnahme am Hofgericht und an andern Canzleien fordern, dieweil in letztern häufig Gegenstände verhandelt würden, welche die Kirche und die Geistlichkeit beträfen. Besser sey es daher, man verbleibe bei dem bisherigen Gebrauch." Damit war der Vorschlag abgewiesen.

Der König wollte nicht gleich die Geistlichkeit aufs Aeußerste treiben. Eine passende Gelegenheit wurde abgewartet, um auf die Sache zurückzukommen. Mit Berufung auf sein Recht als höchster Vertheidiger der Landeskirche, legte er den Bischöfen im Jahre 1625 aus Anlaß des Reichstags einen neuen Plan vor, in welchem die mißliebige Anwesenheit weltlicher Beisitzer vermieden war: „das Consistorium möge aus fünf Geistlichen, drei Hofpredigern, einem tauglichen Professor der Theologie zu Upsala, und dem Oberpfarrer von Stockholm bestehen, Bischöfe sollen nicht dazu berufen werden, sintenmal deren Abwesenheit aus ihren Sprengeln der Kirche Schaden bringen könnte." Dieser neue Entwurf wäre für die Selbstständigkeit des Clerus wo möglich noch schädlicher gewesen, als der frühere, da vier der vorgeschlagenen Beisitzer, nämlich die drei Hofprediger und der Professor von Upsala, den die Krone nach Gutdünken wählen konnte, als willenlose Werkzeuge vom Könige abhingen. Mit Recht ward daher der zweite Vorschlag wie der erste von den Bischöfen zurückgewiesen. Nun zog aber Gustav, laut dem Zeugnisse [1]) Jakob's de la Gardie andere Saiten auf. „Als die Bischöfe sich nicht fügen wollten," berichtet dieser Zeuge, „schwur ihnen der König zu, wenn Einer von Euch sündigt oder etwas Ungebührliches begeht, will ich ihn vor das königliche Hofgericht bringen lassen, damit er da büße nach seinen Werken." Dennoch blieben die Bischöfe fest, der Streit zog sich in die Regierung Christinen's hinüber. Man sieht, die hohe schwedische Clerisey hatte noch einen Funken vom Unabhängigkeitsgeiste der mittelalterlichen Kirche bewahrt, sie wollte sich nicht gutwillig unter das Joch der Krone beugen. Dennoch erlag sie zuletzt, weil sie in ihrem Kampfe gegen die Allgewalt protestantischen Königthums keine Stütze mehr in einem auswärtigen Oberhaupte fand.

Das ganze Unterrichtswesen, mit der Universität von Upsala, stand bis dahin unter der Aufsicht der Bischöfe. Gustav wollte, wie wir sahen,

---

[1]) Geijer III, 78.

hohe und niedere Schulen vor den Bereich des neuen Consistoriums ziehen. In der That bedurften diese Anstalten einer kräftigen Hand, es gab hier vieles Unkraut auszujäten. Die Universität von Upsala war in den letzten Jahren Karl's IX. und in den ersten Gustav Adolf's durch die Noth der Zeiten zu einer gewöhnlichen Schule herabgesunken, auf welcher zwei Professoren, Rudbeck und Messenius, erhitzt von jener Eifersucht, die unter akademischen Lehrern so häufig ist, die gröbsten Parteiungen veranlaßten. Klagen erschollen über den bösen Einfluß, welchen der Lehrer Beispiel auf die Zöglinge ausübe [1]). Messenius forderte den Gegner zum Zweikampfe heraus, ermunterte seine eigenen Anhänger zu offenen Gewaltthätigkeiten wider die Parthei des andern Professors und widersetzte sich allen Verfügungen des Erzbischofs. Gustav empfand tiefen Unwillen über diese Zänkereien. „Wenn ich," schrieb [1]) er an die Universität, „den Werth der Wissenschaften nicht aus eigener Erfahrung wüßte, so würde ich mich gar nicht um eine Anstalt bekümmern, deren Lehrer so ganz ihres Berufs vergessen." Die beiden akademischen Polterer wurden 1614 nach Stockholm vor eine Commission von Reichsräthen und Bischöfen gefordert, um sich zu rechtfertigen. Messenius hatte seinen Gegner Rudbeck einen Esel gescholten. Hierüber ergrimmt, zog dieser im Angesichte der Commission eine hebräische, unpunktirte Bibel aus der Tasche und sagte [1]) zu seinem Widersacher: „Lies, wenn du ein Kerl bist, und kannst du es nicht, so bist du selbst ein Esel;" zugleich äußerte er seinen Schmerz darüber, daß er nicht auch ein mathematisches Buch bei der Hand habe, um seinen Gegner auch in diesem Fache zu schlagen. Damit der Frieden auf der Universität gründlich hergestellt werde, beschloß der König, Beide aus Upsala zu entfernen, und zwar geschah dies auf schonende Weise. Messenius wurde zum Geschichtschreiber des Reichs und Beisitzer am Hofgericht ernannt; Rudbeck erhielt erst eine Hofpredigerstelle, nachher das Bisthum von Westerås [2]). Messenius stand im Geruche geheimer Neigung zum Katholicismus, und dieser Verdacht war allem Anschein nach der erste Anlaß seiner Streitigkeiten mit Rudbeck. Derselbe Argwohn hat ihm auch nach seiner Entfernung aus Upsala und in dem neuen Amte Leiden bereitet. Im Jahre 1615, da die ausgewanderten Schweden von Polen her jene Schmähschriften gegen Gustav verbreiteten, deren wir oben mehrfach gedachten, ward Messenius plötzlich verhaftet und in einen Kerker geworfen, wo er 19 Jahre bis zu seinem 1634 erfolgten Tode saß. Man gab ihm Schuld, mit den Ausgewanderten in verbotenem Briefwechsel zu stehen. Doch konnte nichts gegen ihn bewiesen werden [3]). Dagegen ist ausgemacht, daß fortwährend geheime Anhänger Sigismund's und der katholischen Religion sich ins Reich einschlichen und unter der Maske lutherischer Rechtglaubigkeit selbst Kirchen oder Staatsämter zu erhaschen wußten. Daraus erklärt sich die oben angeführte Vorschrift

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 267. Geijer III, 78 flg. — [2]) Geijer III, 79 und 102. — [3]) Ebendaselbst.

in der von Gustav entworfenen Consistorial-Ordnung, daß diese Behörde auf die Reinheit der Lehre ein sorgsames Auge haben solle. Durch den Reichstag von Oerebro war 1618 die Strafe des Hochverraths allen Schweden angedroht worden, die im Auslande katholische Schulen besuchen und nachher in der Heimath den römischen Glauben insgeheim bekennen würden. Diese Drohung ward im Jahre 1624 an mehreren schwedischen Beamten vollzogen. Drei Studenten, Georg Berk, Zach. Anthelius und Nikolaus Campanius hatten, nachdem sie auf verschiedenen deutschen Universitäten studirt, sich in den Schooß der römischen Kirche aufnehmen lassen und dann, in die Heimath zurückgekommen, Aemter nachgesucht, welche in Schweden nur gegen Ablegung lutherischen Bekenntnisses ertheilt wurden. Zwei von ihnen waren in der Verwaltung oder Justiz, der dritte als Rektor einer Schule angestellt. Später riefen sie insgeheim einen Jesuiten als ihren Beichtvater in das Land. Ein Jahr war derselbe in Schweden, als die Sache herauskam. Nun wurden sie verhaftet und einem peinlichen Verhör unterworfen. Man suchte ein Geständniß von ihnen zu erpressen, ob noch mehrere geheime Katholiken im Reiche seyen, sie bekannten nichts. Nach dem Schluß der Untersuchung ließ man ihnen die Wahl zwischen Todesstrafe oder Abschwörung der päbstlichen Ketzerei. Alle drei wählten das Erstere. Die Hinrichtung mit dem Schwerte erfolgte im Jahre 1624, der Beichtvater wurde aus dem Lande gejagt [1]). Es ist mehr als wahrscheinlich, daß außer diesen drei Opfern noch andere Anhänger Sigismund's im Reiche versteckt lebten. Bei solchen geheimen Einwirkungen von Außen und bei dem tiefen Verfall der einheimischen Schulen fand es der König gerathen, Vorsorge zu treffen, damit die schwedische Kirche durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten wieder innerlichen Halt bekomme.

Im Jahre 1620 erließ er an die Bischöfe, als die nächste Aufsichtsbehörde der Universität, eine Zuschrift, welche auf den Zustand des schwedischen Erziehungswesens merkwürdiges Licht wirft. „Die Universität und die Schulen überhaupt," heißt es darin, „befinden sich in kläglicher Verfassung, so daß es Wenige gebe, die geschickt zum Predigtamte wären, gar keine für weltliche Aemter. Die Magistratspersonen in den Städten seyen in dem Grade ungelehrt, daß sie nicht einmal ihre Namen zu schreiben wüßten. Privatfleiß der Studirenden werde durch Armuth, der Unterricht auf der Hochschule durch zu viele Ferien gehemmt. Da die Lehrer Geistliche seyen, so stehe es mit dem Unterricht in der Religion noch einigermaßen erträglich, leider aber verstünden die Professoren nichts von Allem, was zur Regierung und zum bürgerlichen Leben gehöre, deßhalb könnten sie Solches auch nicht lehren; man müsse gestehen, daß trotz der großen Schwierigkeiten, mit welchen der Staatsschatz fortwährend zu kämpfen habe, der Mangel an tüchtigen Männern für den Hof und

---

[1]) Baazius inventar. ecclesiae Sueo-Gothorum. Lincopiae 1642. 4. S. 739 flg.

das Heer noch drückender sey, als der an Geld. Die Bischöfe möchten daher Vorschläge machen, wie viele königliche Schulen und Gymnasien im Reiche nöthig, wie gute Lehrer zu bekommen seyen, wie gleiche Unterrichtsweise in Schweden eingeführt, wie die sogenannten Kirchspielsgänge, wodurch die Schüler in den Dörfern ihren Unterricht erbettelten, abgeschafft und an ihrer Stelle bestimmte von den Pfarrern zu erhebende Abgaben eingeführt werden könnten. Sie möchten ferner ihre Meinung darüber sagen, wie vieler Professoren die Universität bedürfe, und von welchen Orten dieselben zu berufen und wie sie zu besolden seyen." Der König forderte auch noch ihr Gutachten über die Hospitäler, besonders da die Pest (dieselbe, welche, wie oben gezeigt worden, seitdem ganz Schweden verheerte) auf der Seeseite und zwar meist in Finnland überhand zu nehmen beginne. Am Schlusse ist die Bemerkung beigefügt: daß was die Krone auf die Spitäler verwende, veruntreut und weggestohlen, und daß die Armen schlechter als Hunde behandelt würden.

Die Antwort der Bischöfe finde ich in keinem mir zugänglichen Buche. Geijer, der sie las [1]), nennt sie wunderlich und einfältig. Ich vermuthe, daß die geistlichen Herrn dem königlichen Plane entgegen arbeiteten, weil sie die Aufsicht über die Universität nicht aus den Händen geben und dem König überlassen wollten. Aber Gustav Adolf griff durch. Im Jahre 1625 erschien ein Regierungserlaß, welcher die Universität auf einen ganz neuen und zwar glänzenden Fuß ordnete. Er schenkte der Universität sämmtliche Güter des Wasahauses, mit alleiniger Ausnahme der Herrschaft Lindholm, welche zum Andenken an seine Ahnen der Familie verbleiben sollte. An liegenden Gütern betrug die Stiftung 350 Bauernhöfe, wozu noch die Kronzehnten mehrerer Kirchspiele in Westmannland und Helsingland kamen. Die Zahl der Lehrer wurde auf 17 festgesetzt: vier für die Theologie, zwei für die Rechte, zwei für die Medizin, drei für die Mathematik und sechs für die verschiedenen Fächer der Weltweisheit. Jedem Lehrer war ein fester Gehalt ausgesetzt; der erste Professor der Theologie erhielt 600, die zwei folgenden 500, der vierte 400, die Juristen 500, die Mediziner und Mathematiker je 400, die übrigen Lehrer je 350 schwedische Thaler. Außerdem wurden den Theologen Pfarrpfründen und jedem andern Professor als Besoldungszulage ein Bauernhof zugetheilt. Nicht minder sorgte der König für die Studenten. Für 64 derselben setzte er 2500 Thaler jährliche Unterstützung, außerdem 3250 Thaler zu einem Freitisch für eine größere Anzahl von Schülern aus. Mehrere Vornehme folgten dem Beispiele Gustav's. Die verwittwete Königin, seine Mutter, vermachte 50,000 Thaler Kapital zum Unterhalt von 30 armen Studenten. Ebenso stiftete der Großadmiral Gyldenhielm, Gustav's natürlicher Bruder, etliche Bauernhöfe, von deren Ertrag die Studienkosten zweier armen Jünglinge von ausgezeichneten Talenten be-

[1]) III, 80.

stritten werden sollten. Johann Skytte endlich, Gustav's Lehrer, errichtete auf seine Kosten eine Professur der Beredtsamkeit [1]).

Zur Vorbereitung für die Universität gründete Gustav überdies eine Reihe Gymnasien. Zwar bestand von Alters her die Einrichtung, daß an den Domstiften geistliche Lehrer (sogenannte Lectoren) vom Kirchenzehnten erhalten wurden, aber erst jetzt erhielten diese Anstalten eine zweckmäßige Einrichtung. Das erste Gymnasium Schwedens ward 1620 zu Westerås errichtet (vergrößert 1623 und 1627), das zweite 1626 in Strengnäs, das dritte 1628 in Linköping; Finnland hatte schon 1618 ein Gymnasium zu Wiborg erhalten; ein anderes gründete der König 1628 zu Abo.

Wir sind überzeugt, daß der König von Schweden, als Gründer und Erneuerer des höheren Erziehungswesens, neben den nächst gelegenen wissenschaftlichen Zwecken, noch weitere verfolgte. Gustav Adolf, ebenso kluger Staatsmann als vollendeter Feldherr, hatte bei allen größeren Maaßregeln, die er traf, seine Rolle als Waffenhaupt des europäischen Lutherthums im Auge. Der lärmende Beifall der Gelehrten, die lauten Lobsprüche dieser Klasse von Menschen, die vermöge der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, welche die Reformation schuf, darauf angewiesen sind, den Dampf der Volksmeinung zu leiten, hat dem Fürstenthum unsäglich genützt, besonders wenn man diesen Nutzen mit dem wohlfeilen Preise vergleicht, der dafür ausgegeben zu werden pflegt. Die Besoldung der Professoren von Upsala, obgleich sie den Gehalt eines Rittmeisters nicht erreichte, war für jene Zeiten hoch und wurde vielleicht nur in Holland überboten. Man denke, welchen Eindruck die Kunde hievon im lutherischen Ausland, besonders in Germanien bei den Akademikern hervorbrachte, welche damals, wie jetzt noch, gewohnt waren, in die Jubelposaune zu stoßen und amtliche Freudenthränen zu vergießen, wenn irgend ein Hof für Schulen und Gelehrsamkeit etwa den 40sten oder 50sten Theil dessen bewilligte, was man für den Marstall, für Jagden, für Tänzerinnen und Tänzer alljährlich hinauswirft.

Schließlich wollen wir an diesem Orte Bericht von den Verhältnissen Schwedens zu Dänemark abstatten, welches Land wir geraume Zeit aus den Augen verloren. Mehrmal standen beide Theile in dem Zeitraume von 1614—1625 auf dem Punkte, von Neuem zu brechen. Oben wurde erzählt, daß Schweden mit Mühe die erste Abschlagszahlung der an Dänemark schuldigen Summe zusammenbrachte. Im Frühjahr 1615, ehe der König von Schweden in den russischen Krieg zog, liefen Gerüchte um, daß Christian IV., von den Russen gewonnen, in das Nachbarreich einzufallen gedenke. Gustav schickte deßhalb im Mai 1615 den Reichsrath Johann Skytte nach Copenhagen, um zu erforschen, wessen man sich von dieser Seite zu versehen habe. Skytte wurde höflich

[1]) Man vergleiche Geijer III, 80 flg. Rühs S. 267 flg.

aufgenommen, bei einem Gastmahle, das ihm zu Ehren gegeben ward, und wo er an des Königs Seite seinen Platz erhielt, stund er auf, redete Christian IV. lateinisch an und trank ihm im Namen seines Herrn Brüderschaft zu. Christian erhob sich, erwiederte des Gesandten Rede, that Bescheid und leerte unter dem Donner des Geschützes und unter Paukenschall den Becher bis auf den Grund [1]). Der Dänenkönig unternahm nichts zu Gunsten der Russen, wohl aber lieh er polnischen Einflüsterungen sein Ohr. Sendlinge Sigismund's trieben sich in den Gränz-Provinzen Bleckingen, Schonen, Halland, die damals noch zu Dänemark gehörten, ungehindert um, und verbreiteten von dort aus Schmähschriften in Gustav's Reiche; auch sollen dänische Unterthanen dem polnischen Hofe als Spione gedient haben. Ein an sich unbedeutender Vorfall vermehrte die Spannung. Ein Schwede war, man weiß nicht aus welchem Grunde, auf dänischem Boden hingerichtet worden; seine Verwandten eilten über die Gränze, rißen den Leichnam vom Galgen herab und brachten ihn nach ihrem Kirchspiel; dann verschworen sie sich, alle Dänen umzubringen, die in ihre Hände fallen würden. Hierüber erhob sich ein Streit der Behörden. Christian IV. verlangte, daß der Leichnam zurückgegeben und die Thäter bestraft würden, Gustav billigte das gewaltsame Verfahren seiner Unterthanen keineswegs; er ließ eine Untersuchung anstellen, den Todten nach dem Orte, wo er hingerichtet worden war, zurückbringen und versprach auch die Schuldigen zu bestrafen, nur bestand er darauf, daß vorher dänischer Seits den Beschwerden der Schweden abgeholfen werden müsse. Da dies nicht geschah, entgingen auch die schwedischen Unterthanen der Strafe. Johann Skytte wurde jetzt zum zweiten Male nach Copenhagen geschickt, um das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten herzustellen. Er schlug einen Congreß vor, auf dem ein Bündniß gegen Polen verabredet werden sollte. Gustav ernannte wirklich Bevollmächtigte, aber die Dänen säumten, während dessen kam die polnische Gesandtschaft nach Copenhagen, von welcher oben die Rede war; sie bot im Namen Sigismund's dem Dänen, wenn er mit den Polen gemeinsame Sache machen würde, den ewigen Besitz von Elfsborg sammt allen dazu gehörigen Ländereien an. Allein Christian IV., welcher die Schwäche des polnischen Königs kannte, gab eine ausweichende Antwort. Nichtsdestoweniger dauerte der Argwohn, genährt durch den Nationalhaß beider Völker, fort. Als Gustav's Bruder, Karl Philipp, um 1618 eine Reise nach Deutschland machte, betrat er nur mit großer Vorsicht die dänische Gränze, bis der glänzende Empfang, der ihm von Seiten des Dänenkönigs zu Theil ward, den Ungrund des Verdachts erwies.

Endlich wurde der dritte und letzte Termin der Contribution bezahlt. Gustav fürchtete, daß Schwierigkeiten wegen Auslieferung der bis dahin verpfändeten Festung Elfsborg gemacht werden dürften, er zog

[1]) Rühs S. 106.

deßhalb Truppen auf der Gränze zusammen, allein gutwillig gaben die Dänen den Platz zurück. Damit war der hauptsächliche Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Indeß mußten noch die Gränzen berichtigt und einige andere während der letzten Zeit entstandene Zwistigkeiten beigelegt werden. Gesandtschaften gingen her und hin, endlich vereinigte man sich, daß beide Könige eine Zusammenkunft in Halmstadt halten sollten. Gustav ward von Christian IV. in eigener Person eingeholt, eine Reihe barbarisch-prächtiger Festlichkeiten sollte dem Schwedenkönig die Freundschaft seines dänischen Bruders beweisen, allein eine Ausgleichung kam nicht zu Stande und bald nach Gustav's Heimkehr stand man wieder auf einem so schlechten Fuße, wie je. Die Spannung stieg, nachdem die Schweden Riga erobert hatten. Christian wollte die strengste Neutralität beobachtet wissen, er verschloß den Sund für die fremden Truppen, welche beide Mächte — Polen und Schweden — im Auslande warben, ja er ging so weit, daß er selbst einer schwedischen Gesandtschaft nach den Niederlanden Durchzug durch seine Länder verweigerte. Den höchsten Grad erreichte Christian's IV. Eifersucht, als Frankreich und England mit Gustav Adolf wegen eines Einfalls in Deutschland jene Unterhandlungen anknüpften, welche wir oben angedeutet haben. — Bei solcher Stimmung trat im Mai 1624 eine Gränzkommission zusammen, zu der die beiden Mächte je vier ihrer Reichsräthe abschickten. Gustav hatte seinen Bevollmächtigten befohlen, billige Forderungen zu bewilligen, hingegen sogleich den Krieg anzukündigen, im Falle die Dänen auf die gemachten Vorschläge nicht eingehen wollten. Alles war zu diesem Zwecke vorbereitet, die Flotte stand gerüstet, um sogleich in die See zu stechen, auch Christian rüstete sich. Nach langen und mühsamen Unterhandlungen kam man auf folgende Punkte überein: 1) die während des letzten Kriegs aus der Insel Oesel fortgeführten Bauern werden zurückgegeben; 2) der Streit über die Zölle hört auf, die Einwohner beider Reiche genießen Zollfreiheit im Sunde; 3) der Landhandel der Dänen in Schweden ist auf gewisse Städte und Freimärkte beschränkt, die Schweden dürfen in Dänemark und Norwegen keinen Landhandel treiben; 4) jede unbillige Durchsuchung der Schiffe im Sunde ist untersagt; 5) der König von Schweden ist befugt, Kriegsbedürfnisse durch den Sund kommen zu lassen, jedoch muß er es vorher dem Dänenkönige anzeigen; 6) schwedische Unterthanen, die zugleich in Dänemark ansäßig sind, müssen sich für ihre dortigen Besitzungen dem dänischen Gesetze fügen. — Beide Fürsten bestätigten den Vergleich. Der Antheil, den Christian IV. bald darauf am deutschen Kriege nahm, befreite den König von Schweden vor weiteren Besorgnissen eines dänischen Angriffs [1]).

[1]) Die Beweisstellen über die Verhältnisse zu Dänemark bei Rühs a. a. O. S. 123 flg.

Fünftes Capitel.

Der preußische Krieg. Feldzug von 1626. Geburt der Thronfolgerin Christina.

Die Gründe, welche Gustav Adolf bestimmten, den polnischen Krieg nach Preußen hinüberzutragen, sind oben entwickelt worden. Den 15. Junius 1626 bestieg er zu Stockholm seine Flotte; sie bestand aus 150 Segeln und führte 13 Regimenter zu Fuß und neun Reiterkompagnien. Niemand wußte, wohin das Gewitter sich entladen würde, schwedischer Seits war das Geheimniß sorgfältig bewahrt worden; im Norden herrschte ängstliche Spannung. Am 26. Juni erschien der König mit seinen Schiffen auf der Rhede von Pillau. Diese Stadt gehörte zum Lehen des Kurfürsten von Brandenburg. Sigismund hatte denselben wenige Zeit zuvor aufgefordert, auf der Hut zu seyn und für die Sicherheit Pillaus zu sorgen, wirklich waren auch einige Vorsichtsmaßregeln von ihm getroffen worden: der Kurfürst verstärkte die Besatzung, ließ vier Kriegsschiffe von Danzig kommen, am Eingang des Hafens eine neue Schanze aufwerfen und grobes Geschütz auf die Wälle der Stadt bringen. Allein diese Vorkehrungen wurden so saumselig betrieben, und die Schweden bemächtigten sich mit so leichter Mühe der Stadt, daß die Polen nachher schrieen, der Kurfürst habe im Einverständnisse mit seinem Schwager, dem Könige von Schweden, gehandelt, und den Lehenseid gegen Polen gebrochen. Georg Wilhelm von Brandenburg vertheidigte sich in einem Briefe an den Kronkanzler von Polen gegen diese Beschuldigungen. Allein wer wird glauben, daß zwischen den verschwägerten Höfen von Berlin und Stockholm nicht zum Voraus Verhandlungen in Betreff der beabsichtigten Unternehmung Gustav's gegen Preußen statt gefunden haben?

Die Stadt Pillau liegt auf der Spitze der kleineren von den beiden Landzungen, welche das frische Haff einschließen. Sie besaß außer ihren Wällen ein festes Schloß. Fast ohne Widerstand nahm Gustav den Ort und setzte dann mit seiner Flotte durch das frische Haff nach der gegenüberliegenden Küste von Ermeland über, wo das Heer ausgeschifft wurde. In wenigen Tagen fielen die Städte Braunsberg an der Passarge und Frauenburg in seine Hände. Die Jesuiten, welche in beiden Städten Kollegien besaßen, wurden ebenso, wie früher aus Riga, verjagt, ihre Bibliotheken wanderten nach Upsala. Nachdem der König sich auf diese Weise im herzoglichen Preußen festgesetzt, schien ein öffentlicher Akt gegenüber seinem Schwager nöthig. Gustav ließ dem Kurfürsten in einem Manifeste Neutralität antragen; die Antwort lautete verneinend, weil Georg Wilhelm sich aus Furcht vor Polen nicht bloßstellen wollte. Nun rückte Gustav mit seinem eigentlichen Zwecke heraus, er wandte sich [1]) an

[1]) Lengnich a. a. O. S. 181 flg. Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 104.

die Landstände des Herzogthums mit dem Antrage: „der Kurfürst habe aus Furcht, seines Lebens verlustig zu gehen, die angebotene Neutralität abgewiesen, es sey jetzt an ihnen einen Beschluß zu fassen, der vom Interesse des Landes gefordert werde." Die Stände machten Wohlstandes halber einige Schwierigkeiten, bequemten sich aber bald, ihre Neutralität zu erklären.

Am 4. Juli rückte Gustav vor Elbing. In dieser Stadt lag eine Besatzung von nur 140 frisch geworbenen Söldnern, von den Einwohnern thaten 600 Mann Dienste. Gesuche um schnelle Hülfe, welche der Rath vor Gustav's Anmarsch an den polnischen Hof gerichtet hatte, waren mit Vertröstungen abgespeist, Versenkungen von Steinen und Schiffen, mit welchen man dem Feinde die Weichsel sperren wollte, durch einen Sturm zertrümmert worden. Am 5. forderte der König die Bürgerschaft auf, sich zu ergeben, indem er versicherte, daß er nichts als das Besatzungsrecht verlange, um seinen Rücken zu decken. „Ich könnte Euch," sprach er [1]) zu den Abgeordneten des Magistrats, „etliche Tonnen Goldes Brandschatzung auflegen. Allein ich verlange weder Euer Geld noch Euern Untergang. Ich führe blos deßwegen Krieg, um Frieden zu erlangen, und werde Euch im Genusse Eurer Verfassung und Eurer Freiheiten schützen. Nur müßt Ihr mir Eure Thore öffnen." Noch am nämlichen Tage ergab sich Elbing. Gustav legte 1300 Mann hinein und ging dann auf Marienburg, den ehemaligen Sitz der Deutschmeister, los. Fast ohne Vertheidiger gelassen, kapitulirte die Stadt am 8. Juli, am folgenden Tage ergab sich auch der polnische Commandant des Schlosses, Sosnowski. Sofort wurden die Orte Wormdit, Stum, Christburg und Stargard von Abtheilungen des schwedischen Heeres besetzt, die Festungen Dirschau und Meve aber, beide an der Weichsel gelegen und wichtig, weil sie den Strom und die Verbindung der Polen mit Danzig beherrschten, nahm der König selbst ein. Im Laufe von 14 Tagen hatte er eine Reihe kleinerer Plätze wie im Fluge erobert, ohne daß bis dahin ein polnisches Heer erschien. Mitten unter dem Waffengeräusche versäumte Gustav nicht, sich der neuen Erwerbung durch friedliche Mittel zu versichern. Die Protestanten in Preußen waren von den Polen hart bedrückt, einer Menge von Kirchen, die ihnen gehörten, hatten sich die Katholiken bemächtigt. Gustav übernahm die Schutzvogtei der lutherischen Kirche: alle Verfolgungen mußten aufhören, den Lutheranern ihr Eigenthum zurückgegeben werden. Der König setzte überdies ein lutherisches Landesconsistorium ein, und verhieß den Geistlichen, die er hiezu berief, guten Gehalt.

Während dessen waren Versuche gemacht worden, um auch Danzig, die wichtigste Stadt Preußens, in schwedische Gewalt zu bringen [2]). Am 1. Juli (a. St.) erschien der schwedische Admiral Gyldenhielm mit neun

[1]) Lengnich a. a. O. S. 185. — [2]) Ebendaselbst S. 187 flg.

Kriegsschiffen auf der Danziger Rhede und setzte 400 Mann ans Land, welche das Kloster Oliva überfielen. Zu gleicher Zeit wurden schwedische Zöllner vor dem Hafen von Danzig aufgestellt, um von allen ein- und auslaufenden Schiffen dieselbe Auflage zu erheben, die sonst der Stadt bezahlt werden mußte. Einige Tage später bemächtigte sich Gyldenhielm des Städtchens Putzig und ließ das Kloster Oliva vollends ausplündern. Den 6. Juli schickte Gustav an den Magistrat von Danzig einen Brief, worin er Neutralität antrug und im Weigerungsfalle mit feindlicher Behandlung drohte. Da indeß der Stand der schwedischen Angelegenheiten sich täglich besserte, spannte Gustav seine Bedingungen höher: er verlangte, daß schwedische Truppen in die Stadt aufgenommen, daß seinem Heere Zufuhr bewilligt, die eigene Garnison der Stadt verringert, die Festungswerke zum Theil abgetragen würden. Die Danziger konnten, ohne den Lehensverband mit Polen zu zerreißen, auf diese Bedingungen nicht eingehen, die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen. Nun erklärte sie Gustav für Feinde, ließ Frachtwagen, die aus Deutschland kamen, wegnehmen, rückte um die Mitte des August in den sogenannten Werder (den fruchtbaren Marschboden südlich von der Stadt) ein, und erhob von den reichen Bauern dieses Distrikts 70,000 Thaler Kontribution. Dreihundert Soldaten, welche der Magistrat abgeschickt hatte, um seine Grundholden zu schützen, fielen in schwedische Gefangenschaft. Weitere Unternehmungen der Schweden gegen Danzig verhinderte das Anrücken eines feindlichen Heeres.

Gegen die Mitte des August, im dritten Monat, nachdem Gustav in Preußen eingebrochen, erschien der König von Polen mit einem großen Hofstaat, 4000 Mann regelmäßiger Soldaten und vielen Kosaken zu Thorn, wo auch der aufgebotene preußische Adel zu ihm stieß. Die polnischen Streitkräfte waren an Zahl den schwedischen überlegen, weil Gustav durch die vielen Besatzungen, welche er in die eroberten Städte legte, sein Heer hatte schwächen müssen. Er befestigte eilends das Lager vor Dirschau, wo seine Hauptmacht stand. Ende August führte der Reichskanzler Oxenstierna dem Könige einige tausend Finnen zu, etwas später kam ein deutscher Edelmann, der seit mehreren Jahren in schwedischen Diensten stand, Franz Thurn, Sohn des böhmischen Grafen Thurn, welcher im böhmischen Kriege eine berüchtigte Rolle gespielt hat, mit einer Verstärkung aus Liefland. Nunmehr befand sich Gustav in der Lage den Polen die Spitze zu bieten.

Sigismund war den 7. September über die Weichsel gegangen und hatte die Stadt Meve eingeschlossen, worin 140 Schweden lagen. Auf die Nachricht von dieser feindlichen Bewegung verließ Gustav am 11. das Lager von Dirschau und rückte nach Falkenau in die Nähe des polnischen Heeres. Es kam zu mehreren kleinen Gefechten, welche zum Vortheil der Schweden endigten. Nachdem Gustav vollends die eben eingetroffenen Truppen Thurn's an sich gezogen hatte, beschloß er eine

von den Polen besetzte Anhöhe vor Meve zu stürmen und die belagerte Stadt zu entsetzen. Thurn erhielt den Befehl über die Abtheilung, welche diesen Auftrag vollziehen sollte. Am 21. September ward die Höhe nach mehrstündigem Kampfe genommen. Noch am Abend desselben Tages hob Sigismund die Belagerung von Meve auf, nachdem er volle 14 Tage — wie Gustav in einem Briefe sich ausdrückt [1]) — „nutzlos vor diesem Pranger" gelegen. Das polnische Heer zog auf Pelplin, Gustav versah das entsetzte Meve mit Lebensmitteln und neuer Mannschaft und kehrte dann in das Lager vor Dirschau zurück. Die Polen folgten ihm, nur wenige Meilen trennten die beiden Heere. Diese Nähe führte zu Anträgen erst wegen gegenseitiger Auswechslung der Gefangenen, dann wegen des Friedens. Man kam überein, daß ein Kongreß mitten zwischen beiden Lagern gehalten werden sollte. Den 12. Oktober 1626 fand die erste Zusammenkunft statt. Steifes Ceremoniel herrschte dabei, kein Theil wollte sich etwas vergeben; der polnische Stolz, durch die schwedische Ueberlegenheit verletzt, suchte sich hinter feierlicher Abgemessenheit zu verstecken, die Schweden zahlten mit gleicher Münze. Nachdem die Gesandten sich in das gemeinschaftliche für den Kongreß bestimmte Zelt begeben hatten, starrten sie einander eine gute Weile an, ohne ein Wort zu sprechen, oder zu grüßen, weil keiner dem andern die Ehre zuerst erweisen wollte. Endlich brach einer der Polen die Stille, er hielt eine lange Rede über die Dauer und das Unheil dieses Krieges, so wie über die friedliebende Gesinnung Sigismund's [2]). Erst bei der dritten Zusammenkunft den 16. Oktober rückten die Polen mit ihren Anträgen heraus. Wie erstaunten die schwedischen Bevollmächtigten, als sie folgende Vorschläge vernahmen: 1) dem Könige von Schweden wird Thron und Titel auf Lebenszeit gelassen, aber nach seinem Tode fällt die Krone an Sigismund oder seine Söhne; 2) die Kinder Gustav's erhalten nach dem Tode ihres Vaters das Herzogthum Südermannland zu ewigem Besitze. Dagegen tritt Schweden sogleich Esthland, Karelien, Liefland sammt allen andern unter Gustav gemachten Eroberungen an Polen ab. Außerdem bezahlt die Krone Schweden, so lange Gustav lebt, einen jährlichen Tribut von 100,000 Thalern an den rechtmäßigen König Sigismund, und steuert die polnischen Prinzessinnen, Sigismund's Töchter, nach schwedischer Sitte aus; den polnischen Prinzen steht es frei, nach Schweden zu kommen, wann sie wollen, oder ihre Bedienten hinüberzuschicken. Endlich 4) alle schwedischen Verbannten dürfen in ihre Heimath zurückkehren und werden wieder in den Besitz ihrer Güter gesetzt. — Die schwedischen Bevollmächtigten würdigten den Vorschlag keiner Antwort, sie boten Waffenstillstand bis zum Tode Sigismund's an, da die Polen nichts davon hören wollten, ging man unverrichteter Sache auseinander. Nutzlos, wie alle früheren Unterhandlungen, endigte auch diese Zusammenkunft,

[1]) Geijer III, 121. — [2]) Loccenius a. a. O. S. 554.

zu welcher die uns wohl bekannte Parthei, welche Frieden mit Schweden wünschte, den polnischen Hof bestimmt zu haben scheint.

So verkehrt das Verfahren Sigismund's erscheint, läßt es sich erklären, warum Diejenigen, welche ihn als Werkzeug gebrauchten, ihn also geleitet haben. Den 17. August des laufenden Jahres hatte Tilly bei Lutter den König von Dänemark aufs Haupt geschlagen, die Macht des Jüten war durch diesen Sieg gebrochen. Nun mußte dem Wiener Hofe Alles daran liegen, daß nicht der Schwede die von dem Dänen so schlecht versuchte Rolle aufnehme, und vielleicht glücklicher durchführe. Und hiezu hatte Gustav damals nicht blos Lust, sondern auch bereits den Anfang gemacht. Schon im Jahre zuvor (1625) ließ er dem Magistrate von Stralsund die Zusicherung machen [1]), daß er stets zu Hülfe bereit seyn werde, wenn die Stadt in irgend eine Noth kommen sollte. Während des ersten preußischen Feldzugs ging der König von Schweden noch einen Schritt weiter. Um die Zeit, da Tilly den geschlagenen Dänen vollends aus Deutschland verjagte, gab Gustav Adolf den deutschen Obersten Teufel und Streif Auftrag, in Mecklenburg und den angränzenden Provinzen (also auf deutschem Boden) 4000 Mann für schwedische Rechnung zu werben. Man sieht also, der kaiserliche Hof hatte guten Grund, Vorsorge zu treffen, daß der Schwede noch länger in Preußen beschäftigt bleibe.

Die günstige Jahreszeit war verstrichen. Nach Abbruch der Friedensverhandlungen bezogen beide Heere, das schwedische und polnische, Winterquartiere. Gustav übergab den Oberbefehl im eroberten Preußen dem Reichskanzler Oxenstierna und segelte im November von Pillau nach Stockholm. Als Früchte des preußischen Feldzugs bezeichnet er in einem Briefe [2]) an den Kanzler, außer dem Erwerb von ausgedehnten Ländereien, die Eroberung von 17 Städten. In dem nämlichen Schreiben gesteht [3]) er, daß Unzufriedenheit der protestantischen Preußen über den von Sigismund ausgeübten Religionsdruck der wahre Grund der schnellen Fortschritte seines Heeres gewesen sey. Schon im Frühling 1626 war ein schwedischer Unterhändler Peter Spiring auf der preußischen Küste [4]) erschienen und hatte dem König den Weg bereitet. Die Städte leisteten entweder gar keinen, oder doch keinen solchen Widerstand, wie sie hätten bei gutem Willen leisten können. Nicht grundlos ist daher die Behauptung des polnischen Bischofs und Geschichtschreibers Piasecki, alles sey zwischen Gustav, dem Kurfürsten von Brandenburg und den preußischen Ständen abgekartet gewesen [5]).

Bald nach seiner Ankunft, den 8. Dezember 1626 wurde dem Könige die Freude zu Theil, eine Thronerbin zu begrüßen. Er war damals

[1]) Geijer III, 146. — [2]) Lettres et mémoires de Gustave-Adolphe (publiés par Grimoard) Paris 1790. 8to. S. 18. Diese kleine Sammlung ist eine der wichtigsten Quellen über den preußischen Krieg und wurde auch oben vielfach benützt. — [3]) Ebendas. S. 16 flg. — [4]) Lengnich S. 181. — [5]) Piasecki chronicon S. 383 flg.

kinderlos, denn das erste Kind, welches Marie Eleonore 1621 gebar, kam, wie wir früher bemerkten, todt zur Welt, eine zweite Tochter, mit welcher sie den 16. Oktober 1623 niedergekommen, starb schon im folgenden Jahre, den 21. September. Die neugeborne Prinzessin erhielt in der Taufe, nach ihrer Großmutter väterlicher Seits, den Namen Christina. Sie hat nach Gustav's Tode den Thron Schwedens bestiegen.

Im Februar 1627 berief Gustav Adolf die Stände des Reiches, theils um Rechenschaft vom Erfolge des letzten preußischen Feldzugs zu geben, theils um Geld und Mannschaft zur Fortsetzung des Kampfes zu fordern [1]). In der Rede, mit welcher er den Reichstag eröffnete, sprach er von seinen eifrigen Bemühungen, den für Schweden so lästigen Krieg zu beendigen, und von dem übermüthigen Betragen des Königs von Polen, der, obgleich überall geschlagen, Gesetze wie ein Sieger vorschreiben wolle. Um Sigismund's Hoffnungen auf den künftigen Besitz Schwedens niederzuschlagen, erklärte der Reichstag die neugeborne Prinzessin Christina zur Erbin des Thrones, zugleich vereinigte man sich über die Bedingungen, unter denen Friede mit Polen geschlossen werden möge. Sigismund müsse seine vermeintlichen Rechte an die Krone Schweden und die zu diesem Reiche gehörigen Provinzen fahren lassen, außerdem Liefland abtreten, dann wolle man ihm die in Kurland, Litthauen und Preußen eroberten Orte zurückgeben. Zur Fortsetzung des Kampfes übernahm der Landtag eine Aushebung durchs ganze Reich und neben dem Mühlenschooß die Viehsteuer. Damals geschah es, daß der Herrenstand auf sein bisheriges Recht, vermöge dessen sonst die adeligen Grundholden bei der Aushebung nur die Hälfte der von den Kronbauern gelieferten Mannschaft gestellt hatten, Verzicht leistete. Die Vorschrift für die Aushebung, welche der König in Folge dieses Reichstags erließ, wurde oben mitgetheilt. Daß sie großen Schrecken auf dem Lande erregte, erhellt aus den sonderbaren Mitteln, welche die Schlauheit der Bauern ersann, um ihre Söhne dem Gesetze zu entziehen. Unter dem 9. Juli 1627 schrieb [2]) Gustav an Nils Stjernsköld, damaligen Befehlshaber von Pillau: „habt fleißig Acht, daß nicht ein Theil der Soldaten, von welchen es heißt, sie seyen weggestorben, von den Offizieren auf die Schiffe gesteckt, nach Hause geschickt und nachher in die Rolle der Todten eingetragen werden." Auch die vom Reichstage bewilligten Steuern brachten Gährung hervor. Vor seiner Abreise gebot [2]) Gustav „mit Eintreibung der neuen Auflagen, insonderheit des Mühlenzolls, vorsichtig zu verfahren, damit nicht irgendwo Aufruhr entstehe. Wo Neigung zu dergleichen verspürt werde, möge man lieber in Etwas nachgeben bis zu gelegenerer Zeit." Gleichwohl brach in Dalekarlien eine Empörung aus, an deren Spitze ein Schneider stand. Mit Waffengewalt ward diese Bewegung erdrückt, die Anstifter wurden theils hingerichtet, theils nach Ingermann-

---

[1]) Geijer III, 40. Loccenius a. a. O. S. 555. — [2]) Geijer III, 123.

land, Schwedens Sibirien, verbannt, die übrigen begnadigt, und der König erließ einen Brief, daß Niemand das Versehen des aufrührerischen Haufens den Thalländern vorwerfen solle [1]).

Auch als Gesetzgeber war Gustav um jene Zeit thätig. Im Frühjahre 1627 erneuerte er [2]) eine ältere Verordnung, welche fremden Protestanten, die um der Religion willen aus ihrer Heimath vertrieben worden, Eintritt ins schwedische Reich gestattete. Den Einwanderern ward auf gewisse Zeit Freiheit von Abgaben und das Recht zugesichert, nach beendigtem Kriege in ihr Vaterland zurückzukehren. Der König beabsichtigte durch diese Maaßregel insbesondere deutsche und böhmische Lutheraner herbeizuziehen, die damals der Macht Oestreichs erlagen. Um dieselbe Zeit ertheilte Gustav Adolf einem weit aussehenden Handelsplane seine Genehmigung, der seit längerer Zeit im Werke war. Schon im Jahre 1624 hatte der Flamänder Wilhelm Usselinx den Vorschlag zu Errichtung einer schwedischen Kompagnie für amerikanischen Handel gemacht. Die Sache kam jetzt zur Ausführung. Durch Akte vom 1. Mai 1627 wurde die neue Gesellschaft privilegirt. Sie erhielt das ausschließliche Recht, jenseits der Straße von Gibraltar Handel treiben zu dürfen. Wir heben aus dem Privilegium [3]) folgende Punkte hervor: die Theilnahme an der neuen Gesellschaft steht allen schwedischen Unterthanen und auch Ausländern frei; Fremde, die nach Schweden ziehen und ein Kapital von 25,000 Thalern einsetzen, erhalten Freiheit von Abgaben. Für jedes 100,000 Thaler, das beigeschossen wird, ernennen die Mitglieder einen Direktor. Wählen darf nur, wer 1000 Thaler einsetzt, wählbar sind Diejenigen, welche sich mit 2000 Thalern betheiligt haben, die Krone selbst verspricht mit 400,000 Thalern beizutreten. Hauptsitz der Kompagnie ist die Stadt Gothenburg. An Zöllen bezahlt die Gesellschaft vier Prozent vom Werthe der eingeführten Waaren. Sie ist berechtigt, im Namen des Königs mit Mächten der fremden Welttheile Verträge abzuschließen und Kolonien anzulegen; hingegen darf sie kein Volk feindlich angreifen, sondern soll sich auf Vertheidigung beschränken. Auf Befehl des Königs wurden Schriften verbreitet, welche die Vortheile, welche der Kolonialhandel einem Staate gewähre und die natürlichen Vorzüge, welche Schweden vor andern Länder dazu befähigen, auseinandersetzten. Wirklich fehlte es nicht an Leuten, die in Hoffnung auf schnelle Bereicherung durch amerikanische Schätze, ihre Sparpfennige angriffen. Doch waren die zusammengeschossenen Summen nicht so beträchtlich, als der König wünschte. Gustav machte deßhalb Versuche, die Bischöfe Schwedens, bei denen er viel Geld vermuthete, für das Unternehmen zu gewinnen. Aber er scheint tauben Ohren gepredigt zu haben, obgleich er den frommen Grund hervorhob, daß die Kompagnie in Amerika auch zu Bekehrung der Heiden wirksam seyn werde. Geijer theilt ein Spottlied aus jener Zeit

[1]) Geijer III, S. 49. — [2]) Loccenius S. 555. — [3]) Rühs a. a. O. S. 299.

mit [1]), das die Geistlichkeit warnt, auf ihre Tasche Acht zu haben. Und wahrlich das Mißtrauen war nicht übertrieben. Drei Jahre später deckte, wie unten ausführlicher gezeigt werden wird, Gustav Adolf durch Erlaß vom 29. Mai 1630 seine Hand auf die für Rechnung der Südkompagnie eingezahlten Summen und verwandte dieselben zu den Rüstungen des deutschen Kriegs [2]). Die Einleger sahen sich um ihr Geld betrogen.

Der Krieg in Preußen war nicht der einzige, welchen Schweden 1626 zu bestehen hatte. Auch in Liefland, wo Gustav den Grafen Jakob de la Gardie zum obersten Statthalter bestellt, dauerte der Kampf fort, obwohl schläfrig und mit Zwischenräumen. De la Gardie, ebenso bequem als heldenmüthig, taugte nicht für einen untergeordneten Posten. Lange Zeit ließ er den König ohne Nachricht, und als er endlich sein Stillschweigen brach, erregte das, was er meldete, Gustav's Unwillen. Er machte nämlich den Vorschlag durch Abtretung einiger kurländischen Festungen (namentlich Birzen und Bauske) Waffenstillstand von den Polen zu erlangen. „Es wundert uns," schrieb [3]) Gustav an ihn unter dem 11. Januar 1627, „daß wir seit dem 16. Oktober nichts von Euch gehört. Wenn es Euch lieb ist unserer Ungnade auszuweichen, so müßt Ihr Birzen und Bauske uns zu Handen halten, welche beide Plätze von größerer Wichtigkeit sind, als Ihr vielleicht denken möget." De la Gardie antwortete auf diese Vorwürfe mit einem Siege, den er bald nach Anfang des neuen Jahres bei Wenden über die Polen erstritt.

Das vom Könige in Preußen zurückgelassene Heer erlitt während des Winters von 1626 auf 1627 verschiedene Unfälle. Sigismund hatte bei seiner Abreise aus Preußen den Oberbefehl über die dortigen Streitkräfte dem Generale Stanislaus Koniecpolski übertragen, einem trefflichen Heerführer, der früher mit Ruhm gegen die Türken und Tartaren focht. Koniecpolski beunruhigte den Winter über die Schweden in ihren Quartieren, schickte Streifpartheien in den Werder von Marienburg und ließ die um Elbing liegenden Dorfschaften plündern, selbst die Danziger Ländereien wurden nicht verschont. Bald wagten die Polen größere Unternehmungen. Zwar mißlang ein Versuch auf die Feste Dirschau, welche sie überrumpeln wollten, dagegen eroberten sie das Städtchen Wormdit, worin 140 Schweden lagen. Der schwedische Befehlshaber, welcher für sich und die Besatzung freien Abzug ausbedang, wurde wegen Pflichtversäumniß zu Marienburg vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt; die geringeren Offiziere traf Gefängnißstrafe [4]). Unaufhörlich lagen die Danziger dem polnischen Feldherrn an, daß er etwas zum Schutze ihrer Stadt thue, die sich in einer bedrängten Lage befand. Alle größeren Orte ringsum, Pillau, Dirschau, Elbing, Meve, Putzig, das Danziger Höft, waren von den Schweden besetzt, welche zu Land wie zur See der Stadt die Verbindungen abschnitten. Besonders lästig war den Danzigern

[1]) III, 57. — [2]) Rühs ebendas. — [3]) Geijer III, 121. — [4]) Lengnich a. a. O. S. 197.

die Besatzung von Putzig, von wo aus schwedische Kaper auf alle Schiffe Jagd machten, die in die Weichselmündung einlaufen wollten. Deßwegen beschloß Koniecpolski, Putzig anzugreifen. Er brach Ende März mit 3000 Mann aus seinem Lager unweit Falkenau auf und berannte die Stadt. Die Danziger ließen zu dem Belagerungsheere 200 ihrer Soldaten stoßen und versahen Koniecpolski mit grobem Geschütz und Schießbedarf. Der General Gustav Horn lag mit 400 Schweden in Putzig. Er vertheidigte sich tapfer. Allein als die sehnlich erwartete Hülfe ausblieb, nöthigte ihn zuletzt Mangel an Lebensmitteln und die Besorgniß, durch einen Sturm, der stündlich erwartet wurde, seine ganze Mannschaft einem gewissen Verderben auszusetzen, am 2. April 1627 zur Uebergabe. Er erhielt freien Abzug [1]). Durch Einnahme des Orts war die Verbindung Danzigs mit Deutschland wieder hergestellt.

Im nämlichen Monat führte Koniecpolski einen andern Streich aus. Oben wurde berichtet, daß Gustav mit zwei deutschen Herren, Teufel und Streif, einen Vertrag wegen Anwerbung von einigen tausend Mann abgeschlossen hatte. Beide Oberste brachten ungefähr 1500 Mann in Mecklenburg auf die Beine. Aber nun verweigerte ihnen aus Furcht vor dem Kaiser der Herzog von Pommern den Durchzug. Als dies der König erfuhr, ertheilte er den Obersten Befehl [2]), Gewalt zu brauchen. Ich finde kein Zeugniß, ob dieser Befehl vollstreckt wurde. Dagegen ist gewiß, daß Teufel und Streif mit ihrer Mannschaft sich im April 1627 der preußischen Gränze näherten. Sobald Koniecpolski hievon sichere Kundschaft erhielt, eilte er ihnen entgegen. Er traf sie diesseits Lauenburg, ohne sie zum Stehen bringen zu können. Sie flohen mit Hinterlassung ihres Gepäcks und suchten Sicherheit in Hammerstein, einem Städtchen in Pommerellen. Koniecpolski verfolgte sie bis vor diesen Ort und schloß sie ein. Anfangs vertheidigten sich die neugeworbenen Truppen, bis ihr Pulver verschossen war. Nun empörten sie sich gegen ihre Offiziere, brachen aus der Stadt heraus und schloßen mit Koniecpolski den 15. April eine Kapitulation ab, kraft welcher die beiden Obersten sammt den andern Anführern, so wie das ganze Heergeräthe dem Feinde überliefert wurden. Das Fußvolk trat in polnischen Sold, die Reiter erhielten Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren [3]).

Dagegen mißlang den Danzigern ein Unternehmen wider die Schweden. Auf dem Punkte, wo die Weichsel sich unweit Fürstenwerder in zwei Arme theilt, von denen der eine links Danzig zuströmt, der andere in das frische Haff fällt, stand eine Schanze, das Danziger Höft oder Haupt genannt, welche die Schweden zu Anfang des Feldzugs von 1626 besetzt hatten. Schon im Januar 1627 versuchte es der Magistrat, diese Feste durch List zu überrumpeln. Man versteckte Soldaten in Schlitten,

---

[1]) Lengnich a. a. O. S. 198. — [2]) Lettres de Gustave Adolphe S. 18. — [3]) Lengnich S. 198 flg.

die mit Heu beladen waren, und schickte sie unter Bedeckung etlicher hundert Mann, die in mäßiger Entfernung den Schlitten folgten, gegen die Schanze. Als der Zug vor den Kanonen des Forts angekommen war, gingen die Bauern, welche die Schlitten führten, mit den Pferden durch, wodurch das ganze Unternehmen scheiterte. Anfangs Mai 1627 wiederholten die Danziger den Versuch, diesmal noch unglücklicher. Oxenstierna hatte Wind von dem Plane erhalten und von Marienburg aus 600 Mann Verstärkung in das Höft geworfen. Als das kleine Heer aus Danzig ankam, machten die Schweden einen Ausfall und schlugen den Feind zurück, der etwa 50 Mann, drei Kanonen und alle seine Vorräthe verlor [1]).

Die Schweden waren, wie man sieht, während des Winters in Nachtheil gerathen. Diese Unfälle begannen auf die Gesinnung des Kurfürsten rückzuwirken, der bisher insgeheim zu seinem Schwager dem Könige hielt. Georg Wilhelm von Brandenburg war im Januar 1627 mit 4000 Mann zu Fuß und 600 Pferden nach Preußen gekommen, angeblich weil er den Neutralitätsvertrag, den die Stände seines Herzogthums im vorigen Jahre mit Gustav Adolf abgeschlossen, nicht billigen könne, in der That, weil ihm die Polen unaufhörlich in den Ohren lagen, seiner Lehenspflicht Genüge zu thun. In Marienwerder traf der polnische Feldherr bei ihm ein und forderte ihn auf, die mitgebrachten Völker der Krone Polen zu überlassen. Der Kurfürst lehnte das Ansinnen unter dem Vorwande ab, seine Soldaten zur Deckung des eigenen Herzogthums zu brauchen, dagegen beklagte er sich gegen die Polen, daß man ihn am Hofe Sigismund's eines Einverständnisses mit den Schweden beschuldige, welche doch die herzoglichen Länder hart mitgenommen hätten. Er rückte mit seinem Volke nach Königsberg. Kaum war er daselbst angekommen, als der schwedische Statthalter in Preußen, Oxenstierna, die Anfrage machen ließ, ob die Stände des Herzogthums und der Kurfürst die vertragsmäßige Neutralität zu halten gesonnen seyen? Die Antwort war, Königsberg werde der Neutralität treu bleiben, der Kurfürst dagegen habe sich entschlossen, die polnische Parthei zu ergreifen. Mit dieser halben Maaßregel gedachte er beide Theile zu beschwichtigen; die Schweden sollten zufrieden seyn, daß die wichtigste Stadt des herzoglichen Preußens, die alle übrige nach sich zog, auf seiner Seite bleibe, die Polen aber sich mit dem Namen des Kurfürsten und seinem Worte begnügen. Vielleicht hätte Georg Wilhelm dem Kanzler eine noch günstigere Erklärung gegeben, wäre nicht um jene Zeit der Burggraf Hannibal von Dohna als kaiserlicher Gesandter angelangt, um ihn für das katholische Interesse zu stimmen [1]). Der Kurfürst spielte überhaupt in dem preußischen Kriege eine doppelte Rolle; so lange er seinem Instinkt folgte, der ihm, wie jedem großen Vasallen, die Schwächung seines

1) Lengnich S. 199.

Lehnherrn, des Königs von Polen, wünschenswerth machte, neigte er sich auf die schwedische Seite, wenn aber die Polen mit Macht an seine Thüre klopften, und im Falle waren drohen zu können, senkte sich die Wagschale zu Gunsten Sigismund's. Hannibal von Dohna drang in ihn, daß er seine Stadt Pillau von den Schweden zurückfordern oder im Nothfall mit Gewalt nehmen solle. Georg rüstete sich wirklich, diesen Rath zu befolgen, als die Ankunft des Königs von Schweden den Stand der Angelegenheiten änderte.

Sechstes Capitel.

Feldzug von 1627. Der Kaiser mischt sich in den preußischen Krieg. Plane Gustav's zu einem Einfall in Deutschland.

Zu Anfang des Frühlings beorderte der König von Schweden den Feldmarschall Gustav Horn, finnische Truppen nach Liefland zu führen und diese Provinz in Gemeinschaft mit Jakob de la Gardie zu vertheidigen. In einem königlichen Ausschreiben [1]) vom 26. April 1627, das sich auf Horn's Sendung bezieht, werden finnische Bogenknechte erwähnt, woraus ersichtlich ist, daß Bogen und Pfeile damals bei den Schweden noch nicht ganz abgeschafft waren. Gustav selbst segelte den 4. Mai 1627 mit 6000 Mann neu ausgehobener Soldaten nach Pillau ab, wo er den 8. eintraf. Er wollte vor Allem mit dem Kurfürsten ins Reine kommen, welcher sich mit seinem kleinen Heere bei Lochstädt auf dem Wege von Pillau nach Königsberg verschanzt hatte. Gustav zog ihm entgegen und schlug so nahe den Brandenburgern ein Lager, daß die beiderseitigen Schildwachen mit einander reden konnten [2]). Alsbald schickte der Kurfürst Boten an den König, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Salvius, dessen Bericht an den schwedischen Reichsrath wir benützen, macht [1]) die Bemerkung: „man sah wohl, daß der Kurfürst sich scheute, mit dem Könige zu brechen, und daß er gerne in gutem Einverständniß mit uns geblieben wäre, hätten ihn nicht die Drohungen der Polen geschreckt, welche in ihn drangen, Pillau zurückzunehmen." Doch von den Schweden drohte jetzt nähere Gefahr. Gustav ließ seinem kurfürstlichen Schwager 24 Stunden Bedenkzeit. Nach Verfluß dieser Frist wurde am 12. Mai folgender [3]) Vertrag abgeschlossen, der bis Michaelis des laufenden Jahres dauern sollte: „der Kurfürst verspricht gegen Pillau nichts zu unternehmen, Lochstädt mit keinen neuen Werken zu versehen, sondern es im jetzigen Zustand zu belassen und in der Umgegend keine Truppen zusammen zu ziehen; dagegen gelobt der König von Schweden in das bran-

---

[1]) Geijer III, 123. — [2]) Lettres de Gustave Adolphe S. 21. — [3]) Lengnich S. 200.

denburgische Preußen nicht mehr Soldaten zu legen, als zur Beschützung von Pillau und seiner Schanzeh nothwendig sind.“ Gustav's Rücken war durch diese Uebereinkunft gedeckt, die ungehinderte Verbindung mit Dirschau, um welchen Ort das Hauptheer lagerte, hergestellt. Die nächste Unternehmung galt der Stadt Danzig. Schon Mitte Mai war die schwedische Flotte unter dem Reichsadmiral Karl Gyldenhielm auf der Danziger Rhede angekommen und blockirte die Stadt zur See. Sie stieß auf sieben Danziger Kriegsschiffe, von denen zwei glücklich den Hafen erreichten, die fünf übrigen entflohen nach Kolberg, von wo sie einige Tage später zurückkehrten und unter dem Schutze der Nacht durch die schwedische Flotte entschlüpften. Gustav selbst rückte gegen Ausgang des Mai in das Höft ein. Gegenüber von dieser Feste hatten die Danziger auf dem andern Weichselufer bei dem Dorfe Käsemark eine Schanze aufgeworfen, die mit Soldaten der Stadt, polnischen Dragonern und hinreichendem Geschütze besetzt war. Diese Schanze sollte genommen werden. In der Nacht des 25. Mai bestieg Gustav Adolf mit 600 Mann 18 große Böte. Unvermerkt gelangten dieselben unter die Schußweite der Kanonen des Forts, als durch die Ungeschicklichkeit der Soldaten Lärm entstand. Hiedurch auf die Gefahr aufmerksam gemacht, erhob die Besatzung der Schanze ein heftiges Feuer. Mehrere schwedische Offiziere und Soldaten wurden getödtet, viele verwundet, der Graf Thurn erhielt einen Schuß durch den Arm, dem Könige selbst streifte eine Musketenkugel die rechte Hüfte. Die Schweden geriethen in Unordnung, das Unternehmen mußte aufgegeben werden. Gustav zog nach dem Lager vor Dirschau, wo nun die ganze schwedische Macht sich sammelte.

Das polnische Heer unter Koniecpolski stand nur eine Stunde von dem schwedischen entfernt. Gustav traf Zurüstungen, den Feind anzugreifen, als die Nachricht einlief, daß der polnische General Potowski, der im Bisthum Ermeland eine kleine Heeresabtheilung befehligte, damit umgehe, die Stadt Braunsberg zu überrumpeln. Sogleich brach der König mit 7000 Mann und zehn Kanonen aus dem Lager auf, um die bedrohte Stadt zu entsetzen. Ehe er vor ihren Mauern ankam, waren die Polen durch die schwedische Besatzung genöthigt worden, den Plan aufzugeben. Gustav verfolgte den zurückweichenden Feind, ohne ihm einen Verlust beibringen zu können.

Nach Dirschau zurückgekommen, erfuhr er, daß Koniecpolski seine Abwesenheit benützt habe, um Meve zu berennen. In der Hoffnung, die dortige Garnison werde sich einige Zeit halten können, beschloß Gustav einen neuen Angriff auf das Werk von Käsemark, doch erst nachdem er seinen durch den letzten Zug nach Braunsberg sehr ermüdeten Truppen mehrere Tage Rast gegönnt hatte. Am 2. Juli zog er nach dem Höft, die Schweden setzten auf das andere Ufer hinüber und begannen das Fort mit einer Linie von Schanzen zu umzingeln. Gustav wollte zum Angriff nicht eher schreiten, als bis alle Verbindungen des Feindes mit

der Stadt Danzig abgeschnitten seyn würden. In dem Fort lagen 1200 Mann, zur Hälfte Soldaten der Stadt unter dem deutschen Obersten Lysemann, zur Hälfte Polen, das Werk befand sich in gutem Vertheidigungsstande. Lysemann merkte jedoch die Absicht der Schweden; ehe die feindlichen Schanzen fertig waren, verließ er das Fort und schlug sich glücklich mit dem größten Theil seiner Soldaten nach der Stadt durch, nur etwa 100 Mann wurden gefangen. Nicht so gut ging es den Polen, die sich länger aufgehalten hatten, weil sie sich des Gepäcks bemächtigen wollten, das die Danziger bei ihrer Flucht zurückließen. Sie wurden sammt und sonders abgeschnitten und theils gefangen, theils getödtet. Die Sieger fanden in dem Werke 12 Kanonen und eine Masse Lebensmittel und Schießbedarf.

Durch Einnahme der Käsemarker Feste waren die Schweden Herrn der Weichsel bis vor die Thore von Danzig geworden. Aber was sie auf der einen Seite gewannen, verloren sie auf der andern. An demselben Tage (2. Juli), da Gustav nach dem Höft zog, fiel Meve in die Hände Koniecpolski's. Die schwedische Besatzung erhielt zwar freien Abzug, doch war der König mit dem Betragen seiner Truppen nicht zufrieden; in einem Briefe an Jakob de la Gardie sagt [1]) er: Meve sey mehr durch die Fehler der schwedischen Garnison, als durch die Tapferkeit der Feinde gefallen. Die Eroberung der Stadt hatte schlimme Folgen, weil sie den gesunkenen Muth der Polen hob und dagegen Gustav's Verbündete einschüchterte. Seit der Einnahme von Meve begann der Kurfürst von Brandenburg wieder auf die Einflüsterungen des Warschauer Hofs zu horchen. Ohne Rücksicht auf den Vertrag von Lochstädt untersagte er seinen Unterthanen allen Verkehr mit den Schweden und schickte sich an, 2000 Mann seiner Soldaten zum polnischen Heere stoßen zu lassen. Gustav Adolf, hievon benachrichtigt, ergriff Maaßregeln, um dem Abfall vorzubeugen. Der Kurfürst hatte von Berlin seine Jagdhunde und sein Silbergeschirr verschrieben und diese Sendung war eben im Pillauer Hafen angekommen. Gustav gebot sie mit Beschlag zu belegen [2]) und brach am 12. Juli mit dem größten Theile der Reiterei und etlichen Fußregimentern aus dem eroberten Käsemarker Werke nach dem herzoglichen Preußen auf. Unterwegs erfuhr er, daß die brandenburgischen Truppen bereits den Marsch nach dem polnischen Lager angetreten hätten. Gustav schickte den Grafen Thurn mit 11 Schwadronen voraus, um die Brandenburger so lange aufzuhalten, bis er selbst mit dem Hauptkorps nachkommen würde. Am folgenden Tage erhielt er die Nachricht, daß Thurn dem Feinde auf der Ferse sey. Geschütz und Fußvolk, das wegen der drückenden Hitze nicht schnell genug vorwärts kommen konnte, zurücklassend, eilte Gustav mit der Reiterei herbei. Am 17. Juli bei Anbruch des Tages erreichte er die Brandenburger, die in

[1]) Lettres de G. A. S. 29. — [2]) Lengnich S. 203.

einem Flecken unweit des Städtchens Morungen von Thurn und seinen Reitern eingeschlossen waren. Der Sieg kostete keine Wunde, ohne einen Schuß zu thun, ergaben sich die Brandenburger. Es waren 1800 Mann zu Fuß und vier Schwadronen, lauter schöne Leute, wie Gustav in einem Berichte [1]) an den schwedischen Reichsrath versichert, gut gekleidet und bewaffnet. Das Geschütz, die Fahnen, alle Offiziere, zwei Kompagnien zu Fuß und ebensoviele Schwadronen wurden an den Kurfürsten zurückgeschickt mit der Ermahnung, in Zukunft bessere Sorge für sein Kriegsvolk zu tragen; der Rest, bestehend aus 1200 Mann zu Fuß und 200 Reitern, mußte schwedische Dienste nehmen. Etliche Tage später sendete der König seinen Geheimschreiber nach Königsberg an den Kurfürsten mit dem doppelten Auftrage, bei Letzterem wegen Vertragbruchs Klage zu führen und die Stadt zur Treue zu ermahnen. Zu gleicher Zeit mit den Schweden erschienen polnische Gesandte, welche der Bürgerschaft ihre Vorliebe für den König von Schweden verwiesen und den Kurfürsten bearbeiteten. Der Rath von Königsberg gab den Gesandten Sigismund's eine ausweichende Antwort, dagegen wiederholte Georg Wilhelm sein Versprechen, der Krone Polen gegen Gustav Adolf Hülfe zu leisten. Doch war es ihm nicht Ernst; er wollte gezwungen seyn, was der König nicht ermangelte zu thun. Nach erneuerten Drohungen verpflichtete sich der Kurfürst, jeder Verbindung mit Polen zu entsagen.

Indessen hatten beide Heere wieder ihre alten Stellungen eingenommen. Mit 9 Regimentern Fußvolk und 40 Fähnlein Reiter stand Gustav vor Dirschau. Nur eine Stunde Wegs von den Schweden lagerte der Feind. Gustav suchte ein Treffen. Am letzten Juli schlug [2]) er die feindlichen Husaren und Kosaken, die sich ihm entgegenstellten, als er die Stellung der Polen besichtigen wollte. Am 7. August führte er die ganze Reiterei aus dem Lager und stellte sie in Schlachtordnung auf. Zwischen beiden Lagern dehnte sich eine Ebene, ohne Bäume und Gräben, auf der einen Seite begränzt durch mäßige Anhöhen, auf der andern durch die Niederungen der Weichsel. Am Saume der Ebene floß ein Bach hart am Lager der Polen vorbei, so daß man von dieser Seite nur über zwei Brücken in dasselbe gelangen konnte. Als der Feind um Mittag die schwedische Reiterei gewahr wurde, ließ er die seinige über jene Zugänge rücken, besetzte mit einem Theile derselben die obengenannten Anhöhen und stellte den Rest in der Ebene auf. Statt, wie die Polen erwarteten, sogleich zum Angriff zu schreiten, ordnete der König eine rückgängige Bewegung seiner Truppen an. Der Feind that Dasselbe, langsam zog er sich gegen sein Lager zurück. Während nun ein Theil der Polen an den Brücken angelangt war und die Reihen auflöste, um hinüber zu kommen, während die Andern eine Schwenkung

[1]) Lettres de G. A. S. 34. — [2]) Brief Gustav's an den Pfalzgrafen bei Geijer III, 126.

machten, um seitwärts das Lager zu erreichen, gab Gustav dem Grafen Thurn Befehl, mit 21 Fahnen Reiter auf die rückziehenden Feinde einzuhauen. Nun wandte auch der Feind um, aber in schlechter Ordnung. Er war überrascht. Die Schweden siegten, drei Fahnen und 500 Polen fielen in ihre Hände.

Am andern Morgen wurde Kriegsrath im schwedischen Lager gehalten. Man beschloß das Werk des gestrigen Tages zu vollenden und dem Feind eine Schlacht anzubieten, würde er derselben ausweichen, so sollte sein Lager gestürmt werden. Gustav rückte am 8. August mit dem ganzen Heere aus und stellte sein Volk wie gestern über die Ebene hin in Schlachtordnung auf; im feindlichen Lager regte sich nichts; die Polen hatten während der Nacht neue Schanzen aufgeworfen, hinter diesen hielt ihre Reiterei, voll des Eindruckes, den die Verluste des vorigen Tages auf sie gemacht. Als Gustav Adolf sah, daß der Feind nicht herauskommen wollte, drang er bis hart vor das polnische Lager. Brustwehren wurden eilends aufgeworfen und mit Feldstücken besetzt, aus welchen der König die feindlichen Werke zu beschießen begann. Bald mußten die Polen eine der Schanzen, welche ihr Lager deckten, aufgeben, sie ward von den Schweden eingenommen. Diese sahen, wie der Feind im Lager das Gepäck aufzuladen anfing und sich zum Abzuge rüstete. Um dies zu verhindern, ließ der König alle Zugänge besetzen. Besonders wichtig war ein Dorf auf der linken Flanke der Polen, Gustav beorderte seine Musketiere zum Angriffe desselben. So standen die Sachen Nachmittags. Das polnische Heer schien verloren, seine beste Waffe, die Reiterei, konnte sich, in den engen Raum des Lagers eingedrängt, nicht wehren, das Fußvolk war schlecht. Allein in diesem kritischen Augenblick entriß den Schweden ein unglücklicher Schuß den Sieg. Gustav befehligte in eigener Person die Musketiere, welche das Dorf stürmten. Während er eben mit einem Fernglase die Stellung der Feinde untersuchte, traf ihn eine Musketenkugel, die aus einer der letzten Hütten des Dorfs abgefeuert ward [1]). Die Kugel drang über dem Schulterblatt, zwei Zoll breit von der Kehle, nach der rechten Seite und blieb am Rückgrat sitzen. Gustav gab noch Befehl zum Rückzug, mußte aber dann vom Pferde herabgenommen werden, der Kanzler Oxenstierna brachte ihn im Wagen nach Dirschau. Bei der Besichtigung ergab sich, daß die Wunde schmerzhaft, doch nicht gefährlich sey. Allein der Tag war verloren, der Feind gerettet. Die Offiziere des Heeres machten seitdem dem Könige ernstliche Vorstellungen, daß er sich nicht mehr auf die gewohnte Weise aussetzen solle. Ihre Bitten fruchteten nichts, sein stürmischer Muth riß ihn in das dichteste Gedränge. Auch darf nicht übersehen werden, daß ihn seine eigenthümliche Lage und die Kleinheit der

[1]) Wir sind bei Schilderung der Gefechte vom 7. und 8. August dem Berichte gefolgt, welchen Oxenstierna unter dem 15. erstattete, lettres de Gustave A. S. 36 flg.

Streitkräfte, über die er verfügte, überall mit gutem Beispiele voranzugehen zwang. Nur so konnte er seine Soldaten zur höchsten Anstrengung entflammen. Er selbst äußerte bei einer spätern Gelegenheit: er habe die Erfahrung gemacht, daß wenn er, der König, nichts scheue, seine Soldaten völlig vergäßen, was Gefahr heiße; wenn die Feldherrn nicht selbst zugegen seyen, werden die Heere nie Ruhm einärndten, nie große Eroberungen machen. Nach Verfluß einer Woche war Gustav wieder so ziemlich hergestellt. In einem Briefe [1]), den er am 14. August an den Pfalzgrafen schrieb, benachrichtigte er diesen von dem letzten Gefechte, wie von seiner Verwundung. Während der König das Bett hütete, stockten die kriegerischen Unternehmungen, dagegen kamen jetzt wieder Friedensverhandlungen in Gang.

Schon im Frühjahre hatten die niederländische Generalstaaten, denen es ungemein am Herzen lag, dem König von Schweden die Polen vom Halse zu schaffen, damit er in Deutschland das Haus Habsburg bekämpfen könne, drei Gesandte — Rochus van der Honert, Rath von Holland, Andreas Biker, Bürgermeister von Amsterdam, und Simon de Beaumont, Rath der Stadt Mittelburg, nach Preußen geschickt, um den Frieden zu vermitteln. Im Mai kamen diese Herrn auf der Danziger Rhede an und wollten in den Hafen einlaufen. Der schwedische Admiral, welcher Danzig blockirte, sendete sie nach Elbing, wo sie vom Reichskanzler bewirthet und dann ins Lager von Dirschau zum Könige befördert wurden. Anfangs Juni erhielten sie Audienz bei Gustav und trugen ihm ihre Dienste an; der König dankte für ihren Eifer und versicherte, daß er nichts eifriger wünsche, als Frieden auf billige Bedingungen. Von Dirschau begaben sie sich nach Danzig, eröffneten dem Magistrate den Zweck ihrer Sendung und baten ihn, beim polnischen Hofe ihr Vorhaben unterstützen zu wollen. Sie reisten nun nach Warschau und wurden Ende Juni bei Sigismund vorgelassen. Hier sprachen sie von der versöhnlichen Gesinnung des Königs von Schweden und schlugen einen Waffenstillstand vor, damit man bequemer über den Frieden unterhandeln könne. Am Tage darauf erhielten sie folgende [2]) schriftliche Antwort: „Ihre Majestät von Polen zweifle nicht an der Freundschaft der hochmögenden Generalstaaten, auch nicht an ihrem Eifer für die Wiederherstellung des Friedens, doch wolle es Ihr bedünken, als hätten die Staaten die jetzigen Umstände nicht zum besten erwogen, noch bedacht, welch' böse That der Feind durch Anhebung eines ungerechten Kriegs begangen, und was das Interesse und die Ehre Polens fordere. Der Feind stehe auf polnischem Boden, blockire die Häfen des Reichs mit seiner Seemacht, verschwende sein eigen Blut und dürste nach fremdem. Unter solchen Umständen laufe es wider des polnischen Königs

---

[1]) Bei Geijer III, 126 flg. — [2]) Lengnich S. 201 flg.

und Reiches Höheit, an Frieden zu denken. Der Feind habe sich oft so gestellt, als wenn er Ruhe wünsche, aber jedesmal die angebotenen billigen Bedingungen verworfen, und somit Diejenigen, die es aufrichtig gemeint und Abscheu gefühlt gegen Vergießung von Menschenblut, schmählich hintergangen, denn derselbe wisse wohl, daß er sich mit dem Herzogthum Südermannland begnügen müsse, wenn die vorenthaltene, widerrechtlich entrissene Krone Schweden an ihren rechtmäßigen Eigenthumsherrn zurückfalle. Die Gesandten würden bei einer künftig einzuleitenden Friedensunterhandlung erfahren, welche Bedingungen dem Feinde angetragen werden sollten. Ihre königliche Majestät vertraue, bei der Gerechtigkeit Ihrer Sache, auf göttlichen Beistand, und hoffe, daß Niemand in dem Maaße dem Feinde zugethan seyn werde, um nach richtiger Erkenntniß des Standes der Sachen wider Polen zu reden, und nicht vielmehr demjenigen Theil beizutreten, der gegen gewaltthätige Anfälle gerechte Waffen trage." Es war wieder das alte Lied!

Dennoch verloren die holländischen Vermittler den Muth nicht. Mit der ihrer Nation eigenthümlichen Beharrlichkeit wanderten sie zwischen den beiden Lagern Gustav Adolf's und des polnischen Feldherrn hin und her, und wurden nicht müde den Frieden auszubieten. Endlich nachdem die Polen theils durch die oben erzählten Ereignisse von Dirschau, theils durch Gründe, die wir erst später mittheilen können, etwas mürbe geworden waren, sahen sie ihre Bemühungen mit einigem Erfolg gekrönt. Beide kriegführende Theile vereinigten sich darüber, daß am 26. August zwischen den beiden Lagern unter Gezelten unterhandelt werden solle. Von polnischer Seite erschienen Jak. Zadzik, Bischof von Culm und Kronkanzler von Polen, J. Szawinski, Woiwode von Brzesk, sammt zwei andern Starosten, von schwedischer Axel Oxenstierna, Salvius, der Feldmarschall Hermann Wrangel, Dietrich von Falkenberg und Achatius Tott. Anfangs sprach man von ewigem Frieden, kam aber bald wieder davon ab. Nun machten die Holländer den Vorschlag: das Königreich Schweden möge Gustav und seinen Leibeserben gelassen werden, nach dem Aussterben des Wasastammes aber an Polen zurückfallen. Weder Schweden noch Polen wollten hierauf eingehen. Jetzt wurde ein Stillstand auf 30 Jahre in Anregung gebracht, wozu die Schweden folgende Bedingungen schriftlich übergaben: „die vom Schwedenkönige in Liefland und Preußen eroberten Orte werden wieder an die Krone Polen abgetreten, wofür diese an Schweden die Kriegskosten erstattet; auf Esthland leistet Polen Verzicht; die Orte, welche Gustav Adolf kraft dieses Vertrags zurückgibt, werden im Genusse ihrer Privilegien, Güter und Religionsfreiheit geschützt; zur gänzlichen Beilegung der Streitigkeiten wird Zeit und Ort vorausbestimmt; die Stände der Republik Polen und des Großherzogthums Litthauen geben Bürgschaft dafür, daß sie nie ihrem König zu etwaigen Angriffen auf Schweden Hülfe leisten, aus den polnischen Häfen keine Flotte auslaufen lassen, und von den Söhnen Sigismund's keinen eher

zum Thronfolger erwählen wollen, er habe denn zuvor feierlich auf seine Ansprüche an die Krone Schweden verzichtet."

Gleich beim ersten Artikel gab es Streit. Die polnischen Bevollmächtigten wollten nicht dulden, daß der Waffenstillstand im Namen beider „Könige" geschlossen werde, man solle „Reiche" dafür sagen, denn nicht Gustav, sondern Sigismund sey der wahre König von Schweden. Man beschloß diesen Punkt unerörtert zu lassen. Als man zu den andern überging, frug Oxenstierna die polnischen Gesandten, ob sie hinreichende Vollmachten besäßen, und ob die Reichsstände der Republik den gegenwärtigen Vertrag genehmigen würden? Jene antworteten: zwar seyen sie von den Ständen zu Nichts befähigt, glauben aber doch deren Genehmigung versprechen zu dürfen. Beim Artikel von Erstattung der Kriegskosten scheiterte das Geschäft, die Polen wollten nichts davon wissen. Zwar schlugen die holländischen Vermittler noch einen Waffenstillstand auf zwei oder anderthalb Jahre vor, und ersuchten den König von Polen, Zeit und Ort zu weiteren Verhandlungen zu bestimmen, allein ersterem Punkte widersetzten sich beide Theile, und wegen des letzteren verschob Sigismund seine Erkärung auf den nächsten Warschauer Reichstag. Die Sache stand wieder wie vorher. Denn auf der Warschauer Versammlung drangen zwar die preußischen Stände mit Nachdruck auf Beendigung des Kriegs, auch wurden in der That Bevollmächtigte ernannt, und Kurbrandenburg sammt dem Fürsten von Siebenbürgen trugen ihre Vermittlung an. Aber dabei hatte es sein Bewenden [1]. Eingewiegt durch spanische und östreichische Verheißungen, wollte Sigismund den Frieden nicht. Zwei spanische Botschafter, Gabriel Roy und der Baron d'Auchi befanden sich damals am Warschauer Hofe. Sie versprachen dem Könige, daß binnen zwei Monaten eine spanische Flotte in der Ostsee erscheinen werde, um 12,000 Mann Wallensteinischer Soldaten nach Schweden überzuführen, und daß Spanien dieses Heer auf eigene Kosten unterhalten wolle, schon liege das nöthige Geld bereit [2]. Ich finde keine Nachricht, ob es dem Hofe von Madrid mit seinen Versprechungen Ernst war, gewiß ist, daß nichts von Allem erfüllt wurde. Der deutsche Kaiser dagegen ließ es nicht bei bloßen Worten bewenden. Im Laufe des August schickte er dem Könige von Polen einige tausend Mann unter dem Herzoge Adolf von Holstein zu Hülfe. Damit waren die Feindseligkeiten zwischen Gustav und dem Kaiser eröffnet.

Nach Abbruch der Verhandlungen grief Gustav Adolf noch einmal zu den Waffen. Anfangs Oktober brach er mit einem Theile seines Heeres und 12 Kanonen aus dem Lager von Dirschau nach Wormdit auf, in welcher Stadt 1000 deutsche Söldner und 300 Kosaken als Besatzung lagen. Koniecpolski machte zwar einen Versuch den Ort zu entsetzen, aber Feldmarschall Hermann Wrangel, der mit dem

[1] Lengnich S. 205 flg. — [2] Piasecki chronicon S. 393.

Reste des schwedischen Heeres vor Dirschau geblieben war, verwehrte ihm den Uebergang über die Weichsel. Sich selbst überlassen, mußte Wormdit kapituliren, die Besatzung erhielt freien Abzug. Bei dieser Belagerung geschah es, daß Gustav zum erstenmal lederne Kanonen anwandte. Melchior von Wurmbrand, ein österreichischer Edelmann, der aus kaiserlichen Diensten in schwedische übertrat, hatte sie erfunden, und brachte sechs derselben mit vor Wormdit. Sie bestanden aus kupfernen, pergamentdicken Röhren, die mit eisernen Bändern, und darüber mit Stricken und Leinwandstreifen so dicht umwunden wurden, bis sie die Form einer gewöhnlichen Kanone erhielten. Das Ganze wurde mit Leder überzogen, das gefärbt, manchmal auch vergoldet war. Der Hauptwerth der neuen Waffe bestand in ihrer Leichtigkeit, zwei Soldaten konnten ein Stück sammt der Lafette fortschleppen. Gustav brauchte lederne Kanonen im preußischen, wie später im deutschen Kriege. Sie sind aber später wieder abgekommen, ohne Zweifel, weil sie nicht so gut schoßen, als die metallenen.

Fast zu gleicher Zeit, da Wormdit fiel, hatte der schwedische Oberst Noot Guttstadt erobert [1]).

Die gute Jahrszeit war vorüber. Gustav begab sich von Wormdit nach Elbing, wo der Neutralitätsvertrag mit dem herzoglichen Preußen auf weitere sechs Monate verlängert wurde [2]), von da nach Pillau, und segelte dann nach Schweden hinüber. Die beiden Heere bezogen Winterquartiere. Nach des Königs Abreise erlitten die Schweden einen Unfall auf einem Elemente, das ihnen nicht so günstig war, als das feste Land. Die Danziger hatten ihr Mögliches gethan, eine Flotte auszurüsten, welche ihnen die durch die Schweden entrissene Freiheit des Meeres wieder erfechten sollte. Sie brachten 9 Kriegsschiffe zusammen, deren Befehl sie dem Dänen Arend Dickmann anvertrauten. Auf der Rhede lag der schwedische Unteradmiral Niklas Sternskiöld mit zwei Schiffen, vier andere hatte er einige Meilen hinter sich. Den 18. Nov. früh fuhr Arend Dickmann mit seiner kleinen Flotte aus dem Hafen und überfiel unversehens die zwei feindlichen Schiffe. Das schwedische Admiralschiff ward von den Danzigern genommen, 66 Matrosen fielen in ihre Hände; Sternskiöld selbst war vorher erschossen worden. Das andere Schiff entging ihnen durch eine heroische That. Als der Kapitän sah, daß keine Rettung möglich sey, zündete er die Pulverkammer an und flog mit der Mannschaft in die Luft. Die vier übrigen schwedischen Fahrzeuge, die keinen Theil am Kampfe genommen, entkamen nach dem Hafen von Pillau [3]).

Im Dezember 1627 berief Gustav einen allgemeinen Reichstag nach Stockholm. Seine erste Forderung war Geld. Die Stände bewilligten eine Kopfsteuer, die an die Stelle des Mühlenschooßes treten

[1]) Lettres de G. A. S. 44. — [2]) Lengnich S. 211. — [3]) Ders. S. 212.

sollte. Da die neue Auflage nicht genug abwarf, eignete Gustav im Frühjahre 1628 der Krone den Alleinhandel mit Salz unter dem Vorwande zu, diese nothwendige Waare den Unterthanen stets um einen billigen Preis zu verschaffen. Beamte wurden angestellt, welche das Salz aufkauften, in gewisse Niederlagen brachten und an die Einwohner absetzten. Jedem Andern war der Salzhandel bei schwerer Strafe verboten. Bald aber erhob sich ein solches Geschrei gegen diese Einrichtung, daß der König schon 1629 den Salzhandel gegen eine feste Abgabe von zwei Thalern auf die Tonne wieder frei geben mußte [1]). Auch das Kopfgeld erregte große Unzufriedenheit. Im Frühling 1628, als der König eben wieder nach Preußen abgegangen war, empörten sich mehrere Bezirke in Westgothland und verweigerten die Zahlung. Auf die Nachricht hievon schrieb Gustav nach Hause: „die Widerspenstigkeit der Bauern rühre von dem unzeitigen „Schnurren und Pochen" der Steueraufseher her, weßwegen dieselben „da das Volk an sich willig und gut sey, ihr barbarisches Verfahren mit Hieb und Schlag" einstellen, oder aber bestraft werden sollten; im Nothfalle möge man Kriegsvolk, doch nicht aus derselben Landschaft, gegen die Aufrührer anwenden". Erst im Sommer 1628 kehrten die Bauern zum Gehorsam zurück, auf eine Erklärung des Königs hin, daß der Kampf in Preußen zur Vertheidigung der lutherischen Religion geführt werde [2]).

Trotz der allgemeinen Abneigung des Landes gegen den Krieg sah sich Gustav genöthigt, den Stockholmer Reichstag in seinen Plan eines deutschen Feldzugs einzuweihen, denn derselbe war zu weit vorgeschritten, als daß er weiter geheim gehalten werden konnte. Im Sommer 1627 hatte der König den Obersten Peter Baner nach dem nördlichen Deutschland mit einer aus Elbing vom 6. Juli datirten Instruktion abgeschickt, welche Geijer [3]), der sie las, ein Meisterstück nennt. Baner sollte die Fürsten für ein schwedisches Bündniß stimmen, insbesondere aber die Städte Wismar und Rostock bewegen, daß sie weder kaiserliche noch dänische, sondern wo möglich schwedische Besatzung aufnehmen möchten. Zur Erläuterung bemerke ich, daß damals die Heere von Tilly und Wallenstein, nach Besiegung der Dänen, gegen die deutsche Meeresküste vordrangen. Die Bemühungen Baner's waren nicht vergeblich gewesen, schon hatte Gustav Adolf das Regiment des Obersten Duval dazu bestimmt, nach Deutschland abzuziehen und Wismar zu besetzen, als die Nachricht von den Siegen Wallenstein's ihn auf andere Gedanken brachte. Baner ward zurückberufen, Duval erhielt Gegenbefehl: „weil" — so schreibt [4]) der König unter dem 17. September 1627 aus dem Lager von Dirschau an den Pfalzgrafen Johann Casimir — „die Sachen in Deutschland sich sehr verändert haben und Wir nun nicht mehr gesonnen sind, uns in dieses deutsche Wesen einzulassen." Aber bald gewann die Kriegslust

[1]) Rühs S. 227. — [2]) Geijer III, 49 flg. — [3]) Ders. III, 143. — [4]) Ders. III, 144.

wieder in des Königs Seele das Uebergewicht. Auf der Heimreise von Pillau nach Stockholm erließ er [1]) unter dem 21. Oktober 1627 an Christian IV. von Dänemark einen Brief, in welchem er diesen Fürsten aufforderte, mit Schweden gemeinsame Sache zu Vertheidigung der Ostseegestade zu machen. Auch schickte Gustav noch vor Schluß des Jahres 1627 eine Sendung Waffen und Schießbedarf der von Wallenstein bedrohten Festung Stralsund. Denn als Arnim im Auftrage des Herzogs von Friedland mit dem Rathe dieser Stadt im Januar 1628 Unterhandlungen wegen Uebergabe anknüpfte, forderte er unter Anderem, wie tiefer unten gezeigt werden soll, die Auslieferung von acht schwedischen Feldstücken, die eben daselbst angekommen seyen.

Gustav Adolf mußte die Stände ins Geheimniß ziehen, doch wagte er es nicht die Sache dem ganzen Reichstage vorzulegen, sondern verlangte Niedersetzung eines Ausschusses, „dem gewisse, höchst wichtige Dinge mitgetheilt werden sollten." Die Antwort [2]) desselben auf die Vorschläge der Krone ist unter dem 12. Januar 1628 ausgestellt: „nachdem Eure Majestät uns wissen lassen, in welch' gefährlichen Zustand unsere Religionsgenossen in Deutschland gerathen sind und wie der Kaiser und die papistische Liga einen Fürsten und eine Stadt nach der andern bedrückt und bezwungen, wie sie ungerechter Weise alle an die Ostsee gränzenden Herrschaften erobert, und endlich Dänemarks, unseres nächsten Nachbars, nicht verschont haben, so daß, sofern Gott solche Gefahr nicht abwendet, Wir nichts Anderes für unser Reich erwarten müssen, als das höchste Verderben, oder auch einen langwierigen und beschwerlichen Krieg: als geloben Wir, in unserem und unserer Mitbrüder Namen, gegen Eure königl. Majestät zu handeln, wie es redlichen Männern wohl ansteht, und für die gerechte Sache weder Leben noch Gut zu schonen." Gustav's Entschluß war gefaßt. In einem Briefe [3]) vom 1. April 1628 an den Reichskanzler, der damals Preußen verwaltete, enthüllt er seine Gedanken. „Es ist soweit gekommen," schreibt er, „daß alle Kriege, die in Europa geführt werden, in einander vermengt und eins geworden sind." Von Polen aus will er dem deutschen Kaiser in die Flanke fallen. „Polen," fährt das Schreiben fort, „ist ein großes, fruchtbares und offenes Land, unmächtig und kraftlos uns zu hindern, feindselig, auch wenn es Verträge anbietet, papistisch und vom Pabste getrieben, abgelegen, so daß die Kaiserlichen ein Heer, das Wir dort bilden, nicht leicht zerstreuen mögen." Ueber die Mittel des Kriegs ist der König nicht verlegen. „Polen," heißt es weiter, „hat Ueberfluß an Städten und Dörfern, die völlig offen sind, folglich meine ich, daß da ein Heer auf Wallenstein'sche Weise zu sammeln wäre, welches Wallenstein entgegengestellt werden könnte." Polnischer Widerstand hinderte vorerst die Ausführung dieses Plans. Gleichwohl war der erste Akt Gustav's im neuen Feldzuge eine Feindseligkeit gegen den deutschen Kaiser.

[1]) Geijer III, 142 flg. — [2]) Ders. S. 150. — [3]) Ders. III, S. 150.

Siebentes Capitel.

Der Feldzug von 1628 und 1629. Altmarker Friede mit Polen. Die Krone Frankreich unterstützt Gustav Adolf und bereitet ein Bündniß mit Schweden vor.

Der Rath der Stadt Stralsund, welche im Frühjahr 1628 Wallensteins Hauptleute hart bedrängten, hatte Anfangs April ein Schiff nach Danzig geschickt, um dort Pulver zu holen. Diese Forderung wurde auf Befehl des Königs Sigismund zurückgewiesen. Durch seinen Admiral Gyldenhielm erhielt Gustav Adolf Kunde davon. Während die schwedische Flotte eben auf der Küste bei Landsort versammelt war, um den König mit drei frischen Regimentern nach Preußen hinüberzuführen, erließ Gustav unter dem 6. Mai am Bord seines Schiffes ein Schreiben [1]) folgenden wesentlichen Inhalts an den Rath von Stralsund: „es thut Uns leid, daß Ihr Euch in Eurer Noth nicht gleich an uns gewendet habt. Um Euch ein kleines Zeugniß unserer wohlwollenden Gesinnung zu geben, übersenden wir Euch eine Last Pulver und ermahnen Euch herzlich, in Vertheidigung Eurer Freiheit und Religion treulich auszuharren. Können wir Euch mit sonst etwas dienen, so seyd stets unserer Hülfe versichert." Der Hoffunker Georg Borchard erhielt Befehl, diesen Brief sammt der Sendung Pulver nach Stralsund zu überbringen. Insgeheim wurde er angewiesen, den Rath zu bearbeiten, daß derselbe eine schwedische Besatzung verlange. Borchard kam glücklich den 17. Mai in Stralsund an, 14 Tage später traf ein neues Geschenk von Seiten des Königs ein, bestehend in 100 Tonnen Pulver, sechs Kanonen, 100 Ochsen.

Die oben erwähnte Flotte fuhr am 12. Mai von der schwedischen Küste ab, und erreichte am 15. die Rhede von Pillau, wo der König ans Land stieg, den 19. begab er sich nach Höft. Zehn Tage später, während Gustav das Pfingstfest zu Marienburg beging, erschienen zwei Gesandte der Stadt Stralsund, um schwedische Hülfe zu erflehen. Ihr Gesuch ward mit großer Bereitwilligkeit gewährt. Die Obersten Fritz Roslabin und Duval erhielten Befehl, auf der Stelle mit 600 Musketieren nach der bedrohten Stadt abzusegeln. Im nächsten Buche werden wir zeigen, welche Dienste sie den Stralsundern geleistet haben. Des Königs Großmuth war nicht uneigennützig. Einer Seits durch Wallenstein's Kanonen, anderer Seits durch die Zureden der Offiziere Gustav's in die Enge getrieben, mußte der Rath am 25. Juni 1628 einen Bundesvertrag mit Schweden abschließen, in welchem die Worte standen: Stralsund verbleibe für immer bei der Krone Schweden [2]). Absichtlich hatten die königlichen Unterhändler diese Fassung gewählt. Zwar brauchte der

[1]) Abgedruckt „Wallenstein's Briefe von Förster" I, 230. — [2]) Geijer III, 148 flg.

Magistrat die Vorsicht, den Vorbehalt zu machen, daß jener Ausdruck nur von der Treue der Stadt, als Bundesgenossin, verstanden werden solle. Aber der Vorbehalt nützte nicht viel, denn Gustav wandte Alles auf, um Stralsund fest zu halten. Unter dem 30. Juni schrieb [1]) er aus dem Lager von Dirschau an den schwedischen Reichsrath, daß er selbst mit neun Regimentern nach Stralsund abzufahren gedenke. Dieses Vorhaben unterblieb, weil sich unterdessen Christian IV. von Dänemark der Stadt angenommen hatte, aber später schickte Gustav eine zweite Hülfsschaar unter den Obersten Nils Brahe und Lesley nach Stralsund, und letztere wie ihre Vorgänger blieben in der Stadt, auch nachdem die Belagerung von Wallenstein aufgehoben worden war. So geschah es, daß der König von Schweden volle zwei Jahre vor der Kriegserklärung wider den Kaiser einen wichtigen deutschen Hafen in seine Gewalt bekam.

In Preußen selbst begannen die kriegerischen Unternehmungen wegen des schlechten Wetters erst gegen die Mitte Juni. Das schwedische Heer sammelte sich bei Dirschau. Hier erfuhr Gustav, daß die Polen bei Meve sich verschanzt und eine Brücke über die Weichsel geschlagen hätten. Um den Feind aus dieser Stellung zu vertreiben, brach der König den 14. Juni mit 60 Kompagnien zu Fuß, 53 Schwadronen und dem Geschütz über Marienburg nach Meve auf. Allein nachdem er das feindliche Lager besichtigt, fand er, daß dasselbe zu stark sey, kehrte deßhalb wieder um und erschien den 26. Juni unvermuthet zwischen Danzig und Weichselmünde. Ein Theil der Schweden wurde vor der Stadt aufgestellt, um die Bürger zu beschäftigen und dem König freie Hand zu einem Streich gegen Weichselmünde zu verschaffen. Vor dieser Feste lagen sechs polnische Kriegsschiffe in der Weichsel. Gustav zog mit einem Regimente Fußvolk und zehn Kanonen hart vor den Ort und begann die Schiffe zu beschießen. Bald flog eines derselben in die Luft, nachdem die Pulverkammer von einer glühenden Kugel getroffen worden war, auch ein zweites gerieth in Brand und wurde vernichtet. Schon war ein drittes vom Feuer ergriffen wurde aber noch von der Mannschaft der andern Schiffe gerettet. Dieses und die drei übrigen entkamen nach Danzig. Einige Tage später rückte der König mit 2000 Mann in den Danziger Werder, wo das Dorf Prust ausgeplündert ward; Gustav machte noch einige andere Versuche wider die Stadt, aber die Elemente schienen sich gegen ihn verschworen zu haben. In Strömen schoß der Regen fast einen Monat lang herab, das Wasser trat in den niedern Marschgegenden aus, und verhinderte militärische Unternehmungen. Der König entschloß sich zu einem Zuge in das innere Land, um dadurch Koniecpolski zu nöthigen, daß er seine starke Stellung bei Meve aufgebe. Zehn Regimenter Fußvolk, 60 Schwadronen Reiterei, 18 metallene und 22 lederne Stücke wurden in der Gegend von Marienburg zusammen-

[1]) Geijer III, 148 flg.

gezogen. Am 9. August brach Gustav mit dieser 15,000 Mann starken Heeresmacht in der Richtung von Marienwerder auf, in welcher Stadt kurbrandenburgische Besatzung lag. Sie wurde aufgefordert, die Schweden durchzulassen. Die Antwort lautete abschläglich. Nun ließ Gustav zwei Kanonen auf die Stadt abfeuern und die Thore angreifen. Dies wirkte. Der König erhielt ungehinderten Durchzug. Von Marienwerder rückte er über Garnsee nach dem Ossaflusse, in der Absicht, sich längs demselben Straßburg zu nähern. Als Koniecpolski von diesen Bewegungen Nachricht erhielt, verließ er, um nicht von der obern Weichsel abgeschnitten zu werden, das Lager vor Meve, zog mit 8000 Mann gegen Graudenz hinauf, ging dort über die Weichsel und lagerte sich auf dem linken Ufer der Ossa gegenüber den Schweden, die nur durch den Fluß von den Polen getrennt waren. Beide Heere beobachteten einander eine Zeitlang. Den 13. August ließ Gustav das Schloß Engelsburg besetzen, das auf dem linken Ufer der Ossa liegt; am 21. zog er selbst mit dem ganzen Heere über diesen Fluß, und bot den Polen, die eine starke Stellung auf den benachbarten Höhen eingenommen hatten, die Schlacht an. Allein da der Feind unbeweglich hinter seinen Schanzen stehen blieb, bezogen die Schweden Abends ihr Lager wieder. Inzwischen hatte Gustav den Feldmarschall Herman Wrangel die Weichsel hinuntergeschickt, um das von Koniecpolski verlassene und nur von einer kleinen Garnison vertheidigte Meve anzugreifen. Den 20. August erschien Wrangel mit zwei Regimentern zu Fuß und 350 Reitern vor der Stadt, aber die Besatzung leistete so tapfern Widerstand, daß der Feldmarschall am 26. unverrichteter Sache abziehen mußte. Hingegen glückte fast um dieselbe Zeit dem Grafen Thurn ein Streich auf Neuenburg. Vor Tagesanbruch wurde dieses Städtchen von den Schweden überrumpelt. Die Sieger fanden reiche Beute, die auf mehr als drei Tonnen Gold sich belief, denn aus dem umliegenden Lande waren die besten Habseligkeiten nach Neuenburg geflüchtet worden.

Den 10. September erhielt der König Verstärkung durch ein Regiment, das ihm der Rheingraf Otto Ludwig zuführte. Dieser deutsche Edelmann trat aus dänischen Diensten, in welchen er den unglücklichen Kriegszug Christian's IV. von Dänemark gegen Tilly und Wallenstein mitgemacht, unter Gustav Adolf's Fahne. Am nämlichen Tage wurde Kriegsrath im schwedischen Lager über die Frage gehalten, ob man sich gegen Thorn oder Straßburg wenden solle. Die Mehrzahl der Stimmen entschied für Letzteres. Den 17. September erschien das schwedische Heer vor den Mauern von Straßburg; noch während der Nacht wurde an einer Brücke über die Drebnitz, an welcher der Ort liegt, gearbeitet, sie war vollendet am 19., worauf ein Theil des Heeres über den Fluß setzte und die Stadt auch auf der Südseite einschloß. Eine regelmäßige Belagerung begann. Am 21. hatten sich die Schweden bis unter die Mauern des Schlosses genähert und beschossen es in der Frühe

mit Kanonen, gegen Mittag ward eine Mine unter den Halbmond getrieben, der das Schloß deckte. Sobald dieselbe fertig war, schickte Gustav einen Trompeter in die Stadt, benachrichtigte die Besatzung von der Gefahr, in der sie schwebe, und ließ ihr gute Bedingungen anbieten, wenn sie sich ergeben wolle. Der Kommandant, ein Franzose Namens Montagne, erbat sich Bedenkzeit, welche auch bewilligt wurde, allein die Belagerten benützten den Stillstand blos dazu, die Mauerlücken wieder herzustellen und sich zu kräftigem Widerstand vorzubereiten: nach Verfluß einer Stunde begannen sie das Kanonen- und Gewehrfeuer von Neuem und verwundeten und tödteten den Schweden viele Leute. Jetzt ließ Gustav die Mine unter dem Halbmond sprengen, zugleich eröffneten die Schweden aus allen Stücken ein heftiges Feuer, das bis zum andern Morgen fortgesetzt wurde.

Am 22. September bei Anbruch des Tages, als das schwedische Geschütz noch gegen die Stadt spielte, erschien das polnische Heer unter Koniecpolski im Angesichte der Belagerer. Sogleich zog der König mit allen Truppen, die nicht zur Einschließung der Stadt unumgänglich nöthig waren, dem Feinde entgegen und bot ihm ein Gefecht an. Koniecpolski nahm es nicht an, sondern begnügte sich durch Signale die Garnison von Straßburg zu benachrichtigen, daß er zu ihrer Befreiung erschienen sey. Die Schweden blieben während des ganzen Tages in ihrer Stellung gegenüber dem feindlichen Heere, jeden Augenblick bereit zu schlagen. Am Abende wurde eine neue Mine in derselben Gegend, wie die gestrige, gesprengt, in der Frühe des 23. zeigte es sich, daß die Mauerlücke, in Folge der vereinten Wirkung des Geschützes und der Minen breit genug war, um vier Wagen in einer Linie durchzulassen. Noch wurden an diesem Tage zwei weitere Minen auf einer anderen Seite angelegt, und das Beschießen mit den Kanonen fortgesetzt. Gegen Abend sprangen die Minen und stürzten die Vorderseite des Schlosses um. Die Schweden setzten sich in den Ruinen fest. Unmöglich konnte sich die Garnison länger halten. Am 24. Mittags verlangte der Kommandant zu kapituliren, er begehrte freien Abzug mit allem Geschütz, Gepäck und fliegenden Fahnen. Sein Ansuchen ward bewilligt, worauf die Belagerten Geißel für Aufrechthaltung der Kapitulation stellten.

Jetzt erst versuchte Koniecpolski eine ernstliche Diversion. Am 25. Morgens frühe um fünf Uhr griff er das verschanzte Lager der Schweden an, ward aber nachdrücklich zurückgewiesen. Eine Stunde später begab sich der schwedische Hofmarschall Dietrich von Falkenberg mit andern Offizieren in die Stadt, um die Kapitulation zu vollstrecken. Die Besatzung, die etwa aus 500 Mann bestand, erhielt freien Abzug mit allen Ehren. Sie hatte ihre Pflicht gethan. Dennoch wurde der Kommandant Montagne, nachdem er im polnischen Lager angekommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Am 26. September fiel sein Kopf. Koniecpolski wollte ein Opfer haben.

Gleich zu Anfang der Belagerung war der ebengenannte Dietrich von Falkenberg [1]) mit 20 Kompagnien Reitern und 1000 Musketieren in das benachbarte Masovien geschickt worden, um Beute zu machen und Schrecken im Herzen Polens zu verbreiten. Falkenberg führte seinen Auftrag glücklich aus, er kam zu Ende der Belagerung mit einer Masse Lebensmittel in das schwedische Lager zurück, das deren sehr bedurfte. Noch günstiger für Gustav als der materielle Vortheil dieses Zugs war der Eindruck, den er auf die Gemüther der Polen hervorbrachte. Sigismund glaubte sich kaum mehr in seiner Hauptstadt sicher.

In aller Schnelle wurden die Werke von Straßburg wieder hergestellt. Man hatte in der Festung nichts als einige tausend Fässer Gerste und Roggen gefunden. Alle Orte ringsum waren ausgeplündert, der König mußte daher auf den Rückzug denken; er ließ 400 Mann in der Stadt als Besatzung zurück, und brach mit dem Heere am 30. Sept. nach der Seeküste auf. Der Zug ging über deutsch Eylau, wo das schwere Geschütz wegen der verdorbenen Wege unter guter Bedeckung zurückgelassen wurde, nach Liebemühl, der Stadt Holland zu. Unterwegs erlitten die Schweden einen kleinen Verlust. Gustav hatte den Obersten Baudissen mit einer kleinen Abtheilung Reiter vorangeschickt, das Städtchen Osterode zu besetzen, allein die Polen waren ihm schon zuvorgekommen. Ohne zu wissen, daß der Feind 32 Kompagnien Reiterei und 1000 Mann Fußvolk stark sey, grief ihn Baudissen den 13. Oktober an. Seine Reiter wurden auf den Flanken durch die polnischen Musketiere, die in einem Gehölze versteckt waren, mit einem mörderischen Feuer empfangen, von vornen brach die an Zahl überlegene polnische Reiterei auf sie ein. Etwa 250 Mann fielen, Baudissen selbst wurde, nachdem er mehrere Schüsse in Arme und Beine erhalten, gefangen genommen. Nur wenige entkamen durch die Schnelligkeit ihrer Rosse. Am folgenden Tage, den $\frac{4}{14}$ Oktober, nahm Gustav selbst an der Spitze von 4000 Mann das Städtchen ein. Damit schloß der Kampf des Jahres 1628. Das schwedische Heer wurde in Winterquartiere

[1]) Die älteren Lebensgeschichten Gustav Adolf's, namentlich Walter Harte und Mauvillon, wimmeln von falschen Angaben über den preußischen Krieg. So läßt Harte den König in eigener Person bis an die Thore von Masovien (das doch keine Stadt, sondern eine Woiwodschaft ist) und Warschau streifen, auch eine ganze Schaar liebreizender Frauen und Mädchen gefangen nehmen, die er wie ein zweiter Scipio gegen die Gelüste seiner Soldaten schützt. Mauvillon verbessert den Fehler seines Vorgängers in geographischer Hinsicht, und in sofern er behauptet, der Oberst Baudissen habe diesen Streifzug befehligt. Er folgt hierin Khevenhüller, der (Annales Ferdinand. Th. XI. S. 409.) berichtet: „nach Eroberung der Stadt Straßburg schickte der König den Oberst Baudiß, zu dem sich ein evangelischer, aber von Sigismund verbannter polnischer Herr gethan, mit einigem schwedischen Volke in das Herzogthum Masovien.“ Es mag seyn, daß Baudiß mit bei der Expedition war, aber er kommandirte sie nicht, denn das Tagebuch Gustav Adolf's, dem wir in Beschreibung der preußischen Feldzüge Schritt vor Schritt folgen, nennt (Lettres de G. A. S. 77.) ausdrücklich den Hofmarschall Dietrich von Falkenberg als Befehlshaber des Zuges.

gelegt. Gustav reiste am 12/22. Oktober nach Pillau, von wo er nach Schweden übersetzte.

Der Feldzug von 1628 war ärmer an kriegerischen Thaten, als die früheren. Dies kam daher, weil Koniecpolski, durch die Erfahrung der vorangegangenen Jahre geschreckt, sich auf die Vertheidigung beschränkte. „Der Feind," schreibt[1]) Gustav unter dem 13. Oktober 1628 an den Reichskanzler, „kämpft mit einer neuen Kunst, treibt Vieh und Leute weg, aber flieht die Schlacht, wie das Feuer." Gleichwohl drückte die Last des Kriegs schwerer auf das Land, als während der früheren Feldzüge. Erbittert durch die Hartnäckigkeit Sigismund's, einen Kampf fortzusetzen, zu dessen tüchtiger Führung es ihm an Fähigkeit gebrach, sah der König den Gewaltthaten seiner Soldaten nicht blos durch die Finger, sondern er ermunterte sie. Das Tagebuch des Feldzugs berichtet mehr als einmal, daß Plünderung anbefohlen worden sey. Wallenstein's Beispiel, auf das sich Gustav in der oben mitgetheilten Urkunde beruft, blieb, wie man sieht, nicht ohne Wirkung. Freilich war dies vielleicht das einzige Mittel, den Frieden zu erzwingen, denn man durfte erwarten, daß die Preußen, verzweifelt über den Ruin ihres Landes, den König von Polen so lange mit Bitten um Beendigung des Krieges bestürmen würden, bis Sigismund nachgebe. Weithin waren die Fluren verwüstet, eine Menge Dörfer und Städtchen zerstört, und viele Tausend Lastthiere, welche beide Heere um die Wette den armen Einwohnern wegnahmen, umgekommen. Bei dem polnischen wie bei dem schwedischen Heere herrschte Mangel. Dieser, im Bunde mit der ungünstigen und nassen Witterung des Jahres 1628, hatte mörderische Krankheiten zur Folge. Mehr als 1000 schwedische Soldaten starben, etliche tausend Kranke lagen in den besetzten Städten herum, eine gute Anzahl derselben wurde zu Ende des Jahres nach Schweden geschickt, um dort besser verpflegt zu werden. In einem Briefe[2]) vom 10. September 1628 entwirft Salvius folgende düstere Schilderung des Standes der Dinge: „Offiziere, die 30 Jahre gedient, wissen nie von einem solchen Zustande unseres Heeres. Der Abgang beträgt allbereits über 5000 Mann, seit wir von der Offa fortgezogen, und unsere Schweden reißen noch täglich aus. Die Fremden (Söldner) sind so unwillig, daß man nur Meutereien zu erwarten hat, und wir besitzen keine Mittel, sie willig zu machen. Der König hat Nichts in Preußen unternehmen können, aus Furcht deutscher Seits. Im Lande ist Alles elend, keine guten Quartiere vier Häuser auf ein Regiment, die Wege so schlecht, daß man des Tags keine halbe Meile mit den Stücken fortkommen kann. Der Feind haut nach und schneidet alle Zufuhr ab." Zu den Opfern des Feldzugs gehörte der junge Graf Franz Thurn, der den 4. Oktober zu Straßburg an den Maßern starb.

Die Unterhandlungen ruhten auch während dieses Sommers nicht,

[1]) Geijer III, 131. — [2]) Ebendas. III, 131.

aber sie waren erfolglos, wie immer, so daß wir den Raum zu verschwenden fürchteten, wenn wir Näheres darüber berichten wollten. Gegen Ende des Jahres machte Sigismund wieder Miene, die dringenden Bitten der preußischen Stände um Beendigung des Kriegs zu erhören. Bevollmächtigte wurden von beiden Seiten ernannt, und der Kurfürst von Brandenburg bot seine Vermittlung an. Allein schon bei der ersten Zusammenkunft zerschlug sich das Geschäft und der polnische Hof verschob die Entscheidung auf den nächsten Warschauer Reichstag, der im Januar 1629 zusammentreten sollte. Dieser Reichstag aber hat aus Gründen, die erst unten entwickelt werden können, eine außerordentliche Steuer zu Fortsetzung des Kriegs bewilligt [1]).

Es bedurfte also noch einmal der Waffen, um den Frieden zu erobern. Der Kampf begann dießmal schon Ende Januar 1629 in Abwesenheit des Königs. Oxenstierna, der wieder wie früher zum Statthalter in Preußen eingesetzt war, beschloß mitten im Winter die Besatzung von Straßburg, die an Munition und Lebensmitteln Mangel litt und als der vorgeschobenste Posten der Schweden von den umliegenden polnischen Garnisonen hart bedrängt wurde, zu verstärken und mit Vorräthen zu versehen. Zugleich sollte das schwere Geschütz, das, wie wir oben berichteten, im Spätherbst 1628 beim Rückzuge Gustav's in deutsch Eylau zurückgelassen und während des Winters in das sichere Städtchen Osterode gebracht worden war, nach Elbing zurückgeführt werden. Günstig für das Unternehmen der Schweden war der Umstand, daß sich der einzige fähige General der Polen, Koniecpolski, gerade damals in Warschau beim Reichstage befand. Ohne an die Möglichkeit eines Ueberfalls im Winter zu denken, hatte er das Kommando während seiner Abwesenheit einem vornehmen Offiziere vom gewöhnlichen Schlage, dem Castellan Potowski von Kaminiec übertragen. Den Oberbefehl über die schwedische Heeresabtheilung, die zu der Expedition bestimmt war, erhielt Feldmarschall Hermann Wrangel. Sie zählte etwa 6000 Mann, zusammengesetzt aus den Truppen des Rheingrafen, der Obersten Ekholz, Zacharias Pauli, Baudissen, Streif, Teufel, (die beide wieder aus polnischer Gefangenschaft befreit waren) Hans Wrangel, Ramsay, Behnen, Oppelen, Muscampt, Ehrenreuter, Noot und Axel Lillia. Der Reichskanzler hatte die Absicht gehabt, sich vor dem Beginn des Zugs mit dem Feldmarschall persönlich über den Operationsplan zu verständigen, da aber die Umstände eine Zusammenkunft nicht gestatteten, so schickte er ihm in Form eines Gutachtens seine Ansicht über die Sache oder richtiger seinen Befehl zu, woraus ersichtlich ist, wie groß die Vollmacht Oxenstierna's und sein Ansehen über die Generale war. Am 29. Jan. vereinigten sich alle schwedischen Truppen in Osterode um die Person des Feldmarschalls. Große Vorsicht mußte angewandt werden, theils

[1]) Ueber die Friedensverhandlungen des Jahrs 1628 gibt Lengnich S. 219 flg. urkundlichen Bericht.

damit der Feind die Absichten der Schweden nicht erfahre, theils weil eine Menge Lastwagen mit den Truppen zog, die den Zug beschwerlich machten und den Ueberfällen des Feindes leicht eine Blöße darbieten mochten. Man rückte in einer künstlichen Schlachtordnung vor, um den Polen überall das Gefecht anbieten zu können. Der Rheingraf genoß die Ehre, die Vorhut zu führen. Den 30. Januar brach das kleine Heer von Osterode in der Richtung von Straßburg auf. Der Beschluß war gefaßt worden, nicht den kürzeren Weg längs der Drebnitz, die aus einem See gleichen Namens herauskömmt und sich westlich von Straßburg in die Weichsel ergießt, sondern den längern über Löbau und Lautenburg einzuschlagen. Diese längere Linie schien sicherer und sie bot auch mehr Hülfsmittel dar, weil die Umgegend noch nicht in den früheren Feldzügen ausgesogen war.

Nachdem die Schweden den ganzen Tag über mit polnischen Kosaken, die sich auf den Flanken zeigten, kleine Gefechte geliefert, trafen sie Abends in dem Dorfe Grabau, unweit Löbau, eine größere Anzahl Feinde. Die Truppen verlangten, daß der Feind noch in der Nacht angegriffen werden solle. Der Feldmarschall gab Anfangs dem Ungestümm der Soldaten nach und schickte dem Rheingrafen Befehl zu, das Dorf zu stürmen. Aber bald zeigte es sich, daß nur ein steiler mit Eis bedeckter Fußpfad hinanführe und daß der Feind aus dem benachbarten Löbau leicht Verstärkungen an sich ziehen könne. Hermann Wrangel fürchtete daher, seine Leute möchten in der Nacht und in einer unbekannten Gegend zu ihrem Nachtheil fechten, und nahm den Befehl zum Angriff zurück. Das schwedische Hauptquartier übernachtete ungestört von den Feinden in Kaslniz [1]. Im Verlaufe des vorigen Tages hatte man einige Kosaken gefangen genommen, von denen man erfuhr, daß die Polen ihre Truppen in Neumark zusammenziehen, um dem schwedischen Feldmarschall den Weg nach Straßburg zu verlegen.

Den 31. Januar setzte das Heer den Zug in der eingeschlagenen [2]) Richtung fort. Während des Marsches zeigten sich Schaaren von Kosaken auf den Flanken, doch ohne den Tag über etwas zu wagen, erst gegen Abend versuchten sie es, einen Theil der Proviantwagen anzufallen. Sie wurden jedoch nachdrücklich von dem Rheingrafen zurückgewiesen. Schon wollte der Feldmarschall seinen Leuten in den benachbarten Dörfern das Nachtquartier anweisen, als er Kunde erhielt, daß die Polen etliche Kompagnien abgeschickt hätten, das Städtchen Lautenburg zu besetzen. Der Feldherr beschloß deßhalb Lautenburg noch in dieser Nacht angreifen zu lassen. Vier Schwadronen Reiter unter Hans Wrangel und Zacharias Pauli wurden zu dieser Unternehmung beordert, sie erhielten Befehl, Quartier für das übrige Heer zu bereiten; bis dieses ankommen würde,

---

[1]) So heißt es im Tagebuch (Lettres de G. A. S. 100 flg.) wahrscheinlich statt Katzanitz. — [2]) In dem Tagebuch werden Namen von Orten genannt, die ich auf keiner Karte finden kann.

sollten sie außerhalb des Städtchens bleiben. Hans Wrangel langte um 7 Uhr vor Lautenburg an. Er schickte einige Dutzend Reiter hinein, um zu sehen, ob der Feind drinnen sey; nur ein einziger Schuß wurde auf sie abgefeuert. Die Polen hatten den Ort bereits geräumt, man fand blos noch 8—10 ihrer Soldaten, welche niedergemacht wurden. Abends 10 Uhr kam das Heer in gutem Stande nach, ob man gleich an diesem Tage neun Stunden zurückgelegt hatte. Man berathschlagte im schwedischen Hauptquartier, ob man nicht am folgenden Tage den Truppen Ruhe gönnen solle, was um so nöthiger schien, da auch die Pferde gegrifft werden mußten. Allein die im Laufe des Tags gemachten Gefangenen sagten aus, daß am nächsten Tage ein schwieriger Paß hinter dem Dorfe Schukow über ein Flüßchen, welches den Namen „Bramza“ führt, zu bestehen sey, und daß der Feind an Verhauen arbeite, um den Weg von Lautenburg nach letzterem Orte zu verrammeln. Daher entschloß sich der Feldmarschall, am andern Morgen weiter zu ziehen, damit die Polen nicht Zeit bekämen, ihr Vorhaben auszuführen. Den 1. Februar, als das Heer aufbrechen wollte, zündete ein finnischer Reiter das Städtchen Lautenburg an, das in Flammen aufging, der Thäter wurde sogleich ergriffen und hingerichtet. Eine Stunde Weges vor dem Dorfe Schukow fand man die Straße, die durch ein Gehölz führte, wirklich mit Bäumen verrammelt, doch war der Verhau nicht ausgedehnt genug, um die Schweden aufzuhalten. Der Rheingraf drang an der Spitze einiger Schwadronen seitwärts durch den Wald vor und gelangte auf die Ebene von Schukow. Das Fußvolk rückte, sobald die Bäume weggeräumt waren, auf der Heerstraße nach. Auf dem Saum der Ebene diesseits der Bramza standen die Polen in Schlachtordnung. Als sie die Schweden aus dem Walde hervorbrechen sahen, verbrannten sie die Brücke über den Bach. Indeß brach die Nacht herein, so daß Nichts weiteres unternommen werden konnte. Die Schweden bezogen Quartiere in Schukow. Die Aufgabe des nächsten Tags war schwierig. Der bereits erwähnte, hinter dem Dorfe fließende Bach, die Bramza, der aus dem benachbarten Masovien kommend, zwei Meilen oberhalb Straßburg sich in die Drebniz ergießt, ist nicht breit, aber tief. Meist sind die Ufer von Sümpfen umgeben, die, weil sie lebendige Quellen haben, an vielen Orten nicht gefrieren. Wo keine Sümpfe sind, theilt die Bramza sich in zwei oder mehrere Arme, welche kleine Inseln umschließen. Die Schweden mußten daher mehrere Brücken schlagen. Jenseits erhoben sich steile Höhen, gekrönt auf ihrem Scheitel von wohlverschlossenen Häusern, die vom Feinde besetzt waren. Diese Hügel mußten erst erklommen werden, ehe die Schlacht eröffnet werden konnte. Links von den Höhen zog sich ein Wäldchen hin, das gleichfalls von den Polen besetzt war.

Am Morgen des 2. Februar setzten sämmtliche schwedische Musketiere mit einer kleinen Schaar Reiter über die während der Nacht errichteten Brücken, erstiegen nach kurzem Kampf die jenseitigen Höhen und

vertrieben die feindlichen Schützen. Auch das übrige Heer, Reiterei und Geschütz, rückte nach und stellte sich auf der Hochebene in Schlachtordnung auf. Der Feind, außer Fassung gebracht durch das schnelle Anrücken der Schweden, blieb Anfangs unbeweglich, man hörte keinen Trompetenschall, keine Trommel schlagen, bis die Schweden aus ihren herübergebrachten Kanonen zu schießen begannen. Jetzt sah man, daß er seine Stellung ändern wollte; unaufhörlich bewegten sich seine Schaaren hin und her zum deutlichen Beweise, daß der feindliche Feldherr nicht mehr wußte, was er thun sollte. Potowski war darauf verfallen, die Taktik Gustav Adolf's nachzuahmen, d. h. jene Stellung, welche mit dem Schachbrett verglichen worden ist und welche zwischen den verschiedenen Truppenabtheilungen Zwischenräume läßt, um die Soldaten der zweiten Linie nach Belieben in die erste oder umgekehrt zu versetzen.

Schon hatten die Schweden die Kanonade eine Weile fortgesetzt als Potowski seine Artillerie auffahren ließ, er schoß aus vier Sechspfündern, aber ohne Wirkung. Nachdem mittlerweile vollends die schwedische Nachhut über den Bach herübergekommen war, eröffnete Teufel mit seinen Musketieren die Schlacht, indem er das auf dem rechten Flügel gelegene und vom Feind besetzte Dorf Zaporowa angriff. Der Feind steckte es in Brand und fiel dann mit seinen Husaren auf das Fußvolk Teufel's, das die Polen mit Gewehrfeuer empfing. Streiff und Hans Wrangel eilten dem angegriffenen Fußvolk mit ihren Reitern zu Hülfe. Der Feind warf sich diesen entgegen; als er sie nicht durchbrechen konnte, wich er zurück. Das übrige polnische Heer war während des Kampfes auf dem rechten Flügel unthätiger Zuschauer geblieben. Als es ihn geworfen sah, hielt das Centrum dem Angriffe des Rheingrafen nicht mehr Stand. Die Schlacht war gewonnen. Alles stürzte in wilder Flucht davon, die Schweden jagten den Fliehenden nach. Hinter der Stellung, welche die Polen am Morgen des Tages eingenommen hatten, dehnte sich eine Fläche aus, die durch einen Wald begränzt war. Zwei Stunden tief in diesen Wald hinein verfolgten die Schweden den Feind, so oft er sich wieder zu sammeln und die Stirne zu bieten versuchte, ward er jedesmal geworfen. Die polnischen Musketiere, soviel ihrer dem Schwerte entgingen, ein großer Theil der Husaren und der deutschen Dragoner mit der ganzen Artillerie fielen den Siegern in die Hände. Im Ganzen belief sich der Verlust des Feindes auf 2000 Gefangene und 1000 Todte, eine große Einbuße, wenn man bedenkt, daß die Polen nur 4000 ins Gefecht geführt hatten. Nach Lengnich's preußischer Geschichte [1]), einer trefflichen Quelle für den preußischen Feldzug, rechneten die Schweden ihrer Seits, außer den Verwundeten, nur 46 Todte, was übertrieben seyn mag. Der Bericht in dem Tagebuch schweigt ganz über den Verlust der Schweden. Ich will noch bemerken, daß Lengnich, der nur

[1]) S. 223.

aus preußischen und polnischen Archiven schöpfte, sonst genau mit den Angaben des Tagebuchs übereinstimmt.

Bei Einbruch der Dunkelheit rief der Feldmarschall die siegreichen Truppen zurück und nahm sein Quartier in dem Städtchen Gorzno, wo die Polen die Nacht zuvor zugebracht hatten. Das Gefecht trägt von diesem Orte seinen Namen. Noch am Abende ward Kriegsrath über die Art und Weise gehalten, wie der Sieg benützt werden sollte. Die Meinungen waren getheilt. Es fragte sich, ob man den Feind noch weiter verfolgen, sich namentlich der Städte Neumark, Löbau und des Bisthums Culm bemächtigen; weiter ob man Thorn oder eine andere feste Stadt an der Weichsel angreifen, oder endlich ob man sich mit den bereits errungenen Vortheilen begnügen und in die alten Quartiere zurückkehren solle, nachdem zuvor Straßburg verproviantirt worden wäre. Die Mehrzahl entschied für letztere Ansicht. Doch bewirkte der Reichthum der Stadt Thorn und die Hoffnung auf Beute, die man dort zu machen hoffte, daß beschlossen wurde, im Rückwege einen Angriff gegen diese wichtige Stadt zu versuchen.

Gorzno ist blos zwei Meilen von Straßburg entfernt und der Weg dahin war durch den am 2. Februar erfochtenen Sieg offen. Am Morgen des 3. zog das Heer in die befreite Stadt ein, setzte sich aber, nachdem der mitgebrachte Proviant und Schießvorrath abgeliefert war, wieder in Bewegung auf dem Weg nach Schönsee und Thorn. Etwa 1000 Mann Fußvolk und Reiterei blieben in Straßburg zurück, um die Besatzung zu verstärken. Auch ein Theil der Gefangenen wurde hineingelegt, der Rest derselben unter guter Bedeckung nach Osterode zurückgeschickt. Schönsee, das etliche Stunden Wegs westlich von Straßburg liegt, nahmen die Schweden am 4. ein. Den 5. eroberten sie das Städtchen Golup, wohin sich ein Haufe der bei Gorzno geschlagenen Kosaken geworfen hatte. Den 6. Mittags erschien das schwedische Heer vor Thorn.

Schon im vorigen Jahre hatte der Magistrat die Festungswerke ausbessern lassen. Ein hoher Erdwall umgab die innere Stadt. Auch die Vorstädte waren mit Außenwerken versehen, die aber einen zu großen Raum einnahmen, um von der kleinen Besatzung — nur etwas über 300 Mann — behauptet werden zu können. Das schwedische Fußvolk drang sogleich in die Außenwerke ein, worauf die Stadtsoldaten den größten Theil der Vorstädte anzündeten. Der Schaden an Häusern, Gärten und Waaren, den der Brand verursachte, wurde auf Millionen geschätzt. Der Feldmarschall ließ hierauf zwei der inneren Stadtthore angreifen, aber ohne Erfolg. Auch Unterhandlungen, die er anknüpfte, führten zu keinem Ziele. Schon am Morgen des 6. war ein Trompeter in die Stadt geschickt worden, um die Bürger zur Uebergabe aufzufordern. Am Abend kam derselbe, begleitet von mehreren Rathsmännern zurück, welche um Einstellung der Feindseligkeiten baten, aber keine Vollmacht hatten, über eine Kapitulation zu verhandeln. Der Feldmarschall

schlug ihre Bitte ab mit der Bemerkung, die Bürger müßten es sich selbst zuschreiben, wenn ihre Stadt im Sturme genommen werde und alle Gräuel erdulden müsse, die unzertrennlich von einem solchen Vorfalle seyen. Die Kanonade wurde die ganze Nacht und am folgenden Tage fortgesetzt. Am 7. Abends kam wieder eine Deputation aus der Stadt, neuen Aufschub zu erflehen. Sie sagte, daß der Rath Thorn gerne öffnen würde, aber der Staroste Denhof, der sich nach der Schlacht von Gorzno in ihre Stadt geworfen, verhindere die Uebergabe, er ziehe fortwährend flüchtige Polen an sich und habe 1100 Bürger bewaffnet. Wrangel behielt die Abgesandten zurück. Am 8. schickte er wieder hinein und ließ 100,000 Thaler Brandschatzung fordern, für welche Summe er abzuziehen versprach, im Weigerungsfall drohte er den Theil der Vorstädte, welcher noch stand, vollends anzuzünden und das Gebiet der Stadt zu verheeren. Als die Thorner sich weigerten, auf diese Bedingung einzugehen, vollstreckte er seine Drohung und zog dann mit dem Heere in die Winterquartiere zurück, da er es für unmöglich hielt, einen Platz von der Größe Thorns mit der kleinen Macht, die unter ihm stand, zu erstürmen.

Bei siegreicher Annäherung der Schweden hatte sich Schrecken in dem benachbarten Polen verbreitet. Der Reichstag, der, wie wir früher gemeldet, im Januar zu Warschau zusammengekommen war, fürchtete für seine Sicherheit. Erst als die Schweden von Thorn abziehen mußten, schöpften die Polen wieder Athem. Thorn bekam zum Lohn des tapfern Widerstandes Nachlaß aller während des Kriegs zu leistenden Steuern und noch die Versicherung besonderer Beweise der königlichen Gnade. Indeß wußte Sigismund die Angst der Versammlung schlau zu benützen. Er erhielt nicht nur eine bedeutende Steuer zur Fortsetzung des Kriegs, sondern auch eine andere Bewilligung, die nicht weniger werth war. Seither hatten sich die polnischen Stände beharrlich geweigert, fremden Hülfsvölkern zur Abwehr der Schweden den Eintritt in das Reich zu gestatten. Jetzt gaben sie diese Erlaubniß, welche der König eifrig suchte. Zu Ende des Reichstags wurde der Beschluß gefaßt, einen deutschen Heerhaufen von 10,000 Mann, welchen der Kaiser oder vielmehr Wallenstein seit längerer Zeit angeboten, in polnischen Sold zu nehmen [1]).

Um diesen Truppen Muße zum Einmarsch nach Preußen zu verschaffen, trug der Warschauer Hof, unter Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg, dem Reichskanzler Oxenstierna einen Waffenstillstand an, der vom 8. März bis Anfang Juni 1629 dauern solle. Sey es daß Oxenstierna über die wahren Absichten des Königs von Polen nicht unterrichtet war, oder daß er eine Waffenruhe während der Frühlingsmonate, in denen ohnedies wegen des schlechten Wetters nichts unternommen zu werden pflegte, für gleichgültig hielt: der angesonnene Ver-

---

[1]) Piasecki chronic. S. 406.

trag ward von den Schweden bewilligt [1]). In Neustettin sammelten sich Ende März 1629 die nach Preußen bestimmten Wallensteinischen Regimenter; ihr Anführer war ein Mann, der unter die berüchtigten Namen des 30jährigen Krieges gehört.

Johann Georg von Arnim [2]) (auch sonst Arnheim genannt), der Sohn eines brandenburgischen Edelmanns Bernhard von Arnim und der Gräfin Sophia von Schulenburg, wurde im Jahr 1581 zu Boitzenburg, einem Landgute, das seinem Vater gehörte, geboren. Seine Familie, wie er selbst, hing dem protestantischen Glauben an. Man sagt, daß er in der Schule einen muntern und offenen Kopf zeigte und schöne Fortschritte in den Studien machte. Die Natur hatte ihn zum Diplomaten gestempelt, wenigstens ist dies das Urtheil des Kardinals Richelieu, welcher äußerte, an Arnim sey der römischen Kirche ein vollendeter Jesuite verloren gegangen. Die damaligen Zeitumstände machten einen Soldaten aus ihm. Von vorneherein verrieth er in dieser Laufbahn seine Chamäleons-Natur: in kurzer Zeit aß er das Brod fast aller großen Herren, die damals Krieg führten. Die ersten Sporen trug er unter schwedischer Fahne, er machte unter Jakob de la Gardie den russischen Feldzug mit und blieb in Gustav's Diensten bis 1619. Im Jahre 1621 trat er als Oberst eines von ihm geworbenen Fußregiments zu den Polen über und focht bei Chozim gegen die Osmanen. Nach Beendigung des Türkenkriegs kehrte er 1622 auf seine Güter zurück, wo er längere Zeit verblieb. Im Jahre 1626 nahm er österreichischen Sold. Der kaiserliche Feldhauptmann Wallenstein schenkte ihm Zutrauen, Arnim war einer von den Männern, die von herrischen Geistern, wie Friedland, vorgezogen werden, außerordentlich biegsam, zu jedem Dienste brauchbar, schlau, thätig: er wurde zum Feldmarschall befördert. Diese Würde bekleidete Arnim, als er von Wallenstein nach Preußen geschickt ward, um Gustav aufzuhalten. Auch hier konnte er seinen Charakter nicht verläugnen; bald zeigte es sich, daß er gegen die Polen mit dem Kurfürsten von Brandenburg, in dessen Gebiet seine Stammgüter lagen, unter der Decke spielte. Er ward, wie wir unten sehen werden, durch einen andern kaiserlichen General ersetzt. Nun ging Arnim in sächsische Dienste und wurde oberster Feldherr des Kurfürsten Johann Georg I. Von seinen Thaten in dieser Bestallung werde ich später berichten. Seit Gustav's Tode arbeitete Arnim offen und insgeheim den Schweden entgegen. Er war es hauptsächlich, der den Kurfürsten von Sachsen bestimmte, den Prager Frieden im Jahr 1635 mit dem Kaiser einzugehen. Aus Rache dafür hoben ihn die Schweden im März 1637, während er in seinem Schlosse Boitzenburg weilte, gewaltsam auf und führten ihn nach Stockholm, wo er in der Hofburg eingesperrt und von 20 Tra-

[1]) Lengnich S. 225. — [2]) Nachrichten über Arnim hat Förster „Wallenstein's Briefe“ III. Band, Anhang S. 109 flg. aus urkundlichen Quellen zusammengestellt.

banten bewacht wurde. Nach anderthalbjähriger Gefangenschaft befreite sich Arnim durch List. Er stellte sich krank und zeigte dem schwedischen Reichsrathe an, daß er Gelegenheit habe, eines seiner in Deutschland gelegenen Güter vortheilhaft zu verkaufen, man möchte daher Pässe für einen Diener ausfertigen, den er wegen dieses Geschäfts in das Reich schicken wolle. Die Regierung bewilligte das unverfänglich scheinende Gesuch. Arnim wählte für die Abreise des angeblichen Unterhändlers einen Tag, an welchem Festlichkeiten in der Hofburg veranstaltet wurden. Als die Nacht eingebrochen war, ließ er sich, mit dem Passe des Unterhändlers versehen, an einem Strick aus dem Fenster seines Gemachs herab und floh davon. Während man ihn in Stockholm dem Tode nahe glaubte, erreichte er die Seeküste und entkam auf einem Fahrzeuge nach Deutschland. Der glückliche Ausgang des Streichs machte dem Reichskanzler Oxenstierna viele Sorgen. Arnim starb zu Dresden im Jahr 1641. Er war einer der durchtriebensten Schälke des 30jährigen Kriegs und in Täuschungen aller Art so gewandt, daß er für einen Meister galt; dabei hielt er streng auf den äußern Schein, spielte den Frommen, heuchelte großen Eifer für die Sache Gottes und des protestantischen Glaubens, weßhalb er von den Katholiken der lutherische Kapuziner genannt wurde.

Einen solchen Charakter besaß der Mann, der die Polen gegen Gustav im Namen des deutschen Kaisers unterstützen sollte. Sobald der Zug beschlossen war, trieb Wallenstein seinen Unterfeldherrn mit größter Hast über die Weichsel zu setzen. Er hat ihm deßwegen eine Menge Briefe geschrieben und manchmal in einem Tage mehr als einen Eilboten zugefertigt. Es scheint, daß Arnim nur mit Widerwillen den Auftrag übernommen hat, was kein Wunder ist, denn in dem armen Preußen gab es keine Gelegenheit, Beute zu machen, zumal da er dort als Freund des Königs von Polen auftrat, dem das Land, in welchem gekämpft werden sollte, gehörte. Auch mochte der Stolz eines Wallenstein'schen Generals durch den Gedanken verletzt werden, unter einer Fahne zu stehen, die bisher so wenig Lorbeeren erworben. Seinerseits unterließ auch Sigismund nichts, was Arnim demüthigen konnte. So langsame Märsche der kaiserliche General machte, kam er dem Könige von Polen doch noch zu früh, weil er ohne seine besondere Erlaubniß die preußische Gränze überschritten hatte. Arnim schrieb [1]) unter dem $\frac{18}{28}$. Mai 1629 aus dem Feldlager von Schwetz an den Herzog von Friedland: „Als ich drei Meilen von Thorn angekommen, haben Ihre königliche Majestät mir befohlen, wieder zurückzumarschiren, ohne jedoch Commissarien zu schicken, also daß mein Volk in sechs Tagen kein Stück Brod bekommen hat und mir bei 500 Mann von allen Regimentern entlaufen sind. Allhier zu Schwetz sind nun zwar Commissarien angelangt, haben aber nichts

[1]) Abgedruckt bei Förster „Wallenstein" S. 432.

Anderes als Vorwürfe mitgebracht und mir angezeigt, Ihro Majestät sey sehr ungehalten über mich, daß ich ohne Deroselben ausdrücklichen Befehl allhier ins Land gerückt sey. Nun bin ich des Dings schlecht gewohnt; bekomme ich noch einmal Vorwürfe, so sollen es die letzten seyn und ich werde mit Euerer fürstlichen Gnaden Erlaubniß davon ziehen, denn die polnische Manier, den Krieg zu führen, stehet mir nicht an." Erst im Juni fand die Vereinigung der beiden Heere, des polnischen und kaiserlichen, Statt. Kein Feldherr wurde dem andern untergeordnet. Im Uebrigen waren die Bedingungen für die Kaiserlichen von der Art, daß man sich über den baldigen Ausbruch von Zwistigkeiten nicht wundern kann. Arnim sollte mit seinen Soldaten das freie Feld halten (so wenig traute man der Enthaltsamkeit des Generals), nur auf den Fall der Noth ward ihm die Stadt Thorn zum Aufenthalte angewiesen. Arnim sollte ferner über die Kaiserlichen allein das Kommando führen, doch zugleich unter dem Könige Sigismund und dem Prinzen Wladislaus stehen [1]). Die Einheit zwischen den beiden Generalen Koniecpolski und Arnim war also durch einen Dritten vermittelt, der aber nicht immer sich im Lager befand.

Während das polnische Heer eine so beträchtliche Verstärkung aus Deutschland empfing, landete Gustav mit 13 Schiffen, welche Proviant und drei Regimenter aus Schweden herbeibrachten, den 21. Mai 1629 in Pillau [2]). Schon vorher hatte der König durch den Kammerherrn Sten Bjelke gegen Wallenstein über dessen Einmischung in den preußischen Krieg Klage geführt. Wallenstein antwortete dem Gesandten kalt: „sein Gebieter, der Kaiser, habe zu viel Truppen, er müsse daher Freunden mit dem Ueberflusse aushelfen." Nach seiner Ankunft traf Gustav Vorkehrungen, die Plane des Feindes zu vereiteln. Man glaubte, daß die Absicht der Polen dahin gehe, entweder das brandenburg'sche Preußen anzugreifen oder Dirschau zu berennen. Um Beides zu verhindern, bezog Gustav mit einem Theile seines Heeres ein Lager bei Marienburg, wo er eine Brücke über die Nogat schlagen ließ, damit Dirschau im Falle der Noth unterstützt werden könne. Der Rest des Heeres stand unter dem Feldmarschall Wrangel zur Deckung des brandenburg'schen Preußen zwischen Riesenburg und Marienwerder [2]). Nachdem Gustav sich versichert hatte, daß für Dirschau Nichts zu fürchten sey, brach er am 10. Juni nach Marienwerder auf, wo er zu dem Feldmarschall stieß. Dort angekommen, erfuhr er, daß Arnim und Koniecpolski ihre Vereinigung bei Graudenz bewerkstelligt hätten und damit umgingen, die Schweden von Marienburg abzuschneiden. Gustav beschloß deßhalb mit gesammter Macht dorthin zurückzukehren. Feldmarschall Wrangel brach am 16. Juni mit dem größten Theile des Fußvolks auf, am 17. folgte Gustav mit dem Reste des Heeres. Er zog längs dem rechten Ufer des

[1]) Khevenhüller annales XI. S. 810. — [2]) Lengnich S. 226.

Liebe-Flusses, das Gepäck deckend, das auf der Straße von Stumm vorangeschickt worden war. Indeß hatte sich das vereinigte kaiserlich-polnische Heer gleichfalls in Bewegung gesetzt und rückte, an Zahl der Abtheilung Gustav's bei Weitem überlegen, hinter derselben her. Doch befand sich nur die Vorhut des Feindes auf dem rechten Ufer der Liebe, die Hauptmasse war noch auf dem andern. Der Rheingraf deckte mit 17 Fahnen Reiterei den Rückzug und hatte Befehl erhalten, sich wo möglich in kein Gefecht einzulassen. Gleichwohl bot er in einer günstigen Stellung bei Riesenburg der polnischen Vorhut die Spitze. Dadurch bekam Koniecpolski Zeit, sein Heer auf das rechte Ufer der Liebe überzusetzen. Nachdem dies bewerkstelligt war, fiel er mit der gesammten Reiterei über die 17 Schwadronen des Rheingrafen her. Der Kampf war allzu ungleich, die schwedische Nachhut wurde auseinandergesprengt und verlor ihre zehn Kanonen.

Der König, zeitig von diesem Unfalle der Seinigen in Kenntniß gesetzt, eilte mit allen Reitern, die er in der Schnelle um sich sammeln konnte, zu Hülfe. Das Gefecht begann von Neuem. In der Hitze des Kampfes gerieth Gustav mitten unter die Feinde hinein; schon hatte ihn ein kaiserlicher Küraßier am Wehrgehenk gefaßt und wollte ihn fortreißen, der König zog das Gehenk über die Schultern hinaus, wobei ihm der Hut auf die Erde fiel. Ein anderer feindlicher Reiter ergriff ihn beim Arm, da kam der Schwede Erich Soop herbei und schoß den Polen vom Pferde herunter [1]). In diesem entscheidenden Augenblicke trafen die übrigen schwedischen Schwadronen, die schon weiter vorangezogen waren, auf dem Kampfplatze ein und stellten die Schlacht her. Der König war jetzt den Gegnern an Zahl gewachsen und das Blatt wandte sich, die feindliche Reiterei wurde bis hinter das Dorf Honigfeld zurückgedrängt. Ungehindert konnte Gustav seinen Marsch fortsetzen. Um Mitternacht erreichte er Marienburg, wo das Fußvolk bereits angelangt war. Gustav gibt seinen Verlust in zwei Briefen [2]) an den schwedischen Reichsrath und den Pfalzgrafen Johann Casimir auf 200 Mann, zehn Kanonen und fünf Standarten an und bemerkt zugleich, der feindliche Verlust sey eben so groß gewesen. Die Polen dagegen, denen es etwas Neues war, einen Vortheil über ihre Gegner in offenem Felde erstritten zu haben, machten aus dem unbedeutenden Gefecht einen glänzenden Sieg. Daß dem nicht so sey, beweist der Bericht, welchen Arnim über diesen Vorfall an den Herzog von Friedland abstattete [3]). Es heißt darin unter Anderem: „als Koniecpolski mit 700 Husaren und 1000 Kosaken zu mir gestoßen, sind Wir gegen den Feind gezogen, der hinter einem vortheilhaften Passe verschanzt war. Ich hatte Anfangs keine Lust, die Schweden anzugreifen, weil ich vorher das zurückgebliebene Fußvolk

[1]) Aussage Oxenstierna's bei Geijer III, 134. — [2]) Ebendaselbst und Lettres de G. A. S. 124 flg. — [3]) Abgedruckt bei Khevenhüller annal. XI, 810 flg.

abwarten wollte, allein der polnische Feldherr hat mit seinen Husaren und Kosaken das Treffen ohne Verzug angefangen, ist aber von dem Feinde zurückgetrieben und dann von mir befreit worden. Der Feind hat sich tapfer gewehrt, aber zuletzt weichen müssen, worauf er sich hinter einem Dorfe von Neuem stellte und sofort den Rückzug in ziemlicher Ordnung antrat. Der König von Schweden," fährt Arnim fort, „ist mitten unter uns gewesen und haben unsere Reiter so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen ich Euer Fürstlichen Gnaden überschicke. — Eben hat der Feind einen Trompeter wegen etlicher vornehmer Todten und Gefangenen zu mir gesendet; der König, sagte derselbe, hat geäußert: noch nie habe er so warm gebadet, doch wäre es ihm lieb, die Kaiserlichen kennen gelernt zu haben. Der König wagte sich so frisch und herzhaft unter die Kaiserlichen, daß er in große Gefahr gekommen und sich selbst durch seine Mannhaftigkeit und treuen Beistand der Seinigen ritterlich durchschlagen müssen. Die Schweden haben viel Volk verloren, es sind über 30 hohe Offiziere geblieben und wohl 300 Soldaten gefangen genommen worden; überdies sind eilf Standarten und zehn lederne Stücke in unsere Hände gerathen."

Der König von Schweden verschanzte sich in seinem Lager vor Marienburg. Koniecpolski und Arnim boten ihm eine Schlacht an; als Gustav nicht darauf einging, bezogen sie ebenfalls ein Lager, gegenüber dem schwedischen, bei Groß-Mausdorf. Den letzten Juni traf der Prinz Wladislaus und am 7. Juli König Sigismund daselbst ein. Täglich wurden Streifparthien ausgeschickt, um dem Gegner Abbruch zu thun und die Zufuhren abzuschneiden. Die Polen dämmten die Marienburger Wassermühlen ab, was die Einwohner nöthigte, das Brod für das schwedische Heer auf Handmühlen zu mahlen. Dagegen nahmen die Schweden dem Feind bei einem Ueberfall viele Gefangene, vier Fahnen und fünf Standarten ab, und erbeuteten ein andermal 60 Proviantwagen, die unter Bedeckung von 300 Mann aus Danzig nach dem feindlichen Lager zogen. Der Vortheil war bei diesen Streifereien auf Seiten der Schweden, weil sie die Nogat frei hatten und Seewärts Zufuhr an sich ziehen konnten, während in dem polnischen Lager wegen der fürchterlichen Verheerung des umliegenden Landes Hungersnoth und im Gefolge derselben Seuchen ausbrachen [1]). In großer Anzahl rissen deßhalb die kaiserlichen Soldaten aus und gingen zu den Schweden über.

Arnim war längere Zeit unthätig geblieben. Von den Vorwürfen der Polen bestürmt, warf er den 2. Juli an dem sogenannten weißen Berge eine Batterie auf, aus welcher er die schwedische Schanze beschoß, die auf der Muntau'schen Spitze, d. h. an dem Orte lag, wo die Nogat und Weichsel sich trennen. Nachdem die Beschießung eine Zeitlang gedauert hatte, schickte er 500 Mann auf Flößen über den

[1]) Lengnich S. 228.

Strom, um die Schanze zu stürmen. Allein die Schweden eroberten zwei der Flöße und trieben die übrigen zurück [1]. Nun brach das Ungewitter über Arnim los. Man sagte ihm ins Gesicht, daß er durch Vermittlung des Kurfürsten die Schweden von den Planen der Polen benachrichtige, daß er den Krieg absichtlich in die Länge ziehe und sein Volk zur Meuterei aufreize [2]. Die deutschen Regimenter, deren Bezahlung die Krone Polen vertragsmäßig übernommen, hatten nämlich ihren Sold noch nicht empfangen und forderten trotzig, daß man sie befriedige. In einem Beschwerdebriefe, den Sigismund unter dem $\frac{7}{17}$. August an den Herzog von Friedland erließ [3], heißt es unter Anderem: „Arnim habe sich an die sechs Wochen auf dem weißen Berge wider des Königs Willen mit seinem Kriegsvolk aufgehalten und daselbst die schöne Zeit ohne einigen wirklichen Erfolg zugebracht, welches nur zu dem Ende geschehen, damit die Soldateska unterdessen matt und ruinirt werde, da hingegen der Feind von Tag zu Tag sein Volk füglicher zusammenbringe." Der General forderte wiederholt seine Entlassung von dem Friedländer, der sie ihm nur ungerne gab. „Weil Niemand wider seinen Willen zu halten ist," schrieb [4] er an Arnim, „so müssen wirs geschehen lassen." Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg erhielt an seiner Stelle das Kommando des kaiserlichen Hülfsheeres. Arnim blieb nur noch so lange, bis sein Nachfolger angekommen war, dann zog er sich auf seine Güter in der Uckermark zurück. Wallenstein schrieb [5] ihm, als er bereits Polen verlassen hatte, unter dem 6. September 1629: „ich versichere den Herrn, daß er keinen bessern Freund als mich hat." Er blieb seitdem in ununterbrochenem Briefwechsel mit demselben.

Mitte Juli erhielt Gustav über Pillau eine Verstärkung von etlichen alten Regimentern, welche der Reichsmarschall Jakob de la Gardie aus Liefland herbeiführte, etwas später kamen neugeworbene Truppen aus Schweden, Deutschland und Großbritannien. Der König war jetzt den Polen an Zahl überlegen, sein Heer mag 20,000 Mann gezählt haben. Weil die Polen fürchteten, ihr Lager möchte angegriffen werden, warfen sie neue Schanzen auf. Die Schweden ahmten ihrem Beispiele nach und arbeiteten an einem großen Werke. Ehe dasselbe mit Kanonen besetzt werden konnte, griffen es die Polen den 15. Juli 2000 Mann stark an. Sie erstiegen wirklich die unvollendete Schanze, aber am andern Tage wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen, worauf die Schweden, ohne weiter gehindert zu werden, das Werk vollendeten und es mit Geschütz versahen. Der Mangel im polnischen Lager war indeß aufs höchste gestiegen. Um Lebensmittel zusammen zu bringen, fiel Koniecpolski den 7. August in den Elbinger Werder ein, ward aber von den Schweden

---

[1] Lengnich S. 228. — [2] Piasecki S. 408. — [3] Bei Förster „Wallenstein" S. 433. — [4] Wallenstein's Briefe von Förster II, 53. — [5] Ebendas. S. 56.

vertrieben. Unmöglich konnten sich die Polen länger in ihrem Lager halten. Mitte August verließen sie dasselbe und zogen nach Graudenz hinauf, doch nicht ohne neuen Verlust, denn die Schweden überfielen während des Rückzuges die feindliche Nachhut und nahmen ihr 300 Rüstwagen ab. Dies war die letzte That des preußischen Kriegs.

Wie es damals mit der polnischen Sache stand, kann man am besten aus einem spätern Vorfall abnehmen. Nachdem der für Sigismund nachtheilige Waffenstillstand, von welchem ich gleich berichten werde, abgeschlossen war, kam es auf dem polnischen Reichstag zu Klagen gegen die Friedenskommissäre, weil sie die Ehre des Reichs verletzt hätten. Da erhob sich der Kron-Kanzler (der den Waffenstillstand unterhandelt hatte). „Wenn irgend Jemand darthun kann," rief er [1]) aus, „daß die Krone Polen den Krieg länger mit einigem Erfolg fortzuführen vermöge, so bin ich zufrieden, daß man mich und Diejenigen, welche mit mir den Vergleich abschloßen, als Ehrlose den Schweden ausliefere und den Krieg fortsetze." Niemand wußte etwas dagegen einzuwenden. In der That war das Reich durch den langwierigen Krieg aufs Tiefste erschöpft. Im Innern selbst drohte Empörung, da die in Polen zahlreichen Protestanten von ihren schwedischen Glaubensgenossen zum Aufstand gereizt wurden. Das Vertrauen der Nation zu Sigismund hatte durch die lange Reihe von Unglücksfällen einen tödtlichen Stoß erhalten. Dieser selbst sah nachgerade ein, daß weder Spanien noch der deutsche Kaiser im Stande oder Willens seyen, der Krone Polen zu helfen.

Bei den Friedensverhandlungen, die bereits eingeleitet waren, erschienen neue Personen auf dem Schauplatze. Kardinal Richelieu, der seit dem Jahre 1624 das Staatsruder in Frankreich führte, hatte im Frühling 1629 den Baron Charnacé, einen geschickten Unterhändler, an den König von Dänemark geschickt, um den Frieden zwischen Christian IV. und dem Kaiser zu hintertreiben. Nachdem dieser Fürst sich selbst aufgegeben, erschien Charnacé jetzt in Preußen. Der Auftrag, den er hier zu erfüllen hatte, war seiner dänischen Sendung entgegengesetzt, doch dem Zwecke nach eins. Er sollte den König von Polen zum Abschluß des Friedens bewegen. Auf Sigismund, der bis jetzt nur protestantische Friedensvermittler bei sich gesehen, machte die Gesandtschaft einer katholischen Macht von so hohem Range, wie Frankreich, tiefen Eindruck. Es war hauptsächlich Charnacé's Werk, daß der Friedenskongreß so schnell zu Stande kam. Später vereinigte ein englischer Gesandter, Thomas Roe, seine Bemühungen mit denen des Franzosen. Auf dem Vorwerk Altmark (polnisch Starygrod) unweit Stumm fand unter Gezelten den 9. August die erste Unterredung Statt. Bei derselben wiederholten sich die nämlichen Häkeleien wegen des Ceremoniels, wie im Jahr 1626, nur machte diesmal die körperliche Schwäche eines der

[1]) Lengnich S. 231 unten folg.

Gesandten der Komödie ein schnelleres Ende [1]. Mit abgemessenen Schritten näherten sich die beiderseitigen Bevollmächtigten, keiner wollte, um der Ehre seines Gebieters nichts zu vergeben, den ersten Gruß darbringen, und so starrten sie sich einander an. Glücklicherweise konnte der alte polnische Kronkanzler Zadzik das Stehen nicht ertragen, weil er an der Gicht litt; das Naturrecht der Beine siegte über die Grillen der Diplomatie. „Damit der erste Akt der Höflichkeit von Polen ausgehe, wünschen wir Euch einen guten Morgen, Ihr Herren Schweden," sagte er und machte Anstalt sich zu setzen. Oxenstierna erwiederte den Stich des Polen mit den Worten: „damit es nicht scheine, als seyen wir unempfindlich für die erwiesene Ehre, so wünschen wir Euch Erleuchtung des Geistes, Ihr polnischen Herren."

Unter dem 6. Sept. 1629 wurde ein Waffenstillstand auf sechs Jahre (bis 1635) mit folgenden Bedingungen abgeschlossen: „Die Schweden geben in Kurland Mietau zurück, in Preußen Straßburg, Dirschau, den Danziger Werder, Gutstadt, Wormdit, Melsack, endlich das Städtchen Frauenburg, doch ohne seinen Hafen und unter dem Vorbehalt, daß weder Frauenburg noch ein anderer Ort in der Nähe befestigt und daß den schwedischen Heeren, Soldaten und Unterthanen freier Durchzug durch das Frauenburger Gebiet gestattet werde. Dagegen behalten die Schweden Alles, was sie in Liefland erobert, ebenso in Preußen die Städte Braunsberg, Tolkemit, Elbing, den Fischau'schen Werder, einen guten Theil des großen Werders mit den Orten Stobendorf, Habersdorf, Allendorf, Tiegenort, den ganzen Werder'schen Damm bis Jankendorf, ein Stück der Danziger Nehrung von Stegen bis Pillau, die Festung Pillau selbst. Weiter werden die Städte Marienburg, Stumm, der Rest des großen Werders und das Danziger Höft dem Kurfürsten von Brandenburg in Versatz gegeben, dergestalt daß derselbe, wenn kein beständiger Friede erfolgt, einen Monat vor Ablauf des gegenwärtigen Waffenstillstandes Alles in gutem Zustande an die Krone Schweden wieder erstatten soll; zur Versicherung dafür erhält Gustav von dem Kurfürsten im Brandenburg'schen Preußen Fischhausen, Lochstädt, einen Theil des Schaken'schen Gebiets, die kurische Nehrung und die Stadt Memel. Der König von Polen soll wider die an Kurbrandenburg abgetretenen Orte nichts Feindliches unternehmen; die Einwohner der Städte, welche an die Krone Polen zurückgegeben werden, müssen im Besitze ihrer Privilegien, ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheiten geschützt, auch darf kein Prozeß wider Solche erhoben werden, die während des Kriegs die schwedische Parthei ergriffen haben. In den Städten bleiben die Kirchengeräthschaften, die Urkunden und Schulbücher, die Kanonen, Büchsen und Waffen, wie sie sind. Beide Theile führen ihre Kriegsvölker aus Preußen ab und lassen nur die nöthigen Besatzungen zurück. Handel

[1] Die Beweise bei Mauvillon histoire de G. A. S. 203.

und Verkehr zu Wasser und Land ist frei, kein neuer Zoll darf angelegt werden, die Gefangenen werden gegenseitig ausgeliefert. Endlich machen sich beide Mächte anheischig, gegen jeden Dritten, der diesen Vertrag anzugreifen oder zu verhindern sucht, ihre Waffen zu vereinigen. Den Bundesgenossen von Schweden und Polen ist es vergönnt, an dem Vertrage Theil zu nehmen, wenn sie sich binnen sechs Monaten dafür erklären." Noch wurde zu guterletzt versprochen, daß man während des sechsjährigen Waffenstillstandes an einem dauernden Frieden arbeiten wolle [1]).

Danzig war in den Starpgrober Waffenstillstand nicht aufgenommen. Die Stadt mußte eine besondere Uebereinkunft mit Schweden schließen, die am 8. Februar 1630 zu Stande kam. Dieselbe bestimmte [2]), daß von den Hafenzöllen, die auf fünf und ein halb vom Hundert des Werths aller ein- und ausgehenden Waaren festgesetzt waren, die Krone Schweden sieben, die Stadt aber vier Elftel bekommen solle. Der Magistrat verpflichtete sich weder auf eigene Rechnung Seerüstungen gegen Schweden zu machen, noch fremde Rüstungen in seinem Hafen zu dulden. Dieser zweite Vertrag setzte den König von Schweden in Stand, alljährlich den polnischen Aus- und Einfuhrhandel zu brandschatzen, und sicherte ihm eine bedeutende Einnahme-Quelle. Der Zoll von Pillau, dessen sich Gustav seit 1627 bemächtigt hatte, warf ihm jährlich laut seinem eigenen Geständnisse [3]) 500,000 Thaler ab. Wie viel mehr mußte der Zoll einer großen Handelsstadt, wie Danzig, eintragen, deren Verkehr den Pillauer bei Weitem übertraf.

Hart waren die Bedingungen für Polen, indeß konnte König Sigismund Niemand anders anklagen, als sich selbst. Weil er einen Thron erobern wollte, den er zu behaupten außer Stande war, setzte er die Krone aufs Spiel, die er wirklich besaß. Als er den Krieg anfing, hatte er nur Einen Feind, den Schweden. Jetzt nachdem der Waffenstillstand geschlossen, hinterließ ihm Gustav zwei. Der Leser wird die Schlauheit bemerkt haben, mit welcher Gustav den Kurbrandenburger in den Vertrag hineinzog. Gustav machte ihn zum Mitschuldigen seiner Fehde gegen Polen, indem er ihn an den Früchten des Sieges Theil nehmen ließ. Die künstliche, auf Unterpfänder gestützte Abtretung Marienburgs und des fetten Werders, der, als eine fruchtbare und den brandenburgschen Erblanden näher gelegene Besitzung, für Georg Wilhelm eine treffliche Lockspeise war, setzte die Schweden in Stand, den Kurfürsten, wenn sie nur wollten, gegen die Polen loszulassen. Denn da mit Recht anzunehmen war, daß der Brandenburger gutwillig die Beute nicht mehr herausgeben werde, durfte Schweden, um jenen Zweck zu erreichen, nur mit Aufkündigung der Pfandschaft drohen und zu dem Kurfürsten sagen: wenn Ihr Marienburg behalten wollt, so helft uns die Polen angreifen, denn diese sind es, welche den Frieden und Euren Besitz stören.

[1]) Lengnich S. 230. Die Friedensurkunde abgedruckt ebendaselbst im Anhange S. 163 flg. — [2]) Ebendas. S. 234. — [3]) Geijer III, 152.

Sigismund versteckte sich fortan in seiner Hauptstadt Warschau. Die Waffen hat er gegen Schweden nicht mehr ergriffen. Bereits wurde bemerkt, wie hart es dem polnischen Reichstage ankam, den Vertrag von Altmark zu genehmigen, aber es mußte geschehen, die eiserne Noth drängte. Sigismund starb nach 45jähriger, ruhmloser Regierung den $\frac{20}{30}$. April 1632 zu Warschau, sechs Monate vor seinem Gegner. Keine Liebe der Unterthanen, keine Achtung der Zeitgenossen folgte ihm ins Grab. Durch die Arglist der schwedischen Aristokratie, die einen Doppelkönig haben wollte — um wie zu den Zeiten der Calmarer Union im Trüben zu fischen — auf den polnischen Thron erhoben, verstand er es nicht die verderblichen Vorrechte des polnischen Adels einzudämmen. Sigismund war bigott und doch zugleich der Wollust ergeben. Eine seiner Buhlerinnen, Ursel mit Namen, übte verderbliche Gewalt aus. Wenn er nicht mit Weibern sich belustigte, schloß er sich oft ein, trieb Alchymie, suchte den Stein der Weisen oder betete. Zu Geschäften hatte er keine Lust, sie wurden Günstlingen überlassen; da es aber ihrer Viele waren, so brachte die jedesmalige Bevorzugung eines Einzigen die übrigen in gefährliche Bewegung. Nur in einer Richtung bewies Sigismund einen Schein von Thätigkeit — gegen seinen Vetter Gustav Adolf. Verwandten-Neid, mit der Muttermilch eingesogen und von der Kindheit an durch fortgesetzte Uebung an den alltäglichen Vorkommenheiten des Lebens genährt, ist eine Kraft, die auch in den trägsten Gemüthern zuletzt abstirbt. Es war die traurige Bestimmung dieser königlichen Nulle, den Helden des Nordens eine Zeitlang in seinem Laufe aufzuhalten.

Noch vor völligem Abschluß des Waffenstillstands brach Gustav Adolf, den größten Theil des Heers im Lager vor Marienburg zurücklassend, mit einem Theile seiner Soldaten den 3. Sept. nach Elbing auf. Am 5. ging er weiter nach Pillau. Nachdem er zuvor seinem Schwager, dem Kurfürsten, zur Feier der errungenen Vortheile ein stattliches Bankett in Fischhausen gegeben, segelte er am 14. in sein Reich hinüber [1]). Die Zeit nahte heran, wo er eine Rolle in jenem furchtbaren Krieg übernehmen sollte, der mehrmals auf dem Punkte stand, Einheit und Macht Deutschlands herzustellen, aber zuletzt mit der Zerstücklung unseres Volks, mit tiefster Schmach des deutschen Namens endete. Ehe wir den nordischen Helden nach dem Gestade der Ostsee begleiten, müssen wir zeigen, was indeß in Germanien vorgegangen war. Anfangs gestalteten sich bei uns die Dinge auf ähnliche Weise, wie in Gustav Wasa's Tagen, aber sie nahmen dann eine entgegengesetzte Wendung, weil ein deutscher Wasa fehlte.

---

[1]) Lengnich S. 231.

Gustav Adolf und seine Zeit.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Versuche unter Maximilian I., die Einheit des deutschen Reichs herzustellen. Erzbischof Berthold von Mainz. Luther's Auftreten. Empörung des Adels unter Franz von Sickingen. Der Bauernkrieg. Kurfürst Moriz von Sachsen. Augsburger Religionsfriede von 1555. Der Calvinismus in Deutschland. Gründung des Jesuiten-Ordens.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts und in den nächsten Zeiten macht sich fast durch das ganze Abendland ein Streben der Monarchen bemerklich, die ererbte Gewalt auszubehnen, die vorhandenen Schranken königlicher Herrschaft zu durchbrechen. Wir hatten oben Gelegenheit zu zeigen, wie der König von Dänemark von solchen Absichten beseelt war; gleich ihm verfuhren, jedoch mit besserem Erfolge, andere Herrscher. Die Kronen von England, Schottland, Spanien, Portugal, Frankreich hatten um die angegebene Zeit eine Fülle von Macht erlangt, von welcher das frühere Mittelalter nichts wußte. Nur Deutschland machte eine Ausnahme von dieser Regel. Unter der langen und unrühmlichen Regierung Friedrich's III. (von 1440—1493) sank das Kaiserthum vollends zu einem Schatten herab und die Landeshoheit der unmittelbaren Reichsstände, deren Ausbildung mit dem Sturze der Hohenstaufen begann, erreichte eine Höhe, welche um so bedenklicher erscheinen mußte, weil auf unserer westlichen Gränze die Könige von Frankreich sich zu unbeschränkten Herren in ihrem Lande aufgeworfen hatten, und weil auf der östlichen Marke im hohen Norden Iwan der Schreckliche die Weltmacht zu begründen begann, welche in unseren Tagen zum Schreckbild Europas geworden ist. Auf dem Reichstage von Lindau im Jahre 1496 sagte der erste Prälat Germaniens, zugleich einer der ausgezeichnetsten deutschen

Staatsmänner, der Mainzer Erzbischof Berthold, von dem unten mehr die Rede seyn wird, mit bewunderungswürdigem Scharfsinne voraus, daß dem deutschen Reiche, wenn es sich nicht eine bessere Ordnung gebe, inskünftig von Moskof und von Frankreich her doppelte Gefahr drohe.

Nur ein loses Band verknüpfte die Reichsstände, bei weitem die meisten gehorchten dem Oberhaupte blos wann und soweit es ihnen beliebte, die deutschen Könige oder Kaiser selbst hatten so ziemlich auf den Gedanken die Einheit des Staatskörpers wiederherzustellen verzichtet; ihr Ehrgeiz arbeitete fast ausschließlich auf Erweiterung der eigenen Hausmacht hin, dabei umschloß das politische Chaos, das man deutsches Reich nannte, eine Reihe klaffender Gegensätze, unversöhnlicher Feindschaften. Im Großen betrachtet, zerfielen die Stände in zwei Hauptklassen, in erbliche Herrschaften, (Kurfürstenthümer, Herzogthümer, Mark-Land-Grafschaften, Grafschaften, einige Baronien) deren Besitz kraft Erbrechts vom Vater auf den Sohn überging, und in Wahlkörper. Unter den letzteren hinwiederum gab es zwei wesentlich verschiedene Arten, weltliche Corporationen (Reichsstädte und Gemeinden) die unter selbstgewählten Obrigkeiten standen, und geistliche oder halbgeistliche (Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, kleinere Stifte, Genossenschaften der militärischen Orden) die nach kanonischem Rechte ihre Häupter erkoren. Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts mag ungefähr die Hälfte des Grunds und Bodens von Gesammt-Deutschland den erblichen Aristokraten, die andere Hälfte mag den Wahlkörpern gehört haben. Nun erfüllte eine ungezügelte Eifersucht, die vielleicht in der menschlichen Natur liegt, die jedenfalls seit 500 Jahren das Triebrad unserer Geschichte gewesen ist, die erstern dieser Mächte gegen die letzteren. Die Erbherrn gierten nach dem Besitze der geistlichen und weltlichen Corporationen. Sie wollten erstlich die Städte ihrer Herrschaft unterwerfen, denn diese Städte waren reich, sie besaßen etwas, dessen Mangel den Erbherrn bei dem Umschwung der Handelsverhältnisse doppelt empfindlich war, baare Mittel, sie stellten die Geldmacht dar. Nicht erst im 18ten und 19ten Jahrhundert, sondern schon im 14ten und 15ten haben die baierischen Wittelsbacher nach den Städten Augsburg, Nürnberg, Regensburg, haben die rheinischen Wittelsbacher nach der Stadt Frankfurt, die sächsischen Wettine nach Erfurt und Magdeburg, die Welfen nach Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Bremen, haben die Württemberger nach Reutlingen und Ulm geangelt.

Vielleicht noch stärker als der städtische Besitz reizte die Erwerblust der Erbherrn das klerikalische Eigenthum. Diese Begehrlichkeit war allerdings nach einer Seite hin begreiflich. Die schönsten Weinberge, prächtige Forsten, wohlangebaute Aecker und Wiesen, blühende Dörfer und Städte gehörten geistlichen Gebietern und die im Ganzen milde Herrschaft, welche Bischöfe und Aebte über ihre Grundholden übten, erregte noch aus besonderen Gründen die Scheelsucht der Erbherrn, sofern sie dadurch gehindert wurden, aus ihren eigenen Unterthanen so viel

herauszupressen, als sie sonst versucht hätten. Das verhältnißmäßig sanfte Regiment des Krummstabs war ein lästiges Hinderniß für gesteigerte Forderungen der Fürsten und Barone. Wie verführerisch mußte unter solchen Umständen den Erbherrn die Aussicht erscheinen, durch Einsackung des Kirchenguts jenes Hemmniß zu entfernen und zugleich den eigenen, zum Theil winzigen, zum Theil übel zusammenhängenden und geographisch unterbrochenen Besitz stattlich zu vermehren und abzurunden. An einem wohlklingenden Vorwande für die im Geheimen gehegten Plane fehlte es nicht. Der Pabst hatte seit dem Ende des 13. Jahrhunderts seinem Stuhle in deutschen Landen überreiche Einkommensquellen eröffnet, die zum Theil, wie der Ablaß, gerechtem Tadel unterliegen, die ferner nicht blos den Clerus und seine Güter, sondern auch den Laienstand hart trafen und deßhalb allgemeinen Mißmuth erregten. Die weitläufigen Beschwerden deutscher Nation, welche unter Friedrich III. und Max wiederholt auf deutschen Reichstagen der Curie überreicht worden sind, beziehen sich vorzugsweise auf ungehörige Beschatzung durch Petri Stuhl. Niemand aber schrie lauter über diese Lasten, als dieselben Erbherrn, die nachher, als die lutherische Bewegung ausbrach, den ganzen Nachlaß nutzbarer Rechte des Pabsts in die eigene Tasche steckten, und schon längst die Absicht hegten, nicht blos das überflüßige Einkommen Roms zu beschneiden, sondern auch das Eigenthum der deutschen Verbündeten des Pabsts, unserer Bischöfe und Aebte, an sich zu reißen.

Schon 40 und 50 Jahre vor Luther's Auftreten ahneten scharfsichtige Geister, daß ein Sturm gegen die alten Kircheneinrichtungen im Anzuge sey. Die den geistlichen Wahlkorporationen so auffätzige Erbaristokratie war eine naturgemäße Gewalt mit tiefen Wurzeln im Lande, der Clerus dagegen, in den früheren Zeiten des Mittelalters vom Volke geliebt und geehrt, hatte durch das Zusammenwirken vieler Ursachen, die zum Theil in's 14te Jahrhundert hinaufreichen, durch Eindrücke, welche das unselige Schisma von Avignon zurückließ, durch die Mißgriffe der großen Kirchenversammlungen von Constanz und Basel, durch mannigfachen Zerfall der geistlichen Disciplin, den ehemaligen Rückhalt in der öffentlichen Meinung verloren. Letzterer Verlust, an sich bedenklich, wurde durch besondere Umstände noch gefährlicher. Ich habe bereits angedeutet, daß die beiden Arten der Wahlkorporationen, die Stadt und das geistliche Stift, der Erbaristokratie gegenüber ein und dasselbe Interesse hatten, da sie durch einen und denselben Feind bedroht wurden. Sind nicht 300 Jahre nach Luther zugleich mit den letzten geistlichen Lehen auch die letzten Reichsstädte Germaniens gefallen! Beide Mächte, Stift und Stadt, hätten daher enge sich verbünden und zusammenhalten sollen. Aber das Gegentheil geschah. Die Bürgerschaften, welche während der langen Kämpfe zwischen Kaiser und Pabst allmählig sich durch Muth und Anstrengung zu Freiheit, Macht und Reichthum aufgearbeitet, wollten nicht dulden, daß die Geistlichkeit innerhalb des Umkreises ihrer Lehen

Selbstständigkeit bewahre, sie stimmten in das allgemeine Geschrei ein, und fanden es unerträglich, daß die deutschen Nachfolger der Apostel in Reichthümern prangen sollten, die nachher der Todfeindin des städtischen Wesens, der Erbaristokratie, zufielen. Wie tief der Widerwille des dritten Standes gegen Pracht und Herrlichkeit der Clerisey wurzelte, kam bei Ausbruch der lutherischen Bewegung an den Tag. Die Fürsten erprobten sich als die gierigsten, die Städte als die bitzigsten Gegner des Pabstthums. Mit wenigen Ausnahmen machten sie Luther's Sache zur ihrigen.

Ein anderer Stand, gleichfalls neuen Ursprungs, und nicht weniger einflußreich, theilte die Abneigung der Städte wider die Kirche. Im Mittelalter hatte blos der Clerus wissenschaftliche Kenntnisse besessen. Allein im Laufe des 15. Jahrhunderts kamen zwei Klassen von Gelehrten auf, die von der Geistlichkeit unabhängig waren und eine neue Art von Bildung aus nichtkirchlichen Quellen schöpften. Ich meine erstens die Romanisten, oder Beflissene des altrömischen Rechts, die von der Universität in Bologna aus sich über Deutschland verbreiteten, im Fürstensolde Unterhalt fanden, die Landesgerichte in ihre Hand brachten, und um sich unentbehrlich zu machen, die Gewalt der Landeshoheit, besonders auf Kosten der Kirche, hoben. Die zweite Klasse umfaßt die sogenannten Humanisten. Bekannt ist, daß seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts über den Alpen drüben das Studium der alten Römer, dann auch der Griechen, mit einem Nachdruck und in einem Umfange auflebte, der in Kurzem den Bestand der Kirche gefährdete. Das alte Heidenthum drohte wieder einzubrechen. Cleriker, Bischöfe, selbst einzelne Päbste, welche aus den Schulen der Humanisten — so nannte man nämlich die neuen Philologen — hervorgingen, wurden lau gegen den Glauben, versäumten, zum Theil in strafbarster Weise, ihre Pflichten. Solche Humanisten dagegen, die nicht dem geistlichen Stande angehörten, erklärten erst insgeheim dann offen dem Christenthum den Krieg. Auch nach Deutschland hat sich frühe die klassische Literatur verbreitet. Um die Zeit, da Luther geboren ward, zählte dieselbe bei uns viele Verehrer und nicht lange stand es an, so trugen die deutschen Bewunderer Ciceros und der andern heidnischen Römer dieselbe Verachtung gegen die herrschende Theologie zur Schau, wie ihre italienischen Vorgänger.

Zu diesen feindlichen Mächten, die von Außen her die Kirche angriffen, gesellte sich noch eine innerliche Opposition, die im Schooße des Clerus selbst entsprungen, das Pabstthum mit theologischen Waffen zu bekämpfen wagte. Von den Tagen des Böhmen Huß bis auf Luther ist eine Reihe Theologen in Deutschland aufgetreten, welche die Bibel für die einzige Offenbarungsquelle erklärten und überdies der römischen Kirchenlehre die einseitige Autorität eines hochverehrten Vaters entgegensetzten. In der Hitze des Streits gegen Pelagius hat bekanntlich Augustinus, Bischof von Hippo, einen Lehrbegriff über menschliche Freiheit und

göttliche Gnade vorgetragen, der von der katholischen Kirche nie anerkannt, aber in Zeiten innerlicher Zerwürfnisse von Gegnern häufig benützt worden ist, um der Hierarchie einen Schlag beizubringen. Auch die eben erwähnten Vorgänger Luther's haben diese Waffe in Anwendung gebracht. Zwar stunden dieselben vereinzelt da, aber die Angriffe, welche sie gegen das Pabstthum erhoben, blieben nicht ohne nachhaltige Wirkung, weil sie sich oft und an verschiedenen Orten wiederholten. Endlich muß bemerkt werden, daß noch eine weitere Ursache allgemeiner politischer Natur, die in dem eigenthümlichen Wesen des deutschen Reichskörpers wurzelte, den Bestand der Kircheneinrichtung Germaniens gefährdete. Das ungeheure Landeigenthum, das die deutschen Stifte zu Ende des 15. Jahrhunderts besaßen, ist denselben von den Kaisern nach und nach hauptsächlich deßhalb eingeräumt worden, damit sie mit ihren Schätzen und Lehenleuten die Kriege des Reichs führen möchten. So seltsam der Satz klingt, ist es dennoch buchstäblich wahr, daß die deutschen Bisthümer und Abteien ursprünglich Anstalten waren, die zum mindesten eben so sehr militärischen als kirchlichen Zwecken dienten[1]), oder daß sie die Bestimmung hatten, die Streitkräfte des deutschen Lehenstaats in Bewegung zu setzen. Nun erlitt aber kurz vor Luther's Zeit die mittelalterliche Art der Kriegführung einen völligen Umschwung, sofern an die Stelle der Lehenmannschaften Söldnerheere traten, die bei Ausbruch eines Streits von den Mächten geworben zu werden pflegten. Geld war seitdem das wichtigste und fast einzige Erforderniß zum Kriegführen. Die militärische Verpflichtung der hohen Cleriker fiel von selbst weg; damit hörten die Lasten auf, welche sie sonst als Gegenleistung für ihre Lehen getragen, sie verwandelten sich in bloße Genießer, und die Vortheile, welche sie aus dem Reiche zogen, standen in Widerspruch mit den Diensten, welche sie dem Gemeinwesen widmeten. Nirgend duldet man in die Länge eine solche Kaste glänzend bezahlter Sinecuristen. Wirklich verlangten alle übrigen Stände immer lauter und drohender, daß Rechte und Pflichten des Clerus in ein richtiges Verhältniß gebracht, daß die Stellung der Geistlichkeit den neuen Zuständen des Reichs angepaßt werden müsse. Man glaubte es sey Zeit, die Pracht der Bischöfe und Aebte auf ein evangelisches Maaß zurückzuführen, und einen Theil der Reichthümer, die ihnen einst für öffentliche Zwecke verliehen worden, wieder zum Staatsgute zu schlagen und zur Vertheidigung des Landes zu verwenden.

Fassen wir das Gesagte zusammen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war der hohe deutsche Clerus in eine widernatürliche, unhaltbare Lage gerathen. Beneidet von den weltlichen Großen, verhaßt beim Volke, gehöhnt von den Gelehrten, schien er dem Untergange geweiht, und es stand zu befürchten, daß ein und derselbe Sturm die deutschen

[1]) Den Beweis findet man geführt bei Gfrörer Kirchengeschichte III, 1299 flg.

Stützen des Pabstthums wie die Ueberreste der kaiserlichen Gewalt, also beide Großmächte des hinschwindenden Mittelalters, niederreißen werde.

Nur von einer Seite her konnte dieser Gefahr gründlich vorgebeugt werden — nämlich durch Wiederherstellung der Reichsgewalt. Wenn dies gelang, lag es in der Ordnung der Dinge, daß der in den Vollgenuß seiner Rechte zurückgetretene Kaiser zwar das Uebermaß geistlicher Reichthümer beschränke, aber nicht, daß er die deutschen Kirchenhäupter der Erbaristokratie aufopfere, sondern, daß er sie wieder zu dem mache, was sie in früheren Zeiten gewesen, — zu Bändern der Einheit des Staats. Dann wäre auch die Spaltung der deutschen Kirche in zwei feindselige Hälften, welche dem Reich seit Luther's Tagen eine tödtliche Wunde schlug, abgewendet worden. Wirklich wünschte der größere, und man darf wohl sagen, der bessere Theil des deutschen Volks, der niedere Adel, die Städte, und noch ein vierter Stand, der erst neulich durch die oben berührte Aenderung im Kriegswesen politische Bedeutung errungen hatte, die Bauernschaft, eine Wiederherstellung deutschen Königthums, und der höchste Geistliche des Reichs legte in den letzten Jahren Friedrich's III. und in den ersten seines Sohnes und Nachfolgers Maximilian's I. die Hände an, diesen glücklichen und edlen Gedanken ins Werk zu setzen.

Berthold, aus dem gräflichen Hause Henneberg, geboren 1442, trat, nachdem er die gewöhnlichen geistlichen Studien gemacht und die Weihe erhalten, in die Dienste Kaiser Friedrich's III., erwarb sich tiefe Kenntniß der Staatsgeschäfte und wurde 1486 auf den Erzstuhl von Mainz erhoben [1]). Seitdem findet man ihn an der Spitze aller Bestrebungen, welche gemacht wurden, um eine vernünftige Verfassung im deutschen Reiche einzuführen. Berthold von Mainz war es, der auf dem Reichstage von Frankfurt 1486 den Städten einen gesetzlich bestimmten Antheil an den ständischen Versammlungen verschaffte, er hat damals versucht, das höchste Reichsgericht der Willkür des Kaisers, welcher bisher die Sprüche dieses Tribunals zu einer Einnahmquelle seiner Kammer erniedrigt hatte, zu entziehen; er brachte endlich um dieselbe Zeit eine allgemeine Reichssteuer zu Bezahlung eines stehenden Heeres in Anregung. Seine Bemühungen scheiterten an dem Eigensinn des alten Kaisers Friedrich, aber Berthold kam unter der neuen Regierung Maximilian's I. auf die alten Vorschläge zurück. Entschlossener als früher arbeitete er auf den Reichstagen zu Worms 1495 und zu Lindau 1496, den ersten des jungen Königs, an Verwirklichung seines Plans, und wahrlich er war nahe daran, das erwünschte Ziel zu erreichen! Man begann zu Worms, wie billig, mit der Reichssteuer. Alle Deutsche sollten ohne Unterschied des Standes die Bedürfnisse des gemeinsamen Vaterlandes in der Art decken helfen,

---

[1]) Die Beweise für dies und das Folgende bei Ranke deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I, 84 flg. 121 flg.

daß von 500 Gulden Vermögen je ein halber, von 1000 ein ganzer Gulden zu bezahlen sey. Von den minder Besitzenden sollten je 24 Personen, Niemand ausgenommen, Männer und Frauen, Priester und Laien, alle die über 15 Jahre alt, einen Gulden aufbringen. Diese Abgabe — man nannte sie den gemeinen Pfennig — wurde wirklich bewilligt. Die nächste Frage war, wer über die Verwendung des neuen Staatsschatzes zu entscheiden habe. Berthold und seine Freunde wollten diese wichtige Befugniß einem Reichsrathe übertragen, den sie aus ständischen Mitgliedern, die Städte mit eingeschlossen, zu errichten gedachten. Demselben Reichsrathe sollten andere große Rechte eingeräumt werden: er sollte über die Verwaltung der Gerechtigkeit wachen, Ungehorsam und Aufruhr dämpfen, für Wiedereroberung der verlorenen Reichslande sorgen, den Widerstand gegen die Feinde des Reichs, Türken und Franzosen, leiten. Die Mittel, diese Zwecke zu verwirklichen lieferte der gemeine Pfennig, mit welchem man ein stehendes Heer bezahlen konnte. Kaiser Maximilian I. glaubte jedoch den Vorschlag eines solchen Reichsraths verwerfen zu müssen, weil er ihn seiner Hausmacht gefährlich erachtete. Nun kam Berthold auf einen Entwurf zurück, den er schon im Jahr 1491 unter Friedrich III. eingebracht hatte: alljährlich sollte am 1. Februar die Reichsversammlung zusammentreten, und sämmtliche Befugnisse ausüben, die nach dem ersten Plane dem Rathe zugedacht waren. Der von den Ständen ernannte Reichsschatzmeister sollte ihr die eingegangenen Steuergelder überliefern. Ihr allein wurde das Recht vorbehalten, über die Art und Weise der Verwendung des Schatzes zu verfügen, weder der König noch dessen Sohn sollte ohne Gutachten des Reichstages Krieg erklären und jede Eroberung dem Reiche verbleiben. Maximilian I. mußte damals diesen veränderten Entwurf anerkennen. Noch wurde zu Worms über die Einsetzung des höchsten Gerichtshofes verhandelt, und hierin kam man leichter zum Ziele, als unter Friedrich's III. Regierung, weil Maximilian durch ältere Zusagen gegen die Stände sich gebunden hatte. Der König ernannte den Vorstand des Gerichts — den Kammerrichter; die Beisitzer wurden von den Ständen vorgeschlagen, auch die Städte erhielten die Einladung, einige Mitglieder in Vorschlag zu bringen. Maximilian willigte ein, daß das Kammergericht auf die in den einzelnen Provinzen geltenden Landrechte Rücksicht nehme und daß es sich mit festgesetzten Sporteln begnüge; er räumte dem Kammerrichter die Befugniß ein, im Namen des Königs die Reichsacht gegen Widerspenstige verhängen zu dürfen; er verpflichtete sich endlich, ohne Einwilligung der Beschädigten Niemand von verhängter Acht loszusprechen.

Die Beschlüsse von Worms sind höchst wichtig. Das Reich, bis dahin eine wüste formlose Masse, wo eine Faust die andere bekämpfte, stand auf dem Punkt, sich in einen wohlgegliederten Staat zu verwandeln. Die Landeshoheit der Großen, die schon so üppig ausgebildet worden, trat in den Hintergrund; die Fürsten konnten, wenn auf der

von Berthold eröffneten Bahn weiter fortgeschritten ward, wohl noch Grundholden, die ihnen Gefälle bezahlen mußten, aber keine Unterthanen mehr besitzen, denn das Reich sprach ja vermöge des gemeinen Pfennigs Herrenrechte über sämmtliche Einwohner an. Ein gemeinsames, die Ehrsucht der einzelnen großen Stände hemmendes, die öffentliche Wohlfahrt förderndes Band sollte wieder alle Deutsche umschlingen. Ferner ist klar, daß die von Berthold's Parthei beschlossenen jährlichen Landtage den Keim einer doppelten ständischen Macht, eines Oberhauses, das aus den geistlichen und weltlichen Fürsten, und eines Unterhauses in sich schloß, das aus den Städten gebildet werden mochte. Alles ließ sich so an, als würden die deutschen Verhältnisse hinfort dieselbe Wendung nehmen, wie in England.

Allerdings fehlte es nicht an Gegnern der neuen Einrichtung. Zuerst erhob sich der niedere Adel wider sie. Dieser Stand war in den letzten Zeiten nie zu den Reichstagen berufen worden, daher verweigerte er die Entrichtung einer Steuer, an deren Bewilligung seine Vertreter keinen Theil genommen. Noch im Dezember 1495 traten die fränkischen Ritter in Schweinfurt zusammen und erklärten: sie seien freie Franken, verpflichtet auf den Kriegszügen des Reichs mit ihrer männlichen Jugend des Kaisers Krone und Scepter zu schirmen, nicht aber Auflagen zu zahlen, was ihrer Freiheit zuwiderlaufe und eine unerhörte Neuerung sey. Auch in andern Gegenden ahmte die Ritterschaft dem Beispiele der Franken nach; da und dort wurden vom niederen Adel Verbindungen zu gleichem Zwecke geschlossen [1]. Man kann nicht läugnen, daß diese Widersetzlichkeit der Ritter begründet war. Sie hatten so gut das Recht, Vertretung auf den Reichsversammlungen zu fordern, als die Städte. Zum Glück war es nicht schwer, sie mit der neuen Verfassung auszusöhnen; man mußte eben ihre Vertreter auf die Landtage rufen. Und wenn dies geschah, konnten sie dort dem Reiche gute Dienste leisten, denn die Ritterschaft war vortrefflich geeignet, ein Gegengewicht wider die Fürsten zu bilden, welche jene von ganzem Herzen haßte, weil diese überall den niedern Adel seiner Reichsfreiheit zu berauben und in fürstliche Landsaßen umzuwandeln strebten. Ein anderes Mittel, die Ritterschaft für den großen Plan zu gewinnen, hob Erzbischof Berthold auf dem Reichstage zu Lindau 1496 hervor, wo er sagte [2]: „der niedere Adel habe Unrecht, sich über den gemeinen Pfennig zu beschweren, denn derselbe werde in seine Tasche fallen, die Ritter brauchten nur zu Pferde zu steigen und in das stehende Heer einzutreten, das mit jener Steuer errichtet werden solle."

Alles kam darauf an, ob der deutsche König Maximilian ernstlich auf Berthold's Plane einging und den Erzbischof unterstützte. Nur unter dieser Bedingung konnte das Werk gelingen. Wahr ist es, daß

[1]) Ranke a. a. O. S. 118. — [2]) Derselbe 126.

keine geringe Selbstverläugnung dazu gehörte, um so zu handeln. Maximilian mußte im vorausgesetzten Falle die Hände zur Beschränkung seiner eigenen, durch das Herkommen geheiligten Herrscherrechte bieten, er mußte vor Allem auf jede Vergrößerung seiner Hausmacht durch Hülfe des Reichs verzichten. Dafür wäre aber auch der Preis, der ihm winkte, eines solchen Opfers werth gewesen. Mehrere Fremde, die im 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts schrieben, wie Aeneas Sylvius, Machiavelli, sprechen von der erstaunlichen Macht, welche Deutschland unfehlbar erlangen müsse, wenn eine vernünftige Verfassung die Glieder des Reichs vereinige und dem alten Zwiespalt ein Ende mache. Nun! die von Berthold und seinen Freunden vorgeschlagene Reformation des Reichs führte zu diesem Ziele. Maximilian I. würde an der Spitze des mächtigsten Staates gestanden sein, auch würde die deutsche Nation sich nicht in die Länge geweigert haben, dem Mannsstamme eines Herrschers, der sich selbst beschränkte und die politischen Rechte des Volkes ehrte, die erbliche Thronfolge einzuräumen. Anderer Seits liegen klare historische Beweise vor, aus denen man den Schluß ziehen darf, daß das neue Reichsregiment kraftvolle Maaßregeln ergriffen hätte, um jene kirchlichen Mißbräuche abzustellen, welche nachher der unseligen Kirchenspaltung zum Vorwand dienten. Denn von dem Augenblick an, da die ersten Versuche zu Ausführung obigen Plans gemacht wurden, finden wir Berthold's Parthei beschäftigt, Auswüchse römischer Habsucht zu beschneiden. Im Jahre 1487 erging die Mahnung an den Pabst, einen Zehnten, den er eigenmächtig in Deutschland eingeführt, aufzugeben, 1495 wurde von der Reichsversammlung der Beschluß gefaßt, dem Stuhle Petri die Beschwerden der deutschen Nation vorzulegen. Drei Jahre später forderten die Stände den heiligen Vater auf, die Annatengelder dem Reiche zum Behufe des Türkenkriegs zu überlassen. Und als um 1500 der Pabst Legaten nach Deutschland sandte, um Ablaß und ein Jubeljahr zu predigen, erklärte man denselben, daß sie ohne Wissen und Rath der Reichsregierung keinen Schritt thun dürfen; auch ordnete man ihnen ständische Commissarien bei, die über ihre Einnahmen Buch führten [1]).

Die Voraussetzungen, von denen wir hier sprechen, sind nicht eingetreten. Maximilian I. hatte kein Herz für das Reich, er sann nur auf Vergrößerung seiner Erblande, die er allerdings durch glückliche Heirathen zu einer Weltmacht steigerte. Um die Summen zu bekommen, welche der gemeine Pfennig abwarf, machte er zuweilen Miene, auf die Plane des Erzbischofs von Mainz einzugehen, sonst aber arbeitete er denselben insgeheim oder offen entgegen, weßhalb sie scheitern mußten. Berthold selbst starb im Dezember 1504, der letzte große Bischof im Sinne des alten deutschen Reichs, das jetzt unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen

---

[1]) Ranke a. a. O. S. 248.

ging. Statt der starken ständischen Gewalten, welche Berthold gründen wollte, kamen etliche Schattengebilde zu Stande: ein vom Hofe abhängiges Reichsregiment und höchstes Gericht, eine Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise, welche keine Wurzeln trieben.

Dagegen hat die Landeshoheit in der zweiten Hälfte der Regierung Maximilian's I. große Fortschritte gemacht, besonders nach einer Seite hin. Durch Nichts war die päbstliche Gewalt im Reiche so sehr befördert worden als durch die Universitäten, die nach dem Muster der Pariser allmählich in Deutschland entstanden. Scholastische Theologie und kanonisches Recht führten auf ihnen den Scepter. Aber bald nach Anfang des 16. Jahrhunderts geschah es, daß gewisse Reichsfürsten in ihren Landen auf eigene Rechnung Universitäten gründeten, die einem von dem bisherigen Herkommen verschiedenen Zwecke dienen sollten. Die wichtigste dieser neuen Anstalten ist Wittenberg, errichtet im Jahre 1502. In dem Stiftungsbriefe sagt [1]) Kurfürst Friedrich von Sachsen — der nachmalige Patron Luther's: — „er werde sammt den umwohnenden Völkern sich in Zukunft an die Wittenberger Universität wenden, als an ein Orakel, in der Art, daß wir, wenn wir auch voll Zweifels gekommen wären, nach empfangenem Bescheid unserer Sache gewiß uns wieder entfernen". Diese Worte verrathen deutlich den Hintergedanken, daß der Kurfürst ein wissenschaftliches Orakel zu haben wünschte, das, weil in seinem Solde stehend, dem erlauchten Brodherrn und seinen Planen besondere Rücksichten schuldig sey.

Von Vorne herein gelangten zu Wittenberg die Elemente der Verneinung, von welchen wir zu Anfang vorliegenden Kapitels sprachen, zur Herrschaft, sowohl in der Theologie als in der Philosophie. Den größten Einfluß übten zwei Männer, von denen der eine sich längst als Feind der scholastischen Theologie erprobt hatte, der andere als Anhänger des strengsten augustinischen Lehrbegriffs bekannt war: Martin Pollich von Melrichstadt, erster Rektor der neuen Universität, und Johann Staupitz, erster Dekan der theologischen Fakultät, zugleich Hofprediger des Kurfürsten. Hinter Staupitz stand noch eine gleichgesinnte Mönchsgesellschaft. Zur Zeit der Basler Kirchenversammlung hatten sich die deutschen Augustiner-Eremiten zum besondern Verein constituirt. Provinzial derselben in Sachsen war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts Andreas Proles, ein Mann, der während einer 43jährigen Verwaltung unablässig daran arbeitete, die herbste Form der Lehre von Sünde und Gnade allgemein in der Congregation, der er vorstand, einzuführen [2]). Nachfolger dieses Proles im Amte wie in der Gesinnung wurde der ebengenannte Johann Staupitz. Seiner Bemühung ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß die neue Universität von Wittenberg den heiligen Augustinus zu ihrem himmlischen Schutzpatron erkor [3]). Die Stiftungsurkunde der Anstalt verfügte überdies, daß neben den regelmäßigen Professoren der ansehnliche

[1]) Ranke a. a. O. S. 291. — [2]) Ebend. S. 288. flg. — [3]) Ebend. S. 292.

zu Wittenberg bestehende Augustinerkonvent an den wissenschaftlichen Arbeiten der Universität Theil zu nehmen habe [1]).

Die Vorsteher der neuen Hochschule bethätigten ihre Verehrung für den Bischof von Hippo noch durch eine andere, später weltgeschichtlich gewordene Maaßregel. In dem benachbarten Erfurt hatte ein junger Klosterbruder Martin Luther durch seinen augustinischen Eifer Aufsehen erregt. Im Jahre 1508 berief Staupitz denselben zu einer philosophischen Professur nach Wittenberg. Man sieht, auf der kursächsischen Universität genoß der strenge Augustinismus ausschließliches Ansehen. Dies war eine Neuerung; denn an andern Hochschulen behauptete das theologische System des heiligen Thomas von Aquino, durch die Dominicaner nicht blos mit Worten, sondern im Nothfall sogar mit gerichtlichen Waffen aufrecht erhalten, überwiegende Geltung.

Aber nicht blos in der Theologie, auch in Bezug auf die wiedererweckte Literatur der alten heidnischen Welt, oder in der Sache der Humanisten, wegen deren damals eben ein heftiger Schulstreit entbrannte, hielt Wittenberg zu den Neuerern. In der Schrift, welche der Nürnberger Patricier Willibald Pirkheimer im Sommer 1517, mehrere Monate vor Beginn des lutherischen Ablaßkampfes, zu Gunsten des von den Cölner Dominikanern hart angegriffenen Philologen Reuchlin veröffentlichte, steht ein Verzeichniß der angesehenen Theologen, welche damals für Freunde der Humanisten gehalten wurden. Unter diesen Namen findet sich auch der des Wittenbergers Professors Martin Luther [2]). Ein Jahr später, im Sommer 1518, wurde der junge Schwabe Philipp Melanchthon als ausgezeichneter Humanist, als Verwandter Reuchlin's nach Wittenberg berufen, um dort die alte Literatur zu lehren. Bei solcher Beschaffenheit der Verhältnisse stand zu erwarten, daß über kurz oder lang ein Zwiespalt zwischen der neuen Universität und ihren ältern Schwestern, oder den Zöglingen derselben, ausbreche und wenn es dazu kam, muß man nach den bewährten Regeln historischer Kritik den Schluß ziehen, daß dieses Ergebniß nicht außer Berechnung des kurfürstlichen Stifters lag.

Bald genug trat das unvermeidliche Ereigniß ein. Pabst Leo X. brauchte im Jahre 1517 Geld, sehr viel Geld, angeblich zum Kriege wider die Türken, in der That um seine Neffen auszustatten [3]) und den kostbaren Bau der Peterskirche fortzusetzen. Er ließ sich deßhalb von einer Kirchenversammlung, die zu Anfang des Jahrs im Lateran gehalten ward, einen Zehnten von allem geistlichen Gut des Abendlands zusprechen, und schickte sofort Unterhändler nach Deutschland und den nördlichen Reichen, um für Geld Ablaß auszubieten. Der erste Kirchenfürst Germaniens, Albrecht von Mainz, ein geborner Markgraf von Brandenburg, 1513 auf den Stuhl des heiligen Bonifacius erhoben und

[1]) Ranke a. a. O. S. 290. — [2]) Man sehe das treffliche Werk von Karl Hagen Deutschlands Verhältnisse im Reformationszeitalter I, 464 flg. — [3]) Ranke a. a. O. S. 307 flg.

dritter Nachfolger des oben erwähnten Berthold, dem er an Geist und Charakter sehr unähnlich war, machte in dieser Angelegenheit gemeinsame Sache mit dem Pabste, indem er sich von den Summen, die in den beiden ihm gehörenden Erzsprengeln Mainz und Magdeburg erhoben werden sollten, einen erklecklichen Abtrag vorbehielt. Zwar untersagten mehrere deutsche Große, wie der Bischof von Würzburg und der Kurfürst Friedrich von Sachsen, den mainzisch-römischen Unterhändlern Eintritt in ihre Gebiete, aber Andere waren weniger ekel, namentlich der Kurfürst Joachim von Brandenburg, ein Bruder des Mainzer Erzbischofs. In Betracht, daß ein großer Theil der erwarteten Erndte in der Familie bleiben werde, befahl er seinen Ständen, den Ablaß-Verkäufern keine Schwierigkeit in Weg zu legen. So schlug denn der Dominikaner Johann Tetzel, ein unverschämter Marktschreier, in dem Städtchen Jüterbock an der kursächsischen Grenze nicht weit von Wittenberg eine Ablaßbude auf. Auch mehrere sächsische Unterthanen kamen zu ihm. Hiedurch geschah es, daß Martin Luther Gelegenheit erhielt, im Beichtstuhle die Wirkungen des verruchten Handels kennen zu lernen. In seinem christlichen Gefühle empört, schlug der kühne Mönch am Vorabende des Allerheiligen Festes, den 31. October 1517 an die Thore der Wittenberger Stiftskirche seine 95 Streitsätze wider den Ablaß an, mit welchen die deutsche Kirchenspaltung ihren Anfang nahm. Tausende dachten über den Ablaßverkauf wie Luther, aber Niemand hatte bisher gewagt, die ungeheure Macht der römischen Kirche so offen anzugreifen.

Die That des sächsischen Mönchs brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, fast Jedermann fand in Luther's Sätzen seine eigene Meinung ausgesprochen, es war als ob der zündende Funke in eine Tonne voll Pulvers geschlagen hätte. Der römische Stuhl und seine Anhänger täuschten sich nicht darüber, daß die in Wittenberg begonnene Bewegung gefährlich für sie werden könne. Nur aus Rücksicht auf die Macht des Kurfürsten von Sachsen, der den Lehrer seiner Hochschule beschützte, verzichtete man darauf, Gewalt gegen Luther zu brauchen, dagegen versuchte man es, denselben durch gütliche Zureden zum Schweigen zu bringen, was Anfangs gelang, weil Luther ursprünglich nur die Mißbräuche des römischen Systems, nicht den Pabst selbst zu bekämpfen gedachte, denn er ehrte damals noch in dem Oberhaupte der Kirche den Statthalter Christi auf Erden. Bald aber fachte ungeschickter Eifer einiger Schmeichler der Curie, welche an dem Wittenberger Lehrer den Ritterschlag verdienen wollten, den Kampf von Neuem an. Gleich dem Pabst ahnete der alte Kaiser Maximilian I. die politische Bedeutung der Wittenberger Frage und man hat Ursache zu vermuthen, daß er Luthern für Vergrößerung seiner Gewalt zu benützen sich Hoffnung machte. Einst ließ [1]) er dem Kurfürsten von Sachsen sagen: er möge den Mönch fleißig bewahren, denn man könne sich desselben vielleicht einmal bedienen.

[1]) Ranke a. a. O. S. 323.

Maximilian I. erlebte jedoch die weitere Entwicklung des begonnenen kirchlichen Zwiespalts nicht, er starb den 12. Januar 1519. Durch seinen Tod war der Kaiserthron erledigt. Zwei Hauptbewerber buhlten um denselben: Franz I. König von Frankreich, und Karl, der Enkel des verstorbenen Maximilian, König von Spanien und Erbe der habsburgischen Besitzungen in Deutschland. Wie hat diese Bewerbung zweier so reichen Herrscher die Macht der deutschen Reichsfürsten gehoben, wie hat sie eben dadurch die Hoffnung auf künftige Wiederherstellung der Reichsgewalt hinausgeschoben und den drohenden Riß der Kirche befördert! Wilde Partheiung entstand durch ganz Deutschland, in die Wette ließen sich die großen Reichsstände, besonders die Kurfürsten, von den Franzosen oder den Spaniern, manchmal von beiden zugleich, mit ungeheuren Summen oder Versprechungen bestechen. Der Anhang des Königs von Frankreich war nicht klein, nur die Befürchtung, das deutsche Volk werde die Erhebung des Reichsfeinds mit Aufruhr vergelten, zwang die Freunde des Franzosen zurückzutreten. Im Hochsommer 1519 wurde Maximilian's Enkel als Karl V. zum Kaiser ausgerufen, nachdem seine Abgesandten zuvor die Bedingungen der Kurfürsten, welche die Landeshoheit der Großen sicherten, gut geheißen hatten.

Gegen Ende des Jahres 1520 kam Karl aus Spanien nach Deutschland, im Januar des folgenden Jahrs eröffnete der junge Kaiser seinen ersten Reichstag zu Worms. Hier wurde außer andern wichtigen Angelegenheiten die Sache Luther's verhandelt, der indeß von dem Pabste mit dem Banne belegt worden war, aber dafür den Stuhl Petri durch die zwei Schriften „von babylonischem Gefängniß der Kirche" und „von des christlichen Standes Besserung an den Adel deutscher Nation" blutig angegriffen und durch öffentliche Verbrennung des kanonischen Gesetzbuchs und der gegen ihn erlassenen Bulle verhöhnt hatte. Luther erschien persönlich auf dem Reichstage, um Rechenschaft von seiner Lehre abzulegen. Die Art, wie er sich dort benahm — es ist weltbekannt, daß er Heldenmuth bewies — hat seine Landsleute mit Bewunderung erfüllt. Die anwesenden Spanier und Italiener, Karl's V. Begleiter, sahen in ihm nichts als einen widerspenstigen Mönch, der Züchtigung verdiene. Der Kaiser entschied, wie uns bedünkt, nicht nach dem augenblicklichen Eindrucke, sondern im richtigen Gefühle der allgemeinen politischen Verhältnisse: — Luther wurde in die Reichsacht erklärt. Mehrere ausgezeichnete Männer, namentlich Ulrich von Hutten, hatten Karl V. vor dem Tage zu Worms aufgefordert, sich an die Spitze der kirchlichen Bewegung zu stellen und mit Hülfe der deutschen Nation, die ihm eifrig beistehen werde, den Pabst sammt dem römischen Unwesen zu stürzen. Auch viele neuere Gelehrte sprachen im Hinblick auf die spätere Entwicklung der Dinge die Ansicht aus, daß die Reformation zum Segen Deutschlands ausgeschlagen wäre, hätte Karl V. zu Worms den deutschen Reformator in Schutz genommen. Wir glauben, daß der Kaiser nicht

anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Wenn Karl gemäß dem Vorschlage Hutten's und anderer Hitzköpfe zu Worms mit dem Pabste brach, würden seine spanischen Unterthanen ihren ketzerischen König gestürzt, würden in Deutschland dieselben Fürsten des Reichs, die seit 1525 wider den Kaiser das Gut der Kirche plünderten, die Guelfen gespielt und ihrem weltlichen Oberhaupte das Schicksal bereitet haben, das im Mittelalter so viele seiner Vorgänger traf. Hiezu kam noch die drohende Stellung des Königs von Frankreich. Franz I., für Karl V., selbst so lange dieser mit dem Pabste im Bunde stand, ein gefährlicher Gegner, hätte, als Vorkämpfer Roms, den ketzerischen Kaiser niedergeschmettert. Im Uebrigen verfuhr Karl zu Worms mit unverkennbarer Mäßigung. Nur mit Worten ward Luther gestraft, nicht mit der That, kein Haar ist ihm gekrümmt worden, und der Erfolg hat bewiesen, daß Karl V., so gut als der Wittenberger Lehrer, obgleich in anderem Sinne, die Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche anerkannte.

Gleichwohl war durch die Wormser Acht der Reformator von dem Kaiser fortgestoßen, eben dadurch aber der Reichsaristokratie in die Arme geworfen und genöthigt, ihren Dank zu verdienen. Seitdem konnte man leicht voraussehen, zu wessen Vortheil die große Bewegung in der Kirche ausschlagen werde. Ein berüchtigtes Haupt der Neuerer, aber Feind der Wittenberger, Thomas Münzer, behauptet, nach dem Tage von Worms habe Luther den Fürsten gerathen, sich der geistlichen Güter zu bemächtigen, auf welche er früher dem Adel Hoffnung gemacht. In einer 1524 erschienenen Schrift, welche den Titel führt: „wider das sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" redet er [1]) Luther mit den Worten an: „daß du zu Worms so muthig vor dem Reiche stehen konntest, ist nicht dein, sondern des deutschen Adels Werk, dem du das Maul wohl mit Honig bestrichen hattest, denn derselbe vermeinte, du würdest mit deinen Predigten böhmische Geschenke, Klöster und Stifte geben, welche du jetzt den Fürsten verheißest." Vermöge ihrer natürlichen Entwicklung mußten die Dinge den Gang nehmen, den Münzer andeutet. Gegen Ausgang des Jahres 1524 oder zu Anfang des folgenden wurde — wahrscheinlich in Sachsen, jedenfalls von einer Lutherisch-gesinnten Feder — eine Staats-Schrift ausgearbeitet [2]), welche den Satz aussprach, man solle sämmtliche geistliche Stifte des deutschen Reiches einziehen und für weltliche Zwecke verwenden. Auf mehreren Versammlungen beriethen die Fürsten, welche der Reformation zugethan waren, über diesen Vorschlag. Fremd kann demselben Luther unmöglich gewesen seyn, denn um die nämliche Zeit wurde die erste wirkliche Sekularisation unter seiner eifrigen Mitwirkung vorbereitet. Der Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, war im Januar 1524 auf dem Reichstage in Nürnberg erschienen, um für den Orden Hülfe gegen die Polen zu erbitten.

[1]) Hagen, Deutschlands Verhältnisse II, 147. — [2]) Ranke, Deutschland II, 237 flg.

Weil er Nichts ausrichtete, öffnete er den Einflüsterungen reformirter Prediger sein Ohr. Auf der Rückreise besuchte er Luther in Wittenberg. Dieser forderte ihn auf, die Ordensregel fahren zu lassen, ein Weib zu nehmen und Preußen in ein erbliches Fürstenthum zu verwandeln. Wir haben an einem andern Orte berichtet, daß Albrecht den Rath Luther's befolgte.

Auch der Stuhl Petri beurtheilte den Stand der Dinge in dem eben entwickelten Sinne. Mehrere Jahre zuvor hatte die Curie eine entscheidende Maaßregel in der Voraussetzung ergriffen, daß Gier nach den geistlichen Gütern der geheime Köder sey, welcher die Reichsfürsten der Reformparthei zuführe, und daß es gelingen dürfte, durch freiwillige Einräumung eines Theils der erstrebten Beute einzelne Fürsten auf Seiten der alten Kirche zurückzuhalten. Seit Ende des Jahres 1521 knüpfte der Pabst mit den Wittelsbachern in Bayern Unterhandlungen an, welche einen erwünschten Ausgang nahmen: ein enges Bündniß zwischen Rom und Bayern kam zu Stande [1]), wobei jedoch die Kirche den Preis bezahlen mußte. Adrian VI. erkannte dem bayrischen Hause nicht blos einen bedeutenden Einfluß auf die bischöfliche Gerichtsbarkeit, sondern auch den fünften Theil sämmtlicher Einkünfte der im Herzogthum gelegenen Stifte und Abteien zu. Letztere Schenkung war von großem Belang, denn mehr als die Hälfte des Grunds und Bodens in Bayern gehörte damals geistlichen Besitzern [2]). In der betreffenden Bulle heißt es, den Herzogen sey Solches eingeräumt worden, „weil sie sich erboten hätten, gegen die Feinde des ächten Glaubens die Waffen zu ergreifen.“ Auf solche Weise geschah es, daß die Bayern, obgleich sie Anfangs dieselbe Neigung für die neue Lehre an den Tag legten, wie andere deutsche Stämme, von ihren Fürsten gezügelt, bei der alten Kirche ausharrten. Man sieht, daß das Verdienst, welches sich das genannte fürstliche Haus um den katholischen Glauben erwarb, eben kein übermenschliches war. Die Wittelsbacher haben durch reichlich vergoltene Treue das nämliche Ziel erreicht, das andere Fürsten des Reichs durch Abfall und durch Beschützung Luther's erstrebten.

Ehe jedoch die hohe Aristokratie ihre Hand nach der ersehnten Frucht ausstrecken durfte, waren noch zwei tiefe Gräben zu überspringen. Bei dem Gange, welchen die Reformation seit 1521 nahm, konnte sie nur zur Erniedrigung der kaiserlichen Macht, folglich zum Umsturze der Reichseinheit und zum politischen Verderben der Nation ausschlagen. Denn wie mochte der Kaiser fürder den Uebermuth der Fürsten bemeistern, wenn diese durch Plünderung des Kirchenguts ihre Macht verdoppelten! Folglich gebot das öffentliche Wohl, zu verhindern, daß die Kirche der Aristokratie zum Opfer falle. Aber kein friedliches Mittel reichte mehr aus, die entzündete Erwerbgier der Großen zu zügeln, sondern nur

[1]) Ranke a. a. O. II, 150 flg. — [2]) Ebendaselbst S. 151.

Gewalt konnte helfen. Wohlan, von zwei Seiten sind zwischen den Jahren 1522 und 1525 Versuche gemacht worden, auf gewaltsamem Wege die Reformation in eine andere Bahn hineinzulenken. Die mehr und mehr anschwellende Gährung in Deutschland nahm außer der kirchlichen Richtung, welche Luther aus allen Kräften beförderte, eine scharf ausgeprägte politische Farbe an, die dem Reformator keineswegs behagte; und bald zeigte es sich, daß die Ideen, für welche der Erzbischof Berthold von Mainz 20 Jahre früher gearbeitet, keineswegs vergessen waren. Plötzlich tauchten dieselben wieder auf, jedoch in revolutionärer Gestalt. Die von Luther geforderte Reformation sollte durchgeführt, aber das Kirchengut nicht den Fürsten aufgeopfert, sondern zur Verbesserung der Lage des gemeinen Volks, des niederen Adels, der Bürgerschaften, namentlich zu Wiederherstellung der königlichen Gewalt verwendet werden. Man wollte dem Reichsoberhaupte die ihm gebührenden Rechte zurückgeben, den Erb-Fürstenthümern dagegen dasselbe Schicksal bereiten, wie den Stiften und Abteien. Diese und ähnliche Ideen werden in zwei wichtigen Flugschriften vorgetragen, die in die Jahre 1521 und 1523 fallen. Die erste trägt den Titel: „eine neue Ordnung weltlichen Standes" und ist die 11te in der Sammlung, welche Johann Eberlin von Günzburg unter dem Gesammtnamen der 15 Bundesgenossen herausgab [1]). Die Aufschrift der andern [2]) lautet: „deutscher Nation Nothdurft, Ordnung und Reformation aller Stänb im römischen Reich, durch Kaiser Friedrich III. — fürgenommen." Der unbekannte Verfasser der letztern hat es auf Täuschung abgesehen, indem er der Welt glauben machen will, daß das, was er vorbringt, dem Kaiser Friedrich III. angehöre. Seine Angabe ist falsch, die Schrift entstand erst unter Karl V., allen Anzeigen nach im Jahre 1522 oder 1523, kurz vor dem Bauernkriege, dessen Häupter sie benützten. Immerhin erhellt aus jenem Titel, daß der Verfasser auf die politischen Reform-Versuche hindeutet, welche, wie wir oben zeigten, Erzbischof Berthold und seine Freunde in den letzten Jahren Friedrich's III. zu machen begannen.

Beide Schriften waren die Vorgänger blutiger Thaten. An einem andern Orte ist bemerkt worden, daß der niedere Adel tiefen Haß gegen die Fürsten hegte, weil er seine Reichsfreiheit durch dieselben bedroht sah. Dieser Groll schwoll noch höher, da jetzt die großen Herrn im Namen der Reformation und des Evangeliums die Güter der Kirche an sich zu reißen Vorkehrung trafen. Denn die Edelleute machten — anderer Gründe nicht zu gedenken — gleichfalls Ansprüche auf die Beute. Ueberwiegendes Ansehen besaß im Adel Franz von Sickingen, ein Mann, der sich als Führer von Lanzknechten zu großer Bedeutung aufgeschwungen. Dieser Sickingen trat an die Spitze des unzufriedenen Adels, eine weit

---

[1]) Hagen a. a. O. II, 334 flg. vergl. mit S. 207. — [2]) Ranke, Deutschland im Zeitalter der Reformation II, 204 und Hagen a. a. O. II, 338 flg.

verzweigte Verschwörung entstand; im Frühjahr 1522 wählte ihn die oberrheinische Ritterschaft auf einem Tage in Landau zum Hauptmann. Zu gleicher Zeit rüsteten Standesgenossen im main'schen Franken, am Niederrhein, in Hessen, bis nach Braunschweig, für ihn. Als Sickingen's Bundesgenosse erhob sich auch und zwar nicht blos mit dem Schwert, sondern zugleich mit der Feder, Ulrich von Hutten, einer der glänzendsten Geister jener Zeit, eingeweiht in die Umwälzungs-Plane, die damals gemacht oder ausgeführt wurden. Hutten versuchte es durch mehrere Brandschriften außer dem Adel noch zwei andere Stände, die Städte und die Bauernschaft in das Unternehmen Sickingen's hineinzuziehen [1]); seine Bemühungen waren nicht ganz vergeblich. Drei Jahre später fand man die Flugblätter, durch welche Hutten die Bauernschaft zur Theilnahme aufgefordert hatte, — sie trugen den Titel Neukarsthans — unter den geheimen Papieren der Anführer des Bauernkriegs [2]). Doch wartete Sickingen nicht ab, ob Städte und Bauern ihm Beistand leisten würden.

Im August 1522 griff er zu den Waffen, indem er erklärte, daß es seine Absicht sey, dem Evangelium eine Bahn zu öffnen, den Uebermuth der Fürsten zu züchtigen, dem Kaiser zu helfen. Der erste Schlag war gegen den Kurfürsten von Trier gerichtet, in dessen Gebiet er, der einfache Edelmann, mit einem Heere von 12,000 geworbenen Söldnern einfiel. Nach Besiegung von Kurtrier wollte er sich gegen andere Fürsten wenden. Schrecken ergriff die bedrohte Reichs-Aristokratie. „Seit viel hundert Jahren," schrieb auf die erste Kunde von dieser Bewegung ein Geschäftsträger [3]) des Herzogs Georg von Sachsen an seinen Gebieter, „ist nichts so Gefährliches wider die Fürsten des Reichs unternommen worden." Mit allen verfügbaren Streitkräften eilten mehrere benachbarte Herrn, der Kurfürst von der Pfalz, der Landgraf Philipp von Hessen, dem Trierer zu Hülfe. Der Erzbischof von Cöln, der Herzog von Cleve setzten ihr landesherrliches Ansehen für ihn ein, auch der schwäbische Bund rüstete zu seinen Gunsten. Der Angriff auf Trier mißlang, Sickingen mußte abziehen, und bald wurden seine und seiner adeligen Freunde Schlösser gebrochen. Sickingen selbst starb in dem Augenblicke, da die verbündeten Fürsten ihren Einzug in die von ihm hartnäckig vertheidigte Burg Landstuhl hielten.

Die Aristokratie hatte einen wichtigen Triumph erfochten. Ist es nun glaublich, daß Sickingen ein so gefährliches Wagstück unternahm, ohne sich auf irgend eine Weise der Billigung des Reichsoberhaupts, des Kaisers Karl V. versichert zu haben. Schon damals hat man diese Frage aufgeworfen und fast allgemein verneint! Unter dem 8. Oktober 1522 schreibt [4]) Veit Berler an Wilibald Pirkheimer: „die Meisten argwöhnen, Sickingen habe entweder auf Befehl des Kaisers, oder doch

[1]) Man sehe Hagen zur polit. Geschichte Deutschlands S. 243 flg. — [2]) Ebend. S. 245. — [3]) Ranke, „Deutschland" II, 108. — [4]) Hagen „zur politischen Geschichte Deutschlands" S. 252.

mit seiner Zustimmung den Krieg begonnen." Wenige Tage vorher, den 28. September, berichtet [1]) der Kanzler des Kurfürsten Friedrich von Sachsen seinem Herrn folgende Aeußerung, welche Sickingen gegen die Räthe des Reichsregiments gethan hatte: „ich weiß fürwahr, daß mein Herr, der Kaiser, nicht zürnen wird, wenn ich dem Pfaffen (zu Trier) ein wenig die Krone eintränke." Auch das Verhältniß Sickingen's zum Kaiserhofe ist dieser Vermuthung günstig. Karl V. hatte kurz zuvor den Ritter zu seinem Feldhauptmanne für den bevorstehenden französischen Krieg und zum geheimen Rathe ernannt [2]). Für entscheidend endlich halte ich Das, was sofort Ferdinand, des Kaisers Bruder, that, den Karl 1521 bei seiner Abreise nach den Niederlanden und Spanien zum Reichsverweser ernannt hatte. Nachdem Sickingen durch die verbündeten Fürsten zum Rückzuge von Trier genöthigt worden war, wandte [3]) Ferdinand alle in seiner Macht liegenden Mittel auf, denselben zu retten und der Rache seiner Feinde zu entziehen. Beweist dies nicht handgreiflich ein geheimes Einverständniß? Ich glaube, man muß sich den Zusammenhang der Sache so denken: ehe Sickingen gegen die Fürsten losbrach, unterrichtete er Karl V. von seinem Vorhaben. Der Plan stimmte so gut mit den eigenen Absichten des Kaisers überein, daß dieser geeignet fand, kein Hinderniß in den Weg zu legen. Doch wollte er aus einer sehr begreiflichen Vorsicht den Ritter nicht unterstützen, sondern ließ blos geschehen, was Sickingen auf eigene Gefahr unternahm. Hätte der letztere gesiegt, so würde der Kaiser bald durch die That bewiesen haben, daß er nicht unbetheiligt bei Sickingen's Wagstück war. Dreißig Jahre später, in dem furchtbaren Augenblick, da Karl V., beinahe schon am Ziele seines mühsamen Strebens angekommen, durch den Kurfürsten Moriz von Sachsen von der erklommenen Höhe herabgestoßen ward, kam man am kaiserlichen Hofe auf den Plan des tapfern Sickingen zurück. Damals rieth [4]) man dem alten Kaiser, die ganze Ritterschaft Deutschlands zum Kampfe gegen die Fürsten aufzurufen, und den angesonnenen Dienst dadurch zu belohnen, daß er den Adeligen ihre Reichsunmittelbarkeit, welche sie größtentheils verloren hatten, zurückgebe. Allein schon war es damals zu spät hiezu. Ein unseliges Gestirn verhinderte alle so oft wiederholte und mehr als einmal mit großer Kraft eingeleitete Versuche, die Einheit des deutschen Reichs herzustellen.

Im dritten Jahre nach Franz von Sickingen's Sturze, 1525, brach der Bauernkrieg aus, ein Ereigniß, gleich denkwürdig durch die Masse von Kräften, die zusammenwirkten, durch die Größe des Planes, der zu Grunde lag, wie des Ziels, das erstrebt wurde, und durch die Schlauheit der geheimen Führer, die ihren Antheil an der Sache in ein Dunkel zu hüllen wußten, das bis heute noch nicht ganz aufgehellt ist,

[1]) Ranke a. a. O. S. 109. — [2]) Hagen a. a. O. S. 241. — [3]) Derselbe S. 250. 252. — [4]) Ranke Deutschland V, 249.

und sie selbst, nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstands, der Rache ihrer Gegner entzog. Viele Zeitgenossen Luther's, Anhänger der römischen Kirche, oder ihm abgeneigte Fürsten, haben die Behauptung ausgesprochen, daß die von Wittenberg ausgegangenen Lehren schuld an der Empörung des gemeinen Mannes gewesen seyen. Aber dieser Satz ist in solcher Ausdehnung unwahr, höchstens kann man zugeben, daß Luther's Predigt den Ausbruch befördern half. Der Bauernkrieg von 1525 war das letzte Glied einer Reihe gleichartiger Bewegungen, die nicht lange vorangingen, aber doch in Zeiten fielen, wo von Luther noch nicht gesprochen wurde. Seit dem letzten Zehntel des 15ten Jahrhunderts folgte ein Bauernaufruhr dem andern [1], und diese älteren Bewegungen hatten mit dem Krieg von 1525 nicht blos den allgemeinen Zweck, die Lage des Landvolks zu verbessern oder Rache an Unterdrückern zu nehmen, sondern auch andere eigenthümliche Züge gemein. Schon 1493 wurde der Bundschuh als Bauernbanner aufgeworfen, das nachher eine so gefürchtete Rolle spielte [2], schon in den Aufständen zu Untergrünbach 1503 und zu Lehen 1512 legten die Bauern ihre Absicht an den Tag, das Kaiserthum wieder herzustellen. Einer ihrer Artikel lautete dahin [3], daß sie in Zukunft nur den römischen König als Herrn anerkennen würden. Merkwürdige Erscheinung! der arme Fröhner, der von der Staatsgewalt fast Nichts fühlt als ihre Lasten, ist bereit für die Idee der Staatseinheit und gesetzlichen Königsthums sein Blut zu vergießen. Woher dies? Erinnern wir uns, daß seit 1486 der erste Kirchenfürst Deutschlands, Berthold von Mainz, mit aller Macht an Wiederherstellung des Reichs arbeitete, daß er die Städte für seine Absichten gewonnen hatte, daß ähnliche Plane unter dem Adel gährten. Aus den höhern Schichten der Gesellschaft muß dieselbe Bewegung auch in die Tiefe herabgedrungen seyn. Aber noch bleibt zu erklären, woher der Bauer plötzlich den Muth und die Kraft nahm, um seinen Antheil an der allgemeinen Idee des Jahrhunderts, den er sich selbst herausnahm, mit dem Schwerte zu vertheidigen, und in der neuen Staatsverfassung, die gegründet werden sollte, sich eine ehrenvolle Stelle zu erobern. Jahrhunderte früher war der bäuerliche Stand von den Grundherrn ebenso hart beschatzt worden, als in König Maximilian's Tagen, ohne daß der schwer Belastete es gewagt hätte, in Masse für die Freiheit das Schwert zu ziehen, Jahrhunderte lang vorher hatten die höhern Stände über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Rechts gehadert, ohne daß der Fröhner sich erkühnte, seine Stimme abgeben zu wollen.

Woher der Umschwung? Das Mittelglied ist offenbar die früher berührte Veränderung im Kriegswesen. In der letzten Hälfte des 15.

[1] 1493 der Aufstand im Elsaß, 1503 die Verschwörung von Untergrünbach, 1512 die Bewegung zu Lehen, 1514 der arme Conrad in Württemberg. Man sehe Zimmermann Geschichte des Bauernkriegs I, S. 141 flg. — [2] Zimmermann a. a. O. S. 143. — [3] Ebendaselbst S. 151 und 169.

Jahrhunderts entstehen die süddeutschen Söldnerheere, die aus dem Landvolk geworben sind. Dadurch wird der Bauer bewehrt, und lernt in Reih und Glied fechten. Nun zeigt die Geschichte an manchen Beispielen, daß Volksbewaffnung außerordentliche Wirkungen hervorbringt, daß der Bewehrte Vieles nicht mehr duldet, was der Unbewehrte geduldig hinnahm. Diejenige Provinz Deutschlands, welche in König Maximilian's I. Tagen die meisten Lanzknechte lieferte, war erweislich das alte Herzogthum Alamannien. Nun in eben diesen Landen sind alle jene kleineren Bauernempörungen ausgebrochen, die vor dem großen Krieg von 1525 stattfanden. In mehreren andern Zügen verräth sich der Einfluß des Söldnerthums auf die Empörer. Den Aufständen im Elsaß von 1493 und zu Lehen 1512 gingen ernsthafte und langwierige Berathschlagungen über Schnitt, Farbe und Inschrift des Banners voran, das man aufwerfen wollte [1]). Die Häupter sind überzeugt, daß sobald das Fähnlein fliege, ihnen Volk zulaufen werde. Weist dies nicht auf den Kultus der Fahne hin, den unsere Bauernsöhne in Georg Frundsberg's und anderer Obersten Schule erlernt hatten! Der gefährlichste Anführer der Verschwornen von Untergrünbach und Lehen, Jost Fritz, war ein alter ausgedienter Soldat [2]). Noch deutlicher ist eine Erklärung [3]), welche auf dem Reichstage zu Mainz 1517 von dem Ausschusse der Stände abgegeben wurde: „das „wüthende Gemüth," das man längst am Bauern verspüre und sein Hang zur Meuterei komme daher, weil man die Kriegsknechte, die im Auslande gedient, wieder nach Hause gehen lasse."

Alle diese Triebfedern der alten Aufstände wirkten bei dem Kriege von 1525 zusammen, als neuer Gährungsstoff kamen aber die Ideen der begonnenen Kirchenreformation hinzu. Im Frühjahr standen im südwestlichen und mittleren Deutschland über 100,000 bewaffnete Bauern auf, und von der Westgränze Schwabens wälzte sich die Empörung nach dem main'schen Franken und Thüringen. Die sogenannten zwölf Artikel gemeiner Bauernschaft, die ohne Zweifel in Oberschwaben entworfen worden sind [4]), fassen den Inbegriff der Rechte zusammen, welche die Bauern für sich erobern wollten. Besondere Beachtung verdient eine Maaßregel, welche die Anführer im Verlaufe der Bewegung an vielen Punkten, und offenbar in geheimem Einverständnisse, ergriffen: ihr Bemühen nämlich, den Adel auf ihre Seite zu ziehen und Hauptleute aus diesem Stande zu wählen. Bekanntlich geschah dies nicht ohne Erfolg, mehrere adelige Herrn, wie die Grafen von Henneberg, von Wertheim [5]), der Ritter Götz von Berlichingen, nahmen nicht blos die 12 Artikel an, sondern traten als Führer in das Heer der Bauern ein. Ich sehe in die-

---

1) Zimmermann a. a. O. S. 143 und 170 unten flg. — 2) Ebendas. S. 156. — 3) Ranke Deutschland I, 219. 220. — 4) Bensen Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken S. 65 flg. — 5) Ebendas. S. 207. 252. 265.

sem Verfahren der Empörten einen Beweis, daß die Lenker des Kriegs die Rathschläge, welche der im August 1523 kurz nach Sickingen verstorbene Hutten gegeben, zu befolgen und Sickingen's Plane wieder aufzunehmen gedachten. Bei weitem die denkwürdigste That des Bauernkriegs sind die Entwürfe, welche im Mai 1525 aus der zu Heilbronn errichteten Bauernkanzlei hervorgingen. Hier wurde von den Vertretern des Bauernheeres der Plan [1]) einer neuen Grundverfassung des Reichs ausgearbeitet, welche der bäuerlichen Bevölkerung germanische Urrechte zurückgab, den Clerus auf das Sakrament und das Amt des Worts beschränkte, das Kirchengut für verwendbares Staatseigenthum erklärte, das alte deutsche Recht wieder herstellte, das eingedrungene römische Juristenwesen niederschlug, die Landeshoheit der Fürsten aufhob und denselben blos einen ausgedehnten Grundbesitz ließ, die verschiedenen Stämme Deutschlands durch eine sinnreiche Gerichtseinrichtung mit einander verband, endlich dem Kaiser alle Befugnisse einräumte, welche zu seiner eigenen Sicherheit, wie zum Wohle der Nation unumgänglich sind.

Dem Heilbronner Entwurfe lag die oben erwähnte, sogenannte Reformation Kaisers Friedrich III. zu Grund, doch so, daß letztere bedeutend erweitert wurde. Die deutsche Bauernschaft hatte ihre ernstliche Absicht an den Tag gelegt, dem Kaiser den nämlichen Dienst zu erweisen, welchen fast um dieselbe Zeit im Norden die Dalekarlier der Krone Schweden leisteten. Ohne Zweifel wäre der Erfolg in beiden Ländern derselbe oder ein ähnlicher gewesen, wenn ein deutscher Wasa auftrat. Aber dieser fehlte. Die Nachricht ist auf uns gekommen [2]), daß Gattinara, Karl's V. Minister, als er vom Heilbronner Entwurfe hörte, dem Kaiser gerathen habe, den Bauernaufstand unter den Schirm seines Namens zu stellen. Karl that jedoch nichts, vermuthlich, weil er erst zusehen wollte, ob das Glück die Empörten begünstigen werde. Während dessen wurde der Aufstand durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen des schwäbischen Bundes, der Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen, sowie mehrerer Herzoge und Markgrafen niedergeschmettert. Was Berthold von Mainz mit den Städten auf gesetzlichem Wege, was nach ihm auf ungesetzlichem der Ritter Franz von Sickingen vergeblich gewagt, war auch den Bauern mißlungen. Die Reichsaristokratie triumphirte abermal.

Außer der Rache an den Ueberwundenen genoß ebendieselbe jetzt den Vortheil, die reichen Früchte der Kirchenreformation zu pflücken. Zu Anfang des Aufstandes hatten die oberschwäbischen Bauern an Luther ihre zwölf Artikel überschickt, mit der treuherzigen Bitte, ein Gutachten über dieselben zu stellen. Luther konnte die meist gerechten und vernünftigen Satzungen nicht mißbilligen, aber wohl tadelte er die Schild-

---

[1]) Man sehe Oechslin Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs S. 163 flg. 283. Bensen a. a. O. S. 277. 551. — [2]) Hormayr Lebensbilder aus dem Befreiungskriege III, 42.

erhebung der Bauern, und gebot ihnen, die Waffen niederzulegen. Die Bauern hüteten sich jedoch wohlweislich letzterem Rathe zu folgen. Als nun Luther später vernahm, daß die Empörer bei dem Städtchen Weinsberg eine Handvoll Edelleute durch die Spieße gejagt hätten, brach er mit unerhörter Heftigkeit gegen den Aufstand los [1]), indem er seine Flugschrift „wider die mordischen und raubischen Rotten der Bauern" schleuderte. „Die Bauern," heißt es hier, „hätten das Evangelium nur zum Schein vorgewendet, und sich durch den Aufruhr rechtlos gemacht. Darum soll sie zerschmeißen, würgen, stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres seyn mag, als ein aufrührerischer Mensch" u. s. w. Diese leidenschaftliche Sprache wird theilweise durch die Heimath und die Erziehung Luther's erklärt. Seiner Geburt nach gehörte er nicht den alten deutschen Reichslanden, wo der Bauer von jeher Menschenrechte genoß, sondern dem eroberten Slavenboden an, wo der eingedrungene deutsche Herr seine Hintersaßen wie das liebe Vieh behandelt hat. Der Bergmannssohn glaubte, es müsse so seyn, und in diesem finstern Wahn bestärkte ihn die Höllenangst, die ihn wegen seiner Sünden unaufhörlich im Kloster peinigte, und ihn verleitet hat, die Erde als ein von gefallenen Geistern bewohntes Jammerthal, die Regenten als von Gott eingesetzte Zuchtmeister zu betrachten, denen es zukomme, Ordnung auf jede Weise zu erzwingen. Das Meiste that jedoch politische Berechnung, er fürchtete nämlich, die großen Herren, deren Schutz er seither genossen, möchten den Aufruhr der Bauern ihm selbst und seiner evangelischen Predigt in die Schuhe schieben. Auch hat das politische Glaubensbekenntniß, das er damals ablegte, den Fortgang seiner Sache außerordentlich gefördert.

Vor dem Ausbruche des Bauernkrieges waren es nur wenige Große, welche Luther's Predigt entschieden begünstigten. Jetzt, nachdem er auf eine so unzweideutige Art bewiesen, daß von der Lehre christlicher Freiheit, die er vortrug, die Gewalthaber nicht das Geringste für ihre Herrenrechte zu fürchten hätten, gaben in sehr kurzer Zeit eine Masse Fürsten und Magistrate von Reichsstädten der Reformation Luther's Raum in ihren Gebieten. Einige der so schnell Bekehrten sprachen sich deutlich über die Gründe ihres Uebertritts aus. Der Herzog Georg von Sachsen-Leipzig hatte in einem Briefe an seinen Schwiegersohn, den Landgrafen Philipp von Hessen, behauptet, daß Luther's Lehre den letzten Bauernaufruhr entzündet habe. Landgraf Philipp erwiederte: gerade das Gegentheil sey der Fall, Luther predige auf's Eindringlichste Gehorsam gegen die Obrigkeit, und eben darum schließe er sich an ihn an [2]). Noch offenherziger waren die brandenburgischen Markgrafen Georg und Casimir von Ansbach und Baireuth. Diese beiden Fürsten, die bis dahin geschwankt und wohl auch gegen die Wittenberger sich er-

[1]) Bensen S. 269 flg. — [2]) Rommel Philipp der Großmüthige II, 83 flg.

klärt hatten, erließen zu Ende des Jahrs 1525 ein Ausschreiben [1]), kraft dessen sie Luther's Lehre in ihrem Fürstenthum einführten, und zugleich die Pfarrer anwiesen, wie in Zukunft das Verhältniß zwischen Landesherr und Unterthan auf der Kanzel dargestellt werden solle. In dieser Urkunde heißt es: unter christlicher Freiheit sey nichts anderes zu verstehen, als „daß die Gläubigen durch den Geist, der da lebendig macht in Christo Jesu, befreit werden von dem Gesetze der Sünde und des Todes, und daß also christliche Freiheit im Geist und nicht im Leibe, im Gewissen innerlich und nicht äußerlich bestehe. — Paulus spricht zu den Römern: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit und Gewalt, denn es ist keine Gewalt als von Gott. Wer also wider die Gewalt sich setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung. Mit solchen klaren gewaltigen Sprüchen der heiligen Schrift wird lauter genug angezeigt, daß christliche Freiheit nicht ist Erledigung von Rent, Zins, Gült, Zehent, Steuer, Dienst oder andern dergleichen äußerlichen Bürden und Beschwerden (wie es die Unterthanen nennen), sondern allein, wie vorgemeldet, ein innerlich geistlich Ding, und daß alle Unterthanen aller Obrigkeit in solchen zeitlichen Geschäften, Sachen und Geboten zu gehorsamen schuldig sind."

Den weiteren Wünschen der reformationslustigen Herren kam Luther bereitwilligst entgegen. Wie 1524 den Deutschmeister Albrecht, so forderte er unmittelbar nach dem blutigen Ende des Bauernkriegs einen zweiten Brandenburger, den gleichnamigen Erzbischof von Mainz, durch Schreiben [2]) vom 2. Juni 1525 auf, zu heirathen und sein Stift in ein erbliches Fürstenthum zu verwandeln. Luther verfuhr bei Ertheilung dieses Raths, als ob das Erzbisthum Mainz ein herrenloses Gut sey, als ob Kaiser und Reich über die künftige Verwendung der großen Kirchen-Lehen nichts zu sagen hätte. Der Erzbischof selbst beurtheilte jedoch den Stand der Dinge anders. Obgleich dieser Prälat sonst deutliche Spuren von Vorliebe für die Neuerung verrieth, wagte er es nicht, auf Luther's Vorschlag einzugehen, vermuthlich weil er sich vor der Rache der altgläubigen Parthei fürchtete. Dagegen begannen die andern Großen, welche sich für Luther erklärt, zuzugreifen. Klöster und Rechte bischöflicher Gerichtsbarkeit fielen als erstes Opfer [3]), die Hochstifte wurden vorerst für eine bessere Gelegenheit aufgespart. Mit dem Augenblick nun, da die fürstlichen Schutzherren des Lutherthums den Nachlaß der alten Kirche an sich rissen, war die neue protestantische Kirche, als solche, ins Leben getreten. Die Uebergabe der Augsburger Konfession, welche auf dem Reichstage von 1530 erfolgte, muß man als eine Ergänzung des seit 1525 Geschehenen betrachten. Jetzt war nur noch die Frage, ob der Kaiser zu den letzten Schritten der luthe-

---

[1]) Hagen „Deutschlands Verhältnisse" III, 147. — [2]) Ebendaselbst III, 144. — [3]) Ranke II, 445 flg.

rischen Fürsten schweigen, oder aber als Schutzherr der römischen Kirche Gewalt gegen die Abgefallenen brauchen werde. Die fürstlichen Anhänger des Lutherthums faßten die Gefahr, die von dieser Seite drohte, wohl ins Auge, sie schloßen zu Ende des Jahres 1530 das schmalkaldische Bündniß zu Schutz und Trutz wider die Altgläubigen.

Obgleich seitdem zwei bewaffnete Partheien sich gegenüberstanden, kam es doch in den nächsten Jahren nicht zum Bürgerkriege, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal war die Macht des Kaisers durch zwei furchtbare auswärtige Gegner, einerseits die Franzosen, andererseits die Türken, vollauf beschäftigt, und Karl mußte deßhalb die Ruhe, manchmal auch die Hülfe der Protestanten durch fortwährende Zugeständnisse erkaufen; für's Zweite wollten die katholischen Stände, selbst der Pabst, dem Kaiser nicht zu Unterdrückung der Protestanten helfen, weil sie einen Aufschwung kaiserlicher Macht, welcher die nothwendige Folge einer solchen Maaßregel gewesen wäre, noch mehr fürchteten, als die Fortschritte des Lutherthums. Erst im Jahre 1544 bekam Karl V. durch den Friedensvertrag von Crespy, den er als Sieger mit Frankreich abschloß, freie Hand in Deutschland. Und nunmehr zeigte es sich, daß es dem Kaiser Ernst war mit seinem oftmals wiederholten Versprechen, selbst eine Reformation, aber innerhalb der katholischen Kirche, durchzusetzen. Er begann damit, daß er den Pabst zu Berufung eines allgemeinen Concils nöthigte; dann rüstete er sich zum Krieg gegen die ungehorsamen Häupter des schmalkaldischen Bundes, den Landgrafen Philipp von Hessen und den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Das Waffenglück begünstigte ihn, der protestantische Bund wurde gesprengt, Philipp und Johann Friederich fielen in die Hände der Kaiserlichen. Karl V. konnte der lutherischen Kirche Bedingungen vorschreiben. Dieselben waren sehr mild. Kraft des sogenannten Augsburger Interim gewährleistete er den Anhängern Luther's die Priester-Ehe, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, und endlich in Bezug auf das Dogma von der Rechtfertigung vor Gott, welches bis dahin die wichtigste Angriffswaffe Luther's gegen die römische Kirche ausgemacht, eine so gefaßte Formel, daß sie sich mit der Augsburg'schen Konfession vereinigen ließ. Dagegen sollten nun die protestantischen Stände, auf diese Zugeständnisse hin, sich der geistlichen Hoheit des Pabstes wieder unterwerfen und das allgemeine Concilium beschicken, das auf der Gränze Deutschlands in Trient eben eröffnet worden war. Es ist kein Zweifel: Karl besaß sowohl den festen Willen als auch die nöthige Macht, das Concil so zu lenken, daß sein den Lutheranern gegebenes Wort eine Wahrheit ward. Die Curie zitterte damals vor ihm, die Niederlage der Mitglieder des schmalkaldischen Bundes hatte sie in nicht mindern Schrecken gesetzt, als die besiegten Protestanten [1].

---

[1] Man sehe Ranke Deutschland V, 10.

Alles schien nach Wunsche zu gehen, schon ordneten die lutherischen Stände ihre Gesandten nach Trient zu der Kirchenversammlung ab, als das alte Verhängniß wieder eingriff. Seit der im Jahre 1485 erfolgten Erbtheilung des sächsischen Gesammthauses herrschte bittere Eifersucht zwischen den beiden getrennten Linien der Ernestiner und Albertiner. An der Spitze der ersteren stand damals Kurfürst Johann Friederich, an der Spitze der andern Herzog Moritz. Karl V. hatte diese Stammesfeindschaft im schmalkaldischen Krieg staatsklug benützt, indem er den Herzog in ein geheimes Bündniß zog und gegen seinen Vetter Johann Friederich bewaffnete. Um das Versprechen des Kurhuts und eines bedeutenden Theils vom Erbe der Ernestiner verrieth Moritz unbedenklich seine eigene Vettern und Das, was protestantischer Partheigeist „die Sache Gottes" nannte. Hauptsächlich durch die Dienste des Herzogs gelang es dem Kaiser, den schmalkaldischen Bund niederzuschlagen. Moritz erhielt nach erfolgtem Siege wirklich die verheißene Kur und ein Drittheil vom Besitze des bisherigen Kurfürsten, der zum Herzoge herabsank. Aber bald rüstete er sich, auch den Kaiser und das Reich zu verrathen. Da er fühlte, daß seine Macht der kaiserlichen nicht gewachsen sey, verband er sich mit Frankreich, indem er dem Erbfeinde als Lohn bereitwilliger Unterstützung des Aufruhrs, welchen er vorbereitete, die dem deutschen Reiche gehörigen drei Bisthümer in Lothringen Metz, Toul und Verdun zusagte. Gegen den Kaiser, der nichts ahnete, bewies Moritz eine Schlauheit und Verstellung ohne Gleichen. Plötzlich im Frühjahre 1552 schlug er los, vor aller Welt erklärend, daß er die Waffen darum ergriffen habe, um die alte Freiheit der deutschen Stände herzustellen, welche durch den Kaiser widerrechtlich mit „unerträglicher, erblicher, viehischer Knechtschaft" bedroht seyen. Mit dem prächtigen Namen Freiheit beliebte man nämlich damals, wie noch lange Zeit nachher, die Unbotmäßigkeit der Fürsten und jenes politische System zu bezeichnen, welches das Reich aufgelöst, die Nation um Ehre und Macht gebracht, die kleinen Landesherren in Tyrannen ihrer Gebiete umgewandelt hat. Karl V. wurde von Moritz überrascht und besiegt.

Ein Schlag vernichtete die Früchte seiner 33 Jahre fortgesetzten Bemühungen. Dagegen fielen dem Franzosen wirklich die verheißenen Landschaften und Städte zu. Es war die erste Theilung des alten deutschen Erbe, welcher bald noch mehrere und noch schimpflichere aus gleichen Anlässen folgen sollten. Zwei Staatsverträge, der Passauer Vergleich von 1552 und der Augsburger Religionsfriede von 1555, besiegelten das Werk der Empörung. Hier errang die lutherische Kirche, welche Karl, wie wir erzählt, zur Vereinigung mit der katholischen hatte zwingen wollen, ihre Unabhängigkeit wieder. Die protestantischen Reichsstände bedangen sich zu Augsburg Gewährschaft aller Einrichtungen, die sie bisher getroffen, und aller Güter aus, die sie seit dem Ende des Bauernkriegs vom Nachlasse der katholischen Kirche an sich gebracht.

Die unterliegende altgläubige Parthei mußte zufrieden seyn, wenn die alte Kirchenverfassung in den Theilen des Reichs, wo sie bisher bestand, gerettet werden konnte. Und traurig genug war das Mittel, das angewandt wurde, um diesen Zweck zu erreichen. Obgleich das erste Feuer der Reformation längst sich abgekühlt hatte, neigte sich doch die Masse der deutschen Bevölkerung noch immer zu Luther's Lehre hin. Daher stand zu befürchten, daß der letzte Triumph der protestantischen Fürsten Anlaß zu allgemeinem Abfall der Menge geben dürfte. Um dies zu verhindern, verständigte sich die altgläubige Parthei auf der Augsburger Versammlung mit der siegenden protestantischen über den Grundsatz, daß hinfort die Landesherren oder die unmittelbaren Reichsstände allein das Recht haben sollen, für den Umfang ihrer Gebiete über die Religionsfrage zu entscheiden: wo der Landesherr Protestant sey, da müsse auch der Unterthan zu Luther schwören, wo der Herr dem alten Glauben anhänge, da müsse auch der Insaße katholisch bleiben. Man faßte das neue Recht in die Formel: cujus regio, ejus religio, wem der Boden gehört, der ist auch Herr über die Religion! Gewiß ein verruchter Grundsatz, der das deutsche Volk in rechtlose Heloten umschuf. Aber zu verwundern ist es keineswegs, daß die Dinge diese Wendung nahmen. Man setze in jener Formel statt des Ausdrucks „Religion" das Wort „Kirchengut," so wird Alles klar. Der Sinn ist dann: wem das Gebiet gehört, dem sollen auch die Kirchengüter überlassen seyn, welche in demselben liegen. Die weitere Frage über den Glauben der Unterthanen erscheint dann als Das, als was sie die Herren von Anfang an behandelt hatten, nämlich als eine Nebensache. Zieht ein Fürst die in seinem Lande gelegenen Kirchengüter ein, so versteht es sich von selbst, daß er, um den Raub zu rechtfertigen, das Banner der neuen Lehre aufsteckt. Der Augsburger Religionsfriede hat das Geheimniß des Gesichtspunktes, unter welchem der Herrenstand Germaniens die Reformation betrachtete, vor aller Welt enthüllt. Diejenigen, welche dem Wittenberger Lehrer ihren Schutz verliehen, suchten von Anfang an nur weltliche Vortheile, nur die Vergrößerung ihres Besitzes, ihrer Herrschaft, und diese Absicht, welche man bisher mit allerlei gleißenden Masken zugedeckt, brach bei jener Gelegenheit, im Augenblick des Siegs, ans Tageslicht hervor.

Die katholischen Stände errangen auf dem Augsburger Reichstage ein anderes Zugeständniß, welches den Fortbestand der großen geistlichen Stifte sichern sollte und zum Theil wirklich gesichert hat. Zum Gesetz wurde erhoben, daß die geistlichen Stände, d. h. die reichsunmittelbaren Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte zwar für ihre Person berechtigt seyn sollten, dem einen oder dem andern Bekenntniß beizutreten, daß sie aber, im Fall des Uebertritts zum Lutherthum, auf ihre Pfründen verzichten müßten. Man nannte dies den geistlichen Vorbehalt.

Bald nach Abschluß des Religionsfriedens legte Karl V., voll Gram über den Gang der deutschen Angelegenheiten, seine Krone nieder und

zog sich in ein spanisches Kloster zurück, wo er den 21. September 1558, unter Gebeten für die Einheit der Kirche starb [1]). Die spanische Monarchie sammt den Niederlanden und den italischen Lehen erbte sein Sohn Philipp II., den Kaisernamen sammt den östreichischen Besitzungen erhielt Karl's Bruder Ferdinand.

Seitdem genoßen die Protestanten Germaniens mehr als 60 Jahre ungefährdet der Früchte des Religionsfriedens. In dieser langen Zeit konnte sich die Eigenthümlichkeit der lutherischen Fürstenkirche frei entwickeln. Es bleibt ein unvergängliches Verdienst der deutschen Reformation, daß sie die Religion, welche 50 Jahre früher durch unläugbare Verweltlichung der alten Kirche, insbesondere durch den Humanismus, ihren Einfluß auf das Leben verloren hatte, wieder zur allgemeinen Angelegenheit erhob. Aber diese Wohlthat wurde um schwere Opfer erkauft. Luther hat aus Haß gegen den Ablaß und die Dogmen, auf welche derselbe gebaut war, mit bedaurungswürdiger Hartnäckigkeit den Glauben und nichts als den Glauben für das Mittel erklärt, kraft dessen der Mensch der göttlichen Gnade ein Thor in sein Inneres eröffnen möge. Nun springt in die Augen, daß ein Mensch rechtgläubig wie ein Stock, und doch grundschlecht seyn, daß er aller Liebe, aller Barmherzigkeit, aller Tugenden ermangeln, und doch die Lehren der Theologen blind nachbeten kann. Sagt aber nicht die Bibel an tausend Stellen, daß wer Recht thut, Gott wohl gefällt, und daß man den Baum an seinen Früchten erkennt! Schon in den ersten Zeiten der Reformation wurde — und zwar von Freunden der Neuerung — hervorgehoben [2]), daß der übertriebene Werth, welchen die lutherische Predigt dem Glauben beilege, alle Zucht im Volke, alle öffentliche Sittlichkeit umzustürzen drohe. Die Reformatoren selbst mußten zuletzt nothgedrungen — wegen dieser weltkundigen Schäden — zu den alten Grundsätzen katholischer Kirchenzucht zurückkehren. Dies war noch nicht Alles. Wenn das ewige und zeitliche Heil des Menschengeschlechts vom Glauben allein abhängt, so fordert das öffentliche Wohl, daß man Denjenigen, welche den Inhalt des Glaubens bestimmen, den wichtigsten Rang in der Gesellschaft anweise. Man ermangelte nicht, in den protestantischen Ländern und Ländchen diese Schlußfolge zu ziehen und zu verwirklichen. Die neuen Kirchlein geriethen unter den Befehl der akademischen Lehrer und der Hofprediger, welche als Nachfolger Luther's geehrt zu werden verlangten. Damit begann die Herrschaft von einem Haufen sehr kleiner, aber größtentheils sehr hochmüthiger Polterer, welche mit bleiernem Scepter ihre Heerden regierten und die Köpfe verfinsterten. Diese Menschen haben die Macht, welche man ihnen einräumte, dazu benützt, während anderthalb Jahrhunderten die Kirche Luther's durch die schändlichsten dogmatischen Zänkereien zu entweihen, und das Volk, das sie in ihre

---

[1]) Ranke V, 425. — [2]) Hagen Deutschlands Verhältnisse III, 170. 186. 267 flg.

Streitigkeiten hineinzogen, um seinen frohen Muth, seinen gesunden Menschenverstand zu bringen. Bald — noch im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts — machten aufrichtige Lutheraner die Bemerkung, daß die neue Kirche statt eines einzigen, großartigen, für ärmliche Eifersüchteleien unzugänglichen, eine ganze Rotte kleiner, aber im Ganzen höchst lästiger Päbste eingetauscht habe.

In einer andern Hinsicht zeigte die Vergleichung zwischen Ehemals und Jetzt noch wundere Seiten. Die lutherischen Kirchenhäupter waren nur nach Unten gebietende Herren, nach Oben willenlose Knechte. Nachdrücklich hielt der mittelalterliche Katholicismus an dem Grundsatze fest, daß königliche und hohenpriesterliche Gewalt nie in einer Person vereinigt seyn dürfe. Dieser Regel verdankte die lateinisch-germanische Welt ihre Freiheit, ihre eigenthümliche Bildung, denn da Kirche und Staat, Priesterthum und königliche Gewalt, sich gegenseitig beschränkten, konnte im Mittelalter nirgend geregelte Tyrannei aufkeimen. Dies wurde durch die Reformation anders. Nachdem man das Joch Roms abgeschüttelt, erbten in den lutherischen Gebieten die Landesfürsten den Nachlaß des Pabsts, d. h. sowohl seine oberherrliche Gewalt über die Kirche, als seine Einkünfte. Besonders in letzterer Beziehung war der Wechsel schmutzig. Die Summen, welche die Curie oder das Bisthum sonst für Ehedispensen oder als Kirchenbußen eingezogen, wanderten jetzt in die fürstlichen Kammern, und diese Steuern, über welche man zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die bittersten Klagen geführt, galten nun für gerechtfertigt. Die oberpriesterliche Gewalt des Pabsts verwandelte sich in das Landesbisthum der Fürsten. Letztere wurden die Bischöfe ihrer Gebiete, sie hatten als solche die Anstellung der Kirchendiener, die Gebräuche, die Einrichtungen des Cults, selbst — wie viele Beispiele zeigen — den Lehrbegriff in ihren Händen. Und welche Bischöfe waren es, die der neuen Kirche auf solche Weise vorgesetzt wurden? Auch von diesem Verhältniß, welches Partheigeist bisher in tiefstes Geheimniß hüllte, hat die neueste Zeit den Schleier weggezogen. In dem seit einigen Jahren gedruckten Briefwechsel mit seinen vertrautesten Freunden spricht sich Melanchthon unverholen über die fürstlichen Bischöfe des Lutherthums aus [1]). Er nennt die vielgefeierten Schutzherrn der evangelischen Kirche, den Landgrafen von Hessen, den Kurfürsten von Sachsen und die Andern, Centauren, Tyrannen, Verächter Gottes, er sagt, daß es ihnen nur um weltliche Vortheile zu thun sey, er bedauert die Aufhebung der alten bischöflichen Gerichtsbarkeit. Es lag aber ferner in der Natur der Dinge, daß der Zuwachs von Gewalt, welchen die Reformation den Landesherrn verschaffte, sich nicht auf die Kirchenangelegenheiten beschränkte, sondern auch den Staat betraf. Wirk-

---

[1]) Man sehe die von Karl Hagen in „Prutz Almanach für 1845" aus dem Corpus reformatorum gesammelten Stellen.

lich wurde damals der Grund zum unumschränkten Fürstenthum der neuern Zeiten gelegt und die germanische Freiheit erhielt ihren gefährlichsten Stoß. Die nächste Folge des Umschwungs war die Einrichtung jenes vielköpfigen Beamtenregiments, das bis heute geblieben ist. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und besonders im Bauernkriege hatte das deutsche Volk Abschaffung des römischen Rechts und Austreibung der tödtlich gehaßten Juristen und Schreiber verlangt. Jetzt begann das goldene Zeitalter dieser Menschenklasse. Um von dem Heere niederer Beamten zu schweigen, haben fast sämmtliche deutsche Kurfürsten und Herzoge während des Zeitraums vom Abschluß des Augsburger Religionsfriedens bis zu Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs in ihren Residenzstädten Geheimeraths-Kollegien errichtet.

Durch eine unglückliche Rückwirkung erstreckte sich das eben berührte Anschwellen fürstlicher Gewalt auch auf die katholische Kirche. Denn da fast in allen Ländern ein großer Theil des Volks offen oder insgeheim für die Reformation Parthei nahm, konnte der Clerus nur durch den Schutz der Fürsten sein Ansehen behaupten. Die Fürsten aber gewährten die gewünschte Hülfe nur um den Preis unbedingter Unterwerfung. So geschah es, daß durch ein und dasselbe Ereigniß nicht nur die neue Kirche, sondern auch ihre Gegnerin, die römische, in die Sklaverei des Staates versank. Das Pabstthum ist seit der Reformation nicht mehr das alte, es hat auf die Opposition verzichten müssen, die es im Mittelalter zum Vortheil der Völker gegen das Königthum machte.

Die traurigste Frucht des Triumphs, den Kurfürst Moritz und der Protestantismus im Religionsfrieden errang, war die politische Umgestaltung des gemeinsamen Vaterlands. Unaufhaltsam trennte sich seitdem die deutsche Nation in zwei feindselige, durch Religionshaß erbitterte Hälften, und die Wiederherstellung einer Centralgewalt wurde dadurch so erschwert, daß sie jetzt nur noch durch die blutigsten Gewaltthaten erzwungen werden mochte. Wie hätte die protestantische Aristokratie jetzt, nachdem sie durch den Augsburger Vertrag fast völlige Unabhängigkeit erlangt, auf die Stimme des Reichsoberhaupts hören sollen! Ueberdies gewährte die freie Entwicklung des lutherischen Kirchthums den Fürsten Landesbischöfen neue, früher unbekannte Mittel des Widerstands gegen etwaige Versuche des Kaisers. Luther war bekanntlich Meister im Schimpfen, und nicht ohne seine Schuld kam in der neuen Kirche die üble Gewohnheit auf, den Pabst und seine Anhänger mit den gehässigsten Worten zu bezeichnen. Zu Denjenigen, welche dem alten Glauben treu blieben, gehörte auch der Kaiser. Dafür ward er von den lutherischen Predigern als Mitschuldiger und Spießgeselle „des römischen Antichrists, der babylonischen Hure, die da auf den sieben Hügeln sitzt", ausgeschrieen. Ist es ein Wunder, daß in solcher Schule beim lutherischen Volke die Achtung vor der geheiligten Person des Kaisers, die Liebe zum gemeinsamen Reiche erlosch!

Anderer Seits zog die unbeschränkte Herrschaft über die Landeskirchen, welche der Religionsfriede den Fürsten in die Hände gab, eine Folge nach sich, die den lutherischen Partheihäuptern durchaus nicht behagte. Es gab damals nicht mehr blos eine, sondern zwei protestantische Kirchen, neben der lutherischen die calvinische, und letzterer war es gelungen, in einem bedeutenden Theile Europas über ihre ältere Schwester ein wohlverdientes Uebergewicht zu erringen. Wir müssen den Calvinismus ins Auge fassen.

Luther hat, wie wir sahen, nicht blos im Bereiche des eigenen Lagers alle bürgerliche und kirchliche Gewalt den Fürsten überantwortet, sondern auch im entgegengesetzten, dem katholischen, den Clerus genöthigt, um den Preis eines Maaßes von Unterwürfigkeit, das der mittelalterliche Katholicismus nicht kannte, den Schutz der Könige zu erkaufen. Hiedurch aber setzte er die politische Zukunft Europas bedenklicher Gefahr aus. Wäre das Lutherthum mit der alten Kirche allein geblieben, so würde das Abendland allem Anschein nach eine Knechtschaft erlebt haben, wie nur das byzantinische Reich und der Orient sie kannte. Was anders zeichnet die lateinisch-germanische Welt vor dem despotisch regierten Morgenlande aus, als der stete Kampf um Ideen, insbesondere der Gegensatz geistiger und weltlicher Gewalt, und seine natürliche Folge — die gegenseitige Beschränkung der Könige, des Clerus, der Völker durch einander. Am Lutherthum lag es nicht, daß Europa diese Güter bewahrte! Sie wurden bewahrt, dadurch daß in dem Theile des alten deutschen Reichs, wo damals kriegerischer Geist und politische Bildung am weitesten vorgeschritten war, — in der Schweiz — ein neues kirchliches Princip erstand. Gibt es einen Ort in der Welt, der besser zu einem Mittelpunkte kirchlicher Bewegung taugt, als jene Stadt Genf, gelegen, wie sie ist, auf der Markscheide gallischer, deutscher, italiänischer Zungen, ein Gemeinwesen, dessen Bürger längst zu Anstrengung aller Kräfte genöthigt waren, weil sie unaufhörlich für ihre Unabhängigkeit gegen zwei mächtige und übelgesinnte Nachbarn, die Herzoge von Savoyen, die Könige von Frankreich, Schildwache stehen mußten, verbunden mit Deutschland durch die bundesverwandte Schweiz, verbunden mit Italien durch lebhaften lombardischen Verkehr und Aehnlichkeit der Sprache, verbunden mit Frankreich durch gleiche Zunge und alten Handel! Hier in diesem kleinen Freistaate Genf setzte sich ein kühner, scharfer, entschlossener, unbeugsamer Reformator fest, und warf ein neues Banner auf. Wie die katholische Kirche ihr Ansehen von der göttlichen Einsetzung des Priesterthums herleitet, wie Luther die Fürsten zu Herren der von ihm gestifteten religiösen Gesellschaft machte, so gründete der Franzose Johannes Calvinus sein Werk auf den Willen der Gemeinde, was in Genf und den meisten Cantonen der Schweiz ein dem Herkommen entsprechender, für alle übrigen Länder dagegen ein revolutionärer Grundsatz war. Calvin ging noch weiter: in derjenigen Schrift, welche unter der refor-

mirten Parthei bei Weitem das meiste Ansehen genoß, in der Anleitung zum christlichen Glauben, spricht er[1]) ziemlich unverholen seine Abneigung gegen jede unbeschränkte Regierungsweise, namentlich aber gegen das ungemischte Königthum aus.

Diese Lehre hat in der von Calvin gegründeten Kirche tiefe Wurzeln getrieben. Von Anfang an erhielt der Calvinismus eine scharf ausgeprägte demokratische Richtung. Nun konnte es nicht fehlen, daß die Anhänger des Genfers bei solcher Gesinnung von Seiten der Herrschenden überall heftigen Widerstand erfuhren. Aber der Kraft des Gegenstoßes entsprach die Wucht des Angriffes. Außer der eben erwähnten politischen Lehre und außer der strengen Sittenzucht, die er einführte, hat Calvin in den Schooß seiner Parthei zwei Brennstoffe geworfen, welche im Bunde mit jenen ein wildes unzerstörbares Feuer entzündeten: das Dogma von unbedingter Gnadenwahl, und die Feindschaft gegen alle äußern Mittel der Andacht. Luther huldigte Anfangs dem strengen Augustinischen Lehrbegriff von göttlicher Gnade und Verwerfung, kam aber später wieder davon zurück, Calvin dagegen nahm denselben in seiner ganzen unerbittlichen Schärfe auf: unter christlichen Formeln wurde in der reformirten Kirche das Verhängniß zum Glaubenssatze erhoben. Was das Zweite betrifft, so beruht bekanntlich die große Macht, welche der Katholicismus über die Gemüther übt, nicht am Wenigsten darauf, daß er auch die sinnliche Natur des Menschen in den Kreis religiöser Gefühle zu ziehen weiß, indem er Auge und Ohr der Andächtigen durch rührende Musik, durch einen prachtvollen und erhebenden Cult voll Schönheit und Würde bezaubert. Allein die Erfahrung beweist, daß das entgegengesetzte Verfahren unter gewissen Umständen noch stärker wirkt, und den heftigsten Fanatismus zu erzeugen vermag. Eben dieses entgegengesetzte Princip machte Calvin zum seinigen, er erklärte allem sinnlichen Cult, namentlich den Bildern, unversöhnlichen Krieg, und verdammte die Katholiken als verkappte Heiden und Götzendiener. Hiedurch erhielten seine Anhänger einen überall greifbaren Gegenstand, an dem sie ihren Religionseifer, ihren Haß üben konnten. Zieht man noch in Betracht, daß die reformirte Parthei geistliche Nahrung viel weniger in dem neuen als in dem alten Testamente und namentlich in jenen Weissagungen suchte, wo die Seher Israels ihr gekränktes Nationalgefühl in Verwünschungen gegen Babel, Assur, Edom ausströmen und das Volk Gottes zum Hasse gegen diese Gegner des Herrn entflammen, so wird die Kampflust und der Soldatengeist begreiflich, der von Anfang an die Calvinistischen Gemeinden durchströmte. Alles kam hier zusammen, was menschliche Leidenschaft entzünden mag: Rom war ihnen Babel, Assur, Edom, Todfeindin der Vernunft, der Freiheit, der wahren Religion. Nicht minder furchtbare Geg-

[1]) Institut. relig. christianae liber IV, cap. 20 sect. 1 flg.

ner mit der Feder, als im offenen Felde, haben die Reformirten dadurch der alten Kirche schwere Schläge beigebracht, daß sie zuerst mit unerbittlicher Schärfe jene Kunst der Kritik übten, welche ein unterscheidendes Merkmal neuerer Bildung geworden ist.

Schnell erkannte Rom, daß ihm in Calvins Gemeinden ein Widersacher unendlich gefährlicher, als Luther, erstanden sey. Das Lutherthum als einen untergeordneten Feind betrachtend, wandte die katholische Parthei ihre ganze Kraft gegen den Calvinismus, und so geschah es, daß der Zwiespalt, welcher Europa erschütterte, etwa seit 1560 unter der Form des Gegensatzes zwischen katholischem und reformirtem Kirchthum hervortrat. Jenes erschien als Hort des Hergebrachten, nebenbei wegen der engen Verbindung mit den Fürsten, zu welcher die katholische Parthei aus den früher beschriebenen Ursachen genöthigt war, als Bollwerk weltlicher Despotie, dieses als das Banner bürgerlicher, geistiger und religiöser Freiheit. Einen in mehrfacher Beziehung ähnlichen Kampf hatte die römisch-apostolische Kirche neun Jahrhunderte früher bestanden zu der Zeit, da der jugendliche Islam seine durch die Lehre von unbedingter Vorausbestimmung zu wilder Tapferkeit entflammten Streiter gegen die Christen als vom Bibelwort abgefallene Götzendiener führte, und im byzantinischen Reich den Bildersturm erregte. Obgleich in politischen Ansichten gänzlich verschieden, gliechen sich die Moslemim und Calvin's Anhänger darin, daß beide dem, kräftigen Naturen von jeher so geläufigen Begriffe des Schicksals huldigten, daß sie allen äußerlichen Reiz des Cults, namentlich die Verehrung der Bilder, verdammten, daß sie endlich das Schwert zum letzten Beweismittel der Wahrheit und Rechtmäßigkeit ihrer Kirchen erhoben. Man kann mit gutem Fug die Calvinische Lehre den Islam des 16. Jahrhunderts nennen und es war nicht Zufall, sondern tief begründeter Einklang der Gefühle, daß die Calvinisten eine auffallende Vorliebe für die Türken an den Tag legten. Der Verfasser einer vortrefflich geschriebenen deutschen Flugschrift[1]), welche wir mehrfach benützen, hebt hervor und beweist seine Klage mit Aktenstücken, daß die Anhänger Calvin's unaufhörlich Ränke in Constantinopel anzettelten, um den Sultan gegen Rom, gegen das deutsche Reich, gegen die französischen Könige, besonders gegen die Krone Spaniens zum Kampfe aufzureizen. Die Austreibung der Moriskos aus Spanien war großentheils eine Folge kastilischer Furcht vor den Verbindungen[2]), welche die Calvinisten mit den mahomedanischen Herrschern in der Spanien gegenübergelegenen Berberei unterhielten.

Noch im Jahre des Augsburger Religionsfriedens machte der Cal-

---

[1]) Newer calvinistischer Modell des heiligen römischen Reichs — gestellt durch Christian Gottlieb von Friedberg. Ohne Ort 1616. in 4to. Der Name des Verfassers ist sichtlich erdichtet, den wahren kann ich in den vorhandenen Hülfsmitteln nicht auffinden. Die betreffenden Stellen stehen S. 55 flg. — [2]) Das. S. 58. Khevenhiller VII, 253 flg.

vinismus die erste Eroberung in Deutschland und zwar durch den nachmaligen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich III. Nicht Ueberzeugung von den Vorzügen des reformirten Lehrbegriffs, sondern selbstsüchtige Berechnung war der geheime Grund dieses Ereignisses. Der Besitz Luther's und der Wittenberger Universität, welche das Ansehen einer Metropole des evangelischen Glaubens ansprach, hatte dem sächsischen Kurhause ein Uebergewicht unter den protestantischen Ständen verschafft, das längst mehrere Fürsten mit Eifersucht erfüllte. Als nun der Kurpfälzer für gut fand, dem Pabste Lebewohl zu sagen, wollte er keineswegs das Schifflein seiner Landeskirche unter den Schutz der sächsischen Flagge stellen, sondern er hielt es für klüger, ein eigenes Banner aufzuwerfen und eine Parthei zu bilden, an deren Spitze er selbst trat. Auf diese Weise ward das calvinische Bekenntniß in Deutschland eingebürgert. Als das zweite deutsche Haus folgte Hessen-Kassel dem Beispiele des Kurpfälzers, fiel vom lutherischen Bekenntnisse ab und huldigte dem Glauben der Hugenotten. Seitdem erscheint Heidelberg, Sitz kurpfälzischer Regierung und Universität, als der Heerd, von welchem aus sich die reformirte Parthei nach allen Seiten verbreitete. Kurfürst Friedrich III. trat in enge Verbindung mit den französischen Hugenotten, und besonders mit den Niederländern, welche gegen die spanische Herrschaft sich empört hatten; im Jahre 1563 ließ er durch seine Theologen den Heidelberger Katechismus entwerfen, welchen die niederländischen Gemeinden auf einer 1574 zu Dordrecht gehaltenen Synode annahmen, und welcher nach und nach das Lehrbuch fast aller reformirten Kirchen geworden ist.

Zugleich warf das kurpfälzische Haus nach lutherischen wie nach katholischen Provinzen Deutschlands sein Netz aus. Zwischen 1570 und 1591 wurden von Heidelberg aus zwei, wiewohl vergebliche, Versuche gemacht, selbst Kursachsen, die Wiege des Lutherthums, in den hugenottischen Kreis zu ziehen. Kurfürst August I. (1553 — 1586) ließ sich, ohne es zu ahnen, von Räthen umgarnen, die heimlich dem Calvinismus anhiengen und in Verbindung mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken standen. Als er dahinter kam, fuhr er unerbittlich gegen die Schuldigen los, die zum Theil im Kerker an den Schmerzen der Folter endeten [1]). Der abgeschlagene calvinische Sturm hatte 1580 die Einführung der lutherischen Formula concordiae zur Folge. Dagegen fiel August's Sohn und Erbe, Christian I. (1586 — 1591) ganz in das calvinische Netz. Aber dieser fürstliche Schlemmer erlag schon 1591, kaum einunddreißigjährig, den übermäßig genossenen Freuden der Tafel, oder beigebrachtem Gifte [2]), worauf von Seiten des Ernestiners Friedrich Wilhelm, der als Vormünder der nachgelassenen minderjährigen Söhne des Verstorbenen, der Prinzen Christian II. und Johann Georg, die

[1]) Böttiger Geschichte von Sachsen II, 30 flg. — [2]) Das. S. 66.

Regierung der Kurlande übernahm, ein furchtbares Strafgericht über die sächsischen Calvinisten hereinbrach. Der Kanzler Crell wurde nach zehnjährigem Prozesse 1601 enthauptet, minder Schuldige büßten mit Entfernung vom Amte, einige mit Gefängniß. So mißlangen beide Versuche, Kursachsen dem reformirten Lehrbegriff und der pfälzischen Parthei dienstbar zu machen und hinterließen nichts als eine gesteigerte Eifersucht zwischen den Kaiserwählern, die zu Heidelberg und zu Dresden thronten.

Desto besseren Erfolg hatten die hugenottischen Umtriebe auf andern Seiten. Innerhalb eines kurzen Zeitraumes traten die deutschen Herren, welche wir später als Mitverschworene Königs Heinrich IV. von Frankreich und des Pfälzers Friedrich V. kennen lernen werden, in politische und kirchliche Gemeinschaft der französischen und niederländischen Reformirten. Im Jahre 1596 mußte das winzige Fürstenthum Anhalt, bis dahin lutherisch, zur Lehre des Genfers schwören, nachdem die beiden Landesherrn, Fürst Christian und Johann Georg, pfälzische Frauen geheirathet hatten [1]). Die Bilder und katholischen Geräthschaften, die bis dahin noch bei den norddeutschen Lutheranern im Brauche waren, wurden aus den Anhalt'schen Kirchen hinausgeschafft und in den Schulen statt des Luther'schen der Heidelberger Catechismus eingeführt. Etliche Jahre später, 1603, folgte die Markgrafschaft Brandenburg-Jägerndorf dem Anhaltschen Beispiele [2]). Eine abermalige und sehr reiche Aerndte von Bekehrungen führte die Union oder der 1608 abgeschlossene protestantische Bund, von welchem unten ausführlich die Rede seyn wird, dem Calvinismus zu. Im Jahre 1610 erklärte sich der kurbrandenburg'sche Statthalter in Jülich, Markgraf Ernst, 1611 der Herzog Johann Christian von Brieg in Schlesien, 1614 dessen Bruder, Herzog Rudolph Georg von Liegnitz, für das Dogma des Genfers [3]). Zu gleicher Zeit machte, nach Erlassung des Majestätsbriefs, calvinische Lehre und pfälzischer Einfluß in Böhmen, in Oestreich, in Mähren reißende Fortschritte.

Allein seit seinem Eintritte in Deutschland mußte der Calvinismus großentheils auf eine Seite seines politischen Wesens verzichten. So aristokratisch ist die Natur des deutschen Volks von den Urzuständen an, welche Tacitus schildert, bis herab zu dem heutigen Schreiberregiment, daß die calvinische Kirche auf diesem Boden ihr demokratisches Banner nicht in dem Maße [4]) wie anderswo entfalten konnte. Die reformirten Prediger in den fürstlichen Ländern und Ländchen erwiesen sich als fast ebenso eifrige Hofdiener, wie ihre lutherischen Amtsgenossen, in welchen Jene sonst Geschöpfe niederer Art sehen wollten. Ueberströmend von

---

[1]) Beckmann Historie von Anhalt VI, 133 flg. — [2]) Stenzel Geschichte des preußischen Staats I, 386. — [3]) Ebendas. — [4]) Ich werde an einem andern Orte zeigen, daß auch in Deutschland, obwohl nur in geringerem Umfange, eine durch den Calvinismus hervorgerufene demokratische Bewegung stattfand.

Ausfällen wider den römischen Antichrist, den Pabst, von den gehässigsten Beschuldigungen wider den deutschen Kaiser und die Verfassung des Reichs, welche sie einen Ausbund von Teufelei zu nennen sich erfrechten [1]), fanden sie alle Zümuthungen, welche ihre gnädigsten Gebieter, die kleinen calvinischen Landesherren, an Volk und Geistlichkeit machten, gerecht, natürlich und in der Ordnung. Diese treugehorsamste Gesinnung erregte sicherlich nach einer Seite hin Wohlgefallen, aber ihre schlimme Folgen hatte sie ebenfalls. Für die schlimmste halten wir die, daß von den guten staatsbürgerlichen Wirkungen, dem Gemeingeist, der Fähigkeit ein den Bedürfnissen neuerer Zeiten angemessenes Regiment zu schaffen, welche der Calvinismus in andern Ländern erprobte, bei uns auch nicht eine einzige hervortrat, namentlich daß er nicht dazu diente, den gott- und pflichtvergessenen Leichtsinn, mit welchem jene Herren den Feuerbrand einer fremden Religionsweise in das Reich geschleudert, an ihnen selbst vermöge der in ihm wohnenden demokratischen Kräfte zu rächen. Desto üppiger wucherten die schlechten Triebe der Calvinisterei auf, die Zerstörungslust, die hochmüthige Verachtung des Bestehenden, der Haß gegen die Geschichte.

Die Mächtigen der Erde sind stets geneigt, den religiösen Glauben, mit welchem es in der Regel nur der ehrbare Mittelstand und das Unglück ernstlich meint, zu selbstsüchtigen Zwecken zu mißbrauchen. Welchen Vorschub mußte diese Neigung bei einer Parthei erhalten, wo die Geistlichen den Herren täglich vorpredigten, der Katholicismus sey eine ganze, das Lutherthum eine halbe Götzendienerei, der Pabst die babylonische Hure, von welcher die Offenbarung Johannis zeuge, das deutsche Reich eine Ausgeburt von Aberglauben, Pfaffentrug, Unsinn, die katholische Klerisei, die fürstlichen Vorkämpfer Roms, verdienten ausgeplündert zu werden! In der That sannen die politischen Häupter des deutschen Calvinismus auf Nichts als Kirchenraub und Umwälzung und ein Vorfall, der den ersten Zeiten der Einschleppung des Hugenottenglaubens nach Deutschland angehört, bezeichnet treffend das Wesen der Parthei. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der (geboren 1515, zur Regierung gelangt 1559, gestorben 1576) zuerst den Calvinismus in deutschen Landen einführte, hinterließ außer seinem Nachfolger Ludwig VI., welcher die Pfalz gewaltsam wieder lutherisch machte, aber schon 1583 starb, einen zweiten Sohn Johann Casimir [2]), welcher in der Religionsgeschichte unseres Vaterlandes eine traurige Rolle spielt. Von Natur voll Ehrsucht, aber als nachgeborner Prinz durch die Rechte der Erstgeburt von der Regierung ausgeschlossen, warf sich Johann Casimir in die Arme der Hugenottischen Parthei, focht an der Spitze eines deutschen Hülfs-

[1]) Friedberg beweist dies mit vielen Beispielen a. a. O. S. 3 flg. — [2]) Wohl zu unterscheiden von dem jüngeren Pfalzgrafen Johann Casimir aus der Zweibrücker Linie, der, geboren 1589, die Halbschwester Gustav Adolf's heirathete und 1652 zu Stockholm starb.

Heeres, das er nach Frankreich führte, 1568 und 1569 gegen die dortigen Katholiken, nahm am niederländischen Kriege gegen den Herzog Alba Theil, war die Seele aller Umtriebe, welche in Deutschland, besonders in Sachsen, gemacht wurden, um dem Calvinismus das Uebergewicht über das Lutherthum zu verschaffen. Auch die Plane des Cölner Kurfürsten Gebhard, auf welche ich unten zurückkommen werde, fanden an Johann Casimir einen eifrigen Fürsprecher. In demselben Jahre aber da Gebhard losschlug, 1583, starb Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz, worauf Johann Casimir, als Bruder des Verblichenen, im Namen des unmündigen Neffen Friedrich IV. die vormundschaftliche Regierung der Pfalz übernahm. Dadurch gerieth Gebhard's Werk in Stocken, er unterlag. Gleichwohl benützte Johann Casimir seine Stellung als Vormünder des beträchtlichen Staates, um ein Heer zu sammeln.

Wir lassen nun unsere Quelle [1]) reden: „damals sprach der neue Catilina, Johann Casimir, davon, daß er alsbald nach Abtretung der Vormundschaft das cölnische Wesen wieder anfangen, durch die Pfaffengasse nach Westphalen und Franken ziehen, Alles brandschatzen, in Böhmen einfallen, den Kaiser Rudolf II. daraus verjagen und das ganze Königreich seinen hungerigen Schnapphähnen preisgeben wolle. Auch erklärte er den Obristen, Rittmeistern und Hauptleuten öffentlich: so wahr ich ein geborener Pfalzgraf bin, sollt Ihr alle, wie Ihr vor mir stehet, zu Grafen und Herrn gemacht und mit Reichthümern stattlich versehen werden. Damit solch' calvinisches Versprechen desto mehr Nachdruck habe, trat Daniel Tossanus, der Heidelberger Hofprediger (ein geborner Mömpelgarder, gestorben 1602) hervor, las das zwanzigste Capitel des fünften Buchs Mosis [2]), hielt darüber eine hitzige Lärmpredigt, streifte im Reden die Aermel zurück fast über den Ellbogen, stampfte mit den Füßen und sprach sich und seine Zuhörer in solche Hitze hinein, daß auf der Stelle Jeder hätte zuschlagen mögen. Besonders süß gingen letztern die Worte im 14. Verse ein, wo es heißt: allen Raub sollst du unter die Kriegsleute vertheilen und sie von Dem, was sie vom Feinde erbeutet, essen lassen." Johann Casimir konnte sein Vorhaben nicht ausführen, denn er starb 1592. Aber sein Geist lebte fort in den spätern Häuptern des deutschen Calvinismus, in dem Kurfürsten Friedrich IV., in seinem Sohne Friedrich V., in Christian von Anhalt, Moritz von Hessen.

Von selbst versteht es sich, daß die Spaltung, welche die That des Kurpfälzers Friedrich's III. hervorbrachte, glühenden Haß unter den beiden protestantischen Partheien Deutschlands erzeugen mußte. Schon beim ersten Einschleichen der Calvinisten in das Reich hatten die Lutheraner heftige Eifersucht gegen den gefährlichen Nebenbuhler an den Tag gelegt. Nachdem sie sich vollends durch denselben überholt sahen, kannte ihre Erbitterung

---

[1]) C. G. v. Friedberg a. a. O. S. 66 flg. — [2]) Das die Kriegsordnung für das Volk Gottes enthält.

keine Gränzen mehr. Deutschland ward mit einer Fluth von Streitschriften überschwemmt, die Kanzeln ertönten von giftigen Schmähungen. Die lutherischen Predikanten stellten Calvin schwarz wie einen Teufel hin, behandelten seine Anhänger als Juden, Ketzer, Heiden; die Calvinisten dagegen meinten, das Lutherthum sei auf halbem Wege stehen geblieben und stecke noch mit einem Fuße im Pabstthum oder im Götzendienste. Kluge Katholiken aber spielten bei diesem wüthenden Streit im Schooße des Protestantismus die Rolle des Dritten, der dazwischen tritt. In vielen Flugschriften wurde den Lutheranern der Rath ertheilt [1], gemeinschaftlich mit den Katholiken die Calvinisten aus dem Reiche zu vertreiben, sintemalen die Wohlthaten des Religionsfriedens vom Jahre 1555 nur den Anhängern der alten Kirche und den Bekennern der Augsburg'schen Confession zu gute kämen, nicht aber den verruchten Sakramentsschändern, die der Lehre des Genfers folgen.

Allein trotz der Zwietracht, die auf solche Weise im Schooße ihrer Gegner ausgebrochen war, verlor die römische Kirche während des Zeitraums vom Abschlusse des Religionsfriedens bis zum Jahre 1618 immer mehr Boden. Allzu einladende Vortheile winkten den deutschen Fürsten auf der entgegengesetzten Seite, als daß nicht der Abfall weiter hätte um sich greifen sollen. Sämmtliche weltliche Herren im nördlichen Deutschland traten zu Luther's oder Calvin's Lehren über und zogen die in ihren Gebieten gelegenen Güter der katholischen Kirche ein. Die Erwerbgier begnügte sich nicht mehr mit den Erbstücken, welche ihr der Religionsfriede preisgegeben, sondern sie griff weit über die von dem Augsburger Reichstage gesteckten Gränzen hinaus. Wider den Buchstaben des geistlichen Vorbehalts wurden in der angegebenen Zeit nicht weniger als zwei norddeutsche Erzstifter und zwölf Hochstifter von protestantischen Fürsten verschlungen. Khevenhüller theilt [2]) im Auszuge eine katholische Staatsschrift mit, welche Rechenschaft darüber gibt, wie und von wem diese Eingriffe in römisches Kircheneigenthum gemacht worden seyen. Selbst einer der geistlichen Kurfürsten am Rheinstrome ließ sich von dem verführerischen Beispiel der weltlichen Stände anstecken. Im Jahre 1583 wagte es Gebhard, Erzbischof von Köln, ein geborener Truchseß von Waldburg, die Gräfin Agnes von Mansfeld zu heirathen und sein Stift in ein Erbfürstenthum zu verwandeln, doch zwang zuletzt der entschlossene Widerstand des katholischen Stadtraths von Köln, so wie spanische und bairische Hülfe, den ungetreuen Priester zum Rücktritt. Auch in Mitteldeutschland und im Westen wandte die Erbaristokratie dem Stuhle Petri mehr und mehr den Rücken. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gab es nur noch drei katholische Fürstenhäuser durch ganz Germanien: Habsburg-Oesterreich, Baiern, Jülich-Cleve.

---

[1]) In diesem Sinne schreibt auch Friedberg. — [2]) Annales Ferdinandei Vol. XI, 430 flg.

Auch diese wären vielleicht noch abgefallen, hätte die Parthei der alten Kirche nicht bewunderungswürdige Anstrengungen gemacht, um zu retten, was noch zu retten war.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgte innerhalb der römischen Kirche eine durchgreifende Reformation an Haupt und Gliedern [1]. Rechtschaffene, entschlossene, thätige Päbste saßen wieder auf dem Stuhle Petri und die Kirchenversammlung von Trient schaffte die Mißbräuche ab, wegen deren Luther sich ursprünglich erhoben hatte. Rom errang die Achtung der Völker wieder und der Protestantismus bekam einen furchtbaren Gegner.

Die größten Dienste in Bekämpfung der Abgefallenen leistete der katholischen Welt ein neuer Orden, der von Spanien ausging und unter den denkwürdigsten Erscheinungen der Kirchengeschichte aller Zeiten seine Stelle einnimmt. In der pyrenäischen Halbinsel hatte wegen der langen Kriege mit den Mauren sich am längsten der kirchlich-ritterliche Geist erhalten, welcher während der Kreuzzüge das ganze Abendland durchdrang. Dieser Spätfrühling katholischen Ritterthums erzeugte jetzt eine geistliche Miliz, in welcher auf höchst eigenthümliche Weise mittelalterliche Phantasie mit der Feinheit neuerer Bildung, Mönchsdemuth und Eroberungstrieb gepaart war.

In demselben Jahre, da Luther vor Kaiser und Reich seine Lehre zu Worms vertheidigte, wurde Don Inigo (Ignaz) v. Lojola, ein kastilischer Edelmann, im spanisch-französischen Kriege vor Pampeluna verwundet und vertiefte sich während seines schmerzhaften Krankenlagers in die Lebensgeschichten der Heiligen, welche seine Einbildungskraft zum höchsten Religionseifer entzündeten. Er erblickte in nächtlichen Gesichten Maria, die Königin des Himmels, die ihm die Gabe der Keuschheit verlieh; in Gestalt von Werboffizieren erschienen ihm Jesus und der Teufel. Lojola erklärte sich für die gute Sache und gelobte dem Dienste der katholischen Kirche den Rest seines Lebens zu weihen. Seine Anfangs noch dunkeln Vorstellungen über Das, was ihm vorschwebte, erhielten allmählig Klarheit, als er sich nach vollendeter Heilung auf die Universität Paris begab, um den Studien obzuliegen. Am Tage Mariä Himmelfahrt 1534 verband er sich in einer Marienkapelle auf dem Berge Montmartre bei Paris mit einigen Freunden zu Bekehrung der Unglaubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem. Peter Lefevre, ein Savoyarde, Franz Xaver, der nachher so berühmt gewordene Heidenapostel, ein Navarrese, Jakob Lainez und Niklas Bobadilla, beide Spanier, und Rodriquez, ein portugiesischer Edelmann, waren seine ersten Gefährten. Zufolge seiner Visionen nannte er den keimenden Orden „die Gesellschaft Jesu.“ Türkenkriege verhinderten die beschlossene Wallfahrt nach Jerusalem; die Verbündeten zer-

[1] Leopold Ranke hat in seinem Werke „Fürsten und Völker von Südeuropa,“ 2ter Band, diesen Umschwung meisterhaft beschrieben.

streuten sich auf den Universitäten in Oberitalien, neue Mitglieder anwerbend. Lojola selbst ging mit Lefevre und Lainez nach Rom, um dem Pabste die Dienste der Gesellschaft anzubieten. Kardinal Caraffa, der nachher unter dem Namen Paul IV. Petri Stuhl bestieg, ging eben mit Errichtung des Theatiner-Ordens um, und verlangte den Beitritt Lojola's und seiner Genossen, was dieser ablehnte. Er wurde indeß durch den damaligen kaiserlichen Geschäftsträger in Rom, Ortiz, dem Pabste Paul III. empfohlen. Im Jahre 1539 konstituirte sich die Gesellschaft, im folgenden erhielt sie durch eine besondere päbstliche Bulle ihre Bestätigung. Von den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, Armuth, Keuschheit, Gehorsam, wurde das letztere zum unbedingten gesteigert und ein viertes, das der Missionen in allen heidnischen oder ketzerischen Länder, wohin der Pabst die Mitglieder schicken würde, hinzugefügt. Im Jahre 1541 wählte der Orden Ignaz Lojola zum ersten General. Nachdem derselbe durch gewissenhafte Erfüllung aller Pflichten den Brüdern ein Vorbild gegeben und zwei höchst wichtige Schriften „die geistlichen Uebungen" und „die Constitutionen" verfaßt hatte, von welchen die erstere den Geist des Ordens, die zweite die Grundzüge der Gesellschaftsverfassung regelte, starb der außerordentliche Mann 1556.

Der zweite General, Jakob Lainez, bildete die Keime, welche der Vorgänger gelegt, mit bewunderungswürdiger Geschäftskenntniß aus, und gab der Einrichtung des Ordens die letzte Vollendung. Oberster Hauptzweck der Gesellschaft war, die apostolisch römische Kirche und ihr Haupt, den Pabst, aufrecht zu halten, und zu vertheidigen. Alle guten Katholiken wollten dies, damals wie heute noch, aber über die Wege zum Ziel herrschte Dunkel. Das wichtigste Verdienst des Jesuitenordens bestand darin, daß er die richtigen Mittel ergriff. Ignaz Lojola und Lainez erkannten die Nothwendigkeit, 1) die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts auf eine neue Grundlage zu bauen und dadurch sich der Zukunft zu versichern; 2) die öffentliche Meinung zu gewinnen, was, da selbst in katholischen Ländern die Menge sich auf Seiten der Reformation hinüberneigte, nicht weniger hieß, als das Volk umstimmen; 3) die Höfe und Fürsten in das Interesse der alten Kirche hinüberzuziehen. Der Orden hat seine besten Kräfte in letzterer Richtung verwendet. Neben ihren Schulen und Collegien, waren Höfe der hervorstechende Schauplatz jesuitischer Wirksamkeit. Diese unläugbare Thatsache gab zugleich Anlaß zu den heftigsten Vorwürfen, die sowohl von Katholiken, als von Protestanten gegen den Orden erhoben worden sind. Man erklärte es für ungeeignet, daß Mönche zu Höflingen werden. Wir glauben, daß das angeschuldigte Verfahren, obgleich unter andern Umständen tadelswerth, in den Verhältnissen seine Rechtfertigung findet. Nachdem durch den Gang, welchen die Reformation genommen, alle Gewalt in die Hände der Fürsten gerathen war, mußten die Jesuiten zu Erreichung des oben erwähnten Hauptzwecks vor Allem Boden an den Höfen zu gewinnen

suchen. Im Uebrigen entsprach — und dies ist das zweite Hauptverdienst des Ordens — der Folgerichtigkeit des Planes Klugheit und Energie der Ausführung. Welche Schwierigkeiten hatten sie zu überwinden! Damit die Gesellschaft Jesu Einfluß auf das erwachsene Geschlecht erringe und die Erziehung der Jugend in ihre Hände bekomme, mußte eine ganz neue Bahn gebrochen und dem Geiste des Jahrhunderts bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen werden. Die älteren Mönchsorden hatten sich überlebt: die Franziskaner wurden wegen ihrer Plumpheit verspottet, die Dominikaner wegen wilder Strenge gehaßt. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften verlangte die Welt statt der früheren Beschaulichkeit, praktische Kenntnisse, eine heitere Außenseite.

Schnell zeichneten sich die Jesuiten in allen den Fächern aus, die man damals hochschätzte: sie verstanden neben der Theologie, die alten Sprachen, Mathematik, Geschichte, sie cultivirten Poesie. Dabei zeigten sie feine Weltbildung. Von Bigotterie war in ihrem Umgang nichts zu sehen; sorgfältig flohen sie den Schein des Stolzes auf besondere Heiligkeit, auch in ihrer Kleidung vermieden sie alles Auffallende. In katholischen Ländern glichen sie den Weltgeistlichen, an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt finden konnten, durften sie diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Die Regel verpflichtete sie, in ihrer geistlichen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Eingehen auf ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirne gegen Stirne zu kämpfen und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen, ihre Absichten und Maaßregeln geheim zu halten und im Verborgenen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand erregen konnte. Die Unterrichtsmethode in ihren Schulen war trefflich, aufs Beste den Bedürfnissen der Jugend angepaßt. Ungezwungenheit bei unablässiger Aufsicht, freundliche Herablassung zu den Schülern, weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit, zeichnete die Jesuiten-Kollegien vor andern Schulen aus; Liebe und Vertrauen regierten. Was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel wurden angewandt, um den Fleiß zu spornen. Für die Ausbildung des Körpers sorgten gymnastische Uebungen, der äußere Anstand im geselligen Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Noch im achtzehnten Jahrhunderte galt ihr Unterricht für den besten, nicht nur aus katholischen Ländern, sondern selbst aus protestantischen strömte der Adel ihren Schulen zu. Männer, welche die Kirche tödtlich haßten, und sie ihr Leben lang verfolgten, wie Voltaire, der selbst bei den Jesuiten erzogen worden war, geben der Fähigkeit und dem Eifer der Patres glänzendes Zeugniß.

Ihre Erziehungsanstalten waren zugleich die Pflanzschulen des Ordens, indem sie ihnen Gelegenheit verschafften, tüchtige junge Leute zum Eintritt in die Gesellschaft zu bewegen. Bei der Wahl dieser Novizen entschieden nicht äußere Verhältnisse, nicht Geburt nicht Reich-

thum, sondern Talent und gute Bildung. Ohne noch zu den eigentlichen Gliedern des Ordens zu gehören, wurden sie zwei Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnlichen Uebungen des Gehorsams und der Selbstverläugnung geprüft, ob sie zu den Zwecken der Gesellschaft tauglich seyen. Den ersten und niedrigsten Grad der Mitglieder des Ordens bildeten die weltlichen Coadjutoren, welche die höheren Gelübde nicht geleistet hatten und daher entlassen werden konnten. Sie dienten als Untergebene und Gehülfen der höheren Grade und waren gleichsam das Volk des Jesuitenstaates. Den zweiten Grad nahmen die Scholastiker und die geistlichen Coadjutoren ein, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, Mönchsgelübde ablegen und sich zum Unterricht der Jugend verpflichten mußten. Der Orden bediente sich ihrer als Professoren auf Universitäten, als Prediger in Städten und an Höfen, als Rektoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in Familien, die man gewinnen wollte, als Gehülfen bei den Missionen. Den höchsten Grad, gleichsam den Adel des Ordens, machten die Professen aus; nur die erfahrensten Mitglieder, deren Talent und Treue vielfach erprobt war, wurden zu dieser Würde erhoben. Sie leisteten Profeß, indem sie neben den drei allgemeinen noch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Missionen aller Art lösten. Wenn sie nicht in den Profeßhäusern zusammenlebten, dienten sie als Missionäre unter den Heiden und Ketzern, als Vorsteher der Jesuitenkolonien in fremden Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten, als Residenten des Ordens in Gegenden, wo er noch keine Collegien hatte. Von der Verpflichtung zum Jugendunterricht waren sie befreit. Nur die Professen hatten eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihrer Mitte die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rektoren wählte und selbst Profeß gewesen sein mußte. Der General bekleidete seine Würde lebenslänglich und hatte seinen Wohnsitz zu Rom, wo ihm ein Admonitor — gleichsam als sein Gewissen, um die Beobachtung der Grundgesetze des Ordens zu beaufsichtigen — und fünf Assistenten oder Räthe, welche die fünf Hauptnationen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier, Portugiesen vertraten, zur Seite standen. Der General war Mittelpunkt und Haupt des ganzen Ordens. Durch monatliche Berichte von den Provinzialen, durch vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rektoren der Collegien, erhielt er Nachricht über merkwürdige Vorfälle, über politische Ereignisse, über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste der einzelnen Mitglieder und Novizen, worauf er verordnete, was zu thun und wie ein tüchtiges Mitglied zu brauchen sey. Gegen seine Befehle galt keine Appellation, er konnte einzelne minderwichtige Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen oder durch Versendung in die Ferne verbannen, Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkte.

Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß Petri Stuhl eine so nützliche Gesellschaft aufs eifrigste unterstützte. Die Päbste Paul III.

und Julius III. statteten den Orden mit Privilegien aus, wie sie noch nie eine Körperschaft in der Kirche oder im Staate erhalten hatte. Die Jesuiten sollten nicht nur alle Rechte der Weltgeistlichen und Mönche zugleich genießen, sie sollten mit ihren Gütern von jeder weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht oder Besteurung befreit seyn und außer ihrem Ordensobern und dem Pabste keinen Herrn auf Erden anerkennen, sie sollten ferner priesterliche Amtshandlungen jeder Art ohne Rücksicht auf die Rechte der Pfarrer in den verschiedensten Gegenden verrichten dürfen. Noch mehr, es ward ihnen ein Recht eingeräumt, das nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt zusteht, das Recht, von allen Sünden und Kirchenstrafen Ablaß zu ertheilen, Gelübde der Laien in andere gute Werke zu verwandeln, ohne weitere päbstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter zu erwerben, Ordenshäuser anzulegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von Beobachtung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, zu befreien. Der General war ermächtigt, Mitglieder des Ordens mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter Ketzer, die unter dem Kirchenbanne standen, zu schicken, dieselben aller Orten als Lehrer der Theologie nach Belieben anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, welche den Graden der Universitäten gleich galten. Diese großen Privilegien bewirkten, daß die Jesuiten von der übrigen katholischen Geistlichkeit eben so sehr beneidet als von den Protestanten gehaßt wurden.

In unglaublich kurzer Zeit verbreitete und vergrößerte sich die Gesellschaft. Bei dem Tode des ersten Generals Ignaz von Loyola zählte sie 1000 Mitglieder in 12 Provinzen. Mit einem Eifer, der an die schönsten Zeiten des Christenthums erinnert, hatten sie den Glauben der römischen Kirche in den fernsten Ländern, in Indien, in China, in Japan, auf den Molucken, in Aethiopien, im Lande der Kaffern, in Nord- und Südamerika verkündigt und befestigt. Franz Xaver, der schon 1541 die Missionen des Ordens im portugiesischen Indien begann, bekehrte mit seinen Gefährten Hunderttausende zum Christenthum. Er starb im Jahre 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer heroischen Aufopferung, welche ihm den Namen „Apostel Indiens" und die Ehre der Heiligsprechung erwarb. Nicht minder groß war ihre Thätigkeit in dem alten Europa, jedoch in anderer Form. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts besaßen sie in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, England, in den Niederlanden, im katholischen Deutschland, in Oesterreich, Baiern, in Polen blühende Niederlassungen. Die verschiedenartigsten Charaktere, Schwärmer, die den Tod für den katholischen Glauben herausforderten, neben den positivsten Geistern, ruhige Denker neben Eiferern, Mystiker neben den gewandtesten Geschäftsleuten, dienten dem Orden und wirkten in harmonischem Einklang zu seiner Größe, weil bei der beständigen Aufsicht und bei dem durchdringenden Verstande, der den Körper der Gesellschaft leitete, jede Kraft die für sie passende und dem

Ganzen förderliche Stelle erhielt. Während jene glühenden Köpfe, die nach dem Ruhme der Märtyrerkrone dürsteten, in den fernen Missionen ihren Wirkungskreis erhielten, sah man in Europa Jesuiten die Protestanten mit unbesiegbaren Waffen des Geistes bekämpfen, Andere das Volk durch Beredtsamkeit und Sittenstrenge gewinnen, wieder Andere den Widerstand der Vornehmen, der Fürsten, der Könige durch schlaue Maßregeln brechen. Es gab sogar Jesuiten, welche den Küraß über die Sutane schnallten, und in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges als Ingenieure fochten.

In Deutschland standen der Wirksamkeit des Ordens zwei Hauptprovinzen offen: die habsburg'schen Lande und Baiern. Die ersten Jesuiten, welche auf diesem Boden Eingang fanden, waren Lefevre, Bobadilla und Le Jay. Sie wohnten 1541 dem Regensburger Reichstage bei. Im Jahr 1549 erbat sich Herzog Wilhelm von Baiern drei Jesuiten als Lehrer nach Ingolstadt aus, unter diesen war der Niederländer Canisius. Zwei Jahre später berief Ferdinand I. den Orden nach Wien, um dem Verfall der Kirche zu steuern. Im Jahr 1556 besaßen sie eigene Collegien in Wien und Ingolstadt. Zu gleicher Zeit setzten sie sich im Bisthum Augsburg fest. Während der Regierung Kaiser Maximilian's II., der für die Reformation gestimmt war, mußten sie an sich halten. Da ihnen das kaiserliche Ohr nicht offen stand, drängten sie sich an die mächtigen Frauen des Hofes, an den weiblichen Theil der kaiserlichen Familie und an die Brüder Maximilian's. Die Nachfolger dieses Fürsten gaben für immer den Gedanken, die Kirche zu reformiren, auf. Und nunmehr erreichte der Einfluß des Ordens seine Höhe.

Unter denjenigen Mitgliedern, die seit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Deutschland wirkten, zeichnete sich der obengenannte Canisius am meisten aus. Merkwürdig ist die Art, wie er und seine Genossen das Volk zu gewinnen wußten. Das Geschrei nach Kirchenreformation war so allgemein, daß selbst Feinde die Maske von Freunden vornehmen mußten. Die Jesuiten ahmten Wendungen Luther's nach, sie sprachen von Reformation, vom gesunkenen Stande der Kirche, und sagten, es sey der Beruf ihrer Gesellschaft, die alte Gestalt des christlichen Glaubens wieder herzustellen. Wie Luther durch Abfassung eines Katechismus seine Lehre unter die Kinder und das niedere Volk verbreitete, so schrieb Canisius einen katholischen Katechismus, an dem es bisher der römischen Kirche gefehlt. Die Eifersucht der alten Mönchsorden gegen die glücklichen Nebenbuhler ergriff diese Gelegenheit, um mehr als einmal, namentlich gegen den zweiten General Lainez, bei der Inquisition Klage zu führen, daß die Lehren des Ordens nach dem Lutherthum röchen. Begreiflicherweise schadeten solche Klagen den Gehaßten nichts. Canisius wurde Provinzial von Oberdeutschland und zum Visitator der Universität Wien berufen; in München erhielt er die Censur. In einer mehr als vierzigjährigen Thätigkeit brachte er es dahin, daß in Baiern

jede Spur des Lutherthums ausgerottet ward, für welches Verdienst ihn sein Orden den zweiten Bonifazius oder Apostel der Deutschen nannte. Noch vor dem Tode Kaiser Maximilian's II., der im Jahr 1576 starb, zählte die oberdeutsche Provinz fünf Collegien und zwei Missionshäuser, besetzt mit 142 Mitgliedern, worunter vierzig Priester und zehn Professen der vier Gelübde. Ohne Frage waren die Jesuiten den protestantischen Theologen von damals, meist elenden Polterern, weit überlegen. Sie selbst sahen ihre Gegner so tief unter sich, daß sie dieselben mit beißenden Spottschriften herausforderten.

So weit hatten es die Jesuiten gegen Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland gebracht. Nachdem sie vollends unter den beiden Nachfolgern Kaiser Maximilian's II. Herrn im Hause geworden, traten sie mit einem großen politischen Plane hervor. Es galt jetzt nicht mehr blos einige Provinzen durch sanfte Mittel zu gewinnen, sondern ganz Deutschland, und von Deutschland aus der protestantische Norden sollte mit Waffengewalt zur Rückkehr in die alte Kirche genöthigt werden. Der Orden griff tief ein in Entwicklung und Fortgang des 30jährigen Kriegs; die Fürsten, welche in diesem Kampfe für die katholische Sache fochten, standen großen Theils unter Leitung der Jesuiten. Ihre Absicht ging dahin, die ganze katholische Aristokratie Deutschlands zu Einer Wirksamkeit zu verbinden und gegen die Protestanten — als den gemeinsamen Feind — in die Waffen zu rufen. Die wichtigste Rolle aber hatten sie dem Kaiserhause vorbehalten. Man zeigte den österreichischen Prinzen Deutschland zu ihren Füßen, wenn sie mit Entschiedenheit all ihre Kraft aufbieten würden. Doch mußten die Jesuiten erst einen für ihre Plane tauglichen Kaiser herbeischaffen, — denn was war mit Menschen zu machen, wie Kaiser Rudolph II., wie Matthias? Sie fanden ihn auch in der Person Ferdinand's II. Man kann nicht läugnen, die politischen Conjunkturen begünstigten den Plan des Ordens ungemein. Nachdem es Karl V. mißlungen, auf dem Wege einer gemäßigten Reform Deutschland in eine Monarchie zu verwandeln, blieb den Nachfolgern dieses erlauchten Fürsten, wenn sie nicht sich selbst aufgeben wollten, kaum etwas Anderes übrig, als jenen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts verfehlten Zweck im 17ten durch das entgegengesetzte Mittel, durch einen Vernichtungskampf gegen den Protestantismus, zu verwirklichen. Auch war die öffentliche Meinung eines großen Theils der katholischen Welt für diesen Gedanken gewonnen. Seit Luther's Auftreten hatte sich von Spanien her unter dem altgläubigen Clerus, namentlich unter den Mönchen, der Grundsatz verbreitet: es sey im Interesse der Christenheit, daß nur Ein Oberhaupt über Europa herrsche, sonst könne niemals die Ketzerei der Protestanten, niemals der Islam ausgerottet werden; der katholische Glaube seye aufs Innigste mit dem Glück der Habsburger verbunden, und wenn einmal das Haus Oesterreich allein in der Welt regiere, dann werde auch nur Ein Glaube in der Welt seyn.

Allein die obersten Häupter der Kirche theilten diese Ansicht keineswegs. Hätte Petri Stuhl um den Preis der Wiederherstellung kaiserlicher Macht die Reformation vernichtet wissen wollen, so wäre seine Absicht ohne Zweifel erreicht worden. Rom wollte jedoch nur das Ziel, nicht auch das Mittel: der Protestantismus sollte erdrückt, und doch der Kaiser nicht mächtiger werden, als er es schon vorher war. Diese beiden Zwecke widersprachen sich. Ihr Gegensatz beruhte am Ende auf einem Streite der rein katholischen und der päbstlichen Interessen. Als Kirchenfürst mußte der heilige Vater allerdings um jeden Preis die Ausrottung der protestantischen Ketzereien wünschen, aber als Landesherr fühlte er Eifersucht gegen Erneuerung kaiserlicher Allgewalt. Wenn Oesterreich einmal Herr von Deutschland war, dann lag Italien habsburgischer Ehrsucht offen, und wenn das Kaiserhaus sich dieses Landes bemächtigte, dann sank der Pabst, troß allen kanonischen Rechten, zu einem bloßen Patriarchen herab.

Man traf Vorsorge gegen diese Befürchtung. Die Dynastie der Wittelsbacher, alte Nebenbuhlerin Oesterreichs, wurde ausersehen, den hohen Flug, den die kaiserliche Macht im bevorstehenden Religionskriege nehmen mochte, zu beschneiden, den Habsburgern das Gleichgewicht zu halten. Die Aufstellung einer von Oesterreich unabhängigen Kriegsmacht unter dem Befehle des Herzogs von Baiern, neben den kaiserlichen Heeren, hat sich nicht blos von selbst gegeben, sie ist vielmehr das Werk einer tiefen, weitaussehenden Politik. Weil Wallenstein dieses Gewebe zerreißen, und dem 30jährigen Kriege einen rein kaiserlichen Charakter aufdrücken wollte, wurde er gestürzt. Wir haben hier, dem Gang der Ereignisse voraneilend, den leitenden Faden dargelegt, der das Labyrinth des 30jährigen Kriegs entwirrt. Zunächst ist nöthig, daß wir die Geschichte des deutschen Reichs in der Epoche zwischen Karl's V. Tode und dem Ausbruch des Kampfes kurz überblicken.

Zweites Capitel.

Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., Matthias. Die Union, die Liga, Plan des Königs Heinrich IV. von Frankreich, das Staatensystem Europas umzugestalten, seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten. Kaiser Ferdinand II.

Ferdinand I., Bruder und Nachfolger Karl's V., suchte zwar in seinen Erbländern die Verbreitung des Lutherthums, das schon große Fortschritte gemacht hatte, zu hemmen, aber im deutschen Reiche unternahm er seit Abschluß des Religionsfriedens, den er selbst unterhandelt, nichts gegen das weitere Wachsthum des Protestantismus. Darüber gerieth er mit der römischen Curie in ärgerliche Händel. Der damalige

Pabst Paul IV. (1555—59) verwarf nicht nur den Religionsfrieden, sondern auch die Thronbesteigung Ferdinand's [1]). Er erklärte: „Ferdinand habe den Religionsfrieden bewilligt, der durchaus gegen menschliches und göttliches Recht streite, er habe durch diesen Schritt, wie durch mehrere andere Begünstigungen der Protestanten, sich selbst in den Geruch der Ketzerei gebracht. Hievon müsse er sich erst reinigen, und Alles der Entscheidung des Pabstes überlassen. Karl V. sey nicht mehr bei Verstand gewesen, als er das Kaiserthum an Ferdinand I. übertragen, denn diese Würde dürfe nur in die Hände des Pabstes, als des wahren Verleihers der kaiserlichen Krone, niedergelegt werden; die Hälfte der Kurfürsten sey ohnedies durch Ketzerei ihres vom Pabste verliehenen Wahlrechtes verlustig." Ferdinand blieb zwar Kaiser, aber ohne von Paul IV., so lange dieser lebte, als solcher behandelt zu werden. Dagegen erkannte der folgende Pabst Pius IV. Ferdinand I. an, jedoch nur unter zwei demüthigenden Bedingungen, 1) daß er dem päbstlichen Stuhle Huldigung leiste, wie ein Vasall seinem Lehensherrn, 2) daß er sich den Protestanten aus allen Kräften widersetze. Ferdinand wollte und konnte auch jetzt in letzterer Beziehung nichts thun, wohl aber half er das Trienter Concil schließen und drückte den Beschlüssen desselben das Siegel der kaiserlichen Bestätigung auf. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß der Plan, den Karl V. in den Zeiten des Interims verfolgte, ernstlich gemeint, und in Uebereinstimmung mit den deutschen katholischen Fürsten gefaßt war. Im Bunde mit Baiern drang Ferdinand beim Concil wie bei der Curie auf Bewilligung der Priesterehe und des Kelchs im Abendmahl. Der Pabst blieb unerbittlich in Betreff des ersteren Punktes. Hingegen gewährte er den katholischen Laien in Oesterreich den Kelch, eine Gabe, die jedoch nach kurzer Dauer wieder zurückgenommen ward.

Ferdinand starb im Jahr 1564. Schon vor seinem Tode war Maximilian II., sein Sohn, zum römischen König erwählt worden. Jugendeindrücke, die nie mehr erloschen, zogen diesen Fürsten auf die Seite der protestantischen Kirche. Wolfgang Stiefel, ein Schüler Luther's und Melanchthon's, hatte ihn bis zum zwölften Jahre erzogen. Während der späteren Jahre seines Vaters pflog er mit protestantischen Fürsten heimlichen Verkehr, und ganz Deutschland hoffte oder fürchtete, daß er, zum Besitze der Kaiserkrone gelangt, sich für das Lutherthum erklären würde. Als er aber den Thron bestiegen, machte er die Erfahrung, daß die Politik ihm versage, den Wünschen seines Herzens zu folgen. Maximilian hatte eine Schwester Don Philipp's II. von Spanien, Maria, zur Gemahlin, welche, wie ihr Bruder, Ketzerei von ganzer Seele haßte. Des Kaisers Brüder, Ferdinand und Karl, jener mit Tyrol, dieser mit Steiermark abgefunden, waren eifrige Katholiken. Gleiche Gesinnung beseelte die Schwiegersöhne Maximilian's. Eine seiner Töchter, Elisa-

---

[1]) Den Beweis bei Pfister deutsche Geschichte IV., 284 flg.

beth, ehelichte Karl IX. von Frankreich, derselbe, der die Pariser Bluthochzeit anstiftete, die andere, Anna, war früher mit dem unglücklichen Don Karlos von Spanien verlobt, nach dem gewaltsamen Tode ihres ersten Bräutigams bestieg sie das Ehebette Philipp's II., und gebar ihm den nachmaligen König Philipp III. Offenbar hatte clerikalische Schlauheit den deutschen Kaiser in diese hohen katholischen Verbindungen verstrickt, um ihn vom Uebertritt zum Lutherthum abzuhalten. Unter diesen Umständen gebot Staatsklugheit dem jungen Kaiser, sich an die alte Kirche zu halten. Gleichwohl that er für die neue viel mehr, als er hätte thun sollen. Angesteckt von dem verführerischen Beispiel der deutschen Reichsstände, strebte der Adel in den österreichischen Erblanden darnach, das Joch der Staatsgewalt abzuschütteln und gleiche Unabhängigkeit wie jene zu erringen. Die Herren schlugen denselben Weg ein, der in Deutschland zum erwünschten Ziel geführt hatte, sie forderten für sich und ihre Grundholden Religionsfreiheit. Maximilian war schwach genug, dieses der Macht des Regentenhauses so gefährliche Recht zu bewilligen. Auch die Städte erhielten etwas später, was dem Adel eingeräumt worden. Chyträus wurde von Rostock herbeigerufen, um die lutherische Kirche in Oesterreich zu ordnen. Unter des Kaisers Schutz erschien eine neue Ausgabe der Augsburger Confession für die österreichischen Protestanten, auch ließ Maximilian II. eine slavische Bibelübersetzung zum Gebrauch der in den Erbländern, in Krain, Kärnthen und Steiermark ansäßigen Slaven verfertigen. Diese Zugeständnisse schlugen in Kurzem zum Verderben Derer aus, welchen sie Maximilian II. verwilligt hatte, denn gewaltsam wurden sie unter seinen katholischen Nachfolgern zurückgenommen.

Die auswärtigen Verhältnisse des deutschen Reichs nahmen unter n beiden Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II. eine immer trostere Gestalt an. Wenn der Kaiser Reichshülfe wider die Türken beorte, klagten die Protestanten über verweigerte Gleichstellung der beiden ligionen, und auch die katholischen Stände, im Punkte der Knauserei Beispiel ihrer Gegner nachahmend, gaben so wenig als möglich. unverdientes Glück war es, daß das heilige römische Reich über Glaubensstreitigkeiten nicht eine Beute der unglaubigen Türken wurde. dinand I. mußte dem Sultan einen jährlichen Tribut von 300,000 dgulden bezahlen, ebenso Maximilian, wiewohl dieser einen nicht unglücklichen Krieg wider die Türken führte. Der letztgenannte er starb 1576.

Sein Sohn und Nachfolger Rudolph war in Spanien erzogen worund brachte von dort tödtliche Abneigung gegen den Protestantismus Bei seinem Regierungsantritte bestätigte er zwar dem österreichiHerrn- und Ritterstande die von Maximilian II. ertheilte Religionsit; aber aus den herrschaftlichen Städten wurden die evangelischen ichen vertrieben, die Bürger sollten bei schwerer Strafe die luthe Kirchen des Ritterstandes meiden. Als die Stände dagegen Vor-

stellungen erhoben, ließ Rudolph zu Wien und in den übrigen Landstädten die Kirchen und Schulen der Protestanten schließen, und gebot den Einwohnern, wieder katholisch zu werden. Wer es nicht gutwillig that, sollte in kurzer Frist das Land räumen. Bei den Bürgerannahmen so wie bei Anstellung der Professoren in Wien wurde das katholische Glaubensbekenntniß zur ersten Bedingung gemacht. Den Hof mußten alle nicht päbstlich Gesinnten verlassen. Ein anderes Edikt verbot den Städtern zusammenzütreten und Bittschriften abzufassen. Drei Bürger, die sich nicht fügen wollten, wurden zum Tode verurtheilt, und aus Gnaden des Landes verwiesen. Aehnliches versuchte später Rudolph in Böhmen und Ungarn. Doch war die Strenge in Oesterreich am größten, wiewohl der Kaiser dort nicht persönlich eingriff, sondern die Befehle durch seinen Bruder, den Erzherzog Ernst, den er zu Wien als Statthalter gesetzt, vollstrecken ließ. Rudolph selbst hielt sich gewöhnlich in Prag auf.

Dies waren jedoch die einzigen Zeichen von Willenskraft, welche Rudolph II. entfaltete. Sonst sah es während seiner Regierung aus, als wäre kein Kaiser im Lande. Unter ihm wurde der Rhein von den Holländern gesperrt, und so die letzte Pulsader des einst so blühenden deutschen Handels abgeschnitten, unter ihm rissen sich die Niederlande, früher ein Theil des Reichs, nicht nur völlig los, sondern beide dort Krieg führende Partheien, Holländer und Spanier, fielen in die benachbarten deutschen Provinzen ein und nahmen Städte weg, ohne daß der Kaiser etwas anders dagegen gewagt hätte, als friedliche Bitten; unter ihm erhob in Ungarn, von dem Großsultan geschützt, ein Edelmann, Stephan Botskai, einen Aufstand, rief die Nation zum Kampfe für politische und kirchliche Freiheit wider Habsburg auf, und verwickelte halb Ungarn in die Empörung. Rudolph II. war ein sonderbarer Herr. In Prag nannte ihn die Schmeichelei seiner Hofleute einen zweiten Salomo an Weisheit. Aber welch ein Salomo! Die Natur hatte ihn zu Nichts weniger geschaffen als zu einem Fürsten, auffallend glich er seinem Ahn Friedrich III. saumseligen Andenkens. Ein geborner Antiquar, trug er ausnehmende Vorliebe zu allerlei Seltenheiten, zu Kunststücken der Mechanik, zur Astrologie, zur Goldmacherkunst, endlich zu Pferden. Trotz seines Geldmangels legte er kostbare Raritätensammlungen an, die man gegen 17 Millionen an Werth schätzte [1]). Von Geschäften wollte er nichts hören, sie blieben in den Händen von Günstlingen oder Betrügern, die ihres Herrn Kassen leerten. Die Zeit, welche er dem Studium der Astrologie und Alchemie entübrigen konnte, brachte er im Marstalle zu. Dabei war er außerordentlich menschenscheu. Wenn Leute mit Geschäften zu ihm dringen wollten, während er oft Tage lang in Gedanken vertieft dasaß, oder seinen Malern und Uhrmachern zusah, gerieth er in Wuth gegen die Störer seiner Ruhe, und warf ihnen silberne Gefäße, oder was zur Hand war,

---

[1]) Den Beweis bei Pfister a. a. O. IV, 418.

an den Kopf. Noch in seinen spätern Jahren machte ihm das Fleisch viel zu schaffen. Er wechselte fast täglich mit ausgesuchten Schönheiten, deren keine sich lange in seiner Gunst erhielt, und selbst bei dieser Gelegenheit zeigte er sich so mißtrauisch, daß er die Mädchen vorher untersuchen ließ, ob sie keine verborgene Waffen bei sich führten [1]).

Kann man sich wundern, daß unter einem solchen Reichsoberhaupte die kirchlichen Partheien steigende Heftigkeit entwickelten! Die Protestanten wollten das letzte Hemmniß durchbrechen, das der Augsburger Religionsfriede übrig gelassen, die Katholiken dagegen weigerten sich diesen anzuerkennen. Das Verhältniß Beider hatte jedoch, verglichen mit dem Jugendalter der Reformation, eine wesentliche Aenderung erlitten. Die Protestanten, scheinbar überlegen durch Zahl und äußere Macht, standen in Wahrheit den Katholiken nach, die moralische Kraft war zu den letztern gewandert. Durch die siegreichen Fortschritte der Reformation in eine Lage versetzt, die für ihren Glauben wie für ihre Existenz das Aergste fürchten ließ, hielten die katholischen Fürsten an sich, ihre Lehrmeister, die Jesuiten, waren besser als die lutherischen Hofprediger, denen die protestantischen Großen ihr Ohr liehen. Anstand herrschte an den katholischen Höfen, während die lutherischen Herren durch den Religionsfrieden zu kleinen Landespäbsten geworden, nur zu häufig alle Schaam aus den Augen setzten. Die Völlerei wurde, besonders an den Höfen, so sehr Mode, daß der Reichstag nöthig fand, die Ermahnung zu erlassen: „Alle Kurfürsten, Fürsten und Stände möchten ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Saufen und Zutrinken bei sich selbst meiden.“ Andere Laster gingen mit diesem Hand in Hand. Die Jagdwuth erreichte die Höhe, neben den Goldmachern gehörten jetzt Juden zu den unentbehrlichen Bedürfnissen der Hofhaltungen. Dabei kam ein früher unerhörtes Maitressen-Regiment auf. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hielt eine Menge Buhlerinnen, nebenher trieb er mit seinen Juden Wucher, baute auf Kosten der hartgedrückten Unterthanen eine gute Anzahl Schlösser, auf denen er seine Orgien feierte [2]). Kurfürst Christian II. von Sachsen war durch unmäßiges Trinken und zügellose Wollust zum Beispel geworden [3]). Deutschland sollte die Früchte davon ärndten, daß die hohe Aristokratie durch den schiefen Gang der Reformation aller Furcht vor dem Kaiser und der Kirche ledig geworden war. Allerdings fehlte es unter den katholischen Großen nicht an Solchen, die sich vom Strome hinreißen ließen, aber die Mehrzahl gab ein besseres Beispiel. Die Kaiser Max II. und Ferdinand II. zeichneten sich durch Nüchternheit aus, ebenso Herzog Maximilian von Baiern. Der Erzherzog Ferdinand von Tyrol heirathete eine Augsburger Bürgerstochter, Philippine Welser,

---

1) Daniel Eremita opuscula ed. Graevius Ultraject. 1701. S. 358 flg. — Vergl. IV, 396. — 2) Stenzel Geschichte des preußischen Staats I, 342 flg. — 3) Man lese die ergötzliche Schilderung, welche der Augenzeuge Daniel Eremita (a. a. O. 365) von diesem Ungethüm entwirft.

der Herzog Wilhelm von Baiern die Maria Pettenbek. Solche Ehen verstießen zwar gegen den höfischen Brauch, bewiesen aber gesunden Sinn für Sittlichkeit; diese Prinzen wollten Weiber, welche sie liebten, nicht zu Beischläferinnen erniedrigen.

Wir müssen jetzt den Fürsten ins Auge fassen, welcher länger als ein halbes Jahrhundert an der Spitze der katholischen Bewegung stand. Im Jahre 1597 übergab Herzog Wilhelm von Baiern, ein gutmüthiger aber verschwenderischer Herr, das Herzogthum an seinen erstgebornen Sohn Maximilian. Die Charakterfestigkeit, der klare unbewölkte Verstand, durch welchen sich der junge Fürst auszeichnete, sein Ehrgeiz, die Macht, über die er verfügte, die Verbindungen, welche er angeknüpft, erhoben ihn zum Haupte der katholischen Parthei. Er selbst beherrschte das wichtige, durch keine Religionsverschiedenheit zerrissene Baiern, sein Oheim, später sein Bruder, besaß den Kurhut von Köln, zusammt den Bisthümern Freising, Lüttich, Hildesheim; mit der Curie, mit den Jesuiten pflog er den engsten Verkehr. Dieser Herzog Max wagte 1607 den ersten Wurf gegen die Protestanten zu thun. Auf der Gränze Baierns lag, von selbst zur Eroberung einladend, die schwäbische Reichsstadt Donauwörth. Zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens war sie noch katholisch gewesen, aber unter den Kaisern Ferdinand I. und Max II. hatten die Protestanten das Uebergewicht erlangt. Der Rath bestand aus Evangelischen, die Kirchen gehörten ihnen; die wenigen Katholiken, die noch in der Stadt hausten, mußten sich mit einer Kirche im Kloster zum heiligen Kreuz begnügen und ihre geistlichen Prozessionen im Stillen halten. Allein im Jahre 1605 versuchte ein kurz zuvor eingesetzter Abt des Klosters, von bairischer Seite angespornt, einen öffentlichen Umgang durch die Stadt mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen. Der Stadtrath schritt ein und verbot das Vorhaben, nichtsdestoweniger wiederholte der Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung aufgemuntert, im folgenden Jahre die Prozession. Nun fiel der lutherische Pöbel über die Theilnehmer des Zuges her, trat die Fahnen in den Koth und jagte die Mönche in ihr Kloster zurück. Hierauf hatte Herzog Maximilian gewartet, welcher der Stadt auch deßwegen gram war, weil viele seiner ketzerischen Unterthanen in ihr Zuflucht fanden. Im Namen des Kaisers schickte er eine Commission nach Donauwörth, um die Sache zu untersuchen. Als die Abgesandten vom Stadtrath trotzig abgewiesen wurden, wußte Maximilian vom Reichshofrath Vollmacht zu erhalten, daß er, der Herzog von Baiern, die Reichsacht gegen das rebellische Donauwörth vollstrecken solle. Kleinmuth ergriff die kaum zuvor noch so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung eines beträchtlichen bairischen Heeres, ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Der Herzog ließ sofort durch Jesuiten, die als Feldprediger mit den Baiern hereingekommen waren, Bekehrungen unter den Einwohnern vornehmen, änderte die Verfassung der Stadt, reichte dem Kaiser eine ungeheure Berechnung seiner aufgewandten Kriegs-

kosten ein, und brachte es dahin, daß ihm ein Beschluß des Reichshofraths den Ort als Unterpfand versetzte [1]. Er machte es hier im Kleinen gerade so, wie nachher mit der Pfalz im Großen.

Das Verfahren gegen Donauwörth, das allerdings bedenkliche Hintergedanken verrieth, erregte Unruhe unter den evangelischen Ständen des Reichs, und hatte den Abschluß eines protestantischen Bündnisses zur Folge. Die Art, wie dasselbe zu Stande kam, macht nöthig, daß ich einige Bemerkungen voranschicke. Bekanntlich ist die Untheilbarkeit deutscher Reichsfürstenthümer keine alte Einrichtung. Bis ins sechszehnte Jahrhundert herab herrschte bei den meisten Mitgliedern der hohen Aristokratie der Gebrauch, die Gebiete, die ihnen gehörten, unter ihre Erben zu verstückeln. Daher kam es, daß die ansehnlichsten deutschen Häuser in zwei oder mehrere Linien zerfielen. So hatten sich der Wittelsbach'sche Stamm in die zwei Hauptzweige der Kurpfälzer und der Baiern, die sächsische Dynastie in Albertiner und Ernestiner, die niedersächsischen Welfen, die badischen Markgrafen in mehrere Linien gespalten, und noch in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts löste das Testament des Landgrafen Philipp das hessische Gesammterbe in den Bruch einer Kaßler und einer Darmstädter Linie auf. Neid und Eifersucht der gleichberechtigten Nebenzweige war die natürliche Folge solcher Theilungen, und diese gehässigen Gefühle wurden im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts einer Seits durch die Religionsfrage, anderer Seits durch kaiserliche Staatsklugheit gesteigert. Vom Wittelsbach'schen Gesammthause blieb der bairische Zweig dem alten Glauben treu; der kurpfälzische schwor zu Calvin. Die beiden Hauptlinien der sächsischen Dynastie bekannten zwar gleichmäßig Luther's Lehre, aber der Raub, welchen Churfürst Moriz als Haupt der Albertiner im Bunde mit dem Kaiser an den Ernestinern begangen, nöthigte ihn und seine Nachfolger, durch Willfährigkeit gegen Habsburg sich eines Hinterhalts wider die Rache seiner Stammesvettern zu versichern, während die Ernestiner, entschlossene Verschwörer, zu jedem Plane gegen den Kaiser und den Kurfürsten die Hände boten. Ebenso begünstigte kaiserliche Politik den einen Zweig des badischen, des hessischen, des welfischen Hauses gegen den andern.

Die eben beschriebenen Verhältnisse erwiesen ihren Einfluß, da mehrere protestantische Stände nach dem Falle Donauwörths auf den Gedanken geriethen, ein Schutzbündniß zu schließen. Aus alter Gewohnheit betrachtete die lutherische Kirche Deutschlands noch immer das sächsische Kurhaus als das natürliche Haupt der Parthei. Aber dasselbe hielt sich aus den angegebenen Gründen ferne. Dagegen trat eine andere Dynastie in die Lücke. Schon bei früheren Gelegenheiten, wo Plane zur Verbindung der protestantischen Stände in Vorschlag kamen, hatten sich die Kurfürsten von der Pfalz vorgedrängt, waren aber bisher stets abgewiesen

---

[1] Quelle: Wolf Geschichte Maximilian's I. von Baiern II. Bd. S. 190 flg.

worden, weil Lutherischer Eifer den Calvinisten mißtraute. Jetzt bewog Furcht vor Baiern und die Nähe der Gefahr eine Anzahl süddeutscher lutherischer Herren, sich über solche Bedenklichkeiten wegzusetzen. Auf diese Weise erlangte das calvinistische Haus von Heidelberg die Leitung der protestantischen Bewegung, hinter ihm aber stand, wie unten gezeigt werden wird, der französische Hof. Den $\frac{2}{12}$. Mai 1608 versammelten sich in dem Anspach'schen Kloster Ahausen Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Fürst Christian von Anhalt, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Württemberg, die brandenburg'schen Markgrafen Christian und Joachim Ernst. Die Seele der Unterhandlung war Fürst Christian von Anhalt. Dieser Herr, dessen Ehr- und Geldgeiz der Besitz eines kleinen Erbfürstenthums bei Weitem nicht befriedigte, unterhielt geheime Verbindungen mit Heinrich IV. von Frankreich, und wirkte für dessen Zwecke. Den $\frac{4}{14}$. Mai wurde die Bundesurkunde der evangelischen Union unterzeichnet. Die Verbündeten versprachen sich gegenseitig in allen Fällen beizustehen, wo ein Mitglied wider die Gesetze des Reichs beeinträchtigt würde, vertraulichen Briefwechsel zu pflegen, in Sachen, welche der Kurfürsten, Fürsten und Stände Freiheit und Rechte beträfen, zusammenzuhalten, die andern evangelischen Stände in gleichem Sinne zu bearbeiten, ohne Rücksicht auf die sonstige Verschiedenheit religiöser Meinungen. Den Theologen wurden fernere Streitigkeiten untersagt. Im Frieden sollte Kurpfalz das Direktorium führen, im Kriege jeder beschwerte Stand für sein Land. Auf den Fall eines Krieges ernannte eine zweite Versammlung den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg zum Feldhauptmann, den Fürsten Christian von Anhalt zum Oberstlieutenant des Bundes, erstern mit 6000, letztern mit 4000 fl. Monatsgehalt [1]. Bei einer dritten Zusammenkunft wagten Fürst Christian und der Pfälzer den Antrag, die Union solle sich an den französischen Hof anschließen. Der Vorschlag wurde jedoch von den Verbündeten — wahrscheinlich aus einem Reste von Nationalgefühl — zurückgewiesen [2].

Die erste öffentliche Handlung des Bundes war, daß man den Fürsten Christian als Gesandten an den Kaiser schickte, um nicht nur über die Donauwörther Vorfälle, sondern auch über verfassungswidrige Eingriffe des Reichshofraths und den Eigennutz der kaiserlichen Rathgeber zu klagen. Der Kaiser schob die Sache auf die lange Bank, und entschuldigte sich mit Ueberladung durch andere Geschäfte. Da drohte Fürst Christian ihm ins Gesicht mit dem Schicksale Julius Cäsar's, wenn er nicht seine schlechten Räthe Stralendorf und Hanniwald entferne. Diese verwegene Aeußerung zündete, Rudolph ließ bei dem Fürsten anfragen, ob er denn etwas von gefährlichen Anschlägen gegen kaiserliche Majestät wüßte, und erhielt eine beruhigende Antwort. Seiner Seits versprach der Kaiser,

[1] Wolf a. a. O. II, 418. — [2] Sattler württemb. Herzoge VI, 31 flg.

daß Donauwörth in vier Monaten wieder hergestellt, den Eingriffen des Reichshofrath gesteuert werden solle, dachte aber nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Indessen hatte sich die Union vergrößert, nach und nach traten Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Graf von Oettingen, die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg, etwas später Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, Landgraf Moritz von Hessen, die Städte Hall, Heilbronn, Memmingen, Nördlingen bei. Der Bund umfaßte einen großen Theil Deutschlands, dennoch war er von vorneherein haltlos. Durch den Verfall des Reichs und der kaiserlichen Macht an Ungebundenheit gewöhnt, dachte keiner der Verbündeten daran, einen Theil seiner Selbstständigkeit dem Ganzen zum Opfer zu bringen: daher ein Direktorium blos für den Frieden, wo es nicht nothwendig war, für den Fall des Krieges, wo das Bedürfniß der Einheit am dringendsten, wollte Jeder Herr in seinem eigenen Lande bleiben. Denselben Charakter todtgeborner Keime tragen alle protestantischen Verbindungen während des dreißigjährigen Kriegs.

In der Natur der Dinge lag es, daß der protestantische Stoß einen katholischen Gegenstoß erzeugte. Kaum erhielt Maximilian von Baiern Kunde von den Umtrieben der evangelischen Fürsten, als er seine Glaubensgenossen zu einem Gegenbündniß einlud. Am $\frac{30.\ \text{Juni}}{10.\ \text{Juli}}$ 1609 — ein Jahr nach Stiftung der Union — wurde zu München die heilige Liga geschlossen. Als erster Zweck des Bündnisses ward die Erhaltung des Religionsfriedens bezeichnet, als zweiter daß der alte, wahre, alleinseligmachende Glaube nicht ausgerottet werde. Man wolle sich übrigens vorerst auf Vertheidigung beschränken, und die gewöhnlichen Rechtsmittel anwenden, ehe Gewalt mit Gewalt abgetrieben werde. Keiner der Verbündeten solle durch widerrechtliche Handlungen Anlaß zum Angriffe geben, würde aber ein solcher von Seiten der Gegenparthei erfolgen, so werde man nicht erst warten, bis die Länder der Verbündeten mit Krieg überzogen seyen, sondern womöglich zuvorkommen. Man hielt es nicht der Mühe werth, den Kaiser Rudolph in das Bündniß zu ziehen — so gering geschätzt war er bei seinen eigenen Glaubensgenossen — er sollte nur bei gelegener Zeit vom Abschlusse der Liga benachrichtigt werden. Die ersten Mitglieder der Liga waren, außer Herzog Maximilian von Baiern, die Bischöfe von Würzburg, Constanz, Augsburg, Regensburg, Straßburg und Passau, der Probst von Ellwangen, der Abt von Kempten. Zum Bundeshaupte wurde Max gewählt. Einen Monat später traten auch die drei geistlichen Kurfürsten auf einer Versammlung zu Mainz der Liga bei. Aber von diesem Augenblicke an macht sich Eifersucht gegen Baiern bemerklich. Die drei Kurfürsten setzten es durch, daß für die rheinischen Mitglieder ein zweiter Bundesoberste in der Person des Kurmainzers bestellt wurde. Zugleich wandte man sich um Hülfe an die auswärtigen katholischen Mächte, an den Pabst, an die italienischen Fürsten und an den König von Spanien. Der heilige Vater, Paul V.,

wies das Gesuch ab, unter dem Vorwande, er fürchte Oesterreich durch offenen Beitritt zur Liga zu beleidigen. Die kleinen italienischen Höfe begnügten sich dem Bündnisse Glück zu wünschen. Desto bereitwilliger zu kräftiger Unterstützung zeigte sich Spanien. Große Summen wurden angeboten, aber unter einer Bedingung, die dem Herzog Maximilian nicht gefiel. Spanien verlangte den Titel Protektor des Bundes. Die Absicht bei diesem Anerbieten war eine dreifache: Baiern sollte gedämpft, die habsburgische Macht in Deutschland, welche unter Kaiser Rudolph so tief gesunken war, mit Hülfe der Liga wieder hergestellt, und dadurch für Spanien die Möglichkeit errungen werden, seine abgefallenen Niederlande von Deutschland aus wieder zu unterjochen.

So standen die Sachen, als ein Zwischenereigniß die Kriegsflamme anzuschüren drohte [1]). Den $\frac{15}{25}$. März 1609 starb Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg kinderlos. Mit ihm erlosch der Mannsstamm dieses Hauses, das nebst Baiern und Habsburg allein von den weltlichen Fürsten der alten Kirche treu geblieben war. Bereits bekannten sich viele der Unterthanen des Herzogs zum calvinistischen Glauben, und da die Erbfolge voraussichtlich protestantischen Fürsten zustand, so drohte die Gefahr, daß auch dieses Land vollends den Katholischen entrissen werde. Mit der Nachfolge verhielt es sich so: die ältesten Ansprüche waren auf Seite des sächsischen Hauses ernestinischer Linie, weil Kaiser Karl V. 1544 einen Erbvertrag des Kurfürsten Johann Friedrich mit Jülich und Cleve bestätigt hatte. Später aber, als der Kurfürst beim Kaiser in Ungnade gefallen war, gestand Karl V. dem Vater des letztverstorbenen Herzogs das Recht zu, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes seine Töchter oder deren männliche Erben mit dem Herzogthum belehnt werden sollten. Diese beiden Verfügungen widersprachen sich und lassen vermuthen, daß der Kaiser den Plan hegte, Drachenzähne auszusäen. Auf die zweite Verfügung Karl's V. stützten sich vier Prätendenten. Von den Schwestern des verstorbenen Herzogs war die älteste Maria Eleonore an Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, deren nachgelassene Erbtochter aber noch an den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg vermählt. Die zweite Schwester hatte Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg geehlicht. Dieser behauptete, weil die älteste Schwester Maria Eleonore ohne männliche Nachkommenschaft gestorben sey, so gebühre das Erbe seinem Sohne Wolfgang Wilhelm. Außer diesen beiden ebengenannten Schwestern hinterließ der verstorbene Herzog noch zwei andere, deren eine mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, die andere mit dem Markgrafen Karl von Burgau verheirathet war. Letztere Beide wollten sich mit den übrigen in die Erbschaft theilen, allein man hielt ihnen das Grundgesetz des Herzogthums entgegen, welches Untheilbarkeit des Lan-

[1]) Wolf a. a. O. II, 313 flg.

des und Erstgeburtsrecht aussprach. Die beiden Häuser Neuburg und Brandenburg rüsteten sich, das Erbe im Nothfall mit Gewalt zu nehmen. Neuburg legte seine Rechtstitel dem Landtage des Herzogthums vor, Brandenburg dagegen verschmähte es, an das Volk zu appelliren, „denn es sey für große Herren eine Schande, wenn der Pöbel bei Wein und Bier über solche Dinge gaifere." Nun mischte sich aber der Kaiser ein. Von Spanien aufgefordert, das keinen protestantischen Nachbar auf der Gränze des treugebliebenen Flanderns dulden wollte, gebot Rudolph Stillstand, und verlangte, daß sämmtliche Erbansprecher vor seinem Hofe zu Gericht erscheinen. Diese Ladung hatte jedoch keine andere Folge, als daß die Prätendenten sich untereinander und mit den Landständen verglichen. Jetzt gab Rudolph dem Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, Befehl, das Herzogthum Jülich und Cleve unter Sequester zu nehmen. Leopold warb mit spanischem und kaiserlichem Gelde Kriegsvolk in seinen Stiftslanden, und setzte sich mit Gewalt in dem bestrittenen Erbe fest. Dieses bewaffnete Einschreiten brachte halb Europa in Bewegung, weil hier die Interessen der beiden großen kirchlichen Partheien, die längst einander voll Argwohn beobachteten, zum erstenmale hart aneinander stießen. Erzherzog Leopold rief die Liga zu Hülfe, deren Mitglied er war. Dasselbe thaten Neuburg und Brandenburg in Bezug auf die Union. Die Genossen letzterer Verbindung hielten nach Anfang des Jahres 1610 einen Tag zu Hall in Schwaben, wo beschlossen wurde, zu Gunsten der beiden evangelischen Prätendenten mit gewaffneter Hand Jülich und Cleve zu besetzen. Auf dem nämlichen Tage zu Hall geschah es, daß der König von Frankreich den seit einiger Zeit insgeheim verfolgten Zweck, die Union in sein Netz zu ziehen, wirklich erreichte.

Bekanntlich hat Heinrich IV., früher Waffenhaupt der Hugenotten, aus Rücksicht auf die katholischen Gefühle der französischen Nation den Glauben gewechselt und ist zu der römischen Kirche zurückgetreten. Aber er verzichtete darum weder auf seine alten calvinistischen Sympathieen, noch auf die Feindschaft wider das Haus Habsburg, welche in der französischen Königsfamilie erblich war. Nachdem er die Zuneigung seiner katholischen Unterthanen gewonnen und die Zukunft der Calvinisten durch das Edikt von Nantes gesichert hatte, entwarf er, auf der Höhe seines Lebens und Ruhmes, den Plan zu einer völligen Umgestaltung Europa's, welcher von Sully in seinen Denkwürdigkeiten zuerst enthüllt, seitdem öfter in Zweifel gezogen, aber neuerdings durch den zwischen dem Landgrafen Moritz und dem Könige gepflogenen Briefwechsel [1]), welchen Chr. Rommel veröffentlichte, urkundlich bestätigt worden ist. Nach diesem Plane sollte die deutsche Macht des Hauses Oesterreich vernichtet

[1]) Correspondance inédite de Henry IV. et du Landgrave Maurice de Hesse. Paris, 1840. 8to.

werden, das christliche Europa dagegen folgende Eintheilung erhalten: sechs Erbmonarchieen: Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden, die Lombardie mit Piemont; fünf Wahlreiche: Germanien, Polen, Ungarn, (letzteres durch Abtretung der beiden österreichischen Erzherzogthümer, der Steiermark, Kärnthens, Krains verstärkt), Böhmen (vergrößert durch Mähren, Schlesien, die Lausitz), der Kirchenstaat; dann vier Republiken: die Schweiz (mit Elsaß und Tyrol vereinigt), die Niederlande, Venedig, Italien. Die Einwilligung des Pabstes hoffte Heinrich IV. dadurch zu erlangen, daß er ihn mit dem Besitze des Reichs Neapel bedachte. In Deutschland sollte zwar das Kaiserthum fortdauern, aber nicht mehr einem Habsburger zu Theil werden. Heinrich wollte die Krone der Cäsarn dem Herzog Max I. von Baiern anbieten, um diesen mächtigen Herrn durch ein Danaer-Geschenk zu gewinnen. Auch die Kurfürsten gedachte Heinrich IV. fortbestehen zu lassen, aber sie sollten, damit Deutschland schwach bleibe, nie mehr zwei Kaiser hintereinander aus demselben Hause wählen. Für sich selbst habe Heinrich — so versichert man uns — keinen andern Lohn vorbehalten, als den Ruhm eines Begründers christlicher Ordnung in Europa. Da die Ausführung durch des Königs gewaltsamen Tod verhindert ward, sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, ob er im Falle des Gelingens sich mit einer so großmüthigen Rolle begnügt haben würde.

Welche Erschütterung stand dem Abendlande bevor, wenn Heinrich am Leben blieb! Und doch war die Bewegung, für welche er bereits in verschiedenen Ländern Genossen geworben hatte, nicht die einzige, welche damals im Herzen Europa's gährte, eine andere, vielleicht noch gefährlichere, keimte neben ihr. Während der König von Frankreich an einer neuen Ordnung Europa's arbeitete, die jedenfalls eine überwiegend monarchische Grundlage bekommen hätte, sannen Andere auf allgemeine Demokratie. Bruchstücke geheimer Schriften sind auf uns gekommen [1]), aus welchen man den Schluß ziehen muß, daß um dieselbe Zeit von Holland, vielleicht auch von Venedig aus, sich über die Frei-Städte Germaniens eine Verschwörung verzweigte, welche nichts Kleineres beabsichtigte, als mit Hülfe der Verbannten, die damals aus aller Herren Ländern in Deutschland zusammenströmten, mit Hülfe dienstloser Lanzknechte, endlich mit Hülfe der deutschen Bauern, die man, wie vor 100 Jahren, zu den Waffen rufen wollte, alle Könige und Fürsten niederzuschlagen und überall Volksherrschaften einzusetzen. Die Spuren dieses Gedankens, der offenbar aus dem Geiste calvinischer Kirche entsprossen ist, verschwinden zwar für mehrere Jahre wieder in dem Dunkel der Vergangenheit, aber wir werden tiefer unten finden, daß ähnliche Ideen plötzlich in Böhmen und an andern Orten auftauchen.

Auf Heinrich's IV. geheimen Antrieb, war die protestantische Union,

---

[1]) Wolf a. a. O. II, 325 flg., vergl. Ranke Fürsten und Völker III, 448.

wie ich oben andeutete, durch Christian von Anhalt und Friedrich IV. von der Pfalz eingeleitet worden, aber die übrigen Mitglieder hatten bis dahin, aus Schaam oder Furcht, den Vorschlag eines französischen Bündnisses zurückgewiesen. Erst auf der Versammlung zu Hall ließen sie sich willig finden, die angebotene Hülfe anzunehmen. Denn man brauchte Geld. Doch wurde auch jetzt noch nicht die Masse der Unirten in das Geheimniß eingeweiht. König Heinrich machte sich durch seinen in Hall anwesenden Gesandten vorerst blos verbindlich, 10,000 Mann französischer Söldner zu dem Heere stoßen zu lassen, das die verbündeten Fürsten nach dem Niederrhein zu schicken beschlossen hatten. Nachher aber wollte er von den eroberten Landen aus das Unternehmen gegen die Habsburg'sche Macht beginnen[1]. Umfassende Rüstungen fanden zu diesem Zweck in allen Provinzen Frankreichs Statt; der König rechnete zuversichtlich darauf, daß die verbündeten Herren nach Eroberung des Herzogthums Jülich gemeinsame Sache mit ihm gegen den Kaiser machen würden.

Ermuthigt durch die versprochene französische Hülfe, eröffneten die Unirten zu Anfang des Frühlings 1610 den Feldzug gegen den Erzherzog Leopold auf zwei Seiten, im Elsaß, wo er das Bisthum Straßburg besaß, und im Jülich'schen Gebiete. Ihre Waffen hatten erwünschten Fortgang, als aus Paris die Nachricht einlief, daß König Heinrich IV. den $\frac{4}{14}$. Mai 1610 ermordet worden sey. Sie erfüllte die Häupter der Union mit Schrecken, dennoch wurde der Krieg, und zwar mit Glück, fortgesetzt. Leopold's Söldner erlagen im Elsaß, und im September fiel Jülich, der letzte vom Heere des Erzherzogs in den clevischen Landen besetzte Platz, in die Hände der Unirten. Die beiden evangelischen Prätendenten des Herzogthums, Pfalz-Neuburg und Brandenburg, errangen wieder den Besitz des schwer bestrittenen Erbe. Dies war aber auch Alles, was geschah. Die neue Regierung in Frankreich, durch innere Unruhen beschäftigt, ließ die Plane Heinrich's IV. fallen. Da somit kein Oel mehr von Außen zugegossen ward, erlosch das Feuer der Union, denn ihre Mitglieder waren nicht im Stande, aus eigener Kraft irgend Etwas Größeres zu unternehmen.

Um dieselbe Zeit gelang es der Gegenparthei, einige der ansehnlichsten lutherischen Fürsten, die bis dahin den Beitritt zur Union verweigert hatten, nicht blos mit diesem Bündnisse zu verfeinden, sondern beinahe auf die katholische Seite herüberzuziehen. Obgleich Kursachsen aus eigenem Antrieb die Theilnahme an der Union zurückwies, konnte dieses Haus nicht verschmerzen, daß der Pfälzer die Leitung der protestantischen Opposition und somit die Rolle übernahm, welche sonst Sachsen spielte. Die alte Eifersucht zwischen beiden Geschlechtern schwoll immer höher, und schlau benützte der kaiserliche Hof diese Leidenschaft.

---

[1]) C. M. v. Aretin „Baierns auswärtige Verhältnisse" I, 93.

Als Köder brauchte man die Jülich'sche Frage. Der mehrfach erwähnte Kurfürst Christian II., der sich selber rühmte[1], „mit fremden Augen zu sehen, mit fremden Ohren zu hören," reiste im Sommer 1610 nach Prag, um von Kaiser Rudolph II. einen Antheil an der Jülich'schen Beute zu erbitten. Rudolph behandelte den sächsischen Gast dessen Neigungen gemäß, Tokayer floß in Strömen. Höchst vergnügt über die Prager Bewirthung dankte Christian II. beim Abschied mit den Worten: „Ihre kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also, daß ich keine Stunde nüchtern gewesen." Sein Wunsch in Betreff Jülichs ward wenigstens anscheinend erfüllt: Rudolph ertheilte ihm die Belehnung für Jülich und Cleve. Auf diese Weise bekam Christian II. den Titel eines Landes, dessen wirklichen Besitz damals Neuburg und Brandenburg mit den Waffen in der Hand antraten. Dafür war er jetzt tödtlich mit diesen beiden Mitgliedern der Union verfeindet. Bald näherte sich der Kursachse der katholischen Parthei[2] noch um einen bedeutenden Schritt weiter. Auf Zureden der Erzbischöfe von Mainz und Cöln erklärte er sich bereit, förmlich der Liga beizutreten, die doch zu Ausrottung der Ketzer, zu Wiederherstellung des alleinseligmachenden Glaubens gegründet worden war. Man wollte ihn ein abgeändertes Formular unterschreiben lassen, aus welchem die Worte „zur Vertheidigung der katholischen Religion" wegbleiben sollten. Dieser Plan war eben so sehr gegen den Herzog von Baiern, als gegen die Union gemünzt. Denn wenn ein so mächtiger lutherischer Fürst der Liga beitrat, konnte das bisherige Haupt des Bundes, Maximilian, sich nicht mehr frei bewegen, noch ehrsüchtige Nebenabsichten, die man ihm zutraute, verfolgen. Es ist daher in der Ordnung, daß Maximilian sich der Aufnahme des Kursachsen widersetzte. Die Sache unterblieb. Christian II. starb den 23. Juni 1611 in Folge eines Rausches[3]. Aber sein Bruder und Nachfolger, Johann Georg, von welchem in vorliegendem Werke vielfach die Rede sein wird, beharrte auf der von dem Vorgänger eingeschlagenen Bahn: er hielt zum Kaiserhause. Dem Beispiele Kursachsens ahmte der hessen-darmstädtische Hof, mit ersterem verschwägert, nach. Was konnte die Union ausrichten, nachdem die mächtigsten Bekenner des Glaubens, zu dessen Vertheidigung angeblich dieser Bund abgeschlossen worden, sich der Gegenparthei angeschlossen hatten!

Auch wirkliche Mitglieder fielen von der Union ab. Der junge Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, einer der beiden Erben von Jülich, bisher ebenso eifriger Anhänger des Lutherthums als der Union, stand 1612 in Unterhandlung, die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, seines Mitprätendenten, zu heirathen, durch welche Verbindung der Erbstreit beider Häuser beigelegt werden sollte[4]. Allein

[1] Böttiger Geschichte von Sachsen II, 80. — [2] Pfister IV, 411. — [3] Böttiger a. a. O. S. 80. — [4] Hauptquelle über diese Sache Wolf a. a. O. III, 487 flg.

eines Tags entspann sich zwischen dem Kurfürsten und dem künftigen Schwiegersohne heftiger Streit wegen der Ausstattung. Aus Rache ließ Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm seine kurbrandenburgische Braut fahren, und warb um die jüngere Schwester Maximilian's von Baiern. Die ältere war mit dem nachmaligen Kaiser, damaligen Erzherzoge, Ferdinand II. vermählt, der junge Pfalzgraf durfte sich daher von der Macht beider Häuser nachdrücklichen Schutz versprechen. Sein Antrag wurde günstig aufgenommen, nur die Religionsverschiedenheit machte Skrupel. Pfalzgraf Wolfgang war nach damaliger Sitte der Fürsten in den theologischen Controversen bewandert, las die Bibel 26mal des Jahres durch, und unterstrich alle zu Widerlegung der Katholiken dienenden Stellen am Rande seines Handexemplars mit rother, grüner, blauer und gelber Dinte. Gleichwohl wollte er seiner künftigen Gemahlin freie Ausübung der katholischen Religion zugestehen. Nun lud man ihn ein, zu einem Religionsgespräch nach München zu kommen. Es geschah; bald waren ihm Zweifel beigebracht, ob die Evangelischen wohl in Allem Recht hätten? Man empfahl ihm die Schriften des Jesuiten Canisius und der Kirchenväter. Allmählig brachte ihn sein künftiger Schwager Maximilian zum Wanken, dann zum geheimen Uebertritt. Nach der Hochzeit bezog Wolfgang Wilhelm mit der Neuvermählten das gemeinschaftliche Schloß zu Düsseldorf.

Sein Religionswechsel veranlaßte einen zweiten, der noch größeren Lärm erregte, und dem Pfalzgrafen gefährliche Gegner auf den Hals lud. Der Miterbe Wolfgang Wilhelm's, Kurfürst Hans Sigismund von Brandenburg, hatte bisher die wärmste Anhänglichkeit an das Lutherthum zur Schau getragen, auch bei Antritt der Regierung einen schriftlichen Eid, das reine Augsburg'sche Bekenntniß zu wahren, abgelegt [1]). Plötzlich feierte er an Weihnachten 1613 das Abendmahl nach calvinischem Gebrauch [2]), und ließ den Berliner Geistlichen, welche ihn an den Schwur erinnerten, durch seinen Kanzler sagen: „sie sollten ruhig nach Hause gehen und sich an Gottes Wort halten, er, der Kurfürst, habe erhebliche, auf die Bibel begründete Ursachen, von den bisher üblichen Ceremonien abzuweichen, hingegen wolle er keineswegs verlangen, daß sie das Gleiche thäten. Obgleich er früher versprochen, lutherisch zu bleiben, so gelten in Gottes Sache keine Eide noch Verträge. Auch Luther habe lange an papistischen Gebräuchen gehangen, wenn er aber etwas Besseres gefunden, sey er diesem gefolgt, das möchten die Berliner Geistlichen nachahmen, wenn sie rechte Jünger Luther's seyn wollten." Die That des Kurfürsten machte im ganzen Lande den schlechtesten Eindruck, in verschiedenen Orten der Mark und des Herzogthums Preußen kam es zu Pöbel-Aufläufen, dennoch ließ sich Johann Sigismund nicht umstimmen, verzichtete aber anderer Seits darauf, seine Unter-

[1]) Stenzel Geschichte des preußischen Staats I, 386. — [2]) Das. S. 388.

thanen zur Aenderung des Glaubens zu zwingen, vermuthlich weil er Widerstand fürchtete. In der mehrfach angeführten, unter dem Namen Friedbergs erschienenen Flugschrift finde ich die Nachricht, daß Johann Sigismund, bald nachdem er zum calvinischen Glauben übergetreten, alle in dem Kurstaate gelegenen Güter des Johanniter-Ordens einzog. Der verkappte Verfasser berichtet dies in folgenden [1]) merkwürdigen Worten: „das unselige von Gott und nunmehr auch von dem Augsburg'schen Bekenntniß abgefallene, und gleichsam zu des deutschen Adels und des ganzen Reiches Untergang bestellte Haus Brandenburg hat neulicher Zeit dem ritterlichen Johanniter-Orden, welcher so viele hundert Jahre der Christenheit Beschützer wider die Türken war und noch ist, seine Lehen weggenommen. Sobald dieses vom Stamm der Grafen Zollern entsprungene und durch die habsburg'schen Kaiser in fürstlichen Stand erhobene Haus von der katholischen Kirche abfiel, ist durch die Schuld desselben das Land zu Preußen, und in natürlicher Folge davon nachmalen auch Liefland dem Reiche entzogen und der Krone Polen unterworfen, die deutsche Ritterschaft aber, deren Vorfahren mit Vergießung ihres Bluts solche Länder zur christlichen Religion und des deutschen Reiches Gehorsam gebracht, von allem Regimente und Genusse derselben gänzlich ausgeschlossen worden. Jetzt, nachdem selbiges Haus den calvinischen Glauben angenommen, verliert der deutsche Adel auch noch die ansehnlichen Commenden St. Johannis."

Baarer Eigennutz hatte mit einem Schlage zwei Aenderungen des Glaubens herbeigeführt. Wie der Neuburger auf die Macht Oestreichs und der Liga rechnete, so wollte der Brandenburger den Schutz des Oraniers Moritz und zugleich Anhang im Lande selbst gewinnen, das viele calvinistische Bewohner zählte. Es kam zum Krieg zwischen Beiden, in welchen sich sofort fremde Staaten, von dem Einen und dem Andern herbeigerufen, mischten. Von der einen Seite erschien zu Gunsten Wolfgang Wilhelm's General Spinola mit Kriegsvolk aus dem spanischen Flandern und nahm einen Theil des Herzogthums ein, den andern besetzte Moritz von Oranien mit seinen Holländern. Dies geschah im August 1614. Eine Zeitlang schien es, als würde sich der niederländisch-spanische Krieg auf deutschem Boden erneuern. Doch vermittelten die Union, Frankreich und England zu Xanten einen Vergleich, kraft dessen das Herzogthum in zwei Theile zerlegt, dann verloost, die Regierung aber, dem Grundgesetze des Landes gemäß, gemeinschaftlich geführt werden sollte. Spanien legte zwar Widerspruch ein, allein der Streit erlahmte und wurde endlich von dem Strudel des 30jährigen Kriegs verschlungen.

So stand es mit der Union, aber auch die Liga unterlag demselben Schicksale früher Altersschwäche. Maximilian von Baiern war mehr-

[1]) A. a. O. S. 68 flg. Ich wiederhole, daß die Schrift 1616 im Druck erschien.

mals auf dem Punkte, die Stelle eines Bundes-Obersten niederzulegen. Mehrere Gründe, namentlich die Eifersucht des Kaiserhauses und die Kargheit der Ligisten, verleideten ihm die Hauptmannschaft. Nicht zufrieden, ein zweites Direktorium für Kurmainz errichtet zu haben, gab man dem Deutschmeister Maximilian, einem österreichischen Prinzen, noch ein drittes: das Bestreben, die Leitung der Liga allmählig von Baiern an Oesterreich zu bringen, lag dabei am Tage. Nicht minder als dies verdroß den Herzog die Langsamkeit, mit welcher die Mitglieder der Liga, meist höhere Cleriker, ihre Beiträge in die Kasse des Bundes leisteten. Schon der Beitritt hatte den geistlichen Herren schwere Seufzer ausgepreßt. „Unsere eingeschmorten Seckhel werden ihre Wunder erfahren,“ schrieb[1] der Abt von Salem an den von Weingarten, als er seinen Beitritt erklärte. Im zweiten Jahre nach Errichtung des Bundes fand es sich, daß Herzog Maximilian mit 70,000 fl. im Vorschusse war. Als er darauf drang, daß alle Mitglieder ihre rückständigen Zahlungen machen sollten, dankten sie ihm für die bewiesene Großmuth, verlangten aber zugleich, daß er noch größere Summen vorstrecken möchte[2]. Es lag nicht in der Art des Herzogs, für Andere in den Sack zu greifen. Die Zeiten Maximilian's waren noch nicht gekommen, seine Rolle begann erst, nachdem den Kaiserthron ein Fürst bestiegen hatte, der denselben Grundsätzen, wie Max, huldigte, eine Richtung mit ihm verfolgte, zugleich aber dem Baier die Leitung der Liga gutwillig überließ. Gleichwohl dauerten Union und Liga fort, obwohl schläfrig, baufällig, von 1610—1618 schleppten sich beide Bündnisse durch die Kraft eigener Schwere hin. Der Stoß, der sie aufrüttelte, sollte von Osten kommen.

Während die eben beschriebenen Bewegungen im deutschen Reiche beinahe ohne Theilnahme des Kaisers vor sich gingen, unterwühlte in den österreichischen Erblanden ein im Schooße der herrschenden Familie ausgebrochener Zwiespalt, verbunden mit der früher erwähnten Meuterei des Adels, welche die Maske der Religion vornahm, die Grundpfeiler des Staatsverbands. Menschen-scheu von Natur, und überdies sich bewußt, daß er seine Pflicht als Haupt des Reichs wie der habsburg'schen Dynastie nicht recht erfülle, hegte Rudolph II. tiefes Mißtrauen gegen seinen jüngeren Bruder Matthias, den er zum Statthalter in Ungarn und Oesterreich eingesetzt hatte. Rudolph's Argwohn gegen Matthias ermangelte keineswegs der Begründung. Der Kaiser hat nie geheirathet, und besaß deßhalb keine gesetzlichen Kinder, die Nachfolge stand dem jüngeren Bruder zu; allein allgemein herrschte die Annahme, daß Rudolph bei seiner Abneigung gegen Matthias das österreichische Erbe für den Fall seines Todes einem seiner Neffen, dem Erzherzog Ferdinand von der Gräzer Linie, zuwenden wolle. Um sich nun der bedrohten Nach-

[1] Pfister a. a. O. IV, 408. — [2] Derselbe S. 413.

folge zu versichern, machte Matthias bei Lebzeiten des Erblassers geheime Umtriebe. Er verband sich zunächst mit einer streng katholischen Parthei, die mit Rudolph unzufrieden war, weil sie ihm schuld gab, zu nachsichtig gegen die Protestanten zu seyn. Der lang verhaltene Groll der Brüder kam zum Ausbruch aus Anlaß der früher erwähnten Empörung des ungarischen Edelmanns Botskai. Als 1605 die Nachricht von diesem Unglück in Prag einlief, zu einer Zeit, wo daselbst die Pest wüthete, und wo sogar das nöthige Geld zu Versorgung der kaiserlichen Küche fehlte, gerieth Rudolph in solche Verzweiflung, daß er sich gar nicht mehr sehen ließ und Spuren von Wahnsinn zeigte [1]). Voll Mißtrauen gegen Matthias, wollte er Alles, Kaiserkrone und Erbländer, im Stiche lassen und nach München flüchten. Auf die Kunde hievon berief Matthias seine Verwandte zu einer Versammlung, in welcher dem Kaiser Rudolph das Seniorat des Hauses abgesprochen wurde, „weil es leider zu offenbar wäre, daß seine kaiserliche Majestät wegen ihrer sich öfters erzeigenden, gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche des Hauses nicht tauglich sey." Als der Nachälteste sollte Matthias das Protektorat der Familie übernehmen.

Gestützt auf diese Urkunde, schloß der Erzherzog mit Botskai Frieden, mit den Türken einen dreijährigen Waffenstillstand. Allein der Kaiser verweigerte die Bestätigung und traf überdieß Maaßregeln zu Gunsten seines Neffen Ferdinand. Hiedurch gerieth Matthias in eine peinliche Lage; und da ihm zugleich seine älteren Verbündeten, jene katholische Parthei, den geforderten Beistand versagten, warf er sich den Protestanten Ungarns und Oesterreichs, die er bisher verfolgt hatte, in die Arme. Auf einem ungarischen Reichstage zu Preßburg bewilligte er im Februar 1608 alle Forderungen der Protestanten und errichtete sogar ein Bündniß der österreichischen und ungarischen Stände, dann ging er nach Wien, um dort die Absetzung Rudolph's zu betreiben. Als der Kaiser durch einen aufgefangenen Brief von diesem Vorhaben seines Bruders Nachricht erhielt, suchte er, von Furcht erfüllt, Unterhandlungen anzuknüpfen. Allein statt auf die Vorschläge einzugehen, sammelte Matthias ein österreichisches Heer und rückte mit demselben in Böhmen ein, die Entthronung Rudolph's verkündend. Nur durch schwere Opfer konnte sich der Kaiser retten. Er mußte im Juni 1608 einen Vertrag unterschreiben, kraft dessen er Oesterreich, Ungarn, Mähren, sammt der Anwartschaft auf die böhmische Krone an Matthias abtrat. Einzig die Hülfe der österreichischen Stände hatte bewirkt, daß der Erzherzog diese Erfolge davon trug, aber nun verlangten dieselben den schuldigen Dank für ihre Mühe, d. h. Herstellung der Religionsfreiheit, wie sie unter Maximilian II. bestanden. Matthias wich aus, suchte seine Helfer durch eitle Versprechungen hinzuhalten, und forderte einstweilen als wirklicher

[1]) Wolf a. a. O. II, 119 flg.

Landesherr den Huldigungseid, das Uebrige werde sich finden. Sogleich griffen die Stände zu den Waffen wider ihn, riefen überdieß die deutsche Union und die Ungarn, kraft der Conföderationsakte, welche Matthias selbst abgeschlossen, zur Hülfe herbei. In die fürchterlichste Enge getrieben, sah sich Matthias genöthigt, Alles zu gewähren; in einer sogenannten Kapitulationsresolution wurde den Oesterreichern der volle Umfang religiöser Freiheiten, die sie unter Maximilian II. genossen, zurückgegeben.

Ganz wie in Oesterreich ging es in Böhmen, nur mit dem Unterschied, daß hier die Rolle der Bewilligungen dem Kaiser zufiel. Bei der ersten Bedrängniß, in welche er durch den Anzug des Matthias gerieth, hatte Rudolph einen Landtag nach Prag berufen, den dringendsten Beschwerden sogleich abgeholfen, und die Religionsfreiheit auf einer der nächsten Versammlungen vorzunehmen versprochen, wogegen die Böhmen ein Heer zu seinem Schutze gegen Matthias aufstellten. Als aber Rudolph, nachdem die Noth vorüber war, die Erfüllung seines Versprechens vergaß und Ausflüchte vorbrachte, gerieth das Land in Bewegung; die protestantischen Herren von Adel erklärten, sie wollen dem Kaiser wie dem Lande zum Besten ein eigenes Defensionswerk errichten, damit Rudolph durch seine schlechten Rathgeber nicht auch noch die letzte Krone verliere, schritten sofort unter Anführung des Grafen Matthias von Thurn zur That, bestellten 30 Barone zu Landesobersten und verbanden sich mit den Schlesiern zur Vertheidigung des Glaubens. Nun mußte der Kaiser in allen Punkten nachgeben. Die Protestanten erhielten freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Prager Universität, die Erlaubniß neue Kirchen und Schulen nach Bedürfniß anzulegen. Majestätsbrief heißt diese wichtige Urkunde [1]. Eine ähnliche ward den Schlesiern ausgestellt. Die Böhmen und Oesterreicher hatten auf diese Weise mit Einem Schlage erhalten, um was die deutschen Reichsstände viele Jahren kämpften! Der Majestätsbrief ist datirt vom $\frac{1}{11}$. Juli 1609, dem Tage zuvor, ehe Maximilian von Baiern die heilige Liga in München gründete.

Nachdem Rudolph durch die Schuld des Bruders von Seiten seiner Unterthanen eine solche Demüthigung erfahren, suchte er eine Stütze an dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, demselben, der, wie oben erzählt worden, auf des Kaisers Gebot die Jülichschen Lande unter Sequester nahm. Für Rechnung Rudolph's warb Leopold in seinem Stifte Passau 16,000 Mann Soldaten. Der Vorwand war, mit diesem Volk das Heer der Liga zu verstärken; allein die wahre Absicht ging dahin, in Böhmen einzufallen, die neuen Freiheiten des Landes zu unterdrücken, und dann Matthias aus den Erblanden zu verjagen. Zum Lohn für seine Verdienste um den Kaiser,

[1]) Der Text abgedruckt bei Khevenhiller, annales VII, 185 flg.

sollte Leopold die Nachfolge in Böhmen bekommen. So geheim dieser Plan gehalten wurde, schöpfte Matthias Verdacht, rüstete ebenfalls und knüpfte Unterhandlungen mit den unirten Fürsten an. Es schien, als sollte vollends auch das Kaiserhaus in den Gegensatz der beiden Bündnisse des Reichs hineingerissen werden, doch vermittelte für den Augenblick ein Fürstenkonvent, der im Sommer 1610 zu Prag versammelt ward, erheuchelte Versöhnung (den 15. Septbr.). Man kam überein, daß Matthias dem Kaiser die bisherigen Beleidigungen abbitten, und versprechen sollte, Nichts mehr gegen ihn zu unternehmen, in die Reichssachen sich nicht zu mischen, in den erbländischen Angelegenheiten ohne Rudolph's Vorwissen Nichts zu thun. Beide verhießen sich brüderliche Achtung und Beistand, außerdem Abdankung des angeworbenen Kriegsvolks zu bestimmter Zeit. Unter diesen schönen Worten verbarg jeder der Brüder die Absicht den andern zu überlisten. Als Matthias darauf drang, daß Rudolph das passauische Volk abdanke, gab dieser öffentlich Befehl, daß die Soldaten aus einander gehen sollten. Aber die Regimenter blieben beisammen, „weil sie den rückständigen Sold noch nicht erhalten hätten," noch mehr, sie rückten unvermuthet in Oberösterreich ein. Matthias klagte über Treubruch, korrespondirte mit den Mitgliedern der Union und beschleunigte seine Gegenrüstungen. Rudolph trieb die Verstellung noch weiter. Er ließ sich durch den Herzog von Braunschweig ein Gutachten darüber ausstellen [1]), was doch wegen des verzweifelten Handels mit den ungehorsamen Soldaten aus Passau zu thun sey?

Während dessen überschritten eben diese Soldaten die böhmische Gränze und drangen gegen Prag vor. Noch einmal gebot Rudolph, auf das Verlangen der Stände, den Soldaten sich zurückzuziehen und den Sold zu erwarten. Nun erst ließ ihr Feldoberster Ramée die Maske fallen, und erklärte, er sey mit seinen Leuten zum Schutze des Kaisers erschienen, zu gleicher Zeit stellte sich der Erzherzog Leopold an ihre Spitze und besetzte die kleine Seite von Prag. Da jetzt die geheimen Absichten Rudolph's offen lagen, waffneten die böhmischen Stände und riefen Matthias ins Land. Rudolph, durch diese Maaßregel kleinmüthig geworden, hatte nun auf einmal Geld, die Truppen wurden bezahlt, und nach Budweis geschickt; Erzherzog Leopold entwich, voll Unwillen über die Charakterlosigkeit des Kaisers, in sein Stift Passau. Indessen war Matthias mit überlegener Heeresmacht vor der Hauptstadt Böhmens angelangt. Rudolph, von den Ständen in seiner eigenen Burg belagert, hatte die Schwäche, seinen Bruder zu sich einzuladen. Matthias würdigte ihn keiner Antwort. Nach seinem Einzug in die Altstadt, unterhandelte er mit den Ständen, daß sie ihren bisherigen König entsetzen sollten. Der unglückliche Rudolph, von Alter und Gram gebeugt, erlebte $\frac{13}{23}$. Mai 1611 die Kränkung, der letzten seiner Erbkronen entsagen zu

[1]) Pfister IV, 416. Wolf III, 230 flg.

müssen. Wüthend zerstampfte er die Feder auf der Abdankungs-Urkunde, und warf seinen Hut auf die Erde [1]).

Die versammelten Stände riefen hierauf Matthias als erwählten König von Böhmen aus. An dem Altar der Hauptkirche, die Hände aufs Evangelienbuch gelegt, beschwor Matthias den Majestätsbrief, und gelobte „die Böhmen, Schlesier und Lausitzer bei ihren Ordnungen, Gerechtsamen, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Rechten, auch allen ihren guten und löblichen Gewohnheiten zu erhalten.“ Ende Mai 1611 wurde er gekrönt. Nachdem er dem Kaiser einen Jahrsgehalt und etliche Herrschaften ausgesetzt, begab sich Matthias nach Wien zurück.

Von allen seinen Kronen besaß Rudolph II. nur noch die kaiserliche, die glänzendste vor den Augen der Menschen, aber auch die kraftloseste, sobald ihr keine Hausmacht mehr zur Unterlage diente. Wo sollte er Hülfe finden? Einige Jahre zuvor hatte er wegen „der unerchwinglichen Schuldenlast,“ die ihm die erbländischen Händel auf den Nacken geladen, bei einzelnen Reichsständen um Vorausbezahlung der Römermonate, „um mitleidige, gutherzige Handreichung“ gebeten, indem r die Hoffnung aussprach, man werde ihn als einen „verlebten Regenn“ in seiner Bedrängniß nicht verlassen [2]). Jetzt wandte er sich in iner verzweifelten Lage gar an die Union [3]), die er bisher nie anerınnt hatte, und zwar merkwürdiger Weise gerade als die verbündeten ürsten einen Tag zu Rothenburg an der Tauber hielten, um zum Schutze s Matthias bei der Hand zu seyn, wenn er etwa durch Erzherzog opold aus Böhmen verdrängt worden wäre. Zwei Gesandte Rudolph's chienen zu Rothenburg, Hülfe suchend. Die Fürsten verlangten Abstelıg der vielen Beschwerden, und daß der Kaiser auf die Wahl eines nischen Königs Bedacht nehmen möge. Mit diesem Bescheid zogen die vollmächtigten ab. Nach ihnen kam eine entgegengesetzte Gesandtschaft neuen Königs von Böhmen, um über die Prager Vorfälle zu beten. Mit großem Beifall nahm man ihre Mittheilungen auf, und ch den Wunsch aus, daß Matthias auf die kaiserlichen Räthe ein)sames Auge habe. Auch von andern Seiten wurde dem unglückli- Kaiser immer dringender zugesetzt, die Wahl eines römischen Königs ıleiten. Da Rudolph wohl wußte, daß dieser Schritt zu Gunsten s unnatürlichen Bruders Matthias gefordert werde, widersträubte ırtnäckig, allein er mußte zuletzt dem allgemeinen Verlangen nach- ı. Im November 1611 traf von Seiten der deutschen Kurfürsten Gesandtschaft in Prag ein, welche das Gesuch erneuerte. Unter Thronhimmel stehend, die Linke auf den Tisch gestützt, empfing lph die Abgeordneten der hohen Aristokratie. Während ihrer An-

Wolf III, 253. — [2]) Pfister IV, 418. — [3]) Senkenberg neuere Reichsge- II, 411 flg.

rede sanken ihm die Kniee, er mußte sich setzen. Nachher sagte er [1]) zum Herzoge von Braunschweig: „Diejenigen, welche mir in meinen jüngsten Nöthen keine Hülfe geleistet, und nicht einmal ein Roß sattelten zu meinem Dienst, haben jetzt eine Art von Leichenpredigt über mir gehalten. Ohne Zweifel sind sie in dem Rathe unseres Herrgotts gesessen, und wissen zum Voraus, daß ich in diesem Jahr noch sterben werde, weil sie sogar stark auf einen Nachfolger im römischen Reiche dringen.“ Er erklärte den Gesandten, die Wahl eines römischen Königs [2]) nicht hindern zu wollen, nur dürfe seinen kaiserlichen Rechten Nichts entzogen werden. Die Kurfürsten warteten jedoch nicht ab, bis der Kaiser den verlangten Reichstag veranstaltete, auf eigene Faust schrieben sie eine römische Königswahl aus. Durch den Tod wurde jedoch Rudolph II. weiteren Demüthigungen entzogen. Den 10. Jan. 1612 starb er unerwartet schnell an den Folgen eines Geschwürs.

Das Zwischenreich dauerte fünf Monate. Matthias fand größere Schwierigkeit zum Kaiser gewählt zu werden, als ihm die Wahl zum römischen König gekostet haben würde. Frankreich, auf die Plane Heinrich's zurückkommend, Kurpfalz, andere Unirte, auch der Erzbischof von Cöln, empfahlen die Erhebung des Herzogs von Baiern. Aber dieser verließ München nicht, noch zeigte er Lust die Krone anzunehmen [3]). Max hat bei dieser Gelegenheit seine politische Fähigkeit glänzend bewährt. Wenn er als Bewerber auftrat und den Sieg errang, wären die Häuser Habsburg und Wittelsbach tödtlich verfeindet und dadurch die katholische Parthei, an deren Spitze er stand, für immer zerrüttet worden. Nur mit einem österreichischen Kaiser im Bunde konnte Herzog Max die Plane durchführen, an denen er seit Jahren arbeitete. Andere Vorschläge wurden jetzt gemacht. Mainz und Trier nannten den Erzherzog Albrecht, Statthalter in den spanischen Niederlanden. Von den Protestanten waren Pfalz und Sachsen geneigt, den Deutschmeister Erzherzog Maximilian, der für seinen Bruder Matthias warb, zu begünstigen. Der Deutschmeister verzichtete jedoch zu Gunsten des Bruders, ebenso Albrecht. Nun vereinigten sich die Stimmen der geistlichen Kurfürsten für Matthias. Aber noch standen die drei weltlichen entgegen. Ohne Matthias von der Wahl verdrängen zu wollen, hatten sie die Absicht, ihm eine für die Protestanten möglich günstige Kapitulation abzupressen. Namentlich sollte der Reichshofrath, ein Tribunal, mit dessen Hülfe der Kaiser allein noch die Aristokratie des Reichs ein wenig unter dem Daumen halten und einen Schatten des alten Einflusses ausüben konnte, der alleinigen Leitung des Wiener Hofes entzogen und zur Hälfte mit lutherischen Räthen besetzt werden. Zuletzt ließ sich der Kurfürst von

[1]) Wolf a. a. O. III, 265 flg. — [2]) So hieß man in jener Epoche des heiligen römischen Reichs den Nachfolger des Kaisers, der gewöhnlich während der Lebzeiten des letztern gewählt wurde, damit kein Zwischenreich entstehe. — [3]) Wolf III, 281 flg.

Sachsen, Johann Georg, gewinnen und Matthias wurde mit einer leidlichen Kapitulation zum deutschen Kaiser gewählt, den $\frac{\text{31. Mai}}{\text{10. Juni}}$ 1612.

So viel Thätigkeit Matthias als Erzherzog gegen seinen Bruder Rudolph entwickelt hatte, so wenig zeigte er sich der Aufgabe gewachsen, das größtentheils durch seine Schuld zerrüttete Ansehen der Kaiserkrone wieder zu heben. Zwar nahm er einen Anlauf, beide konstituirte Partheien im Reiche, die Union und Liga, aufzulösen; allein es blieb beim Wollen, seine Edikte, welche die Niederschlagung dieser Bündnisse aussprachen, wurden von beiden Theilen mißachtet. Dabei lebte Matthias außerordentlich schnell, die Leidenschaft für Weiber machte ihn vor der Zeit zum Greisen. Er hatte keine legitimen Erben, ebensowenig die übrigen Söhne Maximilian's II., seine Brüder. Die Erhaltung des Habsburg'schen Hauses beruhte auf der steiermärkischen Linie, deren Haupt Erzherzog Ferdinand war, mit dessen Thaten sich ein großer Theil vorliegenden Buchs beschäftigen wird. Wir müssen ihn ins Auge fassen.

Ferdinand wurde den 9. Juli 1578 zu Grätz in Steiermark geboren [1]). Sein Vater war der Erzherzog Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain, der jüngste Bruder des Kaisers Maximilian II., seine Mutter die Prinzessin Maria von Baiern. Da er den Vater schon im zwölften Jahre verlor, übergab ihn die Mutter der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, unter dessen Augen er auf der Akademie Ingolstadt durch Jesuiten erzogen wurde. Die natürlichen Anlagen des Prinzen kamen den Absichten seiner Erzieher entgegen. Ferdinand besaß einen Charakter, der unerschütterlich die einmal eingepflanzten Grundsätze festhielt. Die politischen Verhältnisse, die der Prinz vor Augen hatte, waren geeignet, ihn von der Wahrheit der durch die Jesuiten vorgetragenen Lehren zu überzeugen: hier die Blüthe Baierns unter dem unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher, dort die Verwirrung Oesterreichs in Folge der Zugeständnisse, welche Maximilian und seine Söhne der neuen Lehre gemacht hatten.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalte verließ er Baiern, um die Regierung seiner Erblande zu übernehmen, vor seiner Abreise verlobte er sich mit der Schwester des Herzogs Maximilian, so daß er jetzt nicht mehr nur durch Erziehung, sondern auch durch Bande des Bluts an die Politik Baierns gefesselt war. Sein Vater hatte den Ständen von Steiermark dieselben Religionsfreiheiten ertheilt, welche einst Kaiser Maximilian dem Erzherzogthum Oesterreich zugestand. Ferdinand war entschlossen, diese Freiheiten nicht mehr zu dulden. Als die Stände, vor Ablegung des Huldigungseides, verlangten, daß ihr neuer Fürst zuvor die religiösen Freiheiten des Landes bestätige, erhielten sie zur Antwort, die Religionsfreiheit habe mit der Huldigung Nichts zu thun: der Eid wurde ohne Be-

---

[1]) Pfister IV, 382 flg. Wolf I, 93 flg. Ranke Fürsten und Völker III, 403 flg. v. Aretin Geschichte Maximilian's von Baiern I, 372 flg.

dingung gefordert und auch wirklich geleistet. Bevor er Hand an das schwierige Werk legte, wollte er sich der Zustimmung des Kaisers, seines Oheims, und des päbstlichen Segens versichern. Im Jahre 1597 legte er Rudolph II. den Plan zu einer Gegenreformation vor. Die kaiserlichen Räthe stellten das Gutachten, daß Ferdinand volles Recht dazu habe, auch in seinem Gewissen dazu verbunden sey, nur äußerten sie Bedenklichkeit darüber, ob der Erzherzog Macht genug haben werde, seinen Plan auszuführen. Wenn derselbe wegen der Duldungsakte, welche Ferdinand's Vater dem steierischen Herren- und Ritterstande verliehen, ungesetzlich schien, so entging man diesem Skrupel durch die Spitzfindigkeit, daß die Bewilligung nur persönlich gewesen und folglich mit dem Tode des Verleihers erloschen sey. Wegen des Uebrigen berief man sich auf die bewährte Regel des Augsburger Friedens: cujus regio, ejus religio. Hätten die protestantischen Fürsten im Namen der Reformation über den Glauben ihrer Unterthanen verfügt, so stehe das gleiche Recht zu Gunsten der apostolischen Kirche dem Erzherzoge zu. Ferdinand begab sich sodann nach Rom zu Pabst Clemens VIII., mit dem er sich eines Weitern besprach. Auf dem Rückwege schwor er in dem Gotteshause zu Loretto, vor dem Altare der heiligen Jungfrau Maria, die er „seine Generalissima" nannte, der Ketzerei unversöhnlichen Haß.

Als er nach Grätz zurückkam, lief Bericht ein, daß etliche evangelische Prediger des Pabstes gespottet hätten. Unverweilt erklärte Ferdinand den Frieden für gebrochen, die Privilegien des Landes für verwirkt, und befahl, daß alle beharrlichen Protestanten das Land räumen sollten. Gegenvorstellungen der Stände fruchteten nichts. Bei Todesstrafe ward den Ketzern geboten, vor Sonnenuntergang Grätz und Judenburg, innerhalb acht Tagen das Herzogthum zu meiden. Abgesandte, welche die Stände mit Klagen an den Kaiser schickten, richteten eben so wenig aus; sie wurden in Prag auf Rudolph's Befehl gefoltert und in Kerker geworfen. In Steiermark selbst ließ Ferdinand die neuerbauten evangelischen Kirchen niederreißen, die Bürger, welche sich versammeln wollten, mit Waffengewalt auseinandertreiben. Mit unerbittlicher Consequenz setzte Ferdinand seinen Plan durch. In wenigen Jahren ward eine Stadt nach der andern dem alten Glauben zurückgegeben, das schwierige Werk, zum Erstaunen Aller vollendet. Unläugbar ist es: Ferdinand ragt, gleich seinem Schwager Maximilian von Baiern, weit über den großen Haufen der übrigen deutschen Fürsten von damals hervor. Ein eiserner Wille, ein heller Verstand, zeichnet diesen Herrscher aus und glänzend sticht seine Festigkeit gegen die Schwäche ab, welche die Kurfürsten von der Pfalz, von Brandenburg, von Sachsen und so viele andere Mitglieder der deutschen Aristokratie bewiesen. Ob dagegen der Vorwurf, der so oft gegen Ferdinand II. erhoben ward, daß er zu große Hingebung an den Clerus bewiesen habe, begründet sey oder nicht, darüber möge der Verlauf unserer Erzählung entscheiden.

Seit die österreichischen Angelegenheiten den oben entwickelten Gang genommen hatten, wandten sich alle Hoffnungen der katholischen Parthei dem Erzherzoge zu, und in der Stille wurden unglaubliche Anstrengungen gemacht, um ihm die Wege zu ebnen. Anfangs war die Rede davon, daß man sogleich die römische Königswahl auf ihn lenken solle. Allein die Sache verzog sich, theils weil der Günstling und bevorzugte Rathgeber des Kaisers Matthias, Cardinal Clesel, dem Erzherzoge insgeheim entgegenarbeitete, theils weil die Stände des deutschen Reichs, voll Mißtrauen gegen Ferdinand, zauderten. Seine verborgenen und offenen Freunde beschloßen daher zuerst eine andere Maaßregel vorzunehmen, die allerdings noch dringender war, als die Wahl zum römischen König.

Vom habsburg'schen Gesammtstaate hatten Seitenlinien, welche nachgeborenen Söhnen ihren Ursprung verdankten, ansehnliche Gebiete, als Erblehen inne: dieselbe gefährliche Einrichtung herrschte dort wie in Schweden, wie in so vielen deutschen Fürstenthümern. Durch das Testament Ferdinand's I. war dieser Mißstand eingeführt worden, und ;war, wie wir vermuthen, nicht ohne Zuthun der Kirche, sofern Rom 's paßend fand, bei der Neigung, welche Ferdinand's Erstgeborner Maximilian für das Lutherthum verrieth, seine jüngeren Brüder, die dem lten Glauben anhingen, mit Land und Leuten zu versorgen. Jetzt aber, da ;erdinand II. freudig auf die Plane Roms einging, bot eben dieselbe Kirche ülfreiche Hand, die Wiedervereinigung des Gesammterbe zu fördern.

Gewiß war es keine kleine Aufgabe, mehrere ehrgeizige Prinzen ı vermögen, daß sie auf ihr Erbfolgerecht verzichteten. Doch das)wierige Werk gelang. Die Erzherzoge Albrecht, welcher spanischer tatthalter in den Niederlanden war, und der Deutschmeister Maximilian ben die gewünschte Einwilligung. Noch mußten die Stände der veriedenen Erbländer die Nachfolge des Erzherzogs anzuerkennen ver›cht werden. Auch dies hatte seine Schwierigkeiten, da wegen der Vornge in Steiermark die in allen Provinzen sehr zahlreiche Parthei der otestanten tiefen Argwohn gegen Ferdinand hegte. Aber auch dieser ein des Anstoßes ward glücklich aus dem Wege geräumt. Der Reihe h huldigten Oesterreich, Schlesien, Ungarn dem Erzherzoge Ferdinand, designirtem Nachfolger des Matthias. Die böhmischen Stände eren Anfangs Bedenklichkeiten und machten Miene ihre Wahlfreiheit wahren, aber die feierlichen Versprechungen Ferdinand's bewogen sie ẞt nachzugeben. Am Hochaltare des Prager Domes, vor den vermelten Ständen des Königreichs, beschwor Ferdinand den $\frac{1}{1}\frac{6}{6}$. Juni 7, die Hand aufs Evangelium gelegt, den Majestätsbrief mit folem [1]) Eide: „Wir schwören zu Gott, der Mutter des Herrn und Heiligen auf dieses Evangelium, daß wir die Herren, Ritterschaft, , Prag, auch andere Städte und alle Gemeinden des Königreichs

[1]) Khevenhiller VIII, 1122 flg.

Böhmen wollen und sollen bei ihren Ordnungen, Rechten, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Gerechtigkeiten, auch allen guten alten löblichen Gewohnheiten erhalten und von diesem Königreich Böhmen Nichts entfremden oder versetzen, sondern dasselbe nach unserem Vermögen erweitern und mehren und Alles das thun, was zum Nutzen und zur Ehre dieses Königreichs Böhmen gereicht. Dazu helfe uns Gott und alle Heiligen!"

Auf diesen Eid hin wurde Ferdinand als designirter König von Böhmen gekrönt. Vor der Wahl hatte er versprechen müssen, daß er, so lange Matthias lebe, sich nicht in die Regierung der kaiserlichen Lande mischen werde. Ferdinand kehrte deßhalb bald nach Grätz, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, heim; aber er reiste nicht ab, ohne in Böhmen Spuren seiner Wirksamkeit zurückzulassen. Ich habe oben gezeigt und noch mehr wird aus dem Folgenden erhellen, daß Kaiser Matthias oder vielmehr sein begünstigter Rathgeber Cardinal Clesel keine Vorliebe für Ferdinand fühlte. Tròtz dieser Mißstimmung müssen vor Ferdinand's Heimkehr gewisse Verabredungen zwischen ihm und dem Prager Hofe getroffen worden seyn. Unter dem 4. Oktober 1617 (n. St.) entzog der Kaiser dem Grafen Matthias von Thurn, welcher während der Unruhen zu Rudolph's II. Zeiten eine so wichtige Rolle gespielt und sehr viel zur Eroberung des Majestätsbriefs beigetragen hatte, die Burggrafenstelle von Karlstein [1]), in welcher Eigenschaft Thurn die Kleinodien des Reichs, namentlich den Majestätsbrief, aufzubewahren hatte. Nicht lange nachher, im Dezember, bei rauhester Witterung verließ Matthias unter nichtigen Vorwänden die Stadt Prag, um nach Wien überzusiedeln. Vor seiner Abreise setzte er eine aus zehn Mitgliedern, sieben Katholiken und drei Protestanten, bestehende Statthalterschaft ein. Von den sieben Katholiken waren zwei, Martiniz und Slawata, aus Gründen, die ich weiter unten mittheilen werde, bei den evangelischen Böhmen höchlich verhaßt. Zu gleicher Zeit unterhandelte der kaiserliche Hof mit dem Madrider wegen Uebernahme eines Heeres, das bisher der Krone Spanien in Italien gedient hatte und durch den Friedensschluß zu Pavia vom 9. Okt. 1617 verfügbar geworden war. Unmöglich kann bezweifelt werden, daß diese verschiedenen Maaßregeln in einem geheimen Zusammenhange stehen.

Von selbst bietet sich folgende Erklärung dar [2]): weil man der Schwäche des Kaisers mißtraute, ward er vermocht, Prag zu verlassen. Weiter war der Plan, die Böhmen durch Absetzung Thurn's, durch Aufstellung verhaßter Statthalter, durch Furcht vor Eingriffen in die Freiheiten des Landes, deren Möglichkeit man durchblicken ließ, zur Empörung zu reizen. Auf den Fall, daß es zum Aufstande kam, wollte man die spanischen Soldaten zur Hand haben [3]), denn man hoffte mit ihrer Hülfe

[1]) Senkenberg, neuere Reichsgeschichte III, 147. — [2]) Man sehe Senkenberg a. a. O. S. 149. — [3]) Khevenhiller gibt (annales IX, 5) ziemlich unverholen zu verstehen, daß dies die wahre Absicht des Antrags war, das spanische Heer in österreichische Dienste zu nehmen.

die Empörer zu erdrücken, die lästigen Privilegien des Landes abzuschaffen. Kurz es handelte sich um nichts Geringeres, als die Gegenreformation, welche in Steiermark so glücklich gelungen, auch in Böhmen durchzuführen. Dieser Entwurf kann nun nicht von Kaiser Matthias und seinen Rathgebern ausgegangen sein, denn die geheimen Urheber legten ja Mißtrauen gegen ihn an den Tag; sondern man muß an Ferdinand denken. Verhält sich aber die Sache wirklich so, dann folgt nicht nur, daß Ferdinand vor seiner Abreise aus Prag sich in die Angelegenheiten dortiger Regierung gemischt hat, sondern auch daß er von Vorne herein die Absicht hegte, den am 29. Juni geschworenen Eid nicht zu halten oder wenigstens sich durch einen herausgeforderten Vertragsbruch des andern Theils von Beobachtung des eigenen Schwurs entbinden zu lassen.

Das angewandte Mittel wirkte. Die böhmischen Protestanten, namentlich Matthias von Thurn, kochten Rache und bald kam Gelegenheit dazu.

Drittes Capitel.

Ausbruch des 30jährigen Kriegs. Das kurze Königthum des Kurpfälzers Friedrich V. Böhmen wird durch Ferdinand mit Hülfe der Liga unterjocht.

Seit Kaiser Rudolph den Böhmen die oben beschriebenen großen Privilegien ertheilt hatte, verbreitete sich der neue Glauben in diesem Reiche reißend schnell: drei Viertheile der Einwohner bekannten sich zur evangelischen Lehre. Im Uebrigen war der Majestätsbrief nach dem Vorbilde des Augsburger Religionsfriedens abgefaßt. Wie dieser nur den unmittelbaren Reichsständen Religionsfreiheit bewilligte, so gestand jener dasselbe Recht dem Herren- und Ritterstande, und ausserdem den königlichen Städten zu. Vom Volke stand nichts darin. Aber wie nun, wenn die Einwohner von Orten, die einem katholischen Grundherrn gehörten, den neuen Glauben annehmen wollten? Bald entspann sich blutiger Streit über diese Frage. Zwei zum protestantischen Bekenntniß übergegangene Gemeinden, Braunau und Klostergrab, bauten Kirchen. Die Grundherren, der Abt von Braunau und der Erzbischof von Prag, dem das Städtchen Klostergrab gehörte, untersagten den Bau und Kaiser Matthias bestätigte noch während seiner Anwesenheit in Prag das Verbot. Als die Gemeinden dennoch, mit Zustimmung der protestantischen Stände, zu bauen fortfuhren, wurden die Kirchen kraft eines Befehls [1], den Matthias von Wien aus unter dem $\frac{2}{12}$. Februar 1618 an die böhmische Statthalterschaft erließ, erst geschlossen, dann niedergerissen und

[1]) Senkenberg a. a. O. S. 173.

eine Anzahl der unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen. Jetzt gerieth das Königreich in Bewegung. Die Protestanten schrieen über Verletzung des Majestätsbriefs: „denn auch die geistlichen Güter und Herrschaften, wie Braunau und Klostergrab, seyen zufolge der Landesordnung als königliche Güter anzusehen, folglich stehe ihnen dasselbe Recht der Glaubensfreiheit zu, wie den königlichen Städten.“ Die Katholiken dagegen stellten den Grundsatz auf: jene beiden Gemeinden seyen Unterthanen geistlicher Barone und als solche hätten sie keine freie Wahl der Religion, vielmehr komme es den Grundherren zu, darüber zu bestimmen, welcher Glaube in ihren Gebieten herrschen solle. Die Frage mochte streitig seyn. Jedenfalls enthielt der letztere Grund nicht die wahre Ursache, warum die Kirchen zu Braunau und Klostergrab niedergerissen worden waren. Die Wahrheit ist, daß die katholische Parthei seit Ferdinand's Erwählung ihr Haupt gewaltig erhob. Alles geschah nach wohldurchdachtem Plane.

Der böhmische Adel übernahm es, die bedrohte Verfassung des Landes zu vertheidigen und dazu hatte er guten Grund, denn durch den Majestätsbrief war neben dem königlichen ein ständisches Regiment geschaffen worden, welches beinahe alle Gewalt in die Hände des Herrenstandes niederlegte. Fiel der Majestätsbrief, so war auch die Macht des Adels dahin. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich wieder, wie unter Kaiser Rudolph II., Graf Matthias von Thurn. Auf sein Betreiben versammelten sich die evangelischen Stände zu Prag. Zwei Bittschriften wurden entworfen: die eine an die Statthalterschaft, die andere an den Kaiser Matthias in Wien. In beiden verlangte man Abstellung der Eingriffe gegen die Freiheiten des Landes und Aufrechthaltung des Majestätsbriefs. Unter dem $\frac{8}{18}$. März 1618 erhielten die Stände einen strengen, nach etlichen Wochen dagegen, weil seitdem Matthias durch die Nachricht über die Vorgänge zu Prag eingeschüchtert worden war, einen ziemlich milden Bescheid vom Kaiser. Die Gährung wuchs von Tag zu Tag, das gemeine Volk wurde von den Kanzeln herab durch protestantische Prediger bearbeitet, die Stände hielten, von Thurn aufgereizt, eine Versammlung um die andere. Thurn's Parthei beschloß, durch einen Gewaltstreich den Riß zwischen Böhmen und dem Kaiser unheilbar zu machen. Den $\frac{13}{23}$. Mai erschien ein Ausschuß der Stände, von Bewaffneten begleitet, auf dem Prager Schlosse vor den Statthaltern. Vier der letztern waren zugegen: Adam von Sternberg, Oberstburggraf, Dipold von Lobkowiz, Slawata und Martiniz. Letztere beide hatten noch in Rudolf's Tagen Abscheu gegen die Reformation dadurch an den Tag gelegt, daß sie sich weigerten, der ständischen Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Unter allen katholischen Gutsherrn galten sie für die grausamsten, man beschuldigte sie, ihre evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe gehetzt und durch Versagung der Taufen, der Heirathen, der Be-

gräbnisse zur Rückkehr zum Pabstthum gezwungen zu haben. Der Graf von Thurn hatte überdies besondere Gründe des Hasses gegen einen derselben; Slawata war an seiner Stelle zum Burggrafen von Karlstein ernannt worden. Beide sollten jetzt büßen. Gegen die zwei andern Statthalter, Sternberg und Lobkowiz, herrschte weniger Abneigung, weßhalb ihnen Schonung zugedacht war.

Gleich nach dem Eintritt der ständischen Abgeordneten kam es zu heftigem Wortwechsel zwischen ihnen und den verhaßten Mitgliedern des Raths. Jene forderten, daß diese bekennen sollten, den Kaiser zu Abfassung des ersten strengen Bescheids aufgefordert zu haben. Martiniz und Slawata längneten, vertheidigten sich. Nun schritt man zur That: während einige der Verschworenen den Burggrafen Sternberg und den Großprior Lobkowiz aus dem Saale wegführten, ergriffen Andere Slawata und Martiniz bei Händen und Beinen. Die Fenster wurden aufgerissen und erst Martiniz, dann hinter ihm Slawata 60 Fuß tief in den Schloßgraben hinuntergestürzt. Den Geheimschreiber Fabricius, eine Kreatur von Beiden, dem weiter nichts zur Last fiel, als daß er bei manchem schlimmen Briefe die Feder geführt, schickte man als den Dritten nach. Dieser that den glücklichsten Fall, raffte sich schnell wieder auf und eilte nach Wien zum Kaiser, um ihm die Beschimpfung seiner Statthalter zu melden. Unter dem Fenster, das zur Exekution diente, stand im Schloßgraben ein Hollunderbaum, um welchen ein kleiner Hügel von Kehricht und Papierschnitzeln angehäuft lag. Die Aeste des Baums und der Unrath, weiche, elastische Massen, verhinderten eine tödtliche Verletzung, so hoch auch der Sprung war. Ehe die drei stürzenden
erren den Baum erreichten, mögen ihre weiten Mäntel, in denen sich
ie Luft fieng, als eine Art von Fallschirm gedient haben; keiner brach
rm noch Bein, nur Slawata erhielt eine starke Quetschung. Auch
ehrere Schüsse, die ihnen nachgefeuert wurden, trafen nicht. Das
tholische Volk sah handgreiflichen Schutz der heiligen Mutter Gottes
dem glücklichen Ausgang.

Nach dieser That fanden es die Verschwornen gerathen, für den
ugenblick noch die Maske getreuer Unterthanen vorzunehmen, sey es
eil sie dem Volke die Tiefe des Abgrundes, an den es geführt worden,
rhüllen wollten; sey es daß sie die Absicht hatten, den Saamen der
tzweiung in das Haus ihrer Feinde zu werfen, das heißt, den wirk-
en König Matthias, den sie nicht fürchteten, von dem bitter gehaßten
nig Ferdinand zu trennen. Die Stände erließen zwei Manifeste an das
blikum und an den Kaiser. Sie erklärten darin, alle ihre Schritte blos
Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze gethan zu
en, rechtfertigten ihr Verfahren mit Beispielen aus der römischen und
schen Geschichte, ließen endlich merken, daß es nicht ihre Absicht sey,
Matthias abzufallen, sondern daß ihre Unzufriedenheit blos dem
nirten Thronfolger Ferdinand gelte. Diese Worte waren jedoch

von Handlungen begleitet, welche einen ganz andern Sinn verriethen. Ohne eine Antwort aus Wien abzuwarten, bemächtigten sich die Stände der Regierung und aller herrschaftlichen Gefälle, nahmen die Beamten und Soldaten in Pflicht, und wählten 30 Direktoren, welchen man die Verwaltung übergab. Der Graf von Thurn erhielt den Oberbefehl über ein Heer, das in aller Eile angeworben werden sollte; die Schlesier, Mähren, Lausitzer, Oesterreicher wurden aufgefordert, gemeinschaftliche Sache mit den Böhmen zu machen. An den Erzbischof von Prag, den Abt von Braunau und an viele andere katholische Prälaten erging der Befehl, das Land zu räumen. Gegen die Jesuiten wurde ein eigenes Verbannungs-Edikt erlassen, worin es unter Anderem heißt: „es ist Jedermann bekannt, welch' großen Gefahren dieses Königreich seit Einführung der scheinheiligen Jesuitensekte ausgesetzt gewesen, und welches Unglück seit dieser Zeit über uns ergangen. Dies alles mußten Wir Stände, sowie auch unsere Unterthanen, in Geduld ertragen, und sogar Vermögen und Leben aufopfern. Da Wir nun in Erfahrung gebracht, daß der erwähnte giftige Jesuitenorden allein die Hauptursache aller dieser Unordnungen sey, daß er sich unaufhörlich bestrebe, den römischen Stuhl allmächtig zu machen, und alle Königreiche und Länder des Erdbodens seinem Joch zu unterwerfen, daß er alle Kräfte aufbiete, die Fürsten zu entzweien, die Herren gegen ihre Unterthanen, und die Unterthanen gegen die Herren aufzureizen, so wie auch unter den Ständen derjenigen Länder, wo verschiedene Religionen herrschen, Aufruhr und Feindschaft zu stiften, daß er sogar jedem Bösewicht erlaube, Könige und Gesalbte Gottes zu ermorden: so haben wir nach dem Beispiele anderer, selbst katholischer Fürsten, welche diese gefährliche und aufrührerische Sekte um der innern Ruhe und Sicherheit willen verbannten, den Beschluß gefaßt, die Jesuiten aus diesem Königreiche zu entfernen."

Die erste Willensregung des Kaisers, als er die Kunde von den böhmischen Ereignissen vernahm, ging dahin, Gewalt mit Gewalt abzutreiben: er ordnete Rüstungen an, verwarnte durch ein strenges Patent die deutschen Reichsstände, den aufrührerischen Böhmen Vorschub zu leisten, und wandte sich mit dringenden Hülfegesuchen an den Madrider Hof, sowie an den Herzog von Baiern. Die Krone Spanien entsprach dem Wunsche des Kaisers. Befehle, Kriegsvolk nach Oesterreich zu schicken, gingen nach den spanischen Besitzungen in Italien und den Niederlanden ab. Allein der nächste Freund, auf dessen Beistand Matthias am meisten gerechnet haben mochte, Maximilian von Baiern, vom Kaiser neulich durch das Verbot der Liga beleidigt, gab eine frostige, ausweichende Antwort [1]). Die Lage der Dinge war sehr bedenklich. Wie lange konnte es anstehen, bis spanische Hülfe aus der Ferne kam! In Böhmen gehorchten dem Kaiser nur noch die drei Städte Budweis, Krummau,

[1]) Wolf a. a. O. IV, 129.

Pilsen; alles Andere befand sich in der Gewalt der Empörer. Matthias, an der Zulänglichkeit seiner Mittel verzweifelnd, griff zu dem Auswege, auf welchen Thurn's Parthei, wie ich oben zeigte, allem Anschein nach hingearbeitet hatte, er beschloß, ohne Rücksicht auf die Rechte des designirten Königs, mit den Böhmen zu unterhandeln. Obgleich Ferdinand's Anhänger sich jeder friedlichen Ausgleichung hartnäckig widersetzten, wurde im Juni 1618 der kaiserliche Rath Eusebius Khan nach Prag geschickt [1]), um die Empörer zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Allein die Häupter des Aufstandes wußten zu gut, daß sie viel zu weit gegangen seyen, um Vergebung hoffen zu dürfen, sie trieben das Volk immer weiter vorwärts, verbreiteten Gerüchte von Bartholomäusnächten, die im Werke seyen und dergleichen. Als Antwort auf die Friedensvorträge eröffnete Graf Thurn die Feindseligkeiten, indem er mit einem Haufen ständischen Kriegsvolks vor Krummau rückte und die Stadt nahm. Unverrichteter Dinge mußte Khan nach Wien zurückkehren. Jetzt brach ein Sturm gegen Matthias von einer Seite los, von der er es am wenigsten erwartet hatte. Wie mehrfach bemerkt worden, stand der Kaiser unter dem fast unbeschränkten Einflusse des Kardinals Klesel.

Dieser Mann [2]) wurde im Jahre 1553, als der Sohn eines lutherischen Bäckers, zu Wien geboren, trat in früher Jugend zur katholischen Kirche über, studirte zu Innsbruck Theologie, erlangte dort die Gunst der Jesuiten, ward auf ihre Empfehlung hin nach seiner Rückkehr in die Heimath, 26jährig, zum Domprobst in Wien und zum Kanzler der Universität erhoben, entwickelte während der langen ständischen Streitigkeiten großen Eifer für die Kirche und das herrschende Haus, schlug sich nach Ausbruch des Bruderzwists zwischen Kaiser Rudolph und seinem jüngeren Bruder auf die Seite des letzteren, errang deßhalb das unbedingte Vertrauen des Erzherzogs und Königs Matthias, stieg zum Bischof von Wien und zum Cardinal empor, und regierte, seit Matthias Kaiser geworden, in seinem Namen. Herrschbegierig, wie er war, und von Natur den gewaltsamen Maaßregeln der Parthei Ferdinand's abgeneigt, arbeitete er seit einigen Jahren dem designirten Thronfolger beharrlich entgegen. Auch den Plan, mit den Böhmen zu unterhandeln, hatte er eingegeben. Dafür sollte er büßen. Den $\frac{10}{20}$. Juli 1618 wurde Klesel wider Wissen und Willen des alten Kaisers, auf Befehl Ferdinand's und seines Oheims, des Deutschmeisters Maximilian, in der kaiserlichen Hofburg festgenommen [3]), und unter militärischer Bedeckung nach Innsbruck gebracht, wo er mehrere Jahre als Staatsgefangener saß. Ferdinand ließ den Kaiser wissen: er habe im Verein mit dem spanischen Gesandten für gut befunden, den Mann unschädlich zu machen, der das kaiserliche Vertrauen seit langer Zeit gemißbraucht hätte. Erröthend

---

[1]) Khevenhiller IX, 74. — [2]) Hammer-Purgstall Klesel's Leben. Wien 1847. flg. — [3]) Khevenhiller annal. IX, 200 flg.

verhüllte sich der gichtkranke Kaiser in seine Bettdecke. **Die Kaiserin** sagte [1]) zu dem designirten Nachfolger: „Ich sehe wohl, daß mein **Mann** zu lange lebt."

Matthias mußte nun in Alles willigen, was Ferdinand verlangte, **Krieg** war die Losung. Da man keinem Oesterreicher traute, weil das Erzherzogthum von demselben Freiheitsschwindel angesteckt war, wie Böhmen, wurde der Lothringer Heinrich Dampierre, welcher sich früher in dem Krieg wider Venedig hervorgethan, zum Befehlshaber des Heeres ernannt, das in Oesterreich geworben worden war. Ein zweites Heer kam hinzu. In Folge der, wie ich oben zeigte, 1617 mit dem spanischen Hof eingeleiteten Unterhandlungen hatte kurz zuvor der Brabanter Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Bouquoi, ein berühmter Offizier, einige Tausend Mann nach Oesterreich geführt. Bouquoi erhielt den Oberbefehl über die gesammte Macht. Beide, Bouquoi und Dampierre, rückten gegen Böhmen vor. Während von Seiten Ferdinand's diese Maaßregeln getroffen wurden, waren die Böhmen nicht müßig geblieben, sie hatten mit den Mähren und Schlesiern Verbindungen angeknüpft, die Treue der Oesterreicher durch Einflüsterungen wankend gemacht, den Fürsten von Siebenbürgen Bethlen Gabor eingeladen, in Ungarn und den Erblanden einzufallen. Auch die Union stand auf Seite der Böhmen, obwohl vorerst nur insgeheim. Die Verbündeten wagten nämlich noch nicht die Maske abzuwerfen, aber sie ergriffen doch eine Maaßregel, welche Ferdinand's Plane durchkreuzte. Die zum Hochstifte Speier gehörige Stadt Udenheim am Rheine war nämlich auf Befehl des Speierer Bischofs in der Absicht befestigt worden, den spanischen Völkern, die aus den Niederlanden zum Schutze Ferdinand's heraufziehen würden, einen Anhaltspunkt zu verschaffen. Diese eben im Bau begriffenen Festungswerke wurden Mitte Juni von den Unirten zerstört [2]). Später thaten sie einen weiteren Schritt, der zwar gleichfalls den äußern Schein wahrte, dabei ihnen nichts kostete, aber doch den Feinden Oesterreichs ein Heer sammt einem guten Führer verschaffte. Die Sache verhielt sich so: seit längerer Zeit standen die Häupter der Union in Unterhandlung mit dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen. Christian von Anhalt hatte sich persönlich zu ihm begeben, um diesen Fürsten ins kurpfälzische Interesse zu ziehen. Als Lockung brauchte man die deutsche Kaiserkrone, die man dem Savoyarden anbot, wenn er sich für die protestantische Union entscheide. Karl Emanuel, den kommenden Sturm im deutschen Reiche voraussehend, hielt es für gut, in Deutschland ein kleines Heer zu besitzen, das er für alle Fälle gebrauchen könnte [3]). Mit seinem Gelde wurden 4000 Mann zusammengebracht. Der Mann, dessen er sich zur Anwerbung dieses Kriegsvolks bediente, war der später so bekannt gewordene Mannsfeld.

---

[1]) Die Beweisstellen bei Senkenberg a. a. O. III, 227. — [2]) Ebendas. III, 249. — [3]) Wolf IV, 144 flg.

Die Grafen von Mannsfeld, ein altes Geschlecht, gehörten zu den kleinen Fürstenhäusern, welche wegen des geringen Umfangs ihrer Besitzungen den nachgebornen Söhnen, wie einst die alten normannischen Seekönige, als einziges Erbtheil den Degen vermachten, und dieselben anwiesen, in den Kriegen der größern Machthaber Europa's ihr Glück zu versuchen. Graf Peter Ernst, der Vater unseres Mannsfeld, ging in spanischen Dienst, that sich im niederländischen Kriege hervor, und brachte es bis zum Statthalter von Luxenburg, wo er 1604 in seinem 84sten Jahre mit dem Titel eines Fürsten des heiligen römischen Reichs starb. In seinem hohen Alter hatte sich der Graf in eine schöne, aus Mecheln gebürtige Brabanterin verliebt; die Frucht seiner Leidenschaft war ein unehelicher Sohn, der den Taufnamen, und später durch seine Verdienste auch den Geschlechtsnamen seines Vaters erhielt. Der junge Ernst wurde im katholischen Glauben erzogen, und ergriff, fast noch ein Knabe, das Gewerbe seines Vaters. Im niederländischen Kriege leistete er der Krone Spanien, im ungarischen dem Kaiser Rudolph II. wichtige Dienste, wofür er von Letzterem legitimirt wurde. Das Schicksal schien ihn zu einem Diener Oesterreichs bestimmt zu haben, aber erlittenes Unrecht trieb ihn auf die entgegengesetzte Seite. Als Graf Ernst von Mannsfeld, der nun in die Würde eines rechtmäßigen Sohnes und Erben eingesetzt war, die Besitzungen übernehmen wollte, welche sein Vater in den Niederlanden hinterlassen, wurde ihm die Erbfolge wider das vom Kaiser gegebene Versprechen vorenthalten. Um sich zu rächen, ging Mannsfeld während des Jülich'schen Kriegs zu den Unirten über und wechselte den Glauben. Seitdem war er ein unversöhnlicher Feind des Hauses Oesterreich. In dem kleinen unansehnlichen Körper dieses Mannes wohnte eine eherne Seele. Die Natur hatte ihn zum Führer von Söldnern gestempelt, mit seltener Kraft wußte er die zuchtlosen Schaaren zusammenzuhalten. Als einst während des böhmischen Kriegs ein Haufe Soldaten vor seine Thüre drang, um den seit Langem ausstehenden Sold trotzig zu begehren, trat er allein unter sie hinein, stieß zwei nieder und verwundete mehrere. Nun rotteten sich 600 Spießgesellen der also Verjagten gegen ihn zusammen. Mannsfeld verlor den Muth nicht, mit drei Hauptleuten zu Pferd ritt er mitten in den Haufen der Schreier, erschoß ihrer 11, verwundete 26 und zwang Alle, sich zu unterwerfen [1]). Hatte er Geld, so theilte er es verschwenderisch mit den Soldaten, die einen Abgott aus ihm machten. So geschah es, daß Mannsfeld, ohne einen Schuh breit Land sein Eigenthum nennen zu können, durch sein Heer, welches er, der Lehrmeister Wallenstein's in diesem Punkte, mit dem Raube der Länder nährte, mächtiger als ein König wurde. Oft geschlagen, unterlag er nie völlig, sondern stand nach verlornen Schlachten

[1]) Nach einem Berichte des kursächsischen Gesandten Lebzelter vom 13. Juli 1620 bei C. A. Müller „Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte" II, 41.

wieder furchtbar da. Man nannte ihn den deutschen Attila. Mannsfeld war so ganz Sohn des Mars, daß er selbst den Tod, wie ein Soldat den Feind, stehend erwartete. Zu dem soldatischen Feuer gesellte sich großer Verstand in Unterhandlungen, und eine Verschlagenheit, die in den verzweifeltsten Fällen noch Auswege entdeckte.

Eben war das kleine, von Mannsfeld geworbene Heer beisammen, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte. Der Herzog von Savoyen, welcher im Augenblick keine Soldaten für seinen eigenen Dienst brauchte, überließ sie der Union, und nun beorderte das Haupt der Unirten, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, den Grafen Mannsfeld nach Böhmen. Eine böhmische Bestallung mußte die Mitschuld der Unirten vor den Augen der Welt verbergen. Mannsfeld eroberte im November 1618, bald nach seinem Einmarsch in das Königreich, die Festung Pilsen, eine von den drei Städten, welche dem Kaiser treu geblieben waren, und faßte dort festen Fuß. Zu gleicher Zeit mit Mannsfeld führte Graf Georg Friedrich von Hohenlohe eine kleine Schaar Reiter, die er im Braunschweigischen geworben, den Böhmen zu Hülfe [1]).

Das vereinigte Heer von Dampierre und Boucquoi hatte indeß unter dem Oberbefehl des Letzteren den Versuch gemacht, Neuhaus zu nehmen. Allein die Besatzung leistete tapfern Widerstand, dadurch gewann Graf Thurn Zeit, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Bouquoi mußte nach Budweis zurückweichen, auf dem Rückzuge wurden viele seiner Leute zerstreut oder niedergemacht, auch mehrere Ausfälle, die er aus Budweis versuchte, mißlangen [2]). Streifparthien der Böhmen gingen über die österreichische Gränze und verbrannten die Dörfer. Da der Winter herannahte, zogen die Böhmen nach Hause. Bouquoi verlegte den größten Theil seiner Truppen in das benachbarte Erzherzogthum Oesterreich.

Während der Waffenruhe kamen durch Vermittlung [3]) Kursachsens Verhandlungen in Gang: ein Tag nach Eger ward anberaumt. So wenig es den böhmischen Ständen Ernst mit dem Frieden war, fanden sie es ihrem Interesse gemäß den Schein zu bewahren. Vierzehn Herren aus ihrer Mitte empfingen den Auftrag, nach Eger zu gehen. Aber die Weisungen [4]), welche sie erhielten, ließen keinen Zweifel über die wahre Absicht der Böhmen: der Kaiser sollte den Majestätsbrief, sammt allen Religionsfreiheiten, die dem Reiche Böhmen von jeher zugestanden worden, von Neuem bestätigen; er sollte den Befehl zu Schließung oder Niederreißung der evangelischen Kirchen in Braunau und andern Orten, sowie das Verbot, daß ohne des Königs Genehmigung keine Zusammenkunft der Stände oder des Volks gehalten werden dürfe, widerrufen und zurücknehmen; die Jesuiten sollten auf ewig aus Böhmen verbannt seyn,

---

[1]) Khevenhiller IX, 171. — [2]) Derselbe S. 187 flg. — [3]) Urkundliche Nachricht über die sächsische Vermittlung gibt E. A. Müller, Forschungen III. Sammlung, S. 74 flg. besonders 102 flg. — [4]) Bei Khevenhiller IX, 312 flg.

die vertriebenen Prälaten nie mehr heimkehren dürfen; endlich müsse den Böhmen Vollmacht ertheilt werden, nicht nur die alten Verträge mit den Nachbarn aufrecht zu erhalten, und neue mit den österreichischen und ungarischen Ständen abzuschließen, sondern auch ein eigenes ständisches Heer zu Vertheidigung der Freiheit und der Rechte des Vaterlandes anzuwerben und zu unterhalten. Wenn Matthias auf diese Bedingungen einging, blieb ihm von der böhmischen Krone Nichts übrig als der Name, und überdies war dann seine Macht auch in den andern Erblanden untergraben. Es kam jedoch nicht einmal zu wirklichen Verhandlungen. Denn der Tag zu Eger sollte am $\frac{4}{14}$. April 1619 abgehalten werden, und Matthias starb schon den $\frac{10}{20}$. März an einem Schlaganfalle.

Als designirter Nachfolger nahm sofort Ferdinand die Erblande in Besitz. In Wien schlug er selbst seinen Wohnsitz auf, nach Böhmen schickte er den Landeshofmeister des Königreichs, Adam von Waldstein, inen Oheim des Friedländers, mit einem Manifeste [1]), worin die böhnische Verfassung bestätigt ward. „In Erinnerung unseres, bei der rönung den Ständen des Königreichs Böhmen gegebenen Reverses," eißt es darin, „bestätigen Wir die allgemeinen Landesprivilegien, und verden mit Hülfe des Allmächtigen vor Allem dahin trachten, daß unser önigreich wiederum in guten, ruhigen Stand komme." Diese Urkunde ar jedoch an die abgesetzten, zum Fenster hinausgeworfenen Statthalter erichtet, welche durch denselben Akt in allen ihren Würden bestätigt urden. Man sieht also, die ausgestellte Erklärung enthielt keinen Schatn von Nachgiebigkeit. Und doch befand sich Ferdinand damals in rchtbarer Lage. Die meisten Erblande waren im Aufstande wider den hronfolger: die niederösterreichischen Stände verweigerten die Huldigung, s er die Kriegsvölker abgedankt und ihren Beschwerden abgeholfen han würde. Die Einwohner des Landes ob der Enns verbanden sich radezu mit den Böhmen, und trieben die Soldaten Boucquoi's mit Gelt aus ihren Gränzen zurück [2]). Bethlen stand im Begriff, in Ungarn zufallen. Noch größere Gefahr drohte von Seiten der Böhmen.

Diese hatten gleich nach Matthias Tode, ohne sich um die oben geführte Erklärung zu bekümmern, ein allgemeines Aufgebot des ndes ausgeschrieben, worauf auch Ferdinand dem Grafen Boucquoi, en Heer während des Winters durch einige Tausend Wallonen und liener verstärkt worden war, den Befehl ertheilte, die Feindseligkeiten der zu beginnen. Aber die Böhmen kamen zuvor. Im Mai 1619 Graf Thurn mit 6000 Mann nach Mähren, um diese Provinz offenen Empörung aufzureizen. Er erreichte seine Absicht; nur ige mährische Barone blieben Ferdinand treu, und wurden dafür agt oder ins Gefängniß geworfen, die große Mehrzahl machte ge-

---

1) Die Beweise bei Senkenberg III, 300. — 2) Khevenhiller IX, 292 flg. Müller D. III. Sammlung, S. 152 flg. 163.

meinschaftliche Sache mit den Böhmen, die Jesuiten mußten das Land verlassen [1]). Jetzt rückte Thurn, um auch die österreichischen Stände auf die Seite zu ziehen, mit seinem Heere vor Wien, und besetzte die Vorstädte. Gränzenlose Verwirrung herrschte in der Kaiserstadt; die Besatzung war klein, es fehlte ihr an Sold und Brod. Von allen Einwohnern konnte sich Ferdinand nur auf die Studenten und die italienischen Kaufleute verlassen. Die zahlreichen Wiener Protestanten hatten den Beschluß gefaßt, den Böhmen ein Thor zu öffnen, Ferdinand gefangen zu nehmen und in ein Kloster zu stecken, seine Kinder in der lutherischen Religion zu erziehen, seine Anhänger in der Stadt zu ermorden. Von lauter offenen oder geheimen Feinden umringt, von dem einzigen Heere, das er besaß — von den Soldaten Boucquoi's — abgeschnitten, von Räthen und Offizieren umgeben, die den Kopf verloren hatten, und zum Widersprechendsten riethen, bewies Ferdinand eine Standhaftigkeit ohne Gleichen. Bald ward sein Muth auf eine noch stärkere Probe gesetzt. Ein Ausschuß niederösterreichischer Stände, den Edelmann Andreas Thonradel an der Spitze, eilte nach der Burg, drang in das Zimmer Ferdinand's, und forderte drohend seine Einwilligung zu einer Conförderation mit den Böhmen. Aber Ferdinand wankte nicht, er verweigerte die verlangte Unterschrift. In diesem kritischen Augenblicke erschien, wie vom Himmel gesandt, unverhoffte Hülfe. Während der Erzherzog noch mit den abgesandten Herren sprach, ließ sich Trompetenschall auf dem Burgplatze vernehmen. Es waren 500 Kürassire, welche Dampierre von Krems aus zu Hülfe nach Wien geschickt hatte. Erschreckt schlichen sich die Verschwornen, Einer nach dem Andern, davon, viele vom Adel und der Bürgerschaft flohen ins Thurn'sche Lager. Jetzt faßten auch die katholischen Einwohner Wiens wieder Muth, Studenten und Bürger griffen zu den Waffen, und leisteten dem Thurn'schen Heere Widerstand. Bald darauf ward dasselbe durch die Wendung, welche indeß der Kampf in Böhmen genommen hatte [2]), zum Abzuge genöthigt.

Während nämlich Thurn aus Mähren nach Oesterreich rückte, hielt Graf Boucquoi mit 8000 Mann Budweis besetzt, und verstärkte sein Heer; spanische Völker, die aus Flandern die Donau heruntergekommen waren, und eine Schaar Ungarn stießen zu ihm. Noch ein Dritter, ein Mann, von welchem im Verlauf unserer Erzählung vielfach die Rede seyn wird, Albrecht von Wallenstein, führte damals dem Oberfeldherrn Ferdinand's 1000 Kürassire zu. Durch diese Verstärkungen erlangte Boucquoi das Uebergewicht über die feindliche Abtheilung, die ihm gegenüberstand. Der böhmische Anführer rief deßhalb den Grafen von Mannsfeld aus Pilsen zu Hülfe. Als dies Bucquoi erfuhr, zog er mit 5000 Mann aus der Stadt, um die Vereinigung Mannsfeld mit den Böhmen zu hindern. Bei dem Städtchen Teyn kam es zum Gefecht, in welchem

[1]) Senkenberg a. a. O. 312. Müller III, 166 flg. — [2]) Khevenhiller IX, 398 flg.

Mannsfeld eine Niederlage erlitt. Mit der Reiterei schlug er sich durch, aber sein Gepäck und fast das ganze Fußvok ging verloren. Nach diesem, am $\frac{31.\ \text{Mai}}{10.\ \text{Juni}}$ 1619 erfochtenen Siege nahm Boucquoi eine Reihe Städte ein, 3 böhmische Kreise wurden erobert und ausgeplündert [1]; das österreichische Heer wuchs auf 17,000 Mann. Unter solchen Umständen blieb dem böhmischen Heere vor Wien nichts übrig, als die Belagerung aufzugeben. Den $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$. Juni brach Thurn auf und eilte nach Böhmen.

Etliche Tage, nachdem Ferdinand auf solche Weise aus drohender Bedrängniß befreit worden war, reiste er nach Frankfurt a. M. zur Kaiserwahl. Nach Matthias Tode hatten, dem alten durch die goldene Bulle eingeführten Herkommen gemäß, die beiden Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und Johann Georg von Sachsen die Reichsverwesung angetreten. Es lag in der Absicht des Ersteren, die Kaiserwahl so lange hinauszuschieben, bis die böhmischen Händel beendigt wären. Die katholischen Kurfürsten dagegen widersetzten sich, und Johann Georg von Sachsen trat ihnen bei [2]. Die Wahl wurde ausgeschrieben und Ferdinand II. konnte seine Ansprüche geltend machen. Aber seit längerer Zeit waren von Seiten der Union und ihres Haupts, des Kurfürsten von der Pfalz, Maaßregeln getroffen worden, um zu verhindern, daß die Wahl auf den Erzherzog falle.

Schon unter dem $\frac{4}{14}$. Januar 1619, also mehr als zwei Monate vor dem Tode des Matthias, schrieb [3] Camerarius, der geheime Rath des Kurpfälzers Friedrich V., an den bairischen Hof nach München: „es thut Uns im Herzen wehe, daß im deutschen Reiche kein Held sich finden soll, welcher Ruhe, Einigkeit und Vertrauen wieder herstellen, die von den Vätern ererbte Freiheit erhalten und den Nachkommen überliefern könnte. Doch es blüht ja noch das Geschlecht Ludwig's des Baiern, jenes großen Retters der deutschen Freiheit! Möge der Enkel des erhabenen Kaisers, wie alle Gutgesinnten es wünschen, sich erheben, den Krieg bezähmen, und einen festen, dauerhaften Frieden gewähren.“ Die Absicht des lockenden Anerbietens ist leicht zu errathen. Der Kurfürst wollte seinen weit schlaueren Vetter als Staffel eigener Größe gebrauchen. Denn wenn Maximilian nach der dargebotenen Krone griff, wenn Baiern und Habsburg durch diese Wendung der Dinge in das feindseligste Verhältniß gebracht waren, konnte Kurfürst Friedrich V. sich in aller Ruhe auf dem böhmischen Throne festsetzen, nach welchem er längst angelte, und dann hätte er, jetzt der mächtigste Fürst im Reiche, dem neuen, voraussichtlich von der katholischen Parthei verlassenen, von Oesterreich angegriffenen Kaiser Maximilian Gesetze vorgeschrieben. Max bezahlte [4] den Kurfürsten mit gleicher Münze: „er selbst strebe nicht nach einer so großen Ehre, aber gerne werde er sich bemühen, die Kaiserkrone auf das Haupt seines er-

---

[1] Müller a. a. O. III, 180 flg. — [2] Die Unterhandlungen hierüber bei Müller III, 224 flg. — [3] Wolf IV, 197. — [4] Ebendas. 192 flg.

lauchten Verwandten zu setzen, wenn der Kurfürst in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurücktreten würde." Diese Antwort des Herzogs von Baiern schreckte den Heidelberger Hof nicht ab. In dem Zeitraum zwischen dem Tode des Kaisers Matthias und der Reise Ferdinand's nach Frankfurt erneuerten die Rathgeber Friedrich's V. ihre alten Anträge in München, jedoch mit gleich schlechtem Erfolge[1]).

Auch nach andern Seiten hin hatte der Kurpfälzer die Kaiserkrone feilgeboten. Zu Anfang des Jahres 1619 ging Graf Mannsfeld als Gesandter der Union zum Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Dieser schien bereitwillig, stellte jedoch einige Vorbedingungen. „Um die Kaiserwürde behaupten zu können," schrieb er[2]) nach Deutschland heraus, „müsse er Böhmen bekommen. Von Herzen gerne wolle er dagegen dem Kurfürsten von der Pfalz Ungarn, das Elsaß, ja sogar einige Stücke von Oesterreich gönnen, auch denselben mit Truppen und Geld hinreichend unterstützen." Der Heidelberger Hof fand den Vorschlag der Erwägung werth. Fürst Christian wurde im April nach Turin geschickt, um das angezettelte Gewebe zu vollenden. Aber nachdem er vom 20. April bis zum 19. Mai geheime Unterhandlungen mit dem Turiner Hofe gepflogen, gingen ihm die Augen auf. Als Endergebniß seiner Gesandtschaft meldete Fürst Christian[3]) nach Heidelberg: „man könne sich mit dem Savoyarden nicht einlassen, Karl Emanuel sey ehrgeizig, herrschsüchtig, tyrannisch, rachgierig, jähzornig, kriegslustig, höchst veränderlich, und wechsle stets die Parthei, derselbe habe kein Geld und Nichts als Schulden, und weil er viele Sünden auf dem Gewissen trage, so stehe zu fürchten, daß es mit ihm einen schlechten Ausgang nehme, und daß die göttliche Nemesis nicht ausbleiben möchte." Der Anhalter mißtraute, wie man sieht, dem Savoyarden aus zwei Gründen, erstlich weil die vermeintlichen Schätze, die man in die erschöpften Kassen der Union überzuleiten hoffte, nicht vorhanden waren, zweitens weil man gerechte Ursache hatte zu fürchten, daß Karl Emanuel, der in der katholischen Religion geboren und erzogen, schon wegen seiner Erbländer dem Pabste gefällig sein mußte, einmal zum Kaiser gewählt, sich auf die Seite der Katholischen schlagen, und dasselbe Spiel gegenüber von den Protestanten fortsetzen werde, wegen dessen man Habsburg verdrängen wollte. Merkwürdig aber ist, daß Fürst Christian, der doch in diesem Augenblicke darauf ausging, dem Hause Oesterreich sein ganzes Erbe zu rauben, und also das siebente Gebot Mosis gröblich zu verletzen, gegen den Herzog von Savoyen zuletzt noch einen so gottselig klingenden Grund anführt.

Das Mißlingen dieser churpfälzischen Umtriebe nützte dem Erzherzog Ferdinand noch nicht viel. Alles hieng davon ab, ob er beim Herzoge von Baiern, dem Haupte der Liga, Hülfe finde. Und hier stieß Ferdi-

[1]) Wolf IV, 203 flg. — [2]) Ebendas. IV, S. 300. — [3]) Ebendas. 202.

nand Anfangs auf ein steinernes Herz. So fest Maximilian den Lockungen der Unirten widerstand, eben so wenig hatte er sich bis dahin durch die dringendsten Bitten bewegen lassen, die fortwährend aus der bedrängten Kaiserstadt nach München gelangten. Als Ferdinand nach seinem Regierungsantritt in wahrhaft herzergreifenden Ausdrücken um Unterstützung flehte, zog sich Maximilian kalt zurück[1]). Das Einzige, was er that, war, daß er den Truppen, die aus den spanischen Niederlanden die Donau herunterkamen, den Durchzug nicht verweigerte, daß er dem Grafen Boucquoi einigen wenigen Schießbedarf verabfolgen ließ, daß er endlich einen Posten auf der Passauischen Gränze gegen etwaige Einfälle der Böhmen mit baierischen Soldaten besetzte. Werbung von Truppen in Baiern und Geldhülfe, um welche Ferdinand bat, schlug er rund ab. Höchstens versprach er, seinem fürstlichen Schwager gegen genugsame Verpfändung einiges Geld vorzustrecken[2]). Die Gründe, warum der Baier so handelte, werden unten klar werden, hier nur so viel: im Plane Maximilian's lag es, die Böhmen und die Union so weit gehen zu lassen, als möglich; die katholischen Reichsstände, aus denen die fast eingeschlafene Liga bestand, sollten durch die drohende Gefahr zu den äußersten Anstrengungen vermocht und dagegen Oesterreich genöthigt werden, um den Preis der Rettung aus fürchterlicher Noth, den Eingriffen in die Leitung der Liga zu entsagen und dieselbe völlig an Baiern zu überlassen. Namen und Schimmer der kaiserlichen Krone gönnte Maximilian seinem Schwager Ferdinand II., aber die Macht im Reiche wollte er für sich behalten.

Ferdinand kam auf seiner Frankfurter Reise den $\frac{9}{19}$. Juli 1619 nach München. Hier begann man sich zu verständigen. Maximilian versprach dem Erzherzoge mit der ganzen Macht seines Hauses und der Liga beizuspringen, im Fall die Böhmen offen von den Unirten unterstützt würden. Ferdinand II. reiste weiter nach Frankfurt. Dort waren die Kurfürsten oder ihre Bevollmächtigten versammelt, aber über Vorgängen der Wahl herrschte doppelter Streit. Einmal verlangten die weltlichen Kurfürsten mit Einschluß Kursachsens, daß erst die böhmischen Händel beigelegt und dann die Wahl vorgenommen werde[3]). Zweitens hatten sich drei böhmische Gesandte in Hanau bei Frankfurt eingefunden[4]), welche von dort aus an die Kaiserwähler eine Beschwerde darüber richteten, daß der Erzbischof von Mainz den Erzherzog Ferdinand zur Wahl eingeladen habe, da er doch nicht Kurfürst sey, denn das Königreich Böhmen, dessen Kurstimme Ferdinand abgeben wolle, gehöre ihm nicht. Wenn ihre Klage angenommen ward, so konnte die Wahl nicht vor sich gehen. Denn mochten auch die geistlichen Fürsten für Ferdinand Partei nehmen, so wurden ihre Stimmen durch die drei weltlichen Wäh-

[1]) Wolf IV, S. 207 — [2]) Derselbe S. 208, Note 25. — [3]) Müller, Forschungen II, 229 flg. Wolf IV, 218. — [4]) Senkenberg III, 338.

ler, Sachsen, Pfalz und Brandenburg aufgehoben, und die siebente Kurstimme war durch den Einspruch der Böhmen gesperrt. Die Anhänglichkeit Sachsens an Oesterreich gab den Ausschlag. Johann Georg erklärte sich sowohl in Betreff unverweilter Vornahme der Wahl, wie wegen der siebenten Kurstimme mit den drei geistlichen Kurfürsten einverstanden [1]). Nun wurden die böhmischen Gesandten abgewiesen, die Wahl ging am $\frac{18}{28}$. August 1619 vor sich. Kurmainz sammelte die Stimmen. Kur-Trier gab die erste ab: „König Ferdinand, der Erzherzog Albrecht und der Herzog Maximilian von Baiern sind der Kaiserkrone gleich würdig; ich stimme für den Ersteren.“ Der Kurfürst von Cöln nannte geradezu Ferdinand, indem er versicherte, daß sein Bruder, der Herzog Max von Baiern, die kaiserliche Würde nicht suche. Der pfälzische Gesandte, der als der dritte stimmte, erklärte sich im Namen seines Herrn Friedrich's V. für Maximilian, „als einen erfahrenen, verständigen und friedfertigen Fürsten, der sein Land in gutem Frieden regiere und in keinen Krieg verwickelt sey.“ Doch fügte er bei, daß sich sein Gebieter der Wahl Ferdinand's nicht widersetze, wofern die Mehrheit der Stimmen auf ihn fallen würde. Auch Sachsen und Brandenburg kurten Ferdinand, ebenso Mainz. Zuletzt stimmte Ferdinand, indem er den Rechten der goldenen Bulle gemäß, als Kurfürst von Böhmen, sich selbst zum Kaiser wählte. Die Wahl war einstimmig, Deutschland hatte wieder einen Kaiser in der Person Ferdinand's II. Am 9. September 1619 erfolgte seine Krönung.

Aber während ihm die Kurfürsten des heiligen römischen Reichs die kaiserliche Krone aufsetzten, verlor er die böhmische. Den $\frac{21}{31}$. Juli 1619 hatten die Stände von Mähren, Schlesien, der Lausitz, sogar von Ober- und Niederösterreich einen ewigen Bund mit den Böhmen zu dem Endzwecke abgeschlossen, gemeinsam die bürgerlichen und religiösen Freiheiten ihrer Länder zu vertheidigen [2]). Den $\frac{7}{17}$. August 1619 ward hierauf Ferdinand II. „als Erbfeind der Gewissensfreiheit, als Sklave Spaniens und der Jesuiten, als ein Mensch, der die Drangsale des Kriegs über Böhmen gebracht, die böhmische Krone durch schlechte Künste erschlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen habe“, aller Ansprüche auf den Thron von Böhmen verlustig erklärt [3]).

An diesen folgeschwangern Beschlüssen der böhmischen Stände nahmen zwei fremde Staaten, erstens das uns wohl bekannte kurpfälzische Haus, und zweitens eine gleichfalls calvinische Macht, die wir bis jetzt nur wenig genannt haben, von der aber im Folgenden mehrfach die Rede seyn wird, nämlich die Republik der Niederlande, überwiegenden Antheil [4]). Der zwölfjährige Waffenstillstand, den die Freistaaten 1609 mit der Krone Spanien eingingen, lief 1621 zu Ende, die Erneuerung des

[1]) Müller III, 233 flg. Wolf IV, 219 flg. — [2]) Urkundlicher Nachweis bei Müller III, 198 flg. — [3]) Wolf IV, 225. Khevenhiller IX, 508 flg. — [4]) Müller a. a. O. S. 156 flg. 208 flg.

Kriegs stand also nahe bevor. Um nun die spanisch-österreichischen Waffen anderswo zu beschäftigen, beförderten sie eifrigst die böhmische Empörung. Sie versprachen den Ständen eine monatliche Unterstützung von 50,000 Gulden, ein Anlehen von einer halben Million, und Zu-endung von Mannschaft [1]). Noch in einer anderen auffallenderen Be-iehung zeigte sich damals holländischer Einfluß in Böhmen thätig. ?achdem die Absetzung Ferdinand's ausgesprochen war, mußte wegen :rrichtung eines neuen Regiments Vorkehr getroffen werden. Plötzlich uchten in Prag Stimmen auf, welche beantragten, nach dem Beispiele ›ollands und der Schweiz solle Böhmen in einen Freistaat verwandelt ›erden [2]). Es gab also Republikaner im Czechenlande! Seltsame Erscheiung, die nur durch die Annahme holländischer Einwirkung sich erklären ißt. Wir werden weiter unten hierauf zurückkommen. Doch bald ließ an den Vorschlag als unausführbar fallen und kehrte zum Königum zurück. Auch die der Monarchie Abgeneigten konnten sich zu der enderung verstehen, da die Punkte [3]), welche man bei Abschließung des ›igen Bündnisses zwischen Böhmen und den im Aufstand mitbegriffenen :ovinzen als Grundlage künftigen Regiments entworfen hatte, die Gellt Dessen, der an die Stelle Ferdinand's treten sollte, zu einem Schat: herabdrückten. Vier Bewerber kamen in einer für die Königswahl beraumten Versammlung der Stände den $\frac{16}{26}$. August in Vorschlag: König von Dänemark, der Herzog von Savoyen, die Kurfürsten ı Sachsen und Pfalz. Die beiden ersten hatten keinen ernstlichen Anıg; Kurfürst Johann Georg von Sachsen wies die Wahl zurück, leich fast alle Lutheraner Böhmens ihm ihre Stimmen geben woll-[4]). So blieb nur Friedrich V., der Mitanstifter des böhmichen Aufdes übrig. Den $\frac{17}{27}$. August 1619 — gerade einen Tag vor Ferdib's Kaiser-Wahl — wurde er mit großer Stimmenmehrheit zum ige erkoren.

Friedrich V., Sohn des gleichnamigen Vaters (Friedrich's IV.), gebo-16. August 1596, vermählt seit dem 14. Februar 1613 mit der Tochter ›bs von England, stand in Betreff seiner Hausmacht wenigen Mit›ern der hohen deutschen Aristokratie nach: er war zugleich Haupt deutschen Union, Vetter des Herzogs von Baiern, Eidam des Kövon England, Neffe des Oraniers Moritz. Aber diesen politischen smitteln entsprachen seine geistigen Fähigkeiten nicht. Man rühmte riedrich V. eine wahrhaft fürstliche Freigebigkeit, und ein heiteres, :liges Wesen, — Eigenschaften, die im Ballsaal bei Weibern und Banketten am Platze sind, aber in der Leitung des Staats vor dem Feinde wenig Nutzen schaffen. — Nach Friedrich's V. ze wird seine Standhaftigkeit gefeiert. Aber als einen Mann gesunden Verstande zeigte er sich weder vor noch nach dem Un-

Müller a. a. O. S. 56 flg. 159. — [2]) Wolf a. a. O. IV, 225. — [3]) Kheven-X, 453 flg. — [4]) Müller a. a. O. S. 209 flg.

glück. Friedrich V. war ein verzärteltes Schooßkind des Glücks; zu einem lebenslustigen Landedelmann geboren, taugte er nicht zum Verfechter einer durch Empörung errungenen Krone. Das Beispiel seines Vaters und die Rathschläge des Fürsten Christian von Anhalt hatten den Zunder der Ehrsucht in seine schwache Seele geworfen.

So lange er auch schon nach dem Kampfpreise strebte, der ihm jetzt angeboten wurde, war er dennoch betroffen, als er das ersehnte Ziel seiner Wünsche, die Krone Böhmens, zu seinen Füßen gelegt sah. Bei fremder Einsicht suchte er Rath. Gleich nach der Entthronung Ferdinand's wurde ein Gesandter nach England geschickt. Es schmeichelte dem Stolze Jakob's, eine Königskrone auf dem Haupte seines Eidams zu sehen, aber eben derselbe Fürst war Bekenner der Lehre vom göttlichen Rechte der Könige: die natürliche Habsucht gerieth mit der Theorie in Kampf. Jakob I. versprach nur in dem Falle Hülfe, wenn Friedrich mit eigenen Mitteln sich des Besitzes von Böhmen versichern könnte [1]). Auch viele Mitglieder der Union riethen ab, vielleicht aus guter Absicht, vielleicht aus Neid über die schnell aufschießende Größe des Kurpfälzers. Friedrich wandte sich sogar an den Herzog von Baiern um guten Rath. Maximilian antwortete in gemessenen Ausdrücken: „die Losreißung Böhmens von dem Hause Oesterreich werde die größte Erschütterung von ganz Deutschland zur Folge haben." Wie leid wäre es dem Baier gewesen, wenn das Schlachtopfer, das er bereits umgarnte, auf diese Warnung gehorcht hätte! Zu dem abmahnenden Rufe der Heuchelei oder des Neides gesellte sich der aus tiefem Herzen kommende Ton mütterlicher Besorgniß. Friedrich's Mutter, Luise Juliane, aus dem Stamme der Oranier, des berühmten Wilhelm Tochter, rieth dringend ab. „Nur Eifersucht und Haß," sagte sie zu ihrem Sohne, „wird die Folge dieser Erhebung seyn, deine Kräfte sind den Hülfsmitteln deiner Feinde nicht gewachsen, auf Bündnisse darfst du nicht bauen, bald wird sich der böhmische Streit in einen Religionskrieg verwandeln, alle katholischen Mächte werden für Oesterreich waffnen, der Pabst wird alle Könige und Nationen zum Schutze Ferdinand's und zur Unterdrückung des pfälzischen Hauses, gleichsam wie zu einem Kreuzzuge, vereinigen." Anderer Meinung als die Mutter war die Gattin Friedrich's, Elisabeth, Tochter des Königs Jakob von England. Sie trieb den Kurfürsten vorwärts [2]). In gleichem Sinne stimmten viele seiner höhern Beamten, besonders der gelehrte Camerarius [3]), ein Philolog, der seinen Thucydides, Polyb und Tacitus wohl verstand, aber damals bewies, daß er die Gegenwart nicht kenne; sodann der kurpfälzische Hofprediger Abraham Scultetus. Dieser Mensch stellte seinem Gebieter vor, daß es heilige Gewissenspflicht sey, dem wahren Glauben — dem des Genfers — durch Annahme der böhmischen Krone den Sieg zu verschaffen.

[1]) Quelle: Ueber dieses und das Folgende Wolf a. a. O. IV, 226 flg. — [2]) Söltl, der Religionskrieg in Deutschland I, 153. — [3]) Senkenberg a. a. O. III, 876.

Friedrich griff zu, reiste Ende September 1619 von Heidelberg ab, empfing zu Waldsassen, an der Gränze von Böhmen und der Oberpfalz, die erste Huldigung seiner neuen Unterthanen, und hielt den $\frac{21}{31}$. Oktober seinen feierlichen Einzug in die Mauern Prags. Mit großem Pompe wurde er den $\frac{25. \text{ Oktober}}{4. \text{ November}}$ gekrönt, die Nation trug ihre Reichthümer zur Schau, um den König ihrer Wahl zu ehren. Das Glück ächelte auf allen Seiten, Schlesien und Mähren folgten dem Beispiele Böhmens und huldigten, Graf von Thurn machte in Oesterreich Fortchritte. Mehrere auswärtige Staaten, Dänemark, Schweden, Holland, Venedig, die Mitglieder der Union erkannten den neuen König an [1]). lber bald zogen sich Wolken zusammen. Die erste Enttäuschung erfuhr riedrich auf einem Tage zu Nürnberg, wohin die Unirten für den ovember berufen waren. Friedrich hatte seine hauptsächlichste Hoffnung if den Beistand der Union gesetzt, deren Haupt er seit langer Zeit wesen. Er wurde jetzt inne, daß die Verbündeten nicht mehr dieselbe :sinnung gegen den neu gekrönten König von Böhmen hegten, wie her gegen den bloßen Kurfürsten von der Pfalz. Die Erhebung edrich's konnte von den unirten Protestanten aus zwei sehr verschieen Gesichtspunkten angesehen werden: der so lange aufs eifrigste gete Wunsch, daß die Uebermacht im Reiche sich entschieden auf Seiten neuen Glaubens wende, schien erreicht. Wenn man Friedrich V. unterte, wenn er sich in Böhmen und den andern mit Böhmen verbündeten dern hielt, konnte Ferdinand unmöglich die Kaiserwürde behaupten, nehr mußte auch diese Krone dem Besitzer der böhmischen zu Theil ven. Die neuliche Frankfurter Wahl war dann nur provisorisch und dem ephemeren katholischen Kaiser hätten sich die katholischen Stände Gnade oder Ungnade den Protestanten ergeben müssen. Dieses ıszusehende Resultat bot den Unirten glänzende Aussichten dar; warum hätten sie, mitten im anscheinenden Glück, nicht denselben fassen sollen, den die Katholiken trotz ihrer schweren Bedrängniß damals verabredeten — die Gegenparthei zu erdrücken!! Aber die bot noch eine andere Seite dar. Sollte man die Hände dazu ı, daß ein Mitglied der Union, das bisher den Andern gleich gevar, sich an Macht und Rang weit über die frühern Kollegen erdaß der Kurfürst von der Pfalz durch die böhmische Revolution h allein noch einmal so viel gewinne, als im glücklichsten Fall rigen Unirten zusammen? Gemeinsame Noth einer Gesellschaft zur Eintracht, zu gemeinschaftlichen Kraftäußerungen, während ffallende Glück eines früher gleichgestellten Verbündeten die Uebır Mißgunst verleitet. Der Neid spielt eine gewichtige Rolle in tschen Geschichte, aber niemals eine merkwürdigere, als bei den nden Ereignissen.

———

ɔolf IV, 268.

Den $\frac{10}{20}$. November wurde die Versammlung der Unirten in Nürnberg eröffnet[1]). König Friedrich von Böhmen kam in eigener Person, aber viele andere eingeladene Fürsten blieben aus, mehrere schickten blos Gesandte. Die, welche persönlich erschienen, brauchten die geringe Anzahl als Grund, um die Unterhandlungen von Vorne herein zu lähmen. Es hieß: „der große Kampf wegen Böhmens und für die evangelische Kirche Deutschlands könne nicht begonnen werden, ehe sämmtliche protestantische Stände des Reichs ohne Ausnahme sich zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigt haben würden." Das hieß mit andern Worten: Niemals. Besonders hartnäckig widerstrebten die Reichsstädte, auf deren Geldsäcke man am meisten gerechnet, der beantragten Aufstellung eines mächtigen Heeres. Sollten sie einen Theil ihrer Schätze zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz, dessen Erhebung ihnen keinen Kreuzer einbrachte, hergeben, sollten sie ihm zu Lieb sich mit dem Kaiser verfeinden und ihren Handel und Wohlstand in Gefahr setzen! Die freie Reichsritterschaft äußerte, zur Theilnahme aufgefordert, nicht mindere Bedenklichkeiten. Der Neid, der allem diesem Getriebe als Hebel diente, versteckte sich hinter die Maske des Religionseifers. Der alte Haß zwischen Lutheranern und Calvinisten wurde wieder aufgewärmt: „wenn auch der König von Böhmen durch Unterstützung der Union triumphire, so komme der Sieg nicht der wahren, alleinseligmachenden lutherischen Reform, sondern der schweizerischen Unform zu gut." Zuletzt erschien der Graf von Hohenzollern, Präsident des Reichshofraths, als kaiserlicher Gesandter auf dem Bundestag, und forderte die anwesenden Unirten auf, sich in den böhmischen Handel nicht zu mischen, wogegen er baldige Abstellung aller Beschwerden zusagte. Die Unirten antworteten: schon oft sey ihnen Solches verheißen worden, Ferdinand möchte die That sprechen lassen, vor Allem solle er die Liga bestimmen, daß sie die Waffen niederlege, wo nicht, so seyen auch sie gezwungen, auf ihre Vertheidigung zu denken. So äußerten sich die Sprecher des Bundes gegen den kaiserlichen Gesandten; aber die Unirten faßten darum keinen entscheidenden Beschluß. Nachdem sie bis tief in den Dezember hinein getagt, trennten sie sich ohne Resultat. „Man werde in Absicht auf Böhmen allenthalben gute Obacht halten," hieß es, auch versprach man dem Könige von Böhmen seine Pfalz zu vertheidigen, im Fall dieselbe von fremden Völkern angegriffen werden sollte. Desto mehr mutheten sie auswärtigen Mächten zu. Holland, England, Frankreich, Savoyen und Venedig wurden aufs nachdrücklichste gemahnt, sich der deutschen protestantischen Sache, welche die Unirten selbst im Stiche ließen, mit allem Eifer anzunehmen. An die Schweizer schrieben sie[2]) sie: „keinem spanischen oder italienischen

---

[1]) Senkenberg III, 402 flg. Wolf IV, 269 flg. 277. — [2]) Pfister Geschichte der Deutschen IV, 445.

Volk den Paß nach Deutschland zu gestatten, damit des Reiches gemeine
reiheit unter dem Scheine der Religion nicht noch mehr gefährdet
erde." Es war jene wohlbekannte Gleißnerei, welche nicht die That,
ndern nur den Schein der Treulosigkeit fürchtet und hinter hohlen
Worten des Eifers wirkliche Mißgunst versteckt. König Friedrich von
öhmen hätte schon damals merken sollen, wie es mit seiner Sache
he; aber ungebrochenen Muthes und voll Hoffnung ging er nach Prag
rück. Wir müssen ihn jetzt verlassen, um über die bisherigen Schritte
r katholischen Häupter zu berichten.

Während der oben erwähnten Vorgänge zu Heidelberg und Frank-
t hatte Herzog Maximilian Ende August auf einem Bundestage zu
chstädt die Erneuerung der Liga eingeleitet und zugleich die Frage in
regung gebracht [1]), ob und wie man Oesterreich beistehen solle? In
r vorsichtigen Ausdrücken wurde die Hülfe unter gewissen Voraus-
ungen verheißen. Dieser Fall war jetzt eingetreten, theils durch die
ebung Friedrich's V. zum Könige von Böhmen, theils durch die
esten Ereignisse in Ungarn und Oesterreich. Um dieselbe Zeit, von
wir reden, stand Bethlen Gabor mit einem großen Heere an den
inzen Oesterreichs, nachdem er auf das Verlangen der Böhmen und
Unterstützung des Sultans das Unternehmen reiflich vorbereitet.
rungarn, ein Theil von Niederungarn war in seine Hände gefallen,
Menge mißvergnügter Magyaren strömte seinen Fahnen zu. Auch
Böhmen und in den beiden österreichischen Erzherzogthümern hatte der
pf eine ungünstige Wendung genommen. Erzherzog Leopold, in
inand's Abwesenheit kaiserlicher Statthalter der Erblande, sah sich
thigt, den Grafen Boucquoi zum Schutze der Hauptstadt aus Böhmen
kzurufen [2]). Ende September 1619, auf der Rückreise von Frank-
in die Heimath begriffen, kam Ferdinand nach München, um alle
Ansprüche auf Unterstützung persönlich geltend zu machen. Täg-
urch neue Unglücksbotschaften aus Wien geschreckt, bat [3]) der neue
r seinen Jugendfreund, seinen Schwager Maximilian in den
endsten Ausdrücken um Hülfe, die er allein gewähren könne: „der
g möge doch die Leitung des katholischen Bundes mit unumschränkter
lt übernehmen, er möge das Kaiserhaus, den bedrohten katholischen
en retten." Selbst Maximilian's nächste Anverwandte vereinigten
it diesen Bitten. Der Herzog blieb kalt. Erst als Ferdinand das
echen gab, er werde die pfälzische Kur dem neuen Könige von
en entziehen und an Baiern übertragen, ließ Maximilian die
fallen. Den 28. Septbr. / 8. Oktbr. 1619 wurde zu München ein Vertrag ab-
ssen, durch welchen der Baier Alles erhielt, was er seit Jahren
viel Schlauheit und Verstellung erstrebt hatte.

---

[1]) Wolf IV, 235 flg. — [2]) Khevenhiller IX, 685 flg. — [3]) Wolf IV, 253 flg.

Das Bündniß besagte:[1] „Baiern übernimmt den Oberbefehl der Liga zu Rettung Oesterreichs unter folgenden Bedingungen: 1) vor allen Dingen müssen die Kriegsrüstungen, sie betreffen nun Geld, Soldaten oder andere Erfordernisse, vollendet seyn. (Folglich kann die versprochene Hülfe erst im nächsten Jahre geleistet werden.) 2) Der Herzog von Baiern ist als Bundeshaupt frei und unumschränkt, weder der Kaiser noch irgend ein Prinz des österreichischen Hauses darf ein Wort einreden, oder den Herzog an Ausübung seines Amtes hindern; auch dürfen Kaiser und Prinzen nicht zugeben, daß irgend ein Anderer den Rechten des Herzogs Eintrag thue, vielmehr sollen sie seine unumschränkte Gewalt auf alle Weise fördern. 3) Da diese Verbindung mit dem Hause Oesterreich alle Gegner des Kaisers, namentlich die Union, gegen den Herzog bewaffnen wird, so macht sich Ferdinand für sich und sein Haus verbindlich, ohne Vorwissen oder Theilnahme Maximilian's dem Feinde weder einen Waffenstillstand zu gestatten, noch Unterhandlungen mit demselben anzuknüpfen, noch Frieden zu schließen. Zu derselben Bedingung verpflichtet sich seiner Seits Maximilian. 4) Der Herzog wird gerne seine vertragsmäßigen Beiträge in die Kassen der Liga leisten. Da er aber als Bundesoberster weit mehr Aufwand zu machen hat, als ein gewöhnliches Mitglied, da er sich ferner großen Gefahren und vielfachem Verluste aussetzt, so verspricht der Kaiser und sein ganzes Haus, mit Verpfändung all ihrer Güter, dem Herzoge sowohl jeden Landschaden, als auch alle und jede Unkosten, die seinen ordentlichen Beitrag übersteigen, gemäß den von ihm vorgelegten Berechnungen zu erstatten, einstweilen aber und bis die Zahlung erfolgt, den vollen Werth der entrichteten Summen an Land und Leuten pfandweise einzuräumen. 5) Würde Maximilian seine Länder oder einen Theil derselben durch diese Verbindung verlieren, so muß ihm der Kaiser das Verlorene wieder erobern; sollte es einem von Beiden, dem Kaiser oder dem Herzoge, gefallen, noch vor Wiederherstellung des Verlornen Frieden zu schließen, oder sollte der Krieg zwar beendigt, der Frieden aber noch nicht vollstreckt seyn, so gibt der Kaiser und sein Haus aus der Masse der österreichischen Staaten dem Herzoge soviel, als dieser an bairischem Gebiete verloren hat. 6) Alle Theile des österreichischen Gebiets, die der Herzog den Feinden Habsburgs entreißt, sollen ihm mit allen Nutzungen und Rechten so lange pfandweise überlassen bleiben, bis jeder Schaden und alle außerordentlichen Kriegskosten an Baiern erstattet sind. Doch sind von letzterer Bestimmung die Salz-, Mauth- und Bergwerks-Gefälle ausgenommen, sofern nämlich die sonstigen Einkünfte zur Deckung des Herzogs hinreichen; dagegen werden Maximilian und seine Erben die Oberhoheit Oesterreichs in den also eroberten und besetzten habsburgischen Besitzungen anerkennen und aufrecht erhalten. Endlich 7) die Generale des Kaisers

[1] Wolf IV, 256 flg. und Anhang S. 10 flg.

sollen den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Planen unterrichten, auch mit demselben über Alles Rücksprache nehmen."

Auf solche Bedingungen geht nur ein Verzweifelter ein! Ferdinand gab dadurch dem Herzoge das Recht in die Hand, die besten Provinzen des Kaiserhauses zu erobern und pfandweise an sich zu ziehen, denn dieselben befanden sich ja in feindlicher Gewalt. Nicht umsonst hatte der Baier so lange gezaudert und die Sachen auf's Aeußerste kommen lassen! Im Grunde gab es jetzt zwei Kaiser in Deutschland: der Eine, Ferdinand, besaß Titel und Ansehen, welches mit der Kaiserwürde verbunden ist, der Andere, Maximilian, die Macht. Beide vermochten Nichts ohne einander zu thun; denn weder konnte Maximilian seine Waffen ungehindert gebrauchen, ohne die Billigung Ferdinand's, noch mochte dieser mit seinem Ansehen etwas ausrichten, ohne die Unterstützung der bairischen Waffen. Ungehindert und frei war ihre beiderseitige Kraftäußerung nur gegen die Protestanten, wider welche sie gemeinschaftlicher Haß, gemeinschaftliches Interesse trieb. Aber so wie Einer von ihnen die bedeutende Macht, welche ihre enge Verbindung schuf, zu ungebührlicher Vergrößerung des eigenen Hauses gebrauchen wollte, so waren sie gegenseitig durcheinander beschränkt. Aus natürlicher Eifersucht würde weder Ferdinand zu einer übermäßigen Erhebung Baierns seine Zustimmung, noch Maximilian zu einem gefährlichen Wachsthum Oesterreichs seine Waffen hergegeben haben. Wenn sie auch das ganze protestantische Deutschland unterjochten, so blieb, bei dem Neide Beider, einem Dritten zu bestimmen übrig, wem das Eroberte gehören solle. Wer war nun dieser Dritte? Ich glaube, nach der Absicht Derer, unter deren Einflusse Beide, Ferdinand II. und Maximilian, standen und die Alles von Weitem her so klug eingefädelt hatten, Niemand anders als der Pabst! Der abgeschlossene Bund konnte, so schien es, keine für die päbstliche Hierarchie gefährliche Uebermacht in Deutschland schaffen, das Reich blieb, wenn auch die Protestanten erdrückt wurden, in sich gespalten und Rom durfte nicht fürchten, aus dem Regen in die Traufe zu gerathen. Einst saßen auch zwei Kaiser aus denselben Häusern auf einem Throne, Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich. Reiner Edelmuth, sagt man, habe diese Doppelkrone geschaffen. Hier war eine ähnliche Verbindung durch die eigennützigste Berechnung geschlossen.

Ferdinand II. reiste Mitte Oktober nach Wien ab, um sich für den Winter so gut als möglich mit den schwachen Mitteln seines Hauses durchzuhelfen, bis im kommenden Jahre (1620) der Herzog mit den Waffen der Liga zu Hülfe eilen würde. Indessen rüstete sich Maximilian zu dem großen Schlage, der im folgenden Jahre geführt werden sollte. Wie eine Spinne die schwache Mücke von allen Seiten umgarnt, so wob der Herzog von Baiern ein vierfaches Netz um den neuen König von Böhmen, seinen Verwandten: durch Aufstellung eines großen ligistischen Heeres, durch einen Einfall der Spanier in die Kurpfalz, durch Ver-

strickung Kursachsens, durch vertragsmäßige Auflösung der Union. Anfangs Dezember 1619, während die Unirten noch in Nürnberg tagten, berief er die alten Mitglieder der Liga nach Würzburg [1]). Einen unerhört schnellen und kräftigen Aufschwung nahmen die Verhandlungen, der Bund war einiger als je. Man beschloß, eine Kriegsmacht von 21,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß auf die Beine zu bringen. Außerordentliche Geldmittel wurden bewilligt, 100,000 Gulden des Monats übernahmen die rheinischen Mitglieder allein. Nach ähnlichem Verhältniß zahlten die übrigen, die verbündeten Städte, der Adel, die Klöster, welche früher so wenig hatten geben wollen. Hier eine Liste von Beiträgen [2]), zu welchen sich einige der kleinsten Mitglieder verpflichteten: das Kloster Weingarten erlegte 3360 Gulden, Ochsenhausen 3584, Weißenau 1120, Kloster Rott 1232, Schussenried 2240, Petershausen 3696, Marchthal 1232, Elchingen 1232, Kloster Ursin 1568, Roggenburg 700, Wettenhausen 336, die Stadt Constanz 7000, die Stadt Schwäbisch-Gmünd 5280, die Grafen Fugger 10,044 Gulden; in gleichem Maaße die Andern. Maximilian selbst übernahm die größte Anlage. Der Beschluß wurde gefaßt, daß im Falle der Noth bewegliche und unbewegliche Kirchengüter, Kleinodien und Silbergeschirr nicht verschont werden sollten. Wie kam es, daß die sonst so sparsamen Prälaten diesmal tief in die Taschen griffen? Das hat der Schrecken vor den Unternehmungen des Kurfürsten von der Pfalz bewirkt, dieser Schrecken, dessen Ungrund Maximilian von Baiern allein kannte, den er aber eifrigst zu steigern bemüht war. Nicht nur zu München gegenüber von Ferdinand, sondern auch bei den Ligisten in Würzburg trug es ihm goldene Früchte, daß er durch wohlbedachtes Zaudern die Sache auf's Aeußerste hatte kommen lassen!

Ein österreichisches Direktorium gab es hinfort in der Liga nicht mehr. Das rheinische, unter dem Kurfürsten von Mainz, dauerte fort, aber nur dem Namen nach. Die Leitung des Ganzen wurde einmüthig in die Hände Maximilian's niedergelegt. Ihm wurden die Unterhandlungen mit dem Ausland, ihm alle Anordnungen für Fälle, wo sich zum Voraus Nichts bestimmen ließ, anheimgegeben, ihm kam die Bestallung der Oberoffiziere allein zu, seiner Fürsorge wurden endlich die Spione, das Geschütz, das Proviantwesen überlassen. Neben den regelmäßigen Söldnern, deren Zahl oben angegeben, sollten die Mitglieder der Liga eine Landwehr in ihren Gebieten aufstellen, damit der Ausfall im Heere schnell ersetzt werden könne. Bamberg versprach 8000 Mann, Würzburg 10,000, Eichstädt 3000, Augsburg 3500, Kempten und Ellwangen je 1000 Mann aufzubringen. Der Herzog von Baiern selbst hatte längst, in kluger Voraussicht der Dinge, die da kommen mußten, sein ganzes Land in ein Heerlager umgewandelt [3]). Die Bauern, die Bürger

[1]) Wolf IV, 279 flg. — [2]) Ders. IV, 364. Note 31. — [3]) Ders. I, 280 flg.

wurden durch Drillmeister, welche in die Dörfer und Märkte vertheilt waren, im Gebrauche der Waffen geübt. Wer Bürger werden, wer heirathen wollte, mußte mit Ober- und Untergewehr vor der öffentlichen Behörde erscheinen.

Man vergaß auch nicht, Geldhülfe bei auswärtigen Mächten zu suchen. Der Pabst gab 200,000 Kronen und versprach das Doppelte, wenn einmal der Kampf ausgebrochen seyn würde [1]). Von Spanien erwartete man das Meiste. Diese Macht sollte, so wünschten Ferdinand II. und Maximilian, 30,000 Mann aus Brabant heraufschicken, um die Erblande des Kurfürsten anzufallen, während Maximilian mit dem Heere der Liga Friedrich V. in seinem neuen Wahlreiche vernichten würde. Ich setze als bekannt voraus, daß die zwei Häuser, Spanien und Oesterreich, enge mit einander verbunden waren durch gemeinschaftliche Abstammung, durch denselben Eifer für die alte Kirche, durch den insgeheim noch immer gehegten Wunsch, die Erbmacht beider Linien einst wieder vereinigt zu sehen, endlich durch die Hoffnung Spaniens, von Deutschland aus, nachdem dort die Macht Habsburgs gründlich befestigt worden, die abgefallenen Niederländer zu unterjochen. Aber so natürlich der Hülferuf war, der von Wien aus nach Madrid erscholl, so schwer fiel es, demselben Gehör zu verschaffen. Spanien, unter Karl V. der mächtigste, reichste Staat in Europa, war am Ende der Tage Philipp's II. so tief herabgesunken, daß dieser König, der doch über die Schätze der neuen Welt gebot, kurz vor seinem Tode bei den Klöstern herum betteln mußte, um leben zu können. Unter seinem Sohne, Don Philipp III., welcher damals regierte, wurde das Uebel noch ärger. Minister, deren Unfähigkeit in richtigem Verhältniß zu den Eigenschaften ihres Gebieters stand, regierten. Maximilian's Gesandter in Madrid schrieb [2]) von dort nach München: „in Spanien ist ein seltsam Regiment, diese Monarchie scheint mehr durch ein Wunder und besondere göttliche Fürsehung, als durch Staatsmaximen regiert und erhalten zu werden. Den Günstlingen des Königs fehlt es in Bezug auf die Geschäfte an Witz sowohl als am Berichte, daher geht Alles äußerst langsam; ehe sie einen Beschluß fassen, schreiben sie bald in die Niederlande an den General Spinola, bald nach Deutschland an den Grafen Ognate (damals spanischen Botschafter in Wien). So geht die günstige Gelegenheit ungenützt vorüber. Am Meisten vermag der Beichtvater des Königs, der aber nicht gut deutsch gesinnt ist. Daher darf man sich nicht viel auf Spanien verlassen, denn es geht hie zu Land fast wie vor diesem in Ungarn, da ein einziger Mönch Alles regierte und die ganze katholische Kirche dieses Reichs an den Rand der Grube gebracht hat."

Ferdinand II. hatte den Grafen Khevenhiller, denselben, der die Geschichte seines Herrn beschrieb und dadurch Hauptquelle für den 30jährigen

[1]) Wolf IV, 354. — [2]) Ders. IV, 348. — [3]) Ders. S. 347.

Krieg geworden ist, als seinen Gesandten nach Madrid geschickt. Mit den Bemühungen dieses klugen und rechtschaffenen Edelmanns vereinigte der bairische Agent Leuker die seinigen [1]. Der Herzog von Lerma, welcher 20 Jahre lang Philipp III. beherrschte, war 1618 durch Lerma's eigenen Sohn, den Herzog von Uzeda gestürzt worden. Dieser regierte jetzt im Verein mit dem Pater Ludwig von Alliaga, welchen schon der ältere Lerma dem Könige zum Beichtvater gegeben [2], seinen Herrn und Spanien. Durch den Kanal des Beichtvaters mußte gehen, was vor das königliche Ohr kommen sollte. Aber Alliaga gehorchte dem Naturgesetz, das fast über alle Günstlinge gebietet. Immer wird man finden, daß solche Menschen den hohen Verwandten ihrer Fürsten offen oder insgeheim feind sind. Denn je schwächer der Monarch ist, desto mehr wird der Zug der Natur, die Verwandtschaft des Blutes bei ihm wirken, und dieser Einfluß steht nicht unter der Aufsicht jener Günstlinge. Alliaga, Beichtvater des Königs, zugleich Großinquisitor des Reichs, war der deutschen Linie Habsburg abgeneigt. Dennoch konnte Khevenhiller nur mit dieses Mannes Hülfe sein Gesuch an den König bringen.

Merkwürdig ist die von Khevenhiller selbst berichtete [3] Unterredung zwischen ihm und dem spanischen Priester. Lange hatte derselbe den deutschen Grafen im Vorzimmer unter dem Hausgesinde warten lassen. Endlich verlor Khevenhiller die Geduld und drang hinein: „nicht nur die Bande des Bluts, sondern auch das Heil der katholischen Kirche machen es dem spanischen Hofe zur Pflicht, meinen Gebieter Ferdinand II. zu unterstützen; das Zögern Spaniens ist uns nachtheiliger, als die Unternehmungen unserer bittersten Feinde. Wenn dieses Zaudern nicht aufhört, wenn namentlich der Einfall in die Unterpfalz nicht beschlossen wird, so sehe ich mich genöthigt, Madrid unverzüglich zu verlassen, um meinem Herrn zu melden, daß er vergeblich auf die Hülfe Spaniens hofft und daß ihm nichts Anderes übrig bleibt, als sich selbst, ohne Rücksicht auf die spanische Linie, zu retten." Kalt erwiederte Alliaga: „der Herr Graf redet, als wenn die Feinde schon vor den Thoren Madrids stünden; Ihr mögt übrigens die Sache übertreiben, wie Ihr wollt, mehr als der König, mein Herr, bereits gethan hat, kann er nicht thun." „In diesem Falle," entgegnete Khevenhiller, „wird es das Beste sein, wenn sich der Kaiser mit seinen Feinden aussöhnt und in Gemeinschaft mit denselben die außerspanischen Besitzungen Don Philipp's III. vertheilt. Die spanischen Kronen in Italien, Sicilien, Neapel, Mailand, sowie die Niederlande sollen uns dann Ersatz dafür leisten, was wir durch Spaniens Gleichgültigkeit in Deutschland verlieren." „Hütet euch, Herr Graf," sagte der Großinquisitor, „daß Ihr euch nicht um den Kopf redet." Khevenhiller rief: „gerne würde ich wegen dieser Worte das Leben lassen;

---

[1] Wolf IV, 347. — [2] Man vergleiche Ranke, Fürsten und Völker I, 210 flg. — [3] Annal. IX, 702 flg.

für die Wahrheit, für meine Liebe zu Oesterreich hätte ich mein Blut verspritzt, aber mit Euch, Herr Beichtvater! möchte ich dann nicht tauschen, denn während ich die ewige Seligkeit genöße, würde für Euch der tiefste Sitz in der Hölle, tiefer als für Luther und Calvin, bereitet sein." Nach dieser Unterredung fuhr Khevenhiller an den Hof zum Könige von Spanien und erzählte dem Monarchen Alles, was zwischen ihm und Alliaga vorgegangen war. Don Philipp sey über und über roth geworden, berichtet Khevenhiller. Eine schnelle Entscheidung wurde versprochen. Doch bedurfte es noch der ganzen Thätigkeit einiger spanischer Großen von der Gegenparthei des Herzogs von Uzeda, und des bairischen Agenten, um die Sache reif zu machen [1]). Erst 1620 ging der Befehl nach Brüssel ab, daß Spinola mit seinem Heer zu gleicher Zeit, während der Herzog von Baiern gegen Böhmen marschiren würde, die Kurpfalz überziehen solle.

Die nächste Aufgabe war, den Kursachsen auf die Seite der Liga herüberzuziehen. Denn wenn dieser mächtige Fürst Böhmen unterstützte, standen die Partheien wieder gleich und es war keine Entscheidung zu hoffen. Kurfürst Johann Georg glühte von Eifersucht gegen den glücklichen Kurpfälzer. Wie? sein Haus, sonst das anerkannte Haupt der Protestanten, sollte der schnell aufgeschossenen Größe des einstigen Collegen Vorschub thun, sollte gar Vasallin seyn des neuen Königs von Böhmen, — einige Gebietstheile von Kursachen waren böhmische Lehen. — Auch hier mischte sich erheuchelter Religionseifer ein, die wahren Triebfedern der Habsucht und des Neides verhüllend. Der Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, Hoe von Hohenegg, ein geborener Oesterreicher, dessen Hände von Zeit zu Zeit mit kaiserlichem Geld versilbert wurden, hatte kurz vor der böhmischen Königswahl an den Grafen Schlik ein Schreiben erlassen, worin er diesen böhmischen Magnaten bei Allem was heilig ist beschwor, doch nicht zu gestatten, daß der schweizerische Antichrist, der Calvinismus, der noch schlimmer sey, als der kaum abgeschüttelte römische, sich in Böhmen festsetze und den allein wahren Glauben aus diesem gesegneten Lande vertreibe. Dieser Brief wurde nach der Erhebung Friedrich's V. bekannt gemacht, und gab Anlaß zu beißenden Spöttereien auf Kosten des sächsischen Hofpredigers [2]). Nun kochte Hoe Rache und lag seinem Herrn, dem Kurfürsten von Sachsen, fortwährend in den Ohren, der beleidigten Religion Genugthuung zu verschaffen.

Kaiser Ferdinand hatte bereits einen noch kräftigeren Köder gebraucht. Ein Theil der böhmischen Beute wurde dem Sachsen vorgehalten: wenn er in dem bevorstehenden Kampfe Parthei für den Kaiser ergreife und den Eindringling aus Böhmen verjagen helfe, sollten ihm die beiden Lausitzen pfandweise zu Theil werden. Auch die Liga bearbeitete den Kurfürsten Johann Georg. Während des Würzburger Bundes-

[1]) Wolf IV, 343 flg. Note 4. — [2]) Müller, Forschungen III, 264 flg. Wolf IV, 319.

tags bot sich Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt, durch Gesinnungsart und Verschwägerung mit Kursachsen eng verbunden, als Unterhändler an, reiste nach Dresden und später, als seine Unterredung mit Johann Georg das gewünschte Ziel erreicht, zu dem Erzbischofe von Mainz, der katholischer Seits mit dem Geschäfte beauftragt war [1]). Er brachte folgende Botschaft mit: „dem Kurfürsten von Sachsen gehen die böhmischen Unruhen sehr nahe, er ahne entsetzliches Unglück, des Kaisers Sache sey offenbar gerecht, denn die Böhmen und ihre Verbündeten, die Unirten, hätten den Plan, das Haus Oesterreich zu stürzen, dem Erbfeinde des Reichs, dem Sultan, Thor und Riegel zu öffnen, die Verfassung Germaniens umzustoßen, alle ihre Forderungen mit Gewalt zu ertrotzen. Es sey Pflicht des Kurfürsten, so wie aller getreuen Stände, das heilige römische Reich und sein Oberhaupt gegen solche Gefahren zu schützen. Gerne würde Johann Georg den sächsischen Kreis zur Unterstützung des Kaisers aufbieten; was ihm aber im Wege stehe, sey die Befürchtung, besonders der niedersächsischen Stände, daß die von ihnen in Besitz genommenen Stifte und Kirchengüter vom Kaiser zurückgefordert werden möchten. Der Erzkanzler des Reichs (Kur-Mainz) möchte daher bewirken, daß die Liga wie der Kaiser den erwähnten Ständen ruhigen Besitz ihrer geistlichen Güter zusichere. Zum Zwecke näherer Verabredung werde es das Beste seyn, wenn man sich persönlich bespreche."

Die von Sachsen beantragte Zusammenkunft fand im Märzmonat des Jahres 1620 zu Mühlhausen statt [2]). Die Kurfürsten von Cöln und Mainz einer- und von Sachsen anderer Seits erschienen persönlich, Herzog Maximilian schickte Gesandte. Freilich war den Katholiken, besonders dem Baierfürsten, die Zusicherung der geistlichen Güter ein schwerer Anstoß, allein man fand einen Ausweg: „für jetzt und später sollten die Inhaber der geistlichen Besitzungen in den beiden sächsischen Kreisen auf keine Weise bedrängt noch gewaltsam beraubt werden." Die Abtretung war also keine ewige, sondern nur bis auf gelegenere Zeiten. Zweitens wurde folgende Bedingung daran geknüpft: „daß die Inhaber besagter Güter dem Kaiser sowohl bei den gegenwärtigen Unruhen in Böhmen, als auch in künftigen Gelegenheiten unverbrüchliche Treue bewahren, und das Eigenthum der den Katholiken gehörigen geistlichen Güter gewissenhaft ehren wollen." Wie leicht konnte es geschehen, daß diese strenge Anforderung von den sächsischen Ständen verletzt und also der Vertrag gebrochen ward! Johann Georg war mit den geistlichen Kurfürsten, obgleich er von ihnen überlistet wurde, so freund-brüderlich einverstanden, daß die Sache in fünf Sitzungen zu Ende gedieh. Nun wurde ausgemacht, daß er zu gleicher Zeit Böhmen von Norden her überfallen solle, während Herzog Maximilian von Süden her in das Königreich einrücken würde.

---

[1]) Wolf IV, 320 flg. Müller a. a. O. S. 345 flg. — [2]) Wolf IV, 328 flg.

Noch war übrig, den wichtigsten Verbündeten Friedrich's V., die Union, von ihm loszureißen. Maximilian brauchte zu diesem Zwecke Drohungen und Waffen. Im Monat Juni 1620 setzten sich 30,000 Soldaten der Liga von allen Seiten in Bewegung. Der Herzog von Baiern lagerte zwischen Günzburg und Lauingen [1]. Auch die Union war aus ihrem Schlummer erwacht, König Jakob von England hatte sich dazu verstanden, zu Gunsten seines Eidams 4000 Mann nach Holland zu schicken, wogegen die gleiche Anzahl holländischer Soldaten zu den Unirten stoßen sollte. Letztere selbst veranstalteten Werbungen an verschiedenen Orten und hielten einen Tag zu Ulm, wo sie etwa 13,000 Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach zusammenzogen. Da die beiden Heere nur wenige Meilen auseinander standen, erwartete man eine Schlacht, dennoch endigte Alles auf friedliche Weise. Die Krone Frankreich, seit langer Zeit Schutzherrin und Bundesgenossin der deutschen Protestanten, übernahm die Vermittlung, freilich dießmal nicht zu Gunsten ihrer alten Schützlinge. Ist König Ludwig XIII. wirklich von der Politik Heinrich's IV. abgewichen, oder glaubte er derselben blos eine neue Wendung geben zu müssen? Es kann seyn, daß man zu Paris fürchtete, Kurpfalz möchte durch die böhmische Königskrone ein Uebergewicht in Deutschland an sich reißen, dem man nicht schnell genug vorbeugen könne, und daß man also dießmal die katholische Parthei unterstützte, nicht um Oesterreich vom Verderben zu retten, sondern um das beliebte Gleichgewicht in Deutschland, das heißt die Lähmung unserer Nation, im Geleise zu erhalten. Man unterhandelte einige Wochen hin und her. Herzog Maximilian forderte von den Unirten eine kategorische Erklärung darüber, ob sie Krieg oder Frieden wollten? Diese betheuerten ihre friedsame Gesinnung, verlangten aber Beruhigung wegen der Gerüchte von Achtprozessen, die gegen unirte Fürsten im Werk seyn sollen — schon auf dem Tage zu Mühlhausen hatten [2]) die Katholiken einige Worte von Acht gegen Friedrich V. fallen lassen — weiter sprachen sie den Wunsch aus, daß die katholischen Stände endlich einmal in gütlichem Vergleiche die alten Klagen der Protestanten heben und dadurch den Quell alles Unheils in Deutschland verstopfen möchten. Maximilian von Baiern antwortete: es sey jetzt keine Zeit, sich in weitläufige Erörterungen einzulassen, und bestand auf einer bündigen Erklärung. Nun stimmten die Unirten ihre Forderungen bis zu dem Ansinnen herab, daß wenigstens der Erzherzog Albrecht mit in den abzuschließenden Frieden aufgenommen werde, indem ja dieser Prinz ein Mitglied der Liga sey. Die wahre Absicht des Vorschlags ging dahin, den drohenden Anmarsch Spinola's zu verhindern. Albrecht war, wie schon gesagt worden, spanischer Statthalter in den Niederlanden. Würde er dem Vertrage beigetreten seyn, so hätte er, nach der Unirten Meinung, die spanischen

[1]) Wolf IV, 390 flg. Senkenberg III, 512 flg. — [2]) Wolf IV, 334.

Völker nicht nach Deutschland heraufschicken können. Maximilian widersprach auch diesem Verlangen: „weil der Erzherzog keineswegs der katholischen Liga zugethan, noch dem Würzburger Bundestage beigetreten sey.“ Abermals gaben die Unirten auf den Antrag Württembergs und Anspachs nach. Den $\frac{23.\text{ Juni}}{3.\text{ Juli}}$ 1620 wurde zu Ulm folgender Vertrag zwischen Union und Liga abgeschlossen: „Völliger Friede solle zwischen beiden Bünden herrschen. Kein Theil verweigert dem andern Durchzug der Truppen, wofern es nur auf rechtmäßige Weise geschieht. Dieser Vertrag erstreckt sich auf die kurpfälzischen Lande, die auch fürder unter dem Schutze der Union stehen, aber nicht auf Böhmen, die böhmischen Angelegenheiten sind davon ausgeschlossen. Die Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten sammt einigen andern Punkten soll auf bequemere Zeit verschoben seyn.“

Diese Uebereinkunft hatte für den Baier mehr Werth als ein Sieg. Wäre es vor Ulm zum Kampfe gekommen, so würde der Krieg, auch in dem freilich höchst wahrscheinlichen Falle, daß die Unirten geschlagen wurden, eine andere Richtung genommen haben; denn diese mußten dann, weil ihre Existenz handgreiflich bedroht war, alle Kräfte zu fernerem Widerstande aufbieten, und so hätte der König von Böhmen wahre Bundesgenossen an ihnen gefunden. Bedenkt man, wie entscheidend der Ulmer Vertrag auf den Gang des 30jährigen Kriegs einwirkte, so erscheint der Versuch, näher in die Triebfedern der handelnden Personen einzudringen, gerechtfertigt. Neid über die frühreife, durch keine Thaten verdiente, Größe des Kurpfälzers war gewiß Hauptursache Dessen, was zu Ulm von Seiten der Unirten geschah. Allein noch andere Gründe kamen mit ins Spiel. Friedrich V. war durch Annahme der böhmischen Krone, durch Verdrängung des designirten Königs, angriffsweise gegen Oesterreich verfahren, er hatte die Waffen zuerst erhoben, und zwar ungerechte Waffen. Alle Welt wußte, daß er, zum Theil mit Ausländern, den Plan geschmiedet, das Erbe Oesterreichs zu zerreißen. Wie ein bleiernes Gewicht drückte dieses böse Bewußtseyn die pfälzische Sache, und scheuchte viele von der Classe der Gutmüthigen, die sonst aus Religionseifer seinen Fahnen gefolgt wären, von der Parthei des neuen Königs zurück. In Bürgerkriegen kommt außerordentlich viel darauf an, daß man das Recht oder doch wenigstens den Schein desselben auf seiner Seite habe; hier ist die Meinung fast allmächtig, sie spricht Verdammungsurtheile auch da aus, wo vielleicht kalte historische Betrachtung, welche nicht einzelne Erscheinungen, sondern die treibenden Kräfte im Ganzen sieht, anders entscheidet. Uebrigens wirkten vielleicht vor Ulm auch silberne Triefedern, wenigstens behaupteten die Anhänger Friedrich's V., der Markgraf von Brandenburg-Ansbach sey von der Liga bestochen worden. Endlich — und dies ist ein Hauptgrund — machten sich die Unirten eine falsche Vorstellung von der damaligen Lage Deutschlands. An den alten Schlendrian des heiligen römischen Reichs gewöhnt, glaubten sie nicht,

daß es so schnell zu extremen Schritten kommen werde, noch daß sie in dem Vertrag nicht blos einen beneideten Bundesgenossen preisgegeben, sondern sich selbst verlassen hätten. Die Unbesonnenen ahneten noch nicht, welch' entschiedener Geist seit Ferdinand's Erhebung die Katholiken beseelte.

Nachdem Maximilian seinen Rücken und Baiern durch den Ulmer Vertrag gedeckt, stand er bereits den $\frac{7}{17}$. Juli mit dem größern Theile seines Heeres an der bairisch-österreichischen Gränze zu Schärding am Innflusse. Die andern Schaaren rückten nach. Das ganze Heer der Liga belief sich zu Anfang des Feldzugs auf 30,000 Mann, nämlich 3400 Kürassire und 2100 Archibusen-Reiter, oder Schützen zu Roß, unter 14 Obersten, worunter wir nur den berühmten Pappenheim namhaft machen, der damals ein Fähnlein von 200 Geharnischten führte. Das Fußvolk betrug 24,500 Mann [1]). Ein glänzendes Gefolg begleitete den Herzog, Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, auch neun Jesuiten, beaufsichtigt von dem Beichtvater und Gewissensrathe Johannes Buslidius [2]). Von Wien aus hatte man den Wunsch ausgesprochen [3]), daß Maximilian unmittelbar in Böhmen einfallen möchte. Allein der Herzog wollte, vermuthlich aus demselben Grunde, warum man ihm kaiserlicher Seits einen andern Weg vorschlug, den abgerathenen Pfad betreten und Oberösterreich, das noch in Waffen gegen den Kaiser stand, zuerst angreifen. Vermöge des Rechts, welches ihm der sechste Artikel des Münchner Vertrags in die Hand gab, gedachte er jene ihm so wohlgelegene Provinz als Unterpfand der bereits ausgelegten Kriegskosten zu besetzen. Ehe wir ihm nach Linz folgen, müssen wir zuvor über die bisherigen Ereignisse in Böhmen und Oesterreich berichten.

Als Kaiser Ferdinand II. am 1. November 1619 von München nach Wien zurückkam, fand er seine Hauptstadt von Feinden umringt. Ich habe oben bemerkt, daß Boucquoi aus Böhmen zurückgerufen worden war. Graf Thurn folgte ihm mit dem böhmischen Heere auf dem Fuße, und vereinigte sich kurz darauf mit Bethlen Gabor, der indessen ganz Ungarn erobert hatte, in Preßburg zum König gewählt worden war, und nun vor Wien zog. Eine ungeheure Masse Feinde [4]) lagerte um die Kaiserstadt, verwüstete die Umgebungen, schnitt die Zufuhren ab. Der Fall Wien's schien unvermeidlich; aber das Glück rettete den Kaiser auch diesmal. Die rauhe Witterung, Mangel an Geld und Lebensmitteln, besonders die Wendung, welche die ungarischen Angelegenheiten nahmen, bewogen Bethlen Gabor und Thurn, Oesterreich unverrichteter Dinge zu verlassen. Thurn gibt in einem Brief vom $\frac{6}{16}$. Dezember folgende Gründe [5]) des unvermutheten Rückzugs an: „Wollten wir noch

[1]) Khevenhiller IX, 888 flg. Wolf IV, 408. — [2]) Ebendas. 409. — [3]) Man vergl. den Brief bei Wolf IV, 405. Note 1. — [4]) Bethlen Gabor rühmt sich in einem Briefe an den Sultan, 60,000 Mann vor Wien geführt zu haben. Khevenhiller IX, 698. Thurn's Heer wird auf 20,000 Mann geschätzt; Senkenberg III, 397. Ich halt beide Zahlen für übertrieben. — [5]) Wolf IV, 265.

weiter gehen, so hätten wir die Vorstädte Wien's verbrennen und dadurch viele Tausend Evangelische in Verzweiflung stürzen müssen. Nicht minder ist uns das Regenwetter hinderlich gewesen, das die Ströme angeschwellt hat, deßgleichen dreifacher Mangel 1) an Proviant, 2) an Geld, dessen Ausbleiben die Soldaten gar widerspenstig gemacht, 3) an Munition, auch andere Ursachen mehr, welche besser mündlich als schriftlich zu nennen." Mit letztern geheimnißvollen Worten deutet Thurn meines Bedünkens an, daß Bethlen Gabor den Kaiser Ferdinand blos schwächen, keineswegs aber dem neuen Könige von Böhmen durch die Eroberung Wiens den ruhigen Besitz Oesterreichs verschaffen wollte, da Friedrich V. sonst ein allzumächtiger Nachbar Ungarns geworden wäre. Auch nach Bethlen's Abzuge blieben die ober- und nieder-österreichischen Stände im Aufruhr gegen den Kaiser. Doch wurde die Mehrzahl der letzteren durch Furcht vor den polnischen Kosaken, welche König Sigismund dem Kaiser zu Hülfe gesendet hatte [1]), und welche fürchterliche Grausamkeiten im Lande begingen, noch vor Maximilian's Ankunft, den $\frac{3}{13}$. Juli 1620 zur Huldigung vermocht, nachdem ihnen vorher der Fortbestand ihrer religiösen Freiheiten zugesichert worden war [2]). Die Oberösterreicher dagegen hatten die Waffen noch nicht niedergelegt, als das Heer der Liga auf ihrer Gränze erschien.

Was Böhmen betrifft, so mußte Friedrich mit allen Uebeln kämpfen, die von einer geschenkten Krone unzertrennlich sind. Da die Böhmen ihn wählten, schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, daß der Kurfürst von der Pfalz unerschöpfliche Schätze mit sich bringen und mit vollen Händen austheilen werde. Der Steuern, die sie ungern an Oesterreich bezahlt, hofften sie enthoben zu seyn. Aber bald war das pfälzische Geld vergeudet, die Summen, welche man von dem reichen Schwiegervater Friedrich's aus England erwartete, wollten nicht kommen, und weil Böhmens Stände die leeren Kassen zu füllen zauderten, so entstand schlimme Verwirrung. Das Heer war ohne Bezahlung, ohne Schuhe und Kleider, für die Festungen wurde nicht gesorgt. Zwei Monate vor der Schlacht bei Prag beliefen sich die Soldreste auf die Summe von $6\frac{1}{2}$ Millionen Gulden [3]). Die Soldaten gehorchten daher ihren Offizieren nicht, fielen in der Noth über die Bauern her, und mißhandelten diese. Alle Heeresberichte aus jener Zeit sind voll bitterer Klagen. Ein Hauptmann aus Pilsen z. B. schrieb [4]) unter dem $\frac{\text{26. März}}{\text{5. April}}$ 1620 an den Fürsten von Anhalt: „Wir rüsten uns allhier in Pilsen, so gut wir können, allein es mangelt uns an Nichts, als an Allem, was wir bedürfen." In der Hauptstadt Prag herrschte solche Anarchie, daß zu Ausgang des Jahres 1619 täglich einige Menschen auf den Straßen ermordet wurden [5]). War auf diese Weise Volk und Heer von Zuchtlosigkeit ange-

[1]) Siehe oben Seite 103. — [2]) Wolf IV, 418. Khevenhiller IX, 1034 flg. 1064. — [3]) Müller, Forschungen III, 288. — [4]) Wolf IV, 370, Note 2. — [5]) Derselbe S. 369, Note 1.

steckt, so nahm dasselbe Uebel einen noch gefährlicheren Charakter bei den hohen Offizieren an. Graf von Thurn, der Held der böhmischen Revolution, hatte sich Hoffnung gemacht, entscheidenden Einfluß auf den neuen König auszuüben, da Thurn es eigentlich war, der Friedrich erhoben. Ebenso rechnete der Graf von Mannsfeld. Beide täuschten sich, denn Friedrich V. brachte seine Günstlinge aus Deutschland mit. Fürst Christian von Anhalt galt alles, neben ihm stand der Graf von Hohenlohe an der Spitze des Heeres. Und wie ließ sich der erstgenannte Herr für seine Dienste bezahlen! Christian von Anhalt empfing einen Monatssold von 12,000, außerdem bei jedesmaligem An- und Abzuge — denn er hatte gar viel im deutschen Reiche zu thun — weitere 10,000. Sein Jahresgehalt betrug also gegen 180,000 Gulden [1]). Ist es ein Wunder, wenn die zurückgesetzten böhmischen Herren in Eifersucht gegen die bevorzugten Deutschen entbrannten, welche nur dazu gekommen schienen, um das Mark des Landes auszusaugen. Nebenbei beging der neue Hof in religiösen Dingen bedenkliche Mißgriffe. Friedrich V. hatte vor seiner Krönung den böhmischen Ständen freie Uebung ihres Glaubens zugesichert, und in der That gebot ihm gesunder Menschenverstand und eigener Vortheil, den Lutheranern wie den Katholiken, die noch im Lande waren, Schonung zu beweisen. Leider glaubte sich der Hofprediger Abraham Scultetus nicht an solche weltliche Rücksichten gebunden. Vor Weihnachten 1619 wurde die Domkirche zu Prag den Katholiken weggenommen, und auf helvetische Weise eingerichtet, das heißt aller Bilder, alles Schmuckes beraubt, daß nur die nackten Wände dastanden. Und zwar geschah das nicht in der Stille: am hellen Tage wurden die Gemälde, auch ein Christus am Kreuze, hinausgeworfen, die Altäre niedergerissen, die Gebeine der Heiligen, die in den katholischen Kirchen mit Gold und Edelsteinen geschmückt prangen, als götzendienerischer Unrath behandelt. Nach dieser Vorbereitung stieg Abraham Scultetus auf die Kanzel, und zeigte in einer Rede, wie solche Reinigung des Tempels eine gute, löbliche That, und dagegen die Verehrung der Bilder eine fluchwürdige Abgötterei sey [2]). Gerüchte liefen um, daß beabsichtigt werde, die gleiche Neuerung auch in den Landkirchen Böhmens einzuführen; glücklicher Weise verhinderten Thurn und andere vernünftige Männer das verkehrte Vorhaben. Doch war bereits genug geschehen, um besonders die Lutheraner zu erbittern. In einem Briefe, den der königliche Sekretär Moritz damals nach Heidelberg schrieb, heißt [3]) es: „über die Abschaffung des katholischen Gottesdiensts (in der Hauptkirche von Prag) seufzen die armen, blinden Papisten, doch schweigen sie, aber die lutherischen Schreier stellen sich fast gar rasend, und murren öffentlich.“ Man kann aus diesen Proben ersehen, daß Friedrich V. zu keinem Revolutionskönige taugte. Wenden wir uns wieder zum Heere der Liga.

[1]) Müller a. a. O. S. 288. — [2]) Wolf IV, 372. Müller a. a. O. S. 286 flg.
[3]) Wolf IV, 373, Note 7.

Ehe Maximilian die Gränzen Oberösterreichs überschritt, erließ er ein Schreiben [1]) an den Kaiser, worin er die Wichtigkeit der Dienste, die er dem Hause Habsburg zu leisten im Begriffe stand, sehr stark betonte, und zugleich als deutscher Reichsstand Beschwerden vorbrachte: „hoffentlich werde Oesterreich und Spanien nie vergessen, was Baiern für den Kaiser thue. Die Regierungen von Ober- und Niederösterreich hätten sich bisher öfter gegen verschiedene Stände des Reichs, katholische wie protestantische, in einem anmaßenden Tone ausgelassen. Solchem Unfuge möchte der Kaiser in Zukunft steuern. Aehnliche Klagen erhebe man gegen den Reichshofrath. Der Herzog ersuche daher den Kaiser, zu bewirken, daß dieser hohe Gerichtshof die unnöthige Verlängerung der Prozesse, wie auch Partheilichkeit der Urtheile, in Zukunft vermeide." Eine Gesandtschaft der erschreckten österreichischen Stände war im bairischen Lager erschienen. Unter Betheuerungen ihrer freund-nachbarlichen Gesinnung gegen den Herzog, flehten sie, er möge sein Heer von ihren Gränzen wegführen [2]). Maximilian antwortete: in den nächsten Tagen würden Abgeordnete von ihm in Linz erscheinen, und dort den Ständen Oesterreichs die Absichten seines Anmarsches kund thun. Die Gesandten kamen wirklich nach Linz, und legten den Ständen eine Vollmacht ihres Herrn vor, worin es hieß: „Maximilian komme, um die vielfach verletzten Rechte des Kaisers wieder herzustellen; die Stände müßten daher dem Herzoge gehorchen, wie dem Kaiser selbst, die Päſſe öffnen, alle Festungen abtreten, ihre Bundesurkunden ausliefern, dem Herzoge von Baiern, als Stellvertreter des Kaisers, den Eid der Treue schwören. Wer gehorche, habe Gnade zu erwarten, gegen Widerspenstige werde man Gewalt brauchen." Binnen fünf Tagen sollten sich die Stände entscheiden, sie erbaten sich jedoch acht Tage. Um den Worten der Gesandtschaft mehr Nachdruck zu geben, war bereits ein Theil des Bundesheers in das Land eingerückt. Tilly, Maximilian's Feldhauptmann, folgte mit der Hauptmacht. Schrecken ging vor ihm her. Haufen von Bauern versuchten Widerstand, aber die blutige Rache, die an ihnen genommen ward, entwaffnete bald Alle. Die meisten Plätze wurden freiwillig übergeben, nur wenige fielen durch Gewalt. Als Maximilian noch etliche Stunden von Linz entfernt war, kamen ihm abermal ständische Gesandte entgegen [3]) mit der Erklärung: sie seyen zum Gehorsam gegen den Kaiser bereit, auch wollen sie Linz und andere Orte übergeben, nur sollten ihre Privilegien, besonders in Betreff der Religion, von Neuem bekräftigt, auch die Verbindung mit Böhmen gestattet werden. Der Herzog empfing sie freundlich, gab aber den Bescheid, in Linz werde er ihre Anträge beantworten. Den $\frac{\text{25. Juli}}{\text{4. August}}$ hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt Oberösterreichs. Sogleich wurden die Stände des Landes aufgeboten, vor dem Herzoge zu erscheinen. Man forderte ihnen ein ge-

[1]) Wolf IV, S. 409. — [2]) Das. S. 410 flg. — [3]) Das. S. 415 flg.

naues Verzeichniß ihrer Truppen ab, und daß kein Soldat ohne des Herzogs Vorwissen entlassen werde. Die Stände gehorchten. Jetzt beantwortete Maximilian ihre früheren Anträge: „gerne vernehme er ihre Bereitwilligkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen, aber durch Nichts könnten sie ihren Gehorsam besser beweisen, als wenn sie ihm, dem Herzoge, die verlangte Huldigung sogleich ohne weitere Bedingungen leisteten. Nicht minder müsse er darauf dringen, daß sie auf ihren Bund mit Böhmen verzichten. Wegen ihrer Privilegien könne er für seine Person Nichts entscheiden, sondern verweise sie vielmehr an den Kaiser, der sicherlich gegen gehorsame Unterthanen bei der künftigen Erbhuldigung mit väterlicher Güte verfahren werde." Die Stände flehten wiederholt um Bestätigung ihrer Religionsfreiheiten und des Bundes mit Böhmen. Vergebens! der Herzog gab ihnen, bereits in einem hohen Tone, noch zwei Tage Bedenkzeit, indem er die tröstliche Versicherung beifügte, daß die Huldigung, welche sie ihm als dem Stellvertreter des Kaisers leisten würden, ihren sonstigen Rechten keinen Eintrag thun solle. Nun schwuren Prälaten, Herren, Ritter und Städte den Eid der Treue, verzichteten auf den Bund mit Böhmen, ließen ihre Truppen zum Heere der Liga stoßen. Dem Münchener Vertrage gemäß, nahm Maximilian Besitz vom Lande ob der Enns, die Fortdauer der Ruhe wurde durch hinreichende Besatzungen gesichert, aber zu gewaltthätigen Maaßregeln schritt er nicht, obgleich dies der Kaiser verlangte.

Vor dem Einzuge des Herzogs in Linz hatte nämlich Ferdinand von Wien aus das Ansinnen gestellt[1]), Maximilian möchte das Landvolk in Oberösterreich entwaffnen, die alleinseligmachende Religion mit Gewalt herstellen, die evangelischen Prediger fortjagen, die Urheber des Aufstands zum heilsamen Schrecken für Andere hinrichten. Der Baier war so eifriger Katholike als der Kaiser; in anderem Lande als gerade in Oberösterreich hätte er wohl den Bitten Ferdinand's II. Folge gegeben. Aber dießmal siegte finanzielle Berechnung über den Glaubenseifer. Konnte der Herzog aus dem verpfändeten Lande einen erklecklichen Nutzen ziehen, wenn die Einwohner durch die angerathene Religionsverfolgung zur Verzweiflung getrieben wurden, wenn die reichsten unter denselben, wie es damals so oft geschah, dem Heerde ihrer Väter, um des Glaubens willen, den Rücken kehrten und auswanderten? Er entschuldigte sich daher gegen den Kaiser mit folgenden Gründen: „solche Maaßregeln würden den ohnehin verzögerten Marsch nach Böhmen noch mehr aufhalten, sie würden die keineswegs unterdrückte Gährung in Oberösterreich aufs neue anfachen, sie würden endlich den Kurfürsten von Sachsen in dem Wahne bestärken, als ob die Katholiken alle Gewissensfreiheit unterdrücken wollten." Die religiösen Rechte des Landes blieben schwebend, wie zwischen Himmel und Erde.

[1]) Wolf a. a. O. S. 413.

Während dies an der mittleren Donau vorging, war Spinola mit einem wohlgerüsteten Heere von 25,000 Mann aus Brabant aufgebrochen und zog im August den Rhein herauf. Die Union, welche ihm Widerstand leisten und die Kurpfalz schützen sollte, glich einem Sterbenden. Sie that so viel als Nichts ihn aufzuhalten, gegen Ende des Jahres 1620 hatte Spinola den größten Theil der Kurpfalz in seiner Gewalt [1]). Wir werden später hierauf zurückkommen. Ende August setzte sich auch Kurfürst Johann Georg von Sachsen nach langem Zaudern in Bewegung, um dem Kaiser sein Versprechen zu halten. Denn bis dahin hatten die böhmischen Stände, die Könige Gustav Adolph von Schweden und Jakob von England wiederholte Versuche gemacht, den Sachsen von dem österreichischen Bunde loszureißen [2]) und, was besonders merkwürdig, auch die im Kurstaate ansäßige Ritterschaft wandte, sey es aus Religionseifer, sey es aus Hinneigung zu den politischen Grundsätzen der Böhmen, ihren Einfluß auf, um einen Feldzug zu verhindern [3]), den die öffentliche Meinung des protestantischen Deutschlands höchlich mißbilligte. Doch Johann Georg blieb fest. Mit 15,000 Mann fiel er in die Lausitz ein, verjagte die Truppen des Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, eines Anhängers von Friedrich V., der die Lausitz vertheidigen sollte, eroberte nach vierwöchentlicher Belagerung den $\frac{25.\ \text{September}}{5.\ \text{Oktober}}$ 1620 die Stadt Bautzen und nahm das Land einstweilen in Besitz. Von allen Seiten war das Netz gegen den unglücklichen Friedrich zusammengedrängt, die Hülfe, die er aus dem deutschen Reiche, aus der Lausitz, aus Oesterreich erwartete, abgeschnitten. Das Wild konnte den Händen der Jäger nicht mehr entgehen.

Den $\frac{2}{12}$. August schob Maximilian ein Korps gegen die böhmische Gränze vor, zwölf Tage später folgte er mit der Hauptmacht. Von Freistadt aus ermahnte er Friedrich V. in einem Schreiben die Krone niederzulegen [4]). Zugleich erging ein Manifest an die Stände Böhmens, sich dem Kaiser, ihrem rechtmäßigen Gebieter, zu unterwerfen. Beiden versprach er, im Fall sie gehorchen würden, kaiserliche Gnade. Allein König und Stände beriefen sich auf ihr gutes Recht und erklärten Gut und Blut für ihre Sache einzusetzen. Vor dem Einmarsche in Böhmen bewerkstelligte Max seine Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere unter Boucquoi, dem die Böhmen mit der Hauptmacht gegenüber standen. Am $\frac{29.\ \text{August}}{8.\ \text{September}}$ stießen beide Heere zu einander, worauf die Böhmen Oesterreich räumten, und sich nach Mähren zurückzogen. Ihr Plan war, durch immerwährende Hin- und Hermärsche in dem verödeten Lande die Feinde zu ermüden und aufzureiben.

In dem Kriegsrathe, der nun gehalten wurde, drang Boucquoi dar-

---

[1]) Senkenberg III, 544 flg. Wolf a. a. O. 421. — [2]) Urkundlicher Nachweis hierüber bei Müller, Forschungen III, 403. — [3]) Die Beweise ebendaselbst S. 409 unten flg. — [4]) Wolf IV, 424 flg.

auf, daß man dem Feinde nach Mähren folge, weil diese Provinz lange nicht so erschöpft sey, wie Böhmen, auch könne man von Mähren aus den Kaiser, der neuerdings durch Bethlen Gabor bedroht werde, leichter unterstützen. Maximilian dagegen verlangte schnelle Entscheidung: „auf Prag müsse man losgehen, Prag sey Herz und Haupt des Landes, zugleich Heerd des Aufstandes, dort wohnen auch noch die meisten Katholiken und geheime Anhänger des Kaisers; wenn man Prag habe, sey ganz Böhmen gewonnen.“ Der Herzog drang durch. Am $\frac{2}{12}$. Oktober stand das vereinigte Heer vor Pilsen. Aber es hatte bereits schwere Verluste erlitten, Seuchen wütheten unter den Soldaten und rafften viele weg, die Witterung war rauh und ungünstig, die Zufuhren mußten aus weiter Ferne gemacht werden. Denn dieser Theil von Böhmen konnte kaum seine eigene Bewohner ernähren. Zu solchem Elende des Landes trug besonders die unglaubliche Zuchtlosigkeit des kaiserlichen Heeres unter Boucquoi bei. Morden, Nothzucht, Anzünden der Häuser, Mißhandlung von Freund und Feind waren die Tagesordnung unter diesen Horden, die wegen völliger Erschöpfung des kaiserlichen Schatzes fast ganz vom Erwerb ihrer Fäuste leben mußten. Die wilde Soldatenwirthschaft, wegen deren man später so schwere Klagen gegen Mannsfeld und Wallenstein erhob, fand schon hier in vollem Umfange Statt. Die Truppen der Liga dagegen, regelmäßig bezahlt, hielten Mannszucht, und Maximilian beschwerte sich wiederholt bei dem Kaiser über die Mordbrennereien seiner Soldateska [1]).

Eilf Tage verweilte das katholische Heer in der Nähe von Pilsen, hauptsächlich deßhalb, weil Graf Mannsfeld, der in dieser Feste mit seinen deutschen Regimentern lag, Boucquoi durch Hoffnung der Uebergabe hinhielt. Geheime Nachrichten liegen vor, daß Mannsfeld um jene Zeit mit den Böhmen zerfallen war, theils weil man den Sold seines Heeres nicht bezahlte, vielleicht auch weil der Graf dem glücklichen Ausgange des Krieges mißtraute. Ein von Prag aus erlassener Befehl, Mannsfeld bei günstiger Gelegenheit zu ermorden, fiel diesem selbst in die Hände [2]), er sann daher auf Abfall. Doch scheint der Preis, den man ihm kaiserlicher Seits für Pilsen anbot, nicht hoch genug gewesen zu seyn: keine Uebergabe erfolgte. Auch Friedrich, der sich in Person beim böhmischen Heere befand, begann den Muth zu verlieren; er wollte mit dem Herzoge von Baiern Unterhandlungen anknüpfen, und drückte sogar den Wunsch aus, diesen persönlich zu besuchen. Maximilian erklärte kurzweg, nur dann mit dem Könige von Böhmen unterhandeln zu können, wenn derselbe zuvor seine Krone niederlege [3]). Schon vor Pilsen hätte der Herzog gern eine Schlacht geliefert, allein Boucquoi widersprach, und auch die Böhmen zeigten keine Lust dazu. Am $\frac{4}{14}$. Oktober brach das ligistische Heer aus der Umgegend von Pilsen auf und schlug den Weg nach Prag ein; die

[1]) Wolf IV, 432. — [2]) Müller a. a. O. S. 419. — [3]) Wolf IV, 434.

Böhmen zogen zur Seite der Katholischen, täglich kam es zu kleinen Gefechten. Die Oktobertage wurden neblichter und kälter, die Zufuhr für das Heer immer schwieriger, während Krankheiten unter den Soldaten mit doppelter Heftigkeit wütheten; mehrere Hofbediente Maximilian's starben weg. Man hatte in Voraussicht solcher Uebel für geistliche Stärkung gesorgt. Der Pater Dominicus de Jesu Maria, ein spanischer Barfüßer, der im Geruche der Heiligkeit stand, war trotz seines hohen Alters über die Alpen herübergekommen, um den Muth der katholischen Streiter durch seine Beredtsamkeit zu beleben [1]).

Bis Rakoniz blieben die Böhmen dem katholischen Heere zur Seite, jetzt eilten sie, da die Absichten des Feindes auf Prag nicht mehr zweifelhaft waren, voran, und besetzten früh Morgens am $\frac{\text{29. Oktober}}{\text{8. November}}$ den weißen Berge, der vor der Hauptstadt Böhmens liegt. Ein Entscheidungskampf war unvermeidlich. Sobald es der Nebel zuließ, stellte Fürst Christian von Anhalt, der oberste Feldherr Friedrich's V., seine Böhmen in Schlachtordnung. Den Rücken des Heeres deckte das befreundete Prag, das Lebensmittel und Mannschaft liefern und im Falle der Noth zum Zufluchtsort dienen konnte. Zur Rechten lag der königliche Park, stark mit Soldaten besetzt, zur Linken ein steiler Abhang. Nur von Vornen, wo der Berg ziemlich abschüssig war, konnte das Heer angegriffen werden. Hier ließ der Anhalter Verschanzungen aufwerfen. Die böhmische Schlachtordnung hatte die Gestalt eines Bogens, und bestand aus drei Linien, in deren letzter ungarische Reiterei, 6000 Mann stark, hielt, um, wenn es die Umstände forderten, schnell von der Seite einbrechen zu können. Neben Christian kommandirten die Grafen von Hohenlohe, von Thurn, von Solms, von Hollach, auch der Sohn des erstgenannten, der junge Fürst von Anhalt, meist namhafte Krieger. Das böhmische Heer bestand etwa aus 21,000 Mann, und war um ein Drittel schwächer, als das katholische; die günstige Stellung mochte diesen Nachtheil ausgleichen, aber ein anderes Uebel lastete schwer auf den Böhmen: der Geist der Ordnung, der Einigkeit, des Gehorsams, fehlte unter ihren Schaaren. Besonders wenig konnte man sich auf die ungarischen Reiter verlassen, welche Bethlen Gabor den Böhmen zu Hülfe geschickt hatte. Ohne Eifer für die Sache Friedrich's V., murrten sie wegen des ausgebliebenen Soldes, und waren überdies durch einen glücklichen Angriff, den die im kaiserlichen Heere dienenden polnischen Kosaken Tags zuvor auf sie gemacht, entmuthigt.

Die Katholiken ließen nicht lange auf sich warten. Nachdem der Herzog die böhmische Nachhut während der Nacht verfolgt hatte, erschienen die Baiern am 8. November 1620 Morgens um 9 Uhr im Angesicht der Feinde. Gegen Mittag kam auch Boucquoi mit den Kaiserlichen nach. Abermal widerrieth derselbe die Schlacht, geleitet von Bedenklich-

[1]) Wolf IV, S. 436.

keiten der niederländischen Kriegsschule, in welcher er gelernt. Aber Maximilian und Tilly drangen auf schnellen Angriff. Der Barfüßermönch soll die Rolle der Verständigung zwischen beiden Feldherrn übernommen und Boucquoi umgestimmt haben. Es war merkwürdiger Weise der Sonntag [1], an dem man in der christlichen Kirche über die Worte unseres Erlösers predigt: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.“ Um die Mittagsstunde begann das katholische Heer, über 30,000 Mann stark [2], seine Schlachtordnung zu bilden. Auf dem rechten Flügel standen die Kaiserlichen, auf dem linken die Truppen der Liga. Haufen von Reitern waren zweckmäßig unter das Fußvolk vertheilt. Den Oberbefehl führte Tilly. Unter seiner Fahne focht damals ein 24jähriger Jüngling, René Descartes, derselbe der später die Meinungen der Menschen einer strengen Prüfung unterwarf, und den Anstoß gab zu einem Umschwunge europäischer Philosophie. Maximilian von Baiern und Boucquoi hielten im Hintertreffen.

Die Katholiken rückten den weißen Berg hinan. Kanonenfeuer empfing sie, eine halbe Stunde schwankte der Sieg, in einer zweiten halben Stunde war Alles entschieden. Die Reiterei der Böhmen, die zuerst geworfen ward, und dann auch das Fußvolk stürzte in wilder Flucht fort. Der Kampf hatte nur eine Stunde gedauert. Hundert Fahnen, zehn Kanonen und sonst eine reiche Beute fielen in die Hände der Sieger. Ungefähr 4000 vom böhmischen Heere, kaum so viel Hunderte vom ligistischen bedeckten das Schlachtfeld. Viele Flüchtlinge, besonders Ungarn, ertranken in der Moldau. Der junge Fürst von Anhalt, die Grafen von Schlik und Styrum, überhaupt gegen 500 Böhmen, fielen in Gefangenschaft. Unter den Todten auf der Wahlstatt lag auch Gottfried Heinrich v. Pappenheim, Obrister im Heere der Liga, mit sechs gefährlichen und vierzehn kleineren Wunden bedeckt. Ein kaiserlicher Soldat rettete ihn aus den Händen der Kroaten [3]. Der Todtgeglaubte wurde wieder ins Leben zurückgebracht, um noch zwölf Jahre lang mit unsterblichem Ruhme erst die katholische, dann die kaiserliche Sache zu verfechten.

Friedrich V., Tags zuvor nach fünfmonatlichem beschwerlichem Aufenthalt im Feldlager in seine Hauptstadt zurückgekommen, saß eben an der Tafel, als ein Bote mit der Nachricht erschien: „die Schlacht habe begonnen“, bald berichtete ein zweiter: „Alles sey verloren.“ Vom Stadtwalle aus sah er die Trümmer seines Heeres. Die Flüchtigen

[1] Wolf IV, 441. — [2] Die Stärke des ligistischen Heeres zu Anfang des Feldzugs haben wir oben angegeben, das spanisch-österreichische Corps, das sich mit Maximilian vereinigt hatte, bestand aus folgenden Truppen. 1) Fußvolk: Neapolitaner unter Spinelli 2500 Mann, Don Wilhelm Verdugo und Boucquoi 3000, Fugger 1200, Creange und Corrati 1200, Breuner 800, Herzog von Sachsen-Teschen 1200, Nassau 1000, Fürstenberg 1000, Tiefenbach 900, Obrist Fuchs 600, Colalto 1000, Schaumburg 1000. 2) Reiterei: Don Balthasar de Maradas 400 Pferde, Dampierre 250, Florentius 200, Meckau 300, Lebell 400, Wallenstein 800, Gaucher 500, Lacroy 300, Montecuculi 300, Isterle 300, polnische Kosaken 800. Wolf IV, 444, Note 25. — [3] Wolf IV, 448.

drängten nach den Mauern, auch die Katholiken rückten heran. In dieser Noth schickte er zu seinem Vetter, dem Herzoge von Baiern, und bat um einen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden. Max bewilligte nur acht, indem er zugleich die Erklärung wiederholte, daß ohne Niederlegung der böhmischen Krone von keinen weitern Unterhandlungen die Rede seyn könne. Viele riethen dem bedrängten Fürsten in Prag zu bleiben: die Bürgerschaft werde ihren Könige vertheidigen, Pilsen und andere Städte seyen noch in den Händen der Mannsfelder, auch dürfe man hoffen, daß 12,000 Reiter, welche Bethlen Gabor versprochen, bald ankommen würden; indessen werde Krankheit, Mangel und Winter die Feinde aufreiben. Allein Friedrich V. fühlte jetzt, daß er nicht der Mann sey, eine bedrohte Krone zu behaupten. Blos auf seine persönliche Sicherheit bedacht, verließ er den 9. November Morgens frühe als Flüchtling die Königsstadt. Seine Gemahlin, der Fürst Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn und einige Andere begleiteten ihn. So eilig war die Flucht, daß der König Krone und Scepter, der Fürst Christian zum Verderben für Viele, seine geheimsten Papiere zurückließ [1]). Friedrich begab sich zuerst nach Breslau, um dort mit Hülfe der Schlesier weiteren Widerstand zu versuchen. Als dies nicht gelang, ging er nach Berlin, und von da später nach Holland. Wir werden tiefer unten von seinen ferneren Schicksalen berichten.

An demselben Tage, da Friedrich Prag verließ, hielt Maximilian seinen Einzug in Böhmens Hauptstadt. Viele Einwohner, und zwar nicht blos katholische, freuten sich über die Ankunft des Siegers. Die Masse des böhmischen Volks hatte von Anfang an wenig Theil an einer Umwälzung genommen, die allein zu Gunsten des Adels, ja in ächt polnischer Weise auf Unterdrückung des Bürgerstandes, auf völlige Sklaverei der Bauern berechnet war [2]). Am $\frac{1}{11}$. November 1620 huldigte Prag dem Kaiser, am 13. und 14. schwuren auch die Stände den Eid der Treue. Sie mußten zuvor demüthige Abbitte thun wegen ihrer Theilnahme an der Empörung, und alle Bundesurkunden ausliefern. In Betreff ihrer Vorrechte verwies sie Maximilian an die Gnade des Kaisers. Für sich selbst zeigte er löbliche Milde, und suchte den Ausschweifungen der siegreichen Truppen Schranken zu setzen [3]). Er blieb jedoch nicht lange. Nachdem das Königreich Böhmen, mit Ausnahme weniger von Mannsfeld noch besetzter Städte, das Beispiel Prags nachahmend, dem Kaiser gehuldigt hatte, übergab Maximilian die weitere Verwaltung der böhmischen Angelegenheiten dem Fürsten Karl von Lichtenstein als kaiserlichem Statthalter, und reiste am $\frac{7}{17}$. November nach München ab. Tilly blieb mit einem großen Theile des ligistischen Heeres in Prag zurück [4]).

[1]) Wolf, IV, 449 flg. — [2]) Hierüber findet man merkwürdigen Aufschluß in dem Briefwechsel der sächsischen Gesandten bei Müller, Forschungen III, 43. 282. 283. — [3]) Wolf a. a. O. S. 452. — [4]) Das. S. 453 flg.

Viertes Capitel.

Strafgerichte über die gewaltsam unterworfenen österreichischen Provinzen. Die Reichsacht wird gegen Friedrich V. und seine Anhänger ausgesprochen. Auflösung der Union. 1621.

Die erste Folge der Unterwerfung Böhmens war, daß die Jesuiten wieder in das Königreich zurückgerufen und in ihre Güter eingesetzt wurden [1]). Auch die vertriebenen Prälaten nahmen Aemter und verlassenes Eigenthum wieder in Besitz [2]). Sonst blieb Alles mehr als 2 Monate ruhig, theils weil man die schuldigen Böhmen durch den Anschein von Verzeihung einschläfern wollte, theils weil erst ein Feind, der noch im Lande war und das Feuer des Aufruhrs wieder aufblasen konnte, fortgeschafft werden mußte. Boucquoi zog bald nach Einnahme Prags mit dem größten Theile des kaiserlichen Heeres nach Mähren ab, um diese Landschaft zu unterwerfen [3]), und von da nach Ungarn, wo er gegen Bethlen Gabor kämpfte. Nur Tilly stand in Prag, jedoch mit nicht mehr Mannschaft, als gerade hinreichte, um die Ruhe in der Hauptstadt und ihren Umgebungen zu sichern. Aber Mannsfeld hatte Pilsen, Tabor, Ellnbogen und verschiedene Schlösser inne. Nach Boucquoi's Entfernung brach er hervor, schickte Streifpartyien durch das Königreich, und verwüstete die Güter der Herren, die von Friedrich abgefallen waren und Ferdinand II. gehuldigt hatten. Da der Kaiser im Augenblicke keine Mittel besaß, um ihn mit Gewalt zu verjagen, so versuchte man wiederum die Wirkung des Goldes. Eine große Summe wurde ihm für die Uebergabe von Pilsen und der andern Orten angeboten. Mannsfeld stellte sich anfangs, als ob er mit dem Vorschlage zufrieden wäre; aber sey es daß er den Kaiserlichen nicht traute, sey es daß der angebotene Preis ihm nicht hoch genug war: ein Vertrag kam nicht zu Stande. Kurz darauf ernannte [4]) ihn der flüchtige Friedrich V. zu seinem Feldmarschall, worauf Mannsfeld von Neuem zu den Waffen griff, die Städte Töpliz, Schlakenwald, Joachimsthal eroberte und davon sprach, Prag wieder zu nehmen. Jetzt erklärte ihn Ferdinand vogelfrei, und setzte einen Preis von 300,000 Gulden auf seinen Kopf [5]), zugleich forderte der Kaiser neue Hülfe von Baiern und Sachsen. Letztere besetzten Eger, auch Herzog Maximilian schickte Verstärkungen. Im März 1621 eröffneten die Baiern den Kampf gegen die Mannsfelder, aber langsam, zögernd. Sie rückten zunächst vor Pilsen. Mannsfeld war nicht daselbst — er hatte sich zu einer Versammlung der Unirten ins Reich begeben. Die Festung fiel, doch nicht durch Sturm, sondern durch Gold:

---

[1]) Caraffa, German. sacra, Anhang S. 60. — [2]) Khevenhiller IX, 1113. 1115. — [3]) Derselbe IX, 1287 unten flg. — [4]) Senkenberg IV, 53. — [5]) Khevenhiller IX, 291 flg.

der von dem Grafen zurückgelassene Befehlshaber übergab die Stadt für 140,000 Gulden. Der Mai brach an, ehe die von Mannsfeld's Volke besetzten Städte Falkenau und Ellnbogen durch die Baiern genommen wurden [1]), Tabor fiel sogar erst im November [2]). Das Zaudern der Baiern erregte um so größeres Erstaunen, weil Tilly's Heer den Mannsfeldern weit überlegen war, — er zählte 43 Fahnen Fußvolk und 49 Cornet Reiter. Das Räthsel wird durch gewisse geheime Bewegungen gelöst [3]), die damals in Deutschland vor sich gingen. Die holländischen Staaten — wie wir oben gezeigt — älteste Anstifter des böhmischen Kriegs, hatten nach dem Sturze Friedrich's den Gedanken keineswegs aufgegeben, die habsburg-spanische Macht in Deutschland zu beschäftigen. Im Frühjahre 1621 trafen mehrere kleine Reichsfürsten mit holländischem Gelde Vorbereitungen zu einem Angriffe auf den Kaiser und die Liga. Ferdinand und Maximilian wollten diesen neuen Empörern durch den Anschein Muth machen, als koste ihnen Mannsfeld's Unterwerfung schwere Mühe. Um so eher konnte hintendrein der längst beschlossene Plan, den Krieg aus Böhmen in das Reich hinüberzuspielen, vor der Welt gerechtfertigt werden [3]). Noch andere Gründe des Zögerns kamen hinzu, über die ich erst unten Rechenschaft zu geben vermag.

Mitten in diesem geheimen oder offenen Getriebe begann Ferdinand den rächenden Arm gegen die unterworfenen Urheber der letzten böhmischen Empörung auszustrecken. Im Januar 1621 wurde die Austreibung calvinistischer Prediger vorbereitet, wovon unten das Nähere. Hierauf den $\frac{18}{28}$. Februar ließ der kaiserliche Statthalter Fürst Lichtenstein mit einem Schlage achtundvierzig der angesehensten Anhänger Friedrich's während der Nacht zu Prag verhaften. Die Unglücklichen waren im Vertrauen auf die Gnade des Kaisers in der Stadt geblieben, obgleich Tilly einige Tage zuvor mehrere gewarnt und zu schneller Flucht ermahnt hatte [4]). Weiter forderte Fürst Lichtenstein dreißig andere vornehme Schuldige, die sich außerhalb Prag befanden, auf, in der Hauptstadt vor Gericht zu erscheinen, die Ladung lautete auf sechs Wochen. Allein vom Augenblicke der Verhaftung jener achtundvierzig bis zum Bluturtheil dauerte es volle vier Monate, weil noch immer Mannsfeld'sche Truppen im Königreiche standen; auch war Ferdinand selbst nicht entschlossen, was zu thun sey. Unzweideutige Beweise sind vorhanden, daß der Kaiser, von Natur durchaus nicht zu Grausamkeit geneigt, Anfangs in Böhmen kein Blut vergießen wollte. Die Oesterreicher und Mähren hatten sich in demselben Maaße an dem habsburgischen Hause vergriffen, wie die Böhmen, viele ihrer Großen saßen gefangen und waren durch die Gerichte zum Tode verurtheilt, doch ließ Ferdinand

[1]) Müller, Forschungen III, 437 flg. — [2]) Man vergleiche Caraffa, Anhang S. 67. — [3]) Müller, Forschungen III, 437 flg. — [4]) Den Beweis bei Senkenberg IV, 17.

keinen hinrichten [1]). Ebenso gedachte er es mit den Böhmen zu halten, aber geistliche und weltliche Rathgeber trieben ihn vorwärts.

Wir besitzen eine im Frühling 1621 zu Wien von dem Kapuziner Sabino gehaltene Predigt, in welcher dieser Italiener dem Kaiser die äußerste Strenge wider die Böhmen zur Pflicht machte. Ferdinand II. neigte folglich damals noch zur Milde hin. Der Beichtvater Lämmermann und die beiden Statthalter Martiniz und Slawata, welche den Sprung aus dem Schloßfenster zu Prag noch nicht vergessen hatten, sollen es gewesen seyn, die ihn zuletzt überzeugten, daß böhmischer Trotz nur durch den Henker gebrochen werden könne [2]). Den $\frac{8}{18}$. Juni wurden die Gefangenen vor den Statthalter gefordert, um ihr Urtheil zu vernehmen. Es lautete gegen 27 auf den Tod, gegen Andere auf ewiges Gefängniß, auf mehr oder minder entehrende Strafen, gegen Alle auf Confiskation der Güter. Man gestattete den Verurtheilten Besuche von Weibern, Kindern und Freunden. Am folgenden Tage, den 20. erschienen die Verwandten der Unglücklichen in dem Pallaste des Statthalters, und flehten um Gnade; ihre Thränen, ihre Fußfälle waren vergeblich. Am Altstädter Rathhause wurde eine Bühne aufgerichtet, die man Abends mit schwarzem Tuche ausschlug. Der 21. Juni war für die Hinrichtung bestimmt. Früh Morgens wurden alle Thore der Stadt gesperrt, die Straßen um das Rathhaus mit Fußvolk und Reiterei besetzt. Einige Kanonenschüsse eröffneten das Trauerspiel. Während der Statthalter sammt den kaiserlichen Kommissarien oben auf dem Altane des Rathhauses in Parade saß, verrichtete der Henker unten sein Amt. Der erste, den die Reihe traf, war Graf Joachim Andreas Schlik, einst oberster Landrichter Böhmens und Landvogt der Lausitz: Kopf und rechte Hand wurden ihm abgehauen. Der Unglückliche befand sich im Februar, als die Verhaftung Statt fand, nicht in Prag, sondern in Sachsen; aber die Rache eines Geistlichen hatte ihn seinen Feinden ausgeliefert. Der Kurfürst von Sachsen ließ ihn nämlich auf Anrathen seines Hofpredigers Hoe von Hohenegg gefangen nehmen, und nach Prag bringen. Dies war die Strafe dafür, daß er jenen die böhmische Königswahl betreffenden Brief preisgab. Ebenso wie dem Grafen Schlik erging es dreiundzwanzig Andern, worunter Wenzel Budowecz, Christoph Harrant, Johann Jessenius v. Jeßen. Letzterem, einem berühmten Arzte und Rektor der Prager Universität, dessen Beredtsamkeit oft während der böhmischen Unruhen geglänzt, wurde vor der Enthauptung die Zunge abgeschnitten; seinen Leichnam zerrissen am folgenden Tage vier Pferde unter dem Galgen, die Stücke hing man in den Hauptstraßen an Pfählen auf. Drei wurden gehenkt, drei Andere mit Ruthen zur Stadt hinausgepeitscht und dann auf ewig des Landes verwiesen. Der Stadtschreiber der Altstadt, Niklas Winiz, mußte eine ausgesuchte Marter erdulden. Seine Zunge

[1]) Senkenberg IV, 66. — [2]) Derselbe IV, 58.

wurde an den Galgen genagelt, in dieser Stellung mußte der Unglückliche eine ganze Stunde ausharren. Alles Eigenthum der Verurtheilten, mit Ausnahme des Witthums ihrer Frauen, zog man ein. Viele Andere wurden, zum Theil mit ewiger, Gefängnißstrafe belegt. Wer auf die Ladung nicht vor Gericht erschienen oder geflohen war, verlor Ehre und Güter. Die Namen der Flüchtigen wurden auf schwarzen Tafeln an den Galgen geschlagen [1]).

Ehe die Rache weiter schritt und das böhmische Volk traf, wollte der Kaiser vollends von seinen benachbarten Feinden befreit seyn. Bethlen Gabor war im Spätherbst 1620 wieder in Oesterreich eingefallen, Graf Matthias von Thurn, mit unversöhnlichem Hasse immer neue Gegner dem Hause Habsburg erweckend, wie einst Hannibal gegen die Römer, hatte sich von der Prager Schlacht weg zu ihm geflüchtet; ebenso der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf. Der fragliche Feldzug begann unglücklich für den Kaiser, seine beiden besten Feldherrn fanden den Tod in kleinen Gefechten: Dampierre bei einem Versuche auf Preßburg, wo die Kaiserlichen zurückgeschlagen wurden, im Oktober 1620 [2]); Bucquoi fiel den 9. Juli 1621 (n. St.) vor Neuhäusel [3]), nachdem er mit Maximilian Böhmen erobert, für sich allein Mähren unterworfen und zuletzt Preßburg genommen hatte. Seitdem streiften die Schaaren Bethlen Gabor's wieder bis vor Wien; gegen 1200 Dörfer, Märkte, Schlösser gingen im Rauch auf [4]). Als aber die Feinde auch in Mähren einfielen, verließ sie das Glück. Bei Standschütz empfing sie der Burggraf Hannibal v. Dohna mit Wallenstein'schem Volke, schlug ihrer 1300 todt und schickte drei erbeutete Fahnen dem Kaiser nach Wien. Nicht besser erging es dem Markgrafen von Jägerndorf, der indeß nach Schlesien gerückt war, um sein Land wieder zu erobern. Bei Kremsier traf Wallenstein auf ihn den $\frac{8}{18}$. Oktober 1621. Der Markgraf wurde aufs Haupt geschlagen und verlor 4000 Mann [5]). Durch diese Unfälle, so wie durch die fürchterliche Verwüstung der Gränzen Ungarns, wo der Krieg hauptsächlich wüthete, bekamen die Magyaren satt an ihrem neuen Könige Bethlen Gabor. Viele fielen von ihm ab und wandten sich zurück zu ihrem alten Herrn, dem Kaiser. Nun schloß Bethlen Gabor gegen Anfang des Jahrs 1622 zu Nikolsburg Frieden mit Ferdinand: auf die Krone von Ungarn verzichtete er zu Gunsten des Kaisers, dafür erhielt er sieben Gespannschaften des Landes zu lebenslänglicher Nutznießung und überdies Titel und Würde eines Reichsfürsten [6]). Der ungarischen Nation, so weit sie zum Gehorsam gegen Oesterreich zurückkehrte, ward Amnestie zugesichert. Anders ging es jetzt den Böhmen, gegen welche nunmehr Ferdinand freie Hand hatte.

---

[1]) Khevenhiller IX, 1307 flg. Senkenberg IV, 58. — [2]) Khevenhiller IX, 960. — [3]) Ders. S. 1341. — [4]) Ders. S. 1343 flg. — [5]) Ders. S. 1346. — [6]) Senkenberg IV, 89.

Es handelte sich darum, den Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens, cujus regio, ejus religio, in katholischem Sinne auf Böhmen anzuwenden. Man hatte es mit zwei Hauptpartheien zu thun: erstens mit den böhmisch-redenden Nachkommen der alten Hussiten und den Bekennern des calvinischen Glaubens, zweitens mit den im Lande eingebürgerten deutsch-redenden Lutheranern. Jene, weit stärker an Zahl, erfreuten sich nicht des Schutzes der lutherischen Parthei, namentlich des Kurfürsten von Sachsen, den der Kaiser schonen mußte. Man machte daher gleich Anfangs wenig Umstände mit ihnen. Oben habe ich bemerkt, daß der erste Angriff auf die calvinischen Prediger schon im Frühjahr 1621 erfolgte. Die Sache ging so zu: im Januar 1621 berief der Fürst Statthalter Lichtenstein den calvinischen Oberpfarrer von Prag, Georg Dikastus, und übergab [1]) ihm folgende Artikel zur Mittheilung an seine Amtsgenossen, die übrigen Geistlichen der Hauptstadt: 1) ob sie die Summe von einigen tausend Gulden zum Unterhalt der kaiserlichen Soldaten hergeben, 2) ob sie Friedrich's V. Krönung öffentlich widerrufen, 3) die alten Kirchengebräuche wieder einführen, 4) sich vom Erzbischofe weihen lassen, 5) ihren Eheweibern entsagen, 6) ob sie im Weigerungsfalle weltliche Aemter annehmen wollten? Alle erklärten einstimmig, daß sie entschlossen seyen, nichts gegen ihr Gewissen zu thun. Trotz dieser Antwort wagte der kaiserliche Hof, weil der Feind damals noch im Königreich stand, nicht, sogleich zu strengen Maaßregeln zu schreiten. Vorerst wurden blos drei Prager Kirchen den Calvinisten entzogen [2]). Aber um Weihnachten 1621 veröffentlichte Fürst Lichtenstein einen zweiten, schon am 3. Juni unterzeichneten, aber bis dahin zurückgehaltenen Befehl [3]), welcher sämmtlichen calvinischen Pfarrern und Schulmeistern Böhmens, als Aufrührern und Anstiftern der letzten Umwälzung, innerhalb einer kurzen Frist das Königreich zu räumen gebot. In Folge dieses Mandats verließen 16 calvinische Geistliche, ihren Vorsteher Dikastus an der Spitze, die Hauptstadt Prag [4]). Die deutsch-lutherischen Prediger genoßen bis dahin alle älteren Rechte, weßhalb die verwaisten Calvinisten in großer Anzahl den deutschen Kirchen zuströmten.

So standen die Angelegenheiten Böhmens zu der Zeit, da mit Bethlen Gabor der Friede zu Nikolsburg abgeschlossen wurde. Das Werk war nur halb vollbracht, so lange man die lutherische Predigt duldete, die Macht der Umstände drängte zu weiteren Schritten. Im Herbste 1622 kam im kaiserlichen Staatsrathe diese Frage zur Verhandlung. Mehrere Stimmen riethen, aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen und die Ruhe des deutschen Reichs, der lutherischen Prediger

---

[1]) Historia persecutionum ecclesiae bohemicae. Ohne Ort. 1648. cap. 51, Seite 181 flg. — [2]) Dies erhellt aus dem kaiserlichen Befehle bei Caraffa Germania sacra restaurata, Anhang S. 63 unten. — [3]) Dies folgt aus der Angabe Caraffa's a. a. O. verglichen mit Historia persecutionis bohemicae cap. 52, Seite 184. — [4]) Histor. persecut., S. 187 und Caraffa Germania sacra restaur., S. 134 flg.

auch ferner zu schonen. Aber der päbstliche Botschafter am Wiener Hofe, Karl Caraffa, widersprach; er machte geltend [1], daß der Kaiser laut den Grundsätzen des Augsburger Religionsfriedens das unbezweifelbare Recht habe, den Glauben seiner Erblande festzusetzen, ferner daß die Wohlfahrt des Staates gebieterisch fordere, auch die deutsch-lutherischen Prediger Böhmens nicht länger zu dulden, denn die Verwandten der augsburgischen Confession würden so gut als die Calvinisten unversöhnliche Feinde des Kaisers bleiben und jede Gelegenheit zu Unruhen benützen. Man kann meines Bedünkens nicht läugnen, daß beide Behauptungen des Römers begründet waren. Seine Ansicht siegte. Unter dem $\frac{1}{2}\frac{8}{.}$ Oktober 1622 erhielt Fürst Lichtenstein Befehl, den deutsch-lutherischen Predigern zu Prag — jedoch auf schonende Weise, man bewilligte ihnen sogar 400 Gulden Reisegeld — anzukündigen, daß sie die böhmische Hauptstadt innerhalb vier Tag verlassen müßten. Vier Prädikanten zogen, dem Mandate gemäß, aus Prag und wandten sich nach Sachsen [2]. Kurfürst Johann Georg hatte schon auf das erste Gerücht von Dem, was im Werke sey, dem Fürsten Statthalter Vorstellungen gemacht. Jetzt richteten er und sein Hofprediger Hoe von Hohenegg bitterdemüthige Beschwerden an ebendenselben, zuletzt an den Kaiser. Aber, wie vorauszusehen war, nützte Alles nichts [3]. Die Calvinisten fühlten trotz des Jammers, der sie getroffen, Schadenfreude darüber, daß der Kursachse durch sein Bündniß mit dem Kaiser nun auch den Lutheranern, als deren Schutzherr sich sonst Johann Georg gebärdete, eine Grube gegraben habe.

Kaiserlicher Seits dehnte man die zu Prag begonnene katholische Kirchenreinigung auch auf das Land aus. Kommissäre, von Reitern begleitet, zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verjagten die Prediger des augsburgischen Bekenntnisses [4]: gewöhnlich folgten den vertriebenen Pfarrern nicht blos ihre Weiber und Kinder, sondern auch eine Masse von Bürgern in die Verbannung. Weiter wurden die Stadträthe gereinigt, alle protestantischen Rathsmitglieder mußten abdanken, katholische traten an ihre Stelle. Ebenso machte man es mit der Prager Universität: die evangelischen Professoren wurden entfernt, die hohe Schule in die Hände der Jesuiten gegeben [5].

Noch vorher war eine andere Maaßregel angeordnet worden, welche, offenbar dem Verfahren bei der spanischen Inquisition nachgebildet, unter dem Scheine der Milde die erschöpften Kassen des Kaisers füllen sollte. Im Mai 1622 veröffentlichte nämlich der Fürst Lichtenstein ein kaiserliches Ausschreiben [6], welches mit der tröstlichen Verheißung begann, der Kaiser werde hinfort keinen der gefangenen oder bereits verurtheilten

[1]) Histor. persecut., Seite 187 und Caraffa Germania sacra restaur., Seite 134 flg. — [2]) Ebendas. — [3]) Khevenhiller IX, 1653 flg. — [4]) Histor. persecut., Seite 188 flg. — [5]) Pelzel, Geschichte von Böhmen II, 741. — [6]) Khevenhiller IX, 1642 flg.

Aufrührer mehr am Leben strafen, aber mit der Aufforderung schloß: alle Einwohner des Königreichs, die sich irgend einer Theilnahme an dem Verbrechen der Rebellion bewußt wären, sollten sich vor dem Statthalter stellen, ihre Missethat bekennen und um Vergebung flehen; Denen, welche nicht erscheinen würden, wurde mit dem Tode gedroht. Der Aufruf wirkte. 780 Böhmen, meist von Adel, kamen und klagten sich selbst an [1]). Die Antwort war: sie hätten zwar verdient, Leib und Leben, Ehre und Gut zu verlieren, aus besonderer Milde wolle ihnen der Kaiser Ehre und Leben schenken, behalte sich dagegen vor, über ihre Güter zu verfügen. So geschah es. Mancher verlor die Hälfte, Mancher ein Drittheil, Mancher all sein Eigenthum. Die Reichsten wurden am schwersten bestraft, man berechnet sämmtliche Konfiskationen auf die ungeheure Summe von 24 Millionen Thaler [2]). Der erschöpfte Schatz des Kaisers brauchte Geld. Doch kam das Wenigste in die Gewölbe Ferdinand's. Die weltlichen und geistlichen Günstlinge des Hofs, namentlich aber der katholische Adel Böhmens, der dem Kaiser während des Kriegs große Dienste geleistet hatte, wollten belohnt seyn. Bei dieser Gelegenheit legte Wallenstein den Grund zu seinen unermeßlichen Reichthümern, wie zu seiner nachmaligen Größe, und was haben die Lichtensteine, die Dietrichsteine, die Schwarzenberge davon getragen! [3]). Die Verzweiflung der Beraubten war entsetzlich. Man besorgte zu Prag einen neuen Aufstand, deßhalb wurde den Kaufleuten bei hoher Strafe verboten, Pulver zu verkaufen. Zuletzt, als wenig mehr zu erholen übrig war, stellte man das gerichtliche Verfahren unter dem Scheine einer Amnestie ein [4]). Gleichwohl hörte die Verfolgung des evangelischen Glaubens damit nicht auf. Die lutherischen Prediger waren zwar vertrieben und die Magistrate von Mitgliedern dieses Bekenntnisses gereinigt, aber die große Mehrzahl des Volks hing noch am protestantischen Bekenntnisse. Deßhalb erschien in den Jahren 1624 und den folgenden eine Reihe kaiserlicher Befehle [5]), welche die hartnäckigen Evangelischen nicht nur aller bürgerlichen, sondern auch mehrerer Menschen-Rechte beraubten. Wir setzen einige Hauptartikel her: „Kein Unkatholischer kann das Bürgerrecht in Böhmen erlangen, oder irgend ein Gewerbe treiben, keiner darf heirathen. Wer einem evangelischen Prediger den Aufenthalt in seinem Hause gestattet, verliert all sein Eigenthum. Kein katholischer Pfarrer darf Solche, die im evangelischen Glauben verstorben sind, zum Begräbniß geleiten, nichts desto weniger soll derselbe die Stolgebühren von den Nachgelassenen einziehen. Wer in seinem Hause protestantischen Unterricht duldet, wird um seine Habe gestraft und durch den Schergen zur Stadt hinausgepeitscht. Keines Unkatholischen Testament

---

[1]) Pelzel a. a. O. II, 741. — [2]) Derselbe S. 742. — [3]) Man sehe Khevenhiller IX, 1619 flg. — [4]) Pelzel a. a. O. 742. — [5]) Caraffa a. a. O. Anhang S. 72 flg. Pelzel II, 743 flg.

ist gültig, kein Protestant hat die Befugniß, seinen letzten Willen aufzusetzen. Wer von Gott, der heiligen Jungfrau Maria, der katholischen Kirche, oder dem glorreichen Hause Oesterreich etwas Ungeziemendes redet, der wird am Leben gestraft und verliert all' seine Güter. Die Armen in den Hospitälern, welche bis zu einer bestimmten Frist nicht zur katholischen Kirche übergehen, sollen hinausgestoßen werden, damit katholische Arme an ihre Stelle treten."

Nach Veröffentlichung solcher und ähnlicher Befehle gingen [1]) Priester in Prag von Haus zu Haus und legten jedem Hausherrn, jeder Frau, jedem Gesellen oder Knecht, jeder Magd folgende vier Fragen vor: 1) seyd Ihr katholisch geboren? 2) seyd Ihr katholisch geworden? 3) versprecht Ihr katholisch zu werden? 4) wollt Ihr auf keine Weise katholisch werden? Die Antwort eines Jeden wurde aufgeschrieben, und da sich ergab, daß die Zahl der Verneinenden größer war, als die der Bejahenden, so scheute man sich, aus Furcht vor einem Aufruhr, allgemeine Maaßregeln anzuordnen. Die Protestanten sollten allmählig entfernt werden. Den Anfang machte man mit vier der angesehensten Bürger. Sie durften vorher ihre Habe verkaufen und die beweglichen Güter mitnehmen. Dann verbannte man die evangelischen Einwohner zu fünfzig, zu sechzig. Dieselben zogen fort mit Weib und Kind. Die vermöglichen Bürger, der ehrbare Mittelstand, wanderten aus, das arme Volk blieb und wurde katholisch. Nicht so gemäßigt, wie zu Prag, verfuhr man auf dem Lande. Hier kostete die Bekehrung Blut. Die Erfindung der berüchtigten Dragonaden gehört nicht Ludwig XIV., noch französischer Herzlosigkeit, sondern den Rathgebern Kaiser Ferdinand's II. an. In Städte und Dörfer wurden Mönche, von Dragonern begleitet, umhergeschickt, um das Bekehrungsgeschäft vorzunehmen. Gräuel bezeichneten den Pfad dieser Reformatoren. In die Stadt Kuttenberg rückte der spanische Oberst Huerda mit gezücktem Säbel ein, worauf die Mehrzahl der Bürger Haus und Hof stehen ließ und nach Sachsen flüchtete. Die Einwohner der Stadt Jungbunzlau, die seit 200 Jahren zu den böhmischen Brüdern hielten, wollten ihren Glauben nicht ändern. Man schickte ihnen Dragoner und Kapuziner auf den Hals; als auch diese nichts ausrichteten, verbannte man die Hälfte der Einwohnerschaft. Nach Leutmeritz rückten zum nämlichen Zweck einige hundert Reiter und zwei Kapuziner. Letztere disputirten mit den gelehrtesten unter den Bürgern über Glaubenssachen, während dessen legten sich die Soldaten zu 20 und 30 in die vermöglichsten Häuser. Als auch diese Drohung nichts nützte, besetzte ein ganzes Regiment die Stadt. Jetzt flohen über 500 Personen und ließen sich zu Pirna in Sachsen nieder. Nach Königsgrätz kamen einige hundert Kroaten, welche das Volk mit bloßem Säbel in die Messe trieben. Die widerspenstigen Männer wurden ins Ge-

[1]) Für dies und das Folgende: Pelzel a. a. O. II, 747 flg.

ngniß geschleppt, den verlassenen Weibern legte man Soldaten ins
aus, die nun an ihnen und den Töchtern viehische Gelüste stillten.
uletzt rannten Weiber und Kinder heulend vor die Gefängnisse und
:schworen die Männer katholisch zu werden, damit sie der Plage los würden.
u Bidczow ließ Huerda die Bürger aufs Rathhaus rufen und fragte
e, ob sie katholisch werden wollten? Als Einer derselben im Namen
er Andern antwortete, es sey keine leichte Sache, den angeborenen
Glauben zu ändern, prügelte ihn der Spanier eigenhändig ab und ließ
hn dann zur Stadt hinauswerfen. Die übrigen Einwohner thaten aus
Schrecken was man wollte. Von Bidczow wurde Huerda nach Saaz
eordert, er schickte seine Soldaten voraus und kam in Gesellschaft etlicher
Mönche, die immer um ihn waren, hinten drein. Nach seiner Ankunft
vurden die Thore besetzt, Niemand durfte bei Todesstrafe hinausgehen.
Nur etwa 100 Personen entkamen über die Stadtmauern nach Meißen,
die übrigen ließen sich von den Soldaten katholisch machen. Alle böhmischen Bücher, denen die Jesuiten besonders feind waren, wurden vor der Stadt auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Das schlimmste Schicksal erfuhr die Stadt Prachatiz, deren Einwohner beim Anrücken der Soldaten die Thore schlossen und sich drei Tage lang vertheidigten. Zuletzt drang das Kriegsvolk in die Stadt und hieb Alles nieder, so daß nach drei Stunden 1660 Todte in den Gassen umherlagen. Als man zu Lissa erfuhr, daß die Reformatoren auch diese Stadt heimsuchen würden, zündeten die Bürger ihre Häuser selber an und entflohen mit Allem, was sie fortbringen konnten.

Ebenso grausam verfuhr man auf den Dörfern. Viele tausend Bauern, die entfliehen konnten, verließen das Land, andere verbargen sich im Dickicht der Wälder, im Gebirge, in Schluchten, in den entlegensten Weilern, wohin kein Bekehrer kam. Hier in diesen Zufluchtsstätten pflanzten sie ihren Glauben auf Kinder und Enkel fort, obgleich auch da Fanatismus sie später aufstöberte. So ist es geschehen, daß, als Kaiser Joseph II. das Gewissen seiner Unterthanen frei gab, noch viele Tausende unkatholischer Bauern zum Vorschein kamen, die in Jammer und Elend den Glauben ihrer Väter, der Hussiten, bewahrt hatten. Als die Verfolgung immer wilder wurde, rotteten sich zuletzt verzweifelte Bauern zusammen und griffen zum Gewehr. Diese Unglückliche vergalten ihren Schindern Gleiches mit Gleichem, sie wütheten mit Feuer und Schwert. Wer hätte es unter gleichen Umständen nicht eben so gemacht! Aber was halfs. Soldaten rückten herbei, und trieben die schlecht bewaffneten Haufen auseinander und nun ereilte sie schreckliche Rache. Viele wurden gehenkt, geköpft, gerädert, Andern schnitt man die Ohren und Nasen ab, Denen, die am besten wegkamen, brannte man das Schandeisen auf die Stirne. So benahm man ihnen die Lust, ferner zu rebelliren [1].

---

[1] Pelzel II, 751 flg.

Noch glomm das Feuer unter der Asche, als Kaiser Ferdinand im Jahr 1627 mit seiner Gemahlin und seinem ältesten Prinzen, der bereits zum König von Ungarn gekrönt war, nach Prag kam. Ein allgemeiner Landtag wurde ausgeschrieben, auf welchem der Adel zahlreich erschien. Gleich zu Anfang der Verhandlungen erklärte Ferdinand II. die Absicht, seinen Erbprinzen zum König von Böhmen krönen zu lassen, von Wahl war keine Rede mehr, Niemand wagte davon zu sprechen. Die Krönung wurde feierlich vollzogen. Dann ließ der Kaiser den versammelten Ständen wissen, daß der Majestätsbrief Kaiser Rudolph's und die freie Königswahl null und nichtig sey, daß vor Gericht hinfort nicht mehr die böhmische, sondern blos die deutsche Sprache gebraucht werden dürfe. Hingegen bestätigte er andere Privilegien der Stände, namentlich das Steuerbewilligungsrecht [1]). Später erging ein Ausschreiben [2]) an den Adel, des Inhalts: daß der Kaiser keine andere, als katholische Insassen in seinen Landen zu dulden gesonnen sey; Herren und Ritter, welche nicht zur katholischen Kirche zurückkehren wollen, mögen innerhalb der nächsten sechs Monate ihre Güter verkaufen und das Land verlassen. Zugleich wurde eine beständige Reformationsbehörde unter dem Vorsitze des Prager Erzbischofs niedergesetzt, mit der Befugniß, die Protestanten auf jede Weise zu bekehren, das Land von Ketzern zu reinigen.

Man rechnet, daß im Ganzen seit der Wiedereinsetzung Ferdinand's über 30,000 Familien und zwar großen Theils reiche, gebildete, gewerb- und kunstfleißige Böhmen verließen. Sie suchten in Sachsen, Brandenburg, Holland, der Schweiz, in Siebenbürgen Zufluchtsstätten. Der Wohlstand Böhmens war auf lange Zeit gelähmt. Auch die Künste, die Wissenschaften, in denen früher der Böhme mit dem Deutschen wetteiferte, wanderten aus. Erst in neuerer Zeit haben sie sich unter einem milden Scepter wieder gehoben. Auf solche Weise erfuhr Böhmen von Seiten des österreichischen Hofes, was im Laufe desselben Jahrhunderts das grüne Erin von England, nur mit dem Unterschied, daß dort Katholiken, hier Protestanten siegten. Wie in Böhmen der alte eingeborene Adel durch deutsche Geschlechter von Haus und Hof verdrängt ward, so rissen in Irland englische Herren das Grundeigenthum an sich. Und wie die vertriebenen irischen Edelleute, in den Reihen französischer Heere fechtend, nach englischem Blute dürsteten, so suchten seit 1630 viele der verjagten böhmischen Herren im Dienste Gustav Adolf's Befriedigung ihrer Rache an Habsburg. Pelzel theilt [3]) aus einer alten Handschrift eine lange Liste böhmischer Edelleute mit, die in schwedische oder in andere protestantische Heere eintraten. Im Ganzen muß man jedoch bekennen, daß in dieser traurigen Vergleichung zweier unterdrückten Völker das über Böhmen ausgegossene Wehe geringer erscheint, als die Last, welche auf Irland gewälzt ward. Auch hatte Ferdinand in Böhmen wirklich

[1]) Pelzel II, 752 flg. — [2]) Das. 754. — [3]) Das. 755 flg.

litteneß Unrecht zu bestrafen, während die Engländer gegen Irland abſucht trieb. Endlich begann das Kaiserhaus früher die geschlagenen Zunden zu heilen, als die Krone England.

Wir sind des Zusammenhangs der Sachen wegen der Zeitfolge rangeeilt. Aus demselben Grunde wollen wir hier in der Kürze über ɩs Schicksal der andern mit Gewalt eroberten habsburgischen Erbländer richten. In Mähren, wo Kaiser Ferdinand bald nach dem Siege auf m weißen Berge den Cardinal Dietrichstein zu seinem Statthalter einzte, wurden zu Anfang des Jahrs 1621 die während Friedrich's V. errschaft verjagten Jesuiten wieder hergestellt [1]). Im Frühjahr 1622 tten die evangelischen Prediger bereits aus den königlichen Städten ähreus weichen müssen, denn unter dem $\frac{9}{10}$. April befiehlt [2]) der Kaiser m Cardinal, nicht zu dulden, daß die Einwohner von Brünn und lmüz, der Predigt wegen, auswärtige Kirchen besuchen. Ausgang des ıhrs 1624 war die ganze Provinz von nichtkatholischen Geistlichen säubert [3]). Endlich im Jahre 1627 ließ Ferdinand auch dem protentischen Adel, dessen Religionsfreiheit er bis dahin geschont, die Wahl [4]), weder zum alten Glauben zurückzukehren, oder innerhalb sechs Monaten b und Gut zu verkaufen und die Heimath zu räumen. Eine mildere handlung erfuhr Niederösterreich oder das Erzherzogthum unter der s, obgleich man auch dort bald das erwünschte Ziel zu erreichen wußte. habe oben berichtet [5]), daß Ferdinand dem Herrenstande dieser Provinz, sie sich vor dem Anzuge der Baiern unterwarf, die unter Matthias eilten kirchlichen Rechte bestätigte. Diese Zusicherung wurde sieben hre lang gehalten. Auch die unmittelbaren Unterthanen des Kaisers keine Grundholden von Adeligen waren) blieben fast drei Jahre religiösen Zumuthungen unbehelligt, vermuthlich weil der Hof ererte Einfälle Bethlen Gabor's besorgte und darum die öffentliche inung im Lande nicht beleidigen wollte. Aber im Jahre 1623 erließ dinand das Gebot [6]), daß die Bewohner aller unmittelbaren kaiserlichen idte, Dörfer und Weiler wieder katholisch werden sollten. Mönche Soldaten wurden auch hier mit der Bekehrung beauftragt. Der l dagegen behielt vorerst noch die durch Vertrag zugesicherte Religionsheit, bis Gelegenheit kam, ihn von Oberösterreich her in die Flanke fassen.

Das Land ob der Ens, oder Oberösterreich, wurde auf gleich ige Weise, wie Böhmen, in die alte Kirche zurückgetrieben. Hier en außer dem Religionseifer des Kaisers noch besondere Gründe Spiel. Das obere Erzherzogthum war, wie wir früher zeigten, von Baiern pfandweise besetzt. Ihnen kam also zu, den Glaubenswechsel rzwingen, und wenn sie dazu die Hand boten, ließ sich mit Sicherheit

---

[1]) Caraffa, Commentarii Anhang S. 61. — [2]) Das. S. 67 flg. — [3]) Das. S. 77. [4]) Das. S. 103 gegen unten flg. — [5]) S. 272. — [6]) Caraffa, Text S. 162.

voraussehen, daß sie den glühenden Haß der Bevölkerung auf sich laden würden. Geschah aber dies, so konnten sie um so weniger die Provinz in die Länge behaupten, mußten folglich um so geneigter seyn, die Auslösung des Pfandes gut zu heißen [1]). Der Kaiser erreichte also mit einem Schlage zwei gleich erwünschte Zwecke. Vermöge der oberlandesherrlichen Rechte, welche sich Ferdinand bei der Besetzung durch die Baiern vorbehalten, gab er unter dem 30. August und 4. Oktober 1624 Befehl, alle unkatholische Geistliche und Schulmeister sollten binnen acht Tagen das Land ob der Ens meiden: „dieweil es unverborgen sey, daß zu der letzten Empörung die Prädikanten mit ihren lästerlichen Lärmpredigten, Aufwieglung des gemeinen Mannes und Verbitterung der Gemüther wider die Obrigkeit nicht die mindeste Ursache gewesen" [2]). Zu gleicher Zeit wurden die bairischen Behörden angewiesen, die protestantischen Stadträthe in Linz und in den andern Orten abzuschaffen und durch Katholiken zu ersetzen. Obgleich der Adel durch diese Anordnung eben so gut getroffen war, als die Gemeinen, fügte er sich, zitternd vor dem bairischen Statthalter Herberstorf, der im Schlosse zu Linz saß und unbeugsam streng das Land unter dem Daumen hielt. Aber ein anderer Stand, den man sonst kaum achtete, fügte sich nicht, und das war die Bauernschaft.

Schon im Frühjahre 1625 erfolgten theilweise Aufstände. Im Mai umringte Herberstorf 5000 Bauern, die sich der Reformation widersetzt, mit einem Haufen Soldaten, wählte achtunddreißig derjenigen, die ihm die Schuldigsten schienen, aus, zwang sie zu je Zweien um ihr Leben zu würfeln und gab dann Befehl, siebenzehn von ihnen ohne weiteres gerichtliches Urtheil aufzuhenken [3]). Da die Gährung im Lande wuchs, kamen immer strengere Vorschriften aus Wien. Unter dem $\frac{\text{30. Sept.}}{\text{10. Okt.}}$ 1625 veröffentlichte die vom Kaiser eigens zur Bekehrung der Oberösterreicher eingesetzte Commission einen weitläufigen Befehl [4]), in welchem sich unter Anderem folgende Artikel befinden: „nicht nur die öffentliche evangelische Predigt, sondern auch der häusliche Gottesdienst, das Lesen der lutherischen Postillen, der Unterricht in Glaubenssachen ist verboten. Niemand darf sich an einen auswärtigen Ort begeben, um dort lutherische Predigten zu hören, das Abendmahl zu empfangen, eine Kindstaufe oder die Einsegnung einer Ehe vorzunehmen. An Festtagen darf kein Fleisch ohne Erlaubniß der geistlichen Vorgesetzten genossen werden. Die Zünfte der Handwerker sollen sich Fahnen anschaffen, um dieselben bei den Umzügen am Frohnleichnamsfeste zu tragen. Kinder, welche an fremden Orten unkatholische Schulen besuchen, sollen bei Verlust ihrer Erbschaft zurückgerufen und in katholische Anstalten geschickt werden.

[1]) Diese Berechnung deutet nach meinem Gefühle Caraffa leise an S. 182 unten. — [2]) Caraffa, Text S. 182 unten flg. Khevenhiller X, 496 flg. Kurz, Beiträge zur Geschichte des Landes ob der Ens I, 82 flg. — [3]) Kurz a. a. O. S. 100 flg. — [4]) Khevenhiller X, 498. Kurz a. a. O. 86 flg.

uch in Privathäusern darf kein unkatholischer Lehrer sich aufhalten. ein Adeliger soll in Zukunft ohne Erlaubniß des Landesfürsten seine inder der Erziehung wegen ins Ausland schicken. Bis künftige Ostern 626) hat Jedermann die katholische Religion anzunehmen" u. s. w. er Winter, der Frühling, die gefürchtete Osterwoche ging ruhig vorüber, er im Mai 1626 griff das Landvolk im ganzen Herzogthum zum Gewehr ıd ein Bürgerkrieg erfolgte, dessen Thaten sich nur mit den Kämpfen r Kamisarden im südlichen Frankreich, oder mit dem Widerstand der yroler zu Anfang unseres Jahrhunderts vergleichen lassen. Die Bauern- aft wählte erst Stephan Fadinger, früher Bürger und Hutmacher zu ız, später Besitzer eines Hofguts in der Gemeinde Parz [1]), dann nach- m Fadinger an einer Wunde vor Linz, das er belagerte, gestorben ır, den ritterbürtiger Landmann Wiellinger, zuletzt einen Studenten, sen Namen die Katholiken niemals erfuhren, zu ihren Hauptleuten. e Plane, welche diese Männer mit einer Geschicklichkeit, welche er- renen Feldherren Ehre gemacht hätte, entwarfen, führte das ober- rreichische Landvolk mit einer Tapferkeit und Todesverachtung ohne eichen aus. In wiederholten regelmäßigen Gefechten wurden Baiern) Kaiserliche aus dem Felde geschlagen und doch waren die Bauern : schlecht, meist mit eisenbeschlagenen Dreschflegeln und Morgensternen vaffnet. Maximilian I. mußte im Spätherbste 1626 seinen versuchtesten doberſten, Pappenheim, mit 8000 Mann herbeirufen. Pappenheim chte dem Krieg ein Ende. In seinem Berichte [2]) an den Kaiser t er dem Muthe der Bauern ein Zeugniß, das ihn selber ehrt. Hin- tungen schloßen das Trauerspiel.

Das Herz blutet, wenn man die Gräuel liest, die dort im Namen Religion begangen wurden. Dennoch kann und will ich den deutschen ser nicht verdammen. Bedenkt man, welch' furchtbarer politischer el die Religion in jenen Zeiten war und unter damaligen Umständen mußte, so erscheint sein Verfahren in einem milderen Lichte. Jeder olische Unterthan eines protestantischen, oder umgekehrt jeder evan- che Unterthan eines katholischen Fürsten sann auf Neuerung und bot ıden Glaubensgenossen die Hand. Die oberösterreichischen Bauern ten zu Anfange des Kampfes Verbindungen mit dem Könige von emark, Christiern IV., anzuknüpfen, der damals gegen den Kaiser in fen stand. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich sechs Jahre später. nach dem Siege Pappenheim's glomm im Lande ob der Ens das r des Aufruhrs unter der Asche. Nachdem Gustav Adolf die Schlacht vem Lechfelde gewonnen und sich in Baiern festgesetzt hatte, erschienen, unten gezeigt werden soll, Abgesandte der Oberösterreicher, Hülfe nd in seinem Lager. Wie jeder andere katholische Landesherr, war Kaiser nur dann seines Besitzes sicher, wenn die Unterthanen denselben

[1]) Kurz a. a. O. S. 137. — [2]) Ders. a. a. O. S. 417 flg.

Glauben mit ihm bekannten. Ich möchte wünschen, daß Fadiger, Wiellinger, der unbekannte Student, und ihre tapfern und rechtschaffenen Genossen für eine dem deutschen Reiche nützlichere Sache gekämpft hätten.

Die Vorrechte des oberösterreichischen Herrenstandes waren durch die Reformationserlasse vom Jahre 1624 und 1625 zwar beschnitten, aber nicht völlig aufgehoben. Sie durften keine evangelische Prediger mehr auf ihren Schlössern halten, aber auch nach Beendigung des Bauernaufstandes übten sie ungehindert protestantischen Privatgottesdienst. Deßgleichen blieben ihre protestantischen Amt- und Geschäftsleute, welche sich sogar in manchen Fällen erkühnt haben sollen, katholische Grundholden zu bedrücken, namentlich durch feiertägliche Frohnden am Besuche der katholischen Kirchen zu verhindern [1]). Auf Klagen, die wegen solcher Mißbräuche zu Wien einliefen, erging im März 1627 von dort der Befehl [2]), daß alle protestantischen Beamten in Oberösterreich entweder katholisch werden, oder das Land verlassen sollten. Viele der Bedrohten suchten bei ihren adeligen Herren Schutz, brachten allerlei Einwände vor, als könnten sie mit dem Abschlusse der Rechnungen nicht fertig werden, und blieben im Lande. Nun griff der Kaiser durch. Ein Ausschreiben erschien, welches nicht blos die Diener, sondern auch die Gebieter treffend, den protestantischen Adeligen die Wahl ließ, entweder zur Annahme der katholischen Religion sich zu bequemen, oder innerhalb drei Monaten ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern [3]). Wiederholte Gegenvorstellungen des Herrenstandes nützten nichts, Ferdinand II. bestand auf seinem Willen. Nur Wenige wechselten den Glauben. Im Frühjahr 1628 sagten Diejenigen, welche fest blieben, der Heimath Lebewohl, und siedelten großen Theils in protestantische Reichsstädte, Regensburg, Nürnberg, Ulm, Lindau, Augsburg über [4]). Oberösterreich war dem Anscheine nach von Ketzern gesäubert.

Der glückliche Erfolg des Bekehrungsgeschäfts im ebengenannten Herzogthum machte Muth, Solches auch im Lande unter der Ens zu versuchen. Der Herrenstand hatte hier, wie oben bemerkt worden, seine Religionsfreiheit behalten, und übte in seinen Dörfern, Schlössern und Städten ungehindert protestantischen Gottesdienst. Aber nun verlangte der päbstliche Botschafter Caraffa, daß auch hier die Einheit der Kirche wieder hergestellt werde. Die eidliche Zusicherung, welche man dem niederösterreichischen Adel 1620 gegeben, machte jedoch dem Kaiser Bedenken, er forderte das Gutachten einer Rathsversammlung, in welcher, außer mehreren weltlichen Großbeamten, der Beichtvater Lämmermann sammt zwei andern Jesuiten Sitz und Stimme erhielt [5]). Die Meinungen waren getheilt: die Einen erklärten, der Kaiser müsse seinen Eid

---

1) Kurz a. a. O. II, Einleitung S. VI. — 2) Ebendas. S. IV u. Caraffa Text S. 288. — 3) Das. S. IX flg. — 4) Das. S. XII. — 5) Khevenhiller XI, 304 flg. Caraffa a. a. O. S. 320 flg.

alten, und wiesen auf politische Gefahren hin, welche die beantragte Maaßregel herbeiführen dürfte: die Hälfte der Soldaten und Offiziere es kaiserlichen Heeres seyen Protestanten und leicht möchte es geschehen, aß der evangelische Adel des untern Erzherzogthums sich aus Verzweif- ıng mit den Ungarn oder mit den Partheien im Reiche verbände. Doch egte die entgegengesetzte Ansicht, welche von den Jesuiten vertreten ward. :tztere machten geltend: allerdings sey jener Eid unverletzlich, allein das ersprechen des Kaisers vom Jahre 1620 beziehe sich nur auf die An- inger der lauteren augsburgischen Confession. Nun hätten aber die ·otestantischen Niederösterreicher während der neulichen Unruhen sich mit n Calvinisten vereinigt und den Lehrbegriff Luther's aufgegeben, sie nnten daher auch keine Rechte fordern, die ihrem Bekenntnisse nie ein- räumt worden. Man sieht, der Vorwand war darauf berechnet, den ıtheranern im Reiche, namentlich dem Kurfürsten von Sachsen und nen Theologen, Sand in die Augen zu streuen. Unter dem $\frac{4}{14}$. Sep- nber 1627 erließ der Kaiser ein Mandat [1]), welches sämmtlichen un- :holischen Predigern und Schulmeistern, die sich noch in den adeligen rten befanden, innerhalb vierzehn Tagen das Land zu räumen gebot. hne Widerstand, sogar ohne Lärm, ward der Befehl vollstreckt. Die eligen Herren dagegen erfuhren eine mildere Behandlung, als ihre Ge- ssen im Lande ob der Ens. Diejenigen, welche auf die Uebung prote- ntischen Gottesdienstes verzichteten, wurden nicht zum Auswandern ;wungen. Noch im Jahr 1652 gab es dreiundvierzig evangelische Fa- lien unter dem Herren-, dreißig im Ritterstande [2]); in der Folge haben h diese den Glauben gewechselt.

In Schlesien bewirkten zwei Ursachen, daß trotz dem besten Willen : Kaisers eine allgemeine Bekehrung der Einwohner nicht ins Werk etzt werden konnte [3]). Ein großer Theil der Provinz gehörte den rzogen von Liegniz, Brieg, Oels, Bernstadt, Wohlau, welche, als sie : Zeiten in den Lehnsverband der Krone Böhmen traten, sich ihre desherrlichen Rechte vorbehalten hatten. Diese Herzoge waren im ıfe des 16. Jahrhunderts zur protestantischen Kirche übergegangen, ı nach den Satzungen des Augsburger Religionsfriedens kam ihnen er die Befugniß zu, über die Religion ihrer Gebiete zu verfügen. h in den unmittelbaren Ländertheilen hatte das Lutherthum während Unruhen unter Kaiser Rudolph II. in der Art Eingang gefunden, die Protestanten in Niederschlesien die überwiegende Mehrzahl bil- n, in Oberschlesien dagegen den Katholiken das Gleichgewicht hielten. ser Stand der Dinge wurde durch die Schlacht von Prag, welche) Schlesien wieder dem Kaiser unterwarf, nicht geändert. Denn der fürst von Sachsen, der, wie unten gezeigt werden soll, im Namen

[1]) Raupach, evang. Oesterreich IV, Beilage S. 254. — [2]) Ders. IV, Text S. 463.
[3]) K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen VII, 140 flg.

Ferdinand's II. die Provinz zum Gehorsam brachte, verbürgte den Einwohnern ihre kirchlichen Freiheiten. Der oft genannte Botschafter Caraffa spricht [1]) seinen Aerger über die von dem Sachsen gemachten Zugeständnisse aus. Vorerst mußte der kaiserliche Hof an sich halten. Allein nachdem das Heer des Königs von Dänemark, welches bis ins Herz von Schlesien eindrang, zurückgeschlagen war, und nachdem Wallenstein den Kaiser auf den Gipfel der Macht erhoben hatte, beschloß man auch die Schlesier in die alte Kirche zurückzuführen. Die Mittel, welche angewendet wurden, waren dieselben, wie in den andern Provinzen: Ueberredung, List, Drohungen, wo diese nichts nützten, Einlagerung von Soldaten, welche hartnäckige Protestanten aufs Blut peinigten. Auf diese Weise wurden in den Jahren 1627 und 1628 alle dem Kaiser unmittelbar gehörigen Orte Ober- und Niederschlesiens katholisch gemacht. Die mittelbaren Herrschaften Liegniz, Brieg, Oels, Bernstadt, Wohlau dagegen, so wie die Hauptstadt Breslau, welche ständische Vorrechte besaß, kamen mit dem Schrecken davon. Sie blieben, eine lutherische Insel im katholischen Meere deutsch-österreichischer Erbländer, beim augsburg'schen Bekenntniß. Kaiser Ferdinand bewies bei dieser Gelegenheit eine Achtung vor dem Buchstaben der Reichssatzungen, die ihn große Ueberwindung kostete, die aber auch sonst bei ihm hervortritt. Politisch-klug war das doppelte Maaß nicht, das er an Schlesien legte, es hat sich am österreichischen Hause gerächt. Hundert Jahre später wurde der berühmte Raub, welchen der Preuße Friedrich II. an Maria Theresia beging, nachdrücklich durch die Trümmer des Protestantismus befördert, welche Ferdinand II. damals in Schlesien bestehen ließ. Kirchliche Sympathieen halfen dem Brandenburger die Provinz erobern und behaupten.

Wenden wir uns jetzt zu dem königlichen Flüchtling, der die Hauptrolle in dem böhmischen Trauerspiel übernehmen mußte, zu Friedrich V. Noch ehe er durch die Entscheidungsschlacht vor Prag sein Wahlkönigreich verlor, war sein pfälzisches Erbe in feindliche Hände gefallen. Als Spinola mit den Spaniern aus Brabant den Rhein heraufzog, lagerte Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach, Feldherr der Union, bei Oppenheim, jedoch ohne Auftrag, mit dem Feinde zu schlagen. Nun setzte Spinola bei Coblenz auf das rechte Ufer des Rheins über, und rückte auf den Main los. Alsbald zogen die Unirten gegen Frankfurt, verwüsteten die Umgegend und stellten sich, als ob sie eine Schlacht annehmen wollten. Auf die Nachricht hievon ging Spinola wieder bei Mainz auf das linke Ufer hinüber, drang an Oppenheim vorbei, wo eine Abtheilung unirter Truppen lag, in die Pfalz ein und nahm die Städte Creizenach und Alzey weg. Der Markgraf von Ansbach begnügte sich, die Fortschritte der Spanier zu beobachten. Auf die Klagen der Pfälzer erwiederte er gelassen: die Kriegsmacht der Union sey nicht

---

[1]) K. A. Menzel a. a. O. Text S. 91.

ı einem Angriff, sondern blos zum Zwecke der Vertheidigung zusam-engezogen. Damit war offen zugestanden, daß die verbündeten Fürsten ıs Erbe des Kurfürsten von der Pfalz im Stich lassen, und blos auf icherheit ihres eigenen Gebiets Bedacht nehmen wollten. Es blieb bei, obgleich Prinz Moritz von Oranien gegen 6000 meist englische ülfstruppen zum Heere der Union stoßen ließ, und den Bund beschwor, Spanier nicht im Reiche zu dulden. Während des Winters über-wemmte Spinola ungehindert die Rheinpfalz und nahm die meisten rte weg. Nur Lautern, Mannheim, Heidelberg, Frankenthal blieben den Händen der Feldobersten des Kurfürsten [1]).

So stand es mit der Sache Friedrich's V. am Rhein, als er in lge der Prager Schlacht sein neues Königreich verlassen mußte. Der serliche Bann folgte ihm auf dem Fuße. Den 12/22. Januar 1621 er-rte Ferdinand den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Fürsten ristian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, ı Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, als Beleidiger kaiserlicher ajestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller Wür-und Güter verlustig. Wider die Oberpfalz sollte der Herzog von iern, wider den Fürsten von Anhalt und den von Jägerndorf sollte rsachsen, wider den Grafen von Hohenlohe der Bischof von Würzburg Bann vollziehen [2]), die Rheinpfalz war ohnedieß schon in den Hän-der Spanier. Man schrie laut [3]) über die Ungesetzlichkeit dieser t, theils weil sie der nöthigen Formalitäten ermangle, indem die Kur-sten des heiligen römischen Reichs nicht darüber befragt worden seyen, ls weil ihr die rechte Begründung fehle, indem Kurfürst Friedrich V. ch die Annahme der böhmischen Wahl sich nicht gegen den Kaiser, ern blos gegen das Haus Oesterreich vergangen habe, wenn es je Vergehen sey, eine angebotene Krone anzunehmen. Ein Fünklein hrheit mag in diesen Behauptungen liegen, allein noch gewisser ist, die Reichskonstitution ein bloßer Name geworden war. Jeder ver-e sie, so lange er die Macht dazu hatte. Erst wenn ein Reichsstand ief im Unglücke saß, daß die letzten Beweismittel der Fürsten, Kano-ugeln und Pulver, nichts mehr nützten, berief man sich auf die Kon-tion, als auf den letzten Strohhalm der Verzweifelten, um gleich her, wenn der Wind günstiger blies, gegen sie zu handeln. War er Reichskonstitution gemäß, als Luther den Deutschmeister und den ischof von Mainz aufforderte, ihre geistlichen Lehen in weltliche tenthümer zu verwandeln, oder als Kursachsen und Hessen im Ein-ändisse mit Frankreich den schmalkald'schen Bund schloßen? war es Konstitution gemäß, als Kurfürst Moritz den Kaiser Karl V. in bruck überfiel? oder als Friedrich V. vor der Wahl zum böhmischen

---

[1]) Die Beweise bei Senkenberg III, 544 flg. 569 flg. — [2]) Khevenhiller IX, flg. — [3]) Senkenberg IV, 4.

Könige mit dem Savoyarden und andern Fürsten über das Erbe Habsburgs das Loos warf? Was Friedrich V. Andern hatte zufügen wollen, war ihm selbst widerfahren; er hatte also ebensowenig Recht sich über die Härte Ferdinand's zu beschweren, als der Preuße Friedrich II. über die Habsucht Oesterreichs klagen durfte, wenn ihm in Folge des 7jährigen Krieges alle seine Länder genommen worden wären.

Von Prag floh der böhmische Winterkönig — so nannte man ihn spottweise — nach Breslau, in der Hoffnung, die Schlesier würden ihr Blut und Geld aufwenden, um seine Sache wieder herzustellen. Mittelst Ausschreibens vom $\frac{20}{30}$. November berief er sofort einen schlesischen Landtag, der auch Anfangs Dezember zusammentrat. Friedrich forderte die Versammlung auf, Geld zu bewilligen: noch sey nicht Alles verloren, von Schlesien aus könne man Böhmen wieder erobern, die schwer bedrohte Religionsfreiheit retten. Die Stände gaben eine Antwort, in welcher Versicherungen von Treue und Ergebenheit nicht gespart waren [1]. Aber die Scene änderte sich, als am $\frac{20}{30}$. Dezember 1620 ein kursächsischer Trompeter mit zwei Schreiben in Breslau eintraf. In dem einen meldete Kurfürst Johann Georg, daß er vom Kaiser beauftragt sey, Schlesien zum Gehorsam zu bringen, im zweiten verkündigte er den Ständen Bestätigung aller ihrer bürgerlichen und kirchlichen Freiheiten, wenn die Provinz sich gutwillig unterwerfen würde. Die Stände theilten beide Schreiben dem Könige mit, und begannen sofort ihre Unterhandlung [2] mit dem Kursachsen, welche nach kurzer Dauer zu einem für Schlesien erwünschten Ziele führte. Das Land kehrte durch Vertrag vom $\frac{18}{28}$. Februar 1621 zum Gehorsam gegen Habsburg zurück, und erhielt dafür Zusicherung seiner Freiheiten; dagegen ward der Kurpfälzer seinem Schicksale überlassen. Friedrich V. hatte nicht abgewartet, bis die Sache so weit gedieh. Am $\frac{3}{13}$. Januar war er seiner Gemahlin nachgereist, die Ende November 1620 eine Zufluchtsstätte in Kurbrandenburg beim Schwager ihres Gemahls gesucht hatte. Es ging dort Beiden schlecht: mit Mühe wies brandenburg'sche Angst vor dem Kaiser der hochschwangern Namenskönigin von Böhmen einige Zimmer im Schlosse zu Küstrin an, damit sie dort niederkommen könne [3]. Trotz dieser niederschlagenden Behandlung, die er von Seiten seiner nächsten Anverwandten erfuhr, hegte der gestürzte Pfälzer die besten Hoffnungen.

Er schickte damals (im Januar 1621) den Grafen von Hollach nach Dresden, mit dem Auftrage [4] an den Kurfürsten: „Johann Georg möchte Sorge tragen, daß dem Pfalzgrafen das Königreich Böhmen zurückgegeben und aller Schaden schleunigst ersetzt werde, widrigenfalls Friedrich V. sich genöthigt sähe, Türken und Tartaren ins Reich

---

1) K. A. Menzel neuere Geschichte der Deutschen VII, 10 flg. — 2) Urkundliche Nachrichten hierüber bei C. A. Müller Forschungen III, 444 flg. — 3) Menzel a. a. O. S. 20 flg. — 4) v. Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse I, 158 u. Anhang S. 95.

ı rufen, und mit ihrer Hülfe sein gutes Recht zu verfechten." Welcher
)rad von Verblendung! Nach kurzem Aufenthalt in Küstrin und Berlin
ẞten die gefallenen Majestäten ihre Reise fort. Elisabeth begab sich
ıch Holland, ihr Gemahl ging nach Niedersachsen, um dort Freunde
ıd Helfer zu suchen. Ende Januar finden wir Friedrich zu Wolfen-
ittel [1]), wo seine Verbindung mit dem Halberstädter Christian, der nach-
r so viel Lärm machte, ihren Anfang nahm. Eine Schilderhebung der
edersächsischen Kreisstände, mit dem Könige Christian IV. von Dänemark
ı der Spitze, zu Gunsten des Kurpfälzers war im Werk, und für die-
ı Zweck bereits eine Versammlung angekündigt. Um in der Nähe
s Dänen zu seyn, von welchem er Alles erwartete, reiste Friedrich V.
n Wolfenbüttel nach Hamburg. Fortwährend wiegte er sich in süßen
äumen einer glücklichen Zukunft und naher Rache an seinen Wider-
hern. Von Wolfenbüttel aus hatte er an den Grafen von Manns-
d, der damals, wie wir wissen, etliche böhmische Plätze im Namen
iedrich's besetzt hielt, einen Brief [2]) erlassen, in welchem es unter An-
em heißt: „Mannsfeld möge in der bisher bewiesenen Treue beharren,
hstens werde er, Friedrich V., dem Grafen mit Geld und Volk zu
lfe eilen, und nicht eher ruhen, bis er sich an seinen Feinden mit
ttes Beistande gerächt habe." Mit noch größerer Zuversicht schrieb
ebrich V. von Hamburg aus an seinen alten siebenbürgischen Bun-
genossen Bethlen Gabor: „sintemalen ohne Zweifel im ewigen Rath-
usse des Allmächtigen vorher bestimmt sey, daß er sein Königreich
hmen sammt den Erblanden wieder mit dem Schwerte erobern solle,
de er hierin dem Willen Gottes Folge leisten, und von Nun an mit
ts eifriger sich beschäftigen, als daß er die eine Weile abgelegten
ffen wieder zur Hand nehme, die abgefallenen Unterthanen mit Feuer
Schwert verfolge, die getreuen aber von dem spanisch-österreichischen
he befreie, und somit Dasjenige verrichte, was Gott im Himmel, den
stlichen Mächten auf Erden, und der ganzen Nachwelt wohlgefällig
werde. Zu solchem Ende habe er bereits mit Hülfe Englands,
ıemarks, Schwedens, auch des niedersächsischen Kreises, ein wohlge-
tes Heer von 20,000 Mann beisammen, mit welchem er binnen
Monaten nach Böhmen zu ziehen und nachher auch die Pfalz wie-
zu erobern gedenke. Damit nun das große Vorhaben um so besser
ıge, möge Bethlen Gabor seiner Seits durch verheerende Einfälle
Oesterreich, Mähren, Steiermark, Schlesien, der gemeinsamen Sache
schub leisten." Zum Verständniß dieser und ähnlicher hoffnungs-
fener Aeußerungen des Kurpfälzers muß ich bemerken, daß Theolo-
welche einzelne Stellen des Propheten Daniel und der Offenbarung
ınnis auf ihn bezogen, so wie Sterndeuter dem Unglücklichen baldige
erherstellung verheißen hatten [3]).

[1]) Von d. Decken „Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg" I, 81. — [2]) Sen-
g a. a. O. IV, 53. — [3]) Ebendas. S. 54 flg.

Die oben erwähnte Versammlung der niedersächsischen Kreisstände erfolgte Anfangs März in dem holsteinischen Städtchen Segeberg. Außer dem Könige Christian IV. von Dänemark, den Herzogen von Celle, Wolfenbüttel, Lauenburg, Weimar erschienen holländische, kurbrandenburg'sche und pommer'sche Gesandte [1]). Auch der abgesetzte Kurpfälzer fand sich ein, aber Christian IV. wollte ihn zuerst gar nicht sprechen, und als Friedrich endlich vorgelassen ward, empfing er von dem Dänen bittere Vorwürfe. Wir theilen den Bericht [2]) eines kursächsischen Spions mit: „König Christian hat gegen den Pfalzgrafen, als er zu ihm nach Segeberg kam, gar wunderliche Reden geführt. Anfangs soll er ihn gefragt haben: wer hat Euch gerathen, Könige zu verjagen und Königreiche einzunehmen? Wenn dies Eure Räthe thaten, so haben sie gehandelt wie Schelme. Weiter frug er: warum habt Ihr Bilder gestürmt [3])? Wie nun der Pfalzgraf antwortete: wenn Einer ein Haus hat, richtet er es gerne nach seinem Wohlgefallen zu! entgegnete der König: es ist die Frage, ob es Euer Haus gewesen. Ferner sagte er: zuvor hat man die Pumpsäcke (die Dänen, so genannt wegen ihrer weiten Hosen) für Nichts geachtet, nun Ihr aber den Karren in den Dreck hinein gefahren habt, kommt Ihr und sucht Hülfe bei ihnen. Ihr müßt Euch vor dem Kaiser demüthigen und ihn um Verzeihung bitten, alsdann will ich dahin wirken, daß Spinola die Pfalz verlassen muß, und daß Ihr Euer Erbland wieder bekommt. Mit Böhmen aber will ich nichts zu thun haben, denn das ist eitel Unrath." Der kursächsische Berichterstatter erzählt weiter: nachdem der Pfalzgraf sich bereit erklärt, auf Böhmen zu verzichten, habe ihm der König versprochen, seinetwegen eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken. Christian that noch einen andern Schritt, der sich günstig für den Kurpfälzer auslegen ließ: er hielt an die zu Segeberg versammelten Fürsten eine Rede [4]), in welcher er darauf antrug, die niedersächsischen Stände möchten ein Vertheidigungs-Bündniß mit Dänemark errichten, und gemeinsam ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern aufstellen, damit man im Nothfalle Angriffe der katholischen Parthei zurückweisen und die Union unterstützen könne. Die dänischen Vorschläge fanden Anklang. Ein von dem dänischen Könige, dem Halberstädter Christian und dessen Bruder, dem Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, unterzeichnetes Schreiben [5]) wurde am $\frac{5}{15}$. März an den General Spinola erlassen, in welchem die ebengenannten Herren den Spanier aufforderten die Pfalz zu räumen. Zugleich beschloß die Segenberger Versammlung, auf einem demnächst zu haltenden niedersächsischen Kreistage in Lüneburg das Ansinnen des Königs von Dänemark in weitere Berathung zu ziehen.

---

[1]) Von der Decken I, 82. — [2]) Müller Forschungen III, 468 flg. — [3]) Ueber das Ereigniß, auf welches Christian IV. anspielt, siehe oben S. 273. Der König macht, wie man sieht, den eifrigen Lutheraner. — [4]) v. d. Decken a. a. O. I, 86. — [5]) Senkenberg IV, 56.

Der Lüneburger Kreistag wurde wirklich den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. April 1621 er-
ffnet. Eben erschollen aus Böhmen herüber Gerüchte von furchtbaren
Maaßregeln des Kaisers gegen die gefangenen Anhänger Friedrich's V.,
on Hinrichtungen, die im Werke seyen. Um so kampflustiger war die
stimmung der versammelten Niedersachsen, dieselben beschlossen, die Sache
es Kurfürsten von der Pfalz zur ihrigen zu machen. Plötzlich machte
er eine Hiobspost aus dem Süden den kriegerischen Gelüsten der Lüne-
urger ein Ende: die Nachricht lief ein, daß die Union, an welche die
edersächsischen Herren sich anzuschließen gedachten, auseinander gefallen
. Jetzt entsagten Viele, die von vorne herein lauer gewesen, weil
entweder die Rache des Kaisers oder die Ausgaben des bevorstehen-
n Kampfes fürchteten, den gefaßten Beschlüssen. Aber Andere blieben
t. Der König von Dänemark, die Herzoge Christian der ältere von
lle, und Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, zwei kleine aber sehr ehr-
htige welfische Fürsten, fuhren auch seitdem mit Rüstungen fort, die
on früher von ihnen begonnen worden waren [1]. Indessen hatte der
inenkönig sein dem Kurpfälzer zu Segeberg gegebenes Versprechen
üllt: eine dänische Gesandtschaft ging wirklich nach Wien, um vom
iser Aufhebung der Acht wider Friedrich V. und Wiederherstellung
selben in die Pfalz zu erbitten; allein sie richtete nichts aus. Nach-
n mehrere und sehr lange Schriften [2] von dem Wiener Hofe und
dänischen Abgeordneten gewechselt worden, schickte Kaiser Ferdinand
Dänen mit einem abschläglichen Bescheide heim, der in Höflichkeiten
gehüllt war. Gleichwohl standen die norddeutschen Angelegenheiten
immer leidlich für den Kurpfälzer, wenn nur der Dänenkönig die
ffen, die er schon ergriffen, nicht wieder aus der Hand legte. Aber
teres geschah, und nun zeigte es sich, daß Christian IV. nie im Ernste
Unterstützung des Pfalzgrafen gedacht, sondern zu ganz andern Zwecken
Rüstungen gemacht hatte.

Erinnern wir uns, daß es im nördlichen Deutschland mehrere sehr
Stifte gab, welche einst in besseren Zeiten der katholischen Kirche
rten, aber seit dem Augsburger Religionsfrieden ein Spiel der Ehr-
lutherischer Fürstensöhne geworden waren, welche diese ehemaligen
lichen Reichslehen unter dem Namen von Administratoren an sich zu
n pflegten. Fast alle Ränke, die seit 60 Jahren an den kleinen
deutschen Höfen gespielt wurden, alle Eifersüchteleien und Bosheiten
Einen gegen den Andern, drehten sich um die Frage des Besitzes
einst geistlichen Güter. Nun glaubte sich auch der Jüte berechtigt,
Prinzen auf Deutschlands Kosten mit solchen Stiften auszurüsten,
e vor Jahrhunderten die fromme Großmuth oder die politische
heit unserer Kaiser als Mittelpunkte christlicher Lehre, als Bänder
Reichseinheit, als Waffenplätze und Missionsposten zu Bekehrung

[1]) W. v. Decken I, 90. — [2]) Khevenhiller IX, 1370 flg.

heidnischer Slaven und Skandinavier, errichtet hatte. Und die Bemühungen des Dänen waren nicht vergeblich. Schon 1617 hatte er seinen Sohn Friedrich nach Deutschland gesendet, um auf einmal nach einem Erzstift und zwei Hochstiften, Bremen, Verden, Osnabrück zu angeln [1]). Im Frühjahre 1621 erreichte er theilweise das ersehnte Ziel. Von den lutherischen Domkapiteln, die wie zum Spotte fortbestanden, erhielt Friedrich die Anwartschaft auf Bremen, eine Zusage für Verden. Zugleich wurde ein Bruder des eben genannten Friedrich, der Prinz Ulrich, mit der Anwartschaft auf Schwerin bedacht [2]). Aber noch fehlte die kaiserliche Bestätigung. Eben um diese zu erlangen, hatte der König jene Rüstungen gemacht, die Kreistage von Segeberg und Lüneburg berufen und die Maske vorgenommen, als gedenke er Etwas für den gestürzten Kurpfälzer zu thun. Er wollte sich den Krieg, mit dem er drohte, um den Preis der kaiserlichen Genehmigung jener geistlichen Erbschleicherei abkaufen lassen. Und so geschah es auch. Zusicherungen, die aber nicht ernstlich gemeint waren, müssen dem Dänen gemacht worden seyn, nun stellte er plötzlich seine Rüstungen ein [2]). Christian's IV. Verfahren bei diesem Anlasse bürgt für die Wahrheit der Charakterschilderung [3]), welche der Darmstädter Landgraf Ludwig V. in einem geheimen Berichte an seinen Schwiegersohn, den Lüneburger Herzog Georg, von ihm 1623 entwarf. „Der König von Dänemark" heißt es hier „hat nur zwei Zwecke im Auge: in seinem Lande unumschränkt zu herrschen und Dänemark auf Kosten Deutschlands zu vergrößern; an Krieg wider den Kaiser denkt er nicht. Er ist höchst lasterhaft und lebt in offenem Ehebruche. Seine Verwandtschaften mit Kurbrandenburg, Kurpfalz [4]) und andern deutschen Häusern will er nur zur Befriedignng seiner Ehrsucht benützen, obgleich er sich ganz anders stellt. Er ist reich, wird aber seinen Reichthum nie für die gemeinsame lutherische Sache aufwenden. Die dänischen Reichsstände fürchten sein Streben nach unumschränkter Gewalt und lassen ihn nicht gerne Heere aufstellen. Christian IV. hat Neigung zum Krieg und glaubt ein guter Feldherr zu seyn, ist es aber in der That nicht, und wird des Kriegführens wie alles Andern bald überdrüssig, überhaupt bringt er nichts zu Ende." Nachdem der Dänenkönig sein schon geworbenes Heer entlassen, mußten auch jene kriegslustigen welfischen Herzoge wohl oder übel wollend entwaffnen. Abermal war der Kurpfälzer verrathen!

Friedrich V. hatte die eben beschriebene Entwicklung der norddeutschen Angelegenheiten nicht abgewartet, sondern sich von Segeberg nach Holland begeben, wohin ihm seine Gemahlin vorangereist war. Er hoffte dort gleichfalls Hülfe zu finden, kam aber, verglichen mit seinem Ge-

[1]) V. d. Decken I, 57. — [2]) Derselbe I, 91. — [3]) Mitgetheilt von demselben I, 113. — [4]) Die Schwester Christian's IV, Anna, war Königin von England und Friedrich's V. Schwiegermutter, die Gemahlin Christian's IV. aber, Anna Catharina, eine Muhme des Kurbrandenburgers.

suche in Deutschland, vom Regen in die Traufe. Ein sächsischer Berichterstatter möge reden. Pöllnitz, den der Kurfürst Johann Georg nach dem Haage geschickt, um die Schritte des Kurpfälzers zu belauern, meldet [1]) nach Dresden: „Ich habe allhier den Pfalzgrafen in ziemlicher Armuth gefunden. Denn obwohl das Gerücht ging, als werde die Zehrung der kurpfälzischen Familie von den Staaten bestritten, verhält sich die Sache in Wahrheit anders. Nicht länger als die ersten drei oder vier Tage hielt man sie frei, jetziger Zeit aber müssen sie, um leben zu können, Pferde, Kleinodien und Alles, was sie mitgebracht, täglich verkaufen, und wissen zur Zeit noch nicht, wie ihre Zukunft sich gestalten möge." Friedrich V. nahm sich seine unglückliche Lage nicht sehr zu Herzen. Der Spion fährt fort: „die Person des Pfalzgrafen betreffend, stellt er sich nicht anders an, als ob ihm niemals etwas Widerwärtiges begegnet wäre, sondern er spazieret und fährt täglich außerhalb dem Haag, und spielt mit den jungen Herren (seinen Knaben) Ball in dem Busche vor dem Haag, welches von Vielen mehr für ein Kinder- denn für ein Königs-Spiel angesehen wird. Auch der Prinz Moritz von Oranien ist sehr ungehalten darüber, sagend, daß es dem Kurfürsten besser anstände, Tag und Nacht auf Mittel zu denken, wie er die verlorne Krone Böhmen und die Pfalz wieder erobern möge, als seine Zeit mit solchen Kindereien durchzubringen." Die wahre Absicht der Hungerkur, welche Moritz von Oranien mit der gestürzten Majestät vornahm, erhellt aus dem weiteren Berichte des Sachsen: „der König von England (Jakob, Friedrich's V. Schwiegervater) hat durch mehrere Schreiben den Staaten hart verwiesen, daß sie die vornehmste Ursache vom Verderben seiner Tochter und dero Kinder seyen, und daß sie auch jetzt noch immer den Pfalzgrafen aufwiegelten, und, statt ihm zur Versöhnung mit dem Kaiser zu rathen, vielmehr denselben abhielten." Die Sache ist klar. Gleichwie die Staaten den Kurpfälzer in Böhmen vorangeschoben hatten, um ihn als Schild wider die Macht Oesterreichs zu gebrauchen, so wollten sie ihn auch jetzt wieder für ihren Dienst verwenden. Friedrich sollte mit holländischem Gelde alsbald nach Deutschland zurück und den Krieg erneuern. Weil er aber keine Lust zu Fortsetzung eines so mißlichen Geschäftes in sich verspürte, ließ man ihn hungern. Mangel am Nöthigsten, hofften die hochmögenden Herren, werde die Abneigung des gefallenen Prinzen bezähmen, und ihn zuletzt in ein williges Werkzeug holländischer Plane gegen Habsburg verwandeln. Bald wird sich zeigen, daß diese Berechnung zutraf.

Indessen war der letzte Schimmer von Hoffnung, die er noch auf deutsche Hülfe gesetzt, vollends erbleicht. Schon seit dem Vertrage zu Ulm [2]) hatte die Union fast kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben; die Nachricht von der Schlacht bei Prag versetzte die verbündeten Für-

---

[1]) Müller Forschungen III, 460 flg. — [2]) Siehe oben S. 270.

sten in Schrecken. Zwar kam zu Ende des Jahres 1620 der Ritter Morton als Gesandter Jakob's von England nach Oberdeutschland herauf mit Briefen [1]), in welchen die Union zur Standhaftigkeit ermahnt wurde, und was noch kräftiger, mit 100,000 Kronen in der Tasche, welche er zum Unterhalt des Bundesheeres anbieten sollte; aber dieses Mittel wirkte nicht mehr. Am nämlichen Tage, ($\frac{18}{28}$. Januar 1621) da Ferdinand II. die Achtserklärung gegen den Kurpfälzer und seine Genossen schleuderte, erließ Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, einer der mächtigsten Unirten, von Stuttgart aus an den Kaiser ein Schreiben [2]), in welchem er fast um Gnade flehte, und sich erbot, auf dem nächsten Unionstage zu Heilbronn die Mitglieder des Bundes zum Frieden zu ermahnen. Gerüchte von strengen Maaßregeln, welche man in Wien beabsichtige, und insbesondere die Drohung des spanischen Heerführers Spinola, Würtemberg von der eroberten Pfalz her zu überziehen, wenn Johann Friedrich ferner die Sache des Kurpfälzers vertheidigen würde, hatten den Herzog zu diesem Schritte bestimmt, welcher den Bruch der Union herbeiführen mußte.

Der Unionstag, von dem der Würtemberger in dem eben angeführten Briefe spricht, trat Anfangs Februar 1621 in Heilbronn zusammen. Außer dem genannten Herzoge, den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, der zugleich Feldhauptmann des Bundes war, und Georg Friedrich von Baden, so wie vielen Boten der unirten Fürsten und Städte, erschienen englische und holländische Gesandte [3]). Letztere suchten den tief gesunkenen Muth der Versammelten anzufachen, und versprachen, wenn der Bund fortdauern würde, reichliche Geldhülfe. Der Markgraf von Brandenburg-Anspach stimmte ihnen bei, und zwar ist es erklärlich, warum dieser Herr die Meinung der Holländer und Britten theilte. Ein kursächsischer Geschäftsmann, der persönlich in Heilbronn sich eingefunden hatte, schrieb [4]) nach Dresden: „der Markgraf Joachim Ernst beziehe jährlich als Bundesoberster der Union ungefähr 120,000 Gulden Gehalt; sein Beitrag als Mitglied in die Unionskasse belaufe sich höchstens auf 20,000 Gulden, folglich bleibe ihm alle Jahre ein Gewinn von baaren 100,000 Gulden übrig. Es sey deßhalb nicht zu verwundern, daß Ihro fürstlichen Gnaden die Fortdauer des Kriegs wünschen.“ Man sieht: der fromme Brandenburger hätte um den Preis einer Tonne Goldes auch ferner noch die Sache des Evangeliums in der bisherigen Weise vertheidigt! Aber weder seine Beredtsamkeit noch die Gründe der Engländer und Holländer fruchteten. Die Boten mehrerer Städte waren von Heilbronn weggeblieben, weil diese bereits zu Anfang des Jahrs Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe angeknüpft

---

[1]) Abgedruckt bei Sattler würtemb. Herzoge VI. Anhang S. 149 flg. — [2]) Ebendas. S. 150 flg. — [3]) Senkenberg a. a. O. IV, 20. — [4]) Müller, Forschungen III, S. 467.

atten [1]). Andere reisten vor dem Schlusse der Verhandlung ab. Straß-
urg kündigte durch Schreiben vom 12. Februar der Versammlung den
ustritt aus der Union an. Nun hatten die Fürsten bisher verhältniß-
äßig wenig in die Unionskasse bezahlt, die meisten Unkosten waren,
ie es schon beim Schmalkald'schen Bunde geschah, auf die Städte ge-
älzt worden [2]). Daraus folgte, daß die Herren, wenn sie den Bund
inger aufrecht zu halten beabsichtigen, von Nun an, nach dem Abfalle
r Reichsstädte, selbst für Geldmittel sorgen mußten. Das wollten,
as konnten sie nicht! Unaufhaltsam ging daher die Union ihrer Auf-
sung entgegen. So bald dies entschieden war, ermangelte der Mark-
af von Anspach nicht, die Rolle zu wechseln, und nun eifrig am Werke
r Zerstörung mitzuarbeiten. Er wollte jetzt Dank beim Kaiser ver-
enen! Das Geschäft des Leichendienstes aber übernahm ein der Union
emder, durch seine diensteifrige Hingebung für Habsburg längst be-
hmter Fürst, Landgraf Ludwig von Darmstadt. Unter seiner Vermitt-
ng kam nach langem Schriftenwechsel den $\frac{2}{12}$. April 1621 folgende
bereinkunft zwischen der Union und dem General Spinola, der im
amen des Kaisers und Spaniens handelte, zu Stande: „die unirten
irsten machen sich verbindlich, nie mehr gegen Spinola und die von
n besetzten Orte, oder die im Bunde mit ihm stehenden Mächte Waffen
führen, sie werden dem Pfalzgrafen Friedrich V. weder mittelbaren
ch unmittelbaren Beistand leisten, sie versprechen die Union, welche
ne dies mit dem $\frac{4}{14}$. Mai zu Ende ginge, weder zum Besten Fried-
h's V., oder auch sonst gegen den Kaiser zu verlängern, noch ein
es Bündniß zu errichten. Auch werden sie ihr Kriegsvolk noch vor
genannten Frist aus der Pfalz und aus andern ihnen nicht gehörigen
ten abführen, und hinfort dem Kaiser treu bleiben. Dagegen gibt
inola sein Wort, keinen der Unirten oder der mit ihnen Befreunde-
feindlich zu behandeln [3])". Der Kurpfälzer Friedrich V., seit 11
hren Haupt des Bundes, war hiemit förmlich aufgeopfert.

Anfangs Mai versammelten sich die Unirten zum letztenmale in
lbronn. Ihre Aufgabe bestand zunächst darin, den Nachlaß des Bundes
ordnen, die Rückstände zu berichtigen. Eine ungeheure Schuldenmasse
d sich vor, welche eine urkundliche Nachricht [4]) auf eine Million
lden, eine andere ebenso beglaubigte, aber um etliche Monate frü-
[5]), auf 2,982,000 Gulden berechnet. Diese Angaben widersprechen
unseres Bedünkens, nur scheinbar, man muß annehmen, daß der
erschied inzwischen durch eine andere Kasse gedeckt worden war. Die
mehr austretenden Mitglieder der Union, welche im Mai zu Heil-
in sich versammelten, hatten blos eine Million zu bezahlen. Nach

[1]) Senkenberg IV, S. 19. Note c. Müller, a. a. O. S. 467. — [2]) Sattler,
emb. Herzoge VI, 147. — [3]) Senkenberg IV, 35. — [4]) Sattler, Herzoge VI, Text
55. — [5]) Müller a. a. O. III, 468 oben. Der Bericht des Sachsen ist datirt vom
$\frac{\text{bruar}}{\text{ärz}}$ 1621.

Abschluß der Rechnung erfolgte die Erklärung, daß die Union aufgelöst sey, doch mit dem Vorbehalte, man werde auch in Zukunft zum Schutze der Religion und der Freiheit mit einander in Briefwechsel bleiben. Diese Klausel stellte unter günstigeren Umständen eine Wiederherstellung des Bundes in Aussicht. Im Uebrigen fielen während der Versammlung allerlei böse Reden. Markgraf Georg Friedrich von Baden beschuldigte [1]) den Herzog von Württemberg und das bisherige Waffenhaupt der Union, Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, des Verraths. Beide, sagte er, seyen von den Spaniern und dem Kaiser bestochen worden. Hieraus darf man zuförderst den Schluß ziehen, daß der badische Markgraf unzufrieden über die Auflösung der Union war und den Krieg fortzusetzen wünschte. Dieselben Absichten verriethen frühere Schritte des nämlichen Herrn. Im März-Monat, da wegen der Niederlegung der Waffen bereits verhandelt wurde, hatte Georg Friedrich neue Soldaten angeworben [2]), und rund heraus erklärt, daß er dieses Volk, mögen auch die übrigen Mitglieder der Union beschließen, was sie wollen, nicht entlassen werde. Auch die späteren Handlungen des Markgrafen stimmen trefflich mit Dem überein, was er im März that, im Mai zu Heilbronn sprach. Nach einem halben Jahre steht er, wie wir unten finden werden, wieder gegen die katholische Parthei und den Kaiser im Felde. Faßt man die eben erwähnten Anzeichen zusammen, so ergibt sich, daß gewisse Genossen der ehemaligen Union keineswegs die Waffen abzulegen gedachten, sondern auf Erneuerung des Kriegs unter anderer Form sannen. Bald werden wir stärkere Spuren dieses bisher unbekannten Verhältnisses finden.

Nichts desto weniger war die Union als Bund Vieler aufgelöst, und zwar kläglich aufgelöst. Welch' ein Unterschied zwischen dem Frühjahre 1619 und den entsprechenden Monaten des Jahres 1621! Damals wiegten sich die hitzigsten, gierigsten Mitglieder der Union in Träumen eines maßlosen Ehrgeizes [3]): „Das Reich sollte eine völlig andere Gestalt erhalten, das Haus Habsburg mit seinem ganzen Anhange niedergeschlagen werden. Der weitere Plan war, den Fürsten Christian von Anhalt zum erblichen Kurfürsten von Mainz und Erzkanzler des Reichs, den Oranier Moritz und den Herzog von Bouillon zu Kurfürsten von Cöln und Trier zu erheben, den Bethlen Gabor aber mit dem Königreich Ungarn und einer achten Kur zu bedenken. Joachim Ernst von Anspach sollte das Bisthum Würzburg, und jeder andere Mithelfer einen entsprechenden Antheil der Beute in geistlichen Gütern erhalten." Es war, wie man sieht, auf einen allgemeinen Raub des mittelalterlichen Staats, wie der mittelalterlichen Kirche abgesehen. So träumten die

---

[1]) Senkenberg IV, 43. — [2]) Derselbe IV, 29. — [3]) Der folgende höchst wichtige, unter den Papieren des böhmischen Winterkönigs gefundene Entwurf wurde zum erstenmale mitgetheilt von Müller. Forschungen III, 454. und ist aus einem Briefe des kursächsischen Gesandten zu Wien vom 5/15. März 1621 entnommen.

Herren zu der Zeit, da der böhmische Aufruhr in Blüthe stand, und Friedrich sich rüstete nach der Krone Böhmen zu greifen, und jetzt, da die Gefahr nahte, streckten sie das Gewehr und liefen auseinander. Verdienten sie ein anderes Schicksal, als dasjenige, welches nun unaufhaltsam über sie hereinbrach!

Fünftes Capitel.

Der Krieg wird aus Böhmen nach der Rheinpfalz hinübergespielt. Neuer und wider den Kaiser. Das herzogliche Haus von Weimar. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig. Feldzug des Jahrs 1622. Schlachten von Wimpfen, Höchst und Fleurus. Auflösung des pfälzischen Heeres. Uebertragung der pfälzischen Kur an Baiern.

Nach Auflösung der Union standen nur noch Mannsfeld, der pfälzische Feldherr Obentraut, der mit wenigen Truppen einige Städte seines Herrn gegen die Spanier vertheidigte, so wie der englische General Horace de Ver, welcher das kleine englische Heer befehligte, das, wie oben gesagt worden [1]), im Verein mit einigen holländischen Fahnen zum Kriegsvolk der Union gestoßen war, für Friedrich V. in den Waffen, aber Andere rüsteten insgeheim für ihn. In der Voraussetzung, der Kaiser sei es gewesen, der bei solchem Stande der Dinge die Verlängerung des Krieges veranlaßte, erheben fast alle Geschichtschreiber des dreißigjährigen Kriegs rührende Klagen darüber [2]), daß Ferdinand, nachdem er die Erblande wieder erobert sah, nicht seinen Feinden verziehen, Frieden mit ihnen schloß, und das Schwert in die Scheide steckte, wodurch, wie sie sagen, ein 28jähriges Unglück von Deutschland abgewendet worden wäre. Wir bekennen, daß wir solche und ähnliche Behauptungen lächerlich, ungereimt, heuchlerisch finden. Erstlich, wenn der Kaiser in der angesonnenen Weise verfuhr, würden seine Gegner im ... he nur einen Beweis von Schwäche darin gesehen, und sich von ... em gegen ihn verschworen haben, wie ja dies der Halberstädter Christian, der Markgraf Georg Friedrich von Baden und einige ernestinische Herzoge, geködert von holländischem Geld, wirklich thaten. Fürs ... ite ist es unwahr, daß Ferdinand II. sich wieder im Besitze seiner ... ande befand. Oberösterreich war an den Baier, die Lausitz an den ... sen versetzt, und der durch den Aufstand verarmte Kaiser konnte ... fandschaften nur dadurch lösen, daß er seinen Hauptgläubiger, den ... r, auf den Nachlaß des gestürzten Kurpfälzers anwies. Aber um ... ausführen zu können, mußte der Krieg bis zur völligen Vernichtung

[1]) S. 297. — [2]) So erst neuerlich Pfister in seiner Geschichte der Deutschen IV, 455.

Friedrich's V. fortgesetzt werden. Hiezu kommt noch ein dritter, wichtigerer Grund. Nachdem seit einem Jahrhunderte die kaiserliche Krone Germaniens von ungetreuen Vasallen und Reichsverderbern unter dem schändlich gemißbrauchten Namen des Evangeljums verhöhnt und beleidigt worden war, bot sich jetzt eine vielleicht nimmer wiederkehrende Gelegenheit dar, die Ordnung herzustellen, der deutschen Nation ihre Einheit zurückzugeben und die Uebelthäter zur verdienten Strafe zu ziehen. Heiß war das Eisen, jetzt oder nie mußte geschmiedet werden.

Im Uebrigen ist die Voraussetzung jener Tadler falsch. Nicht so wohl der Kaiser, als vielmehr Herzog Max von Baiern, das Haupt der Liga, hat auf Fortsetzung des Krieges gedrungen; und dazu hatte er ebenfalls guten Grund. Als der Herzog im Frühjahr 1620 die Waffen für den Kaiser ergriff, wollte er Etwas gewinnen, nämlich, wie wir aus den Münchner Verhandlungen wissen, den Kurhut des pfälzischen Stammverwandten und zum Mindesten einen Theil seiner Lande. Zu Erreichung des letztern Zwecks genügte nun die gewonnene Schlacht vor Prag nicht, sondern ein schwereres Stück Arbeit war noch übrig: der Pfälzer und sein Anhang mußte völlig zu Grunde gerichtet werden. Das heißt mit andern Worten, das Interesse des Baiers forderte Verlängerung des Kampfes. Und wahrlich es kostete ihn Mühe genug, seine geheime Absicht ins Werk zu setzen, denn seine Mitstände, die übrigen Mitglieder der Liga, traten ihm in den Weg. Erinnern wir uns, daß die Prälaten, Herren und Städte, welche die Liga bildeten, zum Behufe des böhmischen Feldzugs sehr viel Geld beigesteuert hatten. Kaum war die Schlacht bei Prag gewonnen, als die rheinischen Kurfürsten die bis dahin bezahlten monatlichen 100,000 Gulden ferner zu entrichten sich weigerten. Die andern Stände ahmten dem rheinischen Beispiele nach; sie meinten, der Hauptzweck des Bundes sey mit der Eroberung Böhmens erreicht. Um dieser bedenklichen Stimmung der Ligisten zu begegnen, berief Herzog Max im Februar 1621 einen Bundestag nach Augsburg[1]), wo seine Gesandte die Verdienste Baierns um die gemeinsame Sache und die Nothwendigkeit fernerer Anstrengungen stattlich hervorhoben. „In dem letzten Feldzuge," sagten sie, „habe der Herzog allein mehr geleistet, als alle rheinischen Mitglieder zusammen, er habe Leib und Leben, Gut und Blut, Land und Leute daran gesetzt, während Andere gemächlich den Ausgang abwarteten. Durch den Prager Sieg seyen nicht allein der Kaiser und die oberländischen Stände, sondern auch die Rheinlande von großer Gefahr befreit worden. Wenn die Liga sich jetzt auflöse, würden die rheinischen Stände sehr bald zu ihrem großen Nachtheile erfahren, welchen Nutzen ihnen bisher der Bund gebracht. Noch sey die Zeit nicht gekommen, die Waffen aus der Hand zu legen. Die Union stehe noch gerüstet, England und die Generalstaaten seyen bereit, Geld

[1]) v. Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse I, 158 flg. u. Anhang S. 96 flg.

ı geben, Hülfe zu leisten. In Ungarn, in Schlesien, selbst in einem heile Böhmens dauere der Aufruhr fort, und der Kaiser höre nicht ıf, Beistand zu verlangen.“ Man ersieht aus dieser Rede, wie er-rießlich es für den Baier war, daß die Gegner nicht ganz unterdrückt urden, sondern immer ein gewisses Maas von Macht behielten. Nur konnte er seine Mitstände zu fortwährenden Beisteuern bewegen und e für ihn so nützliche Bundes-Obersten-Stelle behaupten. Die Vor-llungen des Herzogs blieben nicht ganz ohne Erfolg. Die Versamm-ng beschloß, auch ferner zum Schutze des Kaisers ein Heer von 15,000 'ann zu unterhalten. Im Falle aber ein Mitglied der Liga angegriffen ürde, sollte das Bundesheer vor Allem dem bedrohten Genossen bei-ringen. Nach Maximilian's Berechnung beliefen sich die Kosten für ,000 Mann monatlich auf 255,000 Gulden. Die nächste Frage war, e diese Summe aufbringen? Die rheinischen Stände wollten Anfangs ›s 50,000 Gulden, die Hälfte ihres früheren Beitrags, übernehmen; r nach langem Zureden bewilligten sie zuletzt 70,000 Gulden. Der rzog hatte seine Hauptabsicht erlangt. Die Fortdauer des Bundes und ch des Kriegs war für die nächste Zukunft gesichert.

Jetzt ist es nöthig, den Grafen v. Mannsfeld ins Auge zu fassen. ben wurde berichtet, daß derselbe von Pilsen aus zu der (vorletzten) rsammlung der Unirten sich begab, welche im Februar 1621 zu Heil-›nn Statt fand. Er suchte hier Geld, erhielt aber keines. Der mehr-h erwähnte kursächsische Geschäftsträger Lebzelter, der gleichfalls nach ilbronn gekommen war, um die Bewegungen der Unirten auszukund-ıften, meldet [1]) von dort unter dem $\frac{\text{19. Februar}}{\text{1. März}}$ nach Dresden: „den 14. ses ist der Mannsfelder gar übel zufrieden von Heilbronn abgereist, n, wie ich vernehme, hat er nicht allein kein Geld, sondern auch ›t die geringste Zusage erlangt, daß solches nachfolgen werde, daher er entschlossen seyn, Alles zu plündern und zu rauben, und sich als-ın mit dem Raube davon zu machen.“ In Bezug auf letzteren Punkt scht sich jedoch der sächsische Späher. Mannsfeld hatte von Friedrich V., ıem angeblichen Gebieter, den Auftrag erhalten, wenn die Wieder-berung Böhmens ihm nicht gelingen sollte, wenigstens die Oberpfalz, zunächst an Böhmen stoßende Erbland des verunglückten Kurfürsten, behaupten. Dort setzte sich jetzt Mannsfeld fest, und suchte auf alle 'ise seine Streitkräfte zu verstärken. Und siehe! seine Werbungen waren einem unglaublich glücklichen Erfolge begleitet.

Zunächst traten zwei deutsche Fürsten unter seine Fahnen. Dorothea ıria, eine geborne Fürstin von Anhalt, hat ihrem Gemahle, dem 'zog Johann III. von Sachsen-Weimar, eilf Knaben geboren, von chen sieben die Jahre männlicher Reife erreichten [2]). Sechs aus der

[1]) Müller, Forschungen III, 466 unten. — [2]) B. Röse, Johann Friedrich VI., Her-zu Sachsen. Neustadt 1827. 8. S. 12.

Reihe dieser sieben jungen Ernestiner: Johann Ernst, Friedrich, Wilhelm, Johann Friedrich, Ernst und Bernhard trugen, sobald der Bart um ihre Wangen keimte, Waffen gegen den deutschen Kaiser. Den größten Ruhm unter ihnen errang der Letztgeborne, Bernhard, der nachmalige Genosse Gustav Adolf's, Rächer seines Todes, Eroberer des Elsasses, aber auch vornehmster Mitschuldiger, daß dieser schöne und edle Theil des ehemaligen Herzogthums Alemannien an den gallischen Reichsfeind verloren ging. Während Bernhard noch der Obhut eines Hofmeisters anvertraut war, begaben sich seine drei ältesten Brüder, Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm, im November 1619 auf den Unionstag zu Nürnberg, traten dort dem protestantischen Bunde bei, und schloßen sich sofort eng an den neuen König von Böhmen an [1]). Ohne Zweifel hofften sie bei dem Umsturze der deutschen Reichsverfassung, welche, wie wir wissen, im Werke war, als Schildträger des Kurpfälzers ihre Stammesrache an Habsburg zu kühlen, und die ihrem Ahne entrissene Kur wieder an das Ernestinische Haus zu bringen. Die Herzoge Friedrich und Wilhelm begleiteten den Winterkönig nach Prag, der älteste aber, Johann Ernst, ging im Februar 1620 nach den Niederlanden, um dort die Ausrüstung eines Fußregiments zu betreiben, wozu der Oranier Moritz die Kosten hergab. Von dort nach Böhmen zurückgekommen, focht er mit den zwei andern Brüdern für Friedrich V. in der Schlacht vor Prag. Nach dem Sturze des Königs folgte Johann Ernst dem Flüchtling in die Niederlande, die beiden jüngeren Brüder aber, Friedrich und Wilhelm, schlugen sich zu Mannsfeld und warben Truppen für ihn [2]), und zwar thaten sie dies nicht unbelästigt. Nachdem der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, als Haupt des Wettin'schen Gesammthauses, mehrere vergebliche Versuche gemacht, seine ernestinische Vettern zur Trennung von dem Kurpfälzer und zur Aussöhnung mit dem Kaiser zu bereden [3]), ließ er eine Abtheilung seines Heeres in das Weimarische Gebiet rücken, um die Rüstungen der Brüder zu verhindern [4]). Aber diese Maaßregel nützte nichts. Wilhelm und Friedrich entwischten mit den gesammelten Truppen nach der Oberpfalz zu Mannsfeld. So kam der Graf in Verbindung mit den Weimarer Herzogen.

Bald erhielt derselbe eine noch wichtigere Verstärkung. Im Mai 1621 wurde das Heer der Union aufgelöst, aber — merkwürdiger Weise — schlugen die meisten dieser abgedankten Soldaten, statt nach Hause zu gehen, den Weg zu Mannsfeld nach der Oberpfalz ein. Während jenseits des Erzgebirgs ein Theil seiner alten Banden noch etliche Städte Böhmens besetzt hielt, sammelte er diesseits in einem Lager bei Weidhausen an der böhmischen Gränze eine Streitmacht von 13,000 Mann

---

[1]) B. Röse, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar I, 35 flg. Wir werden hinfort diese höchst wichtige Schrift öfters nennen. — [2]) Röse a. a. O. S. 44. — [3]) Derselbe a. a. O. S. 42. — [4]) Ebendas. S. 92 und Müller, Forschungen III, S. 442.

Fuß, 7000 zu Roß um sich [1]. Die nächste Frage ist, wer dem annsfeld das Geld gegeben, um eine so zahlreiche Mannschaft in ne Dienste zu ziehen? Denn die Anwerbung von Bewaffneten kostete nals große Summen. Nur Moritz der Oranier und die niederländi- :n Freistaaten, vielleicht auch zum Theil England, können die geheimen ender gewesen seyn. Erinnern wir uns, daß auf dem vorletzten ionstage zu Heilbronn niederländische und englische Gesandte Geld oten, wenn der protestantische Bund länger unter den Waffen bliebe. die großmüthige Gabe von den Fürsten abgewiesen ward, muß der halt ihrer Wechsel oder Geldsäcke in die Taschen Mannsfeld's ab- lossen seyn, der ja wirklich die angesonnene Fortsetzung des Kriegs :r sich nahm. Ich vermuthe, daß eben diese holländischen Gesandten gewesen sind, welche den Unterschied zwischen den beiden oben mit- heilten [2]) Berechnungen der Unionsrückstände deckten. Ich fuße hiebei ieswegs auf bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse, die jedoch in vorliegen- ı Falle großes Gewicht haben, auch Zeugnisse stehen zur Seite. Wie Herzog Johann Friedrich von Württemberg, als Oberster des schwä- hen Kreises, im Mai 1621 die Unionssoldaten entlassen wollte, er- :ten die holländischen Regimenter, welche bis dahin beim Heere der :on gestanden, von dem Gesandten der Staaten, Joachimi, kräftig erstützt, daß sie nicht abziehen würden, man habe ihnen denn zuvor außerordentliches Geschenk gegeben. Der Herzog konnte und wollte Verlangte nicht gewähren. Deßhalb blieben die Holländer [3]), und einigten sich später mit Mannsfeld. Ich denke, dies ist Beweis genug, die Verpflanzung des Kriegs aus Böhmen nach Deutschland und Bildung einer neuen Streitmacht, welche an die Stelle der Union , von Grafenhaag oder von Amsterdam ausging.

Aber warum ließ die Liga und Tilly ungehindert den Grafen ein ches Heer an der Gränze Böhmens sammeln? Die Antwort ist: y mußte die Ruhe in Böhmen, wo eben damals die Hinrichtung Anhänger Friedrich's V. vorbereitet wurde, aufrecht halten, die Be- :rung der von Mannsfeld's Schaaren noch besetzten böhmischen Festun- einleiten. Endlich waren ihm durch Befehle aus München die Hände ınden. Zwei kursächsische Berichte [4]), von denen ich einen bereits ı anführte, sprechen ihre Verwunderung darüber aus, daß die Baiern, leich dem Feinde überlegen, nichts ernstliches unternähmen. Wir den bald sehen, warum der Herzog Max auf solche Weise zauderte. Erst gegen Ausgang Mai 1621 brach [4]) Tilly mit bairischem, der, :rst Bauer von Eiseneck mit bambergischem und würzburgischem Volke :r Mannsfeld aus Böhmen nach der Oberpfalz auf. Um den Oberst ıer von Tilly zu trennen, schickte Mannsfeld einen Trompeter an

[1]) Den Beweis bei Senkenberg IV, 79. — [2]) S. 305. — [3]) Sattler, wür- :rgische Herzoge VI, 158. — [4]) Müller, Forschungen III, 441 und 443.

die Capitel von Würzburg und Bamberg mit Schreiben [1]) des Inhalts: „sie sollten ihre bei Tilly stehenden Regimenter abrufen, und sich weltlicher Dinge, welche sie als Kirchenleute nichts angingen, fürder nicht annehmen, sonst werde er, so wahr er ein ehrlicher Ritter sey, ihr Land mit Feuer und Schwert verheeren.“ Diese Drohungen fruchteten nichts, das bischöfliche Volk blieb beim bairischen Heere, dafür hielt Mannsfeld sein Wort und ließ durch Streifpartheien die Güter der Bischöfe verwüsten [2]). Indessen hatte Tilly eine Stellung in der Nähe des Mannsfeld'schen Lagers bezogen. Es kam zu einer Reihe Gefechte, aber zu keiner Entscheidung, weil Mannsfeld, nachdem er die abgedankten Unionssoldaten an sich gezogen, den Baiern die Wage halten konnte. Thatenlos schlich der Sommer hin, Seuchen wütheten in dem einem, wie in dem andern Lager, der Krieg war gleichsam in eine Sackgasse verrannt.

Tilly schrieb [3]) dringende Briefe an seinen Gebieter Maximilian I., er möchte Verstärkungen senden und selbst zum Heere kommen. In der That konnte nur der Herzog helfen. Aber ehe dieser Hand anlegte, wollte er vorher eines Lohnes versichert seyn, — daher die lange Zögerung im Feldzuge des Jahres 1621. Wir müssen den Lesern ins Gedächtniß zurückrufen, daß Kaiser Ferdinand dem Herzoge von Baiern noch vor Abschluß des Münchner Vertrags die Belehnung mit der pfälzischen Kur versprochen hatte, im Falle der Herzog Böhmen befreien und Friedrich V. stürzen würde, so wie daß der Kaiser, da er im Januar 1621 die Acht gegen den Winterkönig schleuderte, Baiern beauftragte, dieses Urtheil in Bezug auf die Oberpfalz zu vollziehen. Maximilian glaubte schon nach der Prager Schlacht, daß die Zeit zu Erfüllung jenes Versprechens gekommen sey. Wie man vollends den zweiten Dienst von ihm verlangte, forderte er als Vorbedingung den Kurhut. Allein er stieß zu Wien auf taube Ohren. In der That war die Bewilligung des bairischen Verlangens keine Kleinigkeit, weil, wenn der Kaiser darauf einging, jede Aussöhnung mit dem gestürzten Pfälzer und seinen noch immer zahlreichen und mächtigen Beschützern zur Unmöglichkeit wurde; man vertröstete daher den Baier mit Verheißungen für eine günstigere Zukunft. Dies nahm aber Maximilian übel und rächte sich als Oberhaupt der Liga durch Zögerungs-Befehle an Tilly. Die läßige Betreibung des Kriegs in Böhmen, das gänzliche Stocken des Kampfes in der Oberpfalz sollte der Keil seyn, der die Saumseligkeit des Kaisers in Ertheilung der Kur beflügele. Zugleich setzte der Herzog noch ein anderes Triebrad in Bewegung, er rief nämlich die Verwendung des Pabstes an. Und in Rom kam man von Herzen gerne einem Ansinnen entgegen, das den Zweck hatte, die bairischen Wittelsbacher eine Stufe weiter zu erheben. Der heilige Vater Gregorius XV., der am 9. Febr.

---

[1]) Die Beweise bei Senkenberg IV, 79. — [2]) Brief eines englischen Gesandten bei Aretin, B. a. B. I, 172. — [3]) Westenrieder, Beiträge B. VIII, S. 150.

21 den Stuhl Petri bestieg, oder vielmehr sein Neffe [1]), Cardinal
owig Ludovisio, schickte den Kapuziner-Pater Hyacinth, einen sehr ge-
:ckten Unterhändler, nach Wien, um die bairische Forderung zu unter-
ßen [2]). Beide Mittel, der oberpfälzische Knäuel und die Beredtsam-
des Kapuziners, brachten die beabsichtigte Wirkung hervor. Unter
1 $\frac{12}{22}$. September stellte der Kaiser die gewünschte Belehnungs-Urkunde
3, aber vorerst mit dem Beding, daß die Gabe aufs Strengste geheim
alten werde [2]). Ich vermuthe, die Clausel sey darum beigefügt
rden, um für mögliche Fälle das Geschenk leichter zurücknehmen zu
nen. Außerdem schloß der Wiener Hof mit dem Herzog in Bezug
die Vollziehung der Acht in der Oberpfalz noch einen besondern
rtrag [3]) ab, welcher dem Baier gewisse Vortheile zusicherte.

Kaum hatte nun Maximilian Sicherheit in Händen, daß er auf Er-
ung seiner Wünsche rechnen dürfe, als der bisher so schläfrig betrie-
e Krieg urplötzlich in heller Flamme aufloderte. Schon zu Anfang
Septembers begab sich der Herzog aus Gründen, die ich erst später
wickeln kann, von München, seiner gewöhnlichen Residenz, nach Strau-
g in die Nähe des Kriegsschauplatzes. Von da aus bot er seine
bfahnen auf, rückte unverweilt in die Oberpfalz ein, eroberte den
September [4]) die Stadt Cham, nahm sodann Amberg mit mehreren
ern Plätzen, und trieb, vereint mit Tilly und dem Volke der Liga,
Mannsfelder so in die Enge, daß dieser sich erbot, den kurpfälzischen
nst zu verlassen und mit seinem ganzen Heere zum Kaiser überzu-
en. Mannsfeld war umringt und die Unterhandlung bereits so weit
iehen, daß man gegenseitig Geißeln gestellt, sogar die Vertrags-Ur-
de unterzeichnet hatte. Der Graf verlangte für sich 200,000 Thaler
3 Gulden jeden), für sein Volk 750,000 Gulden. Ein Eilbote
de mit der Nachricht von diesem günstigen Erfolge an den Kaiser
efertigt. Die Antwort sollte innerhalb vierzehn Tagen, vom $\frac{\text{30. Septbr.}}{\text{10. Oktober}}$
1 an gerechnet, erfolgen [5]). Aber während die Dinge also standen,
vischte Mannsfeld in einer stürmischen Nacht, und eilte in schnellen
rschen nach der Unterpfalz, wohin sich nunmehr das Gewitter des
ges zog. Daß hier ein doppeltes Spiel getrieben worden ist, springt
die Augen. Unmöglich hätte der Graf entfliehen können, wenn ihm
Baiern nicht eine Lücke offen ließen, ja wenn sie ihm nicht den Weg
ien, wohin er gehen sollte. Auch ist ihre Absicht bei dieser geheimen
wicklung leicht zu errathen. Trat Mannsfeld zur kaiserlichen Parthei
, so war der Krieg zu Ende. Das wünschte aber, wie wir wissen,
er der Kaiser noch der Herzog. Damit dieser den Lohn seiner bis-

---

[1]) Ranke, Fürsten und Völker III, 454 flg. — [2]) v. Aretin, B. a. B. I, 174.
[3]) Derselbe S. 171. — [4]) Dieses Datum gibt die Urkunde bei Westenrieder,
:äge VIII, 151. — [5]) v. Aretin a. a. O. I, 177 flg. und Urkundenanhang
30 flg.

herigen Anstrengungen erringen, jener seine Macht im Reiche herstellen könne, mußte der Kampf noch eine Zeitlang fortdauern. Wohl zu beachten ist zweitens die Richtung, in welcher Mannsfeld entwich. Erinnern wir uns, daß seit der Prager Schlacht die rheinischen Mitglieder der Liga ihre bisherigen Leistungen in die Bundeskasse verringerten, und auch sonst dem bairischen Herzoge auf verschiedene Weise entgegenarbeiteten. Jetzt war diesen Herren durch die Flucht Mannfeld's nach dem Rheine eine Rotte der schlimmsten Gäste auf den Nacken geladen. Wollten sie ihr bedrohtes Eigenthum retten, so mußten sie mit erneuertem Eifer die Kassen der Liga füllen.

Obgleich Maximilian die Sache sehr fein angelegt hatte, merkten doch Viele die wahre Absicht. Der Herzog fand daher für gut, unter dem $\frac{21}{31}$. Oktober 1621 ein Entschuldigungsschreiben [1] an das Haupt der rheinischen Bundesglieder, den Kurfürsten von Mainz, zu erlassen. Hier heißt es unter Anderem: „weil zu besorgen, über die Flucht Mannsfeld's möchten allerlei ungleiche Reden ergehen, und vielleicht Etliche, welche den wahren Verlauf der Sache nicht wüßten, die Meinung aussprechen, als ob man sich entweder mit dem Mannsfelder gar nicht in Unterhandlungen einlassen, oder nachdem dies geschehen, demselben also hätte auf die Haube rücken sollen, daß er nicht entrinnen konnte: als wolle der Herzog Ihrer kurfürstlichen Gnaden den Hergang der Wahrheit gemäß auseinander setzen." Folgen nun eine Menge Gründe, aus welchen hervorgehen soll, daß Maximilian an der Flucht Mannsfeld's nach der Pfalz unschuldig sey. In seiner Antwort [2] gibt der Kurmainzer leise zu verstehen, daß er die fürstbrüderlichen Absichten des Baiers wohl durchschaue, bittet aber zugleich um Hülfe. Das bairische Meisterstück war gelungen, mit Einem Schlag hatte der Herzog zwei Zwecke, die Verlängerung des Kriegs, und die Mittel dazu durch Oeffnung rheinischer Schatzkammern erreicht. Auch Mannsfeld spielte bei der Unterhandlung doppeltes Spiel, und kam nicht zu kurz, obgleich er den vom Kaiser ausbedungenen Preis nicht erhielt. Während er nämlich mit dem Herzoge von Baiern Boten und Briefe wechselte, stellte er zugleich den englischen Geschäftsträgern, die in Deutschland sich befanden, vor, daß er nur aus Geldverlegenheit sich mit dem Kaiser eingelassen habe, aber gerne seinem bisherigen Gebieter treu bleiben würde, wenn man ihn unverzüglich mit einer größeren Summe unterstütze. Das Mittel wirkte, König Jakob ließ ihm 40,000 Pfund Sterling ausbezahlen [3]. Gleich nach Mannsfeld's Abzuge ärndtete Maximilian eine Frucht der eingeleiteten Intrike, insofern er, ohne ferneren Widerstand zu finden, die ganze Oberpfalz — vorerst im Namen des Kaisers — in Besitz nahm, und

---

[1]) Abgedruckt im Theatrum Europaeum, I, 555 unten flg. — [2]) Ebendaselbst S. 559 unten flg. — [3]) Aretin, B. a. V. I, 177, Lingard history of England, London 1825. Vol. IX, 263.

›igen ließ. Er wußte damals bereits, daß diese Eroberung demnächst Eigenthum werden würde, denn schon schwebten Unterhandlungen 'chen den Höfen von Wien und München über den Entwurf, die :rpfalz, als Einlösung des verpfändeten Landes ob der Ens, erblich Baiern abzutreten, welcher Plan nachher, wie wir tiefer unten sehen ›en, ausgeführt worden ist.

Aus der Unterpfalz war indeß ihr Eroberer Spinola — in der ;en Reihe ausgezeichneter Feldherren, die seit Karl's V. Tagen die ıischen Waffen verherrlicht, der letzte [1]), denn mit seinem 1630 er- ten Tage ging der spanische Kriegsruhm zu Grabe — nach Flandern ıdgerufen worden, weil die Krone Spanien dort seiner Dienste be- 'te, indem Ende 1621 der zwölfjährige Waffenstillstand mit den Hol- ›ern ablief, und folglich die Erneuerung des Kriegs bevorstand. An nola's Stelle übernahm Don Ferdinand Gonzalez von Cordova den rbefehl über das kleine in der Pfalz zurückgebliebene spanische Heer, 'ocht mit Glück gegen den Pfälzer Obentraut und den Engländer ıce de Vere. Ausgangs August bemächtigte sich Cordova aller an Bergstraße liegenden pfälzischen Orte, und rückte dann Mitte Sep- er gegen die Stadt Frankenthal [2]), nebst Heidelberg die wichtigste ıng, die sich noch in den Händen der Vertheidiger Friedrich's V. ıd. Schon hatte er mehrere Vorwerke eingenommen, und der nahe des Ortes schien unvermeidlich, als den $\frac{13}{23}$. Oktober 1621 im spa- en Lager die Nachricht erscholl, daß Mannsfeld aus der obern Pfalz ischt sey und dem Rheine zueile, ja daß er schon zum Entsatze Fran- 'als heranrücke. Wirklich verhielt sich die Sache so. Mit 108 Fähn- zu Fuß, 56 zu Roß, die jedoch zusammen nur etwa 10,000 Mann en, langte Mannsfeld den $\frac{18}{28}$. Oktober in Mannheim an. Nach- hier die englischen, holländischen und pfälzischen Truppen, die unter ›rich's V. Banner fochten, zu ihm gestoßen waren, ging er über die nbrücke und eilte nach Frankenthal [3]). Die Spanier warteten jedoch Ankunft nicht ab, sondern hoben in der Nacht vom 23. auf den ›ie Belagerung auf. Frankenthal war befreit, einige wenige spa- : Nachzügler fielen in die Hände der Mannsfelder.

Man erwartete damals, daß das vereinigte Heer der Vertheidiger ›rich's die Spanier, welche viel schwächer waren, verfolgen, sie zur acht zwingen und vernichten werde. Aber nichts geschah von Allem Mannsfeld erpreßte von dem Frankenthaler Stadtrathe, als Lohn ›en Entsatz, die Summe von 12,000 Gulden, machte einen Augen- Miene, den Feind aufzusuchen, trennte sich dann von Obentraut und und zog in das Bisthum Speier [4]), das er unbarmherzig aus- ›erte. Als dort nichts mehr zu erholen war, wandte er seine Waffen

) Man vergleiche über ihn, v. d. Decken, Herzog Georg I, 31 flg. — [2]) Theatrum ›. I, 537 unten flg. — [3]) Das. S. 540. — [4]) Ebendas. und 541.

gegen den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, der, wie der Speierer Bischof, der Liga angehörte, eroberte in kurzer Zeit Landau, Weißenburg, Hagenau, und zwang Elsaß-Zabern, den angedrohten Sturm mit 100,000 Thalern abzukaufen. Unter solchen Brandschatzungen brachte er den Spätherbst und den Winter hin. Auf Freund oder Feind nahm er gleich wenig Rücksicht: Katholiken wurden bis zur Nacktheit ausgeraubt, Protestanten gezwungen, unter dem Namen gutwilliger Ritterzehrungen ungeheure Summen zu erlegen [1]). Und doch erhielt Cordova bald nach Mannsfeld's Einmarsch in die Unterpfalz eine Verstärkung, welche im Stande gewesen wäre, den Räubereien des Grafen ein Ziel zu stecken. Maximilian von Baiern hatte nämlich, sobald ihm die obere Pfalz gehuldigt, Tilly mit 14,000 Mann abgeschickt, Mannsfeld zu verfolgen. Tilly eroberte gleich nach seiner Ankunft das Städtchen Ladenburg, und bewerkstelligte seine Vereinigung mit Cordova, aber gegen Mannsfeld unternahmen Beide nichts Ernstliches. Verschiedene Gründe mögen an dieser Läßigkeit schuld gewesen seyn. Einmal vermuthen wir, daß Tilly von seinem Gebieter, dem Herzoge von Baiern, geheimen Befehl erhalten hatte, nicht allzu eifrig den von Mannsfeld bedrängten rheinischen Ligisten beizuspringen. Denn die Züchtigung, welche die Bischöfe von Speier und Straßburg damals durch die Mannsfelder erfuhren, konnte eine treffliche Lehre für die übrigen rheinischen Mitglieder seyn, ihre Beiträge an die Kassen der Liga in Zukunft regelmäßiger zu bezahlen. — Im August 1621 waren nämlich die rheinischen Stifte mit folgenden Summen im Rückstande: Mainz mit 119,905 Gulden, Kurtrier mit 101,441, Kurköln mit 289,425, Worms mit 2635, Speier mit 23,013, Straßburg mit 74,821, die Abtei Fulda mit 10,732, Murbach mit 23,738, Konstanz mit 51,800 [2]). Fürs Zweite vertrugen sich die beiden Feldherren Tilly und Cordova schlecht zusammen [3]), was eben nicht zu verwundern ist, da Cordova wissen mußte, in welcher Weise ihm von den Baiern der Mannsfelder auf den Nacken geschickt worden war. Endlich drittens brach um jene Zeit wider Tilly ein neuer Gegner los, der den bairischen Feldherrn nöthigte, seine Streitkräfte zu theilen. Wir müssen uns nach Niedersachsen wenden.

Oben wurde berichtet, daß zur Zeit, als der gestürzte Friedrich nach der Prager Schlacht Wolfenbüttel besuchte, ein welfischer Prinz, den man den Halberstädter Christian nannte, den Hülferuf des Kurpfälzers nach Kräften unterstützt und den niedersächsischen Kreis zur Schilderhebung wider den Kaiser aufzureizen gesucht habe. Dieser Christian, geboren den $\frac{10}{20}$. September 1599, war ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, kam in früher Jugend an den dänischen Hof, ging später nach Holland, um dort das

[1]) Senkenberg IV, 95. — [2]) v. Aretin B. a. B. I, 166. — [3]) Theatrum Europ. I, 542. a.

iegshandwerk zu erlernen, und wurde auch wirklich Dragonerhaupt-
nn, ehe ihm der erste Bart um die Wangen sproßte [1]; aber seinen
uptzweck erreichte er nicht, da wegen des zwölfjährigen Waffenstill-
ıdes zwischen Spanien und den Generalstaaten sich kein Spielraum
kriegerischer Uebung darbot. Dagegen winkte ihm nach der Rück-
: in die Heimath eine günstige Gelegenheit zu friedlicher Versorgung.
fters ist in vorliegendem Werke von dem damaligen Brauche die Rede
vesen, norddeutsche Bisthümer und Abteien, die seit der Reformation
) nicht in feste fürstliche Hände gerathen waren, an nachgeborne
hne der großen lutherischen Familien des Landes zu vergeben. Die
› erhobenen Prinzen hatten keine andere Verpflichtung, als die Ein-
fte der betreffenden Erbstücke aus dem Nachlasse der katholischen Kirche
zuziehen und zu verzehren, auch sich mit dem Namen lutherischer
chöfe zu schmücken. Ihr Betragen und Lebenswandel war durch
e kirchlichen oder bürgerlichen Vorschriften beengt, im Gegentheil
en sich in jenem verwilderten Zeitalter die meisten lutherischen Bi-
fe — namentlich aber Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel —
ch unglaubliche Rohheit und Ausschweifungen aller Art ausgezeichnet.
ıon Christian's älterer Bruder Rudolph war mit dem fetten Stifte
berstadt bedacht worden [1]. Nach dem Tode Rudolph's wählte das
ısteifrige Domkapitel 1616 den holländischen Dragonerhauptmann zum
ıaber des erledigten Stuhles. Im folgenden Jahre erhielt er auch
› die Abtei Michelstein und die Domprobstei des St. Blasienstifts zu
ıunschweig: gewiß eine schöne Versorgung für einen nachgeborenen
ıen Herzog! Nur fehlte noch eine unumgängliche Formalität, nämlich
Bestätigung des deutschen Kaisers, und diese konnte Christian nicht
ngen. Daher sein Haß gegen das habsburgische Geschlecht und die
cht, mit Gewalt zu nehmen, was man ihm in Güte verweigerte.
ch Rath und That beförderte er die Rüstungen, welche, wie früher
igt worden, der niedersächsische Kreis in Folge der Tage zu Sege-
und Lüneburg machte. Als aber dieselben plötzlich aus den oben
gebenen Gründen eingestellt wurden, glaubte sich der damals 22jäh-
Herzog berufen, auf eigene Faust seine Rolle zu spielen. Insge-
stellte er Werbungen unter den vom dänischen Könige und den
burg'schen Fürsten entlassenen Offizieren und Soldaten an, und wies
elben Sammelplätze in Westphalen zu. Im Oktober 1621 stand er
its an der Spitze eines nicht unbedeutenden Heerhaufens, welcher
Kosten der westphälischen Stifte sich Unterhalt verschaffte [2]. Die
ıe konnte jetzt nicht mehr länger verborgen gehalten werden, und
ald erschien auch ein Warnungsschreiben aus Wien, welches rund
us erklärte: „der Kaiser werde die Anhänger Christian's überall,
ie sich aufhielten, verfolgen."

[1]) V. v. Decken a. a. O. I, 83. — [2]) Ebendas. I, 94 flg.

An sich ist klar, daß der Halberstädter ohne geheime Unterstützung seines fürstlichen Bruders und der nächsten Anverwandten jene Schritte nicht hätte thun können. Diese waren nunmehr durch den Kaiser mit wohlverdienter Ahndung bedroht. Um sich für etwaige Wechselfälle zu sichern, wandten sie ein Mittel der Heuchelei auf, das im Laufe des 30jährigen Kriegs von den gegen das Reichsoberhaupt verschworenen Fürsten bis zum Eckel abgenützt worden ist. Der Wolfenbüttel'sche Hof setzte nämlich zwei gedruckte Briefe in Umlauf, deren einen die Mutter Christian's, deren andern sein Bruder, der regierende Herr, Friedrich Ulrich, abgefaßt haben sollte. In beiden Schreiben wurde der lutherische Bischof von Halberstadt gar inständig beschworen, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. In dem Schreiben der Mutter hieß es [1]) unter Anderem: „Christian möchte sich doch dem obersten Haupte der Christenheit nicht widersetzen, da durch Gottes Gericht die große Union der Protestanten wunderbarlich zerstört worden sey, also daß selbst der König von England nichts mehr mit den böhmischen Händeln zu thun haben wolle." Als im Jahr 1628 Wallenstein nach Eroberung der Stadt Wolfenbüttel das dortige Archiv untersuchen ließ, kam der Betrug an den Tag: es zeigte sich, daß die beiden Briefe von der fürstlichen Kanzlei geschmiedet worden waren, um auf den Fall, wenn Christian unterläge, das herzogliche Haus vor der Rache des Kaisers zu sichern [2]). Man trieb die Verstellung noch weiter: Friedrich Ulrich und sein Stammesvetter, Herzog Christian der ältere von Lüneburg, ließ Ende Oktober zum Schein eine Abtheilung des Halberstädtischen Volks durch niedersächsische Kreistruppen aufgreifen und den Ueberfallenen Gewehre sammt einigen Fahnen abnehmen [3]). Die Sache sollte so aussehen, als hätten die welfischen Fürsten, voll Pflichtgefühl gegen den Kaiser, sogar Gewalt gebraucht, um die Empörung des Halberstädters zu verhindern. Nach dieser Mummerei brach Christian, als wäre er aus seiner Heimath vertrieben, mit seinem Heere, das etwa 10,000 Köpfe zählte, der Pfalz zu, wo er sich mit Mannsfeld zu vereinigen gedachte, nach Hessen auf, und eroberte den $\frac{1}{8}$. November die dem Stuhle von Mainz gehörige Veste Amöneberg. Weiter ging der Zug nach dem Gebiete des Landgrafen Ludwig von Darmstadt, dem, als dem achselträgerischen Schildknappen der katholischen Parthei, eine tüchtige Züchtigung zugedacht war.

Um das drohende Gewitter abzuwenden, zog der Darmstädter Volk zusammen, und eröffnete nach verschiedenen Seiten einen Briefwechsel [4]), der für die geheime Geschichte der Unternehmung des Halberstädter Christian höchst wichtig ist. Zuerst schrieb der Landgraf an Christian selbst, bittend, derselbe möchte sich aus den rheinhessischen Gränzen ent-

---

[1]) Senkenberg IV, 97. — [2]) V. v. Decken a. a. O. S. 95. — [3]) Theatrum Europaeum I, 548 a. — [4]) Abgedruckt bei Londorp acta publica, Ausgabe Frankfurt 1668 flg. B. II, S. 529 flg.

nen, weil es sonst Unannehmlichkeiten geben könnte. Der Halberstadter
twortete in höhnischem Tone: „er sehe wohl, daß das Darmstädtische
lk ihm den Durchzug verwehren wolle, da er aber vor demselben
keineswegs fürchte, so wolle er hiemit dem Landgrafen zu wissen
n, daß er seinen Zug fortsetzen und, wenn besagtes Volk ihm Wider-
nd zu leisten sich untersinge, dermaßen im Darmstädtischen Gebiete
isen werde, daß noch Kindskinder darüber jammern sollten." Nun
ndte sich der Darmstädter Ludwig gar an seinen Stammesvetter, den
sseler Landgrafen Moritz, mit dem er sonst, theils aus altem Verwand-
-Haß, theils wegen eines Erbschaftsstreites, aufs Schlechteste stand,
ersuchte diesen um Hülfe und Abtreibung des Halberstädters. Moritz
wortete [1]: „er sehe sich außer Stande, dem Herzoge Christian den
rchzug zu verwehren, den ihm alle anderen Fürsten gestattet hätten.
h sey Christian ein mächtiger Herr, denn er stehe nicht blos in des
igs Friedrich's von Böhmen, sondern auch in der holländischen Frei-
ten Diensten." So beachtenswerth letztere Nachricht ist, sagte der
seler Landgraf doch nicht die volle Wahrheit. Er hatte dem Halber-
ter nicht nur den Durchzug erlaubt, sondern auch ein geheimes Bünd-
mit ihm geschlossen. Moritz von Hessenkassel, unzufrieden über die
lösung der Union, deren Mitglied er gewesen, unterhielt Verbindun-
[2]) mit dem gestürzten Kurpfälzer und den holländischen Staaten, und
d damals an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann, theils
dvolk, theils geworbenen Söldnern. Herzog Christian machte im De-
ber einen Besuch in Kassel, und hatte dort mit dem Landgrafen eine
erredung [3]), deren Inhalt nicht bekannt geworden ist, aber sich leicht
then läßt. Wäre das Unternehmen des Halberstädters gelungen, so
de Moritz alsbald gegen den Kaiser losgeschlagen haben. Nicht blos
Kasseler Landgraf, sondern noch mehrere andere protestantische Fürsten
eten nur auf einen Sieg jener besitzlosen Bandenführer, die man
ngeschoben, um die Union zu erneuern, und dem Kaiser Krieg zu
ren. Aber es kam nicht so weit.

Auf die erste Kunde der Bewegungen Christian's hatte Tilly den
eral Anholt, der unter ihm diente, mit einer Heeresabtheilung aus-
ickt, den Halberstädter aufzusuchen und zu schlagen. Anholt zog
wegs Würzburgisches und Mainzisches Volk, sowie die Streitkräfte
Darmstadter Landgrafen an sich, und stieß auf den Braunschweiger
stian in dem Busecker Thale unweit Gießen. Vergeblich verschanzte
Christian hinter seiner Wagenburg. Durch künstliche Bewegungen
ihn Anholt den [illegible]. Dezember 1621 hervor, und nöthigte ihn zum

) Abgedruckt bei Londorp acta publica, Ausgabe Frankfurt 1668 flg. B. II,
2. — [2]) Rommel, neuere Geschichte von Hessen III, 413. Es ist zu bedauern,
ommel so kurz über die damaligen Verhältnisse des Landgrafen, die allerdings
der Natur waren, hinweg geht. — [3]) Senkenberg IV, 100. Rommel neuere
… II, 202 unten.

Rückzuge. Auf der Flucht ließ Christian die Orte, welche er bisher inne gehabt, verbrennen und bezog dann Winterquartiere in den Stiften Paderborn [1]) und Münster, wo er schändliche Gräuel beging. Das platte Land wurde bis auf den letzten Heller ausgeraubt, die Städte gebrandschatzt, alles Stiftseigenthum vernichtet oder geplündert. Christian fügte Hohn zum Kirchenraube. Aus der silbernen Bildsäule des heiligen Liborius, welche er im Paderborner Dome fand, ließ er Thaler mit der Umschrift schlagen: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Während des Winters vermehrte er mit dem westphälischen Raube sein Volk bis auf 20,000 Mann. Wir werden tiefer unten ein Weiteres von seinen Thaten berichten, müssen aber hier noch kurz die Frage erörtern, wer ihn in Stand gesetzt habe, den Haufen von 10,000 Mann im Herbste 1621 anzuwerben? Ein gesammeltes Heer zu erhalten, fiel damals nicht schwer, denn man nährte den Soldaten vom Fette der Länder, aber das Geschäft der Anwerbung erforderte große Summen, wenigstens waren zwei Tonnen Goldes nöthig, um 10,000 Mann auf die Beine zu bringen. Nun war Christian nicht reich, und auch sein Bruder Friedrich Ulrich konnte ihm nicht viel geben, denn derselbe befand sich selbst in ewiger Geldverlegenheit [2]). Woher soll also der Werbesold von Christian's Haufen gekommen seyn? Antwort: aus Holland! Beweis dafür die oben mitgetheilte Erklärung des hessischen Landgrafen, daß Christian und sein Heer im Dienste der Freistaaten stehe.

Nicht anders verhielt es sich mit einem dritten Kämpfer, der ebenfalls um jene Zeit zum Schutze Friedrich's V. das Schwert wider den Kaiser zu ziehen sich anschickte. Ich habe oben berichtet, daß Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach auf den letzten Unionstagen Unzufriedenheit über die Auflösung des Bundes verrieth, und Miene machte, den Krieg auf eigene Faust fortzusetzen. Im Frühling 1621 begann er seine Rüstungen. Die Rolle, welche Georg Friedrich spielte, gehört zu den wenigen, noch nicht aus archivalischen Nachrichten aufgehellten Punkten der ersten Hälfte des 30jährigen Kriegs. Ich bin daher nicht im Stande nachzuweisen, mit welchen Mitteln er sein Volk anwarb. Doch spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß es der holländische Gesandte Joachimi war, welcher den Markgrafen vorwärts trieb und ihm Geld gab. Denn dieser Joachimi suchte damals Württemberg und Hessen-Kassel zum Kampfe wider Habsburg aufzureizen [3]). Gewiß ist, daß Georg Friedrich, sonst ein ziemlich armer Herr, auch nachdem er bereits 15,000 Mann geworben, und eine damals hoch bewunderte Wagenburg sammt vielen und trefflichen Geschützen sich angeschafft hatte, sehr reichlich mit Geld versehen war. Denn nach der Schlacht bei

[1]) Rommel II, 199. Senkenberg IV, 136 flg. — [2]) V. d. Decken I, 101. — [3]) Sattler württemberg. Herzoge VI, 138 und Rommel neuere Geschichte von Hessen III, 412 unten flg.

impfen erbeuteten Tilly's siegreiche Schaaren über 100,000 baare Thaler den eroberten Rüstwagen des Durlachers [1]). Sonst that der Graf annsfeld, welcher, nur durch den Rhein vom markgräflichen Gebiete trennt, drüben im Elsaße lag, den Durlach'schen Werbungen allen glichen Vorschub. Mit seiner Genehmigung trat Herzog Wilhelm von achsen-Weimar, der bisher, wie wir wissen, unter Mannsfeld's Banner fochten, in die Dienste des badischen Markgrafen, und begab sich in sen Auftrag gegen Ausgang des Jahres 1621 nach seiner Heimath, um 00 Mann zu Fuß und 1000 Geharnischte zu Roß in Thüringen zu rben [2]). Wilhelm setzte auch dieses Vorhaben ins Werk. Ende Februar 22 führte er dem Markgrafen 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter [3]). Das Geld, welches er hiezu verwandte, muß ihm von auswärts gekommen seyn, denn urkundlich ist bekannt, daß Johann Friedrich, er der sieben Weimar'schen Brüder, die damals das kleine Herzogthum gleichen Theilen besaßen, jährlich blos ein Einkommen von 7000 ilden bezog [4]), welche Summe kaum zu Bezahlung eines Obersten reichte. Mit dem Herzog Wilhelm griff damals auch der jüngste er den Weimar'schen Brüdern, Bernhard, noch nicht achtzehnjährig [5]), n Gewehr — er bekam allem Anschein nach eine Rittmeisterstelle in Markgrafen Heere [6]). — Es waren die ersten Sporen, welche Bernd trug; in einem Alter, wo Andere noch tändeln, wetzte dieser junge yer bereits die Griffe gegen das Reichsoberhaupt.

Im April 1622 waren die Rüstungen des Markgrafen beendigt. dahin hatte er die Maske eines „Defensionswerks" vorgenommen, em er sich stellte, als gedenke er mit dem geworbenen Volke blos sein nes Land zu vertheidigen [7]). Blicken wir nun zurück: während Tilly dem ligistischen und Don Gonzalez von Cordova mit dem spanischen re die eroberten Plätze der Pfalz behauptet, zieht sich gegen sie ein facher Sturm zusammen: im Elsaß Mannsfeld mit seinen Schaaren, er während des Winters trefflich herausgefüttert, und bis auf 20,000 nn vermehrt hatte; in der badischen Markgrafschaft lagerte Georg drich mit 15,000 Mann, in Westphalen endlich hielt der Halberstädter istian 20,000 Mann bereit. Der gemeinschaftliche Plan war, diese Heere sollten mit Anbruch der guten Jahreszeit concentrisch gegen y anrücken und ihre Vereinigung bewirken. Gelang dies, so war nfalls Tilly, so war vielleicht die kaiserliche Sache verloren. Denn er den Dreien, welche vorantraten, machten damals die meisten protetischen Fürsten, Württemberg, Hessen-Kassel, die niedersächsischen Welselbst der Kurbrandenburger, geheime Rüstungen, und es bedurfte eines Siegs, so verbündeten sie sich offen zu Gunsten des gestürzten

---

[1]) Khevenhiller IX, 1707. — [2]) Röse Herzog Bernhard I, 92. — [3]) Ebendaselbst 5. — [4]) Röse Herzog Johann Friedrich S. 66. — [5]) Er war den $\frac{6}{16}$. August geboren, Röse Bernhard I, 81. — [6]) Ebendas. S. 93 flg. — [7]) Khevenhiller IX, 1705.

Friedrich's V. und erklärten dem Kaiser den Krieg. Jetzt oder nie mußte Tilly zeigen, ob er des Zutrauens würdig sey, das Ferdinand II. und Maximilian von Baiern bisher in ihn gesetzt.

Nur einer der drei Führer gehörte dem Stande regierender Fürsten an. Mannsfeld dagegen und Christian waren nichts anderes als Raubritter. Um nun dem Feldzuge des Jahres 1622 einen ehrlichen Namen zu verschaffen, traf man eine passende Maaßregel. Oben ist erzählt worden, daß Friedrich V., der noch immer im Haag weilte, dort von zwei Seiten aus in sehr verschiedenem Sinne bearbeitet wurde. Während die Holländer und der Erbstatthalter Moritz ihn beständig reizten, sich von Neuem in den Wirbel des Kriegs zu stürzen, hielt ihn sein Schwiegervater Jakob zurück, indem er das Versprechen ablegte, den Entthronten durch friedliche Unterhandlungen mit den Kronen Spanien und Oesterreich wieder in den Besitz der Pfalz zu setzen. Wirklich schickte König Jakob im Mai 1621 den Lord Digby als seinen Gesandten an Ferdinand II. ab [1]) und machte durch ihn in Wien den Antrag: „der Kaiser möge den Pfalzgrafen Friedrich wieder in seine Erblande einsetzen und der gegen ihn eingeleiteten Vollstreckung der Acht Einhalt thun, dagegen werde sich Friedrich dem Kaiser unterwerfen." Ferdinand II. ließ den Engländer aufs köstlichste bewirthen und schenkte ihm ein goldenes Becken von 12,000 Gulden Werth, allein in Bezug auf seine Vorschläge ertheilte er eine wenig befriedigende Antwort: wegen Wiederherstellung des Pfalzgrafen müßten erst die Kurfürsten des Reichs gehört werden; in Betreff des andern Punktes verwies er ihn an den Herzog Maximilian von Baiern und den Statthalter des spanischen Flanderns, Prinz Albrecht, fügte jedoch die tröstliche Versicherung bei, daß der Wiener Hof die Einstellung der Feindseligkeiten in den beiden Pfalzen nach Kräften befördern werde. Auf diesen Bescheid hin eilte Lord Digby nach Baiern, um dort die weitere Verhandlung mit dem Herzoge persönlich zu betreiben. Allein er fand denselben nicht mehr in München. Maximilian war, ohne Zweifel, um dem Engländer aus dem Wege zu gehen, nach Straubing abgereist und ließ von dort aus dem Lord melden: er bedaure seine Herrlichkeit nicht sprechen zu können, da es ihm nicht möglich sei, den Gesandten des Königs von England im Feldlager standesgemäß zu empfangen. Gleich darauf eröffnete Herzog Maximilian den früher beschriebenen oberpfälzischen Feldzug wider Mannsfeld. Als Digby merkte, daß er betrogen war, erließ er an den kaiserlichen Hof ein Schreiben, in welchem er über das Betragen des Herzogs von Baiern bittere Klagen führte. Die obere Pfalz war indessen von Mannsfeld gesäubert und somit der Hauptzweck, wegen dessen man bisher den Engländer an der Nase herum geführt hatte, erreicht. Der

---

[1]) Khevenhiller IX, 1397. Theatrum Europ. I, 529. v. Aretin B. a. B. I, 172 flg.

iſer antwortete daher auf das letzte Schreiben Digby's unverblümt: Einnahme der obern Pfalz ſey mit ſeinem Willen geſchehen. In Hoffnung, jetzt wenigſtens noch die untere Pfalz zu retten, wandte Digby nach Brüſſel [1]) an die Infantin Statthalterin, Gemahlin kurz zuvor geſtorbenen Erzherzogs Albrecht, empfing aber dort den ſcheid, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen von keinem Waffenſtand die Rede ſeyn könne, weil der Pfalzgraf ein ſolches Zugeſtändniß dazu benützen würde, ſeinen Anhang zu mehren und neue Streitte zu ſammeln. Die Sendung Digby's war mißglückt, man hatte ihm das Spiel: „ſchickt den Narren weiter" getrieben. Doch verlor ıig Jakob darum den Muth nicht. Er beorderte denſelben Digby h Madrid, um einen längſt entworfenen Plan der Verheirathung des liſchen Thronfolgers mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin zur Reife zu ıgen. Wir werden tiefer unten von dieſer zweiten Sendung Digby's ichten, welche nahe daran war, das Gewebe des Wiener und insbebere des Münchner Hofes zu durchreißen und den deutſchen Ange:nheiten eine ganz andere Wendung zu geben.

Man begreift, daß der klägliche Ausgang der zu Wien von ſeinem ıwiegervater eingeleiteten Verhandlungen einen niederſchlagenden Eind auf den unglücklichen Friedrich V. machen mußte. In einem unter ı $\frac{\text{24. Okt.}}{\text{3. Nov.}}$ 1621 aus dem Grafenhaag an den Landgrafen Moritz von ſen-Kaſſel gerichteten Briefe [2]) ſpricht der Unglückliche ſeinen Schmerz iuſchter Hoffnung aus. Von Nun an öffnete er wieder den Einflüſtegen der Holländer das Ohr, wozu auch die früher beſchriebene ngerkur mitgewirkt haben muß. In dem eben angeführten Schreiben ı 24. Oktober bittet er den Kaſſeler Landgrafen und die übrigen teſtantiſchen Fürſten Deutſchlands demüthigſt um eine monatliche Gelderſtützung. Die Rathſchläge der Holländer wie des Erbſtatthalters ritz lauteten dahin: Friedrich ſolle ſich im Frühjahr 1622 zu dem re Mannsfeld's begeben. Dieſen Rath aber gaben ſie ihm darum, weil berechneten, die Anweſenheit des Kurfürſten werde der durch Freund Feind ſo tief geſunkenen pfälziſchen Parthei ein größeres Anſehen der Welt verſchaffen, insbeſondere aber die ſo nöthige Einigkeit er den drei Waffenhäuptern, welche zuſammenwirken ſollten, befördern en. Die Reiſe mußte in tiefes Geheimniß gehüllt werden, weil die aßen von den Heeren der Liga und anderer Verbündeten des Kaiſers ẞt waren. Zu Schiffe fuhr Friedrich V. im März nach der Normandie, von da nach Paris zum Könige Ludwig XIII., der ihm Hülfe verchen zu haben ſcheint, zog dann vermummt mit wenigen Begleitern h Lothringen nach dem Elſaß. Zu Bitſch auf der Gränze des ßes gerieth er unter einen Haufen Kriegsknechte des Erzherzogs oold, Biſchofs von Straßburg, mußte mit ihnen zechen und ihre

[1]) Khevenhiller IX, 1438. — [2]) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen III, 413.

Spöttereien auf den Winterkönig anhören, entkam aber glücklich während der Nacht und erreichte Landau, wo er sich zu erkennen gab und von Mannsfeld festlich empfangen ward [1].

Bis dahin hatte Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach noch nicht gewagt, die Maske abzuwerfen: welche Unschlüssigkeit allem Anschein nach den Herzog Wilhelm von Weimar, der, wie oben gemeldet worden, in des Durlachers Heer eingetreten war, so ärgerte, daß er mit seinem Regiment das badische Lager verließ und nach dem Elsaß hinüber zu Mannsfeld zog [2]. Die Ankunft des Pfälzers machte endlich dem Markgrafen Muth zu einem entscheidenden Schritt. Unter dem $\frac{12}{22}$. April 1622 stellte er zu Karlsburg eine Urkunde aus, kraft welcher er Hab und Gut, Land und Leute, an seinen ältesten Sohn abtrat und auf die Regierung verzichtete [3]). Dieser gerichtliche Akt sollte für den Fall, daß das beschlossene Unternehmen schief ging, das badische Erbe den Nachkommen Georg Friedrich's erhalten und die Rache des Kaisers hemmen. Wenn aber der Kriegswürfel zu seinen Gunsten fiel, hätte er die Abtretungsurkunde widerrufen und die Regierung von Neuem übernommen; dies war eine zwischen ihm und seinem Sohne abgekartete Sache [4].

Sobald Mannsfeld und Friedrich V. von dem Schritte Georg Friedrich's Kunde empfingen, schlugen sie bei Germersheim eine Brücke über den Rhein und gingen mit ihren Schaaren aus dem Elsaß nach dem rechten Ufer herüber, um dem Markgrafen die Hand zu bieten und eine Vereinigung beider Heere zu bewirken. Alsbald verannte ihnen Tilly mit seinen Baiern den Weg. Den $\frac{17}{27}$. April 1622 kam es zwischen dem Dorfe Mingolsheim und dem Städtchen Wiesloch zur Schlacht. Anfangs war Tilly im Vortheil, zuletzt aber ward er geschlagen, verlor 2000 Mann, viele Gefangene, mehrere Kanonen und Feldzeichen. Doch zog er sich noch in leidlicher Ordnung nach Wimpfen am Neckar unterhalb Heilbronn zurück. Warum er diesen ziemlich entfernten Ort zum Sammelplatze wählte, wird tiefer unten erhellen. Das Glück lächelte dem Pfälzer, unheilweissagend hatte der Feldzug für die bairischen Waffen begonnen. Etliche Tage nach dem Siege bei Wiesloch fand die Vereinigung der Durlach'schen Schaaren mit Friedrich's V. Heere unter Mannsfeld statt [5]. Die Gesammtmacht stieg dadurch auf 40,000 Mann, eine den Streitkräften Tilly's und der Spanier doppelt überlegene Zahl. Aber nur sehr kurze Zeit blieben die beiden pfälzischen Feldherrn bei einander, sey es, weil die Verpflegung eines so großen Heeres Schwierigkeiten machte, sei es, weil die Führer sich nicht vertrugen. Im Kriegsrathe

[1]) Die Beweise bei Söltl „der Religionskrieg" I, 263 flg. und Theat. Europ. I, 622. — [2]) Röse „Herzog Bernhard" I, 96 und 335. Note 27. — [3]) Schöpflin historia Zaringo-badensis IV, 190. — [4]) Caraffa Text S. 128. — [5]) Ueber diese Verhältnisse finden sich in den Zeitquellen sehr verworrene und falsche Nachrichten. Die Wahrheit geben Röse, „Bernhard" I, 96 und 335 Note 28, Schöpflin hist. Zaringo-badens. IV, 192 Note g. verglichen mit Khevenhiller IX, 1705 flg.

urde beschlossen, daß Mannsfeld und Friedrich V. die Städte der Berg-
raße, die das Jahr zuvor in Tilly's Hände gefallen waren, wieder
obern, zugleich den Spanier Cordova, der am Gefechte bei Wiesloch
inen Theil genommen, beschäftigen und an der Vereinigung mit Tilly
ndern, daß dagegen Georg Friedrich den bairischen Feldherrn beobachten,
i günstiger Gelegenheit schlagen, insbesondere aber gewisse Bewegungen
ı benachbarten Württemberg überwachen solle. Demgemäß brach Jener
der Richtung nach Heidelberg auf, nahm Eppingen und Sinsheim,
ıd rüstete sich, die Stadt Ladenburg zu belagern, wo die Kriegskassen
ordova's aufbewahrt waren [1]. Der Markgraf von Baden aber zog,
ıchdem er einige Verstärkungen von Mannsfeld übernommen [2] — auch
erzog Wilhelm von Weimar schloß sich [3] damals mit seinem Regimente
ieder an ihn an — gegen Wimpfen.

Um diese Maaßregeln zu erklären, müssen wir uns zunächst nach
m obern Neckar wenden. Schon im Winter hatte der badische Mark-
af insgeheim Unterhandlungen mit dem Herzoge Johann Friedrich von
ürttemberg angeknüpft und denselben aufgefordert, gemeinsame Sache
it ihm gegen den Kaiser zu machen. Die nämlichen Anträge wurden
äter von Friedrich V. wiederholt, nachdem dieser in Landau angekom-
en war. Friedrich V. ersuchte den Württemberger dringend, seine Völker
ı dem pfälzischen Heere stoßen zu lassen und die so schmählich zerfallene
nion wieder herzustellen [4]. In gleichem Sinne unterhandelte er mit
m ehemaligen Waffenhaupte der Union, dem brandenburg'schen Mark-
rafen Joachim Ernst von Anspach [5]. Letzterer verspürte wirklich Lust
ı sich, die alte Rolle zu erneuern, d. h. die deutsche Freiheit, das Wort
ottes und die lutherische Kirche für einen Jahresgehalt von 100,000
ulden abermals zu vertheidigen, doch wollte er wohlweislich erst auf
nen Sieg des Kurpfälzers warten, ehe er mit seiner wahren Gesinnung
erausrückte. Auch in Stuttgart fanden die badischen und kurpfälzischen
inflüsterungen nicht ungeneigtes Gehör. Der Herzog besetzte das Za-
rgau und die Aemter, welche an die Städte Heilbronn und Wimpfen
ränzten, mit seinem Landvolk [6], er stellte zweitens Werbungen von
anzknechten an, doch that er all dies so geheim als möglich, damit der
aiser nicht dahinter komme [7]. Der Stuttgarter Hof ging noch einen
chritt weiter — der Bruder des regierenden Herrn von Württemberg,
erzog Magnus, trat förmlich in die Dienste des Markgrafen von
aden, was nicht ohne die Erlaubniß Johann Friedrich's geschehen seyn
ınn. Aber von denselben Bedenklichkeiten geleitet, wie der Anspacher
oachim Ernst, brauchte der Württemberger gewisse Kunstgriffe, um im
alle des Mißlingens die Redlichkeit seiner Absichten vor dem Kaiser
ertheidigen zu können. Jene Truppen wurden zwar an der badischen

[1]) Theatrum Europ. I, 626. — [2]) Khevenhiller IX, 1706. — [3]) Röse „Bern-
ard" I, 96. — [4]) Sattler würtemb. Herzoge VI, 169. 171. — [5]) Röse a. a. O. I,
35. — [6]) Sattler a. a. O. 161. Khevenhiller IX, 1705. — [7]) Sattler a. a. O. 163 flg.

Gränze aufgestellt und folglich in Stand gesetzt, jeden Augenblick zum Heere Friedrich's V. zu stoßen, aber vorerst hatten sie Befehl, im Zabergau zu bleiben — die Vereinigung wäre erst erfolgt, wenn die Pfälzer einen entscheidenden Sieg über Tilly errungen hätten.

Noch scharfsinniger war ein zweites Mittel, das Johann Friedrich zu gleichem Zwecke anwandte. Sobald er Nachricht erhielt, daß eine Schlacht zwischen Tilly und dem Markgrafen von Baden unvermeidlich sey, fertigte er einen Eilboten an seinen Bruder, den Herzog Magnus, mit der Aufforderung ab, derselbe solle das Heer Georg Friedrich's unverzüglich verlassen und nach Stuttgart zurückkehren. Wahr ist es, dieser Befehl kam zu spät und konnte den vorangestellten Zweck nicht erreichen [1]), aber immerhin ließ sich derselbe, wenn die Sache bei Wimpfen schief ging, vor dem Richterstuhl des Kaisers als Entschuldigungsgrund brauchen, daß der regierende Herr von Württemberg keinen Theil an der Schilderhebung seines Bruders habe. Endlich wußte sich Herzog Johann Friedrich — und dies war ein Meisterstück guelfischer Politik — aus den eigenen Händen des Markgrafen einen Beweis der ghibellinischen Reinheit seiner Gesinnungen zu verschaffen. Als Georg Friedrich im Begriffe stand loszuschlagen, erließ er nach Stuttgart ein Schreiben [2]), in welchem er den Herzog beschwor, im Falle das eben begonnene Unternehmen mißglücken sollte, sich seiner verlassenen Kinder freundnachbarlich anzunehmen. Der französisch geschriebene Brief schloß mit einem Satze [3]), der wörtlich ins Deutsche übersetzt also lautet: „ich will entweder einen guten und sichern Frieden mit Gottes Hülfe erstreiten oder — — verrecken.“ Dieses Schreiben sprach ohne Frage die wahre Herzensmeinung des Markgrafen aus. Aber eben demselben war ein zweites [3]) beigefügt, das ganz anders lautete. Der Markgraf drohte darin dem Württemberger Herzoge mit gräulicher Verheerung seines Landes, wenn er nicht Angesichts dies so und so viel Scheffel Haber, Dinkel, so und so viel Geld, Heu, Vieh ins badische Lager abliefere. Ich denke das Räthsel ist leicht zu lösen: jenes erste Schreiben war für den Herzog, das zweite aber war, auf einen gewissen Fall hin, zur Vorzeigung vor dem Reichshofrath bestimmt, damit Johann Friedrich, wenn man ihn von Wien aus wegen seiner Verbindung mit dem Markgrafen zur Rede stellte, sprechen könne: wie? ich soll mit Georg Friedrich unter der Decke gesteckt haben, da seht und leset! beweist dieser Brief aus des Markgrafen eigener Hand nicht aufs klarste, daß er mich und mein Land wegen meiner Treue gegen kaiserliche Majestät zu Grunde richten wollte! Im Uebrigen erhellt aus den beiden Briefen, welche Sattler mittheilt, eine Thatsache, von welcher besagter Geschichtschreiber schweigt, nämlich daß Johann Friedrich

[1]) Sattler a. a. O. S. 171 unten flg. — [2]) Das. S. 170. — [3]) Ebend. il faut avoir une bonne et seure paix avec l'aide de Dieu ou—crever. Der Archivarius Sattler nimmt die Miene an, als ob er den Abstand in dem Tone beider Schreiben ganz unerklärlich fände. Ich kann nicht enträthseln, ob er aus Einfalt oder Heuchelei so spricht.

›n Württemberg längst in Verbindung mit dem Mgrkgrafen von
aden wie mit dem Kurpfälzer stand, und damals auf Abfall vom
ıiser sann. Ganz in diesem Lichte betrachteten auch die Kaiserlichen
n Zusammenhang der Sache. Zwar stellten sie sich, als ob sie fest an
: gute Gesinnung des Württembergers glaubten [1]), aber solche Ansicht
ıgen sie blos auf der Zungenspitze, durch die That zeigten sie, daß der
tuttgarter Dunst sie nicht geblendet habe. Beweis dafür die Stellung,
:lche Tilly nach dem verlorenen Gefechte bei Wiesloch, mitten zwischen
m Heere des baden-durlacher Markgrafen und den Streitkräften des
:rzogs von Württemberg, zu Wimpfen einnahm. Nachdem jenes Gefecht
n außer Stand gesetzt hatte, eine Vereinigung des Markgrafen mit
:annsfeld zu hintertreiben, wollte er wenigstens vorbeugen, daß das
:uer der Empörung sich weiter nach Osten verbreite. Auch wird jetzt
greiflich, warum Georg Friedrich die Baiern in Wimpfen aufsuchte.
iefer Ort war zum Knotenpunkt des Krieges geworden.

Sobald Tilly sichere Kunde erhielt, daß die Badischen im Anmarsche
›en, schickte er Eilboten an den Spanier Cordova, der bis dahin die
annsfelder beobachtet zu haben scheint, mit dem Ersuchen, unverzüglich
fzubrechen und zum bairischen Heere zu stoßen, weil das Schicksal des
utschen Reiches auf dem Spiele stehe. Don Gonzalez folgte dem Rufe,
d war so glücklich, nicht nur unbelästigt von den Mannsfeldern den
eitenmarsch zu machen, sondern auch den Angriffen des Markgrafen
entgehen. — Tilly hatte letztern — offenbar um seine Vereinigung mit
n Spaniern zu erleichtern — an Wimpfen vorbeiziehen und einen Vor-
:ung von etlichen Stunden auf der Straße nach Heilbronn und Stutt-
rt gewinnen lassen. Den $\frac{25.\ \text{April}}{5.\ \text{Mai}}$ 1622 traf Cordova mit 4000 Mann
Fuß, und 22 Fahnen Reiter — lauter auserlesenes Volk, wie Kheven-
ler sagt [2]) und auch der Erfolg bewies — in Tilly's Lager ein. In
: Frühe des andern Morgen $\frac{26.\ \text{April}}{6.\ \text{Mai}}$ ließ der bairische Feldherr jedem
ann eine halbe Maaß Wein reichen [3]) zur Stärkung auf die heiße
lutarbeit des Tages, und rückte dann in Schlachtordnung gegen den
ırlacher aus, welcher ebenfalls sein Volk aufstellte. Das Treffen be-
nn mit einer wüthenden Kanonade. Oberst Fritsch sagt [4]): fünf Fähnd-
he seien allein von seinem Regiment weggeschossen worden, und solcher
ılverdampf habe sie umwogt, daß sie nicht einen Pistolenschuß weit
tten sehen können. Dann kam's zum Handgemenge, fünf Stunden
ıg wurde von beiden Seiten mit abwechselndem Glück aber unglaub-
)er Erbitterung gestritten. Als die Sonne sich zum Untergange neigte,
tten die Baiern, obgleich schwächer an Zahl [5]), einen herrlichen Sieg
tritten, so entscheidend, als irgend einer des dreißigjährigen Kriegs,

[1]) Sattler VI, 169. — [2]) annal. IX, 1705. — [3]) Wir entnehmen dies dem Tage-
h des bairischen Oberst Fritsch, der selbst bei Wimpfen mitgefochten. Diese merk-
rdige Urkunde ist abgedruckt bei Westenrieder Beiträge IV, 109. — [4]) Ebendas. 109
› 110. — [5]) Khevenhiller IX, 1705.

da der Tag von Wimpfen den Abfall des südwestlichen Deutschlands verhinderte. „Durch die Niederlage Georg Friedrich's," schreibt[1]) der Kurpfälzer unter dem $\frac{8}{18}$. Mai aus dem Lager bei Hagenau an seine Gemahlin, „sind viele unserer Plane zu Wasser geworden." Einige tausend erlegte Badische bedeckten den Wahlplatz, darunter vom höchsten Adel: Magnus, Herzog von Württemberg und ein junger Pfalzgraf von Birkenfeld[2]). Fast 1200 wurden gefangen; unter ihnen Hans Philipp Schärtel von Burtenbach[2]), aus der Familie des bekannten schwäbischen Feldhauptmanns Sebastian Schärtel, der — anders gesinnt als sein Landsmann Jörg von Frondsberg, welcher nur des Kaisers und des Reiches Dienste seinen Degen weihte — im schmalkaldischen Krieg die Sache der Guelfen verfocht, und dafür mit der Acht bestraft ward. Das ganze Gepäcke des Durlachers, seine Kasse, Wagenburg und Geschütz fiel in die Hände der Sieger. Tilly verfolgte die Flüchtigen bis nach Laufen am Neckar, damals der württembergischen Gränze. Ein Theil der Badischen entwich auf Seitenwegen ins Mannsfeld'sche Lager vor Ladenburg, der Markgraf selbst kam in eiligster Flucht Abends den $\frac{27.\ \text{April}}{7.\ \text{Mai}}$ zu Stuttgart an, und bat, vor Müdigkeit auf ein Bett hingestreckt, den Herzog Johann Friedrich von Württemberg sich für die verlorene badische Sache bei Tilly zu verwenden, was auch, jedoch ohne Erfolg, geschah[3]). Nachher ermannte er sich wieder, ging gleichfalls zu Mannsfeld, und hatte in der zweiten Hälfte des Mai bereits wieder 6000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter beisammen[4]).

Nach dem Siege bei Wimpfen und der kurzen Verfolgung des Feindes zog Tilly mit seinem Volke langsam den Neckar hinunter wider Mannsfeld, wagte aber nicht denselben anzugreifen, offenbar weil dieser zu stark war, und weil der bairische Feldherr selbst nicht Alles auf einen Wurf ankommen lassen wollte noch durfte[5]). So geschah es, daß Mannsfeld, unbelästigt von Tilly, in der ersten Hälfte des Mai Ladenburg erstürmte. Indessen wurde ein anderes Mittel gewählt, um das pfälzische Heer in eine Falle zu locken. Ich habe früher berichtet, daß der Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, im obern Elsaß eine nicht unbedeutende Anzahl von Kriegsvolk unterhielt, das auch im vergangenen Winter gegen Mannsfeld gekämpft hatte. Diese Leopold'sche Schaar war kurz zuvor durch Mannschaften verstärkt worden[6]), welche ihm die Krone Spanien aus Mailand zu Hülfe schickte. Sogleich nach Eintreffen der neuen Truppen rückte Leopold, sichtlich im Einverständnisse mit Tilly, vor die Stadt Hagenau und begann sie zu belagern. Hagenau war

---

[1]) J. C. v. Aretin Beiträge zur Geschichte und Literatur, München 1806. Siebenter Band S. 192. — [2]) Khevenhiller IX, 1705. — [3]) Sattler würtemberg. Herzoge VI, 172. — [4]) Man sehe das Schreiben des Herzogs Maximilian von Baiern bei Khevenhiller IX, 1718. — [5]) Unter dem $\frac{4}{14}$. Mai erhielt er aus München wiederholt Befehl, ja Nichts zu wagen. Urkunde bei Westenrieder Beiträge VIII, 152 — [6]) Khevenhiller IX, 1722.

unnsfeld's wichtigster Waffenplatz im Elsaß, nach welchem er den Raub
Landes zusammengeschleppt, folglich forderte sein Vortheil, daß er
der Pfalz Alles stehen und liegen lasse, um dem bedrohten Hagenau
uspringen. Allein des Kurpfälzers natürliche Politik lief dieser Rück-
: entgegen, denn nicht dazu war er an den Rhein herauf gekommen,
des Mannsfelders Raubnester im Elsaß schützen zu helfen, sondern
sein Erbe, die Pfalz, wieder zu erobern. Auch der Markgraf von
den Georg Friedrich, der indessen mit den gesammelten Trümmern
es Heeres zu Friedrich V. und Mannsfeld gestoßen war, hatte kein
eresse an einem Elsäßischen Zuge. Allem Anschein nach rechnete Tilly,
diese Verschiedenheit dreifach auseinander laufenden Eigennutzens
ıdel unter den feindlichen Heerführern und in Folge derselben Trennung
r Schaaren herbeiführen werde. Wäre Letzteres geschehen, so würde
iber den zurück gebliebenen Theil hergefallen seyn, und denselben
ıichtet haben. Aber die Berechnung, obgleich wohl ausgedacht, miß-
, der Eigenwille Mannsfeld's erprobte sich als der stärkere: alle
, der Graf, der verunglückte König von Böhmen, und der Durlacher
derten mit ihren gesammten Streitkräften den $\frac{6}{16}$. Mai von Laden-
z über die Mannheimer Brücke in das Elsaß, um Hagenau zu ent-
n, was ihnen auch nach Wunsche gelang — das Heer Leopold's wäre
ahe vernichtet worden [1]).

Aus Rücksicht auf seine vornehmen Genossen, die beim letzten Zug
n Vortheil dem seinigen untergeordnet, blieb Mannsfeld nur kurze
im Elsaß. Schon am $\frac{1}{2}\frac{3}{3}$. Mai langte das vereinigte Heer wieder
Mannheim an. Die Zeit nahte, wo der Halberstädter Christian, der
Frühjahre getroffenen Verabredung gemäß, in die Pfalz einrücken
sich mit Mannsfeld gegen Tilly vereinigen sollte. Nun war es nicht
: als billig, daß der Mannsfelder und Friedrich V. ihrer Seits
s Erkleckliches thaten, um den Anmarsch des Herzogs zu erleichtern.
ſchen ihnen und dem Halberstädter lag das Gebiet des Darmstädter
'grafen. Folglich gebot die Klugheit, sich desselben zu bemächtigen.
andere Gründe bestimmten Friedrich V. und Mannsfeld hiezu;
st stand Ludwig bei den protestantischen Guelfen im Geruche eines
:lträgers am kaiserlichen Hofe und Verräthers der lutherischen Sache,
neulich hatte er Schritte gethan, um den Anspacher Joachim Ernst,
ich für den Kurpfälzer erklären wollte, wieder umzustimmen [2]). Wenn
r Graf Mannsfeld das Darmstädter Land bis auf den letzten blu-
Heller ausbeutelte, erreichte er einen dreifachen Zweck: er füllte
Kasse, beförderte den Anmarsch Christian's von Braunschweig, und
en gar noch als Rächer des beleidigten Evangeliums! In der
t vom $\frac{1}{2}\frac{3}{3}$. auf den 24. Mai brach das pfälzische Gesammtheer
ı Darmstadt los, eroberte den Ort halb mit Gewalt, halb mit List

1) Khevenhiller IX, 1722. — 2) Sattler württemberg. Herzoge VI, 167.

und bemächtigte sich in den folgenden Tagen des ganzen Ländchens, der Landgraf selbst wurde von den Leuten des Durlachers gefangen. Nun begann eine Scene von Schinderei und Beraubung, die selbst in jenen Zeiten, wo solche Dinge alltäglich vorkamen, Aufsehen erregte [1]). Beim Abmarsch aus Mannheim hatte Mannsfeld seinen Leuten gesagt [2]): jetzt wolle er sie auf eine gute Weide führen, wo sie machen könnten, was ihnen beliebe, nichts sollten sie liegen lassen als Mühlsteine und glühend Eisen. Das war eine Freudenzeit, ein Jubeljahr für die Frankfurter Juden, welche um ein Spottgeld das Vieh und das Hausgeräthe erschacherten, welches die Mannsfeld'schen Horden den Darmstädtern Bauern weggeraubt hatten.

Die Vorposten Mannsfeld's standen am Main, wenn Christian jetzt eintraf, war die Vereinigung ohne alle Schwierigkeit. Was that nun Tilly, dem, wie wir sahen, durch Befehle aus München die Hände gebunden waren, unter diesen so unheildrohenden Umständen? Bei der ersten Nachricht vom Abmarsche des pfälzischen Heeres nach Darmstadt stürzte er mit seinen eigenen und Cordova's Streitkräften auf Mannheim los [3]). Fiel dieser Ort, so war Mannsfeld von seinen Raubhöhlen im Elsaße abgeschnitten, denn der Mannheimer Brückenkopf hatte ihn bisher in Stand gesetzt, nach Belieben aus der Pfalz in's Elsaß und umgekehrt zu streifen. Doch nicht auf den Fall Mannheims rechnete Tilly, sondern auf etwas Anderes, Wichtigeres. Die bisherige Erfahrung hatte bewiesen, daß Mannsfeld stets geneigt sey, die Sache des Kurpfälzers, mit dessen Namen er seine Räubereien schmückte, dem eigenen Vortheil aufzuopfern. Tilly hoffte daher, daß der Graf auch jetzt das eroberte darmstädter Gebiet und die nahe Verbindung mit Christian von Braunschweig fahren lassen werde, um den freien Paß in's Elsaß zu retten. Und richtig, die Berechnung traf zu: die Maaßregel, welche der bairische Feldherr dem feindlichen zugetraut, wurde von diesem ergriffen. Mannsfeld wußte seine Genossen, den Durlacher und den Kurpfälzer, zu bestimmen, daß sie Ende Mai alle errungenen Vortheile aufgaben und dem bedrohten Mannheim zu Hülfe eilten.

Sobald Tilly durch seine Spione von dieser Bewegung Nachricht erhielt, brach er aus der Pfalz auf und rüstete sich zum Zuge an den Main. Während die Mannsfelder das Rheinthal herauf rückten, zog er hinunter, aber auf Seitenwegen und in solcher Eile, daß seine Reiter zehn Stunden in einem Athem zurücklegten [4]). Auf dem Marsche war er so glücklich, die Nachhut des Mannsfeld'schen Heeres bei Lorsch zu überraschen und ihr eine Schlappe beizubringen. Unaufhaltsam drang er dann gegen den Main los. Damit war dem anziehenden Herzoge Christian von Halberstadt der Weg verrannt. Auch seine übrigen Anstalten hatte Tilly mit so sicherer Berechnung gemacht, daß Alles ryth-

[1]) Khevenhiller IX. 1724. — [2]) Theatrum Europ. I, 628. — [3]) Theatrum Europ. I, 629 a. — [4]) Theatrum Europ. ibid.

sch sich abrundete. Unterwegs stieß zu ihm und Cordova der kaiserliche
ldoberst Caraccioli[1]) mit einigen tausend Mann, die durch den Nikols-
rger Frieden verfügbar geworden waren. Tilly zählte jetzt 26,000
reiter unter seinem Befehl. Mit dieser Macht setzte er bei Aschaffen-
g über den Main, und rückte dann den $\frac{9}{19}$. Juni gegen das Lager
Halberstädter Christian, der kurz zuvor das Städtchen Höchst auf
rechten Ufer des Mains eingenommen und eine Brücke über den
ß geschlagen hatte, um in die Pfalz vordringen zu können.

Ich habe oben von den Thaten gesprochen, die der Halberstädter
Laufe des Jahres 1621 verrichtete. Den ganzen Winter schwang er
Zuchtruthe über dem unglücklichen Westphalen[2]), jedoch fortwährend
äftigt von dem bairischen Feldobersten Anholt, den Tilly, wie früher
erkt worden, zu Ende des Jahres 1621 gegen ihn ausgeschickt hatte.
t Anfang des Frühlings brach Christian aus seinen Winterquartieren
, ging bei Hörter über die Weser, zog sengend und brennend durch
Stiftslande von Fuld und Würzburg nach der Wetterau, eroberte
$\frac{7}{17}$. Juni die Stadt Höchst, und begann daselbst eine Brücke zu
agen. Den 19. in der Frühe war die Brücke fertig, und Christian
te sofort das ganze Heer hinübersetzen können, wenn er sich entschloß,
ie ungeheure Wagenburg zurück zu lassen, allein er zog es vor, die-
e voranzuschicken. So ward er von Tilly überrascht. Sechs Stunden
g währte am $\frac{10}{20}$. Juni die Schlacht, sie endete mit einer tödtlichen Nie-
lage der Halberstädter. Zwölf tausend Mann von Christian's Heere
rden erschlagen, im Main ersäuft, gefangen oder zersprengt. Der
zog selbst entkam mit einem Theil der Reiterei durch eine Furth im
in nach Darmstadt und Bensheim. In letzterem Orte traf er 3000
nn von Mannsfeld's Schaaren, die endlich, aber zu spät, aus der
lz heruntergekommen waren, um den Halberstädtern beizustehen. In
folgenden Tagen sammelte er von seinem flüchtigen Volke noch gegen
0 Köpfe, den Rest eines Heeres, das eine Woche zuvor 20,000
eiter gezählt. Sein Uebermuth war jedoch durch die Züchtigung,
che ihm Tilly beigebracht, nicht gebrochen. Gegen den Landgrafen
Darmstadt, der damals als Gefangener dem Feldlager des Kur-
zers folgen mußte, führte er anzügliche Reden[3]): bald ergoß er
e Wuth über die abgefallenen Mitglieder der Union, nannte die Ver-
e von Ulm und Aschaffenburg Schelmenstücke und drohte den Mark-
en Joachim Ernst von Anspach und die übrigen Verräther durch
gen und Brennen zur Buße zu treiben; bald rühmte er sich seiner
enthaten, sprechend: „das Paderborn'sche sey der Zeit ausgezehrt,
er habe es auch wieder angeblümt, nach 9 Monaten werde es in
m Lande von jungen Halberstädtern wimmeln.“ Was halfen solche
hlereien!

1) Khevenhiller IX, 1682. — 2) Theatrum Europ. I. 629 b. flg. — 3) Aus Ur-
n des Darmstädter Archivs bei Senkenberg IV, 139. Note o.

In Wahrheit hatte die Niederlage bei Höchst die Sache des Kurpfälzers vollends zu Grunde gerichtet. Nicht einmal Friedrich V. selbst, obgleich ausnehmend schwach an Geist, täuschte sich hierüber. Ein Brief, den er am Tage nach der Schlacht, den $\frac{11}{21}$. Juni aus Mannheim an seine Gemahlin abschickte, beginnt [1]) mit den Worten: „Wollte Gott, ich könnte Euch bessere Neuigkeiten melden, aber man muß sich dem Willen des Höchsten unterwerfen." Auch der Durlacher betrachtete hinfort das pfälzische Unternehmen als verloren, er zog sich von ihm zurück. Friedrich V. schreibt in demselben Briefe: „der Markgraf von Baden ist abgereist, ohne Abschied von seinen Obersten oder auch von mir zu nehmen. Ich glaube, die Hauptursache seiner Entfernung ist Geldmangel." Die Reise des Markgrafen war noch schlimmer gemeint, als der Kurpfälzer hier zu vermuthen scheint. Mittelst eines Schreibens, das Georg Friedrich an den Anführer seiner Truppen Pleickart unter dem $\frac{12}{22}$. Juni von Karlsburg aus erließ, dankte er sämmtliches Volk, das noch unter Durlach'scher Fahne stand, ab, und gebot den Obersten das vorhandene Heergeräth nach der Markgrafschaft abzuführen, den Soldaten aber die Weisung zu ertheilen, daß sie auseinander gehen sollten, was auch geschah [2]). Außer der Furcht vor der jetzigen Ueberlegenheit Tilly's scheint Etwas Anderes im Spiele gewesen zu seyn. Wahrscheinlich rechnete Georg Friedrich dadurch, daß er den Kurpfälzer, noch ehe es zum Aeußersten kam, verließ, die Gnade des Kaisers zu verdienen. Zwischen ihm und den kaiserlichen Geschäftsleuten müssen Verhandlungen stattgefunden haben, die nicht ohne Erfolg blieben: obgleich der Durlacher dasselbe Verbrechen am Kaiser begangen hatte, wie Friedrich V., wie der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf, wie die Grafen von Hohenlohe und Mannsfeld, ward er in den zwei nächsten Jahren nach den Siegen von Wimpfen und Höchst nicht belästigt, und nie ist die Acht über ihn verhängt worden. Seit der Abdankung seines Volks verweilte Georg Friedrich ruhig auf dem Schlosse Hachberg; im Jahre 1624, kurz ehe der Krieg mit Dänemark begann, ging er, in die Intriken desselben verwickelt, nach Genf, damals einem Heerde holländischer, französischer, englischer, savoyscher und venetianischer Umtriebe gegen den Kaiser-Hof. Das hochfahrende Betragen, das er sich gegen die Regierung des kleinen Freistaats herausnahm, hatte jedoch zur Folge, daß man ihm zu verstehen gab, er möchte das genfer'sche Gebiet verlassen. Georg Friedrich suchte deßhalb im Februar 1626 eine Zufluchtsstätte im benachbarten Savoyen. Im Spätherbste desselben Jahres warb er mit englischem Gelde einige tausend Mann, welche er sofort dem Könige von Dänemark zuführte [3]). Wir werden ihm später in Diensten Christians IV. wieder begegnen.

Sieben Tage nach der Niederlage bei Höchst, fünf nach der Ab-

[1]) Aretin Beiträge VII, 185. — [2]) Röse Bernhard I, 98 und 336. — [3]) Schöpflin histor. zaringo-bad. IV, 203 flg.

ınkung des Durchlach'schen Kriegsvolks, den 17. Juni entließ Friedrich
. den bisher in Gefangenschaft gehaltenen Landgrafen von Darmstadt.
orher mußte Ludwig eidlich versprechen, daß er bei kaiserlicher Majestät
e Wiedereinsetzung des Kurpfälzers nach Kräften vermitteln und ins-
sondere keine Rache wegen der letzten Ereignisse nehmen werde [1].
ie Freilassung des Darmstädters ist ein Beweis, daß Friedrich V. selbst
ın den Waffen nichts mehr erwartete. Dennoch gab er den Krieg
ch nicht auf. Zwar in der Pfalz war seines Bleibens nicht mehr, denn
r siegreiche Tilly zog vom Main her mit seiner gesammten Macht
ran. Deßhalb fanden es Mannsfeld und Christian von Braunschweig
rathen, dem ligistischen Heere aus dem Wege zu gehen. Nachdem sie
erstärkung in die noch von den englischen und pfälzischen Verthei-
gern des Kurfürsten besetzten Plätze Heidelberg, Mannheim, Franken-
al geworfen, setzten sie bei Mannheim auf das linke Ufer des Rheines
er, und rückten wieder nach dem Elsaß hinauf, überall Dörfer und
chlösser verbrennend [2]. Es war von diesem Augenblick an kein Kampf
ehr für Befreiung der Pfalz, sondern ein Raubkrieg in Mannsfeld'scher
rt. Mit den beiden Abenteurern zog Friedrich noch etliche Wochen
rum, dem Namen nach ihr Gebieter, in der That aber ohne Einfluß
ıf sie. Welch ein Kleeblatt fand sich hier beisammen: ein durch seine
nfähigkeit um Land und Leute gebrachter Kurfürst und König des heiligen
mischen Reichs, ein weltberüchtigter Freibeuter (Mannsfeld) und ein
rinz (Christian), der nicht besser war als ein Räuber, alle drei unter-
ıtzt durch ein Heer von etlichen 20,000 Gaudieben! Bald wurden
durch den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, aus der Rhein-
ene hinausgedrängt. Mitte Juli belagerten sie die Veste Elsaß-Zabern,
e an den Ausläufern der Vogesen, nicht fern von der alten französischen
ränze liegt. Hier thaten endlich gewisse Hebel, die schon seit längerer
eit von verschiedenen Seiten her beim Kurfürsten gebraucht wurden,
e gewünschte Wirkung.

Wider Willen und Rath seines Schwiegervaters war Friedrich im
rühjahr aus dem Haag nach der Pfalz heraufgekommen, nur der Oranier
Moritz hatte ihn dazu verleitet. König Jakob, der durch Unterhandlungen
Madrid, von denen wir unten berichten werden, die Wiederherstellung
s Eidams zu erlangen hoffte, mißbilligte von Anfang an den pfälz'schen
riegszug. Als vollends die Schlachten von Wimpfen und Höchst so
ıgünstig für Friedrich abgelaufen, drang er durch seinen Gesandten den
rd Chichester [3], der sich damals zu Heidelberg befand, sehr ernstlich
den Kurfürsten, die Waffen niederzulegen und seiner Verbindung mit
annsfeld zu entsagen, die ihn in den Augen der Welt herabsetzen

[1]) Khevenhiller IX, 1727 flg. Theatrum Europ. I, 633. Rommel neuere Ge-
chte von Hessen II, 208 flg. — [2]) Theatrum Europ. I, 633. Khevenhiller IX, 1729 flg.
[3]) Khevenhiller IX, 1728. Aretin B. a. B. I, 182.

müsse. Zuletzt drohte der König sogar, er werde den Obersten Vere zurückrufen, wenn Friedrich sich nicht füge [1]. Wiener und Münchner Kunstgriffe [2] haben das Meiste dazu beigetragen, den König von England so friedlich zu stimmen. Von mehreren Fürsprechern, deren Verwendung der Kurpfälzer angerufen, vom dänischen Könige Christian IV., vom sächsischen Kurfürsten, von Jakob selbst fortwährend um Gnade für Friedrich V. bestürmt, hatte der Kaiser im Frühjahre 1622 den Grafen von Schwarzenberg an den englischen Hof geschickt und durch denselben erklären lassen: „er sey nicht ungeneigt, dem Pfalzgrafen zu verzeihen, aber erst müsse derselbe die Waffen niederlegen, über das Weitere solle zu Brüssel unterhandelt werden, wohin die Betheiligten Gesandte schicken möchten". Wirklich wurde ein Congreß zu Brüssel eröffnet, allein bald kam dort an den Tag, daß der Kaiser jene Versicherungen nicht ernstlich gemeint hatte: König Jakob I. war abermal hinters Licht geführt worden! Dennoch kann ich die Behauptung der meisten Schriftsteller des 30jährigen Kriegs, daß Jakob mitgeholfen habe, seinen Schwiegersohn zu verderben, nicht zugeben. Der Weg, den Friedrich einschlug, durch Verbindung mit Abenteurern, wie Mannsfeld und Christian von Braunschweig, und durch holländische Hülfe sein Erbe gewaltsam zu erobern, war falsch, eine Erfahrung von zwei Jahren hatte seine Verkehrtheit hinreichend aufgedeckt. Weit eher führte der von Jakob befolgte Plan, durch Verhandlungen in Wien und Madrid und durch Vermählung des englischen Thronerben mit einer spanischen Prinzessin dem Kurpfälzer wieder auf die Beine zu helfen, zum erwünschten Ziele. Ich werde tiefer unten zeigen, daß Jakob, durch die Geschicklichkeit des Lord Digby, der indeß zum Grafen von Bristol ernannt worden war, unterstützt, auf dem Punkte stand, das Gebäude bairischer und österreichischer Berechnungen durch einen glücklichen Streich in Madrid umzustoßen. Friedrich V. hätte darum vernünftiger gehandelt, von Anfang an auf die Warnungen seines Schwiegervaters zu horchen, aber er hegte, wie aus seinen Briefen [3] erhellt, tiefen Widerwillen gegen alle Rathschläge aus London, weil man ihm von dorther, wo wirkliches Wohlwollen für ihn herrschte, die Wahrheit sagte, welche Niemand, am allerwenigsten aber ein so einfältiger und verzogener Prinz wie Friedrich, gerne hört. Blindlings dagegen gab er sich den Einflüsterungen des Oraniers Moritz hin, weil dieser, der doch den Kurpfälzer nur als sein Werkzeug und als holländisches Kanonenfutter behandelte, seinen Leidenschaften, seiner Rachgier, seinem Stolze schmeichelte. Allem Anschein nach wäre Friedrich auch damals noch taub gegen die Ermahnungen des Lords Chichester geblieben, hätten ihn nicht noch andere Gründe zu einem entscheidenden Entschlusse genöthigt. Graf Khevenhiller gibt zu verstehen, daß zwischen

[1]) Die Beweise bei Söltl a. a. O. I. 266. — [2]) Senkenberg IV, 141 flg. — [3]) Bei Aretin Beiträge VII.

y und Mannsfeld schon vor dem Akte des 13. Juli geheime Ver-
dlungen statt fanden, denn er sagt [1]) in Bezug auf den Brief Tilly's
Mannsfeld, von welchem gleich die Rede seyn wird: „unterrichtete
e zweifeln sehr, ob dieses Schreiben das erste gewesen." Auch ist
ıicht schwer, den Grund zu errathen, warum Mannsfeld sich mit
) zu verständigen suchte. Sein Heer war damals wegen Geldmangels
Zustande der Auflösung. Als er auf dem Marsche nach Holland,
Cordova auf Tod und Leben verfolgt, bei Fleurus sich schlagen
te und mußte, weigerte sich, wie unten gezeigt werden soll, Manns-
s Reiterei vom Leder zu ziehen, weil sie seit Monaten keinen Sold
r empfangen hatte. Eine solche Meuterei im Angesicht des Feindes,
es sicheren Untergangs, setzt die tiefste Zerrüttung voraus. Man
daher, die Abdankung, über welche wir sofort berichten werden,
nicht freiwillig, sondern durch die Verhältnisse erzwungen. Tilly
› mit seinen siegreichen Schaaren in der Nähe, und sicherlich wäre
m nicht schwer gefallen, das in Auflösung begriffene Heer Christian's
Mannsfeld's zu vernichten.

Den $\frac{3}{13}$. Juli 1622 stellte Friedrich im Feldlager vor Zabern folgende
nde [2]) aus: „Wir Friedrich von Gottes Gnaden (König von Böh-
ꝛc.) fügen hiemit Jedermänniglich zu wissen, daß die hochgebornen
ten: unser Generallieutenant Fürst [3]) und Graf zu Mannsfeld und
: freundlicher lieber Vetter, Herzog Christian von Braunschweig,
alle unter ihnen stehenden Obristen, Lieutenant, Rittmeister ꝛc.
ı und niedern Standes zu Roß und zu Fuß, so wie deren sämmt-
Soldaten Uns bisher getreue Kriegsdienste nach Möglichkeit ge-
: haben. Weil Wir aber die Mittel nicht besitzen, dieselben ferner
ıserer Pflicht zu behalten, als wollen Wir ihnen nicht verdenken, daß
lcher Pflicht entlassen zu seyn gebührlich begehrt haben, sondern
ssen sie in Kraft Dieses freundlich, gnädig, günstig, sind auch zu-
n, daß sie ihren Vortheil anderswo ihrer Einsicht nach suchen mögen,
nd welcher Gestalt sie es am tauglichsten finden." Deutlich erhellt
dieser Fassung, daß der erste Antrieb zur Abdankung nicht von
rich, sondern vom Heere ausgegangen ist. Schöne Scenen [4]), von
die beglaubigte Geschichte schweigt, mögen zwischen Mannsfeld
Friedrich vorangegangen seyn! Den folgenden Tag, den $\frac{4}{14}$. Juli

Annal. IX, 1730. — [2]) Khevenhiller IX, 1730. Londorp. acta publica II,
– [3]) Hieraus erhellt, daß die Behauptung des sogenannten schwarzen Registers
›rp acta publica II, S. 727 Spalte 2) Friedrich V. habe dem Grafen Manns-
n Bettler dem andern) die Landvogtei Hagenau als erbliches Fürstenthum ver-
wahr seyn muß. Daher kam es auch, daß Mannsfeld so eifrig für die Behaup-
es Elsaßes zum Nachtheil Friedrich's V. besorgt war. — [4]) Der unbekannte
:r einer merkwürdigen Flugschrift, die den Titel führt: acta Mannsfeldica, ohne
25. 4to sagt Seite 165: „der arme Fritz (der Kurpfälzer) welcher alle seine noch
Hoffnung auf den Mannsfelder gesetzt, ist über der Forderung Mannsfeld's (daß
Heer vor Zabern abdanken solle) fast in Ohnmacht gefallen und hat ihn nicht

fertigte Mannsfeld einen Trompeter an Tilly mit einem Schreiben [1]) ab, in welchem zwei Anträge enthalten waren: erstlich erklärte der Graf, er selbst, der Herzog von Braunschweig und das ganze Heer seyen bereit, unverzüglich in des Kaisers Dienste überzutreten, wenn man ihnen den rückständigen Sold bezahle. Im Fall dieser Vorschlag kein Gehör fände, bat er zweitens: der Kaiser möge den Bann aufheben und allgemeine Verzeihung den Häuptern wie den Soldaten gewähren, wogegen sie auf der Stelle den Boden des Reichs verlassen würden. Obgleich ich nirgends urkundliche Nachricht über die Antwort finde, welche Tilly dem Grafen ertheilte, ist aus dem Erfolge klar, daß der bairische Feldherr beide Vorschläge zurückgewiesen haben muß: die Acht wurde nicht aufgehoben, das Mannsfeld'sche Heer nicht in des Kaisers Dienste genommen. Nichts desto weniger fanden es Mannsfeld und Christian von Braunschweig gerathen, mit ihren Leuten sogleich den deutschen Boden zu räumen. Längs der französischen Gränze hin zogen sie in Eilmärschen durch Lothringen, dann durch Flandern nach Holland.

Ich sehe in dem Stillschweigen der Quellen über Tilly's Antwort, noch mehr aber in der oben mitgetheilten sarkastischen Bemerkung des wohl unterrichteten Khevenhiller einen Beweis, daß ein Geheimniß in der Sache steckt, oder genauer gesprochen, daß der Abzug Mannsfeld's von Zabern als eine zweite Auflage seines Entwischens aus der Oberpfalz betrachtet werden muß. Allerdings war es bedenklich, das Mannsfeld'sche Heer, d. h. eine Rotte der zuchtlosesten Menschen, deren fast jeder, von ihrem Haupte angefangen, den Galgen verdiente, in kaiserliche Dienste zu nehmen. Aber ließ man sie gehen, so konnte man mit Sicherheit voraussehen, daß sie bei nächster Gelegenheit wieder in das Reich einbrechen würden. Ganz gewiß hatte Tilly, wenn er, oder vielmehr, wenn sein Gebieter der Herzog in Baiern nur wollte, die nöthigen Mittel, dies zu verhindern; denn er brauchte ja nur über sie herzufallen, sie niederzuschmettern oder auseinanderzusprengen. Da er nichts von Allem dem that, muß man den Schluß ziehen, daß ein späteres Wiederkommen der Mannsfelder im geheimen Plane der Baiern lag. Ich denke mir den Zusammenhang so: die Politik des Münchner Hofes gebot,

---

als König, sondern als ein armer, verlassener Geselle flehentlich gebeten, in solcher äußersten Noth nicht von ihm zu weichen, sondern noch eine kleine Zeit Geduld zu haben, bis sich der Durlacher wieder in etwas gerüstet, oder bis andere geheime Freunde, d. i. die Reichsstädte, der Kasselische Landgraf, der Württemberger u. A. deren neue Union in der Schlacht bei Wimpfen offenbar geworden, ihm für etliche Monate Sold an Geld übermacht hätten. Weil aber der Durlacher eine solche Maulschelle bei Wimpfen bekommen, daß er seitdem nichts mehr wagen wollte — ist der Mannsfelder auf seiner Forderung des Abschieds standhaft verharrt." Es ist gegen meinen Grundsatz, in vorliegendem Werke, welches nur auf sichere archivalische Nachrichten gebaut ist, Aussagen unbekannter Verfasser als entscheidende Autoritäten zu gebrauchen. Dennoch hoffe ich, jeder Unpartheiische werde zugeben, daß die Behauptung der acta Mannsfeldica durch die oben mitgetheilten Urkunden hohe Beglaubigung erhält. — [1]) Die französische Urschrift abgedruckt bei Aretin B. a. B. I, S. 182. Note 34.

ß Mannsfeld aus dem südlichen Deutschland hinausgeschafft werde,
ın der Zweck, welchen man durch seine Anwesenheit daselbst erreichen
llte, die Schilderhebung der kleinen Fürsten des südwestlichen Ger-
ıniens und ihre natürliche Folge, die Demüthigung derselben, war
wirklicht. Diese Fürsten wagten seit den Schlachten von Wimpfen
d Höchst nichts mehr wider den vereinten Willen des Wiener und
ünchner Hofes. Aber recht gut konnte man den Mannsfelder zur
ichen Rolle eines Lärmmachers und Aufrüttlers im nördlichen Deutsch-
ıd brauchen, wo die Stände, wie man zu Wien und München sehr
t wußte, mit Holland im Bunde, eine Verschwörung um die andere
zettelten. Darum ließ Tilly oder vielmehr Maximilian den Grafen
ch den Niederlanden entwischen, sicher, daß er von dorther zu rechter
it wieder im nördlichen Germanien erscheinen und Fürsten dieser Ge-
ıden zum offenen Krieg wider den Kaiser verleiten werde, was nach
t bisherigen Erfahrungen nur die Folge haben konnte, daß das nörd-
e Deutschland auf gleiche Weise wie das südliche zum Gehorsam
racht ward. Vortrefflich verstanden der Münchner und Wiener Hof
schwere Kunst, den Unverstand der Feinde zu Erreichung der eigenen
ecke zu benützen. Solche, welche die eben entwickelte Ansicht über
geheimen Zusammenhang der Vorgänge bei Zabern allzu kühn finden,
e ich mit ihrem Urtheile inne zu halten, bis ich einen geheimen Bericht
r die Schlacht bei Stadtlohn, der mir vorliegt, mitgetheilt haben werde.

Nach Abdankung des Mannsfeld'schen Heeres begab sich Friedrich V.
seinem Verwandten, dem Herzoge von Bouillon, dem er eine so
nzende Rolle in der 1619 entworfenen, aber 1620 verunglückten Ver-
ung Germaniens zugedacht hatte [1]), nach der Stadt Sedan. Von dort
ieb er unter dem $\frac{1}{2}\frac{1}{4}$. Juli an seine Gemahlin einen Brief [2]), welcher
rkwürdige Aufschlüsse über die Mittel, mit welchen der Pfälz'sche Krieg
ührt wurde, oder vielmehr hätte geführt werden sollen, wie über den
arakter des unglücklichen Prinzen gibt. Im Eingange sagt er: „ich
sehr begierig zu hören, was man im Haag von mir spricht: wahr-
inlich wird man mich tadeln, aber in Wahrheit war die Unentschlossen-
t der Generalstaaten und ihre Säumigkeit (im Zahlen) die Haupt-
ache, daß Alles so schief ging." Folglich hatte Friedrich den Kriegszug,
ch die Versprechungen des Oraniers Moritz verleitet und in Hoffnung
holländische Geldhülfe, unternommen. Damit wäre unsere obige
rstellung der Gründe des pfälz'schen Feldzugs gerechtfertigt [3]). Auch
t wie früher nahm sich Friedrich sein Unglück wenig zu Herzen. Er
rt in dem Briefe [2]) fort: „allhier zu Sedan bewirthet man mich so
trefflich, als ich es nur wünschen mag. — Ich bringe meine Zeit zu

---

[1]) Siehe oben S. 306. — [2]) v. Aretin Beiträge VII, 187 flg. — [3]) Auch der
fasser der acta Mannsfeldica sagt a. a. O. S. 165: die Sache des Pfälzers Fritz
: den Krebsgang genommen, weil die holländischen Wechsel ausblieben.

mit Ballschlagen und mit Baden. Wenn mich Jenes ein wenig erhitzt, so kühlt mich dieses wieder ab. Ich befinde mich im Uebrigen ganz vortrefflich, und wenn nur meine Angelegenheiten besser gingen, wäre ich vollkommen glücklich.“ Welch ein — Fürst! Selbst seine eigenen Bedienten scheinen die Behaglichkeit ihres Herrn unpassend gefunden zu haben, denn er klagt seiner Gemahlin: „seit meiner Abreise vom Heere erfahre ich nichts von dem Grafen Mannsfeld und keiner meiner Leute folgt mir. Ich weiß gar nicht, was das zu bedeuten hat, nie in meinem Leben war ich so schlecht bedient. Ich habe nur den Michaelowitz und den Streff bei mir, mein Stallmeister ist zum Heere zurückgegangen, um einige meiner Pferde und Wagen zu holen, aber ich zweifle sehr, ob er wieder kommen wird“ rc.

Wenden wir uns von dem Fürsten zu einem Manne, zu Tilly. Unseres Bedünkens weist ihm der pfälz'sche Feldzug des Jahres 1622 eine Stelle unter den großen Feldherrn der neueren Zeiten an. Wie schwierig war die Aufgabe, die er lösen mußte und wie hat er sie gelöst! Mit einem Heere, das nur den dritten Theil der Streitkräfte seiner Gegner zählt, verhindert er die Vereinigung derselben, schlägt sie vereinzelt, Einen nach dem Andern, aufs Haupt und zwingt die Ueberbleibsel zuletzt den Boden des Reichs zu verlassen. Welche Berechnung des Charakters seiner Gegner zeigt er dabei! Der Kaiser und die Liga fühlten, daß sie einem solchen Manne eine außerordentliche Belohnung schuldig seyen. Ferdinand II. erhob ihn in den Reichsgrafen-Stand, die Liga beschenkte ihren Feldherrn mit 20,000 Gulden [1]). Es sey uns vergönnt über die militärische Beförderung Tilly's die Bemerkungen [2]) eines unbekannten Zeitgenossen mitzutheilen, der aus den damals in München einlaufenden oder von dort ausgehenden Berichten einen höchst wichtigen Auszug, vielleicht für einen bairischen Prinzen, gemacht hat. Das was er sagt, verräth meinem Gefühl nach sehr stark den deutschen Kanzlei-Geist: „im Jahre 1619 ist Tilly noch Freiherr, und obschon er bereits bairischer Generallieutenant gewesen, ward er doch nur geduzt. Im Jahre 1620 hat man (der Herzog Maximilian) angefangen, ihm eigenhändig zu schreiben und ihn zu ihrzen. Der Eingang war: meinen gnädigen Gruß zuvor, Lieber der von Tilly. — Den $\frac{21}{31}$. Juli 1622 hat Tilly das erstemal als Graf unterzeichnet.“

Friedrich V. blieb nicht lange allein zu Sedan; bald erhielt er Besuch von seinen ehemaligen Obersten und Kriegsknechten. Ich habe bereits gesagt, daß die Schaaren Mannsfeld's und Christian's ihren Weg längs der deutschen Gränze nahmen, weil auf beiden Seiten des Rheinstromes die Pässe in der Gewalt der Ligisten und Kaiserlichen sich befanden. Eine Nachricht [3]), die ich für übertrieben halte, schätzt die

---

[1]) Aretin B. a. B. I, 198. — [2]) Abgedruckt in Westenrieders Beiträgen VIII, 149 flg. — [3]) Theatrum Europ. I, 603 b.

ammte Macht in dem Augenblick, da sie vor Zabern abzog, auf etwas
hr als 30,000 Mann, nämlich auf 12,000 Fußknechte und 7000
sse unter Mannsfeld's Fahnen, sodann auf 6000 Mann zu Fuß
) 72 Kornet zu Roß unter Christian's Befehl. Sie fügt bei: beide
hrer hätten 14 Stücke grobes Geschütz bei sich gehabt, der Schießvor-
h sey auf 60, das Gepäck (den Raub vieler Provinzen enthaltend)
2000 Wagen nachgeschleppt worden. Mannsfeld hatte den Herzog
n Lothringen um freien Paß durch sein Land gebeten, wogegen er
nge Mannszucht und schnellen Durchmarsch versprach; im Falle der
eigerung drohte er mit Gewalt. Der Herzog, dessen Streitkräfte viel
unbedeutend waren, um einem solchen Heere zu widerstehen, mußte
chehen lassen, was er nicht hindern konnte. Aber Mannsfeld hielt
n Versprechen schlecht, 14 Tage lang würde nach Gewohnheit in
hringen gebrandschatzt, gesengt, gemordet, geschändet. Dann wälzte
der Haufe nach dem Gebiete des Herzogs von Bouillon. Christian
) Mannsfeld brauchten vor Allem Geld um ihr Volk, das seit langer
it keinen Sold mehr erhalten, einigermaßen zum Gehorsam zu bringen.
hon damals drohten 3000 Reiter Mannsfeld's mit offener Empörung;
wollten sich des Geschützes bemächtigen und dasselbe im Versatz be-
ten, bis ihr Rückstand berichtigt wäre [1]). So viel ich aus den ver-
rrenen Angaben der Hauptquelle [2]) abnehmen kann, war es von
fang an Absicht der beiden Führer, sich nach Holland durchzuschlagen
d wieder in die Dienste der Staaten, ihren alten Brodherrn, zu treten,
r Wechsel und neue Bestallbriefe von dort hatten ihren Weg noch
ht in das vereinigte Lager gefunden. Da nun der Geldmangel und
schwierige Stimmung des Kriegsvolks auf rasche Abhülfe zu sinnen
higte, schenkten Mannsfeld und der Halberstädter verschiedenen Vor-
ägen Gehör, die ihnen von anderer Seite gemacht wurden. Der
rzog von Bouillon hegte damals im Bunde mit mehreren unzufriedenen
nzösischen Großen den Plan einer hugenottischen Empörung gegen den
nig von Frankreich, Ludwig XIII., und lud die beiden deutschen Banden-
rer ein, gemeine Sache mit ihm zu machen. Der Halberstädter
ristian billigte diesen Antrag, aber nicht so Mannsfeld, vermuthlich
il der Herzog von Bouillon nicht Geld genug zahlen konnte. Ein
eites Anerbieten, das aus dem benachbarten spanischen Flandern von
Statthalterin Infantin kam, welche 200,000 Kronen verhieß, wenn
annsfeld und Christian unter spanischer Fahne gegen die Holländer
ten würden, wiesen Beide zurück, theils weil sie der Aufrichtigkeit
Versprechens nicht trauten, theils weil sie sich schämen mochten,
e politisch-kirchliche Parthei zu verrathen, für welche sie so lange die
ffen geführt. Dagegen verfiel Mannsfeld auf den Gedanken, sein
hwert und sein Volk an Frankreich zu verkaufen, von wo aus man

[1]) Theatrum Europ. 665 a. unten. — [2]) Ebendaselbst.

ihm gleichfalls Anträge machte. Aber der Halberstädter Christian wollte nichts hievon hören. Da Mannsfeld bei seinem Entschlusse verharrte, kam es zum Bruche zwischen Beiden, der sich schnell auch dem Heere mittheilte: einige Tausend Mannsfelder fielen zu Christian ab. Zuletzt nöthigte die Entdeckung, daß er vom Pariser Hofe getäuscht worden sey, den Grafen, sich mit dem Halberstädter wieder auszusöhnen. Der König von Frankreich hatte jene Versprechungen blos in der Absicht gemacht, um Zeit zu gewinnen, bis ein hinreichendes Heer auf der Gränze zusammengebracht war, mit welchem Ludwig XIII. über die fremden Freibeuter herzufallen gedachte.

Ueber dem Verzug der französischen Unterhandlungen war es aber der Infantin Statthalterin gelungen, Don Gonzalez von Cordova mit seinem Heere aus der Pfalz herbei zu rufen. So befanden sich Mannsfeld und Christian zwischen zwei Feuern, links den Franzosen, rechts den Spaniern. Nur der schnellste Marsch durch das benachbarte Flandern nach Holland konnte sie retten. Mannsfeld verbrannte viele seiner Wagen und machte mit den verfügbar gewordenen Pferden etwa 1000 Fußknechte beritten. Dann brachen Beide in der größten Eile mit Geschütz, Fußvolk und Reitern in Flandern ein. Wer nicht folgen konnte, wer ermattet umsank, wurde zurückgelassen, ein sicheres Opfer der Bauern. Dennoch bewahrte sie diese beflügelte Hast nicht vor dem gefürchteten Zusammenstoße mit den Spaniern. Als sie nach einem Marsch von 10 Stunden Nachts den $\frac{18}{28}$. August bei dem Dorfe Fleurus, unweit Ligni und wenige Stunden von Waterloo eintrafen, wo 193 Jahre später Preußen und Engländer mit so vielem Ruhme schlugen, fanden sie den Weg durch Cordova's Heer verrannt. Alsbald beschlossen Christian und Mannsfeld am andern Tage mit den ersten Sonnenstrahlen den Paß zu erzwingen. Den $\frac{19}{29}$. August um 3 Uhr in der Frühe bliesen die Trompeter zum Kampfe. Aber im Augenblicke, da Mannsfeld seine Reiter gegen den Feind führen wollte, versagten ihm 1500 den Dienst; er konnte sie nicht einmal dazu bewegen, daß sie die Pistolen zogen und den Schein von Kampffertigen annahmen, so wüthend war ihre Erbitterung darüber, daß der Sold seit Monaten ausgeblieben [1]). Tadellos dagegen benahmen sich Christian's Leute. Während Mannsfeld's Volk aus liederlichem, von allen Seiten zusammengelaufenem, obgleich beherztem Gesindel [2]) bestand, befanden sich unter Christian's Kürassiren viele niedersächsische Bauernsöhne, Kinder rechtschaffener Eltern [3]), die ihrem Stammesherzog auch ohne Geld auf der Hand ins Feuer folgten.

Der Tag von Fleurus war der glänzendste in Christian's kriegerischer Laufbahn, die sonst keine Lorbeeren zählt. Entschlossen, durchzubrechen oder zu sterben, stürmte er an der Spitze seiner Reiter mit solcher Furie

---

[1]) Theatrum Europ. I, 667. — [2]) Ebendas. S. 665 a. — [3]) V. d. Decken a. a. O. I, 94.

lf die Spanier ein, daß das Geschütz des Feindes genommen, und zwei utsche, in spanischen Diensten stehende Regimenter zusammengehauen urden. Doch bewies auch der Feind große Hartnäckigkeit. Lange wankte der Sieg, und erst nach 9stündiger Blutarbeit erzwang das reinigte Heer den Durchmarsch. Auf deutscher Seite blieben von an- sehenen Namen Graf Heinrich von Ortenburg und Herzog Friedrich n Sachsen-Weimar [1]), der erste jener 7 Brüder, der gegen sein Vater- nd und unser rechtmäßiges Reichsoberhaupt fechtend, das Leben verlor; lf spanischer Seite fielen viele kastilische Edelleute, oder, wie unsere uelle sagt, viele Don. So schnell als die Rosse zu laufen vermochten, tzten Christian und Mannsfeld den Zug nach Breda fort, wo sie An- ngs September mit 7000 Reitern anlangten. Das Fußvolk, welches, eil es nicht schnell genug nachkommen konnte, zurückgelassen wurde, litt während des weiteren Marsches noch große Verluste, theils durch e Spanier, theils durch die Bauern. Nur etwa 5000 Mann erreich- n Breda, bis auf den Tod ermattet. Christian hatte in der Schlacht i Fleurus einen Schuß in die Hand bekommen, den er Anfangs ver- chläßigte. Weil die Wunde in Brand überging, mußte er sich zu reda den Arm abnehmen lassen. Ein sinnreicher Holländer verfertigte m einen künstlichen Arm aus Eisen, dessen er sich seitdem bediente. Die lichteten Trümmer des Braunschweig-Mannsfeld'schen Heeres wurden fort für kurze Zeit in holländische Dienste genommen, und halfen die n Spinola belagerte wichtige Festung Bergen op Zoom, welche am rdöstlichen Ausfluß der Schelde liegt, entsetzen.

Indessen war auch in Deutschland der Kampf wider die wenigen, ch von Friedrich's V. englischem und pfälzischem Kriegsvolke besetzten stungen Heidelberg, Mannheim, Frankenthal nahezu beendigt worden, obei die Trüglichkeit der durch den kaiserlichen Gesandten Schwarzen- rg dem englischen Hofe gemachten Versprechungen [2]) an den Tag kam. önig Jakob hatte den Ritter Richard Weston nach Brüssel zu dem an- kündigten Congreß abgeordnet, aber man hielt den englischen Gesand- n daselbst mit leeren Förmlichkeiten hin, bis Tilly die Vorkämpfer riedrich's einzeln geschlagen hatte [3]). Nachdem die Sache so weit ge- ehen, wurde kaiserlicher Seits an den englischen Hof unter dem 18. Juni n Schreiben [4]) folgenden Inhalts abgefertigt: „der Friede könne nicht ohl zu Brüssel geschlossen werden, sintemalen solches Werk das ganze eich angehe; der Kaiser habe deßhalb die Fürsten des Reichs nach egensburg zu einer Versammlung eingeladen. Wolle Ihro Majestät n England diese Zusammenkunft gleichfalls beschicken, so stehe es ihr ei." Jakob machte zum Zweitenmale die Entdeckung, daß man ihn nters Licht geführt habe; er forderte nun von der Infantin Statthal-

[1]) Theatrum Europ. I, 666 flg. Röse „Johann Friedrich von Sachsen." S. 113 ote 10. — [2]) Siehe oben S. 334. — [3]) Theatrum Europ. I, 643 a. — [4]) Ibid. b.

terin, sie möchte wenigstens das spanische Heer unter Cordova zurückrufen. Die Antwort war [1]: „Cordova habe von Madrid aus Befehl, Alles das zu thun, was ihn Tilly heißen würde." Zuletzt suchte König Jakob den Fall der pfälzischen Festungen dadurch abzuwenden, daß er erklärte: er nehme diese Orte unter seinen unmittelbaren Schutz. Allein bereits hatte Tilly Maaßregeln getroffen, welche den thatsächlichen Beweis lieferten, daß auch diese letzte Waffe nichts nütze. Gleich nach dem Abzuge Mannsfeld's, Christian's, Friedrich's V. aus der Pfalz, eroberte er ohne Mühe Schloß und Stadt Ladenburg, welcher Platz für ihn von hohem Werthe war, weil er mittelst der dortigen Schiffbrücke ungehindert über den Neckar setzen konnte. Im August begann er Heidelberg, den Sitz der pfälzischen Regierung, zu belagern, wo Heinrich v. Merven mit einigen Tausend Deutschen, Holländern, Englischen in Besatzung lag. Im September waren die Werke hinreichend vorangeschritten, um einen allgemeinen Angriff zu unternehmen. Abends den $\frac{6}{16}$. und Morgens den 17. September 1622 liefen die Baiern, während sämmtliches Belagerungsgeschütz von den Bergen auf Schloß und Stadt hinunterdonnerte, von drei Seiten, vom Kaiserstuhl herunter, vom Speierer Thor, und gegen die Neckarbrücke, Sturm. Nachdem die Belagerten durch die Arbeit einer unter den Waffen zugebrachten Schreckensnacht erschöpft worden, setzten Tilly's Kroaten von der Nordseite her über den Neckar, drangen in die Stadt, fegten die Gassen, hieben die Thore von innen ein, worauf Tilly's übriges Volk sich in die Altstadt ergoß. Der Befehlshaber flüchtete mit etwa 500 Mann und den meisten Regierungsbeamten in das Schloß. Tilly forderte ihn ungesäumt auf, sich zu ergeben. Heinrich von der Merven antwortete: er könne dies Begehren nicht erfüllen, wolle aber einen Offizier nach Mannheim zum Obergeneral Horace de Vere schicken, um zu erfahren, ob er auf Entsatz hoffen dürfe. Tilly gab dem zu dieser Sendung bestimmten Hauptmann einen Trompeter mit. Als der Abgeordnete den 18. Abends ohne die gewünschte Verheißung zurückkam, schloß von der Merven den 19. einen Vertrag mit Tilly ab, der ihm und der ganzen Besatzung freien Abzug mit Sack und Pack, wehenden Fahnen, brennenden Lunten zusicherte. Ein Theil des bairischen Volks machte Miene, über die Abziehenden herzufallen, aber Tilly gebot bei Strafe des Galgens Ordnung, und ließ die Mannschaft Merven's durch etliche Kornet Reiter bis Frankfurt geleiten [2]. Die alte Sage [3], daß in Heidelberg unerhörte Gräuel begangen worden seyen, ist eine Lüge. Die Stadt erfuhr nicht mehr und nicht weniger, als in erstürmten Plätzen immer geschah. In der heiligen Geist-Kirche zu Heidelberg befand sich eine an Handschriften außerordentlich reiche Bibliothek, damals nach dem Urtheile Caraffa's [4]) die

---

[1]) Den Beweis aus Handschriften bei Söltl a. a. O. I, 272. — [2]) Senkenberg IV, 146. Theatrum Europ. I, 648. — [3]) Wilken Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen S. 195 flg. — [4]) Commen. S. 150.

önste in Europa. Diese treffliche Sammlung ließ sich der Pabst vom
bieter Tilly's, dem Herzoge Maximilian, schenken. Noch im Dezem-
1622 kam der berühmte neugriechische Gelehrte, Leo Allazi, als
ostlicher Bevollmächtigter, nach Heidelberg, um das Geschenk in Em-
ng zu nehmen. Zu Anfang des nächsten Jahres trug ein langer Zug
Maulthieren den Heidelberger Schatz nach Rom in die Vatikana [1].
ndertfünfundneunzig Jahre später, in Folge des zweiten Pariser Frie-
ns, gab der Pabst einen Theil der Beute wieder zurück. Glückliches
terland, wenn du im 30jährigen Kriege nichts Anderes als jenen
ufen alter Pergamente eingebüßt hättest!

Nach Heidelbergs Eroberung wandte sich Tilly gegen Mannheim,
s Horace de Vere vertheidigte. Den $\frac{9}{19}$. Oktober ward die Stadt
türmt, das Schloß dagegen hielt Vere noch weitere 10 Tage, bis
angel an Brod, an Arzneien, an Geld, an Brennholz ihn zur Ueber-
be nöthigte. Er erhielt freien Abzug mit kriegerischen Ehren und ward
Heinrich v. d. Merven durch Tilly'sche Reiter nach Frankfurt geleitet.
November versuchte Tilly auch Frankenthal vollends zu nehmen,
r der Widerstand war so kräftig und die Jahreszeit bereits so rauh,
er verzichten mußte. Frankenthal fiel erst im Frühlinge 1623, und
ar nicht durch Waffengewalt. Da die furchtbar verheerte Pfalz keine
lfsmittel mehr darbot, verlegte Tilly sein Volk durch weite Kreise der
gegend in die Winterquartiere. Viele Grafen und Herren, nament-
viele Reichsstädte, welche bisher insgeheim die Feinde Ferdinand's II.
terstützt hatten, am Rhein Hagenau, Speier, Kronweißenburg, Landau,
orms, in der Wetterau die schon früher durch Spinola besetzten Städte
iedberg, Wezlar, Gelnhausen, in Schwaben Heilbronn und Hall [2],
ßten sich schwere Einlagerungen gefallen lassen. Vergeblich riefen die
i Gemeinden Ulm, Straßburg, Nürnberg, welche damals das Wort
die Städte führten, die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen,
ttelst eines Schreibens [3]) an, in welchem sie hervorhoben, daß man
jenen Orten bereits auch die Religion antaste, und die evangelischen
irger mit Schimpfnamen, wie „lutherische Schelme, lutherische Hunde
d Ketzer" belege. Der Kaiser blieb taub gegen solche Klagen. Mit
Fürsten sollten auch die Städte dem Reichsoberhaupte Gehorsam
sten lernen.

Nach so glorreichen Erfolgen im Felde schloß das Jahr 1622 mit
chtigen politischen Verhandlungen. Gestützt auf die großen Dienste,
lche seine Waffen dem Kaiserhause geleistet, forderte Max von Baiern
mer dringender, daß die Uebertragung der pfälzischen Kur, welche
Herbste 1621 insgeheim geschehen, öffentlich vorgenommen werde.
rdinand II. konnte die Gerechtigkeit dieser Forderung nicht in Abrede
hen. Aber die Sache hatte auch jetzt noch ihre Schwierigkeiten. Mehrere

[1]) Wilken a. a. O. — [2]) Senkenberg IV, 147. Note y. — [3]) Abgedruckt bei Londorp 635 flg.

Mächte widersetzten sich dem Plane theils im Ernst, theils mit Nebenabsichten. Unter dem $\frac{4}{14}$. Mai 1622 hatte Kurfürst Johann Georg von Sachsen, durch die Bitten Friedrich's V. bestürmt, an den Wiener Hof ein Schreiben [1]) erlassen, in welchem er mit rührenden Redensarten den Kaiser beschwor, dem reuigen Kurpfälzer Vergebung und Aufhebung der Acht zu gewähren. Diese Verwendung war nur darauf berechnet, dem lutherischen Volke Sand in die Augen zu streuen und sagen zu können: der edle Kurfürst von Sachsen nehme sich mit Wärme des unglücklichen Pfälzers und der evangelischen Sache an. Denn unter dem $\frac{8}{18}$. Juli schrieb [2]) der kaiserliche Gesandte, Graf Hans Georg von Zollern, aus Dresden nach Wien: „Ferdinand möchte auf die amtlichen Erklärungen des Kurfürsten von Sachsen nicht das geringste Gewicht legen, denn laut seinen mündlichen Aeußerungen wünsche Johann Georg von ganzem Herzen, daß der Kaiser seine Siege verfolge, den Pfalzgrafen beim Kopf nehme, und mit seiner Kur nach Gutdünken verfahre.“ Dennoch sah man in Wien voraus, daß Johann Georg, sobald es zur That käme, Einsprache erheben und als Preis seiner Nachgibigkeit gewisse Vortheile für sich ausbedingen werde. Aehnliche Einreden erwartete der Kaiser auch von Seiten anderer deutscher Fürsten. Dagegen leistete eine Macht, welcher der Kaiser die größte Rücksicht schuldig war, nämlich Spanien, ernstlichen Widerstand. Der Madrider Hof verfolgte hiebei einen zweifachen Zweck: Anfangs gedachte er die untere Pfalz sammt der Kur, für sich zu behalten [3]), da diese schöne Provinz, als in der Mitte zwischen den oberitalischen und flandrischen Besitzungen Spaniens gelegen, doppelt werthvoll schien. Später aber, als die Verhandlung wegen der Heirath des englischen Thronerben mit der spanischen Prinzessin mehr und mehr zur Reife gedieh, arbeiteten die spanischen Minister dem bairischen Antrag darum entgegen, weil König Jakob von England die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohns, des Pfalzgrafen, zu einer der ersten Bedingungen jener Ehe gemacht hatte. Wider den Willen Spaniens wollte der Kaiser die öffentliche Uebertragung der Kur nicht gewähren, und so schien es, als ob der Plan des Herzogs an einer Klippe scheitern müsse, die man unmöglich umschiffen konnte.

Allein Maximilian setzte Himmel und Erde in Bewegung, um dennoch den glühenden Wunsch seines Herzens zu befriedigen. Das Beste that wieder für ihn der Pabst. Jener Kapuziner Hyacinth, von dem wir oben gesprochen, wurde nach Madrid geschickt, damit er dort den Widerstand des spanischen Hofes besiegen helfe [4]). Zugleich ließ sich der Herzog herab, den spanischen Gelüsten nach der Unterpfalz zu schmeicheln. Als Graf Khevenhiller zu Anfang des Jahrs 1622, auf der Reise von Wien nach Madrid, München besuchte, eröffnete ihm Maximilian im Vertrauen [5]), daß er geneigt sey, seine eigenen Ansprüche auf die

[1]) Abgedruckt bei Londorp II, 605. b unten flg. — [2]) Khevenhiller IX, 1763. — [3]) Aretin B. a. V. I, 175. — [4]) Ebendas. S. 176. — [5]) Khevenhiller IX, 1765.

)einpfalz der Krone Spanien abzutreten, wenn Don Philipp die Ueber-
ıgung der Kur gut heißen würde. In der That besorgten der deutsche
raf und der italienische Kapuziner ihren Auftrag in Madrid vortreff-
). Es gab am dortigen Hofe eine Parthei, welche dem Heiraths-
ane von Anfang an entgegen war, und ihre geheime Absicht auch
etzt erreichte.

Mit dieser verbanden sich Beide. In einem Briefe [1]), den Kheven-
ler zu Ende des Jahres 1622 aus Madrid nach Wien erließ, sprach
die Hoffnung aus, daß der spanische Hof, wenn die Kur einmal an
arimilian übertragen seye, am Ende die vollendete Thatsache aner-
nen werde. Gleichwohl erregte der fortdauernde Widerspruch Spaniens,
bunden mit der drohenden Stellung, welche Mannsfeld, Markgraf
org Friedrich von Baden und der Halberstädter Christian im Früh-
r 1622 einnahmen, schwere Bedenken des Kaisers. Der Pabst hatte
Betreibung der Kurangelegenheit einen außerordentlichen Botschafter,
bricius Verospi, nach Wien geschickt. Diesem erklärte [2]) Ferdinand II.
März 1622: „Gründe von höchstem Gewicht seyen vorhanden, welche
Wege stehen, daß die bereits insgeheim erfolgte Uebertragung der
r öffentlich vorgenommen werde, der Herzog von Baiern selbst erkenne
, daß bei jetzigem Stande der Dinge nichts übereilt werden dürfe.“
letzt besiegten jedoch der glückliche Feldzug des Jahrs 1622, die Siege
Wimpfen, Lorsch, Höchst, die Flucht Mannsfeld's aus dem Reiche,
dinands II. Scrupel.

Für den Winter [3]) 1622 berief er einen Fürstentag nach Regens-
g, angeblich um mit den englischen Gesandten wegen der pfälzischen
che zu unterhandeln [4]), in der That um Friedrich's V. Kur an Baiern
übertragen. Folgende Große wurden eingeladen [5]): die geistlichen
fürsten von Mainz, Cöln, Trier, die weltlichen von Sachsen, Bran-
burg, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Bamberg und
ırzburg, die Herzöge Marimilian von Baiern, Friedrich Ulrich von
ıunschweig-Wolfenbüttel, Philipp Julius von Pommern, der Landgraf
wig von Hessendarmstadt. Unter den berufenen Laien waren fünf (Kur-
sen, Kurbrandenburg, Braunschweig, Pommern, Hessen) Protestanten,
übrigen katholisch und demgemäß voraussichtlich dem geheimen Plane
Kaisers geneigt. Auch von den fünf Protestanten hatten bisher zwei,
sachsen und Darmstadt, eine Gefälligkeit gegen den Kaiser bewiesen,
zu vielen Spöttereien im Reiche Anlaß gab. Die Berufung Bran-
ourgs konnte man wegen der Kurwürde, welche auf diesem Hause
te, nicht umgehen, im Uebrigen kümmerte sich der Wiener Hof sehr
ig um Ja und Nein des Brandenburgers Georg Wilhelm, denn
r Fürst genoß weder bei Freund noch Feind Ansehen. Als Nulle,

---

[1]) Khevenhiller IX, S. 1770. — [2]) Sattler würtemb. Herzoge VI, Anhang 165.
[3]) Senkenberg IV, 189 Note e. — [4]) Ebendas. S. 190. — [5]) Ebendas. S. 187.

vor welche der Kaiser einen Zähler zu setzen hoffte, mag auch der Pommer berufen worden seyn. Auffallend ist dagegen die Einladung Friedrich Ulrich's von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieser Herr, der leibliche Bruder des Halberstädter Christian, hatte früher an allen Verschwörungen gegen den Kaiser Theil genommen, und stand damals, wie man zu Wien sehr gut wußte, — denn die kleinen protestantischen Höfe waren von katholischen Spionen durchlöcherte Siebe — von Neuem mit Holland in Unterhandlung. Man könnte daher auf den Gedanken gerathen, Ferdinand habe den Braunschweiger berufen, um ihn durch Höflichkeit zu gewinnen und von seinem Bruder zu trennen. Aber eine solche Vermuthung würde weit vom wahren Ziele abirren. Nicht den Braunschweiger in seiner Pflicht zu erhalten, sondern ihn von derselben abzuziehen, dadurch schuldig zu machen und zur Strafe zu verderben, lag im wohlbewußten Interesse des Kaisers, wie des Münchener Hofes. Folglich kann man der Ladung keine andere Absicht unterlegen, als die, daß Ferdinand den Braunschweiger durch den Schein blinden Zutrauens sicher machen und in seinem Vorhaben bestärken wollte. Friedrich Ulrich scheint jedoch Lunten gerochen zu haben, er kam weder in eigener Person, noch schickte er Gesandte. Ganz so machte es der Pommer [1]). Auch der Kursachse erschien nicht, obgleich man sich alle ersinnliche Mühe gab, seine Weigerung zu besiegen. Johann Georg grollte wegen der früher beschriebenen Vorgänge in Böhmen, und weil man dort auf seine Rathschläge nicht geachtet hatte [2]). Doch war dies mehr Vorwand als wahre Triebfeder, in der That wollte er sich seine Billigung des Kurwechsels um einen besondern Preis abkaufen lassen. Hingegen schickte er, zum Zeichen, daß er nicht unversöhnlich sey, Gesandte nach Regensburg. Dem sächsischen Beispiele ahmte der Kurbrandenburger nach.

Gegen Ende November traf der Kaiser zu Regensburg ein. Die Verhandlungen begannen mit der Sache des Kurpfälzers. Die Infantin Statthalterin von Flandern hatte indeß zu Brüssel unter Vorbehalt kaiserlicher Genehmigung folgenden Vertrag [3]) mit den Gesandten König Jakob's von England entworfen: „in Deutschland legen beide Partheien auf ein Jahr die Waffen nieder, um während dieser Zeit an einem allgemeinen Frieden arbeiten zu können. Bis zu Abschluß desselben wird das von Tilly eroberte Heidelberg dem Kurfürsten Friedrich V., die Festen Mannheim und Frankenthal dagegen werden der Infantin pfandweise eingeräumt, doch in der Art, daß besagter Kurfürst das Einkommen aus allen drei Städten bezieht. Kommt der Friede in der gedachten Frist nicht zu Stande, so wird Heidelberg an Tilly, Mannheim und Frankenthal an den Kurpfälzer zurückgegeben." Der spanische Botschafter am Wiener Hof, Graf Ognate, der sich persönlich in Regensburg einge-

---

[1]) Senkenberg IV, S. 193. — [2]) Siehe oben S. 286. — [3]) Dies und das Folgende nach Senkenberg. IV, 195 flg. — Senkenberg hat die Akten des Darmstädter Archivs benützt.

ınden, suchte aus allen Kräften die Genehmigung dieses Vertrags zu langen. Kaiser Ferdinand. II. legte den Antrag der Versammlung ›r, und die Sache wurde so gut eingeleitet, daß die Stände diejenige ntwort ertheilten, welche Ehre und Vortheil des deutschen Reichs er- ischte: die Versammlung wies nämlich das englisch-spanische Ansinnen cht ohne Hohn zurück. Ich finde an diesem Verfahren, das die meisten chriftsteller als treulos tadeln, nichts auszusetzen. Der Kurpfälzer und n königlicher Schwiegervater hatten wahrlich kein Recht, weder unbe- ıgte Aufrichtigkeit noch empfindsames Nachgeben von Ferdinand II. zu :dern. Und doch müssen dies Diejenigen voraussetzen, welche den deut- en Kaiser wegen der Art verdammen, in welcher die Engländer damals imgeschickt wurden. Nachdem der von Friedrich V. gemachte Versuch, s Habsburg'sche Haus um Hab und Gut zu bringen und auszurotten, t Waffengewalt zurückgeschlagen und der Urheber des Frevels zur :echten Strafe gezogen war, sollte unser Reichsoberhaupt — so ver- ıgte es König Jakob — den Großmüthigen spielen, seinem Todfeinde ·zeihen, ja demselben die Mittel zu künftigen Ränken in den Händen ſen, und zwar Alles dies darum, weil der Schuldige die Tochter der ılischen Majestät zum Weibe hatte! Ich wollte sehen, welches Geschrei Britten über deutsche Dummheit oder deutsche Unverschämtheit er- ·en würden, wenn heute Oesterreich oder ein anderer Staat des deut- :n Bundes unter gleichen Verhältnissen das nämliche Ansinnen dem ıdoner Hofe machte. Jakob wurde heimgeschickt wie er es verdiente!

Bei den weiteren Verhandlungen über das englische Verlangen ıen Dinge zur Sprache, welche helles Licht über die Geschichte der ꞉en Feldzüge verbreiten und unsere Darstellung des geheimen Zu- :menhangs damaliger Angelegenheiten bestätigen. Mehrfach wies man [1] erlicher Seits darauf hin, daß die Holländer es gewesen, die den eg in Böhmen wie in Deutschland angezettelt, und namentlich den berstädter Christian und den Mannsfelder gegen das Reich bewaffnet en. Auch forderte der Kaiser, wiewohl vergeblich, von der Ver- mlung Mittel, ähnlichen Umtrieben der Republik für die Zukunft ꝫubeugen.

Endlich in einer Sitzung, die den 10. Jan. (n. St.) 1623 gehalten :de, rückte Ferdinand mit dem eigentlichen, bisher zurückgehaltenen :cke hervor. Er ließ den Fürsten eine Vorlage[2]) folgenden Inhalts hen: „weltkundig seyen die letzten Unruhen in Deutschland, die böh- he Empörung, auch die Plane der Feinde, das Reich völlig umzu- en, denn über die Geheimnisse derselben geben die zu Prag aufge- ·enen Papiere unbezweifelbaren Aufschluß[3]). Bei allen diesen Ver- ›en habe Friedrich, der sich einen Pfalzgrafen nenne, die erste Rolle

[1]) Senkenberg S. 200 flg. 211 flg. — [2]) Ebendas. S. 206. — [3]) Anspielung auf on dem Anhalter Christian in Prag zurückgelassenen Papiere, welche der Wiener unter dem Titel „Anhalt'sche Kanzlei" hatte drucken lassen.

gespielt, er habe unter dem Vorwande, als wenn er nicht gegen den Kaiser, sondern blos gegen den Erzherzog von Oesterreich handle, die böhmische Krone an sich gerissen, er habe seitdem dem Kaiser alle möglichen Feinde, ja selbst den Türken, auf den Hals gehetzt, und Alles gethan, um Ferdinand seiner sämmtlichen Länder zu berauben, weßhalb er denn zur gerechten Strafe in die Acht erklärt worden sey. Auch jetzt, nachdem er so oft geschlagen worden, höre er nicht auf, gegen den Kaiser in eigener Person das Schwert zu ziehen, oder Andere, wie den Mannsfelder, den Braunschweiger Christian, wider ihn zu waffnen. Ihro kaiserliche Majestät wolle nicht fürchten, irgend jemand werde so ungerecht seyn, zu verlangen, daß Ferdinand den Mann, der sich so frevelhaft an ihm vergangen, der alle Staatsverbrecher, die jemals im Reiche gewesen, bei Weitem übertroffen habe, nunmehr gleichsam zur Belohnung wiederherstelle, und in seinen geheimen Rath, das Kurfürstenkollegium, aufnehme. Eine Ergänzung der in diesem Kollegium entstandenen Lücke sey darum nöthig geworden. Auch habe Ferdinand II. aus kaiserlicher Machtvollkommenheit bereits dem Herzoge Maximilian von Baiern wegen seiner bei Dämpfung des Aufruhrs erwiesenen trefflichen Dienste und als einem Fürsten, zu dem die Stände beider Religionen sich des Besten zu versehen hätten, die erledigte Kur übertragen, und Alles, was dazu nöthig, eingehändigt, doch mit Ausnahme der feierlichen Belehnung, welche er auf jetziger Zusammenkunft vorzunehmen gedenke. Demnach sey sein Begehren, daß die versammelten Kurfürsten und Fürsten, als kaiserlicher Majestät geheimste und getreueste Räthe, ihre Meinung sagen." Diese Rede, obgleich nicht leer von amtlichem Kanzleidunst, deutet an, welche Stellung für die Zukunft von Ferdinand II. den größeren Reichsfürsten zugedacht war. Sie sollten nicht mehr dem Reichsoberhaupt Gesetze vorschreiben, sondern auf die bescheidene Rolle kaiserlicher Rathgeber, was sie allerdings ursprünglich gewesen, beschränkt seyn. Nach längeren Verhandlungen, während deren die Anhänger des Kaisers solche Einwürfe gegen den Kurwechsel, welche mit Ferdinand's geheimen Absichten übereinstimmten, erhoben, — wie z. B. daß man die Rechte der Kinder Friedrich's V. vorbehalten müsse — erklärte sich die Mehrzahl der Versammelten mit dem Vorschlage einverstanden. Demgemäß wurden die nöthigen Vorbereitungen zu der Belehnung getroffen.

Den $\frac{15}{25}$. Februar 1623 begab sich der Kaiser[1]) mit großem Gefolge in den Rittersaal des Regensburger Rathhauses, und saß auf dem daselbst errichteten Throne nieder. Der Reichsvicekanzler hielt eine Rede über die Beweggründe der Handlung, die nun vorgenommen werden solle. Darauf gingen Herolde in das Vorzimmer, um den dort harrenden Herzog hereinzubescheiden. Maximilian erschien, begleitet von seinem Bruder Albrecht und dem Erzbischofe von Salzburg. Alle drei knieten

[1]) Senkenberg IV, 250 flg.

eder, und hörten eine abermalige Rede des Vicekanzlers, betreffend e Uebertragung der Kur; der Herzog dankte, stand auf, kniete von euem zunächst vor dem Kaiser nieder, da ihm dann rechts der Kurhut ıfgesetzt, links durch einen Grafen von Leiningen der Kurmantel umlegt ward. Also bekleidet, aber immer knieend, leistete Maximilian den ım Vicekanzler vorgesprochenen Eid auf das heilige Evangelium, und ßte das vom Kaiser dargebotene Schwert. Hierauf bedankte er sich gen den Kaiser, der ihm die Hand zu küssen gab, und mit entblößtem ıupte Glück wünschte. Der neue Kurfürst ging nun mit seinen beiden egleitern rücklings unter dreimaliger Kniebeugung in das Vorzimmer, r Kaiser aber kehrte mit dem vorigen Gefolge — außer daß der Hausıchseß von Baiern ihm die Weltkugel vortrug, — welche sonderbarer eise Reichsapfel genannt wird, da sie doch das Symbol germanischer eltherrschaft war — in sein Quartier zurück. Bei der Tafel that der ue Kurfürst zum erstenmale den Dienst als Erztruchseß, indem er die te Schüssel auf den Tisch setzte.

Ich muß nun zeigen, welche geheime Berechnung dem Gepränge ser ehrwürdigen, meist aus Karl's des Großen und Otto's I. Zeiten mmenden Gebräuche zur Seite ging. Kaiser Ferdinand hat dem Baier pfälzische Kur nur für Maximilian's Lebzeiten ertheilt: ausdrücklich ırden die Rechte der Kinder Friedrich's V. vorbehalten, im Fall dieser n Reiche eine hinreichende Genugthuung leisten würde. Den Tag h der Belehnung mußte Maximilian eine Urkunde [1]) des Inhalts sstellen, daß nach seinem Tode die Kur wieder den Kindern Friedɔs's V. gehören solle, wenn der Beschluß einer nächstkünftigen Reichssammlung Solches gut fände. Diese Klausel war sehr klug, denn sie ; für etwaige Wechselfälle des Kriegs eine Thüre zur Versöhnung dem Pfälzer offen, und fürs Zweite — was noch viel wichtiger — higte sie den Baier, die Erblichkeit der Kur, nach welcher er strebte › streben mußte, durch neue und außerordentliche Verdienste um Oesterh zu erkaufen. Ferdinand knüpfte noch eine andere Bedingung an Kurwechsel. Was kann natürlicher seyn, als daß Habsburg die Beung des an Baiern verpfändeten Landes ob der Enns wünschte. ein der Herzog machte eine ungeheure Berechnung von Kriegskosten: behauptete Ausgang des Jahrs 1622, die von ihm in des Kaisers :nst ausgelegten Summen beliefen sich mit Zins aus Zins auf 15 llionen Gulden [2]). Daß hiebei — um mit dem deutschen Sprüchwort reden — die Kreide zwei- und dreifach geführt war, kann man kaum veifeln. Wie mochte der Wiener Hof mitten im Krieg eine solche sse Geldes auftreiben! Ferdinand bot dem Baier ein Stück vom e seines Stammesvetters, die obere Pfalz, als Entschädigung an. den letzten Monaten des Jahres 1622 und in den ersten des folgenden

[1]) Senkenberg IV, 251, zu vergleichen mit Aretin B. a. D. I, 191 Note 41. — retin B. a. D. I, 185 flg.

wurde lebhaft über diesen Vorschlag unterhandelt. Beide Theile waren so gut wie einig, auf einer Zusammenkunft in Amberg sollte die Sache zum Abschlusse gebracht werden; aber eine Verwicklung, von welcher ich unten berichten werde, verhinderte vorerst die beantragte Zusammenkunft, wie die Beendigung des Geschäfts.

Maximilian sah durch Erlangung der pfälzischen Kur einen der feurigsten Wünsche seines Herzens verwirklicht. Auch für den Stuhl Petri und seinen Anhang war die Uebertragung ein höchst erfreuliches Ereigniß. Den drei geistlichen Kurfürsten des Rheinstromes und der Mosel hatten bisher die drei weltlichen — Pfalz, Sachsen, Brandenburg — als Vertreter des deutschen Protestantismus die Wage gehalten — denn die siebente Stimme, oder Böhmen, wurde seit einem Jahrhundert in dem Kurkollegium nie oder selten gezählt. Jetzt änderte sich dieses Verhältniß, die Protestanten waren auf zwei Stimmen beschränkt, die Mehrheit in der höchsten und mächtigsten Corporation gehörte wieder der alten Kirche an. Es ist daher begreiflich, daß zu Rom auf die Nachricht von den Regensburger Vorgängen Jubel herrschte. Pabst Gregorius XV. feierte die Erhebung seines theuren Sohnes im St. Petersdome durch den Ambrosischen Lobgesang: die Kanonen der Engelsburg verkündeten mit ihrem ehernen Munde die Freude der römischen Welt [1]). Man nannte den neuen Kurfürsten „Vorkämpfer Roms gegen die Ketzer Deutschland's", und Maximilian's Geschäftsleute ermangelten nicht, baldige Vernichtung des verhaßten Lutherthums zu verheißen [2]).

Dennoch saß der Kurhut noch nicht fest auf dem Haupte Maximilian's. Nicht nur die sächsischen und brandenburgischen Gesandten, sondern auch der Landgraf Ludwig von Darmstadt, der persönlich zu Regensburg erschienen war, widersetzten sich schon vor der Belehnung Maximilian's, und erhoben nachher Einsprache. Selbst ein katholischer Reichsfürst, und zwar ein neubekehrter, schloß sich an diese protestantischen Gegner an. Pfalzneuburg erklärte in einer dem Kaiser überreichten Schrift: die Uebertragung der allerdings durch Friedrich's Verbrechen erledigten Kur an Baiern könne nicht zu Rechte bestehen, weil das Haus Neuburg, wegen näherer Verwandtschaft, den unbezweifelbaren nächsten Anspruch auf den Nachlaß des Pfälzers habe [3]). Neuburg wurde jedoch zur Ruhe verwiesen. Auf welche Weise Ferdinand die angebliche Bitterkeit verletzten Rechtsgefühls, mit welchem Hessendarmstadt und Kursachsen anrückten, in Süße umzuwandeln wußte, werden wir später zeigen. Aber nach Ueberwindung dieser scheinbaren Schwierigkeiten stand das spanische Nein! als ein furchtbares Gespenst da. Graf Ognate hatte während der Verhandlungen Alles gethan, um die Uebertragung zu verhindern. Als dennoch die Belehnung erfolgte, trug er seinen Widerspruch dadurch vor der Welt zur Schau, daß er von der Ceremonie wegblieb [4]). Og-

[1]) Aretin B. a. B. I, 190 Note 40. — [2]) Londorp. II, 723 b. — [3]) Senkenberg IV, 223 unten flg. — [4]) Das. S. 252.

's Verfahren war ernst gemeint, denn der englisch-spanische Heiraths-
urf nahte damals seiner Vollendung, und der spanische König wollte
englischen Schwiegervater die Wiederherstellung seines Eidams zum
:binde geben. Auch nahm der Kurfürst von Baiern den spanischen
:rspruch als eine bedenkliche Sache auf. Beweis dafür die Unter-
lungen, welche man sofort von Wien und München aus anknüpfte.
Wiener Hof gerieth, um Spanien zu befriedigen, auf einen Plan,
nachher wirklich ausgeführt worden ist: auf die Errichtung einer
ı Kur, so daß Pfalz und Baiern in Zukunft neben einander im
ollegium sitzen sollten. Zugleich war die Rede von Vermählung des
en pfälzischen Prinzen mit einer Tochter des Kaisers [1]). Maximilian
Baiern, um seine Meinung über den ersteren Entwurf befragt, er-
: sich einverstanden, verlangte dagegen, die siebente (bisher pfälzische)
müsse ihm bleiben, die neu zu errichtende achte möge man an
rich V. überlassen. Das wollte aber der Pfälzer und sein Schwie-
ter nicht. Beide forderten gänzliche Wiederherstellung. So zerschlug
›er Plan. Nun versuchte Kurfürst Maximilian auf eigene Faust,
Beiziehung Oesterreichs oder Spaniens, ein Abkommen mit dem
er zu treffen. Abermal bot hiebei der Pabst seine Vermittlung an.
Ordensbruder des Paters Hyacinth, der Kapuziner Alexander, ward
England geschickt, wo er unter dem erborgten Namen Francesko
Rota in weltlicher Kleidung auftrat [2]). Er machte von Seiten
milian's dem Londoner Hofe unter dem Schleier des tiefsten Ge-
isses folgende Vorschläge: „Baiern tritt in der untern Pfalz alle
Tilly besetzten Orte an Friedrich V. ab. Auch die obere Pfalz ist
nilian zurückzugeben bereit, sofern die von ihm aufgewendeten
ikosten, für welche er als Unterpfand das Herzogthum Oberöster-
'mpfing, vom Kaiser oder einem Andern ersetzt werden. Dagegen
Baiern zur Sicherheit der Katholiken gegen die Gefahr künftiger
rächtigungen darauf bestehen, daß der Pfalzgraf einen oder zwei
Söhne am Münchner Hofe erziehen lasse.“ Weiter deutete der
:ner an, daß durch eine Heirath die Versöhnung der beiden Zweige
ittelsbach'schen Stammes am Besten befestigt werden dürfte. Allein
iese zweite Unterhandlung scheiterte am Widerwillen, den Jakob
ichlich gegen den letztern Punkt hegte. Hingegen hatte sie die Folge,
Maximilian keine weiteren Schritte in Bezug auf völlige Abtretung
›erpfalz thun konnte, weßhalb die angekündigte Zusammenkunft in
ʒ unterblieb.

o unumgänglich war ein gutes Verhältniß mit Spanien für
eich wie für Baiern, daß beide Mächte auf irgend eine Weise
den Madrider Hof befriedigen müssen. Geschah dies und ward
Friedrich V. und mit ihm die protestantische Parthei dem drohen-

lretin a. a. O. S. 193 flg. — [2]) Die Beweise ebendas. S. 195 flg.

den Verderben entrissen, so nahmen die deutschen, und, im Voraus sey es bemerkt, auch die englischen Angelegenheiten eine ganz andere Wendung, und ein dauernder Friede wäre wohl schon im Jahre 1624 abgeschlossen worden. Allein was damals Viele diesseits und jenseits des Kanales wünschten, Wenige für möglich hielten, geschah wirklich: der bereits unterzeichnete und öffentlich erklärte Ehe-Bund zwischen dem englischen Thronfolger und der Schwester Don Philipp's IV. ward und zwar mit großem Lärmen noch im Jahre 1623 aufgelöst, und machte einem Kriege zwischen beiden Kronen Platz. Wir werden von diesem Ereigniß, welches die wichtigsten Folgen für Englands wie für Germaniens Zukunft hatte, in einem der nächsten Capitel ausführlich berichten. Durch den Bruch erhielten Kaiser Ferdinand II. und Maximilian von Baiern wieder freie Hand gegen die deutschen Protestanten.

Nach dem Schlusse der allgemeinen Reichsverhandlungen wurde in Regensburg auch noch ein Bundestag der Liga gehalten [1]). Maximilian hatte die Mitglieder berufen, um neue Beiträge zur Fortsetzung des Kampfes von ihnen zu verlangen. Nicht ohne Schwierigkeit und Aeußerungen der Eifersucht über Baierns wachsende Größe, bewilligten sie die nämlichen Summen, welche zwei Jahre früher auf dem Tage in Augsburg zugestanden worden waren. Auch den Pabst und den Kaiser ging man um Beihülfe an. Ferdinand II. machte sich anheischig, 6000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zum Bundesheere stoßen zu lassen. Der päbstliche Botschafter Caraffa versprach im Namen des heiligen Vaters nicht blos eine Beisteuer von monatlich 20,000 Gulden, sondern auch die Unterhaltung eines Reiterregiments und eines Haufens von 2000 Fußknechten. Doch sind Gründe vorhanden, welche es wahrscheinlich machen, daß der Pabst nicht die ganze Zusage seines Gesandten genehmigte, sondern sich auf Bezahlung eines monatlichen Zuschusses von 6000 Gulden beschränkte [2]). Tilly hatte vom neuen Kurfürsten Befehl erhalten, persönlich in Regensburg zu erscheinen, damit man dort gemeinschaftlich mit ihm den Plan des bevorstehenden Feldzugs entwerfen könne. Wir werden später sehen, daß die Verhaltungsregeln, welche ihm der Kurfürst Maximilian oder auch der Bundesrath vorschrieb, den Feldherrn hart beengten. Im Uebrigen verfuhr auch jetzt der katholische Bund nicht Angriffsweise. Derselbe Feind, den Tilly im vorigen Jahre wiederholt geschlagen, stand, von denselben geheimen Anstiftern unterstützt und geleitet, zu der Zeit, da die Liga in Regensburg tagte, bereits wieder in Waffen gegen den Kaiser. Wir müssen unsern Blick nach dem nördlichen Deutschland richten.

---

[1]) Stumpf Geschichte der Liga S. 181 flg. — [2]) Aretin B. a. D. I, 197. Note 49.

Sechstes Capitel.

Krieg wendet sich nach dem nördlichen Deutschland. Waffenthaten Jahre 1623 und 1624. Schlacht bei Stadtlohn. Tilly besiegt alle Gegner des Kaisers. Die Welfen. Moritz von Hessen.

Die beiden Abenteurer Christian von Halberstadt und Mannsfeld n nur drei Monate in der Staaten unmittelbarem Dienste [1]. Nach icher Entsetzung der Veste Bergen op Zoom wurden sie wieder ver- et, das Feuer in Deutschland anzuschüren. Der erste, der von Neuem em Kampfplatze erschien, war Mannsfeld. Ende November 1622 er mit seinem Volk, das er durch holländisches Geld und auf ebriefe hin, die ihm der indeß gleichfalls nach dem Haag zurückge- ene Friedrich V. ausstellte, wieder auf 10,000 Mann zu Fuß und Reiter gebracht [2] hatte, über Deventer in das Bisthum Münster [3], und zog von da, brandschatzend und plündernd, nach Ostfries- wo er die Städte Meppen, Cloppenburg, Wildeshausen und das Land bis an das Stift Bremen hin besetzte. Die Folge wird ı, daß er dies in holländischem Auftrage unternahm; seine nächste mmung aber war, dem Halberstädter, welcher sich weiter hervor- n mußte, als Rückhalt zu dienen. Im Januar 1623 führte Christian falls sein Heer aus Holland ab, rückte auf Osnabrück, und nahm mehrere Plätze an der Weser ein, die mit Brücken versehen waren, Hameln, Rinteln, Hörter. Seine Reiterei verlegte er in die Stifts- von Hildesheim und Halberstadt [3]. Nach einem durch Moritz Oranier mit Verschworenen im Reiche verabredeten Plane sollte das Christian's einen Kern bilden, an den viele protestantische Stände ıördlichen Germaniens sich anzuschließen verheißen hatten.

Wenden wir uns vom Mittelpunkte weg nach dem Umkreise dieser Verschwörung. Die beiden Weimar'schen Brüder, Herzog Wilhelm Bernhard, waren nach der Auflösung des Durlach'schen und nach Abzuge des Mannsfeld'schen Heeres in ihr Stammland zurückge- , aber nicht um, wie sie vorgaben, ruhig zu bleiben, sondern um Umtriebe gegen den Kaiser anzuzetteln [4]. Herzog Wilhelm sann ichts Geringeres, als die Protestanten des nördlichen, ja auch zum des südlichen Deutschlands zu einer neuen Union zu vereinigen. zu solchem Vorhaben spendeten die Generalstaaten, den Vermittler zwischen Beiden machte Wilhelm's älterer Bruder, Johann Ernst, och immer in holländischen Diensten stand. Schon hatte Wilhelm ndungen mit den Reichsstädten und der Ritterschaft des fränkischen chwäbischen Kreises angeknüpft, als Johann Ernst im Januar 1623

---

[1] Siehe oben S. 341. — [2] Theatrum Europ. I, 675. b. unten flg. — [3] Eben- . 737. a. — [4] Dies und das Folgende nach Röse „Bernhard" I, 98 flg.

nach Weimar herauskam, um gemeinschaftlich mit dem Bruder das Werk zu betreiben, namentlich aber Dänemark, Brandenburg und Kursachsen für die pfälzische Parthei zu gewinnen. Beide Brüder hielten eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Ludwig von Anhalt, welcher seiner Seits mit Braunschweig-Wolfenbüttel, Dänemark und Kurbrandenburg in Unterhandlung stand. Ende Februar waren die Rüstungen Wilhelm's beendigt, 4000 Mann zu Fuß, 1000 Pferde beisammen. Jetzt versuchte er den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen herbeizuziehen. Er bot sein ganzes Heer, das er zu Beschützung „der reinen, von seinen Vorfahren gestifteten evangelischen Religion Augsburgischen Bekenntnisses, so wie zu Errettung der schwer bedrohten deutschen Freiheit" geworben zu haben behauptete [1]), dem Kurfürsten an, versteht sich unter dem Beding, daß Dieser gemeine Sache gegen den Kaiser mache. Der Ernestiner rechnete nämlich darauf, daß Johann Georg aus Aerger über die letzten Vorgänge des Regensburger Fürstentags zu den Guelfen übertreten werde. Aber Wilhelm von Weimar täuschte sich. Johann Georg wies nicht nur das Ansinnen zurück, sondern er machte sogar Miene, die angeblichen Vertheidiger der „reinen Augsburgischen Religion und der deutschen Freiheit" auseinander zu jagen. Hiemit war ein Hauptstück des neuen holländischen Planes mißlungen! Dem Herzoge von Weimar blieb nichts Anderes übrig, als jetzt die Maske fallen zu lassen und zu Christian von Braunschweig zu stoßen. Mit dem gesammelten Volke brach er in Gesellschaft seines Bruders Bernhard nach dem Stifte Halberstadt auf, wo er sich bald hernach mit Christian's Heere vereinigte, und als Generallieutenant in dessen Dienste trat [2]).

Denselben Weg schlug um die nämliche Zeit ein anderer Ernestiner ein. Herzog Friedrich von Altenburg hatte noch im Spätherbste 1622, höchst wahrscheinlich im Auftrage der Krone Spanien und mit spanischem Gelde, 1000 Mann zu Roß und 12 Fahnen zu Fuß in seinem Erblande angeworben, und dann die Mannschaft mit Gewalt auf Erfurt'schem Gebiete eingelagert, wo dies Altenburg'sche Volk mit Rauben, Plündern, Schinden nach Mannsfeld'scher Weise verfuhr [3]). Nach den vorliegenden ziemlich verworrenen Nachrichten scheint es glaublich, daß Herzog Friedrich zwar den Werbesold aus Spanien empfing, aber von vorne herein die Absicht hegte, mit seinem Heere je nach Umständen auf eigene Faust etwas zu unternehmen. Durch das Vorbild Mannsfeld's, der, ohne Land und Leute, durch seine Soldaten zum mächtigen Herrn sich aufgeschwungen, war der Ehrgeiz vieler nachgeborner oder von Hause aus kleiner deutschen Fürstenkinder stark aufgeregt worden: sie wünschten, ebenso wie der Mannsfelder, auf Unrechtskosten eine Rolle in der Welt zu spielen. Mag es sich mit Anwerbung des Haufens, den der Alten-

[1]) Röse „Bernhard I, S. 101 unten. — [2]) Ebendas. S. 103. — [3]) Theatrum Europ. I, 734 b flg.

zer zusammenbrachte, verhalten wie es will, gewiß ist, daß derselbe
das Netz seines Stammesvetters, des Herzogs Wilhelm von Weimar,
von ihm gewonnen, versprach er sich an den Halberstädter anzu-
eßen [1]). Aber die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten, weil der
nburger seinen guten Namen, den er durch offenen Verrath an
mien unfehlbar verlor, gerettet wissen wollte. Durch List fand man
h. Empört über den Unfug, welchen das Altenburg'sche Volk in
em Gebiete trieb, rief der Magistrat von Erfurt, nachdem alle Kla-
und Vorstellungen bei dem Herzoge Friedrich nichts gefruchtet, die
fe des Kurfürsten von Sachsen an, welcher durch etliche seiner Kriegs-
e den Herzog auffordern ließ, die gerechten Beschwerden abzustellen.
ı versprach Friedrich, daß er demnächst sein Volk abführen werde.
er aber Ende Januar 1623 dies zu thun Miene machte, empörte
die Mannschaft und blieb beisammen [2]). Das war offenbar eine
nmerei: der Herzog und sein anscheinend in großem Unfrieden von
geschiedenes Kriegsvolk fand sich später im Halberstädter Feldlager ein [3]).
Die größte Hoffnung setzte der Halberstädter Christian auf den Bei-
der Stände des niedersächsischen Kreises, wo er seine nächsten Ver-
dten hatte. Unglaubliche Intriken wurden damals in jenen Landen
ıcht, theils um Christian's Hoffnungen zu erfüllen, theils um sie zu
iteln. Ehe ich jedoch dieses Spiel schildere, muß ich, weil sonst das
ländniß unmöglich wäre, Einiges über die Verhältnisse der Welfi-
Fürsten des Landes voranschicken. Das Geschlecht des berühmten
fen Heinrich's des Löwen, der den Kaiser Friedrich I. verrieth und
e Grube stürzen wollte, hat sich durch Erbtheilungen so geschwächt,
Aeneas Sylvius im 15. Jahrhundert sagen [4]) konnte: „der Ruhm
Braunschweig-Lüneburgischen Hauses, einst eines der angesehensten
ınz Deutschland, sey mit sammt seiner Macht tief gesunken." Der
er ewiger Theilungen wurde endlich erkannt. Seit dem letzten Drittel
echzehnten Jahrhunderts standen, außer etlichen unbedeutenden Ne-
veigen, nur noch die beiden Hauptlinien [5]), die Braunschweig-Wol-
ttel'sche und die Lüneburg-Celle'sche, welche (letztere unter dem Na-
Hannover) heute noch blühen, neben — oder vielmehr — gegen
der.. Herzog Wilhelm, Haupt der Lüneburger Linie, hinterließ bei
n 1592 erfolgten Tode nicht weniger als acht Prinzessinen und sieben
ıen: Ernst II., Christian, August, Friedrich, Magnus, Georg, Jo-
[6]). Mit Bewilligung der Brüder führte der älteste, Ernst II., die
erung bis 1611, wo er starb. Nach seinem Ableben faßten die
en Brüder, erfüllt von dem Gedanken, ihr Haus durch die Kraft
Einheit wieder zu heben, zwei merkwürdige Beschlüsse: daß in
ıft keine Theilung mehr bestehen, sondern je der Aelteste das Re-

Röse „Bernhard" I, S. 100 unten. — [2]) Theatrum Europ. I, 736 a. —
venhiller X, 176. Theatrum Europ. I, 740 b. — [4]) W. v. Decken „Herzog
von Lüneburg" I, 1. — [5]) Ebendas. S. 7. — [6]) Das. S. 14, Note.

giment führen solle [1]), und daß nur Einer der Brüder sich vermählen dürfe, um als Stammhalter das Geschlecht fortzupflanzen. Dem Loos wurde vorbehalten, wer Stammhalter seyn dürfe [2]). Den gefaßten Beschlüssen gemäß übernahm Herzog Christian, den man zum Unterschiede von dem gleichnamigen Halberstädter, seinem Wolfenbüttel'schen Stammsippen, den älteren nennt, ein ruhiger, verständiger, aber zu kriegerischen Unternehmungen nicht geeigneter Herr, die Regierung. In Betreff des zweiten Punktes entschied das Loos für den sechsten Sohn Wilhelm's, den Herzog Georg, und in der That hätte bei umsichtigster Ueberlegung keine bessere Wahl zu Gunsten des Lüneburg'schen Hauses getroffen werden können.

Ohne Frage war Georg der fähigste seiner Brüder, außerordentlich thätig, einzig auf seinen Vortheil bedacht, verschlagen trotz einem Jesuiten, Meister in der Machiavellistischen Kunst — die damals, wie noch heute, unzählige, theils einfältige, theils sehr gescheidte Jünger zählte — und unter den protestantischen deutschen Prinzen, nebst Bernhard von Weimar, der einzige, dessen Geisteskräfte in richtigem Verhältnisse zu der Ehrsucht standen, die er mit den übrigen Fürsten theilte. Geboren 1582, hatte er die ersten Jahre seiner Jugend bis 1596 auf der Universität Jena zugebracht, dann verschiedene deutsche Höfe besucht [3]). Zweiundzwanzig-jährig ging er 1604 nach den Niederlanden, welche damals als die hohe Schule des Kriegs betrachtet wurden, und diente, was wegen seiner späteren Verhältnisse charakteristisch ist, unter zwei entgegengesetzten Fahnen, erst im holländischen Heere des Prinzen Statthalters Moritz, dann unter dem Spanier Spinola. Der Tod seines ältesten Bruders Ernst II. und die Einleitung der oben beschriebenen Maaßregeln bestimmten ihn, 1611 nach Hause zu gehen, aber der Wunsch, sein schwaches Einkommen durch fremden Sold zu vermehren — im ganzen Lebenslaufe des Herzogs offenbart sich eine ungemeine Liebe zum Gelde — trieb ihn bald wieder in das Ausland. Er trat als Oberst eines deutschen, im Lüneburg'schen geworbenen Regiments in die Dienste des Königs Christian IV., ward schnell zum Generalwachtmeister befördert, und machte als solcher 1611 und 1612 den dänischen Feldzug gegen Schweden mit, welcher beinahe den jungen König Gustav Adolf um Land und Leute gebracht hätte. Georg blieb auch seitdem in gutem Vernehmen mit dem dänischen Hofe, bis Christian's IV. Jagd auf die schönen niedersächsischen Stifte, welche das Lüneburg-Cellische Haus als eine natürliche Beute seiner eigenen Angehörigen betrachtete [4]), und die Bevorzugung, welche der Däne den Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel angedeihen ließ, allmählig Kälte herbeiführte.

Nachdem das Lüneburger Geschlecht so außerordentliche Anstalten

---

[1]) V. d. Decken „Herzog Georg von Lüneburg" I, S. 14, Note. — [2]) Daselbst S. 34. — [3]) Ebendas. S. 21 flg. — [4]) Das. S. 57 unten flg.

getroffen, um die Einheit seines ererbten Besitzes zu bewahren, kann man sich nicht wundern, wenn dasselbe wo möglich auch die Güter der Seitenlinie an sich zu bringen und zu einem großen Ganzen zu vereinigen suchte. In der That waren alle Bestrebungen des Herzogs Georg, dem seine Brüder die Leitung der allgemeinen Hausangelegenheiten, aus Achtung vor dessen Talenten, überließen, vorzugsweise auf dieses Ziel hin gerichtet. An der Spitze der Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Linie stand seit 1611 Herzog Friedrich Ulrich, geboren 1591, ein Herr nicht ohne Ehrgeiz, aber so verschwenderisch, daß er mit beständigen Geldverlegenheiten zu kämpfen hatte, und eine ungeheure Schuldenlast [1]) auf sein Land wälzte, und dabei so schwachen Geistes, daß er stets ein Spielball seiner Umgebungen blieb. Freundschaft oder auch nur Verträglichkeit unter den verschiedenen regierenden und gleich berechtigten Zweigen eines fürstlichen Stammes scheint, so weit man aus der deutschen Geschichte schließen darf — nicht in der Natur der Dinge zu liegen. Von ganzem Herzen haßte der Hessen-Kaßler Landgraf den Darmstädter, in Sachsen der Ernestiner den Albertiner, im obern Deutschland der bairische Wittelsbacher den pfälzischen, und umgekehrt. Dieselbe Regel bewährte sich auch im welfischen Sachsen.

Die Familie Georg's glaubte außer der allgemeinen Abneigung erwandter Linien noch besondere Gründe der Unzufriedenheit über das Wolfenbüttel'sche Haus zu haben, seit es dem jüngeren Bruder Friedrich lrich's, demselben Herzoge Christian, von dessen Thaten wir schon so iel berichtet, gelungen war, das Bisthum Halberstadt an sich zu bringen. enn die Lüneburger sahen in diesem Stift, das fast seit 60 Jahren rinzen ihres Zweigs genossen [2]), eine Art von Familiengut. Selbst r zweideutige Kriegsruhm des Halberstädters und der Lärm, den er in r Welt machte, erregte, verbunden mit den andern Gründen, in Georg's d seiner Brüder Seelen unangenehme Gefühle, welche sich, durch be- ndere Umstände verstärkt, bis zu dem Plane steigerten, den Wolfen- ittel'schen Verwandten eine Grube zu graben. Der regierende Herzog iedrich Ulrich war mit Anna Sophia, einer Schwester des Kurfürsten eorg Wilhelm von Brandenburg und der Königin von Schweden, ver- ählt, aber bis 1623 kinderlos, und ein Ereigniß, das im eben genann- n Jahre erfolgte, trennte zwar die Ehe nicht, verhinderte aber ihren weck. In einem unbedeutenden Gefechte mit dem Lauenburg'schen Herzoge lius Ernst, der damals in Tilly's Heer diente, erbeutete nämlich der lberstädter Christian Anfangs Juli 1623 das Gepäck des Herzogs. den weggenommenen Koffern fanden sich nicht blos Liebesbriefe des enburgers an die Herzogin Anna Sophia von Braunschweig, sondern h verliebte Antworten der Herzogin, welche keinen Zweifel darüber eßen, daß Julius Ernst einen frühern Aufenthalt in Wolfenbüttel u benützt hatte, um Anna Sophia zu verführen [3]). Christian von

[1]) Zwanzig Millionen, siehe Spittler Geschichte von Hannover I, 468. — [2]) Von Decken a. a. O. I, 127. — [3]) Das. S. 110 Note.

Halberstadt schickte diese Briefschaften an seinen Bruder Friedrich Ulrich. Anna Sophia bestätigte den auf sie gefallenen Verdacht durch ihr Betragen: kaum hatte sie Kunde von dem Fange erhalten, als sie zu ihrem Bruder Georg Wilhelm nach Berlin floh. Friedrich Ulrich, obgleich von der Schuld seiner Gemahlin überzeugt, wagte es nicht, gegen die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg zu klagen, hielt sich jedoch fern von ihr [1]. Seine Hoffnung auf gesetzmäßige Kinder war folglich dahin, das nächste Anrecht auf die Nachfolge stand dem jüngeren Bruder, Christian von Halberstadt, zu, aber dieser legte keinen Werth darauf, und wollte sich dem Joche der Ehe nicht fügen. Zudem ließ sich voraussehen, daß der Halberstädter über kurz oder lang durch seine gewagten Unternehmungen den Kopf einrennen werde.

Alle diese Gründe zusammen bestimmten nun die Lüneburger zu dem Entschlusse, den Sturz des Einen der Wolfenbüttel'schen Stammesvettern (Christian's von Halberstadt) wo möglich zu beschleunigen, das Erbe des Andern aber (Friedrich Ulrich's), das nur noch auf zwei Augen stand, von Weitem her zu umgarnen. Der Halberstädter hatte sich der Sache des Pfälzers Friedrich blindlings, der ältere Bruder Friedrich Ulrich dagegen mit den bedächtlichen Rücksichten, welche ein regierender Herr zu nehmen pflegt, angeschlossen. Unter diesen Umständen schien für die Lüneburger das beste Mittel zu Erreichung jenes Zwecks dies zu seyn, daß sie die entgegengesetzte Parthei, nämlich die kaiserliche, ergriffen. Aber zu einem solchen Schritte, der von der öffentlichen Meinung höchlich mißbilligt wurde, weil er nach den Ansichten jener Zeiten zugleich die Schmach eines Abfalls vom lutherischen Glauben in sich schloß, wollten sich Georg und seine Brüder nur dann verstehen, wenn man ihm einen möglich hohen und sicheren Preis bot. Also mußten sie erst auf einen recht günstigen Markt warten. In dieser Berechnung bestärkte den Lüneburger Herzog seine Verbindung mit dem Landgrafen Ludwig von Darmstadt, dessen Tochter, Anna Eleonora, Georg den $\frac{1}{2}\frac{4}{}$. September 1617 geheirathet hatte [2]. Ludwig galt unter Gleichgesinnten für einen vollendeten Politiker, und im Frühjahre 1623 war es ihm, wie tiefer unten gezeigt werden soll, gelungen, durch eine ganz ähnliche Politik, wie die, zu welcher sich der Schwiegersohn anschickte, treffliche Güter der Kasseler Seitenlinie zu entziehen und an sein eigenes Haus zu bringen.

Noch nicht ganz so entwickelt, aber wohl dem Keime nach vorhanden waren die eben beschriebenen Verhältnisse zwischen den beiden Hauptzweigen des welfischen Stammes, als der Halberstädter Christian im Januar 1623 Niedersachsen überzog. Der Erfolg des neuen Unternehmens hing davon ab, ob die Stände des niedersächsischen Kreises, oder noch genauer gesprochen, ob der König von Dänemark sich für ihn erklärte,

[1]) Von der Decken S. 110 Note. — [2]) Daselbst S. 52.

und das Gewicht seiner Macht in die Halberstädter Waagschale warf. Denn nach dem Vorgange des Dänen, der als Herzog von Holstein ihr Mitstand war, richteten sich die Niedersachsen. Bald zeigte es sich, daß Christian IV. nicht zu einer vollkommenen und ernst gemeinten Theilnahme, wohl aber zu einer halben und scheinbaren Lust trug, mit andern Worten, daß er seine Politik vom Jahre 1621 zu wiederholen gedachte. Der Jüte wollte nämlich zwar dem Kaiser den Krieg nicht erklären, wohl aber den Halberstädter Christian und die niedersächsischen Stände als Mauerbrecher wider Ferdinand und die katholische Liga in der Art gebrauchen, daß der Kaiser aus Furcht vor einem ernstlichen, durch die gesammte dänische Macht unterstützten, Kampfe ihm das, was er begehrte, nämlich die bewußten [1]) norddeutschen Stifte als Ausstattung seiner Söhne bewilligen sollte. Um nun jene Werkzeuge im angedeuteten Sinne vorzuschieben zu können, mußte er erst sehr widerstrebende Persönlichkeiten, den Halberstadter Christian sammt seinen niedersächsischen Freunden und die Lüneburger Vettern mit ihrem Anhang, unter Einen Hut bringen. Dies war keine kleine Aufgabe, dennoch legte Christian IV. wohlgemuth und nicht ohne Geschick Hand ans Werk.

Zum Voraus will ich bemerken, daß die nachfolgende Schilderung der dänischen Politik nicht sowohl auf geheimen schriftlichen Berichten, als vielmehr auf einem noch sichereren Beweismittel, nämlich auf der Sprache der Thatsachen, der Handlungen, beruht, welche, in ihrem gesammten Zusammenhange erhoben, nie täuscht. Es war dem Dänen nicht Ernst, sich in einen Krieg mit dem Kaiser einzulassen: denn als um jene Zeit Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, durch holländische Unterhändler gewonnen, dem Könige eine Beihülfe von 3000 Mann zu Roß und 12,000 Fußgängern anbot, wenn Christian IV. die Sache des Pfälzers zur seinigen machen, oder mit andern Worten, das Schwert wider den Kaiser ziehen würde, wies der König das Anerbieten zurück [2]), woraus sonnenklar erhellt, daß er nicht daran dachte, den Krieg zu erklären. Eben so gewiß ist aber zweitens, daß es in seinen Absichten lag, die Niedersachsen wider den Kaiser zu bewaffnen. Im Januar 1623, d. h. zu der Zeit, da der Halberstädter Christian nach Niedersachsen herüberkam, wandte sich dessen Bruder Friedrich Ulrich an den Dänen um ein Anlehen von 300,000 Thalern. Diese Summe war zu Kriegsrüstungen bestimmt. Christian IV. gewährte sie mittelst Schuldbrief vom $\frac{7}{17}$. Januar 1623 [3]). Auf die Nachricht von dem glücklichen Erfolg des Wolfenbüttel'schen Gesuchs, ging Herzog Christian der Aeltere von Celle den dänischen Herrscher gleichfalls um ein Darlehen von drei Tonnen Goldes zum Behufe der Kriegsrüstungen an. Dieses zweite Ansinnen wies Christian IV. zurück, und zwar offenbar deßhalb, weil er des Gehorsams der Lüneburger nicht in gleichem Grade versichert war,

---

[1]) Siehe oben S. 302. — [2]) Von der Decken I, S. 101 Note. — [3]) Ebendas.

wie der Folgsamkeit des Wolfenbüttlers, versprach aber dagegen, zu dem Heere, das die Lüneburger schon im December 1622 zu werben begannen, 600 Reiter und 3000 Fußgänger stoßen zu lassen [1]). Folglich wollte er den Herzog von Celle und seine Brüder zur Schilderhebung antreiben.

Durch den Einbruch des Halberstädters war jedenfalls, mochten die niedersächsischen Stände sich für oder gegen ihn erklären, die Aufstellung eines Kreisheeres unumgänglich nöthig geworden, denn im einen Falle mußte man ihn unterstützen, im andern mußte man ihn zurücktreiben, in beiden brauchte man eine bewaffnete Macht. Der Herzog von Celle, welcher seit 1614 das Amt eines niedersächsischen Kreisobersten bekleidete [2]), berief Anfangs Februar 1623 die Stände zu einem Tage nach Braunschweig. Hier beschlossen unter dem $\frac{8}{18}$. Februar die versammelten Herzoge von Holstein, Wolfenbüttel, Celle, Mecklenburg, so wie die Städte Hamburg, Bremen, Lübeck, zum Schutze des Kreises ein Heer von 10,000 Mann aufzustellen. Am folgenden Tage wurde der Bruder des Herzogs von Celle, der oben erwähnte Georg, zum General des Kreises gewählt, und als solcher beeidigt [3]). Einige Stände trugen darauf an, daß man den Bischof Christian von Halberstadt in die Dienste des Kreises nehmen solle, aber Herzog Georg widersetzte sich aufs Heftigste diesem Vorschlag. Damit schien die Hoffnung des Halberstädters vereitelt. Doch fand sein Bruder Friedrich Ulrich einen Ausweg, indem er mehrere Mitglieder der Braunschweiger Versammlung zu bereden wußte, daß sie in dem benachbarten Gardelegen abgesonderte Zusammenkünfte mit ihm hielten [4]). Hier stellte er denselben vor, daß die drohende Gefahr des Kriegs kaum besser abgewendet werden könne, als wenn man Christian den Jüngern bewege, etwa vorerst auf drei Monate, in die Dienste des Kreises zu treten: der Kreis gewinne hiedurch ohne Kosten einen guten Feldherrn und ein schönes Heer, auch werde Christian gerne das Versprechen ablegen, ohne Bewilligung der Stände keine Feindseligkeiten gegen den Kaiser zu eröffnen. Die zu Gardelegen anwesenden Herrn fanden den Vorschlag annehmbar. Nun eilte Friedrich Ulrich zu seinem Bruder, der, wie begreiflich, nicht mit Nein antwortete.

Noch war das schwerere Stück Arbeit übrig, die große Braunschweiger Versammlung für die Gardeleger Beschlüsse zu gewinnen. Es gelang, aber freilich nur zur Hälfte. Da Herzog Georg den Beitritt der Mehrzahl zu Friedrich Ulrich's Vorschlägen nicht verhindern konnte, nahm er Bedacht, eine Bedingung einzuflechten, welche die mögliche Wirkung der beantragten Maaßregel aufhob. Unter seinem Einflusse faßte die Braunschweiger Versammlung folgenden [5]) Beschluß: „in Erwägung, daß der niedersächsische Kreis nicht hinlänglich gerüstet sey, um den ins Land eingedrungenen Halberstädter mit Waffengewalt zu vertreiben, in Erwä-

[1]) Von der Decken S. 99. — [2]) Ebendas. S. 60. — [3]) Ebendas. S. 101. — [4]) Ebendas. S. 102. — [5]) Das. S. 103.

gung ferner, daß es heilsam scheine, besagten Christian vom Mannsfelder zu trennen und sich seiner zu versichern, wolle man den Prinzen als General des Kreises mit seinem Heere auf drei Monate in Dienste nehmen, jedoch unter dem Beding, daß er nur vertheidigungsweise zu Werke gehe, sich aller Verbindung mit Mannsfeld enthalte, und dem deutschen Kaiser den gebührenden Gehorsam leiste." Welch' sonderbarer Beschluß! Georg von Lüneburg that noch einen weiteren Schritt: er setzte es durch, daß der Vertrag mit Christian nach Wien geschickt und dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wurde. Hiedurch war Ferdinand zum Schiedsrichter einer Verhandlung geworden, welche doch ursprünglich den Zweck hatte, Waffen gegen den Kaiser zu erheben. Ein Blinder mußte sehen, daß nur ein tiefes Zerwürfniß unter den niedersächsischen Ständen solche Maaßregeln erzeugen konnte. Deßhalb bestätigte auch der Kaiser den Vertrag, um den Riß zu erweitern.

Der niedersächsische Kreis hatte jetzt zwei Generale, den Herzog Georg und seinen Vetter, den Halberstädter Christian. Der Oberbefehl stand eigentlich Jenem zu, aber als er sein Recht gebrauchen wollte, verweigerte ihm Christian den Gehorsam, erklärend [1]), daß er mit seinen Leuten in die Dienste des Herzogs Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel getreten sey. Zugleich wurden Umtriebe zu dem Zwecke gemacht, Georg zu zwingen, daß er mit seiner Hausmacht sich dem Halberstädter in die Arme werfe. Vermöge des ersten Beschlusses der Braunschweiger Versammlung sollte ein Kreisheer von 10,000 Mann unter Georg's Befehl gestellt werden. Aber bei einer Musterung, die er den $\frac{20}{30}$. April 1623 vornahm, fanden sich nur 1400 Reiter und nicht ganz 3000 Mann Fußvolk beisammen [2]), fast blos das Contingent des Lüneburg'schen Hauses. Die übrigen Stände schickten ihre Truppen nicht, offenbar damit Georg, geschreckt durch die Kleinheit seiner Mittel, sich an das große Heer Christian's anschließen müsse. Nebenbei kamen Versuche vor, Georg's Soldaten zu verführen. In einem unter dem $\frac{\text{23. März}}{\text{2. April}}$ an seinen Bruder, den Herzog von Celle, gerichteten Briefe klagt [3]) Georg, daß Friedrich Ulrich die am Wolfenbüttel'schen Kontingente fehlenden 100 Reiter durch eben so viele Kürassiere des Halberstädters ersetzen wolle, „was ganz unstatthaft sey, da der Vorschlag nur die Absicht haben könne, zwei Heere, deren Bestimmung doch ganz verschieden, mit einander zu vermischen." Weiter heißt es in dem Schreiben: Herzog Christian von Halberstadt bediene sich zwar noch nicht der Waffen gegen ihn, desto mehr aber der gehässigsten Verläumdungen, indem er ihn als Anhänger des Kaisers bei den Truppen wie bei den Unterthanen verschreie. Georg schließt mit den Worten: „Gestern habe ich einen Rittmeister aus Christian's Heere verhaften lassen, weil er verkleidet diesseits herumstrich, um das Kreisvolk und die Unterthanen zur Meuterei zu verleiten." Bald dar-

[1]) Von der Decken I, S. 104. — [2]) Das. S. 106. — [3]) Das. S. 105.

auf meldete sich Herr von Kniphausen, ein ostfriesischer Edelmann, der bis dahin in Christian's Heere diente, bei Georg mit dem Antrage: er wünsche seine jetzigen Dienstverhältnisse aufzugeben und unter Georg's Befehl in das Kriegsvolk des Kreises einzutreten. Beinahe wäre Georg in die Falle gegangen, aber sein Bruder, der Herzog von Celle, dem er Kniphausen's Gesuch empfahl [1]), warnte ihn, daß jener Edelmann einer der entschiedensten Anhänger Christian's sey, welche Behauptung sich in der Folge als richtig erwies. Zu Anfang Mai 1623 traf eine holsteinische Reiterschaar, und am 5ten die dänische Leibfahne, aus 300 Edelleuten bestehend, in Georg's Lager ein. Der Herzog verlegte die Dänen in das ihm von Friedrich Ulrich zu Quartieren angewiesene Amt Neustadt am Rübenberge. Alsbald bearbeiteten Christian's Offiziere und Anhänger die ländliche Bevölkerung mit solchem Eifer, daß 600 bewaffnete Bauern über die Dänen herfielen, und die Fremdlinge das Amt zu räumen zwangen [2]). Diese Maaßregel hatte die Absicht, den Herzog gegenüber dem dänischen Könige bloszustellen, und ihn zu nöthigen, daß er der beleidigten Leibfahne Genugthuung verschaffe, was natürlich nur vermöge einer Uebereinkunft mit dem Wolfenbüttler Friedrich Ulrich und dessen Bruder Christian geschehen konnte. Bald zeigte es sich, daß auch der König von Dänemark, zwar nicht mit der Art und Weise letzterer Gewaltthat, aber doch mit der geheimen Berechnung, die ihr zu Grunde lag, einverstanden war. Als nämlich Alles nichts nützte, um den Lüneburger zum Anschluß an Christian zu bestimmen, rief der Däne die holsteinischen Reiter aus dem Lager Georg's ab, was diesen aufs empfindlichste beleidigte [3]).

Gewiß gehörte ungewöhnliche Geistes- und Willens-Kraft dazu, um solchen Angriffen zu widerstehen. Aber Georg blieb unerschütterlich: jede Zumuthung, gemeine Sache mit Christian von Halberstadt zu machen, wies er zurück; dadurch bewirkte er, daß das welfische Gebiet nicht zum Schauplatz des Krieges wurde, daß der Däne seine Theilnahmlosigkeit an einem Kampfe, den er selbst hervorgerufen, nicht um den Preis jener Stifte dem Kaiser verkaufen konnte, daß der ehrgeizige Christian eine Feldherrnrolle im nördlichen Deutschland, nach welcher ihn so sehnlich gelüstete, nicht zu spielen vermochte; endlich daß Letzterer in die Luft gestellt und unvermeidlichem Verderben preisgegeben ward. Während dieser Umtriebe und der Waffenruhe liefen die drei Monate niedersächsischer Kreisdienste Christian's um. Theils Freunde theils Feinde desselben hatten indeß wegen seiner Begnadigung mit dem Kaiserhofe und dem Oberfeldherrn der Liga, Tilly, Unterhandlungen [4]) eingeleitet oder befördert. Christian's Feinde hofften auf Ferdinand's Zustimmung zu dem angesonnenen Akte, denn sie sahen voraus, daß der Halberstädter die Verzeihung nicht annehmen, noch in den Privatstand zurücktreten

[1]) Von der Decken I, S. 105 unten flg. — [2]) Das. S. 108. — [3]) Das. S. 109.
[4]) Khevenhiller X, 172 flg. Theatr. Europ. I, 740 flg.

werde. Wies er wirklich die kaiserliche Gnade zurück, so stand er vor der Welt als muthwilliger Friedensstörer da. Hingegen wünschten Christian's Freunde, daß der Kaiser die Bitte verweigere, weil dann Christian sich als einen unschuldig Verfolgten hinstellen und die Fortsetzung des Kampfes durch den Schein gerechter Nothwehr rechtfertigen konnte. Ferdinand that, was Christian's Feinde hofften und was ihm selbst die Staatsklugheit vorschrieb: er erklärte sich bereit, das Geschehene zu vergessen und den Prinzen zu Gnaden anzunehmen, sofern derselbe sein Volk abdanken und für die Zukunft ruhig zu Hause bleiben würde. Damit trat der Wendepunkt in Christian's Schicksal ein. Er, der bisher als Kriegsherr den Gebieter in den besetzten Ländern gespielt, mußte entweder Sicherheit um den Preis thatloser Ruhe erkaufen, oder sich gegen Tilly, der heranrückte, ohne fremden Beistand zum Kampfe stellen. Christian schwankte keinen Augenblick, er wies die kaiserliche Verzeihung zurück. Alsbald wandte sich die Gunst der Meinung, die er seither im nördlichen Deutschland genoßen, von ihm ab, und sein Gegner Herzog Georg hatte gewonnenes Spiel. Leicht gelang es diesem, die Mehrzahl der niedersächsischen Stände, welche bis dahin insgeheim den Halberstädter begünstigten, wider ihn zu stimmen. Auf einem Kreistage zu Lüneburg wurde den $\frac{8}{18}$. Juli 1623 der Beschluß[1]) gefaßt, Herzog Christian aufzufordern, daß er entweder sein Volk abdanke, oder vom Boden des Reiches wegführe. Im entgegengesetzten Falle erhielt Georg Vollmacht, das Kreisheer zu Tilly stoßen zu lassen, und in Gemeinschaft mit ihm die Halberstädter aus Deutschland zu vertreiben.

Nach dieser Erklärung konnte Christian, der damals in Nordheim unweit Göttingen sein Hauptquartier hatte, unmöglich länger bleiben. Von Nordheim aus erließ er den $\frac{11}{21}$. Juli 1623 an die niedersächsischen Stände ein Schreiben[2]) voll bitterer Klagen, daß sie ihn hülflos gelassen, und dadurch sich selbst in Gefahr der Unterjochung durch den Kaiser und die katholische Parthei gestürzt hätten. Noch am nämlichen Tage brach er mit 5000 Reitern, 16,000 Mann Fußvolk, 10 Vierundzwanzigpfündern, 4 Zwölfpfündern, 2 halben Karthaunen auf, ging am $\frac{18}{28}$. bei Hameln über die Weser und besetzte die Grafschaft Lippe. Von der dort gelegenen Stadt Lemgo aus machte er einen letzten Versuch, die Lüneburger Stammesvettern, welche ihn zum Abzuge aus der Heimath genöthigt hatten, zu gewinnen. Durch Urkunde vom $\frac{12}{28}$. Juli entsagte[3]) er nämlich dem Bisthume Halberstadt und seinen braunschweig'schen Pfründen. Wie dies gemeint war, erhellt aus der Wahl, welche sofort das Domcapitel von Halberstadt wegen der Nachfolge traf. Das Domcapitel bot, offenbar dem Willen Christian's gemäß, die erledigte Pfründe dem Herzoge von Lüneburg-Celle an, welcher auch ohne Bedenken zu-

[1]) Von der Decken I, 110. Das Datum ist jedoch daselbst durch einen Druckfehler entstellt und muß nach Senkenberg IV, 273 berichtigt werden. — [2]) Abgedruckt bei Londorp acta publica II, 767. — [3]) Von der Decken I, 111.

griff [1]). Man kann nicht zweifeln, daß der Prinz durch Abtretung eines Stiftes, wegen dessen ihn seine Stammesvettern beneideten, die Hülfe derselben erkaufen wollte. Allein das Opfer nützte ihn nichts — der Herzog von Celle nahm das Bisthum, aber leistete keinen Gegendienst. Getrennt von seinem Stammlande, verlassen von den Verwandten, auf deren Beistand er gerechnet, war nunmehr Christian dem rächenden Arme Tilly's verfallen, der bereits hinter ihm her eilte. Wir müssen uns jetzt nach dem bairischen Feldherrn umsehen.

In der Unterpfalz befand sich zu Anfang des Jahres 1623 nur noch die Festung Frankenthal in der Gewalt der Vertheidiger Friedrich's V. Ende März gerieth auch dieser letzte Ort in spanische Obhut und zwar nicht durch Waffen, sondern durch Unterhandlung. Unter dem $\frac{19}{29}$. März 1623 schloß nämlich König Jakob im Namen seines Eidams, des Kurpfälzers, mit der Krone Spanien einen Vertrag [2]) folgenden wesentlichen Inhalts ab: „Frankenthal wird der Infantin Statthalterin zu Brüssel und ihrem Volke pfandweise für die nächsten 18 Monate übergeben; während dieser Zeit soll an einem dauernden Frieden zwischen den Partheien im Reiche gearbeitet werden. Kommt der Friede nicht zu Stande, so verpflichtet sich Spanien, die Stadt nach Verflusse jener Frist wieder mit allem Eigenthum in die Hände des Pfalzgrafen zu überliefern.“ Dieser Vertrag war eine natürliche Folge des englisch-spanischen Vermählungs-Planes, den beiden Kronen bereits unterzeichnet hatten. Man begreift, daß nach einem solchen Akte Engländer und Spanier, die bisher in der Pfalz einander entgegenstanden, sich nicht länger bekämpfen durften, und daß Jakob durch sein neues Verhältniß zu Don Philipp IV. gezwungen war, diese Uebereinkunft zu treffen. Don Verdugo, spanischer Statthalter derjenigen Orte in der Unterpfalz, welche Tilly nicht erobert hatte noch besetzt hielt, legte kastilisches Volk in die Veste Frankenthal. So unangenehm auch den Baiern aus gewissen Gründen die Einnistung der Spanier in dem schönen Rheinlande war, gewann doch jetzt Tilly freie Hand gegen die übrigen Feinde des Kaisers. Nachdem er sein Heer aus den Winterquartieren gezogen, richtete er den ersten Schlag wider Hessen-Kassel.

Ich habe früher berichtet, daß Landgraf Moritz, einst Mitglied der Union und ehemals eifriger Verschwörer mit König Heinrich IV., im Spätherbste 1621, als der Halberstädter Christian zum erstenmale gegen die Pfalz heranzog, ein Heer von 20,000 Mann aufbrachte und geheime Verbindungen mit den Vertheidigern Friedrich's V. unterhielt. Obgleich er von ganzer Seele die Niederlage der Baiern wünschte, legte er doch nicht selbst Hand an's Werk, sondern sah ruhig zu, bis Tilly die Badischen bei Wimpfen, die Mannsfelder bei Lorsch, den Halberstädter bei Höchst geschlagen hatte. Gleich den meisten prote-

[1]) Von der Decken I, 127. — [2]) Theatr. Europ. I, 755 flg. Senkenberg IV, 276 flg.

stantischen Fürsten erwartete Moritz Alles von dem Glaubenseifer oder dem Muthe der Andern, wollte aber für sich nichts wagen, stets bereit fremde Siege auszubeuten, aber zu furchtsam, um in offenem Kampfe den eigenen Fürstenhut aufs Spiel zu setzen. Hätte er vor den Schlachten bei Busek, oder auch bei Höchst sich mit dem Halberstädter verbündet [1]), so ist es wahrscheinlich, daß Tilly unterlegen wäre. Jetzt, nachdem der bairische Feldherr alle Gegner vereinzelt geschlagen, befand sich der Hessenkaßler Landgraf in einer schlimmen Lage, und zwar deßhalb, weil er, um einen Zug Tilly's wider ihn zu rechtfertigen genug, aber um ebendenselben, so lange es Zeit war, zu schwächen Nichts gethan hatte. Gleichwohl behielt der Landgraf auch nach Tilly's Siegen den größern Theil seines Kriegsvolks auf den Beinen [2]) — der Rest mußte entlassen werden, weil in Kassel das Geld ausging [2]). — Bald liefen bedenkliche Mahnungen aus Wien ein. Moritz hatte nach Verabschiedung des Heeres vor Zabern, um den Kaiser mit schönen Worten zu bezahlen, eine Schrift an den Wiener Hof überschickt, in welcher er sein früheres Betragen zu rechtfertigen suchte. Ferdinand II. antwortete [3]) unter dem $\frac{\text{30. Juli}}{\text{9. August}}$ 1622: „die Gründe, welche der Landgraf zu Entschuldigung des Durchzugs, den er dem Herzoge Christian gestattet, so wie anderer seltsamer Dinge vorbringe, hätten ihn nicht befriedigt. Denn er vernehme, daß Moritz nicht allein dem geächteten Friedrich den Titel eines Kurfürsten und böhmischen Königs ertheile, sondern auch Christian's neuliche Feindseligkeiten in Westphalen — als „eine gemeinsame Sache" beschönige, auch zu St. Goar und anderwärts eine starke Anzahl Kriegsvolk beisammen halte. Da dies weder den Reichssatzungen gemäß sey, noch mit der Treue sich vertrage, welche Moritz, als Lehensträger eines Fürstenthums, dem Kaiser und Reiche schulde, so wolle er, der Kaiser, nicht länger schweigen, sondern müsse vielmehr den Landgrafen väterlich ermahnen, daß er sich als ein rechtschaffener Reichsfürst verhalte und sein Kriegsvolk entlasse." In einem zweiten Schreiben suchte Moritz die Nichtbefolgung des kaiserlichen Ansinnens durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß er sein Volk nothwendig zu Vertheidigung Hessens gegen die Räubereien der Ligisten brauche.

In diesem Stande blieben die Dinge bis gegen Ausgang des Jahres 1622, wo Tilly, wie oben gesagt worden, einen großen Theil seiner siegreichen Schaaren längs der Hessen-Kassel'schen Südgränze in die Winterquartiere verlegte. Dadurch war der Landgraf umgarnt, ehe es zum Schwertschlage kam. Tilly ergriff während der winterlichen Waffenruhe verschiedene Mittel, die nicht weniger sicher, als Gewalt, zum Ziele führten. Wie es von der Tüchtigkeit des ligistischen Feldherrn nicht anders zu erwarten ist, hatte Tilly ein vortrefflich eingerichtetes Spionen-

[1]) Was Christian verlangte, Rommel, neuere Geschichte von Hessen III, 426. — [2]) Das. III, 535, Note 472. Verglichen mit 89, Note 77. — [3]) Das. 428.

wesen, so daß er — selbst höchst verschwiegen — die Geheimnisse seiner Gegner regelmäßig erfuhr. Unter dem $\frac{12}{22}$. Sept. 1622 berichtete [1]) ein Hesse, der in bairischen Diensten stand, nach Kassel: „was der Landgraf Moritz über seiner Tafel rede, werde sogleich dem bairischen Feldherrn verrathen.“ Vermuthlich herrschte schon damals in Hessen-Kassel das später dort auf die Spitze getriebene System möglichst karger Besoldung der öffentlichen Diener. Man bezahlte die guten Hessen mit schönen Redensarten von uraltem hessischem Ruhme, chattischer Tapferkeit, mit kalvinischen Predigttexten von Licht, Recht, katholischer Bosheit, Pfaffentrug, besonders mit dem prächtigen Worte „deutscher Freiheit“ [2]), ließ aber die Kriegs- und Friedens-Beamte fast verhungern. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn von solchen armen Schluckern sich Einige zu dem Verbrechen hergaben, ein Stück Brod aus des Feindes Lager zu verdienen. Auch in den Heeren des Halberstädter Christian und Mannsfeld's unterhielt Tilly Kundschafter, die ihn laut seiner eigenen Versicherung [3]) unsägliches Geld kosteten, aber auch sehr viel genützt haben müssen.

Der bairische Feldherr setzte gegen den Landgrafen von Hessen noch ein anderes Triebrad in Bewegung, das sehr wichtig zu werden versprach. Die Macht der Fürsten beruhte hauptsächlich auf dem Beistand der adeligen Landsaßen, welche Roßdienste in den kleinen fürstlichen Heeren leisteten und auf den Landtagen das erste Wort führten. Wie nun? wenn es gelang, diesen angesehenen und ehrenvollen Stand von den Fürsten loszureißen und auf des Kaisers Seite herüberzuziehen, dann stürzte jenes System der Vielherrschaft, das etlichen hundert Familien die Macht gab, nach Belieben Bürgerkriege in Deutschland zu erregen und unter dem Namen der Religion sich mit dem Auslande gegen Kaiser und Reich zu verschwören — dieses traurige System, sage ich, stürzte nothwendig in sich zusammen. Tilly kam damals — vielleicht zum erstenmale während des dreißigjährigen Krieges — auf den Gedanken Franzen's von Sickingen zurück. Er stellte den hessischen Edelleuten vor, daß der germanische Adel nicht zum Privatdienste der Fürsten, die doch von Rechtswegen selbst nichts weiter als des Kaisers Vasallen, bestimmt, sondern daß er die geborne Kriegerkaste des Reichs und — wie die Franken auf dem Tage zu Schweinfurt 1495 ganz richtig [4]) bemerkten — verpflichtet sey, mit seiner männlichen Jugend des Kaisers Krone und Scepter zu schirmen. Später trat Ferdinand in unmittelbare Unterhandlung mit der hessischen Ritterschaft, er ermahnte sie in einem Schreiben [5]) vom $\frac{18}{28}$. Juli 1623 sich vom Gehorsam gegen ihn, den Kaiser, nicht abspenstig machen zu lassen. Tilly's Vorstellungen wirkten, fast der

[1]) Rommel III, S. 431, Note 463. — [2]) Obgleich diese deutsche Freiheit es war, welche viele tausend Hessen im vorigen Jahrhundert, wie weiße Neger, an Holland und England verkauft hat, weiß der mehrfach genannte treffliche hessische Geschichtschreiber das Wort noch heute mit großem Nachdruck zu handhaben. — [3]) Rommel III, S. 599, Note 499. — [4]) Siehe oben S. 180. — [5]) Rommel III, 557.

ganze Adel Hessens ging, obwohl vorerst nur insgeheim, auf des Kaisers Seite über, und lähmte bei den ständischen Versammlungen, deren mehrere in der ersten Hälfte des Jahrs 1623 gehalten wurden, alle Versuche, die Provinz zu feindseligen Maaßregeln gegen die Liga hinzureißen. Wir wollen die Namen [1]) der für des Kaisers Sache gewonnenen adeligen Hessen hersetzen: einer von Baumbach, einer von Stockhausen, etliche aus den Geschlechtern Löwenstein, Breidenstein, Rabenau, Weitershausen, Harstall, Gilsa, Calenberg und Gaugrebe. Der erstgenannte, Obrist Asmus von Baumbach, ließ zwei seiner Söhne in das kaiserliche Heer eintreten [2]), wohin unserer Meinung nach, so lange das Reich bestand, der ganze deutsche Adel gehörte. Außer Schirmbriefen [3]) für sich und ihre Güter scheint ihnen Reichsfreiheit versprochen worden zu seyn, sofern sie in Zukunft nur für des Kaisers Dienst ihre Rosse satteln würden. Auf solche Weise war die Macht des Landgrafen im Winter, mehrere Monate ehe der Feldzug des Jahres 1623 begann, unterhöhlt worden.

Während Tilly's Volk noch auf der Gränze Hessens kantonirte, reiste Landgraf Moritz, gegen Ausgang April nach Niedersachsen, angeblich um der Hochzeit einer seiner Töchter in Dessau anzuwohnen, in der That um mit Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und mit dessen Bruder, dem Halberstädter Christian, zu unterhandeln [4]). Letzterer forderte ihn auf, das hessische Heer mit dem Halberstädt'schen zu vereinigen und offen gegen den Kaiser aufzutreten. Es ist wahr, daß die hessische Ritterschaft sich diesem Vorschlage ernstlich widersetzte [5]), aber Moritz konnte immerhin über einen Haufen von 10,000 Mann, die nur seinen Befehlen folgten, frei verfügen. Hätte der Landgraf ein Herz gefaßt und mit Christian gemeine Sache gemacht, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Krieg eine andere Wendung nahm, wenigstens wäre Moritz mit Ehren unterlegen, wogegen er über seinem Zaudern doch zuletzt ruhmlos die Regierung niederlegen mußte. Aber Moritz wollte nichts wagen, er forderte von Christian uneigennützige Dienste, ohne selbst ihm die Hand zu reichen. Noch unter dem $\frac{\text{23. April}}{\text{3. Mai}}$ drang [6]) er in den Halberstädter, daß dieser die hessiche Gränze von Tilly's Volke säubern solle. Auf die kläglichste Weise zeigte sich hier die politische Unfähigkeit der deutschen Fürstenkirche. Während die katholischen Stände, durch die uralte Organisation römischen Kirchthums umschloßen, enge zusammenhielten, konnten die evangelischen Fürsten, durch die Reformation zu kleinen Göttern geworden und an maßlose Befriedigung ihrer Selbstsucht gewöhnt, sich zu keiner höhern Einheit mehr erheben. Jeder sah in dem Andern nicht mehr einen Genossen, sondern ein Werkzeug, das er für seine eigene Zwecke zu benützen hoffte.

---

[1]) Rommel III, 554, Note 495. — [2]) Das. S. 556, Note 497. — [3]) Das. S. 556 oben. — [4]) Das. S. 541, Note 479. — [5]) Das. S. 554. — [6]) Das. S. 540, Note 477.

Als die gute Jahreszeit kam, machte Tilly diesem erbärmlichen Spiele ein Ende. Mitte Mai brach [1]) er auf verschiedenen Seiten in die Landgrafschaft ein, sprengte die Milizen auseinander, bemächtigte sich der meisten Städte und zog dann, Besatzungen an einigen Orten zurücklassend, nach Niedersachsen wider Christian. Da die drei Monate, während deren der Halberstädter, wie oben gezeigt worden, in den Diensten des niedersächsischen Kreises stand, noch nicht völlig abgelaufen waren, mußte der bairische Feldherr, aus Rücksicht auf die Stände, an sich halten. Daher kam es auch, daß Christian bei einigen Vorpostengefechten Vortheile über das Heer der Liga errang [2]). Doch hatte der Halberstädter damals bereits Kunde von der schlimmen Wendung, die seinen Angelegenheiten in Niedersachsen bevorstand. Verzweifelnd an Beistand von dieser Seite her, versuchte er deßhalb noch einmal, den Hessen-Kassel'schen Landgrafen zum Anschluß zu bewegen. Aus seinem Lager unweit Nordheim schickte [3]) er den $\frac{28.\ \text{Juni}}{8.\ \text{Juli}}$ einen Grafen von Witgenstein an Moritz, und forderte diesen auf, sein Volk ihm zuzuführen. Damit der Landgraf sich desto eher entschließe, mußte Witgenstein ihm mehrere falsche Nachrichten mittheilen, wie daß der dänische König in enger Verbindung mit Christian stehe, daß der Herzog von Celle und Georg von Lüneburg namhaften Beistand verheißen hätten. In Hessen wurde über die Anträge Witgenstein's hin und her verhandelt, aber zu einer Entscheidung kam es nicht. Während dessen faßten die niedersächsischen Stände auf dem Tage von Lüneburg jenen Beschluß, der den Halberstädter nöthigte, das Land seiner Ahnen zu räumen. Und nun brach Tilly, befreit von den Fesseln, die seine Thätigkeit bisher gehemmt, gegen den Herzog-Bischof los. Wir sind wieder auf dem Punkte angekommen, wo wir oben von dem Halberstädter schieden.

Christian scheint nach seinem Abzug aus Niedersachsen anfänglich Willens gewesen zu seyn, sich nach Ostfriesland zurückzuziehen und mit Mannsfeld's Heere zu vereinigen. Denn er rückte von Lemgo in nördlicher Richtung auf Osnabrück, wo er drei Tage verweilte [4]). Aber plötzlich änderte er seinen Plan, vielleicht durch schlechte Nachrichten aus Mannsfeld's Lager umgestimmt — beide Feldherrn standen seit den Vorgängen im letzten Herbst nicht gut mit einander. Statt weiter gegen Norden, wandte er sich nach Westen ins Gebiet von Münster, ging über die Ems, dann über die Vechte bei Steinfurt, der holländischen Gränze zu. Schon war ihm Tilly, der die bisher zum Schutze der westphälischen Klöster bestimmte Abtheilung des Generals Anholt an sich gezogen hatte, auf der Ferse. Die Braunschweiger eilten, was sie konnten, aber Abends den $\frac{26.\ \text{Juli}}{5.\ \text{August}}$ stieß der bairische Vortrab auf Christian's Nachhut und schlug dieselbe in die Flucht. Tilly gönnte seinem Heere nur einige Stunden

---

[1]) Rommel III. S. 540 flg. — [2]) Röse, Herzog Bernhard I, 104. Von der Decken I, 110. — [3]) Rommel a. a. O. III, 551. — [4]) Theatrum Europ. I, 746, b.

Ruhe und marschirte dann die halbe Nacht hinter dem Feinde her. Den 27. Juli / 6. August 1623 mußte sich Christian zur Schlacht stellen, welche nach kurzem Kampfe mit einer Niederlage der Halberstädter endete, die noch schlimmer war, als die im vorigen Jahre bei Höchst erlittene. Ueber 6000 Mann, von den Baiern kaum so viele Hunderte, blieben auf dem Wahlplatz, der Rest ward gefangen oder auseinander gesprengt, in Wälder und Sümpfe gejagt. Das ganze Gepäck, das ganze Geschütz, eine Masse Feldzeichen fielen in die Hände der Sieger; gefangen wurden über 4000 Mann, worunter mehrere der vornehmsten Genossen des Halberstädters, wie die Herzoge Wilhelm von Weimar, Friedrich von Altenburg, die Grafen Isenburg, Witgenstein, Schlick (Sohn des zu Prag hingerichteten böhmischen Rebellenhaupts), ein Rheingraf. Das Fußvolk Christian's, meist aus neugeworbener Mannschaft bestehend, hatte den Muth verloren und war so gut als geschlagen, ehe ihm die Schaaren Tilly's, damals das tapferste, bestgeordnete Heer in Europa, auf den Leib rückten. Als die Baiern mit gewohnter Furie eindrangen, flehten ganze Korporalschaften, auf die Kniee hingestürzt, um Leben und Gnade, lange unerhört — bis endlich Tilly durch strenge Befehle dem Morden Einhalt that [1]). Es war nicht blos Menschlichkeit, was den bairischen Feldherrn hiezu bestimmte, sondern durch höhere Weisungen gezwungen, mußte er dem fliehenden Feinde eine Brücke bauen.

In dem Berichte, den Tilly vier Tage nach der Schlacht aus Stadtlohn an seinen Gebieter, den neuen Kurfürsten von Baiern, erstattete, stehen folgende [2]) Sätze: „hätte man mir freie Hand gegeben und Vollmacht ertheilt, den Feind aufs Aeußerste zu verfolgen, was ich jüngstens zu Regensburg gefordert, so würde ich bei dieser Gelegenheit mit Gottes Gnade eine solche Viktoria erlangt haben, daß das ganze römische Reich wieder zum Frieden gebracht und in den alten Stand hergestellt worden wäre; auch jetzt noch hoffe ich Alles zu erlangen, wenn man mir nur die Hand frei und ungesperrt läßt, während im entgegengesetzten Falle noch Jahre über der Unruhe hingehen werden, weil man jenen Leuten (den Protestanten) doch nie trauen kann. Sollte es aber unmöglich seyn, mir die gewünschte Vollmacht zu ertheilen, so bitte ich, daß man mich meines Kriegsamts in Gnaden entlasse und mir erlaube, nach Hof zu gehen." Diese Urkunde gehört zu den wichtigsten des dreißigjährigen Krieges, weil sie überraschenden Aufschluß über die geheime Geschichte desselben gibt. Man deute und drehe die Worte, wie man will, kein anderer Sinn liegt darin, als der: daß das Bundeshaupt der Liga keine völlige Vernichtung des bewaffneten Feindes zuließ, weil Max eine Verlängerung des Kampfes wollte, welcher ihm ein so außerordentliches Ansehen im Reiche verschaffte. Zugleich ist Tilly's Bericht über die

[1]) Theatrum Europ. I, 747, b. — [2]) Westenrieder, Beiträge VIII, 154 unten flg. Nach diesem Berichte haben wir auch oben die Zahl der getödteten und gefangenen Feinde angegeben.

Schlacht bei Stadtlohn der oben versprochene [1]) letzte Beweis für unsere Darstellung der Vorgänge im Lager zu Elsaß-Zabern! Ich muß noch etwas Anderes hervorheben. Der gleichzeitige bairische Archivbeamte, welcher den Urkunden-Auszug machte, dem auch obiger Bericht einverleibt ist, spricht mit Verwunderung von der uneigennützigen Weise, in welcher Tilly die Verdienste der unter und mit ihm dienenden Kriegsobersten anerkannte. „Tilly hat," sagt er, „dem von Anholt sehr viel von dem Siege zugeschrieben, und manchem Andern großes Lob ertheilt, auch sogar den Lindeloh [2]) seines rühmlichen Verhaltens wegen zum General-wachtmeister vorgeschlagen." Bekanntlich herrscht unter Generalen fast so viel Eifersucht und Neid, als unter schönen Frauen. Tilly kannte diese gehässigen Gefühle nicht: ein edles Reis im Lorbeerkranze des von deutschem Partheigeist schändlich verlästerten Helden.

Der Herzog-Bischof von Halberstadt-Braunschweig spielte im Feldzuge von 1623 den Ritter der Pfalzgräfin, Namens-Königin von Böhmen, Elisabeth. Er hatte während seines letzten Aufenthalts im Haag Leidenschaft für sie gefaßt und wahrscheinlich auch — denn einem schmachtenden Platoniker sieht Christian nicht gleich — den armen Friedrich V. zum Hahnrey gemacht. Im Kriege von 1623 trug er ihren Handschuh an seinem Helme und ließ in das Hauptbanner die französischen Worte sticken: (tout pour Dieu et pour Elle) Alles für Gott und Sie. Dieses Hauptbanner fiel nebst 67 kleineren Feldzeichen [3]) bei Stadtlohn in die Hände der gutkatholischen Sieger und erregte ihren Abscheu. Ein gedruckter bairischer Bericht [4]) sagt darüber: „auf dem von uns eroberten Hauptbanner steht der Wahlspruch: tout pour Dieu et pour Elle. Hieraus ersieht man, Wen diese Armada nebst Gott angebetet, und von Wem der Halberstädter Sieg erwartet, ja daß diese Menschen, denen die gebenedeite Jungfrau Maria ein Dorn im Auge ist und die derselben Namen und Bildniß in keiner Fahne, keiner Kirche, keinem Zimmer leiden mögen, ihr einen sterblichen Madensack vorziehen und Gott dem Allmächtigen gleichsetzen." Ich wüßte den Bemerkungen dieser tapfern und kriegerischen Theologen nichts Gegründetes entgegen zu setzen. Doch sey uns noch eine kleine Bemerkung über den beklagenswerthen Gebrauch der französischen Sprache in deutschen Angelegenheiten erlaubt. Französisch geschriebene Staatsbriefe finden sich, meines Wissens, zuerst unter Maximilian I. wegen der engen Verbindung dieses Kaisers mit dem französisch redenden burgund'schen Hofe [5]). Auch Karl V. und sein Bruder Ferdinand bedienten sich in ihren Akten häufig der französsischen Sprache.

---

[1]) Seite 337. — [2]) Dieser Mann scheint ein geheimer Feind Tilly's gewesen zu seyn. — [3]) Die eroberten Feldzeichen waren — um die Worte des geheimen Berichts wiederzugeben — 60 Fähndl (bairische Aussprache) und 8 Cornet. — [4]) Von der Decken I, 112 Note. Londorp acta II, 771. a. — [5]) Den Beweis liefert die Ausgabe der Briefe Maximilian's I., welche der Chorherr Chmel im Auftrag des Stuttgarter literarischen Vereins besorgte.

Ein bedenkliches Uebergewicht gewann sie aber erst durch die calvinische Parthei, namentlich durch die Höfe von Heidelberg und Kassel. Seitdem bediente sich der fremden Zunge nicht blos religiöser Eifer, sondern auch Vornehmthuerei. Es kitzelte die Eitelkeit jener Herren, mit einer fremden, für prächtig gehaltenen Sprache zu prunken, von welcher das gemeine dumme deutsche Volk, das man als bloße Steuer-Zahlmaschine zu betrachten anfieng, nichts verstand. Ohne Zweifel war es ein ähnliches Gefühl, das den Halberstädter Christian verleitete, jene Worte in der Sprache des Erbfeindes auf ein Banner zu setzen, unter dem doch deutsches Kriegsvolk fechten und sterben sollte. Die katholischen deutschen Höfe widersetzten sich lange diesem Franzosenthum. Maximilian von Baiern konnte es nicht ausstehen. Unter einen Bericht vom 30. Jan. 1624, welcher nach damaliger Sitte reichlich mit französischen Ausdrücken durchspickt war, schrieb [1]) er die Worte: „ich möchte gerne wissen, wer die Sprachmeister seyn, so täglich was Neues aufbringen."

Christian entkam mit wenigen Begleitern nach Bredevoort in Holland, wo er ewa 6000 Flüchtige sammelte, welche die Staaten für kurze Zeit in Dienste nahmen. Bald erhielten sie Befehl, zu Mannsfeld, dem letzten Feinde des Kaisers, der noch das Feld hielt, zu stoßen. Doch gab sich Christian nicht zu Ausführung dieses Auftrags her — ohne Zweifel weil er dem Grafen grollte. Einer von des Halberstädters Unterbefehlshabern, Herman v. Styrum, führte den Rest von Christian's Heere Ende Oktober durch Zütphen und Oberyssel nach Friesland zu Mannsfeld's Volk [2]). Gleich nach der Schlacht bei Stadtlohn hatte sich Tilly dorthin gewendet. Bei seiner Annäherung plünderten die Mannsfelder die Stadt Meppen, wo ihr Hauptquartier sich befand, rein aus, nahmen alles Vieh mit sich und zogen die Ems hinunter nach Leer, welcher Ort nicht ferne vom Ausflusse des ebengenannten Stromes in die Nordsee liegt. Tilly folgte ihnen, und forderte die Stadt Emden auf, sich für den Kaiser zu erklären. Nun mischten sich aber die Holländer offen in die Sache, sie warfen eine Besatzung von 1600 Mann, welche Mannsfeld mit 28 Geschützen versah, in die ihnen gar wohlgelegene Hafenstadt. Auch gegen Mannsfeld konnte Tilly wenig ausrichten, weil jener das Land unter Wasser setzte. Indessen brach die rauhe Jahrszeit an, weßhalb der ligistische Feldherr sein Volk nach Westphalen abführte und in Kantonirungen verlegte.

Mitten im Winter erzwang Hunger die Auflösung des Mannsfeld'schen Heeres. Furchtbar war den Sommer über Ostfriesland von dem Raubgesindel ausgeplündert worden. Weil es jetzt nichts mehr zu stehlen gab, liefen sie haufenweise davon. Mannsfeld hatte bisher alle Bitten der ostfriesischen Stände, sein Volk abzuführen, höhnisch zurückgewiesen. Nunmehr, da er sah, daß er ohnedies nicht mehr lange bleiben

[1]) Westenrieder a. a. O. VIII, 155 unten. — [2]) Theatrum Europ. I, 749, a unten.

könne, bot er zu einem seiner würdigen Bubenstücke die Hand. Er forderte nämlich von den Ostfriesen, als Preis des Abzugs, die baare Summe von 300,000 Gulden, welche jene, wie er recht gut wußte, nicht aufbringen konnten. Alsbald ließen sich die Holländer freundlich herbei, der Geldverlegenheit ihrer Nachbarn abzuhelfen. Sie machten sich anheischig, die von Mannsfeld verlangte Summe vorzuschießen, aber nur unter dem Beding, daß ihnen eine Reihe ostfriesischer Orte, namentlich Greetsiel, Esens, Stickhausen, Friedeburg und Witmund in Versatz gegeben werde. Die Noth drängte, Ostfriesland's Stände mußten zu diesem schändlichen, zwischen Mannsfeld und seinen holländischen Brodherrn abgekarteten, Spiele Ja sagen. Im Januar 1624 dankte Mannsfeld sein noch unter den Fahnen befindliches Volk — 5000 bis 6000 Mann — ab, und verließ den Boden des Reichs [1]), nachdem er zum Abschiede eine deutsche Provinz an die Feinde des Kaisers verrathen hatte. Er begab sich nach dem Grafenhaag, wo er mit seinem alten Kriegsherrn, dem gestürzten Kurpfälzer, mit Christian von Braunschweig, mit dem Weimarer Bernhard, welcher nach der Niederlage bei Stadtlohn, der er beigewohnt, in holländischen Dienst trat [2]), und mit andern edlen deutschen Herren zusammentraf. Seine und Christian's Rolle war noch nicht ausgespielt, obgleich während der nächsten Zeit im nördlichen Deutschland kein offener Feind mehr gegen den Kaiser in Waffen stand.

Ich habe noch über einige politische Maaßregeln zu berichten, welche vom Kaiser indeß angeordnet worden waren, und zum Theil den Erfolg seiner Waffen förderten. Gegen Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starb Eduard Fortunatus, Herr der obern badischen Markgrafschaft, zwei Söhne, Wilhelm und Hermann, hinterlassend, deren Ebenbürtigkeit, ja eheliche Geburt die Baden-Durlach'sche Linie bestritt. Auf diesen Einwand hin setzte sich letztere ohne Weiteres in Besitz des Nachlasses. Darüber entstand bei dem Reichshofrath ein Rechtsstreit, der viele Jahre schwebte. Nachdem nun der Durlacher Georg Friedrich, wie wir oben gemeldet, sich gegen den Kaiser empört hatte und dafür bei Wimpfen gezüchtigt worden war, fand Ferdinand II. für gut, den böswilligen Reichsfürsten durch einen Richterspruch zu strafen. Mittelst Urtheils vom 26. August 1622 wurden die Söhne des verstorbenen Eduard für ebenbürtig erklärt, und ihnen der Nachlaß ihres Vaters zugesprochen. Vergebens verwahrte sich der Sohn Georg Friedrich's gegen diese Entscheidung [3]). Ligistisches Volk warf das Schwert in die Wagschale des Markgrafen Wilhelm, der, am Brüsseler Hofe streng katholisch erzogen, sein Erbe in Besitz nahm, und sogleich Jesuiten ins Land rief. Von Baden brauchte der Kaiser nichts mehr zu besorgen, denn die beiden dortigen Linien, durch Habgier und Religionshaß gespalten, hielten sich eifersüchtig die Wage, Einer war durch den Andern gefesselt.

---

[1]) Theatrum Europ. I, 750 b u. Senkenberg IV, 283. — [2]) Röse „Bernhard" I, 106. — [3]) Senkenberg IV, 175.

Die gleiche Politik befolgte der Kaiser in Bezug auf das hessische Haus. Landgraf Ludwig von Hessen-Marburg, der zweite Sohn Philipp's, den man den Großmüthigen nennt, ein Herr, von welchem sein Vater Philipp in einem Briefe an den Herzog Christoph von Württemberg folgende ergötzliche Schilderung [1]) entwarf: „Ludwig sey ein treuer, frommer Mensch und guter Waidmann, habe aber einen störrigen, zornigen Kopf, liebe den Wein — welcher ihm schon mehrere Krankheiten zugezogen — das Würfelspiel, nächtliches Gelärme auf den Gassen und fremde Weiber, dieser Landgraf Ludwig, sage ich, war im Jahr 1604 ohne Kinder, aber mit Hinterlassung eines Testaments gestorben, welches verfügte: die Linien von Darmstadt und Kassel sollen zu gleichen Theilen seine beiden Fürstenthümer Marburg und Gießen erben, der nachgelassenen Wittwe des Erblassers aber, Maria, geborner Gräfin von Mannsfeld, solle ein bedeutendes Witthum für den Rest ihrer Tage vorbehalten seyn. Weiter enthielt Ludwig's letzter Wille eine Bestimmung, welche beweist, daß der Verstorbene der Gewissenhaftigkeit seiner Neffen wenig traute. Eine Clausel bedrohte nämlich denjenigen von den beiden Haupterben, welcher das Testament angreifen und insbesondere das in den nachgelassenen Landen eingeführte lutherische Bekenntniß ändern würde, mit dem Verluste seines Antheils [2]). Kaum war das Testament eröffnet, als beide zur Erbschaft berufene Linien von Darmstadt und Kassel dasselbe anzutasten wetteiferten. Hessen-Kassel erkannte zwar den vom Erblasser anbefohlenen Grundsatz der gleichen Theilung an, führte aber in dem Fürstenthum Marburg, das ihm vorläufig ein Schiedsgericht zugesprochen, den calvinischen Glauben ein [3]). Darmstadt dagegen suchte sogar gleich Anfangs die Art der Theilung umzustoßen. Die Sache verhielt sich so: während damals im Kasseler Hause nur ein Einziger, der Landgraf Moritz, herrschte, führten in Darmstadt bei dem Tode des Marburger Oheims, nach einer zu jener Zeit häufigen Sitte, drei Brüder, Ludwig, Philipp und Friedrich gemeinschaftliche Regierung [4]). Damit nun dieses System zu etwas gut sey, trugen die Darmstädter darauf an, die Marburger Erbschaft solle nicht nach der Zahl der Linien in zwei Hälften, sondern vielmehr nach der Zahl der Neffen des Verstorbenen in vier Theile zerlegt werden, also daß auf Kassel nur ein Viertel des Nachlasses, auf Darmstadt dagegen drei Viertel gefallen wären. Anderer Seits zeigten sich beide Linien in einem dritten Punkte einverstanden, der gleichfalls gegen das Testament des Oheims verstieß, nämlich in dem Wunsche, die Wittwe des Verblichenen von ihrem Antheil an der Erbschaft auszuschließen. Auf des Landgrafen Moritz Befehl, den auch die Darmstädter Vettern billigten, wurde Maria mit ihrem angeblichen Liebhaber, dem Hofmeister Ludwig von Baumbach, festge-

[1]) Rommel, neuere Geschichte von Hessen II, 35. — [2]) Das. S. 56 flg. — [3]) Rommel II, 561 flg. Der hessische Geschichtschreiber hüllt die oben angeführte nackte Thatsache in sehr salbungsreiche und beredte Floskeln ein. — [4]) Das. S. 58 flg.

nommen und der Hexerei wie des Ehebruchs angeklagt [1]). Und es war wahrlich nicht die Schuld des Kasseler oder der Darmstädter Landgrafen, daß die angebliche Hexe und Ehebrecherin Maria, ihre Muhme, mit dem Leben davon kam, sondern einzig eine Folge der ernsthaften Einsprache des Kaisers Rudolph II., welcher die hessischen Fürsten mit der Reichsacht bedrohte, wenn sie länger fortfahren würden, die Wittwe und ihre Diener zu bedrängen. Dennoch bekam Maria die ihr im Testament zugewiesenen Güter nicht heraus, sondern sie mußte sich mit einer überaus mäßigen Abfindungssumme begnügen [2]).

Nach dem klaren Buchstaben des Testamentes hatten beide Linien Ausschluß von der Erbschaft verdient, aber da es an einer Reichsgewalt fehlte, welche stark genug gewesen wäre, die maßlose Habsucht der hessischen Fürsten zu zähmen, kam es nicht zu einer solchen Entscheidung. Dagegen entstand über dem Darmstädter Theilungsvorschlage wüthender Streit. Der Kasseler Hof rief den Calvinismus zu Hülfe, der Darmstädter das Lutherthum, Beide waffneten ihre Landsaßen, und der Ausbruch eines hessischen Bürgerkriegs stand bevor, als sich 1606 der Reichshofrath in die Sache mischte [3]). Dadurch ging die Marburger Erbschaftsfrage in einen Rechtshandel über, der von 1606 bis 1623 fortgeschleppt wurde, und nicht blos für Hessen, sondern für Deutschland wichtige Folgen hatte. Denn um ein günstiges Urtheil jenes Tribunals zu erschleichen, schloß sich Darmstadt seitdem an die kaiserliche Parthei an, während Kassel, verzweifelnd auf dieser Seite den Gegner zu überflügeln, allen Verschwörungen beitrat, die gegen den Kaiser und die Reichsverfassung gemacht wurden. Ludwig von Darmstadt erkannte auch unterwürfig die richterliche Gewalt des Reichshofraths an, Moritz dadagegen widersetzte sich den Mahnungen aus Wien, und gab trotzige Antworten [4]).

So standen die Sachen, als Tilly's Siege dem Kaiser Macht verliehen, die indeß offenbar gewordenen Umtriebe des Kasseler Landgrafen zu bestrafen. Schon vor dem Regensburger Fürstentage von 1622 war beschlossen, in der hessischen Erbfrage Moritz unterliegen zu lassen. Um eine rechtliche Grundlage für einen solchen Spruch zu gewinnen, gab man von Wien aus dem Darmstädter einen Wink, daß er den letzten Willen seines Oheims, dessen Gültigkeit er bisher angefochten, anerkennen und nur auf die Kasseler Eingriffe wider die Bestimmungen des besagten Testaments klagen solle [5]). Landgraf Ludwig befolgte diesen Rath, und nun wurde der vorbereitete Schlag geführt. Am Schlusse der Regensburger Versammlung, unter dem $\frac{\text{22. März}}{\text{1. April}}$ 1623, fällte der Reichshofrath nach eingeholtem Gutachten der drei geistlichen und des neuen weltlichen Kurfürsten, Maximilian's von Baiern, das Endurtheil

[1]) Rommel II, S. 59 flg. — [2]) Das. S. 63. — [3]) Das. S. 139. — [4]) Das. S. 145. flg. — [5]) Das. S. 220, Note 157.

über den hessischen Streit, welches den Landgrafen von Hessen-Kassel wegen vielfacher Eingriffe gegen das Marburger Testament nicht nur seines Antheils an dem Erbe verlustig erklärte, und das Ganze der Darmstädter Linie zusprach, sondern auch ersteren verurtheilte, alle, seit 18 Jahren aus jenem Erbtheile gezogenen Nutzungen seinem Gegner herauszubezahlen [1]). Wir wollen die Gerechtigkeit dieses Spruches nicht vertheidigen, aber staatsklug war derselbe. Denn er fesselte den Darmstädter Landgrafen für immer an die kaiserliche Parthei, und lud dem Kasseler einen Wächter auf den Nacken, der alle seine Schritte belauerte, seine künftigen Kraftanstrengungen lähmte. Erinnern wir uns, daß Ludwig von Darmstadt im Bunde mit Kursachsen, Brandenburg und Neuburg im Jan. 1623 auf dem Regensburger Fürstentage der beantragten Belehnung Baierns mit der pfälzischen Kur eifrig widersprach. Jetzt war auf einmal die Bitterkeit des Landgrafen über die Erhebung Maximilian's wie weggeblasen und in Honigsüße verwandelt. Er beeiferte sich überdieß, die Gnade des Kaisers durch neue Dienste zu vergelten.

Zunächst setzte der Darmstädter Ludwig im Auftrage des Kaisers seine Vermittlerkünste zu Dresden in Bewegung, um den Widerspruch Johann Georg's gegen die bairische Kur verstummen zu machen. Seine Beredtsamkeit blieb nicht ohne Erfolg. Doch wäre er wohl schwerlich zum Ziele gelangt, hätte der Wiener Hof nicht ähnliche Mittel, wie die, welche die Bekehrung des Darmstädters bewirkten, zu Dresden in Anwendung gebracht. Johann Georg, dem, wie ich früher zeigte, vor dem Beginn des böhmischen Feldzugs der pfandweise Besitz der Lausitzen, als Entschädigung für seine Kriegskosten, versprochen worden war, hielt zwar seit dem Herbste 1620 die obere wie die niedere Lausitz mit seinen Soldaten besetzt, aber förmlich übertragen hatte ihm der Wiener Hof das Land noch nicht. Letzteres geschah jetzt. Durch zwei im Juni 1623 ausgestellte Urkunden trat ihm Ferdinand den Pfandbesitz ab. Die Stände beider Markgrafschaften wurden einberufen und huldigten dem Kurfürsten als ihrem Pfandherrn, doch blieben die vier obersten Beamten des Landes zugleich in Pflichten des Kaisers [2]). Auf solche Weise mußte Ferdinand, um die pfälzische Kur an Baiern übertragen zu können, eines seiner Erbländer einem Dritten opfern. Während seine Parthei von Sieg zu Sieg schritt, während seine Bundesgenossen sich vergrößerten, verlor er Boden, und doch klagt man noch heute die Ländergier Ferdinand's als einzige Ursache des 30jährigen Krieges an! Die gerichtliche Abtretung einer Provinz, welche fast eine halbe Million Einwohner gezählt haben soll [3]), ermangelte nicht, den Sachsen in Betreff der bairischen Kur versöhnlicher zu machen und den Anträgen des Darmstädters einen Weg zu bahnen.

---

[1]) Rommel II, S. 219 flg. — [2]) Senkenberg IV, 293. Böttiger, Geschichte von Sachsen II, 91. — [3]) Böttiger a. a. O.

Der Landgraf begab sich zu Anfang des Jahres 1624 persönlich nach Dresden und brachte nach langem Hin- und Her-Gerede den Kurfürsten so weit[1]), daß er die Uebertragung der Kur unter folgenden Bedingungen gut zu heißen erklärte: erstlich wenn das Heer der Liga sogleich aus den evangelischen Fürstenlanden und Reichsstädten abgeführt werde, zweitens wenn bemeldete Kur nach Maximilian's Tode wieder an die Erben Friedrich's V. zurückfalle. Letzterer Punkt war zwar dem Kaiser genehm, aber nicht so der erstere. Daher traf der Wiener Hof die Einleitung, daß Johann Georg im Sommer 1624 sich zu einer Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Mainz, Johann Schweickard, einem außerordentlich gescheiten Haupte, und mit mehreren katholischen oder katholischgesinnten Herren verstand. Das unweit Hildburghausen gelegene Jagdschloß Schleusingen, wo der Kursachse dem Waidwerke zu fröhnen pflegte, war der auserwählte Ort. Außer den beiden Kurfürsten erschienen der Darmstädter Landgraf, Tilly als bairischer Gesandter, ein Herzog von Koburg und etliche Andere vom deutschen Herrenstande[2]). Hier endlich erreichte die katholische Parthei ihren Zweck. Johann Georg von Sachsen erkannte nicht blos die bairische Kur ohne jene lästige Bedingung an, sondern er erließ auch an Maximilian ein sehr freundliches Schreiben, in welchem er dem Baier zu der neu erlangten Würde Glück wünschte, und ihm seine aufrichtige Freundschaft versprach. Nachdem Johann Schweickard von Mainz aus Gefälligkeit gegen den kursächsischen Wirth 150 Säue, Hirsche und Rehe hatte schießen helfen, eilte er in die Reichsstadt Nürnberg, wo Maximilian ihn erwartete, empfing dort den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. Juli im deutschen Hause den kurfürstlichen Eid aus des Baiers Händen, und wies ihn förmlich in die neue Würde ein. Das Werk war vollbracht, obgleich noch die Zustimmung des Brandenburgers fehlte, der auf seinem Widerspruch fortwährend beharrte. Zwar wäre es ein Leichtes gewesen, auch Kurbrandenburg, gleich Sachsen und Darmstadt, zu bekehren, wenn ihm der Wiener Hof das von Georg Wilhelm eifrig begehrte Lehen seines geächteten Bruders, des Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, abgetreten hätte[3]). Aber Ferdinand II. fand nicht für gut, um solchen Preis die Gefälligkeit des Berliners zu erkaufen. Vielmehr verschenkte er 1623 jenes Ländchen an den Fürsten Karl von Lichtenstein[4]). Georg Wilhelm erfuhr bei dieser Gelegenheit noch eine andere Kränkung, die ihn um so mehr schmerzen mußte, weil sie den Beweis lieferte, daß er auch unter seinen Glaubensgenossen, den protestantischen Fürsten, deren Mehrzahl sich, wie wir wissen, keineswegs durch große Eigenschaften auszeichnete, in sehr geringer Achtung stehe. Johann Georg von Sachsen war nämlich vor der Schleusinger Zusammenkunft mit dem brandenburgischen Genossen überein gekommen, die Frage der bairischen

---

[1]) Die Verhandlungen bei Senkenberg IV, 347 flg. — [2]) Khevenhiller X, 436 flg. — [3]) Senkenberg IV, 382 flg. — [4]) Die Beweise das. S. 333 flg.

Nur nur in Gemeinschaft mit ihm zu verhandeln[1]), und nun ließ er denselben rücksichtslos im Stiche!

Einen weiteren Dienst leistete der lutherische Landgraf von Darmstadt der katholischen Sache in Niedersachsen bei seinem Schwiegersohne, dem Lüneburger Georg. Der Abzug des Halberstädter Christian aus den welfischen Landen hätte dort nach zwei Seiten hin merkliche Mißstimmung hinterlassen. Erstlich war es dem Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel nicht wohl zu Muthe, weil er sich mit seinem Bruder so tief eingelassen, da jetzt der siegreiche Tilly Rechenschaft dafür fordern mochte. Fürs zweite fühlte der König von Dänemark keinen geringen Aerger, daß es ihm mißlungen, die beiden welfischen Linien nach dem oben entwickelten Plane als Mauerbrecher voranzuschieben. Christian IV. ließ seinen Zorn erst an Friedrich Ulrich, dann an Georg von Lüneburg aus. Obgleich der König es war, der den Wolfenbüttler zu der gefährlichen Verbindung mit seinem Bruder Christian ermuthigt hatte, beutete er die Verlegenheiten Friedrich Ulrich's aus. Trotzig forderte er von diesem Fürsten entweder baare Heimzahlung der unter dem 7. Januar 1623 geliehenen 300,000 Thaler, oder als Pfand die Abtretung des Amtes Syke, das dem Wolfenbüttler erst neulich durch den Tod seines Oheims, des lutherischen Bischofs von Osnabrück, zugefallen war. Friedrich hatte kein Geld, was Christian IV. wohl wußte, folglich mußte der Herzog sich zur andern Zahlungsweise verstehen. Das eben wollte der Däne, denn besagtes Amt Syke taugte trefflich zu Abrundung der Stifte Bremen, Verden, Osnabrück, welche der König für seine Söhne zu erschwingen hoffte. Durch Urkunde vom $\frac{\text{29. Oktober}}{\text{8. Novbr.}}$ 1623 trat der bedrängte Friedrich Ulrich jenes Erbe an Dänemark ab[2]), worauf Christian IV. das Amt durch sein beim niedersächsischen Kreisheer befindliches Fußvolk besetzen ließ. Indessen hatte auch der Streit zwischen Christian IV. und dem Lüneburger Georg erst leise, dann immer lauter begonnen. Sobald dieses Feuer aufloderte, that der Darmstädter sein Mögliches, damit der Schwiegersohn gänzlich vom Dänen getrennt werde. Unter Anderem überschickte er an Georg unter dem $\frac{1}{2}\frac{8}{}$. Septbr. 1623 zwei ursprünglich von Friedrich V. entworfene Charakterschilderungen des Königs von Dänemark und des Kurfürsten von Sachsen. Erstere haben wir oben mitgetheilt[3]). In der zweiten[4]) hieß es: „das andere Haupt der lutherischen Parthei, Kurfürst Johann Georg, sey nur von Blut nicht von Gemüthe ein Sachse, er neige sich insgeheim zum katholischen Glauben hin, weil er einen seiner Söhne zum Cardinal zu befördern trachte. Im Grunde besitze Johann Georg keine Religion, sondern suche blos den eigenen Nutzen, auch nehme er es mit der Wahrheit nicht genau, sintemalen er die Königin von Böhmen (Elisabeth, die Gemahlin Friedrich's V.) durch

---

[1]) Senkenberg S. 348. — [2]) v. d. Decken I, 120. — [3]) S. 302. — [4]) v. d. Decken I, 114. unten flg.

sechs Monate fortgesetzte Lügen hinters Licht geführt habe.“ Wir wollen die Richtigkeit dieser Schilderung keineswegs in Zweifel ziehen, aber merkwürdig bleibt es, daß der Darmstädter Landgraf, der doch selbst der protestantischen Sache nicht die besten Dienste erwies, die Gleichgültigkeit des Kursachsen gegen das ächte Lutherthum mit so frommem Eifer verdammt.

Wie weit sich Georg durch solche und ähnliche Zureden bestimmen ließ, melden unsere Quellen nicht. Wahrscheinlich wirkte stärker als die Beredtsamkeit des Schwiegervaters, das Beispiel desselben auf ihn. Denn mußte er nicht aus der Entscheidung des Marburger Erbstreits den Schluß ziehen, daß ein lutherischer Fürst durch klugen Rücktritt von der evangelischen Parthei einen hohen Preis, namentlich die Ertheilung der einer gehaßten Nebenlinie gehörigen Güter, vom Kaiser erwerben könne! Diese Lehre war für Georg nicht verloren. Langsam und mit Anstand zog er sich von dem Dänen und der Gemeinschaft norddeutscher Protestanten zurück. Anfangs Januar 1624 erfolgte die Auflösung des niedersächsischen Kreisheeres, das Georg bisher befehligte [1]). Im Februar legte sein Bruder, der regierende Herzog von Celle, Christian der ältere, das Kreisobersten-Amt nieder [2]), und unter dem $\frac{1}{2}\frac{1}{4}$. April erließ Georg an den König von Dänemark ein Schreiben [3]), in welchem er denselben ersuchte, ihm Erlaubniß zu ertheilen, daß er auf seine bisher getragene Bestallung als dänischer Oberst verzichten und in die Dienste eines andern Monarchen treten möge. Das war deutlich genug! Nur der Unterhändler fehlte noch, der ihn für den Kaiser warb, und dieser Unterhändler sollte bald in der Person Wallenstein's erscheinen.

Die Umtriebe des Landgrafen von Darmstadt, der vorbereitete Abfall des Braunschweig-Lüneburg'schen Welfenzweiges, besonders aber die Bereitwilligkeit, mit welcher Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der mächtigste protestantische Fürst, berückt durch den vorgehaltenen Köder, allen Wünschen des Wiener Hofes entgegen kam, brachten der katholischen Parthei großen Nutzen, und trugen viel dazu bei, daß der Kaiser etliche Jahre später siegreich aus dem dänischen Kampfe hervorging und auf dem Punkte stand, die Widersetzlichkeit der Reichsfürsten für immer zu brechen und Deutschland in eine Monarchie zu verwandeln. Es war daher keine übertriebene Großmuth, daß Ferdinand dem Sachsen, um ihn auf dem eingeschlagenen Pfade fest zu halten, außer der Lausiz'schen Pfandschaft, noch andere Vortheile zufließen ließ. Er bedachte [4]) ihn in der Folge mit Anwartschaften auf die Grafenlehen Hanau, Schwarzburg und auf gewisse Braunschweig'sche Güter, die dem Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel abgenommen werden sollten, so wie mit dem Titel „Durchlaucht,“ statt „kurfürstlicher Gnaden“ auch der Anrede „Eure Liebden,“ statt des früher gebrauchten Wortes „deine Liebden.“ Freilich

1) V. d. Decken I, 121. — 2) Das. 123. — 3) Das. — 4) Böttiger Geschichte von Sachsen II, 92.

konnte von diesen Anwartschaften kaum eine verwirklicht werden, freilich hatten die neuen Titulaturen nur einen Meinungswerth, freilich — was noch bedenklicher — erhob sich indeß die Macht des Kaisers zu solcher Höhe, daß er dem Kurfürsten Johann Georg, so gut wie den andern Großen, das Gasthütel herunter zu ziehen, und ihm nicht blos die bisher ertheilten Geschenke, sondern auch das, was Jener von Hause aus besessen, abzunehmen vermochte: aber diese Möglichkeiten störten die Ruhe des Kurfürsten nicht, er glaubte seinem Vortheil gemäß zu handeln.

Außer den bisher geschilderten Maaßregeln fallen in die Jahre 1623 und 1624 einige Gnadenakte. Von den im Januar 1621 geächteten Anhängern Friedrich's V. starb der Jägerndorfer Markgraf, ohne daß er um Begnadigung eingekommen wäre [1]), den $\frac{1}{11}$. März 1623 in Siebenbürgen bei seinem Beschützer Bethlen Gabor, der ihm eine Zufluchtstätte eröffnet hatte [2]). Noch lebte der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe und der Fürst Christian von Anhalt. Ersterer erhielt von Ferdinand II. schon 1622, auf Verwenden mehrerer Fürsten, die Erlaubniß ruhig auf seinen Gütern wohnen zu dürfen [3]). Im folgenden Jahre reiste der Graf nach Wien, that den 9. Septbr. (n. St.) 1623 einen Fußfall vor dem Kaiser und ward nun vollständig begnadigt [4]). Größere Mühe kostete die Aussöhnung mit dem Reichsoberhaupte den Anhalter Christian, welchen wir seit dem Ende des böhmischen Kriegs aus den Augen verloren haben. Christian vertraute auf das Glück des Kurpfälzers bis nach der Schlacht bei Wimpfen, dann aber suchte er sich mit der siegenden Parthei zu verständigen. Unter dem $\frac{2}{12}$. Juni 1622 erließ er an den Kaiser ein kriechendes Schreiben [5]), in welchem er um Verzeihung bat, und namentlich dies zu seinen Gunsten anführte, daß er den Kurpfälzer Fritz zu Niederlegung der Waffen habe bereden wollen. Ferdinand II. schlug die Bitte ab, verschonte jedoch vorläufig das Fürstenthum des Schuldigen mit Vollstreckung der Acht. Nun ging Christian erst nach Schweden zu Gustav Adolf, dann nach Flensburg zu dem Dänenkönig, und zwar verhielt er sich an beiden Orten keineswegs ruhig, sondern suchte fortwährend die Schweden, die Dänen, die Holländer, die Engländer, Franzosen, den Siebenbürger Fürsten, die Türken, kurz die halbe Welt zum Kriege wider den Kaiser und zu Einfällen in Deutschland aufzuhetzen [6]). Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen scheint ihn endlich mürbe gemacht zu haben. Anderer Seits mochte der Wiener Hof fühlen, daß es gerathen sey, einen so gefährlichen Ränkeschmid aus dem Lager der Feinde zu entfernen. Neue Unterhandlungen kamen daher zwischen ihm und dem Kaiser in Gang [7]), welche zur Folge hatten, daß Fürst Christian sich im Juli 1624 nach Wien begab, von Ferdinand

[1]) Senkenberg IV, 333. — [2]) Das. S. 382 Note y. — [3]) Khevenhiller IX, 1764. — [4]) Derselbe X. 141. — [5]) Beckmann Geschichte von Anhalt 330, b. flg. — [6]) Auszüge des schwarzen Registers bei Londorp II, 725 b. 726, a. 727, b. 728 b. — [7]) Beckmann a. a. O. S. 332 a.

den 16. vorgelassen ward, auf den Knieen liegend um Gnade flehte, und nach Anhörung eines scharfen Verweises Verzeihung erhielt [1]. Christian kehrte nun nach der Heimath zurück und regierte seine Unterthanen im Frieden. In die großen Welthändel hat er sich nicht mehr gemischt. Fast 62jährig starb er den $\frac{17}{27}$. April 1630, wie der Anhalt'sche Geschichtschreiber pflichtschuldig zu verstehen gibt [2], als ein begnadigter Sünder.

Oben habe ich berichtet, daß in der Schlacht bei Stadtlohn Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar gefangen genommen ward. Seine Briefschaften, die gleichfalls in die Hände der Sieger fielen, lieferten unzweideutige Beweise von seinen und seiner Brüder Verschwörungen gegen Kaiser und Reich. Tilly übergab den Herzog den Bevollmächtigten des Kaisers. Ferdinand ließ ihn nach Neustadt in der Steyermark abführen und dort ein scharfes Verhör mit ihm vornehmen. Wilhelm suchte sich zwar so gut als möglich hinauszulügen, konnte aber die Richter keineswegs von seiner Unschuld überzeugen [3]. Das Schwert des Gesetzes schwebte über dem Nacken des Ernestiners, und das ihm drohende Schicksal konnte, so schien es, nur dann abgewendet werden, wenn der Kurfürst von Sachsen, dem der Kaiser Rücksicht schuldig war, Fürbitte für den stammverwandten Prinzen einlegte. Daher Unterhandlungen zwischen den Ernestinern und dem Kurhause. Im Mai 1624 kam der älteste unter den Weimar'schen Brüdern, Johann Ernst, in Begleitung des jüngsten, Bernhard — beide standen noch immer in holländischen Diensten — nach Weimar, um die Sache zu betreiben. Als Bedingung seiner Verwendung forderte [4] Kurfürst Johann Georg, Herzog Johann Ernst solle in seinem und der Brüder Namen schriftlich versprechen, daß er dem Kurfürsten, als dem Haupte der sächsischen Gesammt-Familie, die gebührende, bisher verweigerte, Ehre erweisen, den Kaiser als Oberhaupt des Reiches verehren, sich aller ausländischen Kriegsdienste, namentlich des holländischen, enthalten und ruhig zu Hause bleiben werde. Allein der Ernestiner zeigte eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, höchstens wollte er sich zu dem Versprechen verstehen, den Kurfürsten als Haupt des Hauses Sachsen und den Kaiser als Haupt des Reiches zu ehren. Die Waffen niederzulegen weigerte er sich, und es war unverkennbar, daß er dieselben, nach einer schon bei der böhmischen Wahl Friedrich's V. benützten Unterscheidung zwischen dem Kaiser und dem Gebieter Oesterreich's, auch ferner wider das katholische Oesterreich zu führen gedachte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich. Unter dem $\frac{19}{29}$. Dezember 1624 schrieb [5] Johann Ernst an den gefangenen Bruder Wilhelm, daß er bedaure ihn seinem Schicksale überlassen zu müssen, weil er ehrenvolle, die reichsfürstlichen Rechte des Ernestinischen Hauses sichernde Bedingungen nicht habe erlangen können. Dies gethan, reiste er von Weimar nach Kopenhagen, nahm dort den $\frac{14}{24}$. Februar 1625

[1] Khevenhiller X, 526. — [2] Beckmann a. a. O. S. 334. — [3] Röse „Bernhard" I, 107. — [4] Das. S. 109. — [5] Das. S. 115.

dänische Dienste, mit der Verpflichtung 4000 Reiter auf des Königs Christian Kosten zu werben und gegen den Kaiser zu führen. Gleichwohl ließ Ferdinand nicht blos dem Altenburger Friedrich, der gleichfalls bei Stadtlohn gefangen worden, sondern auch dem Ernestiner Wilhelm Gnade widerfahren. Friedrich von Altenburg erhielt schon den 5. Mai 1624 die Freiheit wieder [1]), Wilhelm zu Anfang des Jahrs 1625 [2]); und zwar erfolgte die Freilassung des Letztern zu einer Zeit [3]), da Ferdinand bereits vom nahen Ausbruche des dänischen Kriegs und der Verbindung der Ernestiner Johann und Bernhard mit Christian IV. sichere Kunde hatte. Ich möchte hieraus den Schluß ziehen, daß es in der geheimen Absicht des Kaisers lag, die Ernestiner noch schuldiger werden zu lassen, als sie es schon waren, damit die wohlverdiente Strafe sie zur rechten Zeit mit einem furchtbaren Streiche treffe.

Auch wegen der Begnadigung Christian's von Halberstadt wurde im Laufe des Jahres 1624 unterhandelt. Auf Bitten seiner Mutter und seines Bruders Friedrich Ulrich kam der Prinz im April aus Holland nach der Heimath, was offenbar einige Geneigtheit zur Unterwerfung verrieth. Allein bald wurde er wieder andern Sinnes, obgleich Ferdinand ihn zu begnadigen versprach, wenn er ruhig zu Hause bleiben würde. Die Nachrichten von der kriegerischen Haltung in England und Frankreich hatten ihn umgestimmt. Er kehrte nach dem Haag zurück, und schrieb [4]) von dort unter dem $\frac{1}{2}\frac{1}{2}$. Mai nach Hause: „er wolle die ihm angebotene Gnade des Kaisers nicht gerade zurückweisen, aber auch nicht unbedingt annehmen. Grafenhaag und die holländischen Dienste zu verlassen, müßte er ablehnen. Holland sey eine wahre Kriegsschule, wo er sich auch ferner zum Dienste des Kaisers, des Vaterlands und der so hoch bedrängten deutschen Freiheit tüchtig zu machen gedenke." Viel kampflustiger lautete ein zweiter 15 Tage später geschriebener [5]) Brief: „Wir haben in Betracht gezogen, daß es keinem Edelmanne, am Wenigsten uns, ziemlich wäre, die eine Parthie mit Hintansetzung des gegebenen Worts zu verlassen und sich zur andern zu schlagen. Derohalben haben Wir uns entschlossen, das Kriegsglück zu versuchen, und hoffen auch zu Gott, Er werde uns wohl erhalten." Zugleich wiederholte er die Verzichtung auf das Bisthum Halberstadt und die übrigen Einkünfte aus der Heimath. Christian ging kurz darauf nach England, wo man ihn mit offenen Armen empfing und mit dem Hosenband-Orden beehrte.

Wenden wir uns wieder zum Heere. Nicht blos in Niedersachsen kam es im Jahre 1623 zum Kampfe, auch im fernen Osten wurde der Kaiser angefallen, und zwar standen beide Kriege mit einander in enger Verbindung. Während Christian von Halberstadt im Auftrage der Holländer die Liga beschäftigen sollte, hatten die Staaten ihren alten Bun-

---

[1]) Röse I, S. 343, Note 64. — [2]) Khevenhiller X, 712. — [3]) Röse a. a. O. S. 115. — [4]) V. d. Decken I, 126. — [5]) Ebendas.

desgenossen auf der türkischen Gränze, den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, in die Waffen gerufen. Auf den Vorwand oder den Grund hin, daß Ferdinand die Bedingungen des Nickolsburger Friedens[1]) nicht erfüllt habe, schickte Bethlen Gabor im Sommer 1622 den alten Grafen Matthes Thurn, der sich mit dem Markgrafen von Jägerndorf bei ihm befand, nach Constantinopel, um vom Großtürken Hülfe gegen die Deutschen zu begehren[2]), die er auch erhielt. Nun rückte[3]) der Siebenbürger im Herbste 1623 gegen die Stadt Tyrnau in dem Theile Ungarns, welcher dem Kaiser gehörte, nahm sie, und brach dann mit 60,000 Mann von allerlei Nationen und Glaubensweisen — Christen und Mohamedanern — in Mähren ein, laut verkündend, daß er St. Martins-Tag in Prag zu feiern gedenke. Ferdinand konnte diesem ungeheuren Schwarm nur eine geringe Macht von etwa 12,000 Mann unter dem Grafen von Montenegro und Albrecht von Wallenstein, der kaum zuvor zum Fürsten von Friedland erhoben worden war[4]), entgegenstellen. Bei dem Orte Hodonin in Mähren umringte Bethlen das Heer des Grafen von Montenegro, vereitelte einen Versuch, sich durchzuschlagen, den der Graf machte[5]), und trieb die Kaiserlichen so in die Enge, daß von Ergebung die Rede war. Dennoch geschah dies nicht, angeblich weil im Lager Bethlen's das Gerücht erscholl, daß 40,000 Mann Ligisten und andern deutschen Volks im Anmarsche seyen, um den Siebenbürgern in den Rücken zu fallen. Statt einen tödtlichen Streich gegen Montenegro's Heer zu führen, bewilligte Bethlen einen Waffenstillstand vorerst auf 2 Monate, dann für den Winter, und zog in seine Heimath zurück. Im Frühjahr 1624 fielen zwar noch einige Gefechte vor, aber Anfangs Mai vereinigten sich beide Partheien über einen Frieden[6]), der im Wesentlichen die Bedingungen des Nickolsburger Vertrags erneuerte. Wir sind der Meinung, daß es dem Siebenbürger in den Jahren 1623 und 1624 so wenig als 1619 Ernst mit dem Kriege war; er wollte den Kaiser nur schwächen, und wohl auch zu einer Familienverbindung nöthigen, nicht aber verderben. Im Sommer 1623 hatte er die älteste Tochter Ferdinand's zur Ehe begehrt und dagegen dem Kaiser allen möglichen Vorschub versprochen[7]). Kurz der Siebenbürger nahm zwar von den Holländern und andern Feinden Oesterreichs Sold — denn er brauchte viel Geld, besonders um seine schwierige Vasallen-Stellung zum Sultan zu behaupten — aber er betrog seine Brodherren, gerade wie es umgekehrt die Holländer mit jenen fürstlichen Abenteurern deutschen Blutes machten, welche sie in ihre Dienste zogen, aber dann im Gedränge stecken ließen.

Während dieser Bewegungen auf der südöstlichen Gränze des deutschen Reichs hatte Tilly, nachdem er die Auflösung des Mannsfeld'schen

---

[1]) Siehe oben S. 284 flg. [illegible] X, 140. Hammer Geschichte des osmanischen Reichs IV, 579. [illegible] I. 759 flg. — [4]) Khevenhiller X, 141. — [5]) Senkenberg IV [illegible] rop. I, 788 b. — [7]) Khevenhiller X, 167.

Heeres vorbereitet, Winterquartiere in der Landgrafschaft Hessen-Kassel bezogen. Streng wurde der Herr und das Land behandelt. Die Wirthe, bei denen Soldaten lagen, mußten jedem Hauptmanne täglich 4, einem Fähndrich 2 Maaß Wein reichen, besonders theuer kamen die Fastenspeisen der eifrig katholischen Baiern [1] (Stockfische, Lachse, Häringe, friesischer gesalzener Butter). Gleichwohl hielt Tilly die Mannszucht aufrecht, und auch der Sold aus den Kriegskassen der Liga ging fort. Im Winter 1623 empfing das Heer jeden Monat 265,600 Reichsthaler [2]) aus der Bundeskasse. Im Einzelnen aber kamen viele Unordnungen durch die Gier der Führer vor, und zwar zeigten sich hiebei zwei deutsche Reichsfürsten — noch dazu Lutheraner, die damals im Heere der Liga dienten — die jungen Herzoge von Sachsen-Lauenburg und Holstein als die grausamsten. Vergeblich suchte Tilly den Uebermuth dieser Herren durch strenge Verweise [3]) im Zaume zu halten — sie glaubten sich durch ihre Geburt berechtigt, das Volk mit Füßen zu treten.

Der Landgraf von Hessen, Moritz, für sein Leben fürchtend, weil falsche Gerüchte umliefen, daß Tilly ihn am Kopfe nehmen wolle [4]), machte sich aus dem Staube, und überließ die Unterthanen, welche er hineingeführt, ihrem Schicksale. Er wandte sich zu den norddeutschen Guelfen nach Cöthen, Dessau, nach Magdeburg zu dem lutherischen Inhaber des Erzstifts, Christian Wilhelm von Brandenburg, der später eine so traurige Rolle spielte, endlich nach Bremen und zum Könige von Dänemark [5]), überall Andere zu einem Kampfe aufzureizen suchend, den er selbst nicht den Muth gehabt hatte offen zu bestehen. Während des Winters ging die innere Auflösung der Landgrafschaft, welche Tilly schon im Frühjahre 1623 vorbereitet, vollends ihren Weg. Die Ritterschaft riß sich vom Verbande mit der hessischen Landesregierung los und handelte auf eigene Faust [6]), die Bürger und Bauern verweigerten Fortbezahlung der gewöhnlichen Steuern [7]), die geringe bewaffnete Macht des Landgrafen lief wegen Soldmangels davon, oder mußte bis auf etliche Fahnen abgedankt werden [8]). Zugleich erzwang Tilly die Abtretung des Marburger Erbtheils, welche Moritz bis dahin verweigert hatte, und nahm die Abtei Hersfeld, welche der Landgraf an sich gerissen, für die rechtmäßige Eigenthümerin, die deutsche katholische Kirche, in Besitz [9]).

Zu demselben Geschäfte der Wiedereinziehung katholischer Kirchengüter wurde das Bundesheer während des Jahres 1624 im übrigen Deutschland verwendet. Der Herzog von Celle hatte das Bisthum Halberstadt, welches er nach Christians des Jüngern förmlicher Verzichtung, wie oben berichtet worden, an sich zog, aus Furcht vor dem dänischen

---

[1]) Rommel neuere Geschichte von Hessen III, 571. — [2]) Urkunde bei Westenrieder, Beiträge VIII, 155. — [3]) Rommel a. a. O. — [4]) Das. S. 570. — [5]) Das. Note 514. — [6]) Ebendas. S. 575, 576 flg. 579. — [7]) Das. S. 572. — [8]) Das. S. 576. — [9]) Das. 567.

Mitbewerber bald wieder niedergelegt [1]), worauf das lutherische Kapitel um eine hübsche Summe Geldes, die der dankbare Däne bezahlte [2]), den Prinzen Friedrich, Sohn Christian's IV., zum Nachfolger wählte. Aber dieses freche Spiel sollte nicht lange dauern. Auf Ferdinand's Befehl zog Tilly herbei, jagte den dänischen Prinzen fort, strafte das Kapitel wegen der letzten Wahl und setzte mit Gewalt die vertriebenen katholischen Chorherren und die Franziscaner zu Halberstadt wieder ein. Auch der Brandenburger Inhaber des Magdeburger Erzstifts, Christian Wilhelm, erhielt einen kleinen Vorschmack dessen, was ihm bevorstand. Von Tilly gezwungen, mußte er das Nonnenkloster Althaldensleben, das er lutherisch gemacht, d. h. in seinen Sack gesteckt hatte, herausgeben. Ebenso erging es dem Grafen von Hanau mit gewissen ehemals zum Hochstifte Würzburg gehörigen Abteien, welche er an sich gerissen hatte. Mit sichtbarer Freude berichtet [3]) der päbstliche Botschafter Caraffa diese der römischen Kirche nützlichen Thaten des katholischen Heeres. Niemand wagte Tilly's siegreichen Schaaren sich zu widersetzen, kein Feind stand mehr durch das weite Germanien wider Kaiser und Reich im Felde. Dennoch entwaffnete die Liga nicht, im Gegentheile verrieth sie ganz andere Absichten.

Im Frühjahr 1624 berief [4]) der Bundesoberste, Kurfürst Maximilian von Baiern, die Mitglieder — doch nicht alle, sondern nur die vertrauteren: von den rheinischen Mainz, Trier, Cöln, Worms, Speier, Fuld, von den oberländischen Salzburg, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Kempten, Ellwangen und die Grafen von Fugger — zu einem Ligatage nach Augsburg. Die erste zur Berathung vorgelegte Frage: ob der Bund fortdauern solle? ward einstimmig bejaht. Hierauf faßte die Versammlung auf den Vortrag Baierns folgenden Beschluß: „man wolle fürder nicht blos Diejenigen als Feinde behandeln, welche sich durch Wort und That gegen den Kaiser oder den Bund als solche erwiesen hätten, sondern auch Diejenigen angreifen, welche zwar bis jetzt stille gesessen, aber insgeheim damit umgingen, im eigenen Lande Mannschaft zu werben, oder gar fremdes Kriegsvolk wider des Kaisers Willen ins Reich zu führen." Zuletzt ward die Frage aufgeworfen, ob man die Festungen Mannheim und Heidelberg, welche das Heer des Bundes in kaiserlicher Majestät Namen erobert, auf Verlangen wieder herausgeben solle? Die ganze Versammlung entschied: der Liga Besatzungen aus beiden Vesten, möge es auch verlangen wer da wolle, nicht abzuführen. Aus ersterem Beschlusse erhellt, daß der katholische Bund vorhatte, von der Vertheidigung zum Angriffskrieg überzugehen, und jene norddeutschen Fürsten, die Welfen, die Meklenburgischen Herzoge, so wie Kurbrandenburg, die bisher insgeheim des Kaisers Feinde unterstützt, anzufallen.

---

[1]) V. d. Decken I, 127. — [2]) Caraffa German. sacra Text S. 178. — [3]) a. a. O. — [4]) Quelle für dies und das Folgende Stumpf Geschichte der Liga 196 flg.

Der andere Beschluß war gegen Spanien gerichtet. Ich werde von dem Verhältniß zu dieser Krone im nächsten Capitel handeln. Einiger als je, verwilligten die zu Augsburg anwesenden Bundesmitglieder den bedeutenden Betrag der Summen, die zur ferneren Unterhaltung des Heeres nöthig waren. Auch schoßen sie die schon auf dem letzten Ligatage genehmigte, aber bis jetzt noch nicht bezahlte Belohnung von 20,000 Gulden für den ruhmbedeckten Bundesfeldherrn zusammen und versprachen ihm weitere 100,000 wenn er fortfahre, der katholischen Sache in bisheriger Weise zu dienen. Tilly's Siege und das hohe Ansehen, das durch dieselbe der Bund errungen, hatten die sonst so genauen Rechner hingerissen.

Eine bange Ahnung, daß außerordentliche Dinge in Germanien sich vorbereiten, durchzuckte Europa. Zwar war es nicht das gesetzliche Oberhaupt des Reichs, sondern der Kurfürst von Baiern, als Oberst der Liga, der damals das große Wort im unterworfenen Deutschland führte. Aber die Feinde Germaniens hatten guten Grund zu fürchten, daß die Erfolge, welche Tilly erstritten, zuletzt dem Kaiser zu gute kommen dürften. Und wenn dies geschah — wie dann? Durch vielköpfige Zwietracht, durch das Sinken der Reichsgewalt, ging die Stellung verloren, welche die deutsche Nation im Mittelalter einnahm. Die Wiederherstellung des Königthums hätte den verdunkelten Ruhm, die zersplitterte Macht zurückgeführt, und wahrlich anders würden die Jahrbücher Europa's lauten, wäre der natürliche Gang unserer Geschichte nicht durch außerordentliche Fügungen des Schicksals unterbrochen worden! Unter solchen Umständen liegt es in der Natur der Dinge, daß sich seit den glänzenden Fortschritten der kaiserlichen Waffen in den uns benachbarten Ländern eine mit Schrecken gemischte Eifersucht offenbarte. Merkwürdiger Weise aber tritt dieses Gefühl am ehesten bei der Macht hervor, welche von Tilly's Siegen die ersten Früchte gepflückt hat.

An einem andern Orte[1]) ist gezeigt worden, wie der Entschluß der habsburgischen Prinzen, auf jene Erblehen, in welche der Nachlaß Ferdinand's I. getheilt worden war, zu verzichten, und den Gesammtbesitz des Hauses dem Steiermärker Ferdinand II. zuzuwenden, den Wendepunkt österreichischer Geschicke herbeiführte und den Grund zu dem Wiederaufbau kaiserlicher Herrschaft legte. Mit aller Kraft hielt Ferdinand II. diesen Grundsatz künftiger Einheit des Erbstaates fest. Den 10. Mai 1621 unterzeichnete er ein Testament[2]), welches mit der Erklärung seines Entschlusses, im römisch-katholischen Glauben zu leben und zu sterben, beginnt, dann das Recht der Erstgeburt für alle Zeiten in der kaiserlichen Familie zum obersten Hausgesetz erhebt: nach Ferdinand's Tode solle der älteste Sohn, nach diesem jedesmal der Erstgeborne alle Lande erben. Jedem nachgebornen Prinzen ward ein jährliches

[1]) Seite 241 flg. — [2]) Senkenberg IV, 106 flg.

Einkommen von 45,000 Gulden, sammt einer vom jeweiligen Kaiser zu benennenden Herrschaft, die aber nach dem Tode des Genießers wieder an das Haupt der Gesammtfamilie zurückfallen müsse, ausgesetzt. Weiter verfügte das Testament, daß, im Falle die herrschende Linie aussterbe, die Nachfolge in sämmtlichen Erblanden an den nächsten Verwandten nach dem Rechte der Erstgeburt übergehen solle. Aber dritthalb Jahre später stoßen wir auf Versuche, welche unverkennbar die Absicht verfolgen, das in obigem Testament so stark betonte Gesetz der Staatseinheit und Erstgeburt umzustoßen. Kaiser Ferdinand II. hatte zwei Brüder, den in vorliegendem Werke mehrfach genannten Erzherzog Leopold, bis dahin Bischof von Straßburg und Passau, und den Erzherzog Karl, der gleichfalls dem geistlichen Stande angehörte und mit dem Stuhle von Breslau bedacht war. Im Spätherbste 1623 eröffnete [1]) nun Leopold seinem kaiserlichen Bruder erstlich, daß er aus dem geistlichen Stande zu treten und sich zu vermählen gedenke, und zweitens daß er auf Zuweisung eines Antheils am Gesammtgute des Hauses bestehen müsse. Vergebens suchte der Kaiser seinem Bruder die Heirathsgedanken auszureden, damit das österreichische Erbe ungetheilt bleibe: Leopold war unerschütterlich. Ferdinand II. schrieb hierauf nach Spanien, daß der dortige Hof dem Erzherzoge gegen das Versprechen der Ehelosigkeit die Statthalterstelle in Portugal, das damals Spanien gehörte, antragen möchte. Allein die Spanier wollten nichts mit einem Prinzen zu thun haben, dessen Herrschsucht sie durch die Berichte Zunniga's, der früher kastilischer Gesandter in Wien gewesen, kennen gelernt hatten. Um den Frieden in seinem Hause zu erhalten, mußte der Kaiser nothgedrungen zu einer Theilung schreiten, und er konnte noch von Glück sagen, daß es ihm gelang, die Ansprüche Leopold's, hauptsächlich in Folge der Nachgiebigkeit des dritten und jüngsten Bruders Karl, von den größeren Kronen Schlesien, Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Ungarn, und Mähren abzulenken und auf die sog. österreichischen Vorlande, Tirol, Burgau, Breisgau, Elsaß zu beschränken! Letztere wurden in drei Theile zerlegt, davon empfieng Leopold den einen vermöge seines Geburtsrechts, den zweiten trat ihm der jüngere Bruder Karl ab, der sich mit seinem Bisthum begnügte, den dritten endlich überließ ihm Ferdinand, doch nur auf Lebenslang und mit der Bestimmung, daß, wenn Erzherzog Leopold von seiner künftigen Gemahlin keine männliche Nachkommen erhalte, das Erbe desselben an Ferdinand oder dessen Söhne heimfalle. Seiner Seits mußte Leopold auf die übrigen österreichischen Erblande verzichten. Anfangs sah es aus, als sollte die Verhandlung zwischen den beiden Brüdern noch verwickelter werden, indem der Madrider Hof auf die Kunde von der Erbforderung Leopold's, mit Berufung auf einen geheimen, im Jahre 1617 mit Ferdinand II. abgeschlossenen Vertrag die Abtretung

[1]) Senkenberg IV, 297 flg. Khevenhiller X, 158 flg.

des Elsaßes verlangte. Doch diese neue Gefahr wandte der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf Khevenhiller, glücklich ab; er brachte [1]) es dahin, daß Don Philipp IV. auf die Vortheile des Vertrags von 1617 verzichtete. Aus gewissen Andeutungen [1]) Khevenhiller's glaube ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß letzteres Ansinnen nur ein zwischen Ferdinand und Philipp IV. verabredeter Schreckschuß war, darauf berechnet, den Erzherzog, der ohne diese Drohung Spaniens zuletzt gar noch Theilung der ganzen Monarchie verlangt hätte, zu Ermäßigung seiner Ansprüche zu nöthigen. Nachdem man seit Jahren die größte Mühe aufgewandt, um den Grundsatz der Staatseinheit und Erstgeburt durchzuführen, gab es jetzt doch wieder zwei österreichische Linien, die leicht in ein feindliches Verhältniß zu einander gerathen konnten.

Noch bleibt zu ermitteln übrig, wer den Priester-Erzherzog, den Doppel-Bischof von Straßburg und Passau, zu jenen seinem Hause so schädlichen Ansprüchen verleitet habe, wer hinter seinen Umtrieben steckte? Auf Niemand anders kann der Verdacht fallen, als auf den römischen Hof. Denn wenn der heilige Vater es aufrichtig mit dem deutschen Kaiser meinte, brauchte er dem heirathslustigen Cleriker nur die unumgänglichen Dispensen zu verweigern. Aber der Pabst hat diese Dispensen nicht verweigert, sondern den ehemaligen Bischof an den Traualtar befördern helfen [2]). Kurz es ist sonnenklar, daß die Heiraths- und Erbgelüste Leopold's im Dienste der Eifersucht des römischen Hofes standen, welcher das Anschwellen kaiserlicher Macht fürchtend, diesem Uebel so schnell als möglich durch Theilung österreichischer Erblande vorbeugen zu müssen glaubte. Wir werden tiefer unten zeigen, daß Leopold auch später im Bunde mit Rom der Größe seines eigenen Hauses entgegenarbeitete und den Sturz Wallenstein's zu befördern suchte.

Nicht minder als der Pabst waren die meisten übrigen Mächte Europa's, Frankreich, England, Savoyen, Venedig, Dänemark, Schweden durch den Gedanken geschreckt, aus der bisher vorzugsweise katholischen Bewegung in Deutschland könnte eine Wiederherstellung kaiserlicher Macht hervorgehen. Der erste europäische Bund zu Gunsten der protestantischen Reichsaristokratie wider Habsburg begann zu entstehen. Deutschlands Feinde sahen sich nach einem Feldherrn um, und zu diesem Geschäfte boten die Könige Gustav Adolf von Schweden, und Christian IV. von Dänemark ihre Dienste an.

---

[1]) Khevenhiller X, 477 flg. — [2]) Das. S. 1108 flg.

Siebentes Capitel.

Holland, Mittelpunkt des Calvinismus und Heerd demokratischer Bestrebungen in Böhmen und Deutschland. Frankreich, Richelieu. England, Buckingham. Unterhandlungen mit Gustav Adolf und Christian IV. von Dänemark. Ausbruch des dänischen Kriegs. Die deutschen Finanzen im dreißigjährigen Kriege. Wallenstein's Bestallung zum kaiserlichen Feldhauptmanne. Die kaiserliche Parthei.

Jene pflichtvergessenen Fürsten, jene raublustigen Abenteurer, welche seit 1619 Waffen gegen Kaiser und Reich trugen, handelten nicht auf eigene Faust, sondern sie standen im Solde fremder Feinde Deutschlands. Die Holländer sind es, welche nicht nur die Böhmen zum Aufruhr gereizt, sondern auch den Kurpfälzer, die Union, den Halberstädter Christian, den Markgrafen von Baden, den Mannsfeld, mit Geld unterstützten, durch Versprechungen anfeuerten, zum Kampfe trieben. Man muß zugeben, daß die Staaten guten Grund zu diesem dem deutschen Reiche verderblichen Verfahren hatten. Denn wenn diesseits unter katholischem Banner das Kaiserthum wiederhergestellt, Deutschland unter einen Hut gebracht wurde, war es um die holländische Freiheit geschehen. Hatten sie auch den Heeren und Schätzen Spaniens glücklichen Widerstand geleistet: kein Element, keine Sturmfluth, kein menschliches Mittel würde sie vor den vereinten Kräften Germaniens geschützt haben, sondern mit Gewalt hätte man sie zum Reiche zurückgebracht, wohin sie gehörten. Ganz richtig urtheilten sie daher, daß ihre Unabhängigkeit am obern Rhein, an der Donau, Moldau, Elbe, der Oder vertheidigt werden müsse.

Wie kam es, daß die Niederländer, ein kleines, kaum zwei Millionen zählendes Volk, so große Dinge verrichten, die Heeresmacht der spanischen Linie des Hauses Habsburg brechen, die Streitkräfte der katholischen Liga wie des Kaisers nun bis ins fünfte Jahr in Deutschland beschäftigen konnten! Die Jahrbücher der deutschen Geschichte vom achten bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts liefern glänzende Beweise von der Tüchtigkeit des friesischen Stammes, und eben derselbe hat die alte Thatkraft in dem spanischen Kampfe auf merkwürdige Weise erprobt. Später schuf der Krieg selbst Hülfsmittel zu Behauptung der eroberten Vortheile. Während des Kampfes, besonders aber seit dem Waffenstillstand, wuchs Reichthum und Macht des jungen Staats in Folge seiner glücklichen geographischen Lage außerordentlich schnell. Die Holländer rissen den Welthandel an sich, durchschifften alle Meere, plünderten die spanischen Silberflotten, gründeten gewinnreiche Niederlassungen in den entferntesten Gegenden der Erde. So wurde es ihnen möglich, Geld zu Aufreizung jener deutschen Empörer herbeizuschaffen. Im Uebrigen verfuhren sie bei letzterem Geschäft mit Sparsamkeit. Es lag

ihnen Nichts daran, daß der Kurpfälzer Friedrich V., ihr Werkzeug und Schützling, sein Land wieder gewinne, sondern nur darauf war ihr Absehen gerichtet, daß in Deutschland das Wasser hübsch trübe erhalten werde, daß der Kaiser nicht zum Ziele komme. Hiezu bedurfte es keiner übermäßigen Summen. Man gab jenen scheinbaren Vertheidigern Friedrich's V. und der deutschen Freiheit, dem Grafen Mannsfeld, dem Halberstädter Christian, ein Stück Geld in die Hand, das gerade hinreichte, um einen Haufen Söldner zu werben, und beförderte sie dann nach Deutschland hinaus; die Sorge, wie dort weiter zu kommen, blieb den edlen Herren selbst überlassen. Siegten sie, so war es gut, unterlagen sie, so bekümmerten sich die Staaten auch nicht viel darum, vorausgesetzt, daß es Andere gab, die sich dazu verstanden, die Rolle ihrer Vorgänger wieder aufzunehmen. Und an solchen willigen Nachfolgern war bei dem Religionseifer, der Vaterlandsliebe, der Begeisterung für deutsche Freiheit, welche damals wie später viele Mitglieder der hohen und höchsten deutschen Reichs-Aristokratie beseelte, kein Mangel zu befürchten.

Aber nicht blos auf Geld beruhte Macht und Widerstandsfähigkeit der niederländischen Generalstaaten, sondern noch mehr auf einer Triebkraft geistiger Natur. Holland war seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Heerd jener calvinischen Bewegung geworden, die zugleich durch religiöse und politische Hebel der Welt eine andere Gestalt zu geben suchte, und das Abendland lange Zeit erschütterte. Von Holland aus ward erstlich die kirchliche Gluth genährt, welche in Deutschland und Frankreich einen Vernichtungskampf gegen den Katholicismus bestand, in England dagegen das Mittelding zwischen Lutherthum und Byzantinismus, das König Heinrich VIII. unter dem Namen Hochkirche eingeführt hat, niederwarf. Von Holland strömte zweitens das demokratische Feuer aus, das in Frankreich dem Königthum schwere Schläge versetzte, und in England den Thron der Stuart wirklich umgestürzt hat. An einem andern Orte [1]) ist auf die Gründe hingewiesen worden, warum zwischen Rhein und Oder die politische Seite des Calvinismus weniger gedieh, als in England und Frankreich. Gleichwohl hat ebenderselbe während des 30jährigen Kriegs nicht blos auf Deutschland, sondern sogar auf Böhmen politisch eingewirkt. Der im Jahre 1610 zu Prag gemachte Vorschlag [2]) das Czechenland in eine Republik zu verwandeln, war ohne Frage das Werk niederländischer Einflüsse. Ich finde in gesandtschaftlichen Berichten noch eine andere gleichartige Spur. Den Böhmen muß bemerklich gemacht worden seyn, daß eine Republik, ohne persönliche Freiheit und politische Gesinnung der niederen Volksklassen, nicht wohl bestehen könne. Daher kommt es ohne Zweifel, daß während der damaligen Unruhen plötzlich von einem vierten Stande die Rede ist [3]),

[1]) Siehe oben S. 206. — [2]) Das. 257. — [3]) K. A. Müll[illegible] auf dem Gebiete der neueren Geschichte III, 10, 11.

welchen die drei bevorrechteten Klassen der alten böhmischen Gesellschaftsordnung: Herren, Klerus, Ritterschaft und königliche Städte, neben sich anzuerkennen Miene machten. Vielleicht wäre man weiter auf dieser Bahn fortgeschritten, wenn die rege Theilnahme am öffentlichen Wohle und die Widerstandskraft gegen äußere Feinde, zwei Triebe, welche das Gefühl persönlicher Geltung und Würde in freien Völkern, wie z. B. in den Niederländern erweckte, sich mit der hündischen Unterwürfigkeit des Leibeigenen gegen die Gebote seines Gebieters vereinigen ließe. Die böhmische Aristokratie, an rücksichtslose Behandlung des Kleinbürgers und Bauern gewöhnt, und aus den Robotten beider Klassen ihre übermäßigen Einkünfte ziehend, konnte den Gewinn aus letzterer Quelle nicht entbehren, und mußte daher auf die Vortheile der erstgenannten Gesinnung verzichten. So geschah es, daß der rechtlose Pöbel Böhmens gleichgültig der von den Großen, angeblich zum Wohle des Ganzen, angezettelten Umwälzung zusah, und aus eigenem Antriebe zur Vertheidigung des Landes nicht Fuß, nicht Hand regte. Die Bauernschaft der südlichen, Oesterreich benachbarten Kreise verlangte, wenn sie fechten solle, möge man ihr erst Aufhebung der Leibeigenschaft gewähren. Aber der Herrenstand wollte sich zu dieser Bedingung bäuerlicher Tapferkeit nicht verstehen [1].

Einen etwas günstigern Boden fand die demokratische Propaganda der Niederländer in dem stammverwandten Deutschland. Erinnern wir uns an die Plane [2], die damals an verschiedenen Orten gährten, einen neuen Bundschuh aufzuwerfen, mit Hülfe einer bäuerlichen Empörung die Reichsaristokratie niederzuschmettern und auf ihren Trümmern Volksherrschaften zu errichten. Auch während des Krieges finde ich wenigstens eine Spur ähnlicher Gedanken. Das sogenannte schwarze Register warnt [3] vor heimlichen Zusammenkünften der Bürger und Bauern, die, so scheint es, mit dem Einfalle Mannsfeld's vom Jahre 1623 in Verbindung gebracht werden. Allein wenn auch Anschläge der Art, woran kaum zu zweifeln, im Verborgenen herumschlichen und viel und heftig besprochen wurden, brachten sie doch keine öffentliche Wirkung hervor. Auf eine Hauptursache habe ich oben hingedeutet, eine zweite muß ich jetzt hervorheben. In den Reichsstädten, von denen am leichtesten solche Dinge ausgehen mochten, hatte sich, seit die Herrschaft der Zünfte durch Kaiser Karl V. in Folge des schmalkald'schen Kriegs gebrochen worden, eine bleierne Oligarchie festgesetzt [4], deren Mitglieder die Menge unterdrückten und allen Ehrgeiz darein setzten, den Fürsten zu gefallen und in ihre hohen Kreise aufgenommen zu werden. Daher die sonst unbegreifliche Erscheinung, daß die Städte blindlings sich in die Union ein-

[1] K. A. Müller III, S. 283. — [2] Siehe oben S. 228. — [3] Londorp acta publica II, 727, Spalte a. Mitte. — [4] Ueberraschenden Aufschluß gibt über diese wichtigen Verhältnisse eine lateinische Flugschrift, welche 1621 ohne Ortsangabe in 4to unter dem Titel erschien: secreta secretorum, Calvino-turcica secreta. Seite 26 flg. 85 flg.

ließen, obgleich sie bei Weitem den größten Theil der Kriegsunkosten aus ihrem Beutel bezahlen mußten [1]). Murrend trug das städtische Volk das von den „hochweisen, gestrengen, wohledlen, fürsichtigen“ Patriciern auferlegte Joch, aber es konnte nicht loskommen [1]). Ich werde tiefer unten eines merkwürdigen Vorschlags gedenken, der dem Wiener Hofe gemacht wurde, durch Wiederherstellung des politischen Einflusses der Zünfte, also durch demokratische Mittel, die gesetzliche Gewalt des Kaisers über die Städte wieder aufzubauen.

Man begreift nun, daß die erwähnten materiellen und geistigen Hülfsmittel zusammen den Niederländern ein Maaß von Kraft verliehen, welches den geographischen Umfang der vereinigten Staaten weit übertraf. Gleichwohl war die erste Schlachtlinie Hollands durch das Feldherrntalent Tilly's und des bairischen Heeres Tapferkeit gebrochen. Aber bereits rüstete sich die Republik, eine zweite Reihe von Kämpfern ins Feuer zu führen, und bei diesem Geschäft erhielt sie mächtige Verbündete. Wir müssen uns zunächst nach England wenden.

Seit dem Jahre 1617 arbeitete König Jakob von Großbritannien an der Vermählung seines Sohnes, des Thronerben Karl, mit der Tochter Don Philipp's III. von Spanien. Nicht blos die Aussicht auf eine reiche Aussteuer — in Jakob's Kassen herrschte Ebbe und unermeßliche Schulden drückten ihn — sondern noch ein anderer Umstand war es, was ihm diese Verbindung wünschenswerth machte. Obgleich im Glauben der schottischen Protestanten erzogen, faßte Jakob, Sohn der unglücklichen Maria Stuart, allmählig für die Zucht und das Regiment der alten Kirche — fast ohne es sich selbst zu gestehen — eine Neigung, welche sich aus seiner politischen Stellung erklärt. Unter seiner Regierung machte der Calvinismus in England reißende Fortschritte und erhob drohend sein Haupt. Der König fühlte den Maulwurf unter seinem und seines Stammes Throne, und eine dunkle Ahnung schwebte ihm vor, daß er sich nur durch Anschluß an die großen katholischen Mächte sichern könne. Später kam noch die Rücksicht auf seinen Eidam, den Kurpfälzer, hinzu. Den Stand der politischen Verhältnisse richtiger beurtheilend, als Friedrich V., sah er, daß die Wiederherstellung desselben nur durch Spaniens Hülfe erzielt werden möge. Während der langwierigen Unterhandlungen, welche die beiden Höfe von Madrid und London über diese Sache pflogen, starb Philipp III. von Spanien, Ende März 1621; sein gleichnamiger Nachfolger Philipp IV. war noch günstiger für den Plan gestimmt, als der Vater, und Lord Digby, den Jakob 1622 zum Grafen von Bristol ernannt und als seinen Gesandten nach Madrid geschickt hatte, betrieb das Geschäft mit solchem Geschick, daß im Januar 1623 der Ehe-Vertrag zu Stande kam [2]). Die wichtigsten Bedingungen waren folgende: Jakob von England sichert der künftigen Gemahlin

[1]) Siehe Note 4 der vorhergehenden Seite. — [2]) Lingard History of England Vol. IX, S. 276.

seines Sohnes freie Uebung der katholischen Religion zu, er macht sich ferner verbindlich, daß die englischen Katholiken (die bis dahin durch blutige Gesetze niedergehalten worden), keine Verfolgung mehr erfahren und das Recht haben sollen, in ihren Häusern ungehindert Gottesdienst zu begehen. Dagegen verspricht der Madrider Hof, die Prinzessin mit einer Aussteuer von zwei Millionen Dukaten demnächst nach England zu senden, die Wiedereinsetzung des Kurpfälzers auf alle Weise zu unterstützen, zu letzterem Zwecke das spanische Heer, das in der Pfalz stand, mit den dortigen Streitkräften Friedrich's V. zu vereinigen, und im Nothfalle gegen die Truppen der Liga und des Kaisers Gewalt zu brauchen. Die Uebergabe der Festung Frankenthal an den spanischen Heerhaufen, welche, wie wir oben erzählten [1]), im Frühjahre 1623 vor sich ging, war eine Wirkung der betreffenden Artikel des zwischen England und Spanien abgeschlossenen Ehevertrags. Jakob und sein Sohn Karl unterzeichneten denselben unter dem 5. Januar 1623. Der Graf Bristol und sein Gehülfe Aston betrachteten das Geschäft als beendigt und wünschten sich Glück, die lange und schwierige Unterhandlung zu erwünschtem Schlusse gebracht zu haben [2]).

Wohin die Spanier mit ihren Bedingungen zielten, ist leicht zu sehen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die brittischen Inseln wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzuführen. Trotz der Verfolgungen, welche unter früheren Regierungen über die englischen Katholiken verhängt wurden, und auch noch unter Jakob I. fortdauerten — sie hatten im Jahre 1604 die berüchtigte Pulververschwörung zur Folge — bildeten die Katholiken in England noch immer eine mächtige Parthei, die namentlich unter dem Adel viele Mitglieder zählte. Verkappte Jesuiten waren über das ganze Königreich verbreitet, und leiteten unter dem Befehle eines Provinzials, mit welchem außer dem Pabste auch der neue Kurfürst von Baiern in Briefwechsel stand [3]), alle Versuche, die gemacht wurden, den Hof günstiger für die katholische Sache zu stimmen. Man kann kaum zweifeln, daß, wenn die Heirath zwischen dem brittischen Thronerben und der Schwester des spanischen Königs zu Stande kam, die Katholiken in England entweder die Oberhand gewonnen, oder doch den Calvinisten zum Trotz ihre Stellung behauptet haben würden. Daher ist begreiflich, daß der römische Stuhl einen Plan eifrigst beförderte, der ihm die Wiedereroberung des Königreichs verhieß. Pabst Gregorius XV. ertheilte den nachgesuchten Dispens [4]) zu Vermählung der katholischen Prinzessin von Spanien mit dem damals noch ketzerischen Thronfolger von England.

Aber die Sache hatte noch eine zweite Seite, welche dem römischen Hofe große und begründete Bedenklichkeiten einzuflößen geeignet war.

---

[1]) S. 364. — [2]) Lingard a. a. O. S. 277. — [3]) Aretin B. a. B. I, 178. Londorp II, 502 a unten flg. Der englische Provinzial hieß Richard Blond. — [4]) Lingard a. a. O. S. 276.

Kam der Ehevertrag zur Ausführung, wurde folglich der Pfälzer Friedrich V. und sein Anhang durch den schützenden Arm Spaniens der Rache Habsburgs und Baierns entzogen, so blieb in Deutschland nichts Anderes übrig, als Frieden zu schließen: der deutsche Religionskrieg erlosch in seinen vielversprechenden Anfängen, und die Kurie mußte auf den bisher mit großer Geschicklichkeit und überraschendem Glück befolgten Plan verzichten, Germanien, das Mutterland des Protestantismus, mit Waffengewalt wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzutreiben. Ein unauflösliches Entweder Oder stand sich hier entgegen. Wollte Rom England an der Hand einer Prinzessin gewinnen, so war Deutschland verloren; bestand es auf der deutschen Eroberung, so mußte man England fahren lassen. Der alte Pabst Gregorius hatte, so scheint es, für England entschieden, aber eine andere Parthei, mächtig im Kardinals-Collegium, mächtig in Madrid, in Spanien, mächtig in Germanien, hegte eine entgegengesetzte Ansicht. Diese Parthei war die deutsche. Als ihr öffentlicher Geschäftsmann wirkte Graf Khevenhiller, kaiserlicher Botschafter in Madrid, insgeheim müssen ihm viele Helfer in die Hände gearbeitet haben, deren Namen in den mir zugänglichen Quellen nicht aufzufinden sind. Khevenhiller drang durch. Während der König von Spanien und ein bedeutender Theil des hohen Adels für die Heirath war, gewann Jener den Grafen Olivarez, der seit dem Regierungsantritt Philipp's IV. an die Stelle des jüngeren Herzogs von Lerma getreten war und Spanien beherrschte. Dieser Olivarez fädelte unter dem Schein bereitwilliger Hingebung an England eine Intrike ein, welche darauf berechnet war, den oben angeführten Vertrag zu durchreißen, die beschlossene Ehe krebsgängig zu machen. Er ließ durch den spanischen Gesandten in London, Don Gondomar, dem Londoner Hofe vorschlagen, Prinz Karl möchte selbst nach Madrid kommen, um dort seine hohe Braut kennen zu lernen, und noch einige Punkte des Vertrags ins Reine zu bringen.

Mit Feuer ging der Prinz auf die Einladung ein, welche ein prächtiges Abenteuer versprach. Noch ein anderer mächtiger Mann unterstützte den Antrag, der Günstling und erste Rathgeber Jakob's I., Villiers, erst Graf, dann Herzog von Buckingham, ein eitler, aufgeblasener Herr, begierig, die Reise selbst mitzumachen, weil er dadurch die Gunst der künftigen Königin von England zu erringen, insbesondere weil er dem Grafen von Bristol die Ehre der letzten Handanlegung bei der Heirath vor dem Munde wegzunehmen gedachte [1]). Vergeblich fertigte Digby, sobald er von dem Plane Kunde erhielt, Unglück ahnend, einen Eilboten nach England mit der bringenden Aufforderung ab, die Reise zu unterlassen. Der Bote traf den Prinzen unterwegs bei Bayonne, aber die Briefschaften, welche er mit sich trug, machten keinen Eindruck [2]). Eines

[1]) Lingard a. a. O. S. 278. — [2]) Das. S. 278.

Abends im Märzmonat 1623 kamen zwei Fremde, die sich Johann und Thomas Smith nannten, in die Wohnung des Grafen Bristol zu Madrid, und verlangten den englischen Gesandten zu sprechen. Diese Fremden waren der Prinz Karl und der Herzog von Buckingham. Sobald das Geheimniß ihrer Ankunft verlautete, entstand Bewegung am Hofe und in der spanischen Hauptstadt. Man überschüttete den Prinzen mit Ehrenbezeugungen, man überreichte ihm zwei goldene Schlüssel, damit er zu jeder Zeit die königlichen Gemächer besuchen könne, ja der junge König von Spanien räumte sogar dem Sohne Jakob's den Vortritt ein. Bedenklich aber war, daß sogleich in Madrid das Gerücht umlief, der Prinz sey gekommen, um den katholischen Glauben anzunehmen. Und es blieb nicht bei solchem Gerede. Geschäftige Zwischenträger suchten den englischen Königssohn zu verlocken, daß er bestimmte Erklärungen in dieser Hinsicht von sich gebe.

Karl ließ sich hinreißen. In dem ersten Briefe, den er nach London an seinen Vater schrieb, stand die Anfrage, in wie weit Jakob bereit sey, die geistliche Hoheit des Pabstes anzuerkennen? Zwar wies Jakob in seiner Antwort die Frage kurz und bündig zurück, aber ob es ihm damit ernst war, bleibt zweifelhaft. Denn der Prinz brauchte [1]) in einem Schreiben, das er nach dem Empfang der Erwiederung seines Vaters von Madrid aus an den Pabst erließ, die Ausdrücke: er werde sich stets aller feindseligen Handlungen gegen die katholische Religion enthalten und jede Gelegenheit benützen, um die Wiedervereinigung der englischen Kirche mit der römischen in Stand zu bringen. Und obgleich Jakob sehr gut wissen mußte, in welchen Händen sich sein Sohn zu Madrid befand, versicherte er doch [2]) in einer Zuschrift an Karl feierlich, daß er zum Voraus Alles genehmige, was der Prinz und Buckingham mit den spanischen Ministern ausmachen würden!

Nunmehr ging Olivarez einen Schritt weiter, er erkühnte sich, den vom Grafen Bristol beendigten Vertrag als nicht abgeschlossen zu behandeln. In einem geheimen Gespräche mit Karl und Buckingham erklärte er, die Unterhandlung mit Bristol sey mehr Schein als Wirklichkeit gewesen, jetzt aber könne durch die Gegenwart des Prinzen und die Weisheit seines Rathgebers jede noch übrige Schwierigkeit leicht gehoben werden. Buckingham, der schon viel zu weit gegangen, um zurücktreten zu können, verstand sich zu diesem für Englands Ehre so tief verletzenden Antrage. Trotz der lebhaften Gegenvorstellungen des Grafen Bristol und seines Genossen Astor wurde von Neuem unterhandelt, und ein doppelter Vertrag, ein öffentlicher und ein geheimer, entworfen. Jener wiederholte die schon früher bewilligte Religionsfreiheit für die künftige Königin von England; der andere aber besagte, daß König Jakob nicht nur sämmtliche gegen die Katholiken Englands seit Heinrich's VIII. Tagen

[1]) Lingard a. a. O. S. 280. — [2]) Das. S. 281 unten flg.

erlassene Strafbestimmungen außer Vollzug setzen, sondern auch beim Parlament deren völlige Aufhebung bewirken wolle. Ohne Zweifel berechnete Olivarez, daß der englische Hof solche Bedingungen nicht annehmen werde. Er täuschte sich. König Jakob beschwor den öffentlichen Vertrag mit seinen geheimen Räthen in der Kapelle von Westminster, auf den geheimen dagegen legte er für sich im Quartier des spanischen Botschafters zu London, unter Anwesenheit von vier Zeugen, einen Eid ab.

Hievon unterrichtet, machte Olivarez eine letzte Forderung, welche den Bruch herbeiführen mußte: die Heirath solle in Spanien eingesegnet, die Prinzessin aber sammt dem Brautschatze bis zum kommenden Frühling in Madrid zurückgehalten werden: während dieser Frist möge König Jakob die in dem geheimen Vertrage enthaltenen Verheißungen erfüllen. Das war denn doch gar zu stark. Wenn Buckingham auch hiezu die Hände bot, hatten seine zahlreichen Gegner in England guten Fug, ihn als Verschwörer gegen die Verfassung des eigenen Landes anzuklagen. Auch der Prinz war der ewigen Zögerungen satt. Beide rüsteten sich zur Abreise, doch fanden sie für gut, die bisherige Rolle noch eine Zeit lang fortzuspielen. Karl beschwor Ende August eine neue Uebereinkunft des Inhalts: daß die Verlobung vor Weihnachten 1623 gefeiert, und sodann die Prinzessin im Frühling 1624 nach England geschickt werden solle. Auf diesen Schwur hin nahm die Infantin den Titel einer Prinzessin von England an, und erhielt einen ihrer neuen Würde entsprechenden Hofstaat. Den 29. August 1623 verabschiedeten sich Prinz Karl und König Philipp IV. von Spanien, unter Zeichen der wärmsten Anhänglichkeit, als Brüder von einander. Aber die beiderseitigen Günstlinge, Buckingham und Olivarez, von denen jener diesen durch offen zur Schau getragene Liebeshändel mit der Gemahlin des Spaniers beleidigt hatte, verbargen [1]) ihre wahre Gesinnung nicht. „Dem Könige, der Königin und der Prinzessin," sagte Buckingham zu Olivarez, „werde ich jeder Zeit ein unterthäniger Diener seyn, Euch aber niemals." Die Antwort des Kastilianers war: „ich finde mich durch Eure Erklärung geehrt." Der Prinz und der Herzog gingen nach England zurück, wo es ihnen gelang, ihr Betragen vor dem Könige Jakob zu rechtfertigen. Bald darauf erhielt Bristol Befehl, Spanien zu verlassen. Als er in England ankam, ward er gefangen gesetzt — denn Buckingham fürchtete seine Aussagen, und hatte deßhalb seine Verhaftung ausgewirkt. Die Heirath war aufgegeben, Feindschaft gegen Spanien erklärt, die letzte Hoffnung Friedrich's V., durch kastilische Hülfe seine Erblande wieder zu bekommen, vereitelt. Nach erfolgtem Bruche warb [2]) Graf Khevenhiller für den Sohn seines Gebieters, den Erzherzog und nachmaligen Kaiser Ferdinand III., um die gewesene Braut des englischen Prinzen — sie hieß Maria — aber erst im Jahre 1626 erhielt er das Jawort [3]).

[1]) Lingard a. a. O. S. 288. — [2]) Annales X, 418. — [3]) Ebendaselbst S. 1084.

Unverkennbar tritt in der eben beschriebenen langen Unterhandlung zwischen den Höfen von Madrid und London auf spanischer Seite eine entgegengesetzte, aber fast gleich starke Richtung hervor. Die eine Partei wollte ebenso entschlossen eine Verbindung mit England, als die andere auf den Bruch hinarbeitete, und noch im September 1623 war nicht entschieden, welche von beiden siegen würde. Denn der Titel einer Prinzessin von England, welchen die Infantin damals annahm, der Hofstaat, den sie als solche empfing, setzt ernstliche Absichten voraus. Für Nichts kann der spanische König das Schauspiel einer fast vor dem Traualtar mißglückten Vermählung der Welt nicht zum Besten gegeben haben. Man sieht daher, daß durch diese Heirath der spanische Hof, die Nation, ja die katholische Welt in die heftigste Bewegung versetzt worden seyn muß. Sie war aber auch ein merkwürdiger Knotenpunkt europäischer Geschicke.

Der damalige Bruch zwischen Jakob I. und Philipp IV. hat in England den Sturz des Hauses Stuart, den Sieg des Calvinismus und sofort die Begründung eines neugeordneten Königthums, das nicht blos zufällig aus „allerhöchster Weisheit, aus gnädigstem Ermessen, aus landesväterlicher Milde" Gutes thut, sondern darum, weil es muß, das öffentliche Wohl zur Richtschnur nimmt, und in Folge dieser Wirkungen eine Zukunft voll Ruhm und Macht herbeigeführt; ebenderselbe hat zweitens in Deutschland die 30jährige Fortsetzung des Kriegs und in weiterer Folge den Untergang unserer Verfassung, den Verlust deutscher Einheit, Ehre und Macht, aber auch zugleich mit unserem Unglück die Erniedrigung der Nationenkirche, der apostolisch-katholisch-römischen, eingeleitet. Denn die Schicksale des Stuhles Petri sind durch mystische Bande an die des deutschen Volkes gekettet. Mit uns ist er gesunken, mit uns wird er wieder sich erheben.

Als Prinz Karl nach England zurückkam, lastete die Lächerlichkeit einer verrätherisch erdachten, dumm ausgeführten, kläglich mißrathenen Brautfahrt auf ihm. Die Parthei der englischen Rundköpfe wußte recht wohl, daß die Heirath zu ihrem Verderben berechnet war. Das Mißlingen derselben zog deßhalb dem königlichen Hause nicht minderen Haß zu, als der glückliche Ausgang erregt hätte. Jakob und sein Sohn suchten sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie vor versammeltem Parlament grobe Lügen über die spanische Verhandlung vorbrachten. Zum Unglück für Beide war die Nation bereits durch die kirchlichen Streitigkeiten in einer Verfassung, wo sie sich nicht mehr ungestraft belügen ließ. Hierzu kam ein anderer Umstand. Recht gut fühlend, daß er wegen der spanischen Reise gerechte Vorwürfe verdiene, warf sich Buckingham, um seinen Kopf zu sichern, in die Arme der Puritaner, und gab dadurch dieser Parthei einen sichtlichen Aufschwung. In früheren Zeiten hatte das englische Parlament sehr bescheidene und demüthige Ansichten von seinen Rechten. Wenn gelegenheitlich etwa ein englischer König, durch Geldverlegenheit gedrängt, sich herabließ, den Rath der

Gemeinen zu verlangen, antworteten sie, daß dergleichen hohe Dinge weit über ihren Gesichtskreis hinausreichen [1]). Jetzt wurde es anders, immer kühner mischte sich das Unterhaus in alle Fragen, immer drohender machte der calvinistische Geist, der in dieser Körperschaft bereits das Uebergewicht besaß, seine Meinung geltend. Jakob I. starb Ende März 1625. Die Stellung des Nachfolgers war hauptsächlich durch die politischen Folgen der mißglückten Heirath schwer gefährdet, beinahe unhaltbar [2]), schon als Karl I. den Thron bestieg. Seitdem reihten sich die langen Unglücksfälle dieses Königs, der Bruch mit seinen Unterthanen, der englische Bürgerkrieg, endlich die Gefangenschaft und Enthauptung Karl's, wie die Glieder einer ehernen Kette an einander: das englische Königthum von Gottes Gnaden brach zusammen. Doch kehren wir zu der Geschichte des Jahres 1624 zurück.

Nach der Rückkehr des Prinzen war Krieg gegen Spanien, gegen Roms Verbündete Losung des englischen Volks, in welche auch Jakob einstimmen mußte. Um aus dieser Stimmung Nutzen zu ziehen, eilten der Halberstädter Christian und der Graf Mannsfeld nach England hinüber. Ich werde unten zeigen, daß Beide englisches Geld zur Erneuerung des deutschen Kampfes empfingen. Allein es entging den Rathgebern der englischen Krone nicht, daß mit diesen Abenteurern allein nichts ausgerichtet werden könne. Halb Europa, vor allem Frankreich, wurde in den neuen Kriegsplan hineingezogen.

Nur so lange Ferdinand II. im tiefsten Unglücke saß, begünstigte der Pariser Hof auf die oben [3]) beschriebene Weise den Kampf Oesterreichs gegen die pfälzische Parthei. Seit das Glück dem Kaiser lächelte, wehte dort ein anderer Wind. Von der Ansicht ausgehend, daß Nichts geeigneter sey, habsburg'sches Wachsthum zu hemmen, als die Begünstigung bairischer Macht, suchte das französische Kabinet seit 1621 den Herzog Maximilian in sein Netz zu ziehen [4]). Zugleich liebäugelte man aber auch mit dem Gegner Maximilian's, Friedrich V. von der Pfalz. Der Abstecher, welchen Letzterer auf der Reise zu Mannsfeld im Frühjahre 1622 nach Paris machte, beweist, daß ihm Hülfe zugesagt worden war. Nach der Entlassung des Mannsfeld'schen Heeres vor Zabern, beschwor Friedrich V. von Sedan aus den Landgrafen Moritz von Hessen, daß er sich für ihn beim Pariser Hofe um neue Unterstützung verwenden möge [5]), was der Landgraf auch wirklich versuchte. Doch konnte Frankreich den deutschen Protestanten vorerst darum keinen erklecklichen Beistand leisten, weil innere Unruhen und Schwäche der Regierung nachhaltige Eingriffe in fremde Verhältnisse hemmten, die Ehrsucht lähmten. In dieser Lage blieben die französischen Angelegenheiten, bis 1624 der Mann das Staatsruder ergriff, welcher im Innern das Regierungssystem, das

---

[1]) Lingard a. a. O. S. 296. — [2]) So urtheilt auch Lingard a. a. O. S. 293. — [3]) Siehe S. 269. — [4]) Die Beweise bei Aretin, B. a. B. I, 192, Note 42. — [5]) Rommel, neuere Geschichte von Hessen III, 436.

längst französischen Staatsmännern als Ideal vorschwebte, mit furchtbarer Meisterschaft zur Vollendung brachte, nach Außen spanischer und deutscher Macht einen tödtlichen Streich versetzte, und Frankreich auf lange Zeit zum tonangebenden Staat auf dem Festlande erhob.

Die europäische Bedeutung Frankreichs begann bekanntlich erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und zwar nicht durch Waffen, sondern durch eine Geldwirthschaft, die damals diesseits der Alpen unbekannt war. Seit dieser Zeit ging das Bestreben der französischen Gewalthaber dahin, das Volk in eine willenlose Heerde zu verwandeln, welcher der Hof, als Seele und einzige Triebkraft des großen Körpers, Blut nach Bedarf, aber Geld in größtmöglichem Maaßstab abzapfen möge, um mit letzterem Schweizer und Deutsche anzuwerben, Partheien im Auslande zu bestechen, Europa zu Gunsten Frankreichs zu verwirren. Es ist erstaunlich, in welch' raschem Verhältnisse Steuern und Volksarmuth, trotz dem sprichwörtlichen Reichthum des Bodens, stiegen. Der englische Kardinal Wolsey, welcher im Jahre 1527 eine Reise durch Frankreich machte, schrieb [1]) von dort nach Hause: „in den Städten and Dörfern, durch welche ich komme, finde ich Armuth, Mangel an Lebensmitteln, Jammer und Elend in den niederen Klassen.“ Derselbe Zustand des französischen Volks dauerte unverändert bis zur Umwälzung des Jahres 1789 fort. Franz I., unseres deutschen Kaisers Karl's V. Gegner, hinterließ ein Staatseinkommen und eine jährliche Ausgabe von beinahe 10 Millionen Livres und eine große Schuld [2]). Ausgaben und Einnahmen wuchsen unter Franzen's nächsten Nachfolgern, Heinrich II., Franz II., Karl IX., Heinrich III., die Einnahmen durch Finanzkünste, Verkauf der Aemter und der Gerechtigkeit, durch Beschatzung der geistlichen Güter, die Ausgaben und Schulden durch Verschwendung, durch Macht der Geliebten des Königs, deren Einfluß Franzen's I. thierische Sinnlichkeit zuerst begründete [3]), durch kirchliche Bürgerkriege. Die finanzielle Wirthschaft in Frankreich erschien damals den Deutschen, welche an der entgegengesetzten Krankheit litten, das heißt, an den Staat gar nichts bezahlen wollten, so seltsam, daß Kaiser Maximilian II. einst öffentlich [4]) äußerte: „ich finde, daß der König von Frankreich nicht sowohl ein König von Menschen, als von Lasteseln ist.“ Sparsamkeit und ehrliche Verwaltung Sully's, welchen Heinrich IV. über die Finanzen gesetzt, brachte für einige Zeit Ordnung in das Chaos des öffentlichen Geldwesens und füllte den Schatz, obgleich er dem armen Fröhner so viel übrig ließ, daß derselbe einigermaßen seines Lebens froh werden konnte; hiedurch schuf Sully die Mittel zu den riesenhaften Planen Heinrich's IV., die aber nicht zur Ausführung kamen. Nach Heinrich's IV. gewaltsamem Tode brach wieder Verwirrung herein. Um 1624, als dem Zeitpunkt, da der Kardinal

[1]) States papers I, Nr. 125. Man sehe Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts II, S. 172, Note 3. — [2]) Die Beweise bei Raumer ebendas. S. 180. — [3]) Die Beweise ebendas. S. 175. — [4]) Ebendas. S. 173.

Richelieu die Regierung des Landes übernahm, war die Lage der Finanzen folgende [1]): die Schulden betrugen 50 Millionen, die jährlichen Ausgaben 30 bis 40, das reine Einkommen nur etwas über 16 Millionen Livres. Dagegen erreichte das rohe Einkommen fast die Summe der Schulden und Jahres-Ausgaben zusammen. Von der stärksten Auflage, der Landsteuer (taille), die man allein auf 19 Millionen anschlug, behielten 170 höhere und ein Schwarm von 22,000 niedern Beamten so viel zurück, daß nur etwa 6 Millionen in den Staatsschatz flossen. Von der Salzsteuer, welche 7½ Millionen abwarf, verschlang die Erhebung 2 Millionen, und so im Verhältniß bei den übrigen Steuern. Man kann den Grad der Beschatzung des französischen Volks erst dann nach ihrem wahren Werthe beurtheilen, wenn man sie mit dem Steuerwesen anderer, besonders der germanischen Länder vergleicht. Ein geheimer Bericht aus dem Jahre 1624 schätzt [2]) das regelmäßige Staatseinkommen Großbritanniens (mit Ausschluß der außerordentlichen Beihülfen, welche das Parlament von Zeit zu Zeit verwilligte) auf nahezu 4 Millionen Gulden, die Einkünfte der Fürsten und Städte des deutschen Reichs auf 7 [3]), die der Erblande des Kaisers auf 5 Millionen Gulden [4]). Frankreich zahlte mehr als Deutschland, Oesterreich, England, Schweden, Dänemark zusammen.

Die Unordnung, welche nach Heinrich's IV. Ermordung entstand, hatte ihren Grund in dem Uebermuth der Prinzen von Geblüt, welche Parthei gegen den Hof machten, in dem Geiste der Meuterei, der die Statthalter und Großen beseelte, in der Habsucht der Günstlinge, die sich nach und nach der Mutter des unmündigen Königs Ludwig's XIII., der Mediceerin Maria, bemächtigten. Anderer Seits standen der unbeschränkten Gewalt, nach welcher längst das französische Königthum strebte, mehrere aus dem Mittelalter herübergekommene, dem germanischen Geist entsprossene Körperschaften und Staatseinrichtungen entgegen: namentlich die gesetzliche Theilnahme der Reichsstände an öffentlichen Angelegenheiten, der Einfluß des Adels und der höhern Geistlichkeit, die Unabhängigkeit der obern Gerichte, endlich die demokratische Bewegung, welche durch den Calvinismus einem großen Theil des französischen Volks eingeimpft worden war. Alle diese Mächte hat der Cardinal, der 1624 ans Staatsruder gelangte, mit eherner Hand gebrochen, und dem Könige von Frankreich eine schrankenlosere Gewalt verliehen, als der Türken Sultan sie besaß. Denn dieser wird durch den Koran und durch die lebendigen Wächter desselben, die Genossenschaft der Ulema's, an Ausführung staatsverderblicher Dinge gehindert.

Armand Jean du Plessis, nachmals Herzog und Kardinal von Richelieu, zu Paris den 5. September 1585 als der dritte Sohn adeliger Eltern geboren, sollte sich ursprünglich dem Waffendienste widmen.

[1]) Die Beweise bei Raumer a. a. O. IV, 87 flg. — [2]) Londorp acta publica III, 717 a unten. — [3]) Das. S. 720 b. — [4]) Das. 721 a.

Als ihm aber Heinrich IV. die Anwartschaft auf das Bisthum Luçon verlieh, das bis dahin Richelieu's älterer Bruder besessen hatte, trat er in den geistlichen Stand, trieb die Studien mit Eifer, ward Doktor der Theologie und predigte mehrere Male vor dem Hofe. Sein Ehrgeiz trachtete nach Befriedigung im Staatsdienste. Ein Versuch, den er nach dem Tode Heinrich's IV. machte, eine bedeutende Anstellung zu erringen, mißlang. Aber im Jahre 1616 brachte ihn die Parthei der Königin Mutter in den Staatsrath, und in Kurzem beförderte ihn die öffentliche Noth — Frankreich befand sich durch innerliche Partheiung am Rande des Abgrundes — an das Steuer-Ruder. Von diesem Augenblick an schritt das Königreich unaufhaltsam vorwärts auf der Bahn schwindelnder Macht. Gewiß war Richelieu ein außerordentlicher Mensch. Er mußte nicht blos die Partheien bändigen, die Prinzen Gehorsam lehren, den Bruder und die noch gefährlichere Mutter des Königs — Maria von Medici ward aus dem Reiche verbannt und starb zu Cöln im Elende — unschädlich machen. Richelieu mußte sogar den König selbst überwältigen, der murrend sich vor der Größe des Cardinals beugte. Die politische Geltung der Hugenotten-Parthei vernichtete er, indem er ihren Hauptwaffenplatz La Rochelle erstürmte — als kirchliche Sekte ließ er sie fortbestehen. Von Reichsständen war seit seinem Regiment nicht mehr die Rede, den Adel und die katholische Geistlichkeit hat er in willenlose Spielzeuge des Hofes verwandelt — woher es auch kam, daß, als das Gewitter der französischen Revolution heranzog, die ersten Streiche gegen Klerus und Adel, als die Dienstleute unumschränkter Gewaltherrschaft, geführt worden sind.

Richelieu's Regierungsweise trieb in dem Königthume Ludwig's XIV. eine prächtige Blüthe, welche ganz Europa bewunderte, in der aber schon der tödtende Wurm saß. Gewiß hat der Allmächtige die Völker nicht dazu bestimmt, daß sie Lastthiere der Könige, Dünger für das üppige Wachsthum eines Hofes seyn sollen. Die Fehler des Systems blieben verborgen, so lange ein kräftiger König Frankreich beherrschte. Als aber auf dem Pariser Throne, der allein aufrecht stand, während alles Andere erniedrigt war, zerfließende Liederlichkeit saß, als dort ein Hurenregiment aufkam, dergleichen die Welt in solcher Ausdehnung nie sah: — da zeigte es sich, daß man dem Zufall der Geburten, den Händen einer einzigen Familie nicht Alles anvertrauen dürfe, und daß für Europäer nur solche Verfassungen taugen, wo König, Klerus, Adel, Volk ihre abgewogenen Freiheiten und Rechte besitzen, wo Monarchie, Hierarchie, Aristokratie, Demokratie zu einer Mischung verschmolzen sind, was während des Mittelalters überall — ausgenommen in Byzanz — der Fall war, in dem Zeitraume zwischen dem Sieg der Reformation und dem Ausbruch der französischen Staatsumwälzung dagegen nur in England fortdauerte. Die Revolution von 1789 ist der Schlußakt des von Richelieu gegründeten Staats und zugleich der Beginn einer neuen Zeit, sie hat

den Zauber gesprengt, der die mittelalterlichen Kräfte gefangen hielt: dieselben wirken seitdem wieder.

Es ist kein Zweifel, Richelieu wollte nichts als die Größe Frankreichs, aber in Wahrheit hat er zwei Nationen zu Grunde gerichtet: die deutsche, durch das von ihm beförderte Uebermaaß der Aristokratie, die französische durch das Uebermaaß der Knechtschaft. Erleuchteter Despot im Innern, spielte der Cardinal gegen außen, gegen Deutschland, den Calvinisten, er nahm die Plane Heinrich's IV. wieder auf. Während seiner 19jährigen Verwaltung goß er unaufhörlich, und zwar in kleinen Gaben und mit größter Einsicht, Gift in den Körper des deutschen Reichs, indem er mit dem Blutgelde, das dem französischen Bauer und Bürger abgepreßt wurde, theils die einheimischen Verräther, theils die fremden Abenteurer bezahlte, die sich als französische Söldner gegen den deutschen Kaiser brauchen ließen. Lange Zeit führte er den Krieg nur mit Geld, erst nachdem die kriegerische Kraft der deutschen Nation durch furchtbare Leiden gebrochen war, erschienen bewaffnete Franzosen auf dem Boden des Reichs. Durch einen so teuflisch klugen, lange unsichtbaren Feind zwei Jahrzehnde verfolgt, mußte zuletzt die deutsche Nation erliegen.

Seit 1620 hatte der spanische Statthalter in Mailand Maaßregeln ergriffen, um den Besitz eines kleinen ärmlichen Ländchens zu erlangen, welches aber für das Habsburg'sche Haus von hohem Werthe war, weil es eine unmittelbare Verbindung der italienischen Staaten Spaniens mit den deutschen Landen Oesterreichs herstellte. Zwischen dem Herzogthum Mailand, welches zu jener Zeit den Spaniern gehörte, und der kaiserlichen Provinz Tirol lag das Valtelin, von Katholiken bewohnt, aber Unterthanen-Land der reformirten Graubündtner. Der Mailändische Statthalter hetzte zuerst die valtelinischen Katholiken gegen ihre reformirten Gebieter auf, was schändliche Metzeleien zur Folge hatte [1]). Etwas später gelang es ihm, vermöge eines im Januar 1622 zu Mailand mit den Schweizern abgeschlossenen Vertrags, gegen Auszahlung einer jährlichen Summe von 25,000 Kronen, welche an die Graubündtner entrichtet werden sollten, das Valtelin für Spanien, das Besatzungsrecht in den Städten Kur und Maienfeld dagegen für den Erzherzog Leopold zu erlangen. Ungehindert konnten jetzt Oesterreich und Spanien sich die Hände bieten, ihre Heere zu einanderstoßen lassen, das deutsche Reich vom Süden her überziehen. Gegen diese valtelinische Eroberung war der erste Streich des Cardinals Richelieu's gerichtet. Nachdem er Ende April 1624 die Leitung des Staats übernommen hatte, knüpfte er im Juli desselben Jahrs mit England, Holland, Savoyen, Venedig, den Schweizer Kantonen, Unterhandlungen zu dem Zwecke an [2]), die Spanier aus dem Valtelin, die Söldner des Erzherzogs Leopold aus Graubündten zu ver-

[1]) Die Quellenbeweise angegeben bei Senkenberg IV, 160 flg. 288 flg. 362 flg.
[2]) Londorp acta publica. III, 711, und Senkenberg IV, 343 Note f. Aretin B. a. B. I, 212, Note 71.

treiben. Im November 1624 rückte der Marschall Coeuvres mit französischem und schweizerischem Volke in Graubündten ein, und nahm von dort aus mehrere Plätze des Valtelin. Doch zog sich der Krieg in die Länge.

Zu gleicher Zeit bearbeitete Richelieu deutsche Reichsstände für seine Zwecke. Zu Trier war im September 1623 der 75jährige Kurfürst Lotharius, aus dem Hause Metternich, gestorben. Sein Nachfolger wurde Philipp Christoph von Sötern, kaiserlicher Kammerrichter und Bischof zu Speier, der jetzt zwei auf der gallischen Gränze gelegene Hochstifte vereinigte. Der Kaiser hatte den Schmeichler zu der neuen Würde erhoben, erhielt aber für seine unbedachte Güte sogleich des Teufels Dank. Als der alte Kurfürst Johann Schweickard von Mainz die Erhebung Sötern's erfuhr, äußerte [1]) er: „man hat einen gefährlichen Mann gewählt. So wenig ein Fuchs der ihm eigenthümlichen Listen vergißt, so wenig wird Sötern von seinen Ränken lassen." Diese Weissagung traf ein. Der neue Kurfürst von Trier warf sich alsbald dem französischen Cardinal in die Arme. Unbeschränkte Herrschaft in seinem Gebiete war die Lockspeise, mit welcher Richelieu den pflichtvergessenen Priester köderte. Für die Bürgerschaft, für das Domkapitel und die Klöster des Erzstifts Trier brachen schwere Zeiten herein.

Auch Maximilian von Baiern unterhandelte insgeheim mit Richelieu, und zwar zunächst aus Eifersucht gegen Spanien. Ich habe oben [2]) berichtet, wie König Jakob von England im Frühjahr 1623 die Festung Frankenthal an die Spanier gegen die Zusicherung abtrat, daß der Ort, im Fall kein Friede zu Stande komme, wieder zurückgegeben werden solle. Der vorausgesetzte Fall war eingetreten, der Friede nicht geschlossen, der spanisch-englische Ehevertrag zerrissen. Deßhalb verlangte Jakob unverweilte Rückgabe von Frankenthal; aber die Spanier wiesen die Forderung unter nichtigem Vorwande [3]) zurück: Ihre Absicht, die Unter-Pfalz für sich zu behalten, lag am Tage. Allein Maximilian wollte die Fremdlinge nicht im Reiche sich einnisten lassen, daher der oben angeführte Beschluß [4]), welchen die Liga zu Augsburg im Mai 1624 faßte, die Besatzungen des Bundes aus den Festungen Mannheim und Heidelberg nicht abzuführen, möge es auch fordern, wer da wolle. Eben so ungern sah Maximilian die valtelinische Eroberung, weil er dadurch seine Unabhängigkeit bedroht fühlte. Daher die geheimen Unterhandlungen mit Richelieu. Bei dieser Gelegenheit geschah etwas, was Licht über die Stellung Tilly's verbreitet. Auf die Nachricht von verdächtigen Bewegungen der Franzosen an der deutschen Gränze, erließ der Feldherr der Liga im November 1624 abmahnende Schreiben [5]) an den Kurfürsten von Trier, und verlangte zugleich aus München Erlaubniß die Franzosen angreifen zu dürfen. Als Antwort auf letzteres Ansinnen erhielt

---

[1]) Senkenberg IV, 313. — [2]) S. 364. — [3]) Senkenberg IV, 342. — [4]) S. 384.
[5]) Westenrieder Beiträge VIII, 156.

er von Maximilian unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit die Mittheilung: Baiern habe zum Kriege Frankreichs gegen Spanien seine Zustimmung, Frankreich dagegen das Versprechen gegeben, nichts gegen die Liga oder das deutsche Reich zu unternehmen. Man ersieht hieraus, daß Tilly bei den geheimen Maaßregeln, welche der Kurfürst von Baiern zu treffen für gut fand, nicht zu Rathe gezogen worden ist. Alles ging von dem Cabinete Maximilian's aus, die Generale wurden entweder gar nicht, oder nur dann eingeweiht, wann die Zeit zur Ausführung gekommen war. Im Uebrigen dauerte das seltsame Verhältniß Baierns zu Frankreich, welches zur Folge hatte, daß Richelieu zu gleicher Zeit halber Bundesgenosse Baierns und ganzer Bundesgenosse der erbittertsten Feinde Baierns war, fast während des ganzen Krieges fort.

Auch an dem europäischen Bunde, der eben gegen Oesterreich und die Liga im Entstehen begriffen war, nahm Frankreich oder vielmehr der Cardinal, und zwar zunächst auf Betreiben Englands, Antheil.

Seit Jahren ging der Kurpfälzer Friedrich V. — obwohl bis 1624 vergeblich — damit um, den Schwedenkönig in seinen Kreis zu ziehen. Nunmehr aber, da mit gutem Fuge erwartet werden konnte, daß die Furcht der Mächte vor der Liga und des Kaisers Wachsthum schwedischem Ehrgeiz eine erwünschte Laufbahn eröffnen dürfte, schenkte Gustav Adolf pfälzischen Anträgen Gehör. Er legte einen großartigen Plan vor. Zuförderst lag ihm daran, sich den Polen Sigismund vom Halse zu schaffen; hiezu wollte der Schwede den Moskowiten gebrauchen. Im Jahre 1623 hatte Großfürst Federowitsch Romanow die Vermittlung Gustav's zu einer Heirath mit der brandenburgischen Prinzessin Katharina angerufen [1]), die sich bei ihrer Schwester, der Königin von Schweden, befand. Auf dieses Ansinnen baute Gustav einen Theil seines Planes: der Czar, vielleicht hier zum erstenmal in eine große europäische Verbindung hereingezogen, sollte Polen den Krieg erklären, damit es dem Könige von Schweden möglich werde, seine ganze Macht gegen den deutschen Kaiser zu richten. Die weiteren Verhandlungen fanden gegen Anfang des Jahres 1625 in London statt [2]), die Rolle des Vermittlers aber übernahm Gustav's Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, der damals noch nicht durch die Verlegenheiten des polnischen Feldzugs gegen den König erbittert war. Von Berlin ging ein Unterhändler Namens Bellin nach London ab, der dort im Verein mit dem pfälzischen Minister Rusdorf und mit einem Engländer, Namens Spens, welcher als Geschäftsmann in Gustav's Dienste getreten war, die Sache betrieb. Rusdorf entwarf eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit eines Bündnisses zwischen allen deutschen protestantischen Fürsten und England zu gemeinschaftlichem Kampfe wider den Kaiser darlegte. Zum Haupte

[1]) Rühs a. a. O. 143. — [2]) Geheime Staatspapiere von Arkenholz bei Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 158 flg.

des Bundes, zeigte er, würde Niemand besser taugen, als König Gustav Adolf von Schweden, wegen seiner schon in mehreren Kriegen bewiesenen Erfahrung, wegen des trefflichen Heeres, das unter seinem Befehle stehe, endlich wegen seiner Verbindungen mit den deutschen Hansestädten, die sich sogleich auf Seite Schwedens schlagen würden. Wenn England auf diesen Antrag eingehe, so sey Gustav Adolf bereit, auf seine Kosten, zum Besten der gemeinen Sache, zwölf Regimenter zu Fuß und 2000 Reiter mit dem nöthigen Geschütze zu stellen. Dagegen verlange der König, daß England den Vertrag mit dem Czaren von Moskau (auf die oben erwähnten Bedingungen) zum Abschlusse bringe, daß die Verbündeten die Stadt Danzig bewegen, keine Rüstungen wider Schweden in ihrem Hafen zu dulden, daß der dänische König sich gegen England verpflichte, Nichts wider Gustav Adolph und Schweden vorzunehmen, so lange der deutsche Krieg daure, endlich daß zu größerer Sicherheit 17 englische Kriegsschiffe die schwedische Flotte verstärken. Weiter sollten England und die deutschen Verbündeten zusammen in gleichen Theilen 24 Regimenter zu Fuß und 6000 Mann zu Roß aufstellen, und den Oberbefehl über diese Kriegsmacht dem Könige von Schweden in der Art übergeben, daß besagte Truppen ihm so gut als den Verbündeten Treue schwören müßten. Die Verbündeten sollten ferner dem Könige freien Durchzug durch alle ihre Länder gestatten, so daß er durch Hessen nach der Pfalz einbrechen könne, im Fall sich der Feind weder in Niedersachsen noch in Westphalen entgegenstelle. Noch forderte Gustav Adolf von England eine bedeutende Summe an Hülfsgeldern, und von den deutschen Verbündeten die Einräumung zweier Seeplätze, wovon der eine an der Ost-, der andere an der Nord-See (Wismar und Bremen).

Das englische Ministerium, obgleich durch Christian IV. von Dänemark gegen Gustav Adolph gestimmt, wies die schwedischen Anträge nicht ab, verlangte aber zunächst, daß die Krone Frankreich in den Bund hereingezogen werde. Bellin erwiederte hierauf: der König von Schweden wünsche, daß dieses Bündniß, welches die Wiederherstellung der evangelischen Religion bezwecke, sich auf protestantische Fürsten beschränke. Gleichwohl erbot er sich zu einer Reise nach Paris, die er auch sofort antrat. Er wurde dort gut aufgenommen; allein aus Rücksicht für den Pabst und die katholischen Fürsten nahm der Cardinal Anstand, seine Antwort dem schwedischen Unterhändler schriftlich abzugeben; sie wurde demselben in die Feder diktirt, und lautete so: „Ihro Majestät von Frankreich sey der Meinung, daß Niemand besser zum Oberhaupte des beabsichtigten Bundes passe, als Gustav Adolf von Schweden; König Ludwig XIII. wünsche daher, daß diesem glorreichen Monarchen die Leitung des Kriegs übertragen werde. Sollte indeß Dänemark ebenfalls gesonnen seyn, Theil an dem Kampfe zu nehmen, so möchte es das rathsamste seyn, wenn jeder der beiden Könige eine besondere Provinz angreife und unabhängig von dem andern handle. Die Krone Frank-

reich erbiete sich, innerhalb zwei Jahren eine Unterstützung von einer Million Livres zu bezahlen. Da der Zweck dieses Bündnisses dahin gehe, den Frieden in Deutschland wieder herzustellen und den beraubten evangelischen Fürsten Genugthuung zu verschaffen, da ferner bei Befriedigung der Letztern sich Schwierigkeiten erheben dürften, so würde es gut seyn, wenn die Könige von Großbrittannien und Frankreich zum voraus zu Schiedsrichtern ernannt würden, um zu bestimmen, was ein Jeder bekommen solle." Mit dieser Antwort reiste Bellin ab.

Nach England zurückgekommen, fand er das angezettelte Gewebe durch eine andere Faust zerrissen. Kaum hatte König Christian IV. von Dänemark vernommen, daß der Kurfürst von der Pfalz, um dessen Sache es sich zunächst handelte, den Schwedenkönig zum Haupt des Bundes wider den Kaiser wünsche, als wüthende Eifersucht ihn ergriff. Die Kriegsrüstungen, die er bereits begonnen, wurden in größter Hast fortgesetzt, um als der Erste auf dem Kampfplatze erscheinen zu können und dadurch den Nebenbuhler auszustechen. Zugleich setzte er zu London Alles in Bewegung, damit die schwedischen Anträge abgewiesen würden. Es gelang ihm, hauptsächlich weil Verwandtschaftsverhältnisse ihn unterstützten. König Jakob hatte eine Schwester Christian's IV. zur Gemahlin, und der englische Thronerbe[1]) Karl hielt viel auf den Oheim. Gustav's Bevollmächtigte empfingen den Bescheid, daß die Forderungen ihres Gebieters zu hoch seyen. Es kam hiebei zu bitteren Erklärungen, aus denen ich Einiges anführen will, damit der geneigte Leser sehe, wie hoch die Meinung von der Macht Deutschlands war, die man damals im Auslande hegte. Nachdem bei einer Unterredung der Gesandten, welcher der Prinz von Wales anwohnte, Gustav Adolf's Unterhändler in Erwiederung gegen den Vorwurf der übermäßigen Forderungen Schwedens gezeigt hatten, daß eine sehr große Macht dazu gehöre, um dem Kaiser Einhalt zu thun, und daß es, wenn die Pfalz in den Händen der Liga bleibe, nicht blos um Deutschlands, sondern um Europa's, und somit um England's Freiheit geschehen sey, erwiederte[2]) der Prinz von Wales: „dies ist wohl wahr, was das Festland anbetrifft, allein wir Engländer haben denn doch einen tiefen Graben vor uns, der nicht so leicht zu überschreiten ist." „Gut," entgegnete Bellin, „aber es gibt hölzerne Brücken, um herüber zu kommen. Zuletzt wird auch England dasselbe Schicksal treffen, wie uns. Was liegt uns daran, ob dies früher oder später geschieht." Jetzt freilich würde man keine solche Sprache mehr in London führen dürfen, nachdem England in ungehinderter Entwicklung den Bau seiner Größe vollendet, die Herrschaft der Meere errungen hat, und in drei Welttheilen das große Wort führt, während wir Deutsche die Rolle spielen, die Jedermann kennt.

Keinen bessern Erfolg hatte ein zweiter, durch Moritz von Oranien

---

[1]) Der bekanntlich den Titel Prinz von Wales führt. — [2]) Mauvillon a. a. O. 162.

und die Generalstaaten entworfener [1]) Plan, der auf die gemeinschaftliche Theilnahme beider nordischen Könige berechnet war. Christian IV. und Gustav Adolf sollten jeder, unabhängig von dem andern, ein Heer von 25,000 Mann nach Deutschland führen. Während der dänische Monarch die Ligisten in Niedersachsen anfalle, möge Gustav Adolf durch Hinterpommern Schlesien überziehen. Beide Mächte sollten sich verpflichten, keinen abgesonderten Frieden zu schließen, und wenn ihre ersten Unternehmungen glücken würden, gemeinschaftlich die Erbländer der katholischen Fürsten anzugreifen. Im Frühling des Jahrs 1625 wurden Unterhandlungen auf diese Grundlage hin im Haag angeknüpft. Allein Christian IV. von Dänemark wollte seinen nordischen Nebenbuhler auch nicht einmal als selbstständigen Gehülfen neben sich dulden. Er erklärte: der schwedische Monarch werde der gemeinschaftlichen Sache am meisten nützen, wenn er Polen angreife. Gustav trat nun, auf bessere Zeiten harrend, zurück, doch nicht ohne an dem bösen Nachbar das Vergeltungsrecht auszuüben. In der ersten Hälfte des Jahrs 1625 schickte er den Bruder des Reichskanzlers, Gabriel Oxenstierna, bei den protestantischen deutschen Höfen herum, um sie vor der Theilnahme an Christian's IV. Anschlägen zu warnen [2]).

Auch nachdem der Schwede sich von dem europäischen Bunde zurückgezogen hatte, war die Macht, die nunmehr gegen den deutschen Kaiser und gegen die Liga in die Schranken trat, furchtbar genug. König Christian IV. stellte das Heer, die beiden Seemächte und Frankreich lieferten Geld. Vermöge eines Staatsvertrags, der im Frühjahre verabredet, aber erst unter dem $\frac{9}{19}$. Dezember 1625 im Haag unterzeichnet wurde [3]), machte sich die Krone England verbindlich, monatlich 300,000 Gulden an Dänemark zu bezahlen, Holland verhieß eine monatliche Geldhülfe von 50,000 Gulden, die Krone Frankreich übernahm die Entrichtung einer Million Livres in 2 Jahren, je zu 500,000 [4]) Livres. Außer Geld verschafften die drei Verbündeten dem Dänen überdies gewaffnete Helfer. Ich habe oben erwähnt, daß Mannsfeld und Christian von Halberstadt sich im Frühjahre 1624 nach England einschifften und dort wohl empfangen wurden. Im Herbste 1624 brachte die englische Regierung durch gewaltsame Aushebung gegen 12,000 Mann zusammen, die unter Mannsfeld's Befehl gestellt wurden. Zum Unterhalte derselben erhielt er von der Krone England das Versprechen eines monatlichen Zuschusses von 20,000 Pfund Sterling [5]). Mannsfeld führte das neue Heer, das aus der Hefe brittischen Pöbels bestand, in die Hafenstadt Dover, wo es nach Holland eingeschifft werden sollte. Unterwegs und noch auf englischem Boden beging dies Lumpengesindel solche Unordnungen, daß die englischen Behörden für gut fanden, Hinrichtungen in Masse vorzu-

[1]) Rühs a. a. O. S. 144. — [2]) Ders. a. a. O. S. 144 unten flg. — [3]) Dumont, Recueil des traitez Vol. V, 2 S. 482, b. flg. — [4]) Die Beweise bei Aretin, B. a. B. I, 204 Note 62. — [5]) Lingard History of England IX, 314.

nehmen [1].. Während dessen war der Halberstädter Christian aus England nach Frankreich hinübergegangen, empfing dort von der Krone Geld und warb in der Normandie einige französische Reiterregimenter, mit denen er nach Bergen op Zoom zog, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen [2]). Ich werde am gehörigen Orte über die weiteren Schicksale der beiden Abenteurer berichten.

Noch ein dritter Feind Oesterreichs, der schon öfter der calvinistischen Parthei gedient hatte, ward von Holland, Frankreich und England zu Gunsten des Dänen in Bewegung gesetzt: der Siebenbürger Fürst Bethlen Gabor. Seit Ende des Jahres 1624 befanden sich französische Unterhändler an des Siebenbürgers Hoflager, um ihn von Neuem zum Kriege wider den Kaiser aufzureizen [3]). Bethlen blieb jedoch diesmal gleichgültiger, als sonst, gegen die Lockungen, welche man ihm vorhielt, so daß die Feinde des Kaisers sich genöthigt sahen, ein außerordentliches Mittel anzuwenden. Erinnern wir uns, daß Bethlen im Jahre 1623 sich erkühnte, eine Tochter Ferdinand's II. zur Ehe zu begehren. Auf dieses Gelüste nach vornehmen Verwandtschaften bauten jetzt die Mächte, indem sie ihn mit der Prinzessin eines Hauses zu kirren suchten, das damals, weil sein männliches Haupt ein Schwächling war, die angestammte Ehrsucht nur durch Verheirathung der weiblichen Mitglieder zu befriedigen wußte. So lange der König von Schweden sich Hoffnung machen durfte, von den verbündeten Kronen zum Oberfeldherrn erwählt zu werden, hatte sein Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, die schwedischen Vorschläge in London kampflustig unterstützt. Als aber Gustav verzichten mußte, trat auch Georg Wilhelm zurück; doch verstand er sich dazu, seine Schwester, dieselbe Prinzessin Katharina, welche nach dem von Gustav Adolf entworfenen, aber seitdem mißglückten Plane, den Moskowiter Großfürsten hätte heirathen sollen, „der evangelischen Sache und der deutschen Freiheit“ zum Opfer zu bringen. Man setzte ihr so lange zu, bis sie dem Siebenbürger die Hand zu geben versprach. Mit einem Gefolge von 60 Wagen ward sie im Februar 1626 nach der oberungarischen Stadt Caschau gebracht, wo die Ehe vollzogen werden sollte [4]). Weinend nahte sie ihrem künftigen Gemahle, erschreckt durch den Gedanken, ihr übriges Leben in wildfremdem Lande an der Seite eines Mannes zuzubringen, der 46 Jahre zählte und durch unförmliche Dicke des Körpers entstellt war [5]). Die Vermählung fand den 2. März 1626 Statt. Bald jedoch fand sich die schöne Katharina in die neuen Verhältnisse zurecht. Am Hofe ihres Gemahls gab es hübsche und junge Edelleute, von denen namentlich einer, Stephan Czaky, ihr gar wohl gefiel [6]). Noch zu Bethlen's Lebzeiten ging sie hinter seinem Rücken

[1]) Lingard History of England IX, 314. — [2]) Khevenhiller X, 766. W. v. Decken I, 131. — [3]) Diese Nachricht wird unter dem 18. März 1625 von München aus an Tilly mitgetheilt. Westenrieders Beiträge VIII, 159 oben. — [4]) Khevenhiller X, 1281. — [5]) Mauvillon a. a. O. S. 102. — [6]) Feßler, Geschichte der Ungarn, B. VIII, 603 flg.

insgeheim zur katholischen Kirche über, um nach seinem Tode, gestützt auf eine katholische Parthei, das Fürstenthum zu behaupten und mit Stephan Czaky, den sie heirathen wollte, den Thron zu theilen, — aber Beides mißlang. Etliche Jahre nach Bethlen's Tode, der im Jahre 1629 erfolgte, ward sie genöthigt, Ungarn zu verlassen und in ihre Heimath zurückzukehren [1]). Bethlen's Vermählung mit Katharina hatte übrigens den beabsichtigten Erfolg: unter dem $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. September 1626 kam zwischen dem Siebenbürger einer, den Kronen Dänemark und England und den holländischen Freistaaten anderer Seits ein Vertrag [2]) zu Stande, kraft dessen Bethlen Gabor sich verpflichtete, mit 40,000 Mann die kaiserlichen Erblande anzufallen, die Mächte aber ihm eine monatliche Geldhülfe von 40,000 Thalern und Zusendung eines deutschen Heerhaufens von 10—12,000 Streitern verhießen. Gewiß war ein Bundesgenosse, der mit solcher Macht von Osten und Süden her den gemeinschaftlichen Feind anfiel, nicht zu verachten. Christian IV. gewann überdies auf deutschem Boden ansehnliche Helfer. Anfang Februar 1624 hatte der Herzog Christian von Celle die zehn Jahre bekleidete Stelle eines niedersächsischen Kreisobersten niedergelegt [3]). Dieses Amt blieb über ein Jahr unbesetzt, aber auf einem Kreistage, der im Mai 1625 zu Braunschweig gehalten wurde, wählte [4]) die Mehrzahl der anwesenden Stände den König von Dänemark zum Obersten, und beschloß das gewöhnliche Kontingent in dreifacher Anzahl zu stellen. Doch wagten sie nicht die Maske ganz abzuwerfen, sondern brauchten Vorwände; man wolle, hieß es, die aufzustellenden Streitkräfte blos zum Schutze des Kreises und zu Abwendung möglicher Gefahren verwenden, auch dem Oberfeldherrn der Liga, Tilly, Anzeige von dem gefaßten Beschlusse machen. Aber einige Wochen später geschah ein weiterer Schritt; den $\frac{25.\ \text{Mai}}{4.\ \text{Juni}}$ unterzeichneten der König von Dänemark, die Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel und Friedrich von Holstein-Gottorp, so wie der lutherische Bischof von Magdeburg, Christian Wilhelm, auf einem Tage zu Lauenburg einen besonderen Vertrag [5]), kraft dessen sie sich verbindlich machten, die neunfache Zahl der gewöhnlichen Kreishülfe aufzubringen. Herzog Friedrich Ulrich sollte dieses Heer, das auf 24,000 Mann angeschlagen ward, unter der obersten Leitung des Königs von Dänemark befehligen. Der mächtigste Fürst Niedersachsens, Herzog Christian von Celle, sammt seinem Bruder Georg nahm weder an den Beschlüssen der Versammlung von Braunschweig noch an dem Lauenburger Vertrage Theil. — Beide zogen sich mehr und mehr von den norddeutschen Protestanten zurück.

Die Rüstungen des Dänenkönigs selbst waren während des Winters von 1624—1625 beendigt worden. Im Frühjahre stand er an der Spitze

[1]) Mauvillon a. a. O. — [2]) Dumont a. a. O. S. 498 a flg. — [3]) V. d. Decken I, 123. — [4]) Ebendas. S. 135. — [5]) Ebendas. S. 136.

von nahe zu 25,000 Mann; rechnet man hiezu die 20,000, welche ihm der Halberstädter Christian und Mannsfeld, die 24,000 niedersächsischen Kreissoldaten, welche ihm Herzog Friedrich Ulrich zuführen sollte, endlich die 40,000 Ungarn, welche Bethlen Gabor aufzubringen verheißen hatte, so ist klar, daß ein schweres Gewitter gegen den Kaiser heranzog, dessen Sache bisher nur von Baiern und durch die Kräfte der Liga vertheidigt worden war. Kurfürst Maximilian wandte sich nach zwei Seiten um Hülfe. Erstlich bestürmte er die Krone Spanien um Zusendung von Truppen und Geld — wir können jedoch von den Verhandlungen, die deßhalb in Brüssel eröffnet wurden, erst unten berichten. Zweitens forderte [1]) Maximilian den Kaiser auf, daß er zum Schutze der gemeinschaftlichen Sache ein eigenes Heer aufstelle. Dieses bairische Ansinnen legte den Grund zur glänzenden Laufbahn des Herzogs von Friedland.

Hätte der Kurfürst geahnt, welch' schlimme Wendung seine eigenen Plane durch den kaiserlichen Feldhauptmann, den er selbst auf den Schauplatz rief, nehmen könnten, gewiß würde er den deutschen Kaiser um einen solchen Beistand nicht gebeten haben. Aber wer mochte auch denken, daß ein böhmischer Edelmann über die nöthigen Millionen verfüge, um ein Heer von 60,000 Mann auf die Beine zu bringen, noch mehr, wer konnte voraussehen, daß derselbe reiche Mann den zweischneidigen Verstand und die nöthige Kühnheit besitzen werde, um die Vortheile, welche ihm seine Schätze verschafft, mit so fürchterlichem Nachdruck zu gebrauchen! Ehe wir den Friedländer ins Auge fassen, ist nöthig, vom damaligen Zustande deutscher Finanzen zu reden, weil nur so begreiflich wird, was jetzt vorging.

Bei weitem der größte Theil der Herrengeschlechter des heil. römischen Reichs war im 17. Jahrhundert verschuldet oder in schlechtem Finanzzustande. Mehrere Ursachen wirkten hiebei zusammen: die regelmäßigen Einkünfte der Fürsten beruhten ursprünglich blos auf dem Ertrag ihrer Kammergüter, das Volk bezahlte keine oder nur geringe Steuern. Gegen Ende des 15. und im 16. Jahrhundert kam an den Höfen ein Luxus auf, der das regelmäßige Einkommen oft mehr als verschlang, zu gleicher Zeit wurden neue und zwar hohe Ausgaben für einen Zweig des öffentlichen Dienstes nöthig, der erst seit der Einführung des Pulvers sich ausgebildet hat. Früher pflegten die Fürsten ihre Kriege oder Fehden mit der Lehensmannschaft zu führen, die auf eigene Kosten dienen mußte, allein seit dem Ende des 15. Jahrhunderts machte der adelige Ritter dem Fußknechte aus dem Bauernstande, die stählerne Rüstung der Picke und dem Feuerrohre Platz. Grundlage letzteren Systems war der Sold, und zwar ein hoher, denn ein gemeiner Fußknecht erhielt in jenen Zeiten verhältnißmäßig mehr als ein Lieutenant

---

[1]) v. Aretin B. a. B. I, 214.

bei unsern heutigen Heeren. Wie nun die nöthigen Summen aufbringen? Die Fürsten, deren Kammereinkünfte meist durch den Luxus der Hofhaltung verschlungen wurden, mußten sich an ihre Stände um Hülfe wenden. Denn Landstände hatte damals jedes deutsche Gebiet. Allein diese Stände schnürten den öffentlichen Beutel mit größerer Hartnäckigkeit zu, als die deutschen Deputirten unserer Tage, deren Mehrzahl nur Begriffe und Theorien, keinen Besitz, keine Korporationen, Nichts Festes und Widerstandfähiges vertritt, und daher den Strömungen der Hofluft, wie den wechselnden Meinungen des Augenblicks ausgesetzt ist. Meist begnügten sich die alten Stände, unerträglich gewordene Schulden der Landesherren zu übernehmen; dieser Umstand beschränkte den Kredit der Fürsten; denn wenn der keineswegs gewisse Fall nicht eintrat, daß der Landtag sich ins Mittel schlug, hatten die Darleiher ihr Geld in einen Abgrund geworfen. Daher die Geldverlegenheit, die man damals fast in allen regierenden Häusern Deutschlands bemerkt: wenige Fürsten, deren Kammereinkünfte durch besondere Verhältnisse, z. B. durch den Ertrag von Bergwerken, das gewöhnliche Maaß überschritten, machten eine Ausnahme. Kurfürst August von Sachsen soll bei seinem im Jahre 1586 erfolgten Tode einen Schatz von 15 Millionen Gulden hinterlassen haben [1]; schnell wurde jedoch derselbe unter seinen Nachfolgern vergeudet, im Jahr 1613 war kein Heller mehr davon vorhanden. Die Einkünfte des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen betrugen im Jahre 1630 neunthalb Tonnen Goldes [2] (853,029 Gulden), aber sie reichten kaum für die Schlemmerei des Hofes hin, schon im Jahre 1628 lastete auf der kurfürstlichen Kammer eine Schuld von 7 Millionen [3]. Wie in dem sächsischen Kurstaate, verhielt es sich auch in den welfischen Fürstenthümern, in Brandenburg, in dem hessischen, dem württembergischen Hause. Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der 1589 starb, hinterließ weit über eine Million Gulden baares Vermögen [4], seine Nachfolger räumten damit schnell auf: der Schuldenlast Friedrich Ulrich's haben wir oben gedacht [5].

Trotz dieser Geldnoth der Fürsten war das deutsche Volk vor dem 30jährigen Kriege wohlhabend, und große Geldsummen liefen um [6]. Wenn man die ungeheuren Rechnungen übersieht, welche dieser Krieg einzelnen, in Rücksicht des Bodens dürftigen Provinzen kostete, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Deutschland zu Anfang des 17. Jahrhunderts weit geldreicher gewesen sein müsse, als später, wo doch der Werth der edlen Metalle gegen damals sank. Freilich kann man sich

---

[1]) Spittler Geschichte von Hannover I, 377. — [2]) K. A. Müller Forschungen I, 216. — [3]) Müller ebendas. I, 218. — [4]) Spittler a. a. O. — [5]) Siehe oben S. 357, Note 1. — [6]) Eine im Jahre 1624 unter dem sonderbaren Titel „Leben der viel lieblichen Signora Richezza d'Alemanni, d. h. der Deutschen neulicher Reichthum, sammt ihrem schnellen jedoch kläglichen Untergang" erschienene Flugschrift bespricht in burlesker Weise dieses Verhältniß.

nicht hierüber wundern, denn mit dem unglücklichen Ausgang des 30-jährigen Krieges ist der Verfall des Handels und die in fast regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrende Verheerung des Reichs durch auswärtige Nationen erst recht angegangen. Anderer Seits nützte der Wohlstand des Volks den Herren wenig, weil, wie gesagt, neue Steuern mit großer Eifersucht von den Ständen verweigert wurden.

Die finanzielle Ebbe der fürstlichen Kammern erzeugte zwei Erscheinungen, von denen die eine lächerlicher, die andere ernsthafter Natur ist. Zu dem Glauben an verschiedene Arten schwarzer Magie, an Hexerei, Gefrorenseyn, Bündnisse mit dem Teufel, gesellte sich auch die Goldmacherkunst: Zauberküchen für Alchymisten befanden sich fast an allen Höfen, und mehr als ein Fürst machte es zum Gegenstand einer eifersüchtigen Politik, solche kostbare Leute den Nachbarn wegzufischen [1]. Manche dieser Abenteurer endeten zuletzt durch den Strang, nachdem die großen Herren, die ihnen vertraut, den Betrug gemerkt hatten, aber der Stein der Weisen und die Goldtinktur wurde deßhalb noch lange gesucht und nicht gefunden, und große Summen wirklichen Geldes wirbelten in Rauch auf. Weit ernsthafter, obgleich eine Frucht aus derselben Wurzel, war die praktische Art von Alchymie, auf welche deutsche Fürsten um die nämliche Zeit verfielen: die Kunst, aus Kupfer, Blei, Zinn, angeblich silberne Münzen zu machen. Friedrich II. von Preußen, welcher im 7jährigen Kriege die Münzverfälschung bekanntlich im höchsten Maaßstabe trieb, hat letztere Bereicherungsquelle nicht zuerst aufgebracht, sie war vielmehr eine Erfindung von Juden und andern scharfsinnigen Köpfen der Art während des 30jährigen Krieges. Das sogenannte Kipper- und Wipper-Handwerk wurde unter dem Schutze regierender Herren schamlos getrieben, ein Centner Kupfer reichte aus, um 500 angebliche Silbergulden daraus zu prägen [2]. Die Diebe fanden nichts einträglicher, als kupferne Geschirre zu stehlen, kein ehrlicher Mann wollte deßhalb mehr fremde Wanderer bei sich über Nacht behalten, aus Furcht daß einer oder der andere zum Dank den kupfernen Hafen, der bei unsern Vätern hinter den Oefen (in unsern Bauernhäuser noch jetzt) angebracht war, mit fortnehmen möchte. Dieses Unwesen hatte zur Folge, daß die Preise aller Lebensbedürfnisse unglaublich stiegen. Zu Leipzig galt im September 1622 der Scheffel Weizen 33, ein Klafter Holz 32, ein Scheffel Roggen 24, ein Scheffel Hafer 12 Gulden; ein Pfund Rindfleisch 8, ein Pfund Hammelfleisch 7 Groschen, ein Pfund Butter einen Gulden. Um dieselbe Zeit wurde eine Kuh mit 200, ein Pferd mittlerer Güte mit 3500 Gulden schlechten Geldes bezahlt. Die alten guten Thaler stiegen bis auf 9 Gulden 12 Groschen. Neues Unheil brach aus, als man dem Unfuge endlich nothgedrungen Gränzen

---

[1]) Man sehe Spittler a. a. O. S. 325 unten flg. — [2]) Die Beweise bei Galletti Geschichte des 30jährigen Kriegs 2. Abtheilung S. 281, 283 flg.

setzen mußte, da fand es sich, daß Leute, die sich für reich gehalten hatten, auf einmal bettelarm waren. Man erzählt das Beispiel eines Edelmanns, der 1500 Gulden schlechter Münze besaß, und diesen Schatz nach erfolgter Reduktion einschmolz; das Ergebniß war ein Löffel voll Silber, aber Kupfer genug, um einen Kessel daraus zu machen. Am meisten fand das Kipper- und Wipper-Wesen im ober- und niedersächsischen Kreise statt.

Es gab im Laufe des 30jährigen Krieges nur einen einzigen Fürsten mit geordneten Finanzen. Dieser Eine war Maximilian I. von Baiern. Neben den Rathschlägen der Jesuiten hatte hauptsächlich die Schuldenmasse, welche auf der herzoglichen Kammer lastete, Maximilian's Vater, Wilhelm, vermocht, die Regierung niederzulegen. Maximilian brachte Ordnung in das Chaos: er wußte seine Landstände zu bewegen, daß sie den größten Theil der väterlichen Schulden übernahmen. Obgleich er seine Beamte gut bezahlte [1]), um desto mehr von ihnen fordern zu können, obgleich er schöne Bauten aufführte, und sein Leben lang entweder sich zum Kriege rüstete, oder im Kriegführen begriffen war, standen seine Einnahmen in richtigem Verhältnisse zu den Ausgaben, ja er konnte bedeutende Summen zurücklegen. Man wird stets finden, daß strenge Oekonomie eine Eigenschaft ausgezeichneter Fürsten ist. Auch hier war gute Verwaltung Grundlage der Rolle, welche der fähigste unter allen deutschen Großen während des 30jährigen Krieges spielte. Durch unerbittliche Aufsicht über Thätigkeit und Treue der Kammerbeamten, durch schlaue Eröffnung neuer Einkommsquellen, brachte der Baier seine Finanzen in blühenden Stand; was Sully für Heinrich IV. von Frankreich that, leistete Max für sich selbst in eigener Person: er führte die oberste Aufsicht über das Rechnungswesen, und kannte alle jährlichen Einnahmen [2]). Wehe dem Beamten, der den Herzog betrügen wollte. Mit fast kaufmännischer Berechnung, welcher nicht immer die Gerechtigkeit zur Seite stand, eröffnete er neue Goldquellen. Wegen des Handels mit Salz, eines für Baiern höchst wichtigen Naturproduktes, führte er Krieg mit dem Bischof von Salzburg, um diesen möglichst vom Markte zu verdrängen, was ihm auch gelang [3]). Ferner bemächtigte er sich des Regals, weißes Bier für sein ganzes durstiges Baiern allein zu brauen: die Landstände widersprachen zwar, aber vergeblich [4]), Maximilian setzte das einträgliche Recht durch. Ebenderselbe führte eine Accise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ein, die große Summen abwarf [5]). Die Klöster in und zum Theil auch außer seinem Lande wurden tüchtig beigezogen [6]), der Pabst mußte ein Auge zudrücken gegen die kleinen finanziellen Ketzereien dieses wichtigen Vorkämpfers der römischen Hierarchie. Nicht besser ging es dem Landadel, selbst in die innere Verwaltung der

[1]) Wolf „Maximilian" I, S. 216. — [2]) Das. S. 219. — [3]) Wolf im a. Werke II, 79 flg. 104 flg. — [4]) Derselbe I, 274 flg. III, 190 flg. — [5]) Derselbe III, 295 flg. — [6]) Daselbst S. 199.

Stiftungen und Gemeinden mischte Maximilian seine Hände [1]. Ich finde sogar, daß Maximilian eine Art von Gewerbefreiheit zu Gunsten der fürstlichen Kasse eingeführt hat [2]. Die Landstände behandelte er in einem weit höheren Tone, als irgend einer seiner Vorgänger; nur zwei allgemeine Landtage kamen während seiner 53jährigen Regierung zusammen [3], doch hielt er den Schein aufrecht, indem er den ständischen Ausschuß zu den Geschäften zog, die in den Bereich der Stände gehörten. Dafür mußte der Ausschuß pflichtschuldigst mit Geldhülfe bei der Hand seyn. Auf solche und ähnliche Weise hat Maximilian I. mit einem Schlage die Abschaffung der ständischen Verfassung in Baiern vorbereitet und die Mittel zusammengebracht, welche ihn in Stand setzten, von Anfang des unseligen Krieges bis an das Ende eine bedeutende bewaffnete Macht zu seiner Verfügung zu haben.

Anders stand es in Oesterreich. Vielleicht war keiner unter allen deutschen Fürsten in solcher unentwirrbarer Finanznoth, als Kaiser Ferdinand II. Selbst als Deutschland ihm unterworfen schien, als der Raub vieler Provinzen nach Wien strömte, herrschte ungünstiges Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe. Ungarn war meist im Aufstande, oder von Siebenbürgern und Türken besetzt; auch ohnedies hätte der Kaiser aus diesem Lande wegen der Constitution wenig ziehen dürfen. Die ungeheuren böhmischen Confiskationen zerrannen unter den Händen des treugebliebenen, seine Dienste hoch anrechnenden Adels. Oberösterreich blieb sechs Jahre an den Baier versetzt, Niederösterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark waren durch Aufstände, und nach erfolgter Unterdrückung durch religiöse Plackereien herabgestimmt. Mähren und Schlesien hatte der Krieg verheert. Die Stände aller dieser Provinzen verwilligten einem Herrn, den sie insgeheim haßten, so wenig als möglich. Was einging, floß durch verborgene Kanäle ab. Die Hofhaltung, auch mitunter der Clerus kostete viel [4], noch mehr, glauben wir, verschlangen die Bestechungen in Deutschland, in Ungarn, in Constantinopel. Nicht selten litt die Ehre des kaiserlichen Hauses durch die tiefe Ebbe im Schatze. Wir kennen die wichtigen Aufträge, welche Graf Khevenhiller in Madrid für den Wiener Hof zu besorgen hatte. Derselbe Gesandte konnte in den Jahren 1619 und 1620 von dem Kaiser nicht mit dem nöthigen Geld zu seinem Unterhalt versehen werden, Khevenhiller mußte theilweise von der Gnade des Monarchen, bei dem er beglaubigt war, Philipp's III., leben [5]. Allerdings gehört dieses Beispiel in die ersten und bedrängtesten Jahre der kaiserlichen Regierung Ferdinand's II. Aber man kennt auch aus den späteren, ja sogar den günstigsten Zeiten des Kaisers, nachdem schon alle Erbländer und beinahe ganz Deutschland

[1]) Wolf III, 202 flg. — [2]) Das. I, 275. III, 200. — [3]) Das. III, 205. — [4]) Eine lange Reihe Item von kleinen und größeren Summen, welche an die Geistlichkeit verschenkt wurden, theilt Caraffa comment. de German. sacra. Anhang S. 184 flg. mit. — [5]) Laut dem Berichte des bairischen Geschäftsträgers Leuker, bei Wolf „Maximilian" IV, 352.

unterworfen waren, ähnliche Belege: Ferdinand borgte [1]) mehrmals von seinem Feldhauptmann Wallenstein Summen von 6000 — 8000 — 90,000 Gulden.

In der Natur der Dinge liegt es, daß in Ländern, wo der Krieg unvermeidlich, das Volk wohlhabend, aber der öffentliche Schatz aus Mangel eines Steuersystems leer ist, sich die Heere durch Freibeuterei im Großen erhalten. Als der dänische Krieg ausbrach, und die Bitten Tilly's um kaiserliche Hülfe immer dringender wurden, konnte blos auf Mannsfeld'sche Weise vorgesorgt werden, weil der Kaiser nicht im Stande war, ein besoldetes Heer, wie das der Liga, aufzubringen. Der Stern Habsburgs fügte es so, daß ein Mann von eben so außerordentlichen finanziellen als geistigen Kräften sich dem Geschäfte unterzog.

Den $\frac{5}{15}$. September 1583 wurde Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, als der dritte Sohn einer wenig bemittelten aber doch angesehenen böhmischen Adelsfamilie, auf dem Gute seines Vaters Herrmanik geboren. Die Jugendgeschichte des Mannes ist frühe mit Fabeln ausgeschmückt worden, wir halten uns an das historisch Gewisse. Im zehnten Jahre verlor Albrecht seine Mutter, und kurze Zeit darauf auch den Vater; ein Oheim mütterlicher Seits, Albrecht Slawata, nahm sich des verwaisten Knaben an, und ließ ihn in einer Schule der böhmischen Brüder zu Koschumberg unterrichten, denn das Haus der Waldsteine, wie das der Slawata, bekannte sich zu dem protestantischen Glauben. Aber nicht lange blieb der junge Wallenstein weder bei der Religion seines Vaters noch in derselben Lehranstalt: wir finden ihn einige Zeit später in einer Jesuitenschule zu Olmütz, wohin ihn ein zweiter Oheim, Johann Kavka von Ricam, gebracht hatte. Die Väter versäumten nicht, ihren Zögling zum katholischen Glauben herüber zu bringen. Dieser Wechsel war entscheidend für sein ganzes Leben, denn er bestimmte seine Abneigung gegen die protestantische Revolution Böhmens und bereitete dadurch seine Größe vor. Der junge Schüler haßte den Unterricht in lateinischen Wörtern und andere Studien der Art, womit man lebhafte Knaben in den Schulen plagt; einer der Patres, Pachta, sein Bekehrer, verschonte ihn nach Möglichkeit mit dem trockenen Geistesfutter, weßhalb der Knabe große Zuneigung zu dem Lehrer faßte [2]).

Nach Beendigung seiner Studien ging er in Gesellschaft eines reichen Edelmanns, Adam Leo Licek von Riesenburg, auf Reisen, besuchte das südliche und westliche Deutschland, Holland und Italien. Als Hofmeister bekleidete die beiden Herren ein Freund des berühmten Keppler, Peter Verdungus, aus Franken gebürtig, Mathematiker und Astrolog. Wahrscheinlich war es dieser Gelehrte, der in die jugendliche Seele Wallenstein's Vorliebe für die geheime Wissenschaft der Sterne prägte. In Padua verweilten sie längere Zeit, wo Wallenstein von dem Professor

---

[1]) Förster „Wallenstein" Potsdam 1834, S. 388. 391. — [2]) Förster a. a. O. Seite 2 flg.

Argoli, einem namhaften Himmelskundigen, Unterricht in der Cabbala und Astrologie erhielt [1]). Nach der Rückreise in das Vaterland trat er in Kriegsdienste, und zwar trug er seine ersten Waffen gegen die Türken in Ungarn. Kaiser Rudolph II. hatte den Oberbefehl über die dortigen Völker einem italienischen General aus der niederländischen Schule, Georg Basta, übergeben; unter eben diesem schwang sich Wallenstein 22jährig, während der Belagerung von Gran, zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk empor. Da der Friede im Jahre 1606 geschlossen wurde, kehrte er nach Böhmen zurück [2]). Von seinem Vater hatte er ein geringes Erbe erhalten. Um seine Umstände zu verbessern, bewarb er sich um die Hand einer schon ältlichen aber reichen Wittwe, Lukretia Nikessin von Landek, bei welchem Geschäfte der Erzbischof von Prag die Rolle des Brautwerbers übernahm. Diese Frau, welche nach kurzer Ehe 1614 starb, hinterließ ihm ausgedehnte Besitzungen in Mähren, und eine bedeutende Summe an baarem Gelde [3]).

An dem Bruderzwist zwischen Kaiser Rudolph und dem Erzherzoge Matthias nahm er keinen Antheil, dennoch gewann er die Neigung des Letztern. Noch mehr beeiferte sich Wallenstein, die Gunst Ferdinand's II. zu erringen, sobald diesem Prinzen der Weg zum Kaiserthrone gebahnt war. Ferdinand führte als Herzog von Steiermark im Jahr 1617 Krieg mit der Republik Venedig, Wallenstein warb auf eigene Kosten 200 Dragoner und führte sie dem Grafen Dampierre zu, den Ferdinand zum Befehlshaber seiner Truppen bestellt hatte. Er fand Gelegenheit, sich auszuzeichnen: die Festung Gradiska war seit einigen Monaten von den Venetianern eingeschlossen, und litt solchen Mangel an Lebensbedürfnissen, daß ihre Uebergabe unvermeidlich war, wenn nicht schnelle Hülfe erschien. Wallenstein übernahm den Auftrag, einen Zug von Proviantwagen in die Stadt zu werfen, was er auch glücklich bewerkstelligte. Schon damals machte ihn Freigebigkeit zum Liebling der Soldaten; die kleine Schaar von 200 Dragonern wuchs während des Kriegs zu einem ganzen Regiment, das sich durch Kleidung und Pracht der Waffen vor den übrigen auszeichnete. Als er nach Beendigung des Kriegs an den Hof nach Wien kam, wurde er von Matthias in den Grafenstand erhoben, zum Obersten ernannt, und erhielt auf des Kaisers Empfehlung ein Regiment der mährischen Landmiliz [4]).

In Wien vermählte er sich zum zweiten Mal mit Isabella Katharina, Gräfin von Harrach, einer Tochter des kaiserlichen Geheimen-Raths und Kämmerers, Karl von Harrach. Durch den Einfluß seines Schwähers unauflöslich an das habsburg'sche Interesse gekettet, schwankte er bei Ausbruch des böhmischen Kriegs keinen Augenblick über die zu ergreifende Parthei. Die mährischen Stände bereiteten sich, gemeinsame Sache mit den Böhmen zu machen, Wallenstein, der sich eben in Olmütz

[1]) Förster a. a. O. S. 4. — [2]) Das. S. 5. — [3]) Förster Wallenstein S. 36 und Wallenstein's Briefe von ebendemselben I, 19. — [4]) Förster Wallenstein S. 32.

befand, handelte und sprach für den Kaiser. Als Graf Thurn die Kaiserlichen unter Dampierre nach Oesterreich zurückdrängte, versorgte er das fliehende Heer von Mähren aus mit Proviant und Schießbedarf, seinen Vettern, die in dem böhmischen Heere dienten, ließ [1]) er sagen: „er werde sie mit Ruthen für ihre Dienste belohnen." Die Anführer der Böhmen, Thurn, Fels und Hohenlohe, verklagten [2]) ihn wegen seiner feindseligen Gesinnung bei den mährischen Direktoren, und forderten dieselben auf, dem Verräther die Waffen abzunehmen. Ein allgemeiner mährischer Landtag wurde zum Zwecke des Anschlusses an die böhmische Empörung nach Brünn ausgeschrieben, Wallenstein legte sich mit einem Haufen Soldaten in Hinterhalt, um die ständischen Abgeordneten aufzuheben. Allein der Anschlag mißlang, von Thurn bedrängt und von seinen mährischen Soldaten im Stiche gelassen, mußte Wallenstein die Stadt Olmütz räumen, nahm aber die Landeskasse, in der sich 100,000 Reichsthaler befanden, mit nach Wien zum Kaiser [3]). Jetzt traf ihn ein schwerer Schlag: alle seine Güter in Mähren und Böhmen wurden von der neuen Regierung zu Prag eingezogen, er selbst für einen Landesverräther erklärt. Dagegen erhielt er aus der geretteten Kasse 12,000 Thaler, um ein neues Reiterregiment zu werben, das er wirklich zusammenbrachte und zum Heere Bouquoy's führte. Die Dienste, welche er der Sache des neuen Kaisers Ferdinand in dem Gefechte bei Teyn leistete, wurden oben [4]) geschildert. Auch an der Vertheidigung Wiens gegen die zahlreichen Schaaren Bethlen Gabor's im November 1619 nahm Wallenstein Antheil. In dem böhmischen Feldzuge vom Jahr 1620 bekleidete er die Stelle eines Generalquartiermeisters der vereinigten kaiserlich-ligistischen Truppen, und hatte als solcher für die Beischaffung der Lebensmittel zu sorgen. Gerade auf einer Sendung zu diesem Zwecke begriffen, wohnte er der Schlacht vor Prag nicht bei. Nach erfolgter Unterdrückung des böhmischen Aufstandes half er die Feinde vollends aus Schlesien und Mähren vertreiben. Die Siege bei Standschütz gegen Bethlen Gabor's Streiftruppen und bei Kremsier über den Markgrafen von Jägerndorf sind früher erzählt worden [5]), deßgleichen wie Wallenstein 1623 in dem neuen Kriege gegen den Siebenbürger Fürsten die Sache des Kaisers verfocht [6]).

In dem Zeitraume zwischen 1621—1624 geschah es, daß Wallenstein jene Gütermasse zusammenbrachte, die es ihm möglich gemacht hat, Heere auf eigene Kosten anzuwerben. Die Konfiskationen, durch welche der protestantische Adel Böhmens sein Eigenthum verlor, brachten den halben Grundbesitz des Landes unter den Hammer. Für Spottpreise wurden die eingezogenen Güter losgeschlagen, theils weil es an den nöthigen baaren Mitteln für einen solchen Markt fehlte, theils weil

[1]) Förster Wallenstein S. 32. — [2]) Das. S. 33. — [3]) Das. S. 34. — [4]) S. 252 flg. — [5]) S. 284. — [6]) S. 382.

der Erwerb des gewaltsam entrissenen Eigenthums Anderer schmählich, und der neue Besitz unsicher schien. Welche Versuchung zu großen Ankäufen für einen Mann, der die Kraft in sich verspürte, den Kaiser und sein System aufrecht zu halten! Wallenstein erstand im Laufe weniger Jahre für 7,290,238 Gulden konfiscirte Güter [1]). Mehr als das Fünffache mochte der wahre Werth dieser Erwerbungen betragen. Wie konnte er nun solche Summen aufbringen? Der reiche Nachlaß seiner ersten Gemahlin und die zweite Vermählung erklärt Einiges, ebenso die Thatsache, daß er dem Kaiser große Gegenrechnungen zu machen hatte. Die verschiedenen Regimenter, welche Wallenstein seit dem Jahr 1617 für den habsburgischen Dienst gestellt, waren bisher aus seiner eigenen Kasse besoldet worden, jetzt kam die Gelegenheit, sich für seine Ausgaben bezahlt zu machen. Man weiß z. B., daß er die Kaufsumme für die Herrschaft Friedland, die er mit den dazu gehörigen Städten und Dörfern um 160,000 Gulden erstand, größtentheils durch solche Gegenrechnungen tilgte [1]). Auch für die Verheerung seiner Güter während des Aufstandes wurden ihm starke Summen gut geschrieben. Ein Erlaß der böhmischen Statthalterei vom 20. Juli 1623 ist vorhanden, worin befohlen wird, daß dem Herrn von Waldstein für erlittenen Kriegsschaden auf seinen Besitzungen in Mähren 182,296 Gulden aus den Rentengefällen der Provinz zu ersetzen seien [2]). Endlich benützte er den heillosen Zustand der Münzen im Reiche, von dem wir oben gehandelt, zu seinem Vortheile. Unter den vielen Gnadenbriefen, die er vom Kaiser bekam, findet sich einer [3]) folgenden Inhalts: „Seine kaiserliche Majestät wolle wegen der schlechten Münze, womit Ihro fürstlichen Gnaden von Waldstein etliche Herrschaften bezahlt, nichts weiter fordern.“ Ferdinand begünstigte die Gütererwerbungen von Männern wie Wallenstein aus triftigen Gründen, weil es ihm unter damaligen Umständen erwünscht seyn mußte, statt der vielen kleinen rebellischen Eigenthümer in Böhmen, nur wenige zuverläßige Vasallen zu haben, deren Vortheil an den Sieg der Krone gekettet war.

Dennoch dürften alle diese, immerhin sehr günstigen, Umstände nicht hinreichen, um die ungeheure Gesammtsumme der Käufe Wallenstein's begreiflich zu machen. Eine noch vorhandene Urkunde beweist [4]) z. B., daß er vom 11. Juni 1621 bis zum 23. Juni 1623 zwei Millionen Gulden, größtentheils baar, an die böhmische Kämmerei bezahlte. Ohne Zweifel hat er in den verschiedenen Feldzügen, denen er seit 1617 anwohnte, nach damaliger Sitte der Obersten, auf gewaltsame Weise für seinen Vortheil gesorgt, und durch den Raub beweglicher Güter den späteren Erwerb unbeweglicher vorbereitet. Gewiß ist, daß Kaiser Ferdinand in einem noch vorhandenen Briefe Klagen über die Erpressungen führt [5]), welche sich das Kriegsvolk Wallenstein's, vor dessen Erhebung

[1]) Förster a. a. O. S. 38. 328. — [2]) Das. S. 328. — [3]) Das. S. 337, Note Nro. 8. — [4]) Das. S. 328. — [5]) Das. S. 41 Note.

zum kaiserlichen Feldhauptmann für den dänischen Krieg, zu Schulden kommen ließ. Es wird darin unter Anderem angeführt, daß die Hauptleute eines Regiments ihrem Obersten wöchentlich je 100 Reichsthaler von dem Raube des Landes abgeben mußten. Statt Sold zu empfangen, bezahlten also die Offiziere dem Befehlshaber bedeutende Summen. Wie groß mögen die Erpressungen gewesen seyn! Die Gier, Güter auf jede Weise zu erwerben, wurden bei Wallenstein zur Leidenschaft. Wie er später ganze Herzogthümer, als Sagan, Mecklenburg, an sich zu bringen wußte, so verschmähte er es auch nicht, kleine Besitzungen durch Kauf, Tausch oder durch andere Mittel zu erringen. Selbst seine Blutsverwandte wurden nicht geschont. Im Jahre 1628, da er nach dem Kaiser die erste Rolle in Deutschland spielte, erwarb er z. B. von seinen vier unmündigen Vettern die Herrschaft Milletin [1]). Gleichwohl war nicht schnöder Geiz die Quelle dieser Erwerbslust: der Besitz von Land und Leuten sollten vielmehr die Grundlage seiner politischen Größe seyn. So eifrig er als Privatmann erwarb, so freigebig that er seine Schätze auf, als die Zeit zur Ausführung der Plane gekommen war, die er in seinem Innern wälzte. Zwei Personen sind in Wallenstein zu unterscheiden: der Millionär und der Staatsmann und Feldherr. Jener bahnte diesem den schwindelnden Weg. Ohne seine Reichthümer, an denen sicherlich viel Blut klebte, wäre es ihm nie möglich geworden, den kühnen Versuch zur Wiederherstellung der politischen Einheit Deutschlands zu machen.

Nachdem er durch ausgedehnten Landbesitz mächtig geworden war, entgingen ihm auch die Titel nicht, die den Reichthum an Grund und Boden zu begleiten pflegen. Im Jahre 1623 ward er vom Kaiser zum Fürsten und ein Jahr später zum Herzoge von Friedland (damals seiner größten Herrschaft) ernannt [2]). Zugleich erhielt er in den Schreiben, die der Hof an ihn erließ, die Titulatur „Oheim," für welche Auszeichnung Ferdinand II. ihm einen besondern Gnadenbrief [3]) ausstellte. Seitdem hieß er unter dem Volke gewöhnlich „der Friedländer."

In solchen Verhältnissen stand Wallenstein zu dem Kaiser, als jene dringenden Aufforderungen nach Wien gelangten, die Streitkräfte der Liga durch ein kaiserliches Hülfsheer zu verstärken. Guter Rath war theuer, die kaiserlichen Minister wußten keinen Ausweg. Da machte Wallenstein den Antrag, auf eigene Kosten 40,000 Mann ins Feld zu stellen. Die Minister fanden den Vorschlag prahlerisch und unausführbar, sie meinten, man müsse froh seyn, wenn es gelänge, 20,000 aufzubringen. Wallenstein entgegnete: „20,000 Mann würden Hungers sterben, mit 50,000 will ich ins Feld rücken, die werden sich selbst ernähren." Nach längeren Unterhandlungen wies man ihm drei Kreise in Böhmen an, damit der Herzog „erst 20,000 Mann, dann die übrigen" werben

[1]) Förster a. a. O. S. 39. — [2]) Das. S. 39 u. 42. — [3]) Das. S. 40.

möge[1]). Der Vertrag, den Friedland mit dem Kaiser wegen Aufstellung des Heeres abgeschlossen hat, ist bis jetzt nicht veröffentlicht worden, doch lassen sich die Grundzüge desselben angeben. Man weiß[2]), daß der Herzog für ein Regiment zu Fuß 600,000 Gulden jährlich verrechnen durfte. Ihm selbst war ein monatlicher Gehalt von 6000 Gulden ausgesetzt[3]). Allein diese Summen sollten nicht aus des Kaisers Kassen, sondern durch Brandschatzungen im Reiche und im Nothfalle durch Konfiskationen gedeckt werden. Für jetzt machte der Herzog die nöthigen Auslagen[4]). Unter dem $\frac{16}{26}$. Juli 1625 ward Wallenstein's Bestallung als „des Kaisers General-Obrister Feldhauptmann" ausgefertigt[5]).

Der Tag, an welchem Friedland den Befehl übernahm, bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des 30jährigen Kriegs. Bis dahin war der Kampf zur Vergrößerung Baierns, zum Vortheil der katholischen Kirche und Roms geführt worden. Wallenstein drückte ihm den kaiserlichen Charakter auf. „Vor des Friedländer's Erhebung," sagt[6]) Khevenhiller, „hieß man unsere Leute Spanier, jetzt aber nennt man uns Kaiserliche." Baiern sollte von der obersten Leitung deutscher Angelegenheiten zurückgedrängt, die Reichsfürsten entweder zum Gehorsam gegen den Kaiser gebracht oder vernichtet werden. Auch Wallenstein arbeitete für die Wiederherstellung der römischen Kirche in Deutschland — er stand mehrere Jahre in enger Verbindung mit den Jesuiten — aber die Religionsfrage war seit seiner Feldhauptmannschaft nicht mehr erster Zweck des Kampfes, sondern sie trat in die zweite Linie zurück. Unverkennbar hegte der Herzog von Friedland die Ansicht, daß es ein Mittel gebe, den traurigen Kirchenstreit ohne Zuthun der Theologen auf politischem Wege auszusöhnen. Er rechnete: wenn man das Uebermaaß der Aristokratie, welches Germanien ins Unglück gestürzt und die Reformation zur Geißel gemacht hat, bändige, wenn man dann unter dem Banner der apostolischen Kirche dem deutschen Volke seine Einheit zurückgebe und Macht, Ehre, europäische Geltung des Reichs wieder aufrichte, würden die deutschen Lutheraner und Calvinisten, die es mit sich und dem Vaterlande wohl meinen, eingedenk der unbestreitbaren Wahrheit, daß des Reiches Wohl Einheit der Kirche fordere, gutwillig ihrem katholischen Kaiser in die Messe folgen, und sich wieder zu dem Bekenntnisse wenden, unter dem Germanien acht Jahrhunderte lang das große Wort in der Christenheit geführt hat.

Merkwürdig ist, wie folgerichtig Wallenstein von Anfang an die wichtigsten Maaßregeln diesem organischen Gedanken anpaßte. In der Liga Heer herrschte der Grundsatz, nur Katholiken zu höheren Offiziersstellen zu befördern. Als Tilly im März 1627 einen verdienten Soldaten Namens Walter zum Obersten vorgeschlagen hatte, ohne über die

---

[1]) Khevenhiller X, 801. — [2]) Förster a. a. O. S. 410. — [3]) Das. S. 46. — [4]) Das. Note 3. — [5]) Das. S. 46. — [6]) X, 801.

Religion desselben Auskunft zu geben, schrieb [1]) der Kurfürst von Baiern an seinen Feldherrn: „ehe er diesen Antrag genehmige, müsse er wissen, ob der Vorgeschlagene Katholik sey, denn Tilly werde selbst ermessen, welche Ungelegenheiten es verursachen könne, wenn man Unkatholiken Befehlshaberstellen anvertraue." Wallenstein befolgte die entgegengesetzte Regel. Ohne Unterschied des Glaubens beförderte er Protestanten und Katholiken, ja er gab sogar ersteren den Vorzug, weil vorauszusehen war, daß Protestanten weniger als Altgläubige den Einflüssen Baierns und der Liga zugänglich sein würden. Die bairische Parthei ermangelte nicht, die Gefahr, mit welcher dies Verfahren sie bedrohte, ins Auge zu fassen. Auf einem Ligatage, der im Februar 1627 zusammentrat, wurden Klagen darüber geführt [2]), daß der Friedländer die beträchtlichsten Werbungen unkatholischen Obristen und Edelleuten übertrage. Dieselbe Beschwerde wiederholte zwei Jahre später Erzherzog Leopold in einem an seinen Bruder, den Kaiser, erlassenen Schreiben [3]), worin er tadelnd sagt: die Mehrzahl des Wallensteinischen Heeres bestehe aus Lutheranern und Calvinisten. Außer persönlicher Tüchtigkeit forderte der Friedländer von seinen Leuten eine gute kaiserliche Gesinnung, und es ist erstaunlich, wie schnell sich dieser Geist dem Heere und auch einem großen Theil der Nation mittheilte. Derselbe entwickelte seine eigene Art von Fanatismus. Ich will ein Beispiel erzählen. Im Sommer nach der Lützener Schlacht, in welcher Gustav Adolf fiel, erstürmte eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres die an der Schweizer Gränze gelegene Festung Rheinfelden, welche Deutsch-Schweden unter dem Befehl des Oberstlieutenants v. Andlau vertheidigten. Nach Einnahme der Stadt zog sich die Besatzung in den Bauhof an der Rheinbrücke zurück. Die Fahne des Hauptmanns Zinck drang aber auch in diese Zufluchtsstätte nach, hieb die Thore auf und stürzte hinein. Andlau war ein Verwandter des Hauptmanns, der die Kaiserlichen führte, er rief ihm zu: „Vetter und Waffenbruder Zinck, gib mir und meinen Soldaten Quartier." Der Angerufene erwiederte: „Vetter Andlau, Du bist ein Schelm, denn Du dienst wider den Kaiser und Dein Vaterland." Sprach's, riß dem nächsten Fußknecht die Partisane aus der Hand, und rannte sie dem Deutsch-Schweden durch den Leib, daß er todt niedersank. Dasselbe Schicksal erfuhr die ganze Rotte, Alle wurden niedergehauen [4]). Diese vom Friedländer dem Heere eingepflanzte Gesinnung hat den Herzog überlebt. Sie bewirkte, daß treffliche Anführer, wie Johann von Werth, von den Baiern zum kaiserlichen Heere übergingen, und daß Protestanten, wie Melander von Holzapfel, die letzten waren, welche Ferdinand's III. gutes Recht verfochten.

---

[1]) Westenrieder Beiträge VIII, 161 unten flg. — [2]) v. Aretin, B. a. B. I, 264. — [3]) Wir werden dieses Schreiben tiefer unten mittheilen. — [4]) Dies erzählt ein Augenzeuge, der bairische Oberst Fritsch, in seinem Tagebuche, bei Westenrieder Beiträge IV, 137 unten flg.

Im Frühjahr[1]) und Sommer 1625 ließ Wallenstein, der sein Hauptquartier in Eger aufgeschlagen, die Trommel rühren, Ende August waren 7000 Mann zu Pferd und fast 15,000 Fußknechte beisammen[2]). Aber das Geschütz und die Reiterei befand sich in schlechtem Zustande[3]), die Rüstungen hatten den baaren Vorrath des Herzogs erschöpft, vielen Obersten und Soldaten war der Werbesold noch nicht bezahlt[3]). Unter solchen Umständen wird begreiflich, daß der erste Zug Friedland's einer Bereicherung seiner Kasse galt. Nachdem er seine Regimenter „ins Reich" hinaus bis nach Schwaben vorangesendet[4]), brach er den 3. September (n. St.) nach Franken auf[4]). Das Gebiet von Nürnberg wurde gebrandschatzt, die Stadt selbst so lange geängstigt, bis sie sich zu Erlegung von 100,000 Gulden verstand[5]). Von da rückte er nach Niederdeutschland, wo wir ihm im nächsten Abschnitte begegnen werden.

Achtes Capitel.

Der dänische Krieg. Feldzug von 1625 und vom Frühling 1626. Tod Christian's von Halberstadt, Mannsfeld's, Johann Ernst's von Weimar, Bethlen Gabor's. Wallenstein kämpft erfolglos in Ungarn.

Oben wurde berichtet, daß Mannsfeld in England 12,000 Mann zum Kriege gegen den Kaiser erhielt. Auf 300 Lastschiffen führte er zu Ende des Jahrs 1624 dieses Volk nach Vließingen herüber, und bezog dann ein Lager bei Bergen op Zoom[6]), auf die Ankunft des Halberstädter's Christian wartend. Christian schiffte die Reiter, welche er in der Normandie geworben, Anfangs März zu Calais auf 100 holländischen Fahrzeugen ein, aber ein Sturm, der unterwegs losbrach, vernichtete mehrere Schiffe, richtete besonders viele Pferde zu Grunde[7]). Die Vereinigung fand im März statt, aber das vereinigte Heer befand sich in einem kläglichen Zustande. Da Mannsfeld und Christian, wie gewöhnlich, kein Geld hatten, und doch ihre Truppen in dem befreundeten Holland nicht durch Raub ernähren durften, herrschte Unzufriedenheit in ihrem Lager. Schon unter dem 7. Jan. 1625 wurde an Tilly durch seine Spione berichtet[8]): daß „die Engländer an Entbehrung, sonderlich im Winter, nicht gewöhnt, sehr ungerne unter Mannsfeld

---

[1]) In einem amtlichen Schreiben Tilly's vom Januar 1625 wird bereits eines kaiserlichen Heeres unter Wallenstein's Befehl gedacht. Westenrieder Beiträge VIII, 157 unten. — [2]) Khevenhiller X, 803. — [3]) Von der Decken I, 155 flg. v. Aretin, B. a. B. I, 207, Note 64. — [4]) Förster, Wallenstein, S. 408 unten flg. — [5]) Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 24. — [6]) Khevenhiller X, 766. — [7]) Das. S. 767. — [8]) Westenrieder, Beiträge VIII, 158.

stünden und deßhalb stark ausreißen, ja auch sich selbst aus Verzweiflung erhängen.“ Nicht besser, fährt der Spion fort, werde es den Franzosen ergehen, die unter Christian's Befehle heranrücken sollen, denn „dieses Volk sey zwar Anfangs voll Feuer und zum Kampfe aufgelegt, allgemach aber, wenn Mangel ausbreche, oder wenn es ihnen zu lange werde, laufen sie davon.“

Mit dem Beginn der guten Jahreszeit brachen beide Abenteurer, 12,000 Mann zu Fuß, 2000 zu Roß und 14 Geschütze stark[1]), von Bergen op Zoom auf, trennten sich jedoch während des Zugs. Christian von Braunschweig überfiel das von den Ligisten besetzte Städtchen Derdingen im Gebiete von Cleve, wo er ziemlich viele Gefangene machte, Mannsfeld dagegen bezog ein verschanztes Lager zwischen Wesel und Rees[2]). Ihr gemeinschaftlicher Plan war, so bald Tilly, genöthigt dem Könige von Dänemark in Niedersachsen die Spitze zu bieten, sein Volk aus den Pässen am Rheine wegführen werde, den Strom hinauf zu rücken und die Pfalz anzugreifen[3]). Unterwegs hofften sie sich durch den Beitritt des Landgrafen von Hessen-Kassel zu verstärken. Ihre Stellung war wirklich für die Liga gefährlich genug. Denn wandte sich Tilly gegen Mannsfeld und Christian, so mußte er den Dänen freien Raum lassen, ins obere Deutschland einzubringen. Richtete er aber seine Waffen gegen den Beherrscher von Dänemark, so waren sein Rücken und die Quartiere, die er in Hessen genommen, bedroht. Abermals hing das Schicksal des Kriegs zunächst von Hessen ab. Sehen wir, was der Feldherr, der nach den unbedeutenden Unternehmungen des Jahrs 1624 wieder Winterquartiere in der Landgrafschaft Kassel bezogen hatte, that, um diesen Gefahren zu begegnen.

Im Dezember 1624 erhielt der Wiener Hof[4]) geheime Nachricht, daß Landgraf Moritz sich gegen die Mächte Frankreich und England anheischig gemacht habe, seine beiden Festungen Kassel und Ziegenhain an die Kriegsvölker der holländischen Freistaaten, das heißt, an Mannsfeld und Christian, die zu diesem Zwecke nachher, wie wir sahen, in das Herzogthum Cleve einrückten, zu übergeben. Deßhalb forderte der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen auf, seinen Einfluß bei dem Landgrafen wie bei den hessischen Landständen aufzubieten, damit beide Festungen dem Volke der Liga geöffnet würden. Aber der Kurfürst wollte sich nicht in die Sache mischen. Dagegen verließ Landgraf Moritz zu Anfang des Jahrs 1625 plötzlich sein Land und reiste nach Niedersachsen, um Verabredungen mit den norddeutschen Guelfen und dem Dänenkönige zu treffen. Im Monat März hielt er sich zu Hamburg in der Nähe Christian's IV. auf, von dort aus nahm er Theil an der Lauenburger Versammlung[5]), welche dem Dänenkönige die Führung des Kriegs

[1]) Von der Decken I, 142. — [2]) Ebendas. — [3]) Khevenhiller X, 802 oben. — [4]) Rommel, neuere Geschichte von Hessen III, 590. — [5]) Siehe oben S. 408.

übertrug, später ging er nach Gottorp zu dem Herzoge von Holstein, der gleichfalls der Parthei des Dänen sich angeschlossen hatte, und dann zu den Mecklenburger Herzogen [1]). Unter solchen Umständen mußte die katholische Parthei einen raschen Entschluß fassen, zu welchem Behufe denn auch Tilly die nöthigen Vollmachten empfing.

Anfangs Februar berief der ligistische Feldherr, ohne Rücksicht auf die Einreden des Kassel'schen Erbprinzen Wilhelm, den sein Vater Moritz bei der letzten Abreise als Statthalter zurückgelassen, die hessischen Stände zu einem Landtage nach Hersfeld. Zwar fanden sich weder die landgräflichen Räthe noch der Erbprinz Wilhelm ein, wohl aber erschienen acht Mitglieder des Ritterstandes, den Tilly durch die früher beschriebenen Maaßregeln gewonnen hatte, und die Abgeordneten von drei Städten (Eschwege, Homberg, Rotenburg). Der bairische Generalkommissär Rupp machte denselben im Auftrage Tilly's folgende [2]) Mittheilung: „da Landgraf Moritz, den Anschlägen boshafter und unruhiger Menschen folgend, sich immer widerwärtiger gegen den Kaiser und seine eigenen Stände bezeige, da er wegen seiner Festungen höchst bedenkliche Verabredungen getroffen habe, so befehle der Kaiser, dies den versammelten Ständen zu Gemüthe zu führen, und dieselben zu ermahnen, daß sie dem Landgrafen, wenn er so fortfahre, nicht weiter anhangen möchten.“ Nach diesem Eingange ließ Tilly die Forderung stellen: das hessische Gesammthaus, die Ritterschaft, Prälaten und Städte sollen Bürgschaft leisten, daß jene Festungen keiner fremden Macht überantwortet würden. Die Versammlung entschuldigte sich, ohne Vorwissen des Landesherrn und ohne Beiziehung sämmtlicher Stände über so wichtige Dinge nicht verhandeln zu können, schied aber gleichwohl mit der geheimen Absicht, den Planen des Kaisers und Tilly's in die Hände zu arbeiten.

Stillschweigend war die Versammlung gewonnen. Weil sich die Sache so verhielt, schrieb der junge Landgraf Wilhelm, um einem drohenden Abfalle vorzubeugen, im März einen Landtag nach Kassel aus, auf welchem zwei Gesandte der Liga, der eben genannte Rupp und der Feldzeugmeister Levin v. Mortaigne, sich einfanden. Durch ihren Mund führte Tilly eine noch stärkere Sprache als zu Hersfeld. Er wiederholte nicht blos das Begehren in Betreff der beiden Vesten, sondern er verlangte auch von den Ständen und von dem Landgrafen Wilhelm eidliches Angelöbniß, keiner fremden Macht Werbungen in Hessen zu gestatten; er forderte endlich Bürgschaft von dem Statthalter, das zwischen seinem Vater und der Ritterschaft entstandene Zerwürfniß unverweilt beizulegen. Prinz Wilhelm suchte auf alle Weise die Stände festzuhalten, und zu einer abschlägigen Antwort zu vermögen, jedoch mit schlechtem Erfolg. Die Versammlung erklärte [3]): „zwar liege es nicht in ihrer Macht, die von Tilly vorgeschlagenen Artikel anzunehmen, aber

[1]) Rommel a. a. O. III, 601, Note 547. — [2]) Das. S. 591. — [3]) Das. S. 594.

flehentlich müßten sie bitten, daß ihr Landesfürst nach dem Beispiele seines Vorfahren, Philipp's des Großmüthigen, dem allgemeinen Wohle, als dem höchsten Gesetz, ein Opfer bringe und durch hinlängliche Versicherung schuldigen Gehorsams gegen kaiserliche Majestät die Last des Krieges von dem Lande abwälze." Das hieß soviel, als der Landgraf solle gutwillig sich fügen, oder die Stände würden ihn verlassen.

Wilhelm unterhandelte und wollte billigere Bedingungen erringen, aber indeß wurde ein energisches Mittel angewandt, das den Streit zu schnellem Ende brachte. Aus Wien langte ein von Kaiser Ferdinand unter dem 12. März 1525 ausgestellter Gnadenbrief an [1]) welcher dem im Hessischen ansäßigen Adel für sich und seine Güter Reichsfreiheit gegen die Verpflichtung ertheilte, des Kaisers und der gehorsamen Reichsstände Kriegsvolk durch freien Paß und Unterstützung mit Lebensmitteln zu fördern. Dieses Schreiben erregte außerordentliche Bewegung unter dem hessischen Adel: die Mitglieder hielten Versammlungen, und legten unter sich Steuern um, zum Behufe einer vom Landgrafen unabhängigen ritterschaftlichen Verfassung des Landes. Jetzt erreichte der Feldherr der Liga vollends Alles, was er wünschte, denn auch die übrigen hessischen Stände ließen sich durch den Vorgang der Ritterschaft hinreißen. Noch einmal berief [2]) Tilly im Mai einen Landtag nach Hersfeld. Hier unterzeichneten [2]) Ritter, Prälaten, Städte eine doppelte Urkunde: in der ersten erklärten sie, dem Kaiser treu, kein fremdes Kriegsvolk ins Land aufnehmen zu wollen; falls Landgraf Moritz dennoch darauf bestünde, würden sie sich der Eide und Pflichten gegen ihn entbunden erachten. In der zweiten versprachen sie für die kaiserlichen Heere freien Durchzug hin und her und, so viel in ihren Kräften stehe, Verhinderung eines jeden Versuchs fremder Mächte, in Hessen Kriegsvolk zu werben. Ferdinand II. hatte das erste Beispiel der Auflösung eines deutschen Fürstenthums im alten Sinne gegeben: das Band, welches die Hessen bisher an ihren Landgrafen fesselte, war gesprengt, der Kaiser brauchte von dieser Seite nichts mehr zu fürchten, weil dem Landgrafen seine ehemaligen Unterthanen feindlich gegenüber standen. Ungehindert konnte nunmehr Tilly seine Streitkräfte gegen die Dänen wenden. Den $\frac{1}{11}$. Juni hatten die hessischen Stände jene beiden Urkunden ausgestellt, unmittelbar darauf brach er mit den 9 Regimentern [3]), (6 zu Roß, 3, jedes von 3000 Mann [4]), zu Fuß) die bis dahin in der Landgrafschaft lagerten, ins Feld auf, rückte auf die Weser los, und bemächtigte sich der am eben genannten Strome gelegenen, mit einer Brücke versehenen Festung Hörter. Dem Dänenkönige, der, wie Tilly durch seine Spione erfuhr, die Stadt hatte besetzen wollen [5]), um nach Hessen vorzudringen, war dadurch der Vorsprung abgewonnen. Zwei, drei Tage nach diesen Ereignissen, kam

[1]) Rommel a. a. O. III, 596. — [2]) Das. S. 597. — [3]) Das. S. 598. — [4]) Das. 596. — [5]) Das. S. 604.

Landgraf Moritz von Dessau her wieder in seine Hauptstadt Cassel zurück[1]) und machte der Gegenparthei seine Anwesenheit durch neue Anschläge fühlbar. Wir werden hievon später berichten, zunächst müssen wir den König von Dänemark ins Auge fassen.

Anfangs Mai hielt Christian IV. in dem Hauptquartier Itzehoe Heerschau über etwa 25,000 Mann. Auf seiner Seite standen von den Fürsten des niedersächsischen Kreises: Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Herzoge Brüder Adolf Friedrich, und Johann Albrecht von Mecklenburg, Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, endlich der lutherische Inhaber des Magdeburger Erzstifts, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, ein Oheim des Berliner Kurfürsten Georg Wilhelm, geboren 1587 und schon als 12jähriger Knabe vom Magdeburger lutherischen Domcapitel zum Erzbischof gewählt. Christian IV. hatte unmittelbar nach der Lauenburger Versammlung[2]) auch die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen aufgefordert, gemeine Sache mit ihm zu machen, aber eine abschlägige Antwort erhalten[3]). Schlimmer für den Dänen war die Stellung, welche das Lüneburger Haus gegen ihn einnahm. Als im März 1625 Werboffiziere des Königs Quartiere und freie Werbung im Lüneburg'schen forderten, verweigerte Herzog Christian der ältere von Celle das erstere Gesuch und verbot das zweite[4]). Christian's Bruder, Herzog Georg, ließ[4]) sogar etliche dänische Offiziere, welche in seinen Aemtern werben wollten, verhaften und über die Gränze schaffen[4]). Auf dem niedersächsischen Kreistage, der, wie wir früher berichteten, im Mai 1625 zu Braunschweig gehalten wurde, ging Christian von Celle einen Schritt weiter, er stimmte gegen die daselbst beschlossenen Vertheidigungsanstalten[4]). Sowohl er selbst, als Georg, unterhielten einen lebhaften, in Chiffern geführten Briefwechsel mit Tilly und dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, auch hatte der Herzog von Celle einen eigenen Abgeordneten im Hauptquartiere des Heeres der Liga[5]). Da jedoch die Lüneburger, umringt von den Verbündeten des Dänen, wie sie waren, ihre wahre Gesinnung nicht äußern konnten, begnügten sie sich vorerst, ihre Neutralität zu erklären[6]). Diese Abgeneigtheit der Herzoge Georg und Christian des ältern lähmte alle Maßregeln des Dänenkönigs, und war nicht die geringste Ursache, daß er so unentschlossen und zaudernd verfuhr. Einigen Ersatz hiefür bot allerdings der Uebertritt dreier obersächsischen Fürsten. Ich habe früher gemeldet[7]), daß Herzog Johann Ernst von Weimar im Februar 1625 dänische Dienste nahm. Dem Beispiele des ältesten Bruders folgte der jüngste der Ernestiner, Bernhard. Anfangs März verließ letzerer Holland, eilte nach Hamburg, von da nach Segeberg ins dänische Hauptquartier, ward daselbst den $\frac{\text{27. März}}{\text{6. April}}$ dem Könige von Dänemark vorgestellt und von ihm

[1]) Den $\frac{8}{18}$. Juni. Ebendas. S. 601, Note 547. — [2]) Siehe oben S. 408. — [3]) B. v. Decken I, 136. — [4]) Das. S. 138. — [5]) Das. S. 139. — [6]) Das. S. 142 unten. — [7]) Siehe S. 380 unten flg.

zum Obersten über ein erst zu errichtendes Reiterregiment von 1200 Pferden ernannt [1]. Dasselbe, was Johann Ernst und Bernhard von Weimar, that ein dritter sächsischer Herzog, Friedrich von Altenburg. Obgleich er im Jahre 1624 gegen Verpfändung seines Ehrenworts [2], nicht mehr gegen den Kaiser zu dienen, aus seiner Haft entlassen worden war, trat er dennoch als Oberst in dänischen Dienst.

Im Lager von Itzehoe bildete Christian IV. den Generalstab des dänischen und niedersächsischen Heeres. Unter Benennung von Rathgebern wurden ihm, als oberstem Kriegsherrn, von Seiten des niedersächsischen Kreises Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und die beiden Herzoge von Mecklenburg zugetheilt. Zum General der Reiterei ernannte er den lutherischen Erzbischof von Magdeburg, Christian Wilhelm, zum Generallieutenant den Pfälzer Obentraut, der uns aus den Feldzügen von 1621 und 1622 wohl bekannt, im Auftrage seines alten Gebieters, Friedrich's V., sich im dänischen Lager eingefunden hatte. Fuchs, ein Sachse von Geburt und erfahrener Offizier, welcher in der Prager Schlacht das kaiserliche Geschütz befehligte [3], aber nachher entlassen worden war, wurde zum General des Fußvolks, der Weimarer Herzog Johann Ernst zum Generallieutenant dieser Waffe bestellt [4]. Man ersieht hieraus, daß der dänische König französische Benennungen in seinem Heerwesen liebte, und deutschen Reichsfürsten hohe Stellen anvertrauen zu müssen glaubte.

Die Bildung des Generalstabs war vollendet, als den $\frac{6}{16}$. Juni 1625 im Lager von Itzehoe die Nachricht eintraf, daß Tilly Hörter eingenommen habe. Da diese Stadt unter der Herrschaft des Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Hauses stand, behandelte der König Tilly's That als eine Feindseligkeit gegen den niedersächsischen Kreis, erklärte den Krieg für eröffnet [5], brach am $\frac{7}{17}$. mit seinem Heere von Itzehoe auf, ging bei Haseldorp über die Elbe, dann rückte er, jedoch langsam, die Weser hinauf, besetzte viele, zum Theil dem Herzoge von Celle gehörige, Schlösser und Städte, wie Rotenburg, Verden, Hoya, Nienburg, ohne Rücksicht auf die Einreden des Lüneburgers. Bei letzterer Stadt stieß das Kriegsheer der niedersächsischen Verbündeten, etwa 7000 Mann stark, zum Könige [6]. Den $\frac{14}{24}$. Juli rückten die Dänen vor Hameln, welcher Ort zwar zum Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel gehörte, aber große, fast reichsstädtische Freiheiten genoß, und einem selbst gewählten Rathe gehorchte [7]. Mit List bemächtigte sich der König wider den Willen des Rathes der Stadt [8]. Tilly stand in der Nähe, schon kam es zwischen den Vorposten zu kleinen Gefechten, und man erwartete, beide Heere würden an einander gerathen, als dem Dänenkönige in Hameln ein

[1] Röse „Herzog Bernhard" I, 117. — [2] Von d. Decken I, 162 gegen unten. — [3] Khevenhiller X, 801 oben. — [4] V. d. Decken a. a. O. S. 139. — [5] Das. S. 142. — [6] Das. S. 145. — [7] Zeiller topographia von Braunschweig und Lüneburg, Frankfurt 1654 fol. S. 99. — [8] V. d. Decken I, 145.

persönlicher Unfall zustieß, der fast so schlimm wirkte wie eine verlorene Schlacht.

Den $\frac{20}{30}$. Juli wollte er gegen Sonnenuntergang zu Pferde die Wachen auf den Wällen der Stadt mustern. Unversehens stürzte er in eine 22 Fuß tiefe, im Wall befindliche, mit Brettern überdeckte Grube; das Pferd des Königs hatte die Bretter zufällig mit dem Fuße auseinandergestoßen. Das Thier blieb auf der Stelle todt, der König selbst war durch die nachstürzende Erde so überschüttet, daß eine geraume Zeit verging, ehe man ihn herausziehen konnte. Anfänglich hielt man ihn für todt, drei Tage lag er sprach- und bewußtlos da, schon schien alle Hoffnung, ihn wieder herzustellen, verschwunden, als ihm ein Arzt aus Wolfenbüttel durch seine Heilmittel wieder zum Gebrauche der Sprache verhalf, worauf sich allmählig Spuren rückkehrender Vernunft zeigten. Schrecken befiel über diesem Unglück die Hofleute und das Heer, der gemeine Mann sah es für eine böse Vorbedeutung an. Man beschloß, den kranken König zum Behufe besserer Heilung nach Bremen zurückbringen zu lassen. Den $\frac{\text{25. Juli}}{\text{4. August}}$ wurde er abgeführt [1]. Nichts war im Voraus darüber bestimmt, wer den Befehl übernehmen sollte, im Fall dem Könige etwas Menschliches begegne. Dem Range nach kam die nächste Stelle dem Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel zu, allein diesem Herrn graute vor der Verantwortlichkeit eines so schwierigen Geschäfts, er trug auf schnellen Rückzug des ganzen Heeres an, weil man nicht wissen könne, ob König Christian IV., wenn er auch genese, den Krieg fortsetzen wolle. Nur aus dem Schrecken der Führer läßt es sich erklären, daß die Dänen beim Abzug aus Hameln versäumten, eine Garnison in der Stadt zurückzulassen. Sie zogen wieder die Weser hinunter, woher sie gekommen waren, und rückten, nachdem sie die festen Orte Stolzenau, Nienburg und Wölpe mit Kriegsvolk besetzt, in das Gebiet von Verden, wo das Heer so eng zusammengedrängt ward, daß Seuchen ausbrachen [2].

Tilly hatte sich bis dahin nur mit großer Behutsamkeit vorangewagt, Befehle aus München banden ihm die Hände; unter dem $\frac{5}{15}$. Juli schrieb [3] ihm der Kurfürst, vor allen Dingen auf Erhaltung seines Heeres zu sehen. Auch wäre es unvorsichtig gewesen, in dem Augenblick da Wallenstein ein zweites Heer rüstete, eine Schlacht zu liefern d. h. Alles auf einen Wurf ankommen zu lassen. Jetzt aber benützte Tilly den Unfall des feindlichen Heerführers, den $\frac{\text{29. Juli}}{\text{8. August}}$ schloß er Hameln ein. Die Bürgerschaft ergab sich auf gute Bedingungen, welche der ligistische Feldherr bewilligte, um keine Zeit zu verlieren. Etliche Tage später überrumpelte er das Schloß von Stolzenau, und rückte dann vor Nienburg. Dieser wichtige Ort war von den Dänen stark besetzt, und Tilly hatte nicht Leute genug bei sich, um die Stadt auf

[1] V. d. Decken I, 148. — [2] Das. S. 151. — [3] Westenrieder Beitr. VIII, 159.

beiden Seiten der Weser einzuschließen. Daher blieb der Besatzung die Verbindung mit dem dänischen Heere vermittelst des Flusses offen, und es gelang dem Herzog Johann Ernst von Weimar, Schieß- und Mund-Vorrath hineinzuwerfen. Nichts destoweniger rückte Tilly bis an den Hauptgraben vor und begann die Beschießung. Aber indeß erlitten die Ligisten einige kleine Nachtheile in ihrem Rücken. Dänische Streifpartheien überfielen die schwachen Besatzungen, welche Tilly in Poppenburg und Elze zurückgelassen. Hiebei kamen Gräuel vor, welche von dem Hasse zeugten, der damals unter dem Volke Niederdeutschlands gegen die katholische Sache gährte. In Elze wurden von den Dänen und den aufgestandenen Bauern der Umgegend eine Schwadron Reiterei und zwei Fähnlein Fußvolk gefangen genommen, nachdem ihnen zuvor Leben und gute Behandlung zugesagt worden war. Sie sollten auf Umwegen in das dänische Hauptquartier abgeführt werden, unterwegs stießen Bauernhaufen zu den dänischen Reitern, welche die Eskorte bildeten. Sey es, daß die Dänen schon vorher damit umgingen, die Gesetze des Kriegs zu verletzen, sei es, daß sie sich erst durch die Bauern zu dieser That verleiten ließen: plötzlich machte die Bedeckung Front gegen die wehrlosen Gefangenen, von den andern Seiten drangen die Bauernhaufen ein: „jetzt wollen wir den Landverderbern, den Hunden von Spaniern die Hälse entzweibrechen, mögen sie jetzt nach ihrer Maria rufen, wir wollen sehen, ob sie kommt und ihnen hilft," so schrieen sie und trieben die unglücklichen Ligisten auf einen Haufen zusammen. Die meisten wurden mit Sensen, Dreschflegeln, Schüssen und Säbelhieben niedergemacht, sehr wenige, worunter der bairische Hauptmann v. Gleen, entkamen wie durch ein Wunder [1]). Auch bei andern Gelegenheiten zeigte das gemeine Volk dieselbe Erbitterung gegen die Liga. Wehe dem Soldaten, der sich von seiner Fahne verirrte, er wurde ohne Gnade todtgeschlagen. Gewöhnlich geschah es, daß der Adel bei der Annäherung des ligistischen Heeres sich in die festen Städte flüchtete und das platte Land seinem Schicksale überließ. Oefters rotteten sich die Bauern zusammen und nahmen Rache an den Gütern ihrer Herren, indem sie die Edelhöfe und Schlösser verbrannten, um die Besitzer dafür zu strafen, daß sie sich nicht an die Spitze des kampflustigen Volkes gestellt [2]). Bei dieser feindseligen Stimmung der Länder, wo der Krieg geführt wurde, kann man sich nicht darüber wundern, daß die Ligisten auch ihrer Seits Grausamkeiten begingen, aber zum Ruhme gereicht es dem Oberfeldherrn der Liga, daß er, soweit es in seiner Macht stand, die Mannszucht im Heere zu erhalten suchte, für sich selbst aber stets menschlich verfuhr. In vielen Berichten, welche der Graf von der Decken im hannoverschen Archive fand [3]), rühmen die Wirthe, bei denen Tilly an verschiedenen Orten lag, sein uneigennütziges Betragen.

[1]) Bericht des Hauptmanns von Gleen, bei v. d. Decken I, 336. — [2]) Das. S. 155. 159. — [3]) Das. S. 291 Note 2.

Den $\frac{7}{17}$. August 1625 fühlte sich der König von Dänemark von seiner Krankheit so weit hergestellt, daß er den Befehl wieder übernahm. Nachwehen von dem Falle blieben jedoch in seinem Geiste zurück. Es gab Leute, welche glaubten, daß er nie mehr recht zu Troste gekommen sey [1]). Auffallend war sein Zaudern, seine Unentschlossenheit in Fällen, wo rasches Handeln noth that. Zu Ende des Jahres hatte [1]) er ein nächtliches Gesicht, das er dem Himmel zuschrieb, und das seinen bereits wankenden Muth wieder auffrischte: Christus erschien ihm, sonst nackt, aber mit einem Purpurmantel angethan, die Dornenkrone auf dem Haupte, ein zerbrochenes Rohr in der Hand, mit kläglicher Geberde den König anschauend. Christian IV. hielt diesen Traum für ein Zeichen, daß er der auserwählte Streiter des Heilandes der Welt sey. Mitte August führte er sein durch Seuchen gelichtetes Heer wieder aus den Cantonirungen im Gebiete von Verden, besetzte am $\frac{21}{31}$. August Hoya und näherte sich der Stadt Nienburg, welche Tilly noch immer belagerte. Ein unvermutheter Angriff, den die dänische Reiterei am $\frac{13}{23}$. September auf das ligistische Volk machte, nöthigte Tilly die Belagerung am $\frac{14}{24}$. Sept. aufzugeben. Er zog sich mit einem Verluste von 2000 Mann nach Minden und von da nach Oldendorf zurück.

So standen die Sachen, als Wallenstein in Niedersachsen erschien. Eine sonderbare Vorhut verkündigte die Annäherung des kaiserlichen Feld-Hauptmanns: Zigeunerbanden, 15—20 Mann stark, bis an die Zähne bewaffnet, Weiber auf Pferden mit sich führend, deren jedes zwei Pistolen am Sattel hängen hatte, ließen sich in mehreren Gegenden als Vortrab des Wallensteinischen Heeres blicken. Auf ungebahnten Wegen zogen sie einher, legten sich in Gebüsche und Wälder, kundschafteten Alles aus, plünderten, wo sie keinen Widerstand fanden. Diese Vorläufer zeugten von der bunten Zusammensetzung des Heeres, das ihnen folgte. Zwei amtliche Berichte, der eine an den Herzog von Lüneburg-Celle [2]), der andere an den von Wolfenbüttel gerichtet [3]), schwanken über die damalige Stärke der Wallensteinischen Völker. Letzterer (von der dem Kaiser feindlichen Parthei herrührend) spricht nur von 21,000 Mann, ersterer schätzt sie auf 30,000. Beide stimmen darin überein, daß der Friedländer wenig Geschütz bei sich führte, daß seine Reiterei schlecht beritten und daß auch das Fußvolk nicht zum besten bewaffnet gewesen sey.

Noch vor seinem Einmarsche in Niedersachsen hatte Wallenstein der Sache des Kaisers einen Dienst geleistet, über den wir erst berichten müssen. Oben wurde gesagt, daß einige Tage nach dem Abzuge Tilly's aus Hessen der Landgraf Moritz dorthin zurückkehrte. Sogleich begann er die alten Umtriebe wieder, versammelte im Juli seine Landstände, wußte sie umzustimmen und sogar eine geheime Geldverwilligung zum

---

[1]) V. d. Decken I, S. 172 flg. — [2]) Das. S. 157. — [3]) Das. S. 338 flg.

beiden Seiten der Weser einzuschließen. Daher blieb der Besatzung die Verbindung mit dem dänischen Heere vermittelst des Flusses offen, und es gelang dem Herzog Johann Ernst von Weimar, Schieß- und Mund-Vorrath hineinzuwerfen. Nichts destoweniger rückte Tilly bis an den Hauptgraben vor und begann die Beschießung. Aber indeß erlitten die Ligisten einige kleine Nachtheile in ihrem Rücken. Dänische Streifparthien überfielen die schwachen Besatzungen, welche Tilly in Poppenburg und Elze zurückgelassen. Hiebei kamen Gräuel vor, welche von dem Hasse zeugten, der damals unter dem Volke Niederdeutschlands gegen die katholische Sache gährte. In Elze wurden von den Dänen und den aufgestandenen Bauern der Umgegend eine Schwadron Reiterei und zwei Fähnlein Fußvolk gefangen genommen, nachdem ihnen zuvor Leben und gute Behandlung zugesagt worden war. Sie sollten auf Umwegen in das dänische Hauptquartier abgeführt werden, unterwegs stießen Bauernhaufen zu den dänischen Reitern, welche die Eskorte bildeten. Sey es, daß die Dänen schon vorher damit umgingen, die Gesetze des Kriegs zu verletzen, sei es, daß sie sich erst durch die Bauern zu dieser That verleiten ließen: plötzlich machte die Bedeckung Front gegen die wehrlosen Gefangenen, von den andern Seiten drangen die Bauernhaufen ein: „jetzt wollen wir den Landverderbern, den Hunden von Spaniern die Hälse entzweibrechen, mögen sie jetzt nach ihrer Maria rufen, wir wollen sehen, ob sie kommt und ihnen hilft," so schrieen sie und trieben die unglücklichen Ligisten auf einen Haufen zusammen. Die meisten wurden mit Sensen, Dreschflegeln, Schüssen und Säbelhieben niedergemacht, sehr wenige, worunter der bairische Hauptmann v. Gleen, entkamen wie durch ein Wunder [1]). Auch bei andern Gelegenheiten zeigte das gemeine Volk dieselbe Erbitterung gegen die Liga. Wehe dem Soldaten, der sich von seiner Fahne verirrte, er wurde ohne Gnade todtgeschlagen. Gewöhnlich geschah es, daß der Adel bei der Annäherung des ligistischen Heeres sich in die festen Städte flüchtete und das platte Land seinem Schicksale überließ. Oefters rotteten sich die Bauern zusammen und nahmen Rache an den Gütern ihrer Herren, indem sie die Edelhöfe und Schlösser verbrannten, um die Besitzer dafür zu strafen, daß sie sich nicht an die Spitze des kampflustigen Volkes gestellt [2]). Bei dieser feindseligen Stimmung der Länder, wo der Krieg geführt wurde, kann man sich nicht darüber wundern, daß die Ligisten auch ihrer Seits Grausamkeiten begingen, aber zum Ruhme gereicht es dem Oberfeldherrn der Liga, daß er, soweit es in seiner Macht stand, die Mannszucht im Heere zu erhalten suchte, für sich selbst aber stets menschlich verfuhr. In vielen Berichten, welche der Graf von der Decken im hannoverschen Archive fand [3]), rühmen die Wirthe, bei denen Tilly an verschiedenen Orten lag, sein uneigennütziges Betragen.

---

[1]) Bericht des Hauptmanns von Gleen, bei v. d. Decken I, 336. — [2]) Das. S. 155. 159. — [3]) Das. S. 291 Note 2.

Den $\frac{7}{17}$. August 1625 fühlte sich der König von Dänemark von seiner Krankheit so weit hergestellt, daß er den Befehl wieder übernahm. Nachwehen von dem Falle blieben jedoch in seinem Geiste zurück. Es gab Leute, welche glaubten, daß er nie mehr recht zu Troste gekommen sey [1]). Auffallend war sein Zaudern, seine Unentschlossenheit in Fällen, wo rasches Handeln noth that. Zu Ende des Jahres hatte [1]) er ein nächtliches Gesicht, das er dem Himmel zuschrieb, und das seinen bereits wankenden Muth wieder auffrischte: Christus erschien ihm, sonst nackt, aber mit einem Purpurmantel angethan, die Dornenkrone auf dem Haupte, ein zerbrochenes Rohr in der Hand, mit kläglicher Geberde den König anschauend. Christian IV. hielt diesen Traum für ein Zeichen, daß er der auserwählte Streiter des Heilandes der Welt sey. Mitte August führte er sein durch Seuchen gelichtetes Heer wieder aus den Cantonirungen im Gebiete von Verden, besetzte am $\frac{21}{31}$. August Hoya und näherte sich der Stadt Nienburg, welche Tilly noch immer belagerte. Ein unvermutheter Angriff, den die dänische Reiterei am $\frac{18}{28}$. September auf das ligistische Volk machte, nöthigte Tilly die Belagerung am $\frac{14}{24}$. Sept. aufzugeben. Er zog sich mit einem Verluste von 2000 Mann nach Minden und von da nach Oldendorf zurück.

So standen die Sachen, als Wallenstein in Niedersachsen erschien. Eine sonderbare Vorhut verkündigte die Annäherung des kaiserlichen Feld-Hauptmanns: Zigeunerbanden, 15—20 Mann stark, bis an die Zähne bewaffnet, Weiber auf Pferden mit sich führend, deren jedes zwei Pistolen am Sattel hängen hatte, ließen sich in mehreren Gegenden als Vortrab des Wallensteinischen Heeres blicken. Auf ungebahnten Wegen zogen sie einher, legten sich in Gebüsche und Wälder, kundschafteten Alles aus, plünderten, wo sie keinen Widerstand fanden. Diese Vorläufer zeugten von der bunten Zusammensetzung des Heeres, das ihnen folgte. Zwei amtliche Berichte, der eine an den Herzog von Lüneburg-Celle [2]), der andere an den von Wolfenbüttel gerichtet [3]), schwanken über die damalige Stärke der Wallensteinischen Völker. Letzterer (von der dem Kaiser feindlichen Parthei herrührend) spricht nur von 21,000 Mann, ersterer schätzt sie auf 30,000. Beide stimmen darin überein, daß der Friedländer wenig Geschütz bei sich führte, daß seine Reiterei schlecht beritten und daß auch das Fußvolk nicht zum besten bewaffnet gewesen sey.

Noch vor seinem Einmarsche in Niedersachsen hatte Wallenstein der Sache des Kaisers einen Dienst geleistet, über den wir erst berichten müssen. Oben wurde gesagt, daß einige Tage nach dem Abzuge Tilly's aus Hessen der Landgraf Moritz dorthin zurückkehrte. Sogleich begann er die alten Umtriebe wieder, versammelte im Juli seine Landstände, wußte sie umzustimmen und sogar eine geheime Geldverwilligung zum

[1]) B. v. Decken I, S. 172 flg. — [2]) Das. S. 157. — [3]) Das. S. 338 flg.

der Frühe des $\frac{\text{25. Oktr.}}{\text{4. Nov.}}$ ein, was dieser auch zusagte. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Allein am $\frac{\text{24. Okt.}}{\text{3. Nov.}}$ Mittags ergab sich Calenberg, worauf Tilly, der von dem Anschlag des Feindes Kunde bekommen hatte, mit drei Reiter-Regimentern aus dem Lager bei Pattensen aufbrach, und, die Heerstraße vermeidend, den Posten zuzog, gegen welche der Plan des Herzogs von Altenburg gerichtet war. Ohne von den Dänen bemerkt zu werden, erreichte er seine Leute in der Nacht des 24. Oktober, und legte sich in einen Hinterhalt. Der Altenburger hatte indeß fast den ganzen Tag mit dem Feinde geplänkelt, um ihn sicher zu machen, und kehrte am Abend des 24. nach Seelze zurück, entschlossen, in der Frühe des folgenden Tages, wenn erst Obentraut herbeigekommen seyn würde, die Ligisten zu vernichten. Am andern Morgen traf Obentraut mit einer Abtheilung Reiterei ein, und fand den Herzog bereits im Gefecht. So lange wartete Tilly in seinem Hinterhalte, jetzt brach er hervor und griff die Dänen auf der Seite und im Rücken an. Sie wurden mit einem Verluste von 500 Todten aus dem Dorfe Seelze hinausgeworfen. Beide dänische Anführer fanden den Tod. Der schwer verwundete Herzog von Altenburg wollte sich, von einem Stallmeister zu Fuße bekleidet, über die Leinebrücke bei Seelze flüchten, ein bairischer Offizier, der ihn einholte und erkannte, schoß den Unglücklichen unter höhnischem Lachen, als einen Schelm, der sein Ehrenwort gebrochen, durch den Kopf. Obentraut fiel tödtlich verwundet in die Hände der Ligisten, die ihn nach der Kutsche Tilly's brachten, wo er starb [1]).

Nach diesem glücklichen Gefechte gegen die Dänen forderte Tilly die Stadt Hannover auf, sich zu ergeben [2]). Der Magistrat, weniger Gefahr für die städtische Freiheit vom Kaiser, als von dem Wolfenbüttler Herzoge befürchtend, schien geneigt, das Ansinnen des ligistischen Feldherrn zu erfüllen, als Johann Ernst von Weimar, der die zunächst stehende dänische Heeresabtheilung befehligte, in die Stadt eilte und den Rath bestürmte, der protestantischen Sache treu zu bleiben. Von dem Magistrate abgewiesen, wiegelte der Herzog die Menge auf. Der niedersächsische Volkshaß gegen die Ligisten wirkte auch dießmal, die Bürgerschaft lief vor dem Rathhause zusammen und drohte, Gewalt zu brauchen. Hiedurch eingeschüchtert, gab der Rath nach, und nahm eine, wiewohl schwache, dänische Besatzung auf.

Die Waffen ruhten für den Rest des Jahres, dagegen bekämpften sich beide Partheien während der letzten Monate des Jahres 1625 und in den ersten des folgenden mit Friedensunterhandlungen. In Schrecken gesetzt durch die Macht, welche der Kaiser zu entwickeln begann, hatte der Kurfürst von Sachsen seine Vermittlung zu Wiederherstellung des Friedens angeboten. Man wollte ihn kaiserlicher Seits nicht durch eine abschlägige Antwort reizen. So kam im November 1625 ein Congreß

[1]) V. d. Decken I, S. 161 flg. — [2]) Das. S. 163.

in Braunschweig zu Stande, den außer Wallenstein auch Tilly beschickte. Allein bei den ersten Verhandlungen zeigte es sich, daß es beiden Partheien nicht Ernst war. Der König von Dänemark und seine Verbündeten gebärdeten sich wie Sieger: „der Kaiser solle das Wallenstein'sche wie das Tilly'sche Heer aus Niedersachsen zurückziehen, Ersatz für den Schaden leisten, den die kaiserlichen Soldaten verursacht, und den Ständen des Kreises freie Ausübung ihrer geistlichen und weltlichen Rechte verbürgen." Ihrer Seits behandelten Wallenstein und Tilly die Gegenparthei wie Rebellen: „nicht den Ständen, sondern dem Kaiser komme es zu, Gesetze vorzuschreiben. Augenblicklich sollten die Stände ihre Truppen abdanken. Der König von Dänemark müsse seine Völker aus dem Reiche entfernen, Graf Mannsfeld den deutschen Boden verlassen. Weder der König von Dänemark noch die Stände des niedersächsischen Kreises dürfen je wieder ohne Einwilligung des Kaisers Truppen anwerben. Außerdem habe der niedersächsische Kreis dem Kaiser die Kriegskosten zu ersetzen, dem Herzoge von Lüneburg-Celle nicht nur alle von den Kreissoldaten besetzten Orte sogleich wieder einzuräumen, sondern auch den Schaden zu vergüten, welchen er oder seine Unterthanen während des Kriegs erlitten. Sobald von dem Kreise und dem dänischen Könige Christian hinreichende Bürgschaft für Erfüllung dieser Forderung gegeben sey, würden die kaiserlichen Völker Niedersachsen verlassen [1]." Ende Februar löste sich der Friedenscongreß auf, nachdem von beiden Theilen heftige Schmähschriften wider einander geschleudert worden waren.

Der Herzog von Celle hatte selbst von beiden katholischen Feldherren verlangt, daß seiner auf die bezeichnete Weise in den Unterhandlungen gedacht werde, er wollte dadurch den Uebertritt seines Bruders Georg bemänteln. Wirklich ging derselbe unmittelbar nach Aufhebung des Braunschweiger Congresses in kaiserlichen Dienst. Schon seit längerer Zeit schwebten, wie wir wissen, wegen dieses Schrittes Verhandlungen, welche im Dezember 1625 zu Ende gediehen [2]). Den Ausschlag gab dabei Georg's Schwiegervater, der Darmstädter Landgraf, indem er dem Lüneburger die wichtige Nachricht mittheilte [3]), Ferdinand II. sey entschlossen, über Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel die Reichsacht zu verhängen, und den Rath beifügte, Georg möge durch schnellen Anschluß an den Kaiser seinem Hause die Nachfolge in dem Fürstenthum der verlorenen Seitenlinie sichern. Der Abfall des Lüneburgers, obgleich längst vorausgesehen, erregte große Erbitterung unter der lutherisch-dänischen Parthei. In einem Schreiben [4]), das König Christian IV. unter dem $\frac{7}{17}$. März 1626, auf die Nachricht von Georg's Eintritt in kaiserliche Dienste, an denselben erließ, behandelte er ihn wie einen Judas Ischarioth oder noch schlimmer. „Ich will Alles dem Allmächtigen befehlen," schrieb

[1]) Von d. Decken I, S. 186 flg. Ausführlicher gibt die Braunschweig'schen Verhandlungen Khevenhiller X, 833 flg. und Londorp acta publica III, 835 flg. — [2]) Von d. Decken I, S. 175. — [3]) Das. S. 169. — [4]) Das. S. 189.

er, „der uns Beide kennt, und unsere Gesinnung weiß, auch Alles zum Besten hinausführen wird und kann. Der Teufel durfte unserem Erlöser und Seligmacher die ganze Welt versprechen, wenn Er ihn anbeten wollte, warum sollte er Dasselbe nicht noch jetzt einem bloßen Menschen anbieten dürfen? Ich befehle dich hiemit dem rechten Richter über uns Alle."

Im Uebrigen brachte Georg nur seine eigene Person dem Kaiser zu; der regierende Herr von Lüneburg-Celle, Christian der Aeltere, Herzog Georg's Bruder, trat nicht zugleich mit diesem über, sondern blieb, wie bisher, neutral [1]). Denn hätte auch er sich für den Kaiser erklärt, so mußte er fürchten, daß der König von Dänemark, der einen großen Theil der Lüneburg'schen Lande besetzt hielt, Rache nehmen werde. Ohnedieß schien durch Georg's That für beide Fälle gesorgt. Siegte der Kaiser, so empfahl Georg's Verdienst das Lüneburger Haus. Gewann aber der Däne die Oberhand, so konnte Christian der Aeltere geltend machen, daß er, obgleich von seinem Bruder Georg aufgefordert, dem Kaiser keinen Vorschub gethan habe. Die Vortheile, welche der Uebertritt des Welfen der kaiserlichen Sache zuwandte, wurden einiger Maßen durch die Mißhelligkeiten aufgewogen, welche zwischen den beiden katholischen Feldherren ausbrachen. So verschieden waren Wallenstein und Tilly nach Charakter und Lebensplan, daß Streitigkeiten kaum vermieden werden mochten. Pochend auf sein Amt, als des Kaisers oberster Feldhauptmann, verlangte Friedland gegenüber dem greisen Tilly, damals ohne Frage dem glorreichsten Heerführer in Europa, überall den Vorrang. Tilly, obgleich sehr eifersüchtig im Ehrenpunkte, gab aus Rücksicht für das allgemeine Beste nach. Unter dem $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$. Dezember 1625 schrieb [2]) der Kurfürst von Baiern an den Feldherrn der Liga: „weil dem gemeinen Wesen viel daran gelegen, daß die Hitze der Gemüther nicht noch mehr verbittert, sondern gute Vertraulichkeit gepflanzt werde, als finden wir Euren Vorschlag nicht unrathsam, gegen den Herzog von Friedland, der auf den Vorrang nicht verzichten will, keine weitere Schwierigkeit zu machen." Auch an Wallenstein erließ der Kurfürst, um die Eintracht unter den beiden Feldherren herzustellen, ein höfliches Schreiben [3]) unter dem 6. Januar 1626 (n. St.). Andererseits ermahnte [4]) der Kaiser seinen Feldhauptmann zur Verträglichkeit. Wirklich wurde durch Tilly's Mäßigung ein leidliches Verhältniß eingeleitet. Seine Abneigung gegen den Friedländer bezwingend, unterhielt der ligistische Feldherr fleißigen Briefwechsel [5]) mit dem kaiserlichen, und theilte ihm nöthige Nachrichten mit. Dafür lieh Wallenstein an Tilly, wie unten gezeigt werden soll, im Sommer 1626 eine Abtheilung von 7000 Mann, welche viel zum Siege bei Lutter beitrug.

Der Frühling 1626 nahte heran, und mit ihm die Zeit der Waffen. Künstlich und ausgedehnt war der Plan des Dänenkönigs für den neuen

---

[1]) V. d. Decken I, S. 164 flg. 170. — [2]) Westenrieder's Beiträge VIII, 160. — [3]) Förster „Wallenstein" S. 419 ff. — [4]) Das. S. 420. — [5]) Das. S. 421 flg.

Feldzug. Während Christian IV. sich selbst den Kampf gegen Tilly vorbehielt, sollte der Halberstädter auf der rechten Flanke von Westphalen aus gegen Hessen, die Pfalz und das südliche Deutschland vordringen; auf der linken Flanke erhielten Mannsfeld und der Herzog Johann Ernst ihre Rolle. Beide waren angewiesen, Wallenstein nach Sachsen zurückzuwerfen, und sich einen Weg nach Böhmen oder Schlesien zu bahnen, um von dort aus dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen die Hand zu reichen, der einen Einfall in die Erblande des Kaisers machen wollte. Um die Verbindung zwischen Mannsfeld und dem dänischen Hauptheere herzustellen, setzte sich der General Fuchs in Tangermünde an der Elbe fest [1]. Dieser dänische Plan litt an dem großen Nachtheile, daß die nicht übermäßig zahlreichen Streitkräfte des Königs und seiner Verbündeten über eine Strecke von 200 Stunden Länge zersplittert wurden, was dem Feinde leicht Gelegenheit verschaffen mochte, die Gegner vereinzelt zu schlagen. Während des Winters hatte Tilly, wie gesagt, sein Hauptquartier bald in Hameln, bald in Bockenem oder zu Clausthal [2], Wallenstein zuerst in Halberstadt, dann in Aschersleben, König Christian IV. in Rothenburg an der Wümme [3]. Mannsfeld, der während des Winters seine Schaaren bedeutend verstärkt hatte, lag an der untern Elbe, der Halberstädter im Wolfenbüttel'schen. Herzog Georg, jetzt kaiserlicher General, warb in seines Bruders Landen und in der Wetterau.

Wir beginnen unsern Bericht mit den Bewegungen auf der östlichen Flanke. Um einen sichern Uebergang über die Elbe zu besitzen, hatte Wallenstein unweit Deßau einen Brückenkopf auf dem rechten Ufer des Stromes angelegt, und den Befehl über die Schanze dem Oberst Aldringen anvertraut. Diesem Werke galt die erste Waffenthat des Jahres 1626. Nachdem Mannsfeld's Heer durch 3000 neugeworbene Schotten und etliche in Holland errichtete Reiterfahnen bis auf 12,000 Mann gebracht [4]) worden war, brach er im Februar 1626 aus seinen Winterquartieren bei Lübek auf, zog durch das Mecklenburg'sche nach der Mark Brandenburg, rückte von da ins Fürstenthum Anhalt ein, besetzte Zerbst, und fiel den $\frac{22.\ \text{März}}{1.\ \text{April}}$ die Deßauer Schanze an, ward aber zurückgetrieben. Bald darauf stieß der lutherische Inhaber des Magdeburger Erzstifts, Christian Wilhelm, mit seiner Heeresabtheilung zu ihm, worauf Mannsfeld, nun an der Spitze einer Macht von 16—18,000 Mann, seinen Versuch auf die Schanze erneuerte. Den $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$. April schlug er ein Lager in der Nähe auf, und gedachte den $\frac{1}{2}\frac{5}{5}$. einen Hauptsturm zu wagen. Aber indeß hatte Wallenstein, ohne daß es Mannsfeld merkte, eine Verstärkung unter dem Feldzeugmeister Grafen Schlick in die Schanze geworfen; in der Nacht des 24. ging er selbst mit der Reiterei über

[1]) Von der Decken I, 197 unten flg. — [2]) Aus letzten beiden Orten schrieb er an Wallenstein, Förster a. a. O. 420 flg. — [3]) Von der Decken I, 172. — [4]) Das. 198, vergl. mit Förster Wallenstein S. 422 unten flg.

die Brücke, und legte sich in einem Walde in Hinterhalt. Mannsfeld, dem diese Bewegungen verborgen blieben, griff wirklich den $\frac{15}{25}$. April mit seinem ganzen Heere den Brückenkopf an, ward aber von Schlick und Aldringen so kräftig empfangen, daß er den Rückzug antreten mußte. Nun brach Wallenstein mit seinen Reitern in die Flanke der Mannsfelder ein, und auch Graf Schlick rückte aus den Schanzen hervor. Der Feind, von Beiden in die Mitte genommen, erlitt eine völlige Niederlage: 5000 bis 6000 Mann bedeckten das Schlachtfeld, 2000 wurden gefangen, mit den Trümmern seines Volks flüchtete Mannsfeld nach der Mark Brandenburg [1]. Wallenstein verfolgte seinen Sieg nicht weiter, sondern behielt nach wie vor sein Hauptquartier in Aschersleben, wo er bis Ausgang Juli weilte. Zu dieser beim ersten Anschein schwer begreiflichen Unthätigkeit bestimmten ihn triftige Gründe.

Einmal mußte er gewisse Umtriebe nicht nur in Thüringen, sondern auch im sächsischen Kurstaate überwachen. Herzog Wilhelm von Weimar, der seit seiner oben [2] erzählten Entlassung aus kaiserlicher Gefangenschaft in die Heimath zurückgekehrt war, hatte heimlich die Lauenburger Versammlung (Mai 1625), darauf, nachdem der Krieg schon begonnen, das dänische Lager besucht, und im Winter dem Könige Christian IV. das Versprechen gegeben [3], zum Schwerte zu greifen. Während Mannsfeld gegen die Deßauer Schanze losbrach, wurden in Thüringen Vorbereitungen gemacht, um diese Zusagen zu erfüllen: lebhafte Unterhandlungen fanden mit den thüringischen Ständen, mit den Herzogen von Eisenach und Coburg statt. Der Plan war, 25,000 Mann zu Fuß und eine verhältnißmäßige Anzahl Reiter aufzubringen, welche man je nach Umständen entweder dem Mannsfelder, oder dem Könige von Dänemark, wenn letzterer, seinem Plane gemäß, nach Thüringen vordrang, zuführen wollte. Diese Anschläge, an sich schon gefährlich, wurden es noch mehr durch kursächsischen Rückhalt. Sonst hatte Kurfürst Johann Georg allen kriegerischen Gelüsten seiner ernestinischen Stammesvettern offen und insgeheim entgegen gearbeitet; jetzt wehte ein anderer Wind. Johann Georg billigte ausdrücklich die Verabredungen und that ihnen Vorschub [4]. Auch durch andere Beweise legte er sein Mißtrauen gegen den Kaiser an den Tag. Unter dem $\frac{3}{13}$. Januar 1626 erließ Johann Georg z. B. an Wallenstein ein gereiztes Schreiben [5], in welchem er den Feldhauptmann aufforderte, augenblicklich das Deßauer Land zu räumen und sich darüber zu rechtfertigen, daß er es gewagt habe, ohne Erlaubniß des Kurfürsten Kreisobersten den obersächsischen Kreis zu betreten. Man sieht daher, daß der Friedländer nicht ohne gute Ursache bis in den Juli seine Stellung bei Halberstadt behauptete, von wo aus er zugleich Kursachsen und Thüringen im Zaume zu halten vermochte.

---

[1]) Theatrum Europ. I, 922 flg. Khevenhiller X, 1235 flg. und der eigene Bericht Wallenstein's bei Förster a. a. O. S. 423. — [2]) S. 381. — [3]) Röse „Bernhard“ I, 120 flg. — [4]) Das. S. 120. — [5]) Förster „Wallenstein“ S. 418.

Wallenstein blieb noch aus einem andern Grunde. Nur durch seine Anwesenheit in dortigem Lande sicherte er gewisse Bewegungen, welche Tilly, wie unten gezeigt werden soll, in Hessen ausführte. Wäre Wallenstein — was der Feind wünschte — hinter Mannsfeld her nach Brandenburg oder Schlesien abgezogen, so würde der König von Dänemark Tilly's hessische Arbeiten gestört, vielleicht das Heer der Liga geschlagen haben. Der Herzog von Friedland spricht sich über diese Verhältnisse in einem Berichte [1]) an den Kaiser vom $\frac{26.\ \text{Mai}}{5.\ \text{Juni}}$ 1626 aus. „Sollte ich," sagt er, „dem Mannsfeld nachziehen, so würde dadurch der Kriegsschauplatz alsbald in Euerer Majestät Erblande verlegt, dieweil der Graf Tilly den mächtigen Feinden hierorts nicht wiederstehen könnte, da ihrer Viele, sobald ich aufbräche, auf ihn losstürzen würden."

Die Muße benützend, welche ihm Wallenstein auf solche Weise gönnte, sammelte Mannsfeld, so gut es ging, seine bei Deßau zersprengten Leute, später stieß, auf Befehl des Dänenkönigs, Herzog Johann Ernst von Weimar mit 5000 Mann zu ihm [2]). So geschah es, daß er Ende Juni wieder einen Heerhaufen von etwa 8000 Mann unter seinem Befehle hatte. Nun brachen er und der Weimarer über Frankfurt an der Oder in Schlesien ein, und drangen von da weiter nach Mähren vor, um dem Siebenbürger Fürsten die Hand zu reichen, den wir jetzt ins Auge fassen müssen. Gleich nach seiner Vermählung mit Katharina von Brandenburg hatte sich Bethlen Gabor zum Einfall in die kaiserliche Hälfte von Ungarn gerüstet, wohin ihn eine starke Parthei eingeborener Protestanten rief. Auch die Türken wurden in den Bund gezogen. Durch den englischen Botschafter in Constantinopel, Thomas Roe, unterstützt, wußte Bethlen bei der hohen Pforte auszuwirken, daß der friedlich gesinnte, von den Oesterreichern bestochene Pascha Sophi Mohammed von Ofen abgesetzt, und an seiner Stelle der kriegslustige Bosnier Murtesa Pascha in jenes Vassalik geschickt, und den Befehlen des Siebenbürger Fürsten untergeordnet wurde [3]). Mitte September rückte dann Bethlen mit einem großen Heere von Christen und Türken nach der Honter Gespannschaft [3]), und schickte zugleich einen seiner Generale mit leichter Reiterei voran, um den Weimarer und Mannsfeld, die eben bei Jablunka auf der mährischen Südgränze angekommen waren, nach Ungarn hinüberzugeleiten.

Indeß hatte Wallenstein, auf die Nachricht vom Abzuge der beiden Abenteurer aus der Mark Brandenburg, denselben den Obersten Pechmann mit einigen tausend Mann nachgesandt [4]), um sie wo möglich aufzuhalten, was aber Ersterem nicht gelang. Zuletzt mußte der kaiserliche Feldhauptmann, gedrängt durch Hülferufe Ferdinand's II., der seine

[1]) Abgedruckt bei Förster a. a. O. S. 429. — [2]) Theatrum Europ. I, 929. — [3]) Feßler Geschichte der Ungarn VIII, 589 flg. — [4]) Theatrum Europ. I, 929 b, oben und der Brief Wallenstein's bei Förster S. 54 Note.

Hauptstadt von Bethlen bedroht glaubte, sich selbst zu einem Zuge gegen den Siebenbürger und seine beiden deutschen Bundesgenossen entschließen. Er that es, aber erst nachdem in Folge seiner drohenden Haltung bei Halberstadt die Maaßregeln, welche Tilly in Hessen und auf der linken Flanke der großen katholischen Streitmacht auszuführen übernommen hatte, ins Werk gesetzt waren. Ende Juli beorderte er 7000 Mann unter dem Obersten Dufour zu dem Heere Tilly's, der voraussichtlich in der nächsten Zeit gegen den Dänenkönig sich schlagen mußte, und brach dann mit allem seinem übrigem Volke, 30,000 Mann stark, in Eilmärschen durch die Lausitz, Schlesien und Mähren nach Ungarn auf. Gegen Ausgang September bezog er bei Freistädtel an der Waag ein befestigtes Lager, wo der in Ungarn kommandirende General des Kaisers, Niklas Esterhazy, mit 20,000 Ungarn und der Ban von Croatien Georg Zriny mit seinen Croaten zu ihm stieß [1]). So schnell auch Friedland heranzog, gelang es ihm doch nicht, weder den Uebergang Mannsfeld's und des Herzogs von Weimar über die Waag, noch ihre Vereinigung mit Bethlen zu verhindern [2]). Nachdem so einer der Hauptzwecke seines Unternehmens verfehlt war, drang Wallenstein den 27. September, das Gepäck in Neuhäusel zurücklassend, nach Bars am Granflusse vor, und stand nur noch vier Meilen von Bethlen's Lager entfernt. Dieser, einen Angriff erwartend, fertigte dem Pascha von Ofen, welcher das Schloß Nograd belagerte, den Befehl zu, herbeizueilen. Schon oft hatten des Kaisers Feldherren die Erfahrung gemacht, daß Bethlen nie in die Länge Krieg gegen Oesterreich führe, und namentlich im Augenblicke der Entscheidung zum Frieden geneigt sey. Auch diesmal wollte man, ehe es zum Schlage kam, Unterhandlungen versuchen. Niklas Esterhazy schickte einen seiner Freunde, Johann Kery, an Bethlen Gabor, um ihm Frieden anzubieten; derselbe ward jedoch mit dem Bescheide abgewiesen, der Siebenbürger Fürst sey gewöhnt, den Frieden mit dem Schwerte zu erfechten. Bald jedoch bereute Bethlen Gabor seine Weigerung. Als er dem Feinde entgegen, am 30. September, nach Palank vorrückte, überschaute er vom Gipfel eines Berges das Lager des Friedländers, und überzeugte sich von der Ueberlegenheit der Kaiserlichen durch Zahl und Stellung. Schlagen wollte er unter diesen Umständen nicht, den Rückzug im Angesicht eines überlegenen Feindes antreten durfte er nicht. List sollte helfen, er schickte einen Unterhändler in das Wallenstein'sche Lager, um für einige Tage Waffenruhe auszuwirken und die Feldherren zu einer Unterredung einzuladen, welche, wie er versicherte, zu einem dauerhaften Frieden führen werde. Esterhazy, der sich für Bethlen's Uebermuth

---

[1]) Feßler a. a. O. S. 591 flg. — [2]) Ich folge hier Feßler, der sich auf eigenhändige Briefe Bethlen's beruft, weiß aber recht gut, daß nach dem Theatr. Europ. I, S. 930 und 945 b. flg. der Herzog von Weimar länger in Schlesien geblieben seyn soll. Ueberhaupt ist der ungarische Feldzug des Jahres 1626 aus Mangel an Archivquellen noch sehr dunkel.

rächen wollte, widersprach dem Antrage, warnte vor des Siebenbürgers Arglist und verlangte, daß man die schöne Gelegenheit zu einem gewissen Siege rasch benütze. Seine Gründe waren jedoch für Wallenstein eben so viele Aufforderungen, anderer Meinung zu seyn. Unfähig, einen Gleichgestellten neben sich zu dulden, wollte er dem stolzen Ungar durch den Sinn fahren, und stimmte für Annahme des Gesuchs von Bethlen. Als Esterhazy immer heftiger widersprach, soll [1]) der Friedländer geantwortet haben: „wenn ich gewiß wäre, über die Leichen der erschlagenen Feinde heute noch in Constantinopel einzurücken und auf den Kuppeln der Sophienkirche den kaiserlichen Adler aufzupflanzen, würde ich dennoch nicht schlagen." Esterhazy mußte schweigen, der gewünschte Stillstand ward dem Siebenbürger bewilligt. Allein in der Nacht des 1. Oktobers ließ Bethlen Gabor mehr Feuer als gewöhnlich in seinem Lager anzünden und durch 1200 leichte Reiter unterhalten, er selbst eilte dann unter dem doppelten Schutze der Dunkelheit und des Stillstands auf und davon. Am andern Morgen war er in Sicherheit. Die zurückgelassenen Reiter stießen wieder zu ihm.

Wallenstein konnte den Fürsten nicht verfolgen, weil die verheerte Umgegend keine Lebensmittel mehr bot, sondern mußte sich gleichfalls zum Rückzuge entschließen. Die Ungarn und Croaten besetzten die Gränzburgen, mit dem Kern des Heeres bezog Friedland das verschanzte Lager bei der Freistädter Brücke über die Waag. Weiter hinauf bei Passyen lagerte sein Unterfeldherr, Graf Heinrich Schlick. Andere Abtheilungen wurden anders wohin vertheilt, denn der Hunger zwang zur Trennung der Truppen. Wegen des lahmen Gangs der kriegerischen Unternehmungen begannen die Ungarn Mißachtung vor Wallenstein an den Tag zu legen, und mit diesen Gefühlen verband sich Haß gegen das fremde, räuberische Söldnervolk. Sogar für Geld wurden den Soldaten Lebensmittel versagt; die, welche in den Dörfern sich zerstreuten, um zu rauben, fielen in großer Zahl unter den Händen der Bauern. Mangel, Krankheit, tägliche Gefechte mit siebenbürgischen Streifpartheien oder mit dem Pascha von Erlau rafften fast die Hälfte der Wallenstein'schen Heeresmacht hinweg. Friedland empfand täglich mehr, daß für ihn in Ungarn keine Lorbeeren grünen [2]).

Den $\frac{10}{20}$. Oktober 1626 ließ Bethlen dem Kaiser neue Friedensvorschläge machen. Als sich bald darauf das Gerücht verbreitete, daß die kaiserliche Besatzung von Neuhäusel im Anmarsche sey, sandte er dem Weimarer Herzog, dem Grafen von Mannsfeld und dem Pascha Murtesa Befehl, zu ihm zu stoßen. Murtesa und Mannsfeld erschienen, aber nicht so der Herzog von Weimar, der aus Haß gegen Mannsfeld in seinen Quartieren blieb. Obgleich die Besatzung von Neuhäusel sich schnell wieder zurückzog, rückte Bethlen Gabor dennoch Ende Oktober

[1]) Feßler a. a. O. S. 593. — [2]) Ebendas. S. 591.

mit seinen beiden Bundesgenossen längs dem Granflusse gegen Bars hinauf, entschlossen dem geschwächten Gegner ein Treffen anzubieten. Aber wie Wallenstein früher aus Unverträglichkeit nicht schlug, so hinderten jetzt den Siebenbürger die Elemente und Aufruhr seiner eigenen Leute an der Ausführung seines Planes. Frost mit Schneegestöber trat ein. Die Ungarn in Bethlen's Heer und die Mannsfelder verlangten mit Ungestüm, daß man sie in die Winterquartiere verlege. Noch wilder tobten die Türken Murtesa's. „St. Demeterstag (mit welchem der Feldienst bei den Osmanen aufzuhören pflegte) ist vorüber," brüllten sie, überfielen Murtesa's Zelt und säbelten seine Leibwache nieder; der Pascha selbst entrann ihrer Wuth nur durch schnelle Flucht zu dem Siebenbürger Fürsten. Dieser aber eilte an der Spitze seiner Leute herbei, ließ die Empörer umzingeln, und verkündigte ihnen, daß in Zukunft er bestimmen wolle, wenn St. Demeters-, d. h. Bethlen Gabor's Tag seyn solle. Durch Hinrichtung der strafbarsten Aufwiegler wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Im Lager vor Bars erhielt Bethlen die kaiserliche Antwort auf seine Friedensanträge. Ferdinand II. erklärte sich bereit, auf die Grundlage derselben zu unterhandeln, da Bethlen nichts weiter als die Erneuerung der früheren Verträge begehrte. Beide Theile waren nur noch in wenigen unwesentlichen Punkten auseinander, und baldiger Abschluß ließ sich voraussehen. Bethlen verlegte daher sein Volk in die Winterquartiere, für sich selbst und seine Siebenbürger behielt er die besten vor, der Herzog von Weimar und dessen Fußvolk wurden nach St. Martin in der Thurokzer Gespannschaft, seine Reiter in die nächstgelegenen Dörfer gewiesen, die Mannsfelder sollten in dem Gebiete von Znio überwintern. Bei Todesstrafe untersagte Bethlen jede Ausschweifung, und machte den Herzog und den Grafen persönlich für Verletzungen der Mannszucht verantwortlich [1]). Seiner Seits führte auch Wallenstein im November die gelichteten Ueberbleibsel seiner Heeresmacht nach Preßburg und der Umgegend in die Winterquartiere. Aergerlich über den schlechten Erfolg des Feldzugs, und noch ärgerlicher über die unverhohlene Schadenfreude der Magyaren, beging Friedland in Preßburg eine grausame Frevelthat. Georg Zriny, aus dem Stamme des glorreichen Vertheidigers von Sigeth, Ban von Croatien, ein junger Mann vorlauter Zunge, und den Werth eines Feldherrn nach dem Muthe des Husaren messend, hatte — so berichtet der croatische Geschichtschreiber Georg Rattkay [2]), dem auch geheime Quellen des Münchner Archivs beistimmen — in einem Gefecht bei Palank einen türkischen Hauptmann verfolgt, erreicht, vom Pferde herabgeworfen und ihm den Kopf abgehauen; dann trat er vor den Friedländer, legte ihm den Kopf vor die

[1]) Die Beweise bei Feßler a. a. O. 597. — [2]) Memoria Regum et Banorum Croatiae. Viennae 1632 fol. S. 199.

Füße mit den Worten: „so müssen des Kaisers Feinde verfolgt werden, so will der Sieg erfochten seyn.“ Verächtlich erwiederte Wallenstein: „ich habe der abgehauenen Türkenköpfe schon genug gesehen.“ „Ja, gesehen genug,“ versetzte Zriny, „aber noch nicht einen einzigen selbst abgehauen.“ Friedland verzieh dem Ungar diesen Schimpf nicht. Nachdem ihm mehrere Versuche der Rache mißlungen, lud er während des Winters Zriny zu Gaste, und setzte ihm als Vorkost eine vergiftete Rettigwurzel vor, welche der Ungar gierig genoß. Einige Tage später starb derselbe im 31. Jahre seines Alters.

Nach Weihnachten 1626 wurde zu Preßburg der Friede zwischen Kaiser Ferdinand und Bethlen Gabor auf Bedingungen geschlossen, welche denen des Nikolsburger Vertrags vom Jahre 1622 ziemlich gleich lauteten. Herzog Johann Ernst von Weimar erlebte den Abschluß nicht mehr, er starb zu St. Martin am $\frac{4}{14}$. Dezember [1]). Schon vorher [2]) war sein alter Kampfgenosse dem Schicksale erlegen. Unzufrieden über die Unterhandlungen mit Wallenstein, hatte Mannsfeld von Bethlen 1000 Dukaten geborgt, sein Geschütz an den Pascha von Ofen verkauft und sich auf den Weg gemacht, um in Dalmatien ein Schiff zu besteigen, das ihn nach Venedig oder England tragen sollte, wo er dem Kaiser neue Fehden zu erwecken gedachte. Ein Haufen siebenbürgischer Reiter, die der Fürst mitgab, geleiteten ihn durch Sirmien und Bosnien, sein eigenes Volk ließ er zurück, und nahm nur die vertrautesten Offiziere mit. Unterwegs in dem bosnischen Dorfe Urakoviez unterlag er 46jährig der Schwindsucht. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich die beste Rüstung anziehen, und erwartete den Tod stehend, auf zwei seiner Günstlinge gestützt. Seine und des Weimarers Soldaten liefen auseinander, sie gingen theils nach Schlesien, wo noch mehrere von Johann Ernst zurückgelassene dänische Garnisonen lagen, theils nahmen sie bei Bethlen Gabor, einige selbst bei dem Pascha von Ofen, Dienste [3]).

So war der Kaiser von zwei schlimmen Feinden befreit. Einen dritten noch gefährlicheren raffte der Tod drei Jahre später weg. Bethlen Gabor erhob seit dem Preßburger Frieden keine Waffen mehr gegen Ferdinand II., obgleich er seine Natur nicht so weit bezähmen konnte, daß er nicht stille Ränke fortgesponnen hätte. Besonders geschäftig war er 1627, den Abschluß des 25jährigen Friedens von Szöny zwischen der Pforte und dem Kaiser zu hintertreiben; auch mit Gustav Adolf, seinem Schwager, stand er fortwährend in geheimer, wider Oesterreich gerichteter Verbindung. Zu Anfang des Jahres 1629 hatte er einen Anfall von Brustbeklemmung, welche in Wassersucht überging, er starb den $\frac{15}{25}$. November 1629, kinderlos. Bethlen, geboren 1580, stammte aus einer

---

[1]) Feßler a. a. O. S. 399, und Röse „Bernhard“ I, S. 124. — [2]) Mannsfeld's Testament, das er auf dem Todtenbette machen ließ, ist unter dem $\frac{18}{28}$. November 1626 ausgestellt. Theatrum Europ. I, 974. — [3]) Feßler a. a. O. S. 599. Senkenberg IV, 470 flg.

edlen, aber wenig begüterten siebenbürgischen Familie, er rühmte sich in den Zeiten des Glücks, im 30. Lebensjahre noch so arm gewesen zu seyn, daß ihm ein Kaufmann zu Kaschau nicht einmal hundert Thaler habe borgen wollen. Bethlen war seiner eigenen Größe Schmid. Mit seltener Schlauheit begabt, die feierlichsten Schwüre, die bündigsten Verträge zu brechen bereit, wenn es sein Eigennutz verlangte, angenehm und einschmeichelnd, wo es zum Ziele führte, wußte er das Schwert eben so gut zu führen, als er sich auf die krummen Wege der Politik verstand. In 42 Schlachten focht er während seines sturmbewegten Lebens, theils als Soldat, theils als Fürst und Feldherr. Für den reformirten Glauben, in welchem er geboren war, und auf dessen Bekenntniß er seine Größe baute, trug er großen Eifer zu Schau. Nichts war ihm geläufiger, als ein Gespräch über calvinische Lehrsätze, im Herzen aber betrachtete er den Streit der drei christlichen Confessionen, welcher damals die Welt zerfleischte, als eine Staffel zur Herrschaft für kluge Leute. Sobald sein Vortheil ins Spiel kam, galt ihm Coran, Meßbuch und Bibel, lutherischer, calvinischer, papistischer und türkischer Glaube gleich viel. Ein sächsischer Gesandte berichtet[1]) unter dem $\frac{17}{27}$. Oktober 1619 seinem kurfürstlichen Gebieter in Dresden folgenden Zug: „der (kurz zuvor zum König von Ungarn erwählte) Bethlen Gabor hat heute vor acht Tagen in der Pfarrkirche zu Preßburg die katholischen Cleriker das Amt lesen lassen, als sie fertig gewesen, wies er seinen calvinischen Hofgeistlichen an, auf ungarisch zu predigen, nachdem dieser sein Geschäft verrichtet, ist ein deutsch-lutherischer Prediger auf die Kanzel gegangen.“ Seine Jugendjahre brachte Bethlen an dem Hofe des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bathori zu, der ihn eine Zeit lang begünstigte. Als jedoch des leichtsinnigen Bathori Stern sich zum Untergange neigte, fiel Bethlen von ihm ab, ging nach Constantinopel, und wußte sich bei dem Sultan so einzuschmeicheln, daß er im Mai 1613 an Bathori's Stelle zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt wurde[2]). Denn dieses Land war damals ein Lehen der hohen Pforte. Mit Hülfe der Türken eroberte er sein neues Fürstenthum. Bathori wurde bald darauf, wie man sagt, ohne Bethlen's Zuthun, durch einige Edelleute ermordet. Die siebenbürger Stände bekräftigten hintendrein durch ihre Wahl die Ernennung des Großherrn.

Seit dieser Zeit erscheint der Winkel Erde, den Bethlen beherrschte, durch seine Fähigkeit als einer der Mittelpunkte europäischer Politik. Alle Mächte, die wider den deutschen Kaiser Böses im Schilde führten, Venedig, Frankreich, England, die Niederlande, Schweden, die deutschen Reichsfürsten, Dänemark, bewarben sich um seine Gunst, fast von allen erhielt er Geld, und alle betrog er der Reihe nach. Mehr als einmal

[1]) C. A. Müller Forschungen III, 286. — [2]) Den wahren Zusammenhang der Erhebung Bethlen's durch die Türken findet man nicht in ungarischen Quellen, sondern bei Hammer Geschichte des osmanischen Reichs IV, 464 flg.

stand er auf dem Punkte, das Königreich Ungarn an sich zu reißen, und der habsburgischen Macht den Todesstoß zu versetzen, dennoch führte Bethlen nie den letzten Streich, weil, wie uns scheint, Staatsklugheit stärker auf ihn wirkte, als Habsucht. Als der Fürst eines kleinen Landes, zwischen zwei große Reiche, den Kaiser und den Sultan, eingeklemmt, hielt er es für das Beste, ein Schaukelsystem zu beobachten, sich zwischen Türken und Oesterreichern hin und her zu wiegen: der Kaiser sollte nicht zu sehr geschwächt werden, damit er ihn im Falle der Noth als Bundesgenossen gegen die Türken gebrauchen könne, aber auch nicht zu mächtig, damit er nicht selbst seine Hand nach Siebenbürgen ausstrecke. Hätte Bethlen die ungarische Krone, welche ihm die Großen dieses Landes 1619 übertrugen, ernstlich zu behaupten gesucht, so durfte er sicher seyn, nicht nur die Eifersucht, sondern auch die Macht der Türken sich auf den Hals zu laden, ohne daß er dann in Deutschland einen Rückhalt fand, da mit dem Verluste Ungarns das Haus Habsburg, ohnedies damals von allen Seiten angefallen, vernichtet gewesen wäre. Bethlen's Absichten stimmten im Grunde besser mit dem kaiserlichen Vortheile überein, als der erste Anschein erwarten läßt. Sein Sinn stand dahin, auf Kosten des Türken die Moldau und Wallachei mit Siebenbürgen zu einem Reiche zu vereinigen, und sich den erblichen Besitz desselben zu verschaffen. Diesen Plan aber konnte Bethlen Gabor nur mit Hülfe des Kaisers ausführen. Wir glauben, daß er wider Gewohnheit die wahren Gedanken seines Herzens enthüllte, als er im Jahre 1624 durch seinen Kanzler Kamuthi in Wien folgenden Antrag[1]) machen ließ: „der Kaiser möchte Frieden mit den deutschen Protestanten schließen, um die Kräfte Spaniens, Deutschlands, Oesterreichs, in Gemeinschaft mit dem Siebenbürger, gegen die Türken zu kehren. Bethlen wolle den Oberbefehl über das christliche Heer übernehmen und den Kaiser kräftig unterstützen. Beide Theile sollen dabei gut fahren. Ferdinand II. werde ganz Ungarn (von welchem Lande die Türken damals mehr als die Hälfte inne hatten) und einen sichern Damm wider den Sultan bekommen.“ Als Bürgschaft treuen Zusammenhaltens verlangte er, wie früher berichtet worden, eine Erzherzogin zur Gemahlin, welcher er freie Uebung der katholischen Religion zusicherte, er ließ sogar die Möglichkeit eigenen Uebertritts durchblicken. Ja Bethlen ging noch weiter, er, der eifrige Calvinist, nahm damals Jesuiten in sein Land auf[2]). Sein Antrag ward in Wien verworfen, theils weil man dem doppelzüngigen Fürsten mißtraute, theils weil alle Gedanken des Kaisers auf Deutschland gerichtet waren. Noch in seinem letzten Jahre arbeitete Bethlen für seinen Lieblingswunsch in Constantinopel, indem er bei dem Sultan durch seinen Gesandten Toldolaghi um Belehnung mit der Mol-

---

[1]) Die Beweise bei Engel Geschichte des ungarischen Reichs IV, 437 unten flg. zu vergl. mit Khevenhiller X, 167 flg. 597. — [2]) Das. S. 438.

dau und Wallachei, unter dem Titel eines Königreichs Dacien, warb [1]). Des Fürsten Tod machte diesem naturgemäßen Gedanken für immer ein Ende. Eine Bestimmung in seinem Testamente ist als Ausdruck der Gesinnung des Siebenbürgers merkwürdig: er vermachte nämlich dem deutschen Kaiser, den er so oft und so hartnäckig bekämpft, so wie dessen Sohne, dem jüngern König von Ungarn, Ferdinand III., je zwei prächtige Pferde und 40,000 Dukaten [2]).

Nunmehr muß ich über die Bewegungen berichten, die indeß auf der linken oder westlichen Flanke des großen Kriegsschauplatzes vor sich gegangen. Noch einmal — aber auch zum letztenmale — war dort Hessen der Knoten des Kampfes. Nach dem Abzuge Friedland's aus dem Gebiete von Hessen-Kassel [3]), hatte Landgraf Moritz trotz der Anwesenheit einer von Merode befehligten Truppenabtheilung die Bewaffnung seines Landvolkes begonnen [4]), und durch die verschiedensten Mittel den Geist der Menge gegen den Kaiser und die katholische Parthei aufgeregt. Während des Winters gab er seinem geheimen Rath eine neue Gestalt, indem er dieses Collegium fast ausschließlich mit bürgerlichen Mitgliedern besetzte. Der fähigste und keckste unter den Neuernannten, Wolfgang Günther, ein Jurist, entwarf eine Denkschrift [5]), in welcher er zu zeigen suchte, die Zeit sey gekommen, wo man durch die letzten und verzweifelten Anstrengungen das Vaterland retten müsse. Er schlug als Mittel vor: „Aufruf von Freiwilligen, denen die eigenen Söhne des Landesfürsten mit gutem Beispiele vorangehen sollten; allgemeine Hingabe vom 10ten oder 20ten Theil des Vermögens eines Jeden auf den Altar des Vaterlands; neben der hergestellten Landwehr Verdopplung der von den Ständen bereits bewilligten tausend Söldner; das Verbot jeder Leistung an die Feinde, jeder Ausfuhr von Früchten; Einlieferung der Vorräthe in die befestigten Orte; völligen Bruch mit den Rittern, die, gleich indianischen Aepfeln, auswendig schön, inwendig todte Asche bärgen, und so lange sie den kaiserlichen Adler ihrer Schirmbriefe in der Höhe sähen, nichts von Gleichheit, nichts von vaterländischen Lasten hören wollten; innigste Verbindung des Landgrafen mit den Städten, welche schon in älteren Zeiten ihre Fürsten gerettet hätten; endlich als Organ solchen Bundes einen dauernden, mit den gehörigen Vollmachten versehenen ständischen Ausschuß;" Moritz billigte den Plan, ausdrücklich erklärte er, daß er nächst Gott seine und seines Landes Rettung einzig von der Mannhaftigkeit des „dritten Standes" erwarte [6]). Den 23. März / 2. April 1626 berief der Landgraf sämmtliche Städte zu einem Landtage nach Kassel. Sofort wurde ein Ausschuß von acht Mitgliedern gewählt und zur Verschwiegenheit beeidigt. Diese acht hießen alle landgräflichen Vorschläge zur Vertheidigung des Landes, zur gewaltsamen Unterwerfung

[1]) Hammer Geschichte des osmanischen Reichs V, 95. — [2]) Theatrum Europ. II, 149 a. unten. — [3]) Siehe oben S. 430. — [4]) Rommel neuere Geschichte von Hessen III, 611. — [5]) Das. S. 617. — [6]) Das. S. 618.

der aufrührerischen Ritterschaft, endlich auch zum Anschluß an auswärtige Mächte gut. Letzteres war die Hauptsache.

Der Landgraf sandte den einen seiner Söhne an den Erbstatthalter der Niederlande, Friedrich Heinrich von Oranien, Nachfolger seines im Jahr zuvor gestorbenen Bruders Moritz; den andern schickte er nach Paris mit Briefen für König Ludwig XIII., für Richelieu, für einige mächtige Große. In dem Schreiben [1]) an Ludwig XIII. hieß es: „der König möge das landgräfliche Haus, welches die Ehre habe, zu den getreuesten und ältesten Freunden Frankreichs zu gehören, in der äußersten Noth nicht verlassen.“ In dem Briefe [1]) an Richelieu stehen die Worte: „mit Vertrauen wende ich mich an Euch, Herr Cardinal, dem Wir alle jene weisen und großmüthigen Maaßregeln verdanken, durch welche Frankreich seinen Freunden theuer, seinen Feinden furchtbar geworden ist, und durch welche Ihr den verfallenen Ruhm Eurer, die gesunkenen Hoffnungen unserer Nation wieder gehoben habt.“ Als dritter Gesandter des Landgrafen ging der hessische Oberst Jakob Hille nach England, um dort Geld und einen Haufen Söldner zu erbetteln. Alle drei, die beiden Prinzen und Hille, machten schlechte Geschäfte, sie wurden mit schönen Worten und kahlen Vertröstungen abgespeist [2]). Schon vorher hatte der Landgraf Unterhandlungen mit dem dänischen Könige angeknüpft. Den $\frac{1}{11}$. April 1626 legte er dem ständischen Ausschusse die Antwort [3]) Christian's IV. vor. Sie lautete so: „wenn Moritz von Hessenkassel sich ohne Rückhalt und unter Mitwirkung seiner Stände entschließe, ein Heer aufzustellen, den Dänen mit Rath und That an die Hand zu gehen, im Nothfalle denselben seine Festungen zu öffnen, so verpflichte sich Dänemark, des Landgrafen Person, Land und Leute in Schutz zu nehmen, das nöthige Geld zur Werbung von 6000 Mann vorzuschießen, diesen Haufen zu besolden, auch den Herzog Christian von Halberstadt auf dem nächsten Wege nach Hessen zu senden“. König Christiern versprach ferner, daß er selbst mit der Hauptmacht dem Halberstädter folgen, und dem Landgrafen Alles, was ihm abgenommen worden, wieder verschaffen werde. Der ständische Ausschuß gab die verlangte Ermächtigung in vorsichtigen Ausdrücken, worauf ein landgräflicher Rath in das dänische Lager abgeschickt wurde, um mit dem Könige vollends abzuschließen und die verheißene Hülfe zu fordern [4]). Der Däne hielt sein Versprechen nur halb: die Summen zur Anwerbung von 6000 Mann blieben aus [5]). Dagegen erschien der Halberstädter auf der hessischen Gränze. Wir müssen uns jetzt zu diesem wenden.

Ende Februar zog Christian der Jüngere sein Volk, 6000 Mann stark, bei Wolfenbüttel zusammen. Sein erstes Unternehmen war gegen die Reichsstadt Goslar gerichtet; in einer Märznacht rückte er, begünstigt

[1]) Rommel III, 621, Note 579. — [2]) Das. S. 622 flg. — [3]) Das. S. 624. — [4]) Das. S. 625. — [5]) Das. S. 626 unten.

durch die Dunkelheit, vor die Stadt, schraubte an einem der Thore eine Petarde an, die ihre Wirkung nicht verfehlte: das Thor ward zerschmettert, aber auf den Lärm eilten die Wachen des Magistrats herbei und trieben die Halberstädter fort. Christian mußte abziehen [1]. Aus einem Briefe [2] Tilly's an Wallenstein, so wie aus andern Nachrichten [3] erhellt, daß der Rath von Goslar kaiserlich gesinnt war, während die Bürgerschaft zu dem Halberstädter hinüber neigte. Tilly schreibt unter dem $\frac{21}{31}$. März (nach Abtreibung des Halberstädters) aus Clausthal: „Bürgermeister und Rath der Stadt Goslar haben bereitwillig eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen angeboten, aber gemeine Bürgerschaft und Zünfte sind also widersinnig, aufrührerisch und bedrohlich, daß es nicht auszusprechen, und haben sich in ihrem hartnäckigen und bösen Gemüth so weit vertieft, daß sie den Bürgermeister festgenommen, und ihn niederzuschießen geschrieen, ja sich darauf hochvermessener Weise verlauten lassen, daß sie Niemanden andern, als Herzog Christian von Braunschweig den Jüngern, einzunehmen bereit wären." Ohne Zweifel hatte der Halberstädter vor dem Anfall mit einem Theil der Bürger Einverständnisse getroffen, die aber durch die Wachsamkeit des Rathes vereitelt wurden. Ueberall fühlte das Volk für den jungen Welfen, hingerissen durch sein ritterliches und keckes Wesen, so wie durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er — der einzige unter allen wider den Kaiser verschworenen Fürsten — die Sache des Lutherthums verfocht. Im Winter von 1625 auf 1626 bildete sich eine zahlreiche, aus verzweifelten braunschweig'schen Bauern und Landstreichern zusammengesetzte Räuberbande, die in der alten Harzburg, welche aus der Geschichte Kaisers Heinrich IV. so berühmt ist, ihr Quartier aufschlug, einen Anführer aus ihrer Mitte sammt mehreren Unterbefehlshabern wählte und vorgab, im Auftrage des Halberstädters zu handeln. Sie plünderte vorzugsweise die Güter des Herzogs von Celle, und es kam zu häufigen Gefechten zwischen ihr und den lüneburg'schen Landreitern [4]. Ich glaube, man muß aus dieser Thatsache, wie aus der früher berichteten Anfertigung von Keulen, die er bestellte, den Schluß ziehen, daß dem Halberstädter etwas, wie allgemeine Volksbewaffnung und ein Bauernkrieg vorschwebte: einen Landsturm der ganzen niedersächsischen Bevölkerung wollte er dem Kaiser und der Liga an den Kopf werfen.

Nachdem ihm der Versuch auf Goslar mißglückt war, rückte er Anfangs April in das benachbarte Fürstenthum Grubenhagen ein, wo der Lüneburger Georg Werbeplätze aufgeschlagen hatte, ging dann über die Weser und drang nach Paderborn vor, kehrte aber bald wieder in die welfischen Lande zurück, und besetzte die seinem Bruder gehörigen Städte Münden und Göttingen [5]. Den $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$. April stand er bei Nord-

[1]) Theatrum Europ. I, 925. a. v. d. Decken I, 198 unten. — [2]) Förster „Wallenstein" S. 422. — [3]) V. d. Decken a. a. O. S. 201, Note 1. — [4]) Das. S. 201 unten flg. — [5]) Das. S. 199 oben, 205 Mitte.

heim, von wo aus er Streifpartheien entsandte, um die kleinen Werbelager Herzog Georg's aufzuheben. Der Zweck dieser Hin- und Herzüge längs der hessischen Gränze war nur nebenbei gegen den Lüneburger gerichtet. Christian's Hauptabsicht ging dahin, dem Landgrafen von Kassel Gelegenheit zum Anschluß zu geben. Im Laufe des April erlies er mehrere Schreiben [1]) aus Grebenstein, Plessen, Münden, Göttingen an den Landgrafen. Der Halberstädter forderte, Moritz solle ihm die Landschaft an der Werra einräumen, seine hessischen Festungen öffnen, der gesammten Judenschaft Befehl geben, daß sie an den Grafen Solms, als obersten Werboffizier des Welfen, gegen Schirmbriefe Geld oder Gewehre abliefere, endlich solle er den Herzog Adolf von Holstein, der in Diensten der Liga einige hessische Orte besetzt hielt, aufheben lassen. Christian der Jüngere kannte seinen Mann: durch letztere Zumuthung wollte er, wie mir scheint, dem Landgrafen einen stählernen Schlagbaum setzen, oder mit andern Worten, jede Aussicht auf Versöhnung mit dem Kaiser abschneiden. Moritz sollte endlich einmal, ohne Möglichkeit der Umkehr, vorwärts getrieben werden. Allein die Antwort lautete abschlägig. Moritz glaubte Alles damit gethan, daß er dem Halberstädter einiges Korn, Hafer, Salz, Pulver bei dessen Annäherung ins Lager lieferte, und dem Grafen Solms Werbung auf hessischem Boden gestattete [2]). Jene Forderungen wies er ohne Ausnahme ab. „Die Besetzung der Werragegend", schrieb [3]) er zurück, „welche so ausgesogen sey, daß sie keine weitere Einlagerung ertragen könne, habe er bereits seinem Landvoigte Heinrich von Stockhausen übertragen. Eine heimliche Aufhebung des tollen, durch Jesuiten verführten Holsteiners sey weder dem Völkerrechte gemäß, noch rathsam." Gegen seine Räthe klagte [4]) Moritz: „Christian von Halberstadt habe zu wenig Fußvolk, und müsse sich daher vor dem Feinde verstecken, überdies sei er mehr auf Rettung der braunschweig'schen als der hessischen Städte bedacht." Man sieht, es war wieder das alte Lied. Dieser Landgraf forderte von seinen Verbündeten die uneigennützigste, hingebendste Hülfe, wollte aber für die gemeinsame Sache keinen Finger rühren. Die Andern sollten ihren Hals in die Schlinge stecken, er selbst aber gedachte außer dem Feuer zu bleiben. In einem Schreiben [4]), das Christian den $\frac{\text{29. April}}{\text{9. Mai}}$ 1626 von Göttingen aus an Moritz erließ, warf er dem Landgrafen ungescheut seine niedrige Gesinnung vor, stellte ihm die Vergeltung des allmächtigen Richters über Lebendige und Todte in Aussicht, und drohte zugleich mit der Rache des Dänenkönigs.

Ohne irgend ein Versprechen von Seiten des Hessen-Kaßlers beschloß der Halberstädter, noch einen letzten Versuch zu machen, ob er denselben nicht fortreißen könne. Ende April überschritt er an der Spitze

---

[1]) Rommel neuere Geschichte von Hessen III, 627, Note 582. — [2]) Das. S. 626. [3]) Das. S. 627 Note. — [4]) Ebendas.

von 30 Fähnlein Reiter die Diemel, welche damals die hessische Gränze bildete, und eilte an Kassel vorbei über die Fulda nach Hersfeld, in dessen Nähe der Graf Merode mit seinem Haufen stand, entschlossen denselben anzugreifen. Aber Tilly, zeitig hievon benachrichtigt, fiel ihm alsbald in die Flanke, ging bei Allendorf und Eschwege über die Werra und schob seine Völker bis Rotenburg vor. Um nicht von Niedersachsen abgeschnitten zu werden, mußte Christian in größter Schnelle den Rückzug antreten. Er ritt wieder an Kassel vorbei, zum Zeichen seiner Verachtung ein Frühstück verschmähend, das ihm der Landgraf auf freiem Felde anbot [1]. Schon damals zehrte ein schleichendes Fieber am Lebensmarke des kriegerischen Jünglings. Nachdem er die Städte Münden, Göttingen und Nordheim mit Schießbedarf versehen und zum tapfern Widerstand ermahnt hatte, ließ er sich nach Wolfenbüttel führen, wo er auf das Todtenbette sank.

Christian von Braunschweig, ehemaliger Bischof von Halberstadt, und während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges der ritterlichste Feind des Kaisers, starb 27jährig zu Wolfenbüttel den $\frac{6}{16}$. Juni 1626 [2]. Einige Schriftsteller bezeichnen den Bandwurm als das Uebel, dem er erlag, bald kam auch das Gerücht von Vergiftung auf [3]. Wir vermuthen, daß eine und dieselbe Ursache den frühen Tod des Halberstädters wie Mannsfeld's befördert haben mag. Beide fröhnten wilder Geschlechtslust. Der Siebenbürger Kemery, ein Günstling Bethlen Gabor's und selbst zugegen, da Mannsfeld sich im Herbste 1626 mit dem Siebenbürger Fürsten vereinigte, schildert [4] den damals 46jährigen Grafen als einen häßlichen, zusammengeschrumpften, kleinen, hasenschartigen Kerl, rühmt aber dagegen die außerordentliche Schönheit der Mädchenschaar, welche Mannsfeld mit sich herumschleppte. Daß Christian von Braunschweig dieselbe Leidenschaft hatte, erhellt aus dem früher [5] angeführten Zuge. Der Halberstädter war ein roher, wilder Jüngling und hat seinem Vaterlande viel Böses zugefügt, dennoch muß man bekennen, daß eine ehrliche, gerade Seele und ein ritterlicher Muth in ihm wohnte. Sterbend sprach [6] Christian die Ueberzeugung aus, daß dem Dänenkönige eine schwere Niederlage bevorstehe: eine Ahnung, welche zwei Monate später erfüllt ward.

Seit Christian's Abzug aus Hessen tritt Tilly in den Vordergrund. Außer daß er eine vorgeschobene Abtheilung des dänischen Heeres, welche den $\frac{1}{21}$. März Clausthal besetzte, gegen Ende des Monats zurücktrieb [7], hatte sich der Oberfeldherr des katholischen Bundes bisher darauf beschränkt, die Bewegungen des dänischen Kriegs zu beobachten. Tilly's

---

1) Rommel III, S. 628. — 2) Ueber den Todestag vergleiche man ebendaselbst S. 629 Note 586. — 3) Senkenberg IV, 457. — 4) Engel Geschichte der Ungarn IV, 450. Die Stelle ist genommen aus Katona XXXI. — 5) Oben S. 331. — 6) Bericht des Obersten Dufour vom 22. Juli 1626 bei von der Decken I, 370. — 7) Von der Decken I, 199 unten flg. —

Reiterei litt an Futtermangel, mit Schmerzen wartete er auf den frischen Graswuchs des Frühlings [1]). Jetzt aber rüstete er sich, den Landgrafen von Hessen so zu züchtigen, als wenn derselbe die Verbindung mit dem Dänen nicht blos versucht, sondern auch ausgeführt hätte. Der erste Schlag galt der Stadt Münden, auf deren Besitz Tilly, weil sie die Weser beherrschte und eine Brücke besaß, großen Werth legte. Christian von Braunschweig hatte 800 Mann unter dem Oberstlieutenant Lawis hineingeworfen; diese Besatzung fand an dem Muthe der Bürgerschaft trefflichen Rückhalt. Den $\frac{26.\ \text{Mai}}{5.\ \text{Juni}}$ umzingelte Tilly die Stadt, und forderte sie zur Uebergabe auf, welche der Befehlshaber verweigerte. Nach mehrtägiger Beschießung aus 12 groben Geschützen und zweimal abgeschlagenem Sturme, erstiegen Tilly's Leute in der Nacht des $\frac{30.\ \text{Mai}}{9\ \text{Juni}}$ — es war der Pfingstdienstag — die Mauern, und mordeten bis zum hellen Morgen, erbittert durch den rasenden Widerstand, welchen nicht blos die Besatzung sondern auch die Bürgerschaft leistete. Von jener blieben alle bis auf sieben Mann, von den Bürgern wurden über 1000 geschlachtet. Der Befehlshaber, vom Gefechte verschont, suchte freiwilligen Tod, er ließ sich von seinem Diener erschießen. Das Auffliegen des Pulverthurms an der Aegidienkirche beschloß die schreckliche Scene [2]).

Den Tag nach der Erstürmung Mündens erließ Tilly an den Landgrafen von Hessen-Kassel ein drohendes Schreiben [3]), worin er unverzügliche Aufnahme von 3—4 Fahnen kaiserlicher Völker in die Festung Kassel und Uebergabe einiger andern festen Plätze verlangte. Gesandte gingen hin und her, wobei die hessischen Bevollmächtigten mehrmals durchblicken ließen [4]), daß sie auf Hülfe aus Dresden hofften, was in Verbindung mit den oben mitgetheilten Thatsachen helles Licht auf die damalige Stimmung des Kurfürsten von Sachsen wirft. Der Landgraf meinte den Sturm mit seinen alten wohlfeilen Mitteln, Entschuldigungen, Versicherungen seiner treugehorsamsten Gesinnung gegen den Kaiser, und Klagen über die Noth seines Landes zu beschwören; gewähren wollte er nichts. Aber nun berief Tilly Prälaten, Ritter und Städte Hessens auf den $\frac{7}{17}$. Juni zu einer Versammlung nach Gudensberg, diejenigen Ständemitglieder, welche nicht erscheinen würden, mit der Strafe von Hochverräthern an kaiserlicher Majestät bedrohend [5]). Während die Mehrzahl der Städte erst in Kassel anfragte, ob sie kommen dürfen, fand sich die Ritterschaft auf die erste Ladung ein, so daß der Landgraf, um nicht Alles aus der Hand zu geben, es für das Räthlichste hielt, die Versammlung selbst zu beschicken. Durch seine Stellvertreter, den bairischen Obristen Grafen von Gronsfeld und den Generalkommißär Rupp, ließ [6]) Tilly den versammelten Hessen erklären: entweder Krieg und

---

[1]) Brief Tilly's an Wallenstein vom $\frac{18}{28}$. März 1626, bei Förster „Wallenstein“ S. 421. — [2]) Willigerod Geschichte von Münden S. 251 flg. nach Stadtchroniken. [3]) Rommel a. a. O. III, 630. — [4]) Das. S. 631 und 632. — [5]) Das. S. 633. — [6]) Das. S. 635.

Gewalt, oder habe der Landgraf vier kaiserliche Fahnen in die Veste Kassel aufzunehmen, seine übelgesinnten Rathgeber — namentlich den Juristen Günther — zu entfernen, und drittens die Regierung an seinen ältesten Sohn Wilhelm abzutreten; denn es sey erwiesen, daß Moritz seine Lehenspflichten gebrochen, die Feinde des Kaisers unterstützt, den Herzog Christian von Braunschweig herbeigerufen und alle Anstalten zur Austreibung des kaiserlichen Kriegsvolks getroffen habe.

Die starke Sprache der ligistischen Bevollmächtigten machte auf die hessischen Stände solchen Eindruck, daß sie nach Kassel schrieben [1]: „der Landgraf möge sich selbst überwinden um des Vaterlandes willen; er möge die drohende Verheerung des Landes, die Belagerung der Hauptstadt und ihre unseligen Folgen abwenden; die von Tilly verlangte Abtretung des Regiments begehrten sie nicht, wenn der Landgraf einen andern Ausweg wüßte, seyen sie von Herzen bereit, Beistand zu leisten, wo aber nicht, so bleibe ihnen nichts übrig, als anderswo Schutz zu suchen." Das heißt, sie drohten in milden Worten mit Abfall, wenn ihr bisheriger Gebieter nicht alle Forderungen des bairischen Feldherrn erfülle. In dieser fürchterlichen Klemme hoffte Moritz bessere Bedingungen zu erhalten, wenn es ihm gelinge, die weitere Verhandlung in seinen Wohnsitz nach Kassel zu ziehen, wo er die städtischen Abgeordneten umzustimmen rechnete. Er trug darauf an, daß ein Ausschuß der Gudensberger nach der Hauptstadt komme. Sein Wunsch wurde erfüllt, die Versammlung wählte acht Bevollmächtigte der Städte, eben so viele der Ritterschaft. Letztere gingen jedoch nur, nachdem ihnen Moritz Sicherheitsbriefe ausgestellt hatte. Tilly legte der Abreise des Ausschusses kein Hinderniß in Weg, wohl aber rückte er, damit das Geschäft rascher vorwärts schreite, mit seinem Kriegsvolk vor die hessische Hauptstadt, besetzte die Kassel überragenden Höhen von Sandershausen und Heiligenrode und schob seine Vorposten bis an die Thore der Neustadt [2]). Dagegen ließ der Landgraf die äußersten Festungsgräben erneuern, Halbmonde errichten, alle Bäume und Hecken der nächsten Umgebung niederhauen, und verstärkte die Besatzung so, daß im Durchschnitt vier Mann in jedem Bürgerhause eingelagert waren. Zwischen den hessischen Schanzbauern und den Tilly'schen Vorposten kam es täglich zu blutigen Raufereien. Während die Dinge draußen eine so drohende Gestalt annahmen, ging die Unterhandlung drinnen ihren traurigen Gang.

Den $\frac{21. \text{Juni}}{1. \text{Juli}}$ eröffnete der jüngere Landgraf Wilhelm im Namen seines Vaters den Gudensberger Bevollmächtigten auf dem Kaßler Rathhause die Gründe, warum Moritz die Regierung nicht abtreten, kaiserliche Besatzung nicht aufnehmen könne, und forderte sie auf, zu ihrem Landesfürsten zu halten, den kaiserlichen Feldherrn aber dahin zu vermögen, daß er sich mit andern minder ehrenrührigen und verderblichen

---

[1]) Rommel a. a. O. III, 636. — [2]) Das. S. 640.

Bedingungen begnüge. Er schlug zu diesem Behufe folgende, von Moritz selbst entworfene Versicherung vor: „daß der Landgraf in kaiserlicher Majestät und des Reiches Gehorsam verbleiben, die Haupt-Vesten des Landes in keine fremde Hand geben, den kaiserlichen Heeren Durchzug nicht verweigern und Alles thun wolle, was einem frommen Fürsten und Reichsstande gezieme." Eine solche allgemeine Zusage fanden jedoch die Ausschußmitglieder nicht genügend; ihre Antwort [1]) lautete: „sie könnten zwar ihrem Landesfürsten wegen der Mittel zu Befriedigung des Kaisers nichts vorschreiben, wenn aber diese Handlung sich zerschlüge, sey der Untergang des Landes gewiß. Ehe sie es so weit kommen ließen, müßten sie auf ihren früheren Vorbehalt fremden Schutzes zurückkommen; ohne handgreifliche Bürgschaften werde sich Tilly zu Nichts verstehen." So war es auch: den $\frac{26.\ \text{Juni}}{6.\ \text{Juli}}$ überreichte der bairische Feldherr dem Landgrafen seine Willensmeinung. Er stand von der Abdankung des Landgrafen, so wie von der Forderung, daß kaiserliches Volk in die Veste Kassel aufgenommen werde, ab, verlangte dagegen, Moritz solle einen schriftlichen Eid [2]) folgenden Inhalts unterzeichnen: „bei Verlust aller Lehen, die er vom Kaiser und Reiche trage, aller Güter, die er schon besitze oder noch erwerben möge, verpflichte sich der Landgraf von Hessen-Kassel für sich selbst und seine Nachkommen, daß er in kaiserlicher Majestät und des Reiches unterthänigstem Gehorsam beharrlich verbleiben, die Landesfestungen Kassel, Ziegenhain, Rheinfels in keine fremde Gewalt geben, sondern dieselben für sich selbst, das Reich und kaiserliche Majestät wahren, seine starken und unnöthigen Garnisonen abdanken, des Kaisers Feinden keinerlei Vorschub thun, allen auswärtigen Briefwechsel vermeiden, den kaiserlichen Kriegsvölkern jede Hülfe gewähren und im Nothfalle sein Land öffnen wolle." Außerdem forderte Tilly die Unterzeichnung einer zweiten, besonderen Urkunde des Inhalts, daß Moritz alle übelgesinnten Rathgeber — namentlich Wolfgang Günther — entsetzen, die Verwaltung der Gerechtigkeit gehörig bestellen, mit der Ritterschaft und den Ständen sich aussöhnen, und für die Beschädigungen, welche den adeligen Gütern zugefügt worden, vollen Ersatz leisten werde.

Das waren harte Bedingungen! Aber eiserne Noth drängte. Die zu Gudensberg zurückgebliebenen Ritter drohten [3]) den Landgrafen ganz der Rache seiner Feinde preis zu geben, wenn er den geheimen Rath Günther nicht augenblicklich entlasse. In Kassel selbst liefen Gerüchte von Anschlägen und Verschwörungen wider des Landgrafen Leben um, und von draußen kamen die schlimmsten Nachrichten. Unter dem $\frac{4}{14}$. Juli schrieben [4]) hessische Beamte, welche zu Münden mit Tilly unterhandelten, nach Kassel: „der Tod Christian's von Braunschweig habe

[1]) Rommel a. a. O. III, 639. — [2]) Das. S. 643. — [3]) Das. S. 641. — [4]) Das. S. 642.

den Angelegenheiten des Dänenkönigs einen schweren Stoß gegeben, Friedrich Ulrich, Christian's Bruder, stehe auf dem Punkte, mit seiner Ritterschaft zum Kreuze zu kriechen; die von Tilly bedrohte Stadt Göttingen, ohne Hoffnung des Entsatzes, werde demnächst übergehen, schon wanken Mecklenburg, Pommern, Bremen; Christian's IV. Kriegsvolk werde immer schwieriger, er selbst, fast täglich betrunken, sehne sich nach Dänemark zurück." Nach einigen weiteren Bittgesuchen verstand sich Tilly dazu, etliche der beschwerlichsten Punkte der Hauptversicherung wie der Nebenurkunde zu streichen, oder zu mildern. In dieser veränderten Form unterzeichnete Moritz den $\frac{9}{19}$. Juli 1626 beide Schriften [1]. Tilly wollte den Landgrafen jetzt, wo der Dänenkönig nahte, nicht aufs Aeußerste treiben, überdieß berechnete er, daß sich das Uebrige nach gewonnenem Siege über die Dänen von selbst finden werde: eine Voraussetzung, welche vollkommen durch den Erfolg bestätigt ward.

Während die Unterhandlungen mit Hessen-Kassel noch schwebten, hatte Tilly die Belagerung von Göttingen begonnen. Sie dauerte sechs Wochen, denn die vom Halberstädter Christian hineingelegte Besatzung wehrte sich mit größter Hartnäckigkeit, obgleich zuletzt Seuchen in der Stadt also wütheten, daß täglich fünfzig bis sechszig Personen starben [2]. Tilly ließ 300 Bergknappen aus dem Harze kommen, um durch Stollen das Wasser aus dem Stadtgraben abzuleiten. Der größte Theil derselben verlor über diesem mißlungenen Geschäfte das Leben. Nicht Schaufel und Hammer, sondern das grobe Geschütz brachte die Stadt zum Falle. Den $\frac{30.\ \text{Juli}}{9.\ \text{August}}$ war durch die fortgesetzte Beschießung eine Mauerlücke im Hauptwalle geöffnet, weit genug, um zum Sturme zu schreiten. Nun bot Besatzung und Bürgerschaft vertragsmäßige Uebergabe an, welche Tilly bewilligte. Die Bürgerschaft mußte eine Brandschatzung von 18,000 Thalern bezahlen, die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Indessen hatte Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, bisher Christian's IV. wichtigster Verbündeter, dem Glück der Dänen mißtrauend, und durch die Fortschritte der Kaiserlichen geschreckt, seinen Stammesvetter, den Lüneburger Christian, um Verwendung wegen eines Vertrags mit Tilly ersucht. Bei einer ersten Zusammenkunft mit dem Lüneburg'schen Abgesandten, der diese Sache besorgen sollte, den $\frac{1}{1}\frac{4}{4}$. Juli, äußerte sich Tilly günstig über Friedrich Ulrich [3]. Aber bei einer zweiten, drei Wochen später erfolgten Unterredung fand der Bevollmächtigte die Gesinnung des Feldherrn sehr verändert, denn Befehle waren indeß aus Wien eingetroffen, dem Wolfenbüttler nichts zu gewähren [4]. Die Unterhandlung zerschlug sich.

Nach der Einnahme Göttingens rückte Tilly den $\frac{5}{15}$. August vor Nordheim, um auch diesen Ort zu erobern. Da kam die Nachricht, daß

[1] Rommel a. a. O. III, S. 646. — [2] Von der Decken I, 211. Khevenhiller X, 1265 flg. — [3] Von der Decken I, 210. — [4] Das. S. 213.

der Dänenkönig mit der Hauptmacht im Anmarsche sey, und nur noch wenige Meilen entfernt stehe. Bisher hatte Tilly jeden entscheidenden Stoß zu vermeiden gesucht, jetzt aber war er entschlossen, die Schlacht anzunehmen, selbst zu erzwingen. Hiemit verhielt es sich so: ich berichtete oben [1]), daß der Kurfürst von Baiern bei Ausbruch des dänischen Kriegs nicht nur den Kaiser sondern auch die Krone Spanien um schnelle Unterstützung bat. Wegen spanischer Hülfe wurde in der zweiten Hälfte des Jahres 1625 zwischen den Höfen von Madrid, Wien, München hin und her verhandelt [2]), im Mai 1626 aber ein Congreß zu Brüssel eröffnet, auf welchem im Namen der Infantin Statthalterin der Freiherr von Schönburg, im Namen des Kaisers der Graf Schwarzenberg, im Namen des bairischen Kurfürsten der Freiherr von Preysing das Wort führten. Bald zeigte es sich, daß der Madrider Hof die eigennützigsten Absichten zu erreichen suchte. Spanien bot nämlich ein kleines Heer von 6000 Mann zu Fuß, 1000 zu Roß an, aber nur gegen folgende Hauptbedingungen: „es wird eine neue Liga errichtet, (die alte, an deren Spitze Kurfürst Max stand, hört folglich auf), sämmtliche Streitkräfte des neuen Bundes fechten allein in des Kaisers Namen, und empfangen blos von Wien aus Befehle; der Kaiser erklärt die holländischen Freistaaten in die Reichsacht, (und stürzt sich folglich in den Krieg, den Spanien seit 60 Jahren gegen Holland führte); der Kurfürst von Baiern übergibt die Festungen in der Unterpfalz, Heidelberg und Mannheim, (welche die Liga mit ihrem Schwert und Bogen erobert hatte und besetzt hielt) an Hauptleute der Krone Spanien.“ Sonnenklar war, daß der Madrider Hof die Verlegenheiten, in welchen sich Kurfürst Maximilian durch den dänischen Krieg befand, dazu benützen wollte, um für sich die Unterpfalz, nach welcher die Spanier längst angelten, heraus zu schlagen, zu Gunsten des Kaisers aber dem Baier die Leitung der Liga, welche diesen so groß gemacht, aus den Händen zu winden. Die Umstände begünstigten diese Berechnung, denn nicht der König von Dänemark allein stand damals gegen die Liga im Felde, sondern eben tobte der Aufruhr in dem von Max besetzten Lande ob der Ens [3]). Von Mannsfeld'schen Sendlingen aufgehetzt [4]), waren die dortigen Bauern im besten Zuge, den Dänen in die Hände zu arbeiten.

Nebenbei ermangelte die Statthalterin, während sie zu Brüssel mit Baiern wegen der Hülfe gegen Dänemark unterhandelte, nicht, denselben König von Dänemark zu keckem Widerstande anzufeuern, und ihm insgeheim Dienste zu erweisen. Als der dänische Gesandte Lorenz von Wensin mit Papieren, deren Veröffentlichung den Dänen sehr nachtheilig werden mußte, zu Lingen aufgefangen worden war, ertheilte die In-

[1]) S. 409. — [2]) Urkundliche Nachrichten über diese und die folgenden höchst wichtigen Verhandlungen, die bisher so gut als unbekannt waren, verdankt man dem Freiherrn C. M. v. Aretin, B. a. B. I, 213 flg. — [3]) Siehe oben S. 293. — [4]) Aretin a. a. O. S. 242 flg.

fantin sogleich Befehl, denselben auf freien Fuß zu setzen, und gab ihm ein Schreiben an seinen König mit, in welchem sie sich erbot, Dänemarks Sache bei künftigen Friedensunterhandlungen zu vertreten [1]). Man sieht: Spanien gedachte Dänemark gegen Baiern zu gebrauchen, wie etwa der Räuber die Pistole, die er dem Wanderer auf die Brust setzt, Hab und Gut verlangend. Allein Kurfürst Max blieb unerschütterlich: er verlangte Hülfe ohne verderbliche Bedingungen. So groß die Gefahr war, wollte er doch als Preis der Unterstützung weder den Spanier festen Fuß am Mittelrheine fassen, noch sich selbst die Leitung der Liga entwinden lassen. Seine Gesandte in Brüssel erhielten strenge Weisung [2]), auf die spanischen Vorschläge nicht einzugehen. Ende Juli machte Tilly einen letzten Versuch, 8000 Mann von der Statthalterin ohne Bedingung zu erhalten. Der Eilbote, den er aus dem Feldlager nach Brüssel schickte, traf daselbst den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. Juli ein; in den überbrachten Briefschaften stand, daß wenn die Hülfe nicht bewilliget werde, den katholischen Waffen in Niederdeutschland schweres Unheil drohe: alles war vergeblich [3]). Glücklicher Weise kam von anderer Seite Beistand. Gerade um die Zeit, da der Eilbote nach Brüssel abging, hatte sich Friedland dazu verstanden, vor seinem Abzuge nach Ungarn 7000 Mann seines Heeres zur Verfügung des bairischen Feldherrn zu stellen. Und nun beschloß Tilly, dem Feinde auf den Nacken zu rücken. Wir müssen uns jetzt ins dänische Lager wenden.

Die Plane Königs Christiern waren schon zu Anfang des Feldzugs durch den Unfall an der Deßauer Brücke verrückt, vereitelt. Hätte Mannsfeld damals gesiegt und den Friedländer zum Rückzuge nach Schlesien oder Böhmen genöthigt, so würde der Däne, gegen Westen von dem Hessen-Kaßler Landgrafen und dem Braunschweiger Christian, gegen Osten von General Fuchs unterstützt, mit der Hauptmacht auf Tilly losgegangen seyn, und es ist höchst wahrscheinlich, daß in diesem Falle der bairische Feldherr, von solcher Uebermacht angefallen, erliegen mußte. Aber jetzt gestalteten sich die Sachen anders. Brach Christiern wider Tilly los, so lief er Gefahr, daß Wallenstein alsbald von seiner starken Stellung bei Halberstadt aus dem Baier Hülfe leiste, wandte er seine Angriffe gegen Friedland, so drohte ihm ein Flankenmarsch Tilly's. Daher kommt es, daß alle Bewegungen des Dänen die größte Unsicherheit verriethen. Lange vor der Schlacht bei Lutter verzweifelte Christiern am glücklichen Ausgange seiner Sache. Zwei Abgesandte, welche der Herzog von Celle Ende April in das dänische Lager schickte, berichteten [4]) nach Hause: „wir sahen den König von Dänemark nur bei Tafel, zu welcher wir gezogen wurden. Die nachtheilige Veränderung, welche wir an seiner Person bemerkten, erschreckte uns. Er ist kaum noch kenntlich, sieht blaß, abgemagert, niedergeschlagen, höchst melancholisch aus, und hat wenig und unzusammenhängend gesprochen.“

---

[1]) Aretin S. 248. — [2]) Das. S. 226 flg. — [3]) Das. S. 239. — [4]) V. d. Decken I, 205.

Den ersten Streich im Feldzuge von 1626 richtete Christiern gegen Osnabrück. Im März schickte er eine Abtheilung seines Heeres nach dieser Stadt, um die Erwählung seines Sohnes zum Coadjutor des Bisthums zu befördern [1]). Das dänische Volk besetzte wirklich Osnabrück, mußte sich aber, durch Tilly bedroht, bald wieder zurückziehen [2]). Nun bedrängte Christiern den lutherischen Erzbischof von Bremen, Johann Friedrich, einen gebornen Herzog von Holstein, den der Däne im Verdacht geheimen Einverständnisses mit dem Kaiser hatte [3]), und knüpfte zugleich mit dem Herzoge von Celle, Christian dem Aelteren, Unterhandlungen an, in der Absicht, die Lüneburger herüberzuziehen. Allein man bezahlte den König von Celle aus mit schönen Worten, die nicht ernstlich gemeint waren, dagegen dem Dänen viel verschwendete Zeit kosteten [4]). Indessen hatte Tilly hinter dem Halberstädter Christian her seinen Zug nach Hessen-Kassel angetreten [5]). Auf die Nachricht hievon beschloß Christiern die Entfernung der Ligisten zu benützen, er rückte ins Hildesheim'sche ein, belagerte und nahm die von Friedländischem Volk besetzten Städtchen Peine und Steuerwald, und brach sodann gegen Halberstadt auf, um Wallenstein anzugreifen [6]). Alsbald wandte Tilly aus Hessen um, und versuchte im Rücken des Dänen die Stadt Hannover wegzufischen, aus welcher Christiern seine Besatzung abgerufen hatte. Der Versuch Tilly's auf Hannover mißlang zwar [7]), wohl aber mußte der Däne, um seinen Rücken zu sichern, wieder von dem Vorhaben gegen Wallenstein abstehen. Er kehrte in das Hildesheim'sche zurück.

Durch diese mißglückten Schachzüge wuchsen die Verlegenheiten Christiern's mehr und mehr. Damals schrieb [8]) Ludwig Camerarius, der Kanzler des Kurpfälzers, vom Haag aus, wo er sich aufhielt, an Gustav Adolf nach Preußen: „alle Zeit habe ich die Besorgniß gehegt, der König von Dänemark werde diesen Krieg mit schlechtem Glücke führen, da ich gleich Anfangs, als ich in seinem Feldlager war, von etlichen Kriegserfahrenen solche Dinge vernommen, die mir von ihm schlechte Hoffnung machten. Der König folgt nur seinem eigenen Kopfe und läßt sich durch guten Rath nicht leiten, worüber der Herzog Johann Ernst von Weimar und der Obriste über das Geschütz, Fuchs, bei Andern oft geklagt. Seit dem Ableben Christian's von Halberstadt ist Alles noch ärger worden, der gemeine Soldat hat schon nach des Königs Falle (bei Hameln) durch der Obersten Ungeschicklichkeit das Herz verloren, und sie sind in den schlimmen Wahn gerathen, als ob Alles schlecht bestellt sey" u. s. w. Im Laufe des Juli belagerte Tilly, wie wir sagten, Göttingen. Um der Stadt Luft zu machen, versuchte Christiern einen Handstreich gegen das von den Ligisten besetzte Schloß Calenberg. Als dies Tilly erfuhr, schickte er aus dem Lager von Göttingen den Grafen Für-

[1]) Tilly's Schreiben an Wallenstein vom 20. März 1626 bei Förster „Wallenstein" S. 421. — [2]) V. d. Decken I, 208. — [3]) Das. S. 208. — [4]) Das. S. 202 flg. — [5]) Oben S. 448. — [6]) V. d. Decken I, 208. — [7]) Das. S. 209. — [8]) Das. S. 211.

stenberg mit 4000 Mann ab, Calenberg zu entsetzen. Unterwegs stieß zu Fürstenberg eine friedländische Streifparthei, bestehend aus 2 Reiterregimentern und 300 Fußknechten, welche unter dem Befehl des Obersten Dufour eben das Schloß Marienburg von den Dänen gesäubert hatten. Die vereinigten Baiern und Friedländer fanden die dänische Reiterei bei dem Dorfe Rößing, eine halbe Stunde von dem Schlosse Calenberg, 6000 Pferde stark, schlagfertig aufgestellt, machten sogleich (den $\frac{11}{21}$. Juli) einen Angriff, und sprengten den Feind auseinander [1]. In Folge dieses Gefechts hob der Däne die Belagerung von Calenberg auf. Göttingen fiel etliche Tage später.

Neuntes Capitel.

Die Schlacht von Lutter am Barenberg mit ihren Folgen. Moritz von Hessen-Kassel muß abdanken. Herzog Johann Friedrich VI. von Weimar und die schwarze Magie.

Endlich traf im dänischen Lager die seit Langem sehnlich erwartete Nachricht ein, daß Wallenstein seine bisherige Stellung im Halberstädtischen aufgegeben habe, und hinter Johann Ernst von Weimar und Mannsfeld her nach Mähren und Ungarn ziehe. Jetzt beschloß der König, von der bloßen Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Von Wolfenbüttel, wo er in den letzten Tagen sein Hauptquartier gehabt, brach er nach Süden auf. Den $\frac{4}{14}$. August 1626 erschien das dänische Heer vor Seesen. Es war 16,000 Mann Fußvolk und gegen 6000 Mann Reiterei stark und führte 22 Geschütze [2]. Nach Einnahme des Schlosses von Seesen rückten die Dänen vor Nordheim, wohin Tilly, wie wir oben bemerkten, nach der Einnahme Göttingens sein Volk geführt hatte. Es kam zu einem Gefecht zwischen der Vorhut beider Heere. Allein in der Nacht vom $\frac{6}{16}$. auf den 17. August zog Tilly hinter Göttingen zurück bis nach Angerstein, wo er bis zum $\frac{12}{22}$. August verblieb. Er wollte nämlich erst das Eintreffen der friedländischen Hülfstruppen abwarten, die unter dem Befehle des Obersten Dufour nahten. Nachdem Dufour sehr thätigen Antheil an jenem Reitergefechte bei Rößing genommen, lagerte er, um seine noch zerstreute Mannschaft zu sammeln, vom $\frac{30.\ \text{Juli}}{9.\ \text{August}}$ bis zum $\frac{7}{17}$. bei Wernigerode. Nach erfolgter Zusammenziehung bestand sein Corps aus 32 Fahnen Reiter und 2 Fußregimentern [3]. Den $\frac{8}{18}$. August brach er von Wernigerode in der Richtung nach Göttingen auf, lagerte den $\frac{11}{21}$. bei Gleichen und stieß den $\frac{12}{22}$. bei Geismar zu Tilly. Ungeachtet eines heftigen Gewitters eilte

---

[1] V. d. Decken I, S. 212. — [2] Das. S. 216. — [3] Das. S. 217.

das vereinigte Heer noch am nämlichen Tag über Duderstadt hinaus nach dem Dorfe Welmannshausen.

Indessen war der König von Dänemark, triumphirend darüber, daß er den bairischen Feldherrn zum Rückzuge von Nordheim vermocht, am 12/22. gleichfalls bis Duderstadt vorgedrungen, indem er Tilly ungehindert auf seiner rechten Flanke ließ. Aus den Papieren der bei Lutter gefangenen dänischen Anführer ergab sich, daß Christiern IV. die Absicht hatte, sofort in Thüringen einzufallen, den Herzog Wilhelm von Weimar an sich zu ziehen, und dann den Krieg in die Länder der Liga hinüberzuspielen. Aber bis Duderstadt sollte er kommen, und nicht weiter. Wie die Dänen den 13/23. frühe ausrückten, fanden sie die im Süden und Westen gelegenen Dörfer vom katholischen Heere besetzt. Vielleicht wäre dem Könige ein rascher Angriff gelungen, weil die Eilmärsche der vorigen Tage Tilly's Volk ermüdet hatten, allein im Angesichte des Feindes verlor Christiern den Muth. Er stellte sein Heer in Schlachtordnung, in welcher dasselbe bis zum Abend unthätig verblieb; während der Nacht wandte er um gegen Wolfenbüttel. Als Tilly den 14/24. in der Frühe die feindliche Stellung untersuchen wollte, fanden sich keine Dänen mehr. Sofort beorderte er Dufour, mit der Reiterei die Feinde zu verfolgen, was der Oberst mit großem Nachdruck bewerkstelligte. Schon die ersten Tage des Rückzugs brachten den Dänen empfindlichen Schaden, viele Soldaten rissen aus, die Masse der Kranken verzögerte den Marsch. Den 16/26. August erreichten die Dänen, immer von Dufour's Reitern verfolgt, das Städtchen Lutter am Barenberge. Dieser Ort liegt in einem waldigen Thale, das nur zwei für Truppenmassen brauchbare Ausgänge hat, auf der einen Seite über Langelsheim, auf der andern über das Dorf Neuwallmoden. Wählten die Dänen den ersteren Weg, der zu weit von ihrem Rückzugspunkte Wolfenbüttel abführte, so liefen sie Gefahr, von dieser Festung abgeschnitten zu werden, schlugen sie den zweiten ein, so mußten sie sich durch lange und enge Hohlwege bei Neuwallmoden durcharbeiten. Christian IV. wollte noch den 16/26. August Mittags, wie von einer bösen Ahnung getrieben, weiter ziehen. Allein sein Gepäck war zu weit zurück, und Menschen und Pferde, durch die Märsche der beiden vorherigen Tage erschöpft, verlangten Erholung, wohl- oder übelwollend mußte der König weilen. Am Abende bezog General Fuchs, der den dänischen Nachtrab befehligte, eine Stellung hinter einem Bache, der nicht weit von dem Dorfe Nauen in die Neile fällt. Sein rechter Flügel reichte gegen Nauen hin, sein linker lehnte sich an das Vorwerk Rahden. Das Geschütz stellte Fuchs größtentheils im Mittelpunkte auf, zur Deckung seines linken Flügels ließ er auf einem ganz von Morast umgebenen Hügel eine Schanze errichten. Die Masse des dänischen Heeres lagerte längs dem Wege von Nauen nach Neuwallmoden, auf ihrer Vorderseite durch die Neile gedeckt. Noch immer

hofften die Dänen am andern Tage weiter ziehen zu können, ohne zur Schlacht gezwungen zu werden [1]).

Gegen Sonnenuntergang erschien Tilly in der Nähe des Feindes, und ließ sofort durch mehrere Fußregimenter und etliche Stücke Geschütz den Ausgang des Waldes, wo das Thal von Lutter anfängt, der dänischen Nachhut gegenüber besetzen. Abends entspann sich eine Kanonade, welche die Dunkelheit der Nacht endigte. Nur der Bach trennte die beiderseitigen Vorposten, sie standen einander so nahe, daß sie sich hätten unterreden können. Die Masse des Tilly'schen Heeres lagerte bei dem Dorfe Hahausen, wo auch der Oberste Dufour mit seinen drei Reiterregimentern, die in den letzten Tagen den rückziehenden Feind unabläßig verfolgt hatten, zurückblieb. Der kommende Morgen mußte entscheiden, ob der Jüte oder der Kaiser in Niederdeutschland Herr seyn solle.

Mit den ersten Sonnenstrahlen des $\frac{17}{27}$. August 1626 setzte sich der dänische Troß, gedeckt von einem großen Theile des Heeres, wieder auf dem Wege nach Wolfenbüttel in Bewegung. Christian hatte die Leitung des Rückzugs übernommen, indem er die Sorge, den Feind abzuwehren, dem General Fuchs überließ. Bald stockte das bunte Gewirre der Wagen, Pferde und Menschen in den Hohlwegen bei Neuwallmoden. Währenddessen versäumte Fuchs die Erfüllung seiner schweren Pflicht in Nichts. Morgens frühe stellte er seine Truppen in der am Tage zuvor besetzten Stellung auf, und bildete aus seinem Geschütze eine Batterie, welche die Brücke über den Bach vor seiner Fronte deckte, nur 3 Stücke blieben in der Schanze bei Rahden. Die Reiterei erhielt hinter dem Geschütz ihren Standpunkt. Der König von Dänemark war bereits über eine Stunde Wegs von Fuchs entfernt, als die Schlacht anfing. Erst gegen 10 Uhr Morgens rückte Tilly zum Angriffe vor, weil er die Ankunft etlicher Regimenter, die sich auf dem Marsche verspätet, in Hahausen zuvor erwartet hatte. Um die bezeichnete Stunde sahen die Dänen eine feindliche Abtheilung längs dem Rande des Waldes sich nach dem, von ihnen nicht besetzten Dorfe Dolgen ziehen, das auf ihrer linken Flanke lag. Diese Abtheilung war dazu bestimmt, den Dänen in die Seite zu fallen. Gleich darauf rückte ligistisches Fußvolk und Geschütz gegen die Fronte der Feinde los, und stellte sich ihnen gegenüber in Schlachtordnung auf. Tilly bildete aus 11 Kanonen eine Batterie, welche der dänischen gegenüber auffuhr. Das Geschützfeuer begann auf beiden Seiten.

Als die ersten Schüsse fielen, wandte König Christiern IV. um und begab sich zu dem Hauptkorps, das zwar schon auf dem Marsche in der Richtung nach Wolfenbüttel begriffen, aber noch nicht weit von seinem Nachtlager entfernt war. So schnell als möglich stellte er die Regimen-

[1]) Dieses und das Folgende nach von der Decken, der aus den Berichten der Generale, aus den Ueberlieferungen an Ort und Stelle, endlich aus eigener Anschauung der Gegend eine lichtvolle Zusammenstellung gibt I, 219 flg.

ter auf dem Orte, wo er sie traf, in Schlachtordnung. Sie bildeten eine zweite Linie, die aber mit der bereits im Gefecht begriffenen Nachhut unter Fuchs in keiner Verbindung stand, und durch eine viel zu große Strecke Wegs von derselben getrennt war, um ihr Hülfe leisten zu können. Dieser Fehler des Königs hat den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Lutter entschieden. Während Christian IV. die beschriebenen Anordnungen trifft, hatte Tilly den Grafen Gronsfeld mit 4 Regimentern zum Angriffe auf die Dänen beordert. Rasch drangen die Ligisten über den Bach, der die feindliche Fronte deckte, bemeisterten sich der Brücke über denselben und besetzten sie mit 200 Muskatieren. Nun ließ Fuchs die Reiterei vor seine Batterie rücken, die deßhalb ihr Feuer einstellen mußte, und warf eines der kaiserlichen Regimenter (Schönberg) über den Haufen. Dasselbe Schicksal hatte das Regiment Schmid, das jenes unterstützen sollte. Zu gleicher Zeit rückten drei dänische Fußregimenter aus ihrer Stellung heraus, setzten ebenfalls über den Bach, treiben das ihnen gegenüber stehende würzburgische Leibregiment in die Flucht und jagten es in einen Morast hinein. Letzteres Regiment hatte die Bestimmung, die große Batterie Tilly's zu vertheidigen. Nachdem es geworfen, stürzten die Dänen auf die Batterie los, konnten sie aber nicht nehmen, weil sie durch starke Verhaue gedeckt war.

Indessen Tilly sich bemühte, die Ordnung wieder herzustellen, indeß die Dänen unter großem Verluste gegen die Batterie Sturm liefen, hatte das Gefecht auch auf den Flügeln eine für die Ligisten ungünstige Wendung genommen. Die Abtheilung, welche nach Dolgen abgeschickt worden, um den Feind zu umgehen, bemächtigte sich zwar dieses Dorfes, allein sie konnte nicht weiter vordringen, weil der sumpfige Grund den beabsichtigten Seitenangriff auf die Schanze von Rhaden unmöglich machte. Die drei dänischen Kanonen, die sich in dieser Schanze befanden, wurden auf Dolgen gerichtet, das Dorf ging in Rauch auf, die Ligisten mußten es wieder verlassen. Die Schlacht schien sich zu Gunsten der Dänen zu wenden, weßhalb auch Tilly in seinem Berichte gestand, der Sieg sey Anfangs zweifelhaft gewesen. Aber ein glücklich ausgeführter Schlag gab den Sachen eine andere Gestalt.

Oberst Dufour war während der eben erzählten Vorgänge mit der kaiserlichen Reiterei auf einem schlechten Knüppelwege durch das dichte Gehölz, das den rechten Flügel der Dänen begränzte, von seinem Lager bei Hahausen gegen das Dorf Nauen vorgedrungen. Nachdem er über die Neile gesetzt, erschien er hinter dem Rücken der dänischen Schlachtordnung in demselben Augenblick, wo das Schmid'sche und Schönberg'sche Regiment vor den Dänen zurückweichen mußte. Fuchs änderte die Fronte, um dem neuangekommenen Feind die Spitze zu bieten. Dufour griff unverweilt an; die Dänen schon ermattet, und durch den eben ausgeführten siegreichen Stoß gelichtet, wurden geworfen. General Fuchs, Prinz Philipp, der jüngste Sohn des Landgrafen

Moritz von Hessen-Kassel, welchen sein Vater nicht lange zuvor in dänische Dienste gegeben[1]), und der Graf Solms blieben auf dem Platze. Nachdem die feindliche Reiterei auseinandergesprengt war, stürzten die siegreichen Kürassiere unaufhaltsam auf die dänischen Fußregimenter, die mit so viel Tapferkeit die ligistische Infanterie zurückgetrieben und die Tilly'sche Batterie vergebens zu stürmen versucht hatten. Das erschöpfte feindliche Volk hielt den ungestümmen Angriff nicht aus, es ward zersprengt oder niedergehauen. Jetzt gab Tilly seiner ganzen Linie Befehl zum Vorrücken. In wilder Flucht verließen die Dänen ihre Stellung am Bache, ihr rechter Flügel und das Centrum ward erschlagen oder gefangen. Die Truppen auf dem linken Flügel und die Soldaten, welche die Schanze bei Rahden deckten, warfen sich in das Gehölz bei Dolgen, aus welchem sich viele Dänen einzeln retteten. Der erste Akt der Schlacht war beendigt.

Bis zu diesem Augenblick hatte König Christiern IV. keinen Antheil am Treffen genommen; jetzt, nachdem die Flüchtigen schon unter die Regimenter der zweiten Linie, die er am Morgen aufgestellt, hineinstürzten, versuchte er es, die Schlacht wiederherzustellen. Er selbst leitete den Angriff. Vergeblich war die Tapferkeit, die er bewies, auch das zweite Treffen ward von dem siegreichen Heere Tilly's niedergeworfen. Dreißig Fahnen Fußvolk flüchteten in das Schloß von Lutter, der Wohnung des dortigen Amtmanns. Mehrere der angesehensten Männer aus der Umgebung des Königs fielen, Christian's IV. Leibwache zu Pferde wurde fast aufgerieben, er selbst entkam nur mit genauer Noth. Ein Haufen kaiserlicher Reiter hatte ihn, den nur noch zwei Diener begleiteten, fast umringt; ein Gefreiter streckte die Hände aus, um ihn zu greifen, da schoß einer der beiden königlichen Diener das Pferd des Korporals nieder. Dennoch war Christian der Gefahr nicht entronnen; sein Pferd stürzte bald darauf und blieb liegen. Der Stallmeister des Königs, einer von den beiden Begleitern, sprang von seinem Rosse und gab es dem Könige. So entkam Christian IV., auch der treue Stallmeister rettete sich und ward belohnt. Als Christian Abends, abgemattet, niedergeschlagen, auf athemloser Flucht an den Thoren von Wolfenbüttel ankam, hatte er nur noch 30 schwache Cornet Reiter bei sich.

Was von den Dänen nicht auf dem Schlachtfelde geblieben oder gefangen war, mußte in den Engpässen von Neuwallmoden, die von der kaiserlicher Reiterei besetzt worden waren, ein drittes Gefecht bestehen. Noch schlimmer ging es denen, die sich ins Schloß von Lutter geworfen. Tilly ließ Kanonen aufführen, und das Gebäude beschießen. Nach kurzer Gegenwehr ergaben sich die Dänen. Das ganze feindliche Geschütz, bestehend aus 22 theils mit dänischem, theils mit braunschweigischem Wappen gezierte Kanonen, das Schanzzeug, das Lagergeräth, das Gepäck,

[1]) Rommel, neuere Geschichte von Hessen III, 649.

zwei mit Schießbedarf und zwei mit Geld beladene Wagen fielen in die Hände der Ligisten. Auf dem Wahlplatze lagen über 4000 Dänen, 3000 Mann, worunter 102 Offiziere, wurden gefangen. Tilly ließ 2000 derselben unter seine Regimenter stecken. Sechzig Fahnen, sieben Standarten waren die Trophäen des Tages. Der Verlust Tilly's belief sich nicht hoch, am meisten litt die friedländische Reiterei, welcher die Ehre des Tages bei Lutter gebührt.

Nachdem Christian IV. Wolfenbüttel mit einer Besatzung versehen hatte, ging er weiter zurück nach Lauenburg und von da nach Stade, welcher Ort seinen geschlagenen Truppen zum Sammelplatz angewiesen war. Viele fanden sich daselbst ein, gelockt durch eine am $\frac{18}{28}$. August erlassene Bekanntmachung des Königs, welche jedem Knechte, der sich mit dem Gewehr einstellen würde, sechs, jedem ohne Gewehr kommenden vier Thaler zusicherte. Auch von denen, welche unter die Tilly'schen Regimenter gesteckt worden, liefen die Meisten davon, theils aus Vorliebe für die Sache ihres Herrn, theils um jenen Preis zu verdienen. Bald hatte der König wieder ein ansehnliches Heer beisammen. An die Stelle des gebliebenen Generals Fuchs wurde von Ranzau ernannt [1].

Die politischen Folgen des Siegs bei Lutter waren größer, als die militärischen. Die Vereinigung des niedersächsischen Kreises wider den Kaiser, von Anfang an baufällig, stürzte vollends zusammen. Der mächtigste Verbündete des Königs, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, hatte, durch Tilly's Drohungen geschreckt, schon vier Tage vor der Schlacht bei Lutter Befehl erlassen, daß sich seine wenigen, noch in dem königlichen Heere befindlichen Truppen von demselben trennen sollten. Gleich nach dem Siege erschien ein wolfenbüttel'sches Ausschreiben, welches allen Unterthanen des Herzogs verbot, fürder unter dänischer Fahne zu dienen. Zu gleicher Zeit verlangte Friedrich Ulrich von König Christian IV., daß die dänischen Völker alle ihm gehörigen Plätze räumen und an wolfenbüttel'sche Hauptleute übergeben sollten. Dieses Ansinnen wurde von dem Könige rund abgeschlagen. Der arme, einfältige, von seinen eigenen Räthen verlassene Herzog gerieth zwischen zwei Feuer. Als der ligistische Oberfeldherr den $\frac{\text{27. August}}{\text{6. Septbr.}}$ vor Wolfenbüttel erschien, bat Friedrich Ulrich, ihn persönlich sprechen zu dürfen. Tilly wies das Gesuch ab. Doch kam zwei Tage später ein Vergleich, oder vielmehr ein Unterwerfungsakt, durch Vermittlung des Herzogs von Celle, zu Stande: Friedrich Ulrich ergab sich der Gnade des Kaisers, unter der Bedingung, daß er und seine Unterthanen dem protestantischen Glauben treu bleiben dürften. Im Auftrage des Kurfürsten von Baiern gestand Tilly diesen Vertrag zu. Der Kaiser selbst hatte andere Plane, worüber weiter unten berichtet werden soll. Die meisten niedersächsischen Stände folgten dem Beispiele Friedrich Ulrich's. Außer den beiden Her-

[1] Von der Decken I, 230.

zogen von Mecklenburg, erklärten sich alle bereit, kaiserliche Besatzungen aufzunehmen. Auch die Mecklenburger verharrten bei der dänischen Parthei mehr aus Noth, als aus Treue, denn Christian IV. hatte gleich nach der Schlacht bei Lutter das Herzogthum stark besetzt, weil er es als die Vormauer seiner eigenen Erbländer ansah. Nur gezwungene Bundesgenossen blieben ihm.

Während der übrigen Monate des Jahres 1626 nahm Tilly eine Reihe fester Plätze weg, welche die Dänen vorher besaßen, Steinbrück, Lafferde, Neustadt am Rübenberg, Hoya, Rotenburg an der Wümme und andere. Hierauf bezog er mit dem Hauptkorps im Lüneburg'schen Winterquartiere. Anholt wurde mit einer Abtheilung an die Weser verlegt. Der König von Dänemark behauptete in Niedersachsen nur noch die Festungen Nordheim, Wolfenbüttel, Nienburg, Stade, deßgleichen etliche Orte im Brandenburgischen [1]. Mecklenburg hatte er dagegen ganz inne.

Nächst dem Dänenkönige fiel der Tag von Lutter am schwersten auf die Schultern des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel. Ich habe oben [2]) berichtet, daß der Reichshofrath 1623 bei Entscheidung des hessischen Erb-Streites das Kassel'sche Haus nicht blos zur Herausgabe des Marburger Antheils, sondern auch zum Ersatz für sämmtliche aus diesen Gütern bis dahin gezogenen Nutzungen verurtheilte. Moritz hatte, von Tilly gezwungen, Marburg abgetreten, aber mit dem Ersatze war er noch im Rückstand. Der redliche Stammesvetter zu Darmstadt berechnete den Werth eben dieses Ersatzes auf nicht weniger als siebzehn Millionen Gulden [3]), welche Summe die kaiserlichen Bevollmächtigten auf 1,357,154 Gulden herabzusetzen der Gerechtigkeit gemäß fanden: immer noch zu viel für den verarmten Kaßler Landgrafen. Darmstadt schwieg, bis Kassel im tiefsten Unglücke saß, nach dem Siege Tilly's bei Lutter schritt der Vetter ernstlich zum Werke. Da Moritz sich außer Standes erklärte, die Zahlung zu leisten, so verlangte Darmstadt als Faustpfand die Abtretung von 25 Aemtern, zusammen einer Strecke Landes, die fast viermal so groß war, als der unglückliche Anlaß des Streits — jener Marburger Antheil [4]). Was auch Moritz vornahm, um diese Gefahr durch friedliche Mittel, Einsprachen, Rechtsauseinandersetzungen, Bitten, Beweise abzuwenden — er mußte sich fügen, denn dem Darmstädter standen nicht nur seine eigenen Landfahnen, sondern auch spanisches Volk aus der Pfalz und ligistisches zu Gebot. Nachdem der Kaßler seine Rechtsgelehrsamkeit vergeblich gegen die Darmstädter Großmuth erschöpft, wandte er sich zuletzt an den Patriotismus der Aemter, welche in den Pfandbesitz des Gegners übergehen sollten. Ein Ausschreiben erschien, worin er seine landesväterliche Hoffnung aussprach, daß nicht ein einziger der

---

[1]) Von der Decken I, 240. — [2]) S. 374 flg. — [3]) Rommel neuere Geschichte von Hessen II, 225. — [4]) Rommel II, 226 und III, 652.

lieben Unterthanen sich zu einem so schändlichen Abfall werde verführen lassen, und zugleich die flehentliche Bitte beifügte, sie möchten seiner gegenwärtigen Hülfslosigkeit und täglich wachsender Gemüthsbewegung, vor Allem aber der „theuren (calvinischen) Religion" gedenken. Alles war vergeblich [1]: die Ritterschaft jener Aemter erklärte, was Gestalt sie nicht länger anstehen könne, die anbefohlene Huldigung dem Landgrafen von Darmstadt als Pfandherrn zu leisten; und dem Beispiele der Ritter folgten auch die Städte.

Damit kam Moritz noch nicht los. Sehr deutlich und wohlvernehmlich gab man ihm kaiserlicher Seits durch eine Reihe weiterer Maaßregeln zu verstehen, daß Hessen-Kassel nicht eher Ruhe erlangen solle, als bis er, der Landgraf, die Regierung des Fürstenthums in die Hände seines ältesten Sohnes niedergelegt haben werde. Moritz hatte einen Gesandten nach dem Lüneburg'schen zu Tilly geschickt, um den Oberfeldherrn zu bitten, daß er im bevorstehenden Winter das erschöpfte Hessen-Kassel mit Einlagerungen verschonen möge. Tilly versprach nur ein einziges Regiment ins Land zu verlegen; aber statt dieses einen rückten Anfangs Dezember 1626 drei herbei, und mußten versorgt werden [2]. Moritz, durch diesen Fingerzeig noch nicht mürbe gemacht, behauptete seinen Fürstenhut. Nun ermächtigte der Kaiser durch Befehl vom $\frac{4}{24}$. Januar 1627 den Darmstädter Landgrafen, von welchem indeß zu Wien auf neue Entschädigung für die Kosten, welche die Auspfändung des Kaßler Stammsippen verursacht habe, angetragen worden war, sich für solche Auslagen an Hessen-Kaßler Besitzungen zu erholen [3]. Als auch dies noch nicht wirkte, erhielt der älteste Sohn und gesetzliche Nachfolger des regierenden Kaßler Herrn, Wilhelm, von Wien aus — aber über Darmstadt — einen Wink, daß wenn er sich entschlösse, in persönliche Unterhandlung mit dem Darmstädter Hause zu treten, die obschwebenden Mißverhältnisse leicht beigelegt werden würden [4]. Diese Einflüsterung ging nicht verloren: Wilhelm, der junge Landgraf, unterhandelte hinter dem Rücken seines Vaters.

Jetzt erst, nachdem ihm auf solche Weise der Abfall seiner eigenen Familie in Aussicht gestellt war, bequemte sich Moritz zu dem sauren Schritt, den er längst hätte thun sollen. Den $\frac{1}{17}$. März 1627 legte er die Regierung in die Hände seines Erstgebornen nieder [5]. Aber scheidend fügte er dem von ihm 34 Jahre lang beherrschten Fürstenthum einen sehr schweren Schaden zu. Moritz besaß Kinder aus zwei Ehen [6]: aus erster mit Agnes, Tochter des Grafen Johann Georg von Solms-Laubach, den Thronfolger Wilhelm, aus zweiter mit Juliane, Tochter des Grafen Johann von Nassau-Dillenburg, sechs Söhne und drei

---

[1] Rommel III, 652 flg. — [2] Das. S. 660. — [3] Das. S. 664. — [4] Das. S. 669 flg. Rommel sucht zwar diese unangenehmen Dinge zu verhüllen, aber aus den von ihm angeführten Thatsachen geht hervor, daß die Sache sich so verhielt, wie im Texte berichtet wird. — [5] Das. S. 674. — [6] Stammtafel bei Rommel a. a. O. II, 314.

Töchter [1]. Nur auf Befriedigung seiner persönlichen Gefühle bedacht, vermachte der Landgraf, als er das Regiment abtrat, zum größten Schaden der Unterthanen ein volles Viertheil sämmtlicher Besitzungen des Hauses an die Kinder zweiter Ehe. Doppelt geschwächt durch die letzte Verfügung des abtretenden Herrn und durch die Darmstädter Pfandschaft, gelangte das arme Fürstenthum in die Hände des Thronfolgers. Während so Moritz sein eigen Fleisch und Blut zärtlich bedachte, vergaß er einen Diener, dessen Rathe er bis dahin fast ausschließlich gefolgt war, der Rache zahlreicher Feinde zu entziehen.

Den Juristen Wolfgang Günther, denselben, welcher jene patriotisch klingenden Plane zur angeblichen Rettung des „hessischen Vaterlandes" entworfen hatte, haßten alle Klassen wie einen Teufel: der junge Landgraf, weil Günther bei der letzten Erbtheilung geholfen, die Ritter, weil er diesen Stand stürzen wollte, der gemeine Mann, weil Günther ein Schinder des Bürgers und Bauers und — der erste Polizeiminister des Hessen-Kassel'schen Fürstenthums war [2]. Dieser Mensch fiel als Opfer des Regierungswechsels. Drei Tage nach dem Rücktritte des alten Landgrafen ward Günther am Kopf genommen, verhört und in verschiedenen Gefängnissen herumgeschleppt. Im Dezember 1627 mußte er 4 Stunden lang die Folter erstehen — und welche! Unter Anderem rieb man ihm die Haupthaare mit Branntwein ein und zündete dieselben an. Ein Jahr später führten ihn Soldaten von Kassel nach Ziegenhain ab, wo er unter den Händen des Scharfrichters endete [3]. Man kann solche Gräuel tadeln und doch wünschen, daß noch andere Mitglieder seines Standes, die, wie Günther, auf Fürstengunst rechnend, und stets liberale Redensarten im Munde, Ehrsucht im Herzen tragend, den höchsten Reichsadel gegen die Kaiser aufzuhetzen pflegten, zur Strafe gezogen worden wären. Keine Zunft hat so viel zum Verfalle des deutschen Reichs beigetragen, als die Doktoren des römischen Rechts mit ihrer Juristerei.

Der Darmstädter Landgraf Ludwig, zu dessen Gunsten die Kaßler Linie auf die beschriebene Weise ausgeplündert worden, erlebte die letzte Bereicherung seines Hauses nicht mehr. Er starb den $\frac{\text{27. Juli}}{\text{6. August}}$ 1626 neunundvierzigjährig. Sein Tod soll laut der Versicherung des landgräflichen Hofpredigers gar erbaulich gewesen seyn. Ludwig, sehr genau in den äußerlichen Andachtsübungen, beging stehend die lutherische Beichte; seine letzten Worte: „die Krone . . . . wurden durch den Tod unterbrochen, aber der Hofprediger fügte [4] sogleich den fehlenden Satz hinzu: „des Lammes wird Euerer fürstlichen Gnaden anjetzo beigelegt werden." Obgleich Ludwig V. von Darmstadt eine außerordentliche Gabe zu Erfindung neuer Steuern besaß, obgleich er die Frohnden der Darmstäd-

[1] Rommel a. a. O. III, 712. — [2] Das. S. 679, Note 643. — [3] Das. S. 681. — [4] Das. II, 235.

ter Bauern theilweise in Geldabgaben verwandelte, und überhaupt das Einkommen der Unterthanen so vollkommen als sein Eigenthum behandelte, daß er denselben selbst die Zahl der Flaschen Wein und die Dauer der Schmausereien vorschrieb, die bei Kindstaufen, Hochzeiten, Eheverlöbnissen, Weinkäufen gestattet seyen, obgleich er sein angestammtes Erbe durch List und Gewalt bedeutend vergrößerte, obgleich er endlich von der Krone Spanien ein erkleckliches Jahrgeld bezog, befand er sich doch meist in der Geldklemme. Ursache solcher Verlegenheit waren der Glanz des Darmstädter Hofstaates, die Verschwendung der Feste, die vielen Reisen, die großen Bestechungen wegen der Prozesse, die der Landgraf beim Kammergerichte und beim Reichshofrathe führte, endlich die Jagdwuth, welche Ludwig V. zu einer bis dahin in Hessen unerhörten Höhe trieb. Lange blieb Ludwig's V. Hofjägermeister, Georg Bernhard von Hertingshausen, der nur diejenigen Gemeinden, die ihn mit Geld abfanden, nicht durch Jagdfrohnden zu Grunde richtete, bei den Darmstädter Bauern in fürchterlichem Andenken [1]).

Noch muß ich hier eines andern deutschen Fürsten gedenken, dessen schauerliches Schicksal in den dänischen Feldzug von 1625 und 1626 verwickelt ist. Der gräuelvolle Mißbrauch, welcher seit mehreren Menschenaltern mit der Religion getrieben wurde, hatte zur Folge, daß der Glaube an Gott, Vorsehung, Christenthum in vielen Herzen erlosch, und einem Dienste finsterer Mächte Platz machte. Man kann sich nicht wundern, daß solche Unnatur besonders unter den Fürsten wucherte, weil diese vermöge ihrer Stellung am genausten den wahren Zusammenhang der kirchlichen Händel und die mit der Religion getriebene Heuchelei kannten. Im Jahre 1621 war mit seinem älteren Bruder Wilhelm, und dem jüngsten Bernhard, auch Herzog Johann Friedrich VI. von Weimar, geboren 1600 und unter den sechs Ernestinern, welche im dreißigjährigen Kriege gegen den Kaiser kämpften, der vierte, in die Dienste des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach getreten [2]). Johann Friedrich focht in der Schlacht bei Wimpfen, ging nach Abdankung des Durlach'schen Volks mit seinem Bruder Johann Ernst in die Niederlande, begleitete im September 1622 den Leichnam seines in der Schlacht bei Fleurus gefallenen zweitältesten Bruders Friedrich von Breda aus nach der Heimath, schloß sich im Frühjahr 1623 mit Wilhelm und Bernhard an den Halberstädter Christian an, wohnte der Niederlage bei Stadtlohn bei, floh mit Bernhard nach Breedevoort, kehrte aber schon im Oktober 1623 nach Weimar zurück. Später finden wir ihn wieder in den Niederlanden, von wo aus er nach Frankreich reiste, dann in die Heimath zurückkam. Indeß war der dänische Krieg ausgebrochen. Gleich seinen Brüdern Johann Ernst und Bernhard, ent-

[1]) Rommel a. a. O. II, S. 230 flg. passim. — [2]) Quelle für dies und das Folgende, die merkwürdige Schrift von Röse „Johann Friedrich der sechste, Herzog von Sachsen.“ Neustadt 1827. 8vo. S. 24 flg.

schloß sich auch Johann Friedrich seinen Degen dem Könige Christian IV. anzubieten. Urkundliche Nachrichten sind vorhanden, daß er seit dem Juni 1625 in dänischen Diensten stand. Johann Friedrich und Bernhard erhielten die Bestallung als Obersten, unter dem Befehl des ältesten Bruders Johann Ernst, der, wie wir wissen [1]), zum Generallieutenant des Fußvolks ernannt worden war. Mehrere Ursachen versetzten ihn bald in eine mißliche Stellung. Johann Friedrich stand schlecht mit Bernhard, der ein aufbrausender, unverträglicher Jüngling war, noch schlechter mit Johann Ernst, dessen hochfahrendes Wesen jener unwillig trug, dessen übergeordnete Gewalt er beneidet zu haben scheint. Ueberdies wurde Johann Friedrich durch seinen eigenen Stolz und seine Händelsucht in viele Ehrensachen und Zweikämpfe hineingerissen.

Mehr aber als Beides schadete dem jungen Ernestiner das Gerücht, welches im dänischen Lager umlief, daß der Weimarer verbrecherischen Umgang mit höllischen Geistern pflege und schwarze Magie treibe. Dieses Gerücht war nicht ohne Grund. Seit seiner Rückkehr aus Frankreich in die Heimath im Jahre 1624, bemerkten Hof und Einwohner von Weimar an dem Betragen des Herzogs allerlei Züge, welche Aufsehen erregten und zu schlimmen Deutungen Anlaß gaben. Derselbe mied die Gesellschaft seiner Brüder, lebte zurückgezogen auf den ihm aus dem väterlichen Erbtheil zugewiesenen Gütern Ichtershausen, Tambuchshof, Rheinhardsbrunn, und wenn er je nach Weimar kam, besuchte er Personen, die im Verdachte der Hexerei standen, auch mied er den öffentlichen Gottesdienst und nahm nie am heiligen Abendmahle Theil. Dabei äußerte er sehr anstößige Meinungen über die wichtigsten Punkte christlicher Religion: er meinte das Daseyn eines Gottes lasse sich nicht beweisen und bleibe darum zweifelhaft; er bestritt die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes, indem er sich auf eine Stelle im Prediger Salomo berief; er behauptete die Bibel sey ein Buch, wie andere mehr, sie enthalte viel Wahres und Schönes, aber auch manche Mährchen, worunter er die Wunder, die Stellen von Auferstehung der Todten, von einem jüngsten Gerichte begriff [2]).

Bei solchen Ansichten hätte man am wenigsten erwarten sollen, daß der Prinz an einen Teufel nicht nur glaubte, sondern sogar einen Bund mit dem höllischen Fürsten suchte. Denn wenn die Seele im Tode erlischt, kann der Mensch dem Dämon dieselbe nicht verschreiben, und ohne eine Bezahlung Dienste von dem Teufel zu erwarten, erscheint mehr als ungereimt. Allein die Falten unseres Innern sind unergründlich. Derselbe Herzog, der das Dasein eines Gottes verwarf, die Unsterblichkeit läugnete, brütete über dem Gedanken einer Verbindung mit unsichtbaren Mächten der Hölle. Johann Friedrich las die Bücher des Theophrastus Paracelsus, wahrscheinlich auch die Schriften von Pomponazzi, Cardanus,

---

[1]) Oben S. 426. — [2]) Röse a. a. O. S. 30 flg.

Jordanus Brunus, und Vanini, er suchte sich alte Zauberhefte und Segenssprüche zu verschaffen, mittelst welcher er die Stärke von zwölf Mann gewinnen, sich unsichtbar oder gegen Schuß und Hieb fest machen wollte, er sammelte Kräuter, trug räthselhafte Zeichen auf seinem Leibe, äußerte gegen Vertraute, daß gewisse Psalmen Davids, namentlich der 35., 45., 144. vortheilhaft gegen Feinde gebraucht werden können, er mischte Wurzeln, Gräser und andere Dinge, zerstieß sie im Mörser, läuterte Branntwein siebenmal, und gab sich solchen geheimnißvollen Beschäftigungen oft bis zwei Uhr des Nachts unermüdet hin. Arbeiten, die er bei Andern bestellte, mußten zu bestimmten Stunden vorgenommen werden. Einst ließ er aus einem Stücke eichenen Holzes, das er von Weimar verschrieb, zwei Degenhefte machen, mit der Vorschrift, daß der Schwertfeger die Arbeit Schlag eilf Uhr Mittags zu beginnen, Schlag zwölf Uhr zu beendigen habe. Namentlich legte er der Zahl Sieben eine große Bedeutung bei. Die siebenjährige Tochter des Scharfrichters zu Ohrdruff mußte ihm den Strick, an dem ein Verbrecher gehängt worden, aufdrehen, zu Garn spinnen und auf einen Knäuel wickeln, den er sorgfältig bewahrte. Wenn er ausritt, geschah es gewöhnlich des Abends, und häufig soll er den Weg nach dem Hochgericht genommen haben. Einmal gab er etlichen seiner Diener Befehl, Kopf und Ketten eines Gehängten herbeizuschaffen, ersteren um Moos darin zu suchen, letztere um sie in Stücke zu hauen, dann in Gewehre zu laden. Ein ander Mal ließ er sich ein trächtiges Schaf bringen, waidete dasselbe aus und aß das Gehirn des ungebornen Lammes.

Zuletzt schloß Johann Friedrich einen Bund mit dem Teufel [1].

Dunkele Gerüchte von solchen und wahrscheinlich von noch schlimmern Dingen liefen im dänischen Lager um, und vermehrten die Abneigung, welche der Herzog sich durch seine Händelsucht zugezogen. Ein Vorfall im September 1625 führte zu einem Ausbruche. Nachdem Christian IV. von dem Falle zu Hameln wieder hergestellt war, hatte er seit Ende September sein Hauptquartier zu Nienburg. Den $\frac{20}{30}$. Abends war große Aufwartung im Zimmer des Königs; die anwesenden Fürsten setzten sich zum Spiele. An einem Tische saßen die Herzoge Bernhard und Johann Friedrich von Weimar, sowie der Pfalzgraf Friedrich von Birkenfeld. Plötzlich entstand hier Lärm: Johann Friedrich sprang auf, behauptend von den beiden Andern um Geld betrogen worden zu seyn, gewaltsam nahm er seinen Gegnern den Gewinn ab, und scheint sie zum Zweikampf gefordert zu haben. Beleidigt durch diesen Auftritt in seinem eigenen Gemach, gab der König dem Herzog Bernhard und dem Pfalzgrafen Hausarrest, und befahl dem ältesten der Weimarer, Johann

---

[1]) Röse a. a. O. S. 34. Ich halte mich blos an die gerichtlichen Akten, also an unbezweifelbare Aussagen, ohne auf die metaphysische Frage der Möglichkeit eines Bundes mit dem Teufel einzugehen. Gewiß ist, daß der Herzog überzeugt war, einen Bund mit dem Bösen abgeschlossen zu haben.

Ernst, den dritten Spieler zu verhaften. Mit Hinterlist vollzog der Generallieutenant die Verhaftung. Johann Friedrich wehrte sich wie ein Verzweifelter, weil er die verlangte Ablieferung des Degens für eine unauslöschliche Schande hielt, er versuchte zuletzt in die Weser zu springen, ward aber übermannt. In einer schriftlichen Eingabe an den König vom $\frac{\text{22. September}}{\text{2. Oktober}}$ suchte der Gefangene in den bittersten und kühnsten Ausdrücken sein Betragen zu rechtfertigen, klagte seinen Bruder, den General, an, mit ihm nicht wie mit einem Cavalier, sondern wie mit einem Hunde umgegangen zu seyn, und äußerte: da man ihm die Ehre geraubt, solle man ihm lieber vollends den Kopf vor die Füße legen, die Urheber der That aber hätten zu verantworten, daß es mit ihm aufs Aeußerste gekommen und daß er des Teufels werden müsse [1]).

König Christian IV. fand gerathen, sich von diesem schlimmen Handel zurückzuziehen, und die Entscheidung den Weimarer Brüdern zu überlassen. Johann Ernst, der General, wandte sich an die übrigen Ernestinischen Höfe, indem er ihnen eine Darstellung der Nienburger Vorfälle überschickte, welche, wie nachher sich ergab, nicht der strengen Wahrheit gemäß war [2]). Indessen wurde zu Nienburg mit dem Gefangenen ein Verhör vorgenommen, in welchem bereits Anklagen wegen gotteslästerlicher Aeußerungen hervortraten. Johann Friedrich vertheidigte sich kühn und entschlossen, worüber der General in Verlegenheit kam. Die weiteren Maaßregeln Johann Ernst's verriethen Schwanken und Unsicherheit, eine Veränderung, welche dem Scharfblicke des Gefangenen nicht entging. In einem Schreiben [3]) an die zu Weimar weilenden Brüder Wilhelm, Albrecht, Ernst, drohte er, sich durch die Macht des Teufels in Freiheit zu setzen, wenn man ihn nicht los lasse. Die Ernestinischen Höfe stimmten für seine Befreiung. Johann Friedrich reiste sogleich aus dem dänischen Lager ab, und forderte unterwegs seine Brüder Bernhard und Johann Ernst zum Zweikampfe heraus. Nachdem diese Forderung zurückgewiesen worden, kehrte er auf sein Gut Ichtershausen zurück. Herzog Wilhelm machte seitdem verschiedene Versuche, den Grollenden mit den beim dänischen Heere zurückgebliebenen Brüdern auszusöhnen, und wußte wirklich die Seele Johann Friedrich's milder zu stimmen. Als aber Bernhard im Frühjahr 1626 nach Weimar kam, wachte der Rachegeist wieder in dem Gefangenen von Nienburg auf, er forderte den jüngsten Bruder zum zweitenmale vor seinen Degen. Doch vermittelte zuletzt Wilhelm nach peinlichen Unterhandlungen eine öffentliche Aussöhnung Beider [4]). Gleichwohl mied Johann Friedrich, wie früher, den Hof, versank in düstere Schwermuth und auch in ein Körperleiden. In diesem Zustande verschmähte er zwar den Rath der Aerzte nicht, welche ihm Wilhelm zuschickte, aber er fühlte keine Besserung. Damals schrieb [5]) er an Wilhelm: „hinsichtlich meiner Kur weiß ich noch nicht,

[1]) Röse a. a. O. S. 40. — [2]) Das. S. 41. — [3]) Das. S. 45. — [4]) Das. S. 50. — [5]) Das. S. 51.

was aus solcher werden wird, daher muß ich mich mit Hoffnungen begnügen, doch wollte ich wünschen, daß entweder der Tod oder eine andere Veränderung daraus entstünde, weil ich den jetzigen Zustand nicht in die Länge ertragen kann."

Die Berathungen, welche der Weimarer Hof pflog, führten zu dem Beschlusse, den Geisteskranken von Neuem in einer kriegerischen Bestallung unterzubringen. Da Johann Friedrich noch immer unüberwindlichen Widerwillen verrieth, unter Johann Ernst zu dienen, unterhandelte man mit König Christian, um dem Herzoge eine Stelle in Mannsfeld's Heere zu verschaffen. Allein während dieser Unterhandlungen verschwand Johann Friedrich plötzlich aus Thüringen. Nicht blos der Ort, wo er wieder zum Vorschein kam, sondern auch die Behandlung, welche er von Seiten seiner Brüder erfuhr, weisen darauf hin, daß es seine Absicht war, dem hochfürstlichen Hause Weimar, aus Rache für erlittene Unbilden, einen bösen Streich zu spielen. Allem Anscheine nach wollte er zur katholischen Parthei übergehen [1]. Den $\frac{27.\ \text{April}}{7.\ \text{Mai}}$ 1626 erschien nämlich Johann Friedrich in der Nähe Lippstadts, welches von kaiserlichem Volke besetzt war. Eine Streifparthie nahm ihn gefangen und brachte ihn in die Festung, wo er einen niederländischen Paß vorwies, und längere Zeit seinen wahren Namen verschwieg, bis er durch Händel, welche er mit dem Befehlshaber anfieng, genöthigt wurde, sich zu erkennen zu geben. Später stieß er im Zorn den Bedienten des Kommandanten nieder, der ihn seit der Entdeckung fürstlichen Standes in sein Quartier aufgenommen hatte. Auf Bitten des Weimarer Hofes erhielt er im Sommer die Freiheit wieder, verließ Lippstadt den $\frac{2}{12}$. Juli voll Zorns gegen den Kommandanten, und kehrte nach Ichtershausen zurück.

Seitdem trat eine Veränderung im Verhältnisse zwischen ihm und den fürstlichen Brüdern ein. Letztere verboten ihm je wider in Kriegsdienste zu treten, erwiesen ihm nichts als Kälte und Verachtung, und nahmen Jeden in Schutz, der gegen ihn sprach und handelte [2]. Anfangs hielt sich der Unglückliche ruhig, trieb aber eifriger als sonst Zauberei. Der Verkehr mit gewissen Leuten zu Weimar, meist Leuten von gemeinstem Stande und alten Weibern — von denen eine den bezeichnenden Spitznamen Sibylle führte — veranlaßte ihn öfters insgeheim bei Nacht die Stadt zu besuchen, wo er aber eben so unbemerkt wieder verschwand, als er gekommen war. Zuletzt versetzte ihn der Mangel an Achtung, über den er sich zu beklagen hatte, in Wuth. Seine eigenen Diener, vom Hofe zum Aufpassen angehalten, trotzten ihm und liefen mehrere Male davon, die Bauern des Dorfs gingen ihm als einem Teufelsgenossen aus dem Wege. In seiner gereizten Stimmung beging Johann Friedrich mehrere Verbrechen; er verwundete einen Weimar'schen Oberstlieutenant und erschoß etliche Einwohner von Ichtershausen.

---

[1] Man vergleiche daselbst S. 138. Nro. 86 die Aussage des Burgvogts zu Weimar. — [2] Das. S. 61.

Nun unterhandelte der Weimarer Hof mit dem Kurfürsten von Sachsen, als dem Haupte des Gesammthauses, über die Frage, was mit dem Unglücklichen zu thun sey. Seine Verhaftung war beschlossen, als der Herzog Wind erhielt und Anfangs April 1627 entfloh. Abermal nahm er seinen Weg zu den Ligisten. Ohne einen einzigen Begleiter erschien er in der Nähe des Lagers, welches Tilly vor Nordheim, das noch von Dänen besetzt war, aufgeschlagen hatte. Während Johann Friedrich auf einer Wiese saß, um sein Pferd weiden zu lassen, sprengte ein bairischer Kürassier herbei, um den Fremdling zu befragen, zu welcher Parthei er gehöre. Der Herzog schwang sich schnell auf sein Roß, feuerte eine Pistole auf den Reiter ab, fehlte, ward verwundet, gefangen, ins Lager geführt und dem Oberstlieutenant des Herberstorf'schen Regiments übergeben, der ihn der Aufsicht eines Lieutenants anvertraute. Johann Friedrich gerieth sogleich in Händel mit dem Offizier, entriß demselben den Degen und stach ihn durch den Leib. Gewaltsam mußte man ihn entwaffnen, wobei er mehrere Wunden erhielt, die seines Ungestümms wegen erst nach vier Tagen verbunden werden konnten. Tilly gab Befehl, den Herzog auf die Festung Erichsburg abzuführen. Als ihm dies von dem Oberstlieutenant angekündigt ward, gab er demselben eine Ohrfeige, wofür er so lange durchgebläut wurde, bis er sich dazu bequemte, in den Wagen zu steigen. Noch unterwegs verwundete er einen der Soldaten von der Bedeckung.

Indessen hatten die Brüder zu Weimar seine Gefangenschaft erfahren und wirkten aus, daß Tilly den Herzog Ende Mai 1627 nach Thüringen ablieferte. In dem ehemaligen Kloster Oldisleben war ein Gefängniß für ihn zubereitet, aus welchem man ihn sechs Monate später nach Weimar brachte. Der Kerker zu Weimar erhielt folgende Einrichtung: vor dem Zimmer des Gefangenen, das durch eiserne Gitter spärliches Licht empfieng, befand sich eine Wachtstube mit einer Kammer daneben. Von dort führte eine verschlossene Treppe zu einem größeren Raume. Neun handfeste Bürger aus Weimar waren bei Todesstrafe beeidigt worden, den Herzog zu bewachen, seine Bewegungen und Reden zu belauern, sich in kein Gespräch mit dem Gefangenen einzulassen, und Alles was sie wahrnehmen würden bis zu ihrer Todesstunde Niemand anders als den Vorgesetzten zu enthüllen. Zu jeder Stunde befanden sich zwei in der Wachtstube, welche durch eine verschlossene Thüre von dem Kerker getrennt war. Ein in der Wand angebrachtes vergittertes Loch setzte sie in Stand, jede Bewegung des Gefangenen zu beobachten. In der Kammer daneben schliefen bei Nacht noch vier andere der wachthabenden Bürger, die übrigen drei hielten sich in den untern Räumen auf. Die Wachtstube war mit einer Kanzel und andern zum Gottesdienst erforderlichen Einrichtungen versehen.

Zuerst sollten zwei Rechtsgelehrte, Dieskau und Kospoth, ihr Heil an ihm versuchen. Aber Johann Friedrich schickte sie mit Antworten

heim, die er von ihrer Zunft erlernt hatte: „er sey ein Fürst des deutschen Reichs, stehe als solcher Niemanden zu Recht, und sei sein eigener Richter.“ Die Juristen kamen nicht wieder, dagegen nahm den Unglücklichen jetzt die lutherische Geistlichkeit in die Arbeit: die Theologen von Jena, die Hofprediger von Weimar. Täglich wurden in der zur Capelle eingerichteten Wachtstube Beschwörungsformeln abgelesen, gepredigt, gesungen, gebetet. Manchmal behandelte der Herzog die Prediger mit Hohn und Spott, zuweilen gerieth er in Wuth und warf den geistlichen Herren Bibel, Gesang- und Gebet-Bücher an den Kopf. Man hatte ihn schwer gefesselt, er zerriß mehrmals die Ketten. Dennoch fuhren sie unablässig mit Bekehrungsversuchen fort. Als sie ihm einst wegen seines Unglaubens zusetzten, entgegnete [1]) er: „ich bin gerade so gläubig als meine Brüder, die Herzoge, welche mich gefangen gesetzt; wir glauben, der Eine wie die Andern, daß gehacktes Fleisch besser sey als Sauerkraut.“ Seine Zweifel am Daseyn Gottes, an der göttlichen Eingebung des geschriebenen Worts, an Unsterblichkeit der Seele verhehlte er nicht, den Beschuldigungen der Zauberei suchte er bald mit Spott, bald verlegen auszuweichen. Obgleich schon damals die Vermuthung angedeutet ward, daß Johann Friedrich wahnsinnig sey, läßt sich diese Annahme nicht begründen; er zeigte Verstand, Ueberlegung, Scharfsinn [2]).

Ich übergehe die übrigen Schicksale des Gefangenen, halte aber für nöthig, einige Aussagen [3]) der Wächter anzuführen: den $\frac{4}{14}$. Juli 1627, zur Zeit, da er sich in Oldisleben befand, stand der Herzog, nachdem er schon Tags zuvor wunderliche Bewegungen gemacht, von seinem Bette auf, sah in die Winkel des Kerkers, murmelte in einen jeden unverständliche Worte, sprach leise zum Fenster hinaus und machte dabei bald freundliche bald traurige Mienen. Bisweilen horchte er aufmerksam, als ob er eine Antwort erwarte. In der folgenden Nacht hörten die Wächter starkes Getöse unter dem Gefängnisse. Am andern Morgen sprach er gegen den Diener, der ihm Wasser brachte, lachend von dem Geräusch, kleidete sich dann an, nahm seine Ketten, befühlte ein Glied um das andere, und riß mit solcher Gewalt an denselben, daß der Kerker erbebte. Die Wächter ermahnten ihn vergebens zur Ruhe; dem Geistlichen, der das Gleiche that, rief er mit höhnischem Gelächter zu: „es soll und muß so seyn, ich will Euch sagen, warum ich solches thue, man hat mir vergangene Nacht zugerufen, ich solle mich los machen, sonst würde ich für einen schlechten Kerl gehalten.“ Gegen Abend, als er sich, laut der Aussage des Geistlichen, vor Belaurung sicher glaubte, setzte er sich in den Mantel gehüllt auf die steinerne Bank, welche nebst dem an die Wand befestigten Bette die einzige Bequemlichkeit des Kerkers war, winkte mit Kopf und Händen nach dem Fenster, lachte und ge-

---

1) Das. S. 85. — 2) Das. S. 76 unten flg. — 3) Das. S. 92 flg.

bährdete sich, als wenn Jemand neben ihm sitzend mit ihm spräche. Bald redete er heimlich, bald hielt er das Ohr an die Wand, um zu hören, was der Unsichtbare spräche, dabei schüttelte er zuweilen mit dem Kopfe oder schlug zornig um sich und machte Bewegungen, wie wenn er etwas zum Fenster hinaus scheuchen wollte. Als dieses Spiel zu lange dauerte, ordnete der Beichtvater eine Betstunde in der Wachtstube an; wie man nun die Worte sang: „vor dem Teufel uns bewahr" sprang der Herzog wüthend auf und tobte durch das Zimmer. Später rief er dem Bösen öfter unter dem Namen Hippokras oder Herrman, und wenn der Unsichtbare, nach seiner Meinung, erschienen war, überhäufte [1]) er ihn mit Vorwürfen. Manchmal klagte er ihm sein Mißgeschick: „deine Kräuter und Wurzeln haben mir nicht geholfen" oder „siehe ich bin mitten unter meinen Freunden und doch geschieht mir solches. Warum hast du mir nicht vorausgesagt, daß es mir so gehen werde." Nicht blos die Wächter und der Beichtvater sagten diese und ähnliche Dinge aus, auch der Oberaufseher des Kerkers, Herr von Sandersleben, bezeugte [2]), einst zwischen Johann Friedrich und dem Unsichtbaren einen heftigen Wortwechsel in französischer Sprache gehört zu haben, welcher so lange anhielt, bis der Prediger eine Betstunde anordnete. Beim Gesange des Liedes „Gott der Vater wohn uns bei" sey dann der Herzog wie rasend gegen die Thüre gerannt.

Immer wilder wurde der Gefangene über dem Gottesdienste, so daß man ihn zuletzt während der Predigt und der Gebete mit Ketten an die Wand schloß [3]). Auch die Verlegenheit der herzoglichen Brüder wuchs. Seit dem Herbste 1628 unterhandelte Herzog Wilhelm neuerdings wegen der Zukunft des Unglücklichen mit dem kursächsischen Hofe und zwar unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit; er sandte seinen Beichtvater Magister Lippach, ohne ein Beglaubigungsschreiben, ohne irgend welche Vorschrift nach Dresden, Alles sollte mündlich abgemacht werden. Bald darauf erlag der Gefangene seinem Schicksale. Den $\frac{16}{26}$. Oktober legte Johann Friedrich das Geständniß im Kerker ab, sich dem Teufel mit seinem Blute verschrieben zu haben: den andern Morgen fand man ihn todt, mit dem Gesichte gegen die Erde gekehrt, in gekrümmter Stellung, eine blutende Wunde in der Seite. Die Wächter aber wurden sogleich in den Dienst des Weimar'schen Hofstaates aufgenommen [4]).

Kein Mensch zweifelte daran, daß Herzog Johann Friedrich von Weimar wirklich im Bunde mit dem Teufel stand, so verbreitet war damals der Glaube an die schwarze Magie. Ich will noch einige Beispiele anführen, indem ich mich auf gerichtliche Urkunden oder Aussagen von Augenzeugen beschränke. Bei dem hessischen Oberhofmeister von Baumbach, dem Geliebten der Landgräfin Maria von Hessen-Mar-

[1]) Das. S. 94. — [2]) Das. S. 95. — [3]) Das. S. 100. — [4]) Das. S. 104.

burg [1]), der wegen Hexerei in peinliche Untersuchung gerieth, fand man Zauberbücher, Wolfsaugen, Alraun. Auch wurde der gerichtliche Beweis gegen ihn geführt, daß er bei einem Jünger der Magie Unterricht in der Freischützenkunst nahm, wobei der Freischütze den Namen Gottes mißbrauchen und seine Seele auf etliche Jahre der Hölle verschreiben mußte [2]). In dem Berichte, welchen Oberst Pappenheim 1626 nach seinem Siege über die Bauern des Herzogthums ob der Ens erstattete, sagt [3]) er: „höchlich zu verwundern und schier unglaublich, aber dennoch wahr ist, daß eine Kugel aus grobem Geschütz Einen aus der Bauern Hauptleuten auf die Brust traf, aber viele Schritte wieder zurückfuhr — ohne den Getroffenen zu verletzen.“ Als Grund führt er an: besagter Hauptmann und sein Pferd seyen verzaubert gewesen. Viele Dinge der Art finden sich im Tagebuche des bairischen Obersten Fritsch. Er erzählt [4]) z. B., daß sie 1638 vor Breisach eine Schanze einnahmen, in welcher Franzosen lagen, die alle „fest oder gefroren“ gewesen, weßhalb man sie mit Kolben habe todtschlagen müssen. Denn der Teufel bewahrte, nach dem Glauben jener Zeit, seine Schützlinge nur gegen Schuß- und scharfe Schnittwunden, aber nicht gegen die Gewalt der Knittel und Keulen.

Zehntes Capitel.

Weiterer Verlauf des dänischen Kriegs. Der Feldzug von 1627. Das Brandenburger Kurhaus und Georg Wilhelm. Wallenstein wird zum Herzog von Mecklenburg erhoben.

Während des Winters von 1626 auf 1627 machte Christian IV. große Anstrengungen, um sein Heer wieder auf einen achtunggebietenden Fuß zu setzen. Aus Schottland und England zogen ihm etliche neu errichtete Regimenter unter Lord Maxwell und dem General Morgan zu, dagegen blieben die von Karl I. versprochenen Summen aus. Aber der französische Hof schickte Geld und erlaubte dem Grafen Montgommery 3000 Mann für den dänischen Dienst zu werben. Christian IV. selbst scheute keine Unkosten, sich gute Soldaten aus Deutschland, Artilleristen aus Holland zu verschaffen. Er ließ bekannt machen, daß er einem geschickten Konstabler des Jahrs 100—200 Thaler, ja noch mehr bezahle [5]). Nachdem er die Schaaren Morgan's und Montgommery's an sich gezogen, hatte er im Frühling 1627 wieder 24,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter unter seinem unmittelbaren Befehl [6]). Auf seiner linken (der

---

[1]) Siehe S. 373 unten flg. — [2]) Rommel, neuere Geschichte von Hessen II, 60, Note 66. — [3]) Fr. Kurz, Beiträge I, 421. — [4]) Westenrieder, Beiträge IV, 168 oben. — [5]) V. d. Decken I, S. 242. — [6]) Das. S. 244.

östlichen) Flanke erschienen mehrere neue Vertheidiger der dänischen Sache, welche die Stelle der im letzten Feldzuge gebliebenen Anführer, der Generale Fuchs und Ranzau — letzterer war Ende 1626 gestorben — sowie Mannsfeld's, Johann Ernst's von Weimar und des Halberstädters Christian vertreten sollten. Die Mark Brandenburg hielt Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach mit einem Haufen von 5000 Mann besetzt, die er mit englischem Gelde geworben. Die von dem verstorbenen Johann Ernst in Schlesien zurückgelassenen dänischen Besatzungen befehligte der alte Graf Thurn, die Brandfakel des 30jährigen Kriegs, und der lutherische Erzbischof von Magdeburg, Christian Wilhelm. Im März 1627 besetzte Christian IV. die befestigte Linie zwischen der Weser und der Wümme mit fast 30,000 Mann. Diese schon früher vorhandene und während des Winters hergestellte Linie erstreckte sich von Etelsen bis Ottersberg, sie wurde rückwärts noch durch eine Schanze bei Baden gedeckt. Unthätig verweilte der König daselbst länger als einen Monat, erwartend was seine Feldobersten an der Elbe und in Schlesien thun würden.

Gegen Georg Friedrich von Baden-Durlach erschien kaiserlicher Seits zuerst Herzog Georg von Lüneburg auf dem Kampfplatze; er ging Ende April über die Elbe, und bemächtigte sich mehrerer brandenburgischen Plätze, die in den Händen der Dänen waren. Nun zog aber der Markgraf, vereint mit dem General Schlammendorf, alle auf dem rechten Ufer der Elbe befindlichen dänischen Truppen zusammen. Beide besetzten die Stadt Havelberg und ließen den dortigen Domhof verschanzen. Georg von Lüneburg konnte sich nicht mehr auf dem rechten Elbufer halten, und zwar um so weniger, da er nicht nur von vornen, sondern auch im Rücken bedroht ward; denn nachdem Christian IV. von den Vorgängen bei Havelberg Kunde erhalten hatte, war er mit einem Theile seines Heeres aus dem Lager bei Ottersberg aufgebrochen und nach der untern Elbe gezogen, wo er Boitzenburg einnahm und Miene machte, den Herzog im Rücken zu fassen, während derselbe von vornen durch den Markgrafen von Baden angegriffen werden sollte [1]). Herzog Georg ging deßhalb wieder auf das linke Ufer der Elbe hinüber, entschlossen dem Könige die Spitze zu bieten, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Von Boitzenburg aus fuhr eine Abtheilung des dänischen Heeres unter Christian's IV. persönlichem Befehl zu Schiffe die Elbe hinauf, überrumpelte die Stadt Blekede, und zwang eine kaiserliche Fahne, die daselbst in Besatzung lag, sich in das Schloß zu flüchten, das sofort von den Dänen aus 2 Fünfundzwanzig-Pfündern beschossen wurde. Auf die Nachricht von diesem Unternehmen des Königs beorderte Herzog Georg von Lüneburg 3 Reiterregimenter und etliche Fahnen Kroaten zum Entsatz von Blekede. Allein wie der kaiserliche, aus 500 Kürassieren be-

[1]) V. d. Decken I, S. 245.

stehende Vortrab den Ort erreichte, fand sich kein Feind mehr daselbst. Kaum hatte der König gehört, daß Herzog Georg zum Entsatze heranrücke, als er die Belagerung des Schlosses aufhob und den Rückzug in solcher Eile antrat, daß er selbst beim Besteigen des Schiffs in die Elbe fiel, und nur mit Noth vom Wassertode gerettet wurde. Mehrere Dänen, worunter auch Offiziere, ertranken wirklich auf diesem Rückzuge [1]). Die dänische Reiterei wurde von den Kaiserlichen verfolgt, aber nicht mehr eingeholt. Sie hatte sich bereits nach Boitzenburg zurückgezogen, wohin auch das Fußvolk auf den Schiffen flüchtete.

Nach diesen Erfolgen zog Tilly, der indeß zwar nach Bedarf Truppen zur Verfügung des Lüneburgers gestellt, aber am Kampfe selbst keinen Theil genommen, Anfangs Juli sein Heer im Lüneburgischen zusammen, besetzte Artlenburg und Lüdershausen, ging vermittelst einer Schiffbrücke, die bei Blekede geschlagen wurde, über die Elbe, und verjagte die dänischen Garnisonen aus Boitzenburg, Lauenburg und Neuhaus. Der geschlagene Feind flüchtete nach Holstein. Schon vorher hatte sich König Christian in diese Provinz nach Rendsburg an der Eider, dem Gränzflusse Deutschlands, begeben. Diesseits behauptete nur noch der Durlacher Markgraf bei Havelberg das freie Feld. Gegen ihn rückte jetzt Georg von Lüneburg. Nachdem er während der letzten Bewegungen Tilly's gewisse häusliche Angelegenheit besorgt [2]), ging er im August bei Blekede von Neuem über die Elbe und suchte einen tauglichen Punkt, um die Havel zu überschreiten. Ein Werder bei Rathenau schien dazu geeignet. Alle Nachen, die man auftreiben konnte, wurden an diesen Ort gebracht. Allein aus der Anhäufung von Kähnen errieth der Feind die Absichten des Herzogs. Der Markgraf von Baden ließ alle Soldaten, die er in Havelberg entbehren zu können meinte, in der Nacht vom $\frac{13}{23}$. auf den $\frac{14}{24}$. August gegenüber jenem Werder eine feste Stellung beziehen. Vor Anbruch des Tags setzte Georg den $\frac{14}{24}$. August 200 Musketiere auf Kähne, er selbst folgte in einem kleinen Nachen, sein schwimmendes Pferd am Zügel hinter sich ziehend. Das dänische Fußvolk jenseits ließ die Kaiserlichen bis auf Pistolenschußweite herankommen, und gab dann Feuer, worauf Georg's Musketiere sich ins Wasser stürzten, vollends ans Ufer wateten und die Dänen mit dem Degen in der Faust angriffen. Es gelang dem Herzoge, seine Leute aufzustellen, und den Feind so lange zu beschäftigen, bis ein anderer Transport von 200 Mann herüber war. Nun zwang er die Dänen zum Rückzuge. Den Rest des Tages brachte er damit zu, seinen Heerhaufen auf einer Brücke, die aus den Kähnen gebildet wurde, vollends überzusetzen. Während der Nacht lagerte er auf dem Wahlplatze und traf die nöthigen Anordnungen, um am $\frac{15}{25}$. Havelberg zu stürmen. Allein als er sich am andern Morgen der Stadt näherte, fand er keine Feinde mehr daselbst.

---

[1]) Von der Decken I, S. 246. — [2]) Das. S. 248 flg.

Gleich nach dem unglücklichen Ausgange des Gefechtes am Ufer hatte der Markgraf von Baden die noch in der Nähe befindlichen dänischen Posten an sich gezogen, und war in der Nacht vom $\frac{14}{24}$. auf den $\frac{15}{25}$. davon geflohen. Herzog Georg versuchte es, den Feind zu verfolgen, er setzte ihm 6 Meilen weit nach; aber der Markgraf hatte schon zuviel Vorsprung. Sein Marsch ging durch das Mecklenburgische auf die Insel Poel bei Wismar, wo er sich mit dem Fußvolk verschanzte, auf Schiffe wartend, um nach Holstein zu segeln. Die Reiterei schickte er zu Lande dorthin [1]).

Nunmehr fielen die letzten Verbündeten des Königs vollends ab, mehrere freiwillig, die andern gezwungen. Seit längerer Zeit schwebten Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und der Stadt Hamburg. Ferdinand II. ließ ihr die Oberherrschaft über die Elbe anbieten, wenn sie der dänischen Parthei entsage. Die Hamburger nahmen diese Bedingung an, sie versorgten von Nun an das Heer Tilly's mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, während sie den Dänen Unterstützung verweigerten [2]). Bremen wurde nur durch die Stellung, welche der Schotte Morgan in der Nähe bezogen, an vollkommenem Abfall gehindert. Dagegen nöthigte der Lüneburger Georg die Herzoge von Mecklenburg zum Uebertritt. Nachdem er Havelberg eingenommen, zog er längs der Elbe auf die mecklenburgische Gränzfestung Dömitz los. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg schickte ihm am $\frac{\text{25. August}}{\text{4. Septbr.}}$ 1627 einen Gesandten entgegen, der über den Frieden unterhandeln sollte [3]). Georg verlangte unbedingte Unterwerfung und alsbaldige Uebergabe der Festung Dömitz. Was sollten die schwachen Herzoge von Mecklenburg thun, verlassen von den Dänen, wie sie waren, und durch eine ungeheure feindliche Uebermacht umringt? Denn während der Lüneburger von Süden hereinbrach, hatte Tilly durch Besetzung Lauenburgs bereits die Westgränze des Landes in seiner Gewalt. In ihrer Noth wandten sie sich an den friedländischen Feldobersten Arnim, der gleichfalls auf der Gränze angekommen war. Arnim antwortete [4]) auf die Anfrage der Herzoge, welche Bedingungen sie zu erwarten hätten? „er zweifle nicht, daß des Kaisers Majestät Ihre Unterwerfung in Gnaden annehmen und sich zu willfähriger Erzeigung bereitwillig finden lassen werde.“ Die Herzoge erklärten: „sie seyen entschlossen, sich von dem dänischen Könige abzusondern, und zum Beweise ihrer Ehrfurcht gegen den Kaiser alle festen Plätze dem kaiserlichen Heere einzuräumen.“ Eitle Hoffnung, die sie sich machten! Längst war am kaiserlichen Hofe entschieden, daß sie als Opfer fallen sollten. Arnim wußte dies, er sprach nur deßhalb von Gnade, um sie desto leichter in die Falle zu locken. Mehrere mecklenburgische Festungen wurden besetzt. So standen die Sachen, als Wallenstein an der untern Elbe erschien und sich mit Tilly vereinigte. Wir müssen jetzt zurückgreifen.

---

[1]) Von der Decken I, S. 250 flg. — [2]) Das. S. 248. — [3]) Das. S. 251. — [4]) Wallenstein's Briefe I, 103, Nro. 32.

Nach Beendigung des ungarischen Kriegs war der Herzog von Friedland an den Wiener Hof gereist, wo er sich wegen der Verluste in Ungarn und gegen die Anklagen der Herren v. Dietrichstein und Lichtenstein, die von Mannsfeld's Heere verübte Verwüstung ihrer schlesischen Güter nicht verhindert zu haben, verantworten mußte [1]). Von Wien ging Wallenstein Ausgang des Jahres 1626 nach Prag [2]), um Vorsorge für den bevorstehenden Feldzug zu treffen. Seine Rüstungen hatten schon im Sommer 1626, während des ungarischen Kriegs, solche Ausdehnung gewonnen, daß nicht nur die protestantischen Reichsstände im südlichen und mittleren Deuschland, sondern auch die Mitglieder der Liga schwere Besorgnisse empfanden. In allen Kreisen waren ohne Unterschied der Religion, auf katholischen Gebieten so gut als auf evangelischen, friedländische Werbungen errichtet, und als der Herzog gegen Bethlen zog, ließ er Regimentsstämme und eröffnete Musterplätze zurück. Die kleinen protestantischen Fürsten, zitternd vor dem Kaiser, duldeten schweigend diese Maaßregeln; nicht ebenso die Mitglieder der Liga, welche darin den ersten Versuch erblickten, sie gleich den evangelischen Ständen unters kaiserliche Joch zu bringen. Kurbaiern und Mainz beriefen auf den 22. Februar 1627 einen Bundestag der Liga nach Würzburg, wo Gesandte der drei rheinischen Kurfürsten, Maximilian's von Baiern und der Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg erschienen [3]). Die erste Frage, welche hier zur Berathung kam, war: wie man sich gegen den Druck friedländischer Werbungen schützen möge? Einige sprachen die Ansicht aus, ohne Weiteres Gewalt zu brauchen, und das verderbliche Volk, wenn es nicht in Gutem gehe, mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Andere riethen zu glimpflichern Mitteln: „obgleich bisher Vorstellungen, die man in Wien und bei Wallenstein selbst gemacht, nichts gefruchtet, solle man doch noch einmal den Weg der Güte versuchen, an den Kaiser und den Herzog von Friedland schreiben". Dieser Vorschlag erhielt die Mehrheit der Stimmen; gleichwohl wurde der Beschluß gefaßt, einstweilen, bis Antwort vom Kaiser komme, sich der neuen Werbeplätze nach Möglichkeit zu erwehren, jeden kleinen Haufen, ehe er angewachsen, zu zerstreuen, den bereits geworbenen Völkern Durchzug zu verweigern. Zugleich wurden bedeutende Summen zur Fortsetzung des Krieges verwilligt, auch erhielten Kurbaiern und Mainz den Auftrag, diejenigen katholischen Reichsstände, die sich bisher aus Geiz der Liga nicht angeschlossen, im Falle fernerer Weigerung mit Gewalt zum Beitritt zu zwingen. Man sieht: der katholische Bund nahm schon im Frühjahre 1627 aus Eifersucht über Wallenstein eine drohende Stellung gegen den Kaiser an.

Aber weder Ferdinand II. noch sein Feldhauptmann ließen sich durch

---

[1]) Von der Decken I, 240. Khevenhiller X, 1630 flg. — [2]) Ein Schreiben aus Prag vom 17. Jan. 1627, in Wallenstein's Briefen I, 76. — [3]) Stumpf, diplomatische Geschichte der Liga, S. 219 flg.

die Vorstellungen der Ligisten einschüchtern. Wallenstein griff immer weiter um sich; während er auf der Nordostgränze des Reichs Krieg führte, Schlesien, die Mark Brandenburg, Mecklenburg besetzte, warf er sein Netz auch über den Südwesten. Unter dem $\frac{17}{27}$. April 1627 erhielt Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der die gutmüthige Thorheit hatte, zu Gunsten des gestürzten Kurpfälzers einen Vermittlungsvorschlag um den andern beim Wiener Hofe einzureichen, durch den Grafen Egon v. Fürstenberg die vertrauliche Mittheilung[1]): „Johann Friedrich möge auf seiner Hut seyn, Wallenstein habe gegen einen bairischen Rath verlauten lassen, wie er nichts mehr wünsche, als daß der Herzog von Würtemberg einen Mißgriff mache, damit Friedland Gelegenheit hätte, demselben auf den Hals zu rücken; denn Wallenstein hege starkes Gelüste nach dem Besitze des Würtemberger Landes.“ Diese Warnung war nicht grundlos, denn um jene Zeit begannen[2]), vom kaiserlichen Hofe aufgestiftet, die Bischöfe von Augsburg und Constanz Klagen wegen einiger würtembergischen, nach dem Passauer Vertrag eingezogenen Klöster zu erheben, welche wirklich 2 Jahre später kraft des Restitutionsedikts herausgegeben werden mußten. Auch rückte Mitte Juli ein starker Haufe friedländischen Volkes in den schwäbischen Kreis ein[3]).

Doch kehren wir zu den Prager Rüstungen zurück. Durch Bestallung[4]) vom $\frac{7}{17}$. Januar 1627 nahm Wallenstein den Freiherrn Georg v. Arnim, welchen wir aus dem letzten preußischen Feldzuge des Schwedenkönigs kennen, als kaiserlichen Obersten in seine Dienste. Arnim erhielt für den bevorstehenden Feldzug einen wichtigen Auftrag. Noch immer hatten die von dem Weimarer Johann Ernst und von Mannsfeld in Schlesien zurückgelassenen und während des Winters mit allerlei zusammengelaufenem Volk verstärkten Besatzungen eine Reihe fester Plätze[5]), wie Neiße, Leobschüz, Kleinglogau, Gleiwitz, Kosel, Teschen, Ojest, Jägerndorf, Troppau, Sternberg inne. Während nun der Friedländer sich vorbehielt, mit der Hauptmacht diese Festungen wegzunehmen, sollte Arnim sich der Päße in der Mark Brandenburg und der Neumark bemeistern, damit dem Feinde der Rückzug nach Mecklenburg und Pommern abgeschnitten werde; zugleich wurden der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern aufgefordert[6]), die Dänen nicht durchbrechen zu lassen. Anfangs Juni hielt Wallenstein in Glatz Musterung über sein Heer, dessen Stärke sich auf 40,000 Mann belief[7]). Sofort nahm er Neiße, Leobschüz und Jägerndorf. Am $\frac{\text{30. Juni}}{\text{10. Juli}}$ fiel Cosel, den $\frac{20}{30}$. desselben Monats Troppau. Obgleich den Garnisonen freier Abzug gestattet war, versäumte Wallenstein kein Mittel[8]), die Soldaten für seinen Dienst zu gewinnen. Viele gingen über, gelockt durch guten

[1]) Sattler würtemb. Herzoge VI, 219. — [2]) Das. S. 220. — [3]) Ebendas. — [4]) Wallenstein's Briefe I, 76 flg. — [5]) Khevenhiller X, 1631 flg. — [6]) Wallenstein's Briefe I, 92. — [7]) Khevenhiller X, 1633 flg. — [8]) Schreiben an Arnim. Wallenstein's Briefe I, 95. Nro. 22.

Sold, oder abgeschreckt durch die Schwierigkeit, sich in das entfernte Dänemark durchzuschlagen. Die letzten Trümmer des dänischen Heeres suchten unter dem General Baudiß durch das benachbarte Polen und durch Pommern nach Holstein zu entkommen, aber sie erlitten große Verluste. Der brandenburgische Oberst Kracht machte ihnen den Uebergang über die Netze streitig, bei Landsberg an der Warthe ereilte sie überdies der kaiserliche General Pechmann, tödtete ihnen viele Leute und eroberte mehrere Fahnen. Dennoch gelang es dem tapferen Baudiß, sich mit einem kleinen Rest seiner Leute durchzuschlagen. Im September 1627 stieß er vor Glückstadt mit dem Könige, seinem Gebieter, zusammen [1]).

Die erste Frucht, welche die Säuberung Schlesiens dem Friedländer trug, war der Gewinn eines Herzogthums [2]). Seit der letzten Abrechnung hatte er wieder große Summen für das Heer verwendet, ohne daß der kaiserliche Schatz etwas zurückerstattete. Es ist wahrscheinlich, daß er sich noch vor Eröffnung des Feldzugs schlesische Lehen an Zahlungsstatt von Ferdinand II. ausgebeten hat; seine Absichten gingen auf Erwerbung des Fürstenthums Sagan und der Herrschaft Priebus. Unter dem 1. September 1627 wurde ein kaiserlicher Kaufbrief ausgestellt, der ihm Sagan und Priebus um die Summe von 150,850 Gulden zuerkannte. Zwar lastete eine Schuldenmasse von 340,000 Gulden auf diesen Gütern, nichtsdestoweniger übergab sie ihm Ferdinand II. als freies Eigenthum. Die Gläubiger wurden, um es kurz zu sagen, betrogen, indem man auf Befehl des Kaisers allerlei Anschuldigungen wegen politischer Vergehen gegen sie hervorsuchte. Sie mußten es noch für ein Glück halten, mit dem Verlust ihrer Forderungen wegzukommen, und nicht noch obendrein Geldstrafen zu bezahlen. Der Kaufbrief vom 1. September 1627 hatte das Herzogthum seinem neuen Besitzer als freies Eigenthum zugesprochen, aber Wallenstein zog es vor, dasselbe vom Kaiser als Lehen zu empfangen. Ohne Zweifel wollte er dadurch seine Anhänglichkeit an das habsburgische Haus zur Schau tragen. Wirklich wurde unterm 2. Januar 1628 seinem Wunsche gemäß ein Lehnbrief ausgefertigt, der ihm außer andern Nutznießungen auch das Recht verlieh, kraft letzten Willens über das Gut zu verfügen.

Fürs Zweite fiel, als Nachwirkung der schlesischen Siege, Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg vollends in das kaiserliche Netz, das ihn schon seit längerer Zeit umkreiste. Wir sind diesem Fürsten, dem Schwager Gustav Adolf's, schon im polnischen Kriege begegnet. Es ist jetzt Zeit, ihn näher kennen zu lernen. Der Vater Georg Wilhelm's, Hans Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, welcher von 1608 bis 1619 regierte, war nicht blos der Union beigetreten, sondern hatte auch Glauben und Umwälzungs-Plane der Calvinisten angenommen. Es fehlte seinem Nachfolger Georg Wilhelm, welcher, geboren 1595, nach seines

---

[1]) B. d. Decken I, 252. — [2]) Die Beweise bei Förster „Wallenstein" S. 70 flg.

Vaters Tode im Dezember 1619 als 24jähriger Jüngling die Regierung antrat, keineswegs an Lust, auf dem von Hans Sigismund gebahnten Wege weiter zu wandeln, dennoch erzwangen mehrere gewichtige Ursachen erst Stillstand, dann völlige Aenderung der kurbrandenburg'schen Politik. Einmal verabscheute das märkische Volk, von seinen lutherischen Predigern aufgereizt, die calvinische Religion des Hofes, und legte seinen Haß in aller Weise, selbst durch Pöbelaufläufe, an den Tag. Sodann fand diese Stimmung der Menge einen gefährlichen Rückhalt an gewissen weiblichen Mitgliedern der kurfürstlichen Familie. Die verwittwete Gemahlin Hans Sigismund's und Mutter Georg Wilhelm's, Anna, eine Prinzessin von Preußen, welche als Erbtochter von Jülich Ansprüche auf dieses Herzogthum dem brandenburgischen Hause zubrachte, war, nachdem ihr Gemahl zum Calvinismus abgefallen, dem Lutherthum treu geblieben, bekannte diesen Glauben mit Feuereifer, und hielt, zum großen Aerger des alten Kurfürsten, noch andere Frauen des brandenburgischen Stammes beim Augsburg'schen Bekenntnisse zurück [1]). Zwar so lange Hans Sigismund lebte, mußte sie ihre Gefühle bezähmen, obgleich sie schon damals den Versuch machte, ihren Gemahl zu bewegen, daß er den Staat unter seine beiden Söhne, Georg Wilhelm den Aelteren, und den jüngeren Joachim Sigismund, dem die Mutter ihre Vorliebe zugewandt, weil sie ihm Neigung zum Lutherthum zutraute, in zwei Hälften theilen solle. Hans Sigismund hatte diesen Plan, der vielleicht für Deutschland nützlich, aber für das Geschlecht Hohen-Zollern schädlich gewesen wäre, als dem Hausgesetze zuwider, verworfen.

Allein nach dem Tode des Gemahls trat Anna, die Schwäche des Nachfolgers kennend, ungescheut mit ihrer Gesinnung hervor. Sie machte alsbald einen zweiten Versuch, dem jüngern Sohne das Herzogthum Preußen zuzuwenden, und stand erst davon ab, als sie erfuhr, daß auch dieser Liebling in die Stricke des Calvinismus gestürzt sey [2]). Fürs Zweite unterfing sie sich, auf eigene Faust und hinter dem Rücken ihres Sohnes Kurfürsten, dem Lutherthum wieder die Alleinherrschaft in Berlin und in der Mark zu verschaffen. Ihr Gemahl hatte den lutherischen Prediger Balthasar Meißner, ohne Zweifel, weil dieser Mann geheimer Ohrenbläser der Kurfürstin und Anstifter jener Umtriebe war, des Landes verwiesen. Nun ließ Anna kurz nach Hans Sigismund's Tode, während der Nachfolger Georg Wilhelm sich auf einer Reise nach Preußen befand, um dort die Huldigung einzunehmen, besagten Theologen von Wittenberg, wo er eine Professur bekleidete, nach Berlin kommen. Balthasar Meißner predigte auf dem Schlosse in den Gemächern der Kurfürstin, wo viele Berliner zuhörten, wie er die Versammlung beschwor, zum Allmächtigen zu flehen, daß „Er das Herz des Kurfürsten wieder zum allein wahren Lutherthum wenden, und die calvinischen Heuschrecken

---

1) Stenzel Geschichte des preußischen Staates I, 425. — 2) Das. S. 427.

aus der Mark vertreiben möge." In der Stadt liefen Gerüchte von naher Bekehrung des kurfürstlichen Hauses um. Ermuthigt durch den Beifall der Menge, wollte Anna ihren Schützling auch in der Peterskirche auftreten lassen. Aber jetzt schlug sich der von Georg Wilhelm bei seiner Abreise eingesetzte Statthalter, Gans von Puttlitz, ins Mittel; er verbot dem Wittenberger Professor das Predigen. Die Kurfürstin nahm dies übel, sie berief den Statthalter ins Schloß, und drohte ihm und den Geheimenräthen „die Köpfe abzureißen", wenn sie sich nicht ruhig verhielten. Puttlitz erklärte kaltblütig: der Kurfürst, sein Gebieter, habe befohlen, der verwittweten Kurfürstin ihre Kapelle ungestört zu belassen, wenn sie sich mit ihrem bisherigen lutherischen Hofgeistlichen begnüge, Anstellung fremder Prediger dagegen, deren Reden nur Aufruhr im Lande verursachen würden, könne nicht geduldet werden. Balthasar Meißner mußte das Feld räumen [1]).

Das religiöse Zerwürfniß zwischen Mutter und Sohn übte auch auf die Vermählung Gustav Adolf's mit der Schwester Georg Wilhelm's, Maria Eleonora, großen Einfluß. Georg Wilhelm war der Heirath entgegen, weil er keine Lust hatte, zu Gunsten des ehrgeizigen Schwedenkönigs sich mit der Krone Polen, deren Lehen er als Herzog von Preußen trug, zu verfeinden; aber die verwittwete Kurfürstin begünstigte den lutherischen Bewerber. Wie oben gezeigt worden [2]), kam Gustav im Frühjahr 1620, während der preußischen Reise des jungen Kurfürsten, nach Berlin und schloß mit der künftigen Schwiegermutter ab. Als Georg Wilhelm, von der Reise zurückgekehrt, fand, daß man hinter seinem Rücken eine so wichtige Verbindung eingeleitet hatte, gerieth er in heftigen Zorn, vermochte jedoch seinen Willen nicht durchzusetzen. Die Braut ward dem Könige von Schweden zugeschickt, erhielt aber dafür keine Aussteuer von ihrem kurfürstlichen Bruder. Gegen Polen entschuldigte sich Georg Wilhelm damit, daß es ihm unmöglich gewesen sey, der Neigung seiner Mutter und Schwester Gewalt anzuthun [3]).

Man begreift nun, daß eine so abgeneigte Stimmung der Menge, verbunden mit der Zwietracht in der eigenen Familie, der neuen Regierung lästig seyn mußte, selbst wenn der Herrscher Kraft in sich verspürt hätte. Aber gerade an letzterer Eigenschaft fehlte es dem jungen Kurfürsten. Georg Wilhelm war eine Nulle, die Gewalt lag in den Händen der Partheien, die sich an dem Berliner Hofe herumtummelten. Je nachdem ein stärkerer Wind aus Holland und der Pfalz, oder aber aus Wien und Dresden blies, gewann die eine oder die andere das Uebergewicht. Die Regierungen schwacher Herrn lernt man nur aus der Geschichte ihrer Günstlinge kennen. Wir müssen uns daher zu diesen wenden. Glücklicher Weise kennen wir dieselben durch urkundliche Mittheilungen [4]) aus dem Berliner Archive ziemlich genau.

---

[1]) Stenzel I, 425 flg. — [2]) S. 92. — [3]) Stenzel a. a. O. S. 426 flg. — [4]) J. W. C. Cosmar Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam zu

Das Herz Georg Wilhelm's besaß ein junger märkischer Edelmann, Curt von Burgsdorf, der mit ihm in Einem Jahre (1595) geboren, mit ihm erzogen, mit ihm vom lutherischen Glauben zum calvinischen herübergelockt [1]), gewisse Gaben in hohem Grade entwickelte, die heute noch an Höfen Glück machen könnten, aber auch andere, die sicherlich im 19. Jahrhundert eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würden. Curt von Burgsdorf war in jenem trinklustigen Zeitalter einer der tapfersten — Trinker — er verstand die Kunst, 18 Maaß Wein auf einen Sitz hinunter zu gurgeln: eine Eigenschaft, welcher sich Burgsdorf als einer sehr nützlichen rühmte. Einst äußerte [2]) er an der Tafel des Nachfolgers und Sohnes von Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm's I., des sogenannten großen Kurfürsten: „bei Ihrem Herrn Vater ging es weit lustiger zu, als jetzt" (Friedrich Wilhelm beschränkte nämlich die Verschwendung, obgleich er mehrere Jahre lang dem Oberkammerherrn Curt von Burgsdorf dasselbe unbedingte Vertrauen bewies, wie Georg Wilhelm) „da hat man tapfer herum getrunken, und da war dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu verdienen, und ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, da ich 18 Maaß Wein bei einer Tafel soff." Georg Wilhelm liebte starkes Getränke wie Burgsdorf, die gleiche Leidenschaft wob ein Band um Beide. Doch Burgsdorf gewann die Gunst seines Gebieters noch durch andere Dienste, er führte ihm Schönheiten zu, und war der kurfürstlichen geheimen oder offenen Vergnügungen täglicher Erfinder und Ordner. Auch wußte er die geschlechtlichen Ausschweifungen seines Herrn durch einen aus der hohen Politik entnommenen Grundsatz zu rechtfertigen. „Ein Kurfürst," sagte [2]) er, „muß sich auf die Galanterie verlegen, damit er nicht zu viele rechtmäßige Kinder zu Erben bekomme, welche doch nicht alle mit Fürstenthümern versorgt werden könnten, sondern zum Theil Bettel-Prinzen werden müßten."

Im Uebrigen entwirft [3]) der Augenzeuge, dem wir folgen, von dem Charakter des kurfürstlichen Lieblings ein Bild, welches besonders darum ergötzlich ist, weil manche noch jetzt in der Mark nicht ausgestorbene Züge eingewoben sind: „Curt von Burgsdorf ist voll Aufschneidens, sowohl in Gegenwart des Kurfürsten als anderer Großen. Ja er rühmt sich sogar göttlicher Offenbarungen, wie folgender: als er einst in Deutschland einen Haufen Reiter geführt, welcher Gefahr lief geschlagen zu werden, habe ihn Gott im Traume ermahnt, er solle aufbrechen und durchgehen. — Burgsdorf spottet und schimpft stätig auf alle Nachbarn seines Kurfürsten, indem er die Schweden Hundsfötter, die Niederländer Hasenköpfe, Pfeffersäcke, Schabehälse nennt. Er ist so dicht als ein Sieb, kann kein Geheimniß bewahren, wie viel auch dran gelegen. In dem gehei-

Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. Ein sehr wichtiges und mit hellem Verstand geschriebenes Buch. — [1]) Das. Anhang S. 46. — [2]) Das. S. 32. — [3]) Das. S. 34 flg. passim.

men Rathe, ja in Gegenwart des Kurfürsten, ruft, schnarrt, plaudert er so laut, daß mans draußen hört, fähret auf und übertäubet einen Jeglichen, ja wohl den Kurfürsten selbst, so daß alle Beschlüsse nach seinem Wohlgefallen gefaßt werden, und ein Jeder nach seiner Pfeife tanzen muß. Er ist ein Mann, der sein ganzes Leben mit allen Arten von Ausschweifungen, mit Huren, Vollsaufen, Spielen, Nachtlaufen, Tanzen zugebracht hat. Und doch schämt er sich dessen nicht, sondern rühmte sich einst an der kurfürstlichen Tafel, daß er auf einen Abend 80,000 Reichsthaler verspielte, schwörend bei seinem Theil am Buche des Lebens, (— dies ist sein höchster Schwur —) daß er dieselben auch ehrlich bezahlt; item daß er bereits 40 Kerls zu Tode gesoffen, und davon erst unlängst einen Edelmann an des Kurfürsten zu Sachsen Hofe; item daß er solche Stücklein getrieben hätte, die er nicht zu bekennen gedächte, ob er gleich gefoltert würde. — Er hält einen mehr als fürstlichen Staat, hat unterschiedliche Ställe voll prinzlicher Pferde, eine Menge von köstlichen Carossen und Wagen. Er hat auch seine eigenen Lakayen, Hofjunker, Hofmeister, Räthe, Geheimschreiber, Trompeter und andere dergleichen Diener, als wenn er ein großer Fürst wäre. Er besitzt 400 Paar Kleider von herrlichen Zeugen, und macht noch täglich neue hinzu. Dabei ist er ein so gräulicher Flucher und Schwörer, daß er darin seinen Meister nicht findet, 100,000 Teufel stehen ihm alle Augenblicke zu Gebot. — Gegen seinen Herrn und Gebieter trägt er keinen Respekt, bleibet sitzen, wenn der Kurfürst vor ihm aufrecht stehet oder hin und her gehet, läßt denselben wohl dreimal ein Ding fragen, ehe er antwortet, gleich als ob er der Kurfürst und dieser sein Knecht wäre, erfrecht sich die Handlungen des Kurfürsten selbst öffentlich zu tadeln, lehnet oftmals im Rathe sich auf den rechten Arm, wenn der Kurfürst an seiner rechten Seite sitzt, zeigt also demselben seinen H...... Er führt die köstlichste Tafel. Wann auf des Kurfürsten Tische kein Wildprät ist, beugt sich seine Tafel davon, wann in des Kurfürsten Keller kein einziger Trunk Weins sich mehr findet, so liegt in dem seinigen Faß bei Faß, Pipe bei Pipe, Fuder bei Fuder. Dabei hält er den Kurfüsten so knapp, daß er oftmals Geld — sogar zum Spielen — von ihm borgen muß, und sagt wohl öffentlich aus: ein Günstling, der sich behaupten will, müsse solches thun. Burgsdorf ist so geizig und eigennützig, als der Teufel selbst, entblödet sich nicht, durch allerhand böse Kniffe Geld zu schneiden, damit er seine Wollüste unterhalten könne. Seines Herrn Ehre oder Wohlfahrt sieht er nicht im Geringsten an, bei Prozessen läßt er sich von den Partheien bestechen, beugt und krümmt die Gerechtigkeit nach dem Willen Dessen, der ihm das Meiste gibt. Unter dem Deckmantel seines Oberbefehls über die Miliz verschlingt und schindet er des Kurfürsten Mittel. Bei allen Verhandlungen von oder im Namen des Kurfürsten bedingt er erst einige Tausend für sich; — er verkauft die Aemter an Die, welche ihm das Meiste bieten, siehet nicht darnach, ob sie tüchtig dazu, und ob

sie bittere Papisten oder Reformirte sind [1]). Alle Briefe, so an den Kurfürsten eingehen, bricht er zuerst stolzigllich auf, lieset sie und sendet sie dem Fürsten, wann's ihm gutdünket, manchmal wohl auch gar nicht, theilt demselben so viel oder so wenig mit, als er mag. Seine meisten Vertrauten sind der Zauberei verdächtig. Aber er und sie haben den Kurfürsten dermaßen besetzt und bewahren ihn so genau, daß Niemand ihn kann sprechen, außer mit ihrem Willen und in Eines oder des Andern Gegenwart; so daß man sagen sollte, der Kurfürst sey ihr Gefangener oder Geißel" u. s. w. [2]).

Den Widerpart Burgsdorf's und seiner Genossen hielt Graf Adam zu Schwarzenberg, kurbrandenburgischer geheimer Rath, geboren am Rhein 1584 [3]). Im Lande Jülich begütert, war derselbe durch die Vererbung dieses Herzogthums an das Berliner Kurhaus brandenburgischer Landsaße geworden, und hatte dem Kurfürsten Hans Sigismund, während der langen und gefährlichen Erbstreitigkeiten wider Willen und Absicht des deutschen Kaisers, wichtige Dienste geleistet, weßhalb er auch von Rudolf II. in die Acht erklärt wurde [4]). Darum stellte ihn der Kurfürst als Oberkammerherrn und Mitglied des geheimen Raths mit der für jene Zeiten außerordentlich hohen Besoldung von 1400 Thalern, Fütterung für 8 Pferde und freier Hoftafel für sich und 6 Diener an [5]). Schwarzenberg leitete Anfangs nur die Verwaltung des Jülicher Landes, gewann aber auch bald Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten des Kurhauses. Daß er Katholike war, schadete weder dem Vertrauen, das der Hof ihm schenkte, noch brachte es ihm Nachtheil in der Meinung des Volks, denn seine Treue gegen den Kurfürsten hatte er, wie gesagt, in den Clevischen Händeln erprobt, und der Haß der Menge war damals nicht mehr gegen die Bekenner des alten Glaubens, sondern gegen die Calvinisten gerichtet. Lieber sah der Haufe einen Katholiken in der Umgebung des Herrschers, als jene Reformirte, mit welchen seit Hans Sigismund's Uebertritt der Berliner geheime Rath allmählich besetzt worden war [6]).

Die ganze Amtsführung des Grafen, alle Urkunden, die von ihm vorhanden sind, liefern den Beweis, daß er ein Mann von durchdringendem Verstande und großer Thätigkeit war. Selbst seine Gegner gestehen ihm seltene Geschäftserfahrung und besonders die Kunst zu, Fürsten zu behandeln. Man dürfte ihn unter die ausgezeichneten Minister zählen, hätte nicht ein Laster seine übrigen guten Eigenschaften befleckt. Wie sein

---

[1]) Der Berichterstatter ist nämlich ein Calvinist. — [2]) Diese Charakterschilderung ist zwar aus Haß ins Schwarze gemalt, aber jeder Zug wird durch urkundliche Beweise bestätigt. Allerdings spricht der Zeuge nicht sowohl von den Zeiten Georg Wilhelm's, sondern von den ersten Jahren seines Sohns, während deren Burgsdorf das alte Ansehen zu behaupten wußte. Aber man begreift, daß der Günstling unter dem Vater die Unverschämtheit gelernt hat, die er auch noch unter dem Sohne fort zu üben wagte. — [3]) Cosmar a. a. O. Text S. 16. — [4]) Das. S. 19. — [5]) Das. S. 23. — [6]) Stenzel a. a. O. S. 425 oben.

Gegner Burgsdorf, war Schwarzenberg habsüchtig, schnitt Geld auf alle Weise, nahm Geschenke nicht blos von dem Kurfürsten, der ihn zum Johanniter Heermeister von Sonnenburg machte, sondern auch von Andern, von niederen Beamten, von Partheien [1]. Indessen unterschied er sich von Burgsdorf doch wieder nicht blos darin, daß er das Erworbene zusammenhielt, während Dieser Alles durchbrachte [2], sondern auch darin, daß er nie auf Kosten des brandenburgischen Staatsvortheils sich zu bereichern suchte, noch in irgend etwas seinen Gebieter verrathen hat [3]. Schwarzenberg durchschaute die wahren Absichten, Hülfsmittel und Hoffnungen der calvinistischen Parthei, welche seit 1608 an einer völligen Umwälzung Deutschlands arbeitete, er sah voraus, daß bei den bevorstehenden Stürmen, und unter einem Kurfürsten wie Georg Wilhelm, Brandenburg nur durch dieselbe Politik gerettet werden könne, der auch Sachsen, Lüneburg und Darmstadt ihr Heil verdankten. Von Anfang an stimmte er für Anschluß an Kaiser und Reich. Ein besonderer Umstand mag nicht ohne Einfluß auf diese Ansicht gewesen sein. Schwarzenberg war kein Märker, sondern ein deutscher Edelmann und Reichsgraf. Als solcher konnte er nicht wohl Gefallen an Planen tragen, die darauf hinausliefen, in Germanien das Oberste zu unterst zu kehren und die alte Verfassung des Reichs umzustürzen.

Gleichwohl wurden die Warnungen Schwarzenberg's lange Zeit mißachtet. Georg Wilhelm hatte 1616 die Schwester des Kurpfälzers Friedrich's V., Elisabetha Charlotta, geheirathet. Wie begreiflich, drang sie in den Gemahl, ihrem Bruder Friedrich Hülfe zu leisten. Im Rathe des Kurfürsten gewann daher eine dem Kaiser feindselige Gesinnung das Uebergewicht. Außer Burgsdorf stimmten für Begünstigung der pfälzischen Sache die geheimen Räthe Winterfeld, Bellin, Bruckmann und Andere. Doch bewirkten die Vorstellungen Schwarzenberg's, verbunden mit der angebornen Aengstlichkeit des Kurfürsten Georg Wilhelm, so viel, daß der Berliner Hof möglichst wenig auf's Spiel zu setzen und den kurfürstlichen Schwager mehr mit guten Wünschen als mit der That zu unterstützen beschloß.

---

[1]) Cosmar Text S. 386 flg. — [2]) Cosmar Anhang S. 38. — [3]) Um den Beweis zu liefern, daß Schwarzenberg kein Verräther war, schrieb Cosmar das angeführte Buch, in welchem wirklich alle gegen den Grafen erhobene Beschuldigungen so gründlich widerlegt sind, daß die Anklagen verstummen müssen. In den Preußischen Geschichtsbüchern, die von etwa 1740 bis 1820 erschienen, figurirt Schwarzenberg als ein Ungeheuer von Schlechtigkeit, das den brandenburg'schen Staat an Oesterreich, an Rom, an die Jesuiten verkaufte; dagegen wurde in ebendenselben Schriften sein Gegner Burgsdorf als ein Ausbund von Tugend, als ein ächter kurfürstlich brandenburg'scher Patriote hingestellt. Diese Mißgriffe historischer Beredtsamkeit erscheinen um so lächerlicher, wenn man ihre wahre Quelle kennt. Seit König Friedrich II. von Preußen der Kaiserin Maria Theresia Schlesien weggenommen, kamen jene Deklamationen in Gang, sintemalen preußischer Patriotismus deutsche Klagen über diese That mit einer preußischen Gegenrechnung erlogener Beschuldigungen von Ungerechtigkeiten, welche angeblich das Kaiserhaus vor hundert Jahren durch Schwarzenberg's Vermittlung am brandenburg'schen Kurstaate verübt habe, abzuweisen für gut fand. Man sehe Cosmar S. 420 flg.

Demgemäß that Georg Wilhelm den aufrührerischen Böhmen mancherlei Vorschub, erkannte Friedrich V. gleich nach erfolgter Wahl als König von Böhmen an, hinderte nicht, daß ein Prinz des Hauses, der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, ein Oheim Georg Wilhelm's, für den Winterkönig die Waffen ergriff, schickte an Friedrich V. Kriegsvorräthe und gestattete ihm und seinen Verbündeten Werbungen in den Marken [1]: aber dies war auch Alles. Schon einer so mäßigen Hülfeleistung legte die widrige Stimmung des Volks Hemmnisse in den Weg. Als im Sommer 1620 ein Heerhaufe von 2000 verlumpten Engländern unter dem Befehl des Obersten Andreas Grey durch die Marken dem Böhmen-Könige zu Hülfe zog und Quartier in Berlin begehrte, entwickelte die Berliner Einwohnerschaft, von lutherischen Predigern aufgehetzt, wider den Willen des Hofes einen spiesbürgerlichen Heldenmuth, dem eben so viel Feigheit als Prahlerei beigemischt war [2]. Die Bürger besetzten die Thore, lärmten, zechten eine ganze Nacht, feuerten dabei ihre Handrohre so fleißig in die Luft ab, daß jene englischen Banden einen Umweg um die Stadt machten. Die Nachricht von der Schlacht bei Prag, welche im November einlief, erregte entgegengesetzte Gefühle in der Stadt und bei Hofe. In einem Berichte des Brandenburg'schen Kanzlers heißt es [3]: „allhier ist ein solches Frohlocken unter dem gemeinen Haufen über den Verlust bei Prag, daß es nicht auszusprechen. Sie schnarren und schnauben: da sehe man, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen trage." Der Hof dagegen zitterte, denn er fürchtete kaiserliche Rache für den Vorschub, den man dem besiegten Pfälzer gethan. Durch eine Reihe kläglicher Maaßregeln wollte die Regierung jetzt des Kaisers Zorn versöhnen. Man nahm die voreilige Anerkennung Sr. Königl. Majestät von Böhmen zurück, man schrieb nicht mehr an Friedrich V. um denselben nicht durch verweigerten Königstitel zu erbittern, sondern unterhandelte mit ihm mündlich durch Abgesandte; man beherbergte ihn, des Kurfürsten Schwager, bei seiner Ankunft zu Berlin auf der Flucht (1621 im Jan.) nicht auf dem Schlosse, sondern verwies ihn nach dem Marstalle; man versagte seiner hochschwangeren Gemahlin fürstlichen Aufenthalt zu Küstrin; man verjagte auf Verlangen des Kaisers nicht blos die geflüchteten böhmischen Großen, sondern trieb auch die Flüchtlinge aus dem Bürgerstande fort, die in entlegenen Städten der Mark eine neue Heimath suchten; man versagte endlich dem unmündigen Sohne und der Gemahlin des geächteten Markgrafen von Jägerndorf eine Zufluchtsstätte in brandenburg'schen Festungen [4]. Gleichwohl vermochten alle diese Demüthigungen den kaiserlichen Hof nicht zu befriedigen. Ferdinand erließ mehrere Schreiben nach Berlin, deren Inhalt der Kanzler Bruckmann in einem Berichte an den Kurfürsten als „hart, ungütig, bedräulich" bezeichnet [5].

[1]) Cosmar a. a. O. S. 45. — [2]) Das. Anhang S. 64 flg. — [3]) Das. Text S. 399. — [4]) Das. S. 408 unten flg. — [5]) Das. S. 409.

Die Gefahr ging damals vorüber, weil Kaiser und Liga zunächst im südwestlichen Deutschland Gegner zu bekämpfen fanden. Aber seit Anfang des Jahres 1624 erneuerten sich die Umtriebe am Berliner Hofe, da Gustav Adolf von Schweden und König Christian von Dänemark wegen Schilderhebung gegen den Kaiser unterhandelten. Wiederum trat Schwarzenberg den schwedischen und dänischen Anträgen entgegen, was Gustav Adolf so erbitterte, daß er im Jahre 1626 den preußischen Ständen anrieth [1]), gegen den Grafen Schwarzenberg auf dieselbe Weise einzuschreiten, wie die Böhmen gegen die drei Statthalter zu Prag, d. h. ihn zum Fenster hinaus zu stürzen, oder ihm „Hals und Bein entzwei zu schlagen." Schwarzenberg unterlag abermals, doch bewies der Hof auch jetzt dieselbe Feigheit, wie früher. Plötzlich unterließen die Berliner Prediger das im ganzen Reiche übliche Kirchengebet für den Kaiser [2]). Nachher ergab sich, daß die geistlichen Herren zwar einen Ehrensold von 400 Thalern für diese Unterlassung, aber keinen ausdrücklichen Befehl dazu erhalten hatten [3]). Es war ihnen unter der Hand gesteckt worden, den Namen des Kaisers im Gebete zu übergehen, sie thaten es gleichsam auf eigene Faust. Zu Anfang des Jahrs 1625 begab sich der geheime Rath Bellin nach London, um, wie oben gezeigt worden [4]), in Gustav Adolf's Namen mit der Krone England zu unterhandeln. Als aber Gustav später auf die Theilnahme am dänischen Krieg verzichtete, ward auch die Kriegslust seines Brandenburg'schen Schwagers herabgestimmt. Georg Wilhelm wies die Aufforderung Christian's IV., gemeinsame Sache mit ihm zu machen, zurück [5]); dagegen verstand er sich dazu, den Dänen insgeheim Vorschub zu leisten: er versprach ihnen freien Durchzug durch die Mark und Lieferung von Lebensmitteln [6]), sodann gab er seine Schwester Catharina her, um den Siebenbürger Bethlen für die Sache der Feinde des Kaisers zu gewinnen. Auch dem Plane dieser Heirath [7]) widersetzte sich Schwarzenberg, wiewohl vergeblich.

Die Gegner des Grafen fanden nachgerade die Einwendungen, welche er erhob, so bedenklich, daß sie auf Mittel ihn zu entfernen sannen. Unter dem Scheine einer Ehre erhielt Schwarzenberg zu Anfang 1626 den Auftrag, die hohe Braut, welche kärglich ausgestattet war, ihrem siebenbürg'schen Gemahl in die Arme zu führen [8]). Bald jedoch sah sich Georg Wilhelm genöthigt, den Grafen zurückzurufen: er bedurfte seines Rathes, denn eben begannen die Früchte des Verfahrens zu reifen, das der Berliner Hof gegen die Dänen zu beobachten für weise erachtet hatte. Ueber das Weitere lassen wir einen Bericht [9]) sprechen, der unter dem $\frac{\text{31. Juli}}{\text{10. Aug.}}$ 1626 von Seiten des geheimen Raths den Ständen vorgelegt worden ist. Hier heißt es: „zwar seyen bei dem Kurfürsten aller-

[1]) Cosmar Anhang S. 10 unten. — [2]) Das. S. 2. — [3]) Das. S. 3. — [4]) S. 403. — [5]) Siehe oben S. 425. — [6]) Cosmar Text S. 410 oben. — [7]) Dieselbe war von Schwarzenberg's Gegnern eingeleitet worden. Cosmar Text S. 214. — [8]) Das. 46. — [9]) Das. S. 47.

lei Versuche gemacht worden, daß er sich zur einen oder andern Parthei offen bekennen möge, allein Georg Wilhelm habe sich verbindlich gemacht, von der Neutralität nicht um ein Haar zu weichen. Dennoch sey im Februar 1626 (während Schwarzenberg die Reise nach Siebenbürgen machte) Graf Mannsfeld trotz seiner feierlichen, dem geheimen Rathe Winterfeld, welchen man ihm entgegengeschickt, ertheilten Versicherung, daß er nicht daran denke, Quartiere im Lande zu beziehen, mit hellen Haufen in die Marken hereingebrochen, habe die Plätze eingenommen, befestigt und des Kurfürsten eigene Leute zum Schanzen gezwungen. Diesem sey das dänische Heer unter General Fuchs gefolgt. Beide Generale, wie der König Christian IV. selbst, hätten sich zu guter Mannszucht erboten, aber es sey nichts davon zu verspüren gewesen, und auch der versprochene Ersatz für die Lieferungen nicht erstattet worden, vielmehr hätten die Mannsfeld'schen und dänischen Lanzknechte Kirchen beraubt, Kelche und mit Zinn beschlagene Taufsteine gestohlen, viele Dörfer in Asche gelegt, viele Leute getödtet, verwundet, gegeißelt, gestockt, gepflockt, viele tausend Kisten aufgeschlagen und ausgeraubt, und zuletzt Alles auf großen Schiffen nach Hamburg geführt, viele tausend Stück Vieh und selbst altes Eisen von Ackergeräthschaften mitfortgenommen. Ja seine kurfürstliche Durchlaucht selbst sey dem Hochmuth der Fremden nicht entgangen, indem der dänische Gesandte Mitzlaf in des Kurfürsten eigenem Hause erklärt habe: der Kurfürst möge es wohl oder übel nehmen, der König, sein Herr, werde doch so fortfahren; wer nicht mit ihm sey, der sey wider ihn."

Nach einer solchen Lehre konnte es dem Grafen Schwarzenberg nicht mehr schwer werden, den Kurfürsten zu überzeugen, daß die bisher befolgte Politik falsch, und daß nur noch in schnellem Anschluß an den Kaiser Rettung zu finden sey. Georg Wilhelm war verständig genug, dies einzusehen. In einem vertraulichen Schreiben [1]) vom $\frac{\text{22. Juli}}{\text{1. August}}$ 1626 meldet Schwarzenberg: „der Kurfürst ist soeben bei mir gewesen, und war sehr traurig. Wenn dies Unwesen der Dänen, sagte er, länger fortdauert, so muß ich gar schwach werden, denn ich gräme mich sehr, daß mir meine Lande also verdorben und ich also geringe geachtet und verhöhnet werde, auch keinen habe, der mir rathe einen Entschluß zu fassen. Meine Räthe sollten es billig thun, auch habe ich oft Sitzungen halten lassen, aber da ward nichts beschlossen, als daß ich bin zur Geduld verwiesen und der Besserung vertröstet worden. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt darüber verlieren soll! Sitze ich stille, und sehe meinem Unglück zu, was wird man dann von mir sagen? Hingegen, so lange ich mich wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und ich glaube nicht, daß der Kaiser es mir ärger machen wird, als

[1]) Cosmar Text S. 50 flg.

die Dänen und Schweden. Mit allen Räthen sollte ich billig reden, aber sie sind schon auf Seite derer, die mich tyrannisiren, daß ich darüber mehr erzürnt und betrübt als getröstet und eines Entschlusses fähig werde. — Hiob's Geduld wird gepriesen, weil er von Gott heimgesucht ward, die sich aber von Menschen schinden, und mit Stillsitzen das Ihrige rauben lassen, wird kein Historienschreiber loben. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, wenn ich so ganz stille sitzen wollte. Besser mit Ehren gestorben als mit Schande gelebt. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn wohl Kurfürst, wenn ich mich zum Kaiser halte. Also sehe ich nichts anderes, als daß ich mich werde zum Kaiser schlagen müssen, zu der Zeit, da ich noch etwas habe, denn je länger es ansteht, je mehr Dänemark und Schweden um sich greifen, und ich dann Alles verloren, und sie meine Lande in ihrer Gewalt haben: was soll ich dann thun?"

Freilich war es zu einer ehrenvollen Verständigung mit dem Kaiser zu spät; dänische Truppen lagen noch immer im Lande, und das vom Grafen Schwarzenberg vorgeschlagene Mittel, welches allein den Kurfürsten in Stand setzen konnte, den Dänen zu versagen, und aus dem Uebertritt zum Kaiser Vortheile zu ziehen, mißlang. Längst drang der Graf darauf, daß man eine Achtung gebietende bewaffnete Macht aufstellen solle; aber die märkischen Stände, an welche er sich wegen dieser Sache wandte und wenden mußte, versagten die nöthigen Summen. Unter dem $\frac{2}{12}$. Juni 1627 berichtet[1]) der geheime Rath an den Kurfürsten, der sich damals in Preußen befand: „von den Festungen im Lande wollen die Stände durchaus nichts hören. Sie sagen, in den Zeiten wo die Festungen erbaut worden, hätten ihre Voreltern das Nöthige hergegeben. Seitdem aber seyen über die neun und neunzig Jahre her[2]) schwere und große Steuern fortwährend erhöht, Zölle und Umgelder erhoben worden, auf daß zur Zeit gesammelt würde, was zur Versorgung der Festungen von Nöthen wäre. Deßhalb achten sie sich nicht schuldig, etwas zu contribuiren. Viele sagen: sie hätten doch keinen Schutz für ihre Güter, wozu sollten sie sich wegen derselben beschatzen lassen, da sie ihnen doch genommen, verderbt, auch wohl gar eingeäschert würden. Da ständen die Güter, man möchte sie ihnen nehmen, und noch das Leben dazu."

Fast wehrlos befand sich die Mark im Frühjahr 1627, während Wallenstein mit 40,000 Mann auf der Gränze stand. Dieser ließ dem Kurfürsten nicht einmal Zeit, Anträge zu machen, er that selbst den ersten Griff, indem er zugleich eine tiefe Verachtung gegen Georg Wilhelm an den Tag legte.

Der Burggraf Hannibal von Dohna, welcher damals im Auftrage des Kaisers mit Kurbrandenburg wegen Anerkennung der bairi-

[1]) Cosmar Text S. 349. — [2]) D. h. seit Einführung der Reformation.

schen Kur unterhandelte, hatte in einem Briefe an den friedländischen Obersten Pechmann geäußert: es sey dem Kurfürsten unmöglich, die Mark wider die Dänen zu vertheidigen, weil er mit allen verfügbaren Truppen nach Preußen aufgebrochen sey. Diese Aeußerung benützte Wallenstein als einen Vorwand, die Mark mit seinen Regimentern zu besetzen. In einem Schreiben, das er unterm $\frac{3}{13}$. Juni 1627 aus Neiße an den Kurfürsten erließ[1]), stellte Wallenstein die Sache so dar, als ob er nur einer dringenden Aufforderung Georg Wilhelm's nachgäbe: „Ich habe aus des Burggrafen zu Dohna Schreiben an den Oberst Pechmann vernommen, was Gestalt der Kurfürst, weil er seines Volks in Preußen zur Vertheidigung des Landes bedarf, und daher die Päſſe in der Mark und an der Oder wider des Königs aus Dänemark Einfall nicht versehen könne, begehrt habe, daß dieselben Päſſe mit kaiserlichem Volk besetzt würden.“ Er versichert weiter: „der Kaiser hätte allergnädigst befohlen, dem Kurfürsten jeden möglichen Beistand zu leisten, weßhalb er (der Friedländer) den kaiserlichen Obersten Arnim, einen brandenburgischen Unterthanen, zu besserer Versicherung des Kurfürsten abgefertigt habe, die Städte und Päſſe in der Mark und an der Oder einzunehmen.“

Georg Wilhelm sollte es noch als eine Gnade ansehen, daß der Kaiser oder Wallenstein die brandenburgischen Erblande zu beschützen geruhte. Doch, wenn Friedland den Kurfürsten wie einen Unmündigen behandelte, so gab er andererseits den Befehl, mit den Landständen und dem Geheimenrathe zu Berlin vor der Besetzung zu unterhandeln. Erst wenn diese sich nicht im Guten fügen würden, sollte Arnim Gewalt brauchen. Die Letzterem vorgeschriebene Norm[2]) der Unterhandlung war jedoch besonderer Art: „Arnim möge den Ständen versprechen, daß sie mit keiner Schatzung belegt würden, bevor sie selbst darein willigten; nichts desto weniger müßten sie die kaiserlichen Befehlshaber mit nothdürftigem Unterhalt, Essen und Trinken versehen. Zweitens sollten sie vor aller Gewaltthätigkeit der Soldaten geschützt werden. Drittens, wenn die Landstände dennoch Gefahr fürchteten, möge Arnim die kaiserlichen Besatzungen auch in des Kurfürsten und der Stände Eid nehmen lassen.“ Soweit lauteten die Vorschriften, welche Arnim vor der Besetzung der kurfürstlichen Lande zu beachten hatte. Dann kommt noch eine andere Bestimmung für sein späteres Verfahren: „Sobald sich Arnim aller Städte versichert und dieselben mit Besatzungen wohl versehen, solle er bei den Geheimen Räthen darauf dringen, daß sie einen Landtag ausschreiben, um zur Unterhaltung des kaiserlichen Kriegsvolks eine billige Anlage zu machen. Damit jedoch die Landstände nicht allzu verdrüßlich würden, dürfe er kein Haar breit von dem Grundsatze abweichen, daß die Contribution gleichmäßig, sowohl von Ihro Liebden des

[1]) Förster Wallenstein S. 59. — [2]) Das. S. 60.

Kurfürsten eigenen Aemtern und Unterthanen, als von den Landständen aufgebracht werde.“

Alles ging nach Wunsche. Die Orte, auf deren Besitz es Wallenstein abgesehen, waren Krossen, Frankfurt an der Oder, Sonnenburg, Landsberg und etliche kleinere Pässe an der Warthe, endlich die Gränzfestungen gegen Mecklenburg [1]). Alle diese Plätze wurden dem Friedländer ohne Widerrede übergeben. Auf Schwarzenberg's Anrathen [2]) hatte Georg Wilhelm Befehl erlassen, dem kaiserlichen Heere Lebensmittel und Munition unentgeldlich zu liefern, „denn da man von den Mannsfeldern nichts bekommen, so könne man von dem Kaiser, dem man verpflichtet sey, auch nichts verlangen.“ Wallenstein ermangelte nicht, durch Worte seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Aus dem Feldlager vor Kosel schrieb [3]) er am $\frac{1}{11}$. Juli 1627 an den Markgrafen Sigismund, welchen Georg Wilhelm als seinen Statthalter zurückgelassen: „Wir haben aus des Obersten von Arnim Bericht gerne erfahren, wie treulich sich Euere Liebden um die Sache angenommen, daß die Pässe in der Mark wohl besetzt und wider des Feindes Einbruch verwahrt würden; — Wir sagen ganz freundlich Dank für diese treue Anhänglichkeit an Ihro kaiserliche Majestät, unseren allergnädigsten Herrn, und versichern Dieselben, solches bei höchstgenannter kaiserlicher Majestät zu rühmen. — Dem Obersten Arnim schicken wir noch etliche tausend Mann nach, auf daß er auch das Seinige thue, den Feind auf der andern Seite angreife und also den Sitz des Krieges aus des Kurfürsten Liebden Ländern entferne; — Wir ersuchen daher Eure Liebden, Verordnung zu thun, daß des gedachten Obersten von Arnim Volk mit Proviant versehen werde. Und dieweilen derselbe Stück und Munition bedarf, auch Ihro Liebden, der Herr Kurfürst, sich durch den Burggrafen von Dohne erboten, solches aus dem Zeughaus verabfolgen zu lassen: als werden Eure Liebden ersucht, ihm, dem Obersten Arnim, auf sein Anhalten für kurze Zeit Munition und Stücke herzuleihen, wobei Wir versichern, daß es Eueren Liebden wieder erstattet werden solle.“

So nahm man dem Kurfürsten von Brandenburg auch für die Zukunft die Mittel, eine andere Parthei zu ergreifen, indem seine Waffenhäuser ausgeleert wurden. Wallenstein vergaß seine Versprechungen guter Mannszucht, oder vielmehr er war nie gesonnen, sie zu halten. Seine Völker verheerten die Marken so arg, daß Schwarzenberg, den seine Gegner am Hofe als Urheber der Leiden des Landes anklagten, im August 1628 eine Gesandtschaft nach Wien übernahm, um neben andern Bitten dem Kaiser Abführung der friedländischen Truppen aus den Marken ans Herz zu legen. Er ward dort überaus gnädig empfangen, der Kaiser gab ihm in seinem kleinen Kabinete ohne alles Ceremoniel im Schlafpelze Gehör und Schwarzenberg schrieb nach Hause,

[1]) Förster Wallenstein das. — [2]) Cosmar, a. a. O. S. 53. — [3]) Förster a. a. O. S. 66. — und Wallenstein's Briefe I, S. 97. Nr. 25.

daß Alles gut gehen werde. Aber er täuschte sich. Man zog ihn bis in Oktober mit schönen Worten herum, und zuletzt erhielt er nichts als ein Geschenk für sich, nämlich eine Anweisung auf Güter im Werth von 200,000 Gulden, die Wallenstein ihm in den eroberten Landen zutheilen sollte. Schwarzenberg war habsüchtig genug, diese Gabe, die eigentlich nichts werth war, anzunehmen. Im Uebrigen lieferte seine verunglückte Gesandtschaft [1]) den Beweis, daß die Erniedrigung des kurbrandenburg'schen Hauses im Plane des Kaisers lag.

Nachdem sein Rücken durch Besetzung der Marken gedeckt war, zog Wallenstein Mitte August 1627 über Goldberg, Görliz, Cottbus, Jüterbok, Brandenburg, Havelberg, Dömiz nach der untern Elbe. Anfangs September vereinigte er sich zu Lauenburg mit Tilly. Die Zusammenkunft beider Feldherren zeigte einen merkwürdigen Abstand. Wallenstein erschien mit glänzendem Gefolge, eine Pracht entfaltend, die mehr einem Fürsten, als einem Generale gebührte. Seltsam stach gegen diesen Pomp das einfache Wesen des bairischen Oberfeldherrn ab [2]). Tilly versäumte nicht, seinen prächtigen Gast kostbar zu bewirthen, wovon das Lauenburgische die Kosten tragen mußte, aber bei allen äußerlichen Ehren, die er dem Friedländer erwies, behauptete er seine Selbstständigkeit. Wallenstein wollte als Fürst geehrt seyn, die entscheidende Stimme im Kriegsrathe führen, den General der Liga als seinen Untergebenen behandeln. Tilly setzte den Ansprüchen Wallenstein's unerschütterliche Ruhe entgegen, hielt aber dabei die Rechte seines Gebieters, wie seine eigenen, mit solchem Nachdrucke aufrecht, daß alle Beschlüsse von Beiden gemeinschaftlich ausgingen. Ein Augenzeuge, der über die Zusammenkunft in Lauenburg an den Herzog von Celle berichtete [3]), fügt bei: „sicherlich werden sich diese beiden Feldherren nicht in die Länge mit einander vertragen."

Ehe die vereinigten Heere ihre gemeinschaftliche Thätigkeit begannen, hatten Tilly's Feldoberste das Land zu säubern gesucht. Graf Fürstenberg nahm Nordheim, Stolzenau und Wölpe und schickte sich an, Nienburg zu belagern. Unterstützt wurde er in diesem Unternehmen durch den General Anholt, der einige noch in der Gegend von Bremen stehende dänische Abtheilungen beobachtete, und von Entsetzung Nienburgs abhielt. Vor der Stadt Bremen hatte nämlich Morgan mit seinen schottischen Regimentern eine verschanzte Stellung inne, und bei Thedinghausen lagerten fünf dänische Reiterregimenter unter dem Generallieutenant Norprecht [4]). Der letztere wurde bald darauf von Anholt geschlagen, aber der tapfere Morgan behauptete sich noch zwei Monate vor Bremen, bis endlich der Magistrat, dem Beispiele Hamburgs folgend, erklärte, man werde die Kanonen auf dem Stadtwalle gegen das schottische Lager ab-

---

[1]) Urkundliche Nachrichten darüber bei Cosmar a. a. O. S. 117 flg. — [2]) Von der Decken I, 253. — [3]) Das. S. 254. — [4]) Das. 254.

feuern, wenn Morgan sich nicht freiwillig zurückzöge. Dieser mußte nun die Weser verlassen, er warf sich in die Festung Stade. Nun fiel auch Nienburg nach dreiwöchentlicher Belagerung.

Die Lage des Dänenkönigs war verzweifelt; fast sämmtliche Plätze, die er seit Jahren in Deutschland besessen, befanden sich in der Gewalt des Feindes und auf der Gränze der dänischen Erblande stand jetzt ein Heer von 60,000 Mann. Noch einmal versuchte Christian IV. den Weg der Unterhandlungen, er schickte seinen Vetter, den Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, in das Hauptquartier zu Lauenburg, um Frieden zu bieten. Aber die Bedingungen, welche beide Feldherren machten [1]), waren von der Art, wie sie nur Sieger vorschreiben können: „der König von Dänemark solle sogleich die Waffen niederlegen, auf das niedersächsische Kreisoberstenamt verzichten, das Herzogthum Holstein und andere vom Kaiser und Reich erhaltene Lehen herausgeben, die Kriegskosten und alle während des Kampfes in Deutschland zugefügte Schäden ersetzen, den Sundzoll nach dem alten Satze ermäßigen, und für all dies Bürgschaft leisten."

Da Christian IV. solche Zugeständnisse machen weder konnte noch wollte, setzte sich das vereinigte kaiserlich-ligistische Heer in Bewegung. Zunächst wurden die Dänen aus ihren Verschanzungen an der Elbe bei Hamburg vertrieben, dann ging der Marsch nach Trittow, dessen Besatzung sich ergab, von da nach Pinneberg. Mit ungewohnter Hartnäckigkeit wehrte sich die Besatzung letzteren Orts, vor welchem Tilly in den Schenkel verwundet wurde, weßhalb er sich nach Lauenburg zurückbringen lassen mußte. Auf die Nachricht von diesem Unfalle erließ der Kurfürst von Baiern an seinen Feldherrn ein dringendes Schreiben [2]), worin er ihn beschwor, in Zukunft seine Person, „an deren Erhaltung den katholischen Kurfürsten und Ständen so hoch und viel gelegen sey," besser in Obacht zu nehmen. Wallenstein war über den langen Widerstand der beiden in Pinneberg befehlenden Hauptleute, welche erst, nachdem sie das letzte Pulver verschossen, den Platz überlieferten, so erbittert, daß er ihnen Anfangs die Köpfe abschlagen lassen wollte, weil sie, wider alle Kriegsregel ohne Kraut und Loth, sich nach erfolgter Aufforderung nicht ergeben hätten. Der Befehl zu der Hinrichtung war ausgestellt, als er sich noch besänftigen ließ, und nun der Besatzung sogar freien Abzug bewilligte [3]).

Nach Pinnebergs Falle wurden noch mehrere kleine Orte genommen. Indessen zog der König von Dänemark die Trümmer seines Heeres bei Rendsburg zusammen, um nach dem Verluste Holsteins wenigstens das Herzogthum Schleswig zu behaupten. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, wie früher erzählt worden, sich von Havelberg

[1]) Londorp, acta publica III, 991. a. unten flg. — [2]) Westenrieder, Beiträge VIII, 163. — [3]) Von der Decken I, 255 unten flg.

durch das Mecklenburg'sche nach der Insel Poel geflüchtet hatte und dort Schiffe erwartete, sollte zu dem Könige bei Rendsburg stoßen. Allein es war schon zu spät. Den $\frac{12}{22}$. September rückte eine starke Abtheilung Kaiserlicher vor Rendsburg, worauf der König bis nach Flensburg zurückzog[1]). Rendsburg, der Schlüssel von Schleswig, wurde eingeschlossen, der Markgraf von Baden war abgeschnitten. Wallenstein schickte seinen Feldzeugmeister Grafen Schlick ab, denselben anzugreifen. Den $\frac{10}{20}$. hatte der Markgraf mit seinem Heerhaufen von Poel aus in Heiligenhafen auf der Nordküste von Holstein gelandet. Am folgenden Tage rückte er bis Oldenburg, in der Absicht sich mit dem Könige, den er noch in Rendsburg wähnte, zu vereinigen. Aber unweit Oldenburg verrannte ihm Graf Schlick den Weg. Da der Markgraf an Podagra litt, so übernahm Herzog Bernhard von Weimar den Befehl und verschanzte sich so gut er konnte. Schrecken herrschte unter den Dänen, weder Gemeine noch Offiziere wollten ihre Pflicht thun. Als der Angriff am $\frac{14}{24}$. September erfolgte, ging es so schlecht, als es unter solchen Umständen nur gehen kann. Ganze Rotten liefen, an dem Glück Christian's verzweifelnd, zu den Kaiserlichen über. Wer sich retten konnte, floh auf die Schiffe, unter diesen auch der Markgraf von Baden und Bernhard von Weimar; sie flohen mit den traurigen Ueberbleibseln des Heeres nach der Insel Femern.

Bald darauf fiel das Schloß Bredenberg, aber erst nach hartnäckiger Gegenwehr, weßhalb die Besatzung über die Klinge springen mußte[2]). Den $\frac{24.\ \text{September}}{4.\ \text{Oktober}}$ ergab sich Rendsburg mit Kapitulation[3]); um dieselbe Zeit wurde Wilster genommen und das Land der Dithmarsen von den Kaiserlichen gebrandschatzt. Dieser durch seine früheren Thaten berühmte Volksstamm mußte die Freiheit von Einlagerung um die Summe von 300,000 Reichsthalern erkaufen[4]). Von Holstein befanden sich nur noch Krempe und Glückstadt in des Königs Gewalt, dagegen ging das Herzogthum Schleswig, selbst Jütland, vollends verloren. Christian IV. stand Anfangs Oktober mit dem Rheingrafen Otto Ludwig, der seit Ausbruch des Kriegs im dänischen Heere diente, bei Flensburg, wo auch Bernhard und die Trümmer der markgräflichen Heeresabtheilung von der Insel Femern aus zu ihm stießen. Als der König hörte, daß Friedland mit großer Uebermacht gegen ihn im Anzuge sey, gab er sich selbst auf, und floh nach den Inseln hinüber. Der eben genannte Rheingraf Otto Ludwig blieb mit etwa 7000 Mann zurück, um eine Sache noch länger zu vertheidigen, die der Monarch aufgegeben. Was sollte er thun? Er zog zuerst nach Koldingen, von da nach Viborg zurück. Als den fliehenden Dänen der Graf Schlick auch bis dorthin auf dem Fuße nachfolgte, lösten sie sich in zwei Haufen auf; der eine flüchtete über Aalborg nach

[1]) Röse Bernhard I, 126 flg. Von der Decken I, 256. — [2]) Khevenhiller X, 1430. [3]) Röse Bernhard I, 128. — [4]) Von der Decken I, 259.

der sogenannten Halsschanze auf der nördlichen Spitze von Jütland, wo er zur Uebergabe gezwungen wurde. Der andere schlug sich unter der Anführung des Rheingrafen, bei dem auch Bernhard von Weimar war, nach Aarhus durch, und entkam glücklich zu Schiffe nach der Insel Fünen, wo sich der König befand: es gab kein dänisches Landheer mehr [1]).

Im Schlosse Dalum auf Fünen hielt Christian IV. Kriegsgericht über Diejenigen, welche er bezüchtigte, die letzten Unglücksfälle verursacht zu haben. Der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden wurde angeklagt, Schuld an der Niederlage von Oldenburg zu seyn. Er sollte vor einer Versammlung dänischer Reichsräthe Rechenschaft ablegen. Georg Friedrich verwarf dieses Gericht, weil er als deutscher Reichsfürst nur vor Gott und dem Kaiser verantwortlich sey; hingegen rechtfertigte er sich vor dem Könige. Die Schuld blieb auf dem königlichen Generalkriegskommissär Mizlaf lasten. Derselbe ward zum Tode verurtheilt, doch verwandelte der König seine Strafe in ewige Verbannung [1]). Bald darauf verließen Bernhard von Weimar und Georg Friedrich von Baden den dänischen Dienst und begaben sich nach Holland. Der Markgraf ging später in die Heimath zurück und verzichtete auf fernere Waffenthaten; er starb den $\frac{1}{2}\frac{4}{4}$. September 1638 zu Straßburg [2]). Dem Herzoge von Weimar werden wir später im Schwedenkriege begegnen.

Gegen Ende des Jahres 1627 fiel Wolfenbüttel, die letzte von den Dänen auf braunschweigischem Boden besetzte Veste, in Pappenheim's Hände. Die Garnison hatte eine viermonatliche Belagerung mit großer Tapferkeit ausgehalten, welche einigermaßen die gesunkene Ehre der dänischen Waffen wiederherstellte. Um der Hungersnoth unter seinen Truppen zu steuern, ergriff der Befehlshaber, Graf Solms, grausame Mittel gegen die Bürger und ließ aus dem Silberzeuge, das er im Schlosse fand, Geld schlagen. Als die Uebergabe unvermeidlich war, als Mangel in der Stadt wüthete, und Graf Pappenheim, der mit 12,000 Mann den Ort belagerte, durch Abdämmung der Oker das Wasser bis in die untern Stockwerke der Häuser getrieben hatte, verließ Solms heimlich die Stadt, um die Kapitulation nicht unterschreiben zu müssen. Sein Nachfolger im Oberbefehl, Graf Lohe, erhielt freien Abzug für die Besatzung, welche jedoch auseinander lief. Herzog Ulrich Friedrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte den Grafen Pappenheim bei der Belagerung seiner eigenen Hauptstadt nach Kräften unterstützt, theils um sein früheres Bündniß mit dem Könige von Dänemark durch jetzigen Eifer vergessen zu machen, theils weil er hoffte, nach erfolgter Eroberung seine Stadt wieder zu bekommen. Er täuschte sich. Als er nach der Einnahme flehentlich um Einräumung seiner Residenz bat, wurde er von Pappenheim abgewiesen [3]). Bald sollte er noch trübere Erfah-

[1]) Röse a. a. O. S. 128. — [2]) Das. S. 130 u. 354. — [3]) Von der Decken I, 259 unten flg.

rungen machen. Die Zeit war gekommen, wo, wie Schiller sagt, der Degen Alles galt, und ein glücklicher Soldat kühn wegschreiten durfte über der Fürsten Häupter.

Indessen hatten die beiden katholischen Heere Kantonirungen bezogen. Bei diesem Anlasse kam es zu Streitigkeiten zwischen Tilly und Wallenstein. Jener verlangte im Auftrage seines Gebieters, des Kurfürsten von Baiern, daß seinem Heere Mecklenburg zugetheilt werde. Wallenstein, der das Herzogthum besetzt hielt, schlug das Ansinnen Tilly's rund ab; in einem Briefe [1] an Arnim legte er dem ligistischen Feldherrn die Absicht unter, das Erbe der mecklenburger Herzoge für eigene Rechnung berupfen zu wollen. Allein der Sinn jener Forderung war noch feindseliger gegen Wallenstein, als dieser damals selbst vermuthete. Kurfürst Maximilian von Baiern wollte einen geheimen Plan, von dem er unterrichtet war, nämlich die Vergabung Mecklenburgs an Friedland, hintertreiben. Wäre es Tilly gelungen, Mecklenburg zu besetzen, so würden die Herzoge ihres Stammguts nicht beraubt worden seyn. Allein der bairische Versuch, die Mecklenburger Fürsten zu retten, scheiterte an der Festigkeit Wallenstein's. Bald fand sich eine günstige Gelegenheit, den ligistischen Oberfeldherrn auf andere Weise zu befriedigen. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß die Holländer einen Einfall in das braunschweigische Gebiet beabsichtigen. Tilly ward daher von den Kaiserlichen aufgefordert, das Bisthum Bremen und die Weser zu besetzen. Der bairische Feldherr willigte zuletzt ein, weil er in jenen Provinzen allein schalten und walten durfte, während er in Holstein und Mecklenburg Quartiere, Gewalt und Beute mit den Kaiserlichen hätte theilen müssen [2].

Wallenstein verlegte seine Regimenter von Jütland an durch Schleswig, Holstein, Pommern, Mecklenburg, das kurbrandenburgische Gebiet in die Winterquartiere. Hart wurden besonders die Marken mitgenommen. Da Georg Wilhelm noch immer in Preußen weilte, versuchte sein Statthalter Sigismund Alles, um die Einlagerungen zu ermäßigen, aber vergeblich, nicht einmal die Anordnung der Quartiere wurde ihm überlassen. Wallenstein schrieb vor, in welche Orte die einzelnen Regimenter zu verlegen seyen. Den Sold derselben mußten die Einwohner übernehmen. Für jeden Fußknecht sollten monatlich 7 Gulden, für einen Reiter 12 — 15 Gulden bezahlt werden; der Vorschrift gemäß hatten die Soldaten für diese Summe sich selbst zu beköstigen, aber in der Wirklichkeit war es anders: sie nahmen das Geld von den Bürgern, und preßten ihnen noch dazu die Kost ab, die Obersten trieben für eigene Rechnung Brandschatzungen ein. Besonders zeichneten sich die Obersten Torquato Conti und Montecuculi durch zügellose Habsucht aus. Der Letztgenannte ließ den versammelten Ständen der Neumark im Dezember

[1]) Wallenstein's Briefe I, 111 Nr. 41. — [2]) Von der Decken I, 261.

1627 ankündigen, daß sie für seine 12 Kompagnien sammt dem Stabe monatlich 29,520 Gulden, für seine Tafel 1,200 Gulden, für die Tafel eines jeden Oberstlieutenants 600 Gulden zu bezahlen hätten. Die Stände brachten nur 24,720 Gulden auf, das Uebrige raubte Montecuculi mit Gewalt. Ein anderer Oberst, Hepburn, ließ sich von mehreren Städten der Mittelmark monatlich 7,900 Gulden, der Oberste Fahrenbach von der Stadt Ruppin wöchentlich 2,000 Gulden bezahlen. Man hat berechnet, daß die kurbrandenburgischen Lande von den Kaiserlichen in den Jahren 1627—1630 um 20 Millionen Gulden gebrandschatzt wurden [1]). Zwar finden sich häufige Beispiele, daß Wallenstein Offiziere und selbst Obersten, die es gar zu bunt trieben, streng bestrafte. In seinen Briefen an Arnim befiehlt er, solche Herren am Kopfe zu nehmen, Mancher Namen ließ er an den Galgen schlagen, Andere jagte er schimpflich fort und löste ihre Kompagnien auf. Allein wenn diese Strenge auch die Ausschweifungen im Ganzen innerhalb eines gewissen Maaßes zurücktrieb, so hörten die Plackereien im Einzelnen doch nicht auf. Wie hätte die Soldateska den Bürger schonen sollen, da sie das Beispiel ihres eigenen Feldherrn vor Augen hatte, der für seine Kasse so viel erpreßte, als möglich, ja der dem Kurfürsten von Brandenburg, dem angeblichen Freunde des Kaisers, förmlich verbot, Steuern von seinen Unterthanen einzuziehen! Der fürchterliche Grundsatz: „Wehe den Besiegten" galt in seinem ganzen Umfange. Wallenstein behandelte die Reichsfürsten als natürliche Feinde des Kaisers, als Rebellen, die, wenn auch aus augenblicklicher Furcht sich unter seinen Willen beugend, doch bei jeder günstigen Gelegenheit bereit wären, wider denselben aufzustehen. Um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, daß sie ihre bösen Absichten je wieder durch die That bekräftigten, hielt er es für staatsklug ihre Unterthanen bis aufs Blut auszusaugen, damit den Fürsten die Mittel künftigen Widerstandes entzogen würden.

Während des Winters trieb [2]) Wallenstein seinen Vertrauten Arnim unablässig, die auf der Küste Mecklenburgs gelegenen Hafenplätze Wismar und Rostock, welche reichsstädtische Rechte besaßen und bisher keine kaiserlichen Besatzungen aufgenommen hatten, zur Uebergabe zu nöthigen. Das platte Land dagegen gebot er, mit Einquartierungen zu verschonen, weil er Mecklenburg als sein Eigenthum betrachtete. Zugleich ließ er Pommern besetzen, damit er des Nachbarlandes desto sicherer wäre. Alle Bitten und Gegenvorstellungen des Herzogs Bogislas XIV. von Pommern fruchteten nichts [3]). Schon damals fürchtete Wallenstein, in seinen Planen durch Gustav Adolf gestört zu werden. Ueber die Maaßregeln, die er gegen den Schwedenkönig ergriff, werden wir später berichten. Wallenstein trachtete nach Schiffen, um im Falle der Noth zur

[1]) Wallenstein's Briefe I, 66 flg. Stenzel a. a. O. I, 472. — [2]) Das. S. 68 und 135 Nr. 68. — [3]) Das. Briefe Nr. 59, 60, 62, 83, 84.

See den Dänen oder Schweden die Spitze bieten zu können. Unter dem $\frac{27. \text{Oktober}}{6. \text{November}}$ 1627 schrieb[1]) er an Arnim: „die Seestädte müssen Kriegsschiffe ausrüsten, denn ich will aufs Jahr stark zur See seyn.“ Im Dezember begab sich Friedland nach Böhmen, wo er mit Kaiser Ferdinand II. zusammentraf. Dort ging sein Wunsch wegen Mecklenburgs in Erfüllung.

Ich behalte mir vor, die Verhandlungen, welche der Mecklenburger Belehnung vorangingen, an einem andern Orte darzustellen. Unter dem $\frac{5}{15}$. Januar 1628 schrieb[2]) Wallenstein an Arnim: „die Sache mit Mechelburg ist schon in der Feder; in Kurzem wirds ausbrechen.“ So war es auch. Den $\frac{9}{19}$. Januar ernannte[3]) Kaiser Ferdinand II. Friedland zum Reichsfürsten, und erkannte ihm das Herzogthum Mecklenburg, vorerst als Pfandschaft für die von ihm in des Kaisers Dienst ausgelegten Kriegskosten, zu. Ein kaiserlicher Erlaß[4]) vom 1. Februar desselben Jahres erklärte die beiden früheren Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich und Johann Albrecht, ihrer Länder verlustig: „weil sie die kaiserliche Ermahnung, sich mit dem Könige von Dänemark nicht einzulassen, verächtlich in den Wind geschlagen, in der Verschwörung wider das heil. römische Reich halsstarrig verharrt, und sogar Ursache gewesen, daß der Türke, der Erbfeind des christlichen Namens, in das Spiel gezogen worden sey.“ Der Friedländer genoß die Ehre, an dem Tage seiner Erhebung (den 19. Januar 1628), in Gegenwart des Kaisers sein Haupt mit dem herzoglichen Hute bedecken zu dürfen.

Eilftes Capitel.

Belagerung der Stadt Stralsund. Einmischung der Schweden. Beendigung des dänischen Kriegs. Lübecker Frieden.

Noch war der dänische Krieg nicht völlig beendigt. Dem Feldherrn der Liga blieb die Aufgabe übrig, in einem neuen Feldzug die Festungen Krempe, Glückstadt, Stade, die sich in der Gewalt dänischer Besatzungen befanden, zu erobern, Wallenstein mußte das neu erworbene Herzogthum Mecklenburg sichern und die Plätze an der See nehmen. Von der Wasserseite her drohte ihm Gefahr. Daher kommt es, daß der Feldzug von 1628 den in der Geschichte deutscher Waffen sonst seltenen Charakter einer Verbindung des Land- und Seekriegs trägt. Anfangs Februar[5])

---

[1]) Wallenstein's Briefe I, Nro. 61. — [2]) Das. S. 274, Nro. 136. — [3]) Khevenhiller XI, 67. — [4]) Wallenstein's Briefe I, S. 291 flg. Nro. 155. — [5]) In Wallenstein's Briefen I, 297 erhält er bereits im Februar diesen Titel. Die Bestallung selbst ist jedoch erst unter dem $\frac{11}{21}$. April 1628 ausgefertigt worden, das. II, 10 flg.

1628 wurde Wallenstein vom Kaiser zum General [1]) des oceanischen und baltischen Meeres ernannt. Friedland scheint geglaubt zu haben, wenn ihm erst die Herrschaft des Meeres übertragen sey, werden sich die Schiffe von selbst finden. Hierin täuschte er sich. Da er durch Geschäfte in Böhmen zurückgehalten war, übertrug er einstweilen die Leitung des Kriegs seinem Vertrauten, Arnim, dem er unter dem $\frac{20}{10}$. April die Bestallung zum kaiserlichen Feldmarschall auswirkte [2]). Arnim erhielt wiederholte Befehle [3]), sich der Hafenstädte Wismar und Rostock zu bemächtigen und Citadellen in beiden Orten anzulegen. Nicht weniger wichtig als den Besitz von Wismar und Rostock fand Friedland die Eroberung der benachbarten pommerischen Stadt Stralsund. Denn wenn er sie nicht in seine Gewalt bekam, konnten leicht von dort aus die Dänen oder Schweden ihn aus Mecklenburg vertreiben. Er beschloß deßhalb um jeden Preis Stralsund zu nehmen, aber zum erstenmal in seinem Leben stieß er hier auf unüberwindlichen Widerstand. Der Krieg wider den Kaiser, den bisher der deutsche Reichsadel geführt, trug seit seinem Ausbruche so ziemlich den Charakter eines kalt berechneten Spiels, in welchem sich jeder Theil so wenig als möglich blos zu geben suchte; jetzt aber zeigte sich, was eine verzweifelte Bürgerschaft vermag, die für Eigenthum und Heerd ficht.

Stralsund, damals dem Hansebunde einverleibt, liegt an einer Meeresenge, welche die Insel Rügen von dem festen Lande scheidet, und kaum eine Stunde breit ist. Die Stadt bildete ein Dreieck, dessen Grundlinie das Meer bespülte, die zwei andern dem Lande zugekehrten Seiten schützte ein 300—600 Schritt breiter See. Drei Dämme, die zu den drei Thoren an den Spitzen des Dreiecks führten, waren die einzigen Zugänge; sie schieden zugleich den See vom Meere, und ihn selbst in zwei Theile. Die Befestigung war einfach: mehrere Basteien, Erdwälle unten mit Mauern ausgefüttert, hinter ihnen, die noch ältere Stadtmauer mit ihren Thürmen. Außenwerke standen theils auf den drei Dämmen, theils vor denselben; namentlich wurde das südlich am Meer gelegene Frankenthor durch ein Hornwerk gedeckt. Zwischen der Stadt und der Insel Rügen, doch etwas südlich, liegt der Dänholm, eine kleine flache Insel, von welcher aus der Stadthafen bestrichen werden kann. Sie war zur Zeit der Belagerung ohne Schanzen, und erhielt erst im Laufe derselben etliche Werke. Der Boden rund um die Stadt ist eben, nur durch einige Bäche und einen kleinen Hügel vor dem Frankenthore unterbrochen. Die Zahl der Einwohner belief sich auf ungefähr 18,000, die sich von Handel und Schifffahrt nährten. Stralsund stand unter pommerischer Landeshoheit, war aber zugleich mit großen, fast reichsstädtischen Freiheiten begabt, und regierte sich, die landständischen Abgaben

[1]) Der Name Admiral war damals in Deutschland noch nicht üblich. — [2]) Das. I, 329 flg. Nr. 187. — [3]) Das. Nr. 141. 190. 191.

abgerechnet, selber. Die Macht lag in den Händen des Rathes, dessen Mitglieder, aus den reichsten Einwohnern gewählt, als ängstliche Rechner sich vor entschiedenen Maaßregeln fürchteten und gerne eine Mittelstraße eingeschlagen hätten. Daher kam es, daß die Gemeinde einen dreifachen Kampf für ihre Unabhängigkeit mit dem Feinde vor den Thoren, mit den furchtsamen Rücksichten ihres Landesherrn, des Herzogs von Pommern, mit der Aengstlichkeit der Stadtbehörden bestehen mußte.

Schon Ende November 1627 hatte Arnim die Insel Rügen mit Volk besetzt. Mitte Dezember forderte er den Stralsunder Rath auf, entweder kaiserliches Volk in die Stadt einzunehmen, oder Quartierfreiheit mit 150,000 Reichsthalern zu erkaufen [1]). Der Magistrat wies dieses Ansinnen ab, suchte aber durch weitere Unterhandlungen bessere Bedingungen zu erlangen. Arnim dagegen drohte. Nun begann man sich in der Stadt zu rüsten. Ein früher in dänischen Diensten gestandener Offizier, Volkmann, erhielt den Befehl über die Besatzung, welche man durch geworbenes Volk verstärkte; die Werke wurden ausgebessert, Vorräthe angelegt, die Stadtkanonen auf die Schanzen geführt. Ende Januar schickte Arnim den Obersten Sparre in die Stadt mit folgenden [2]) Forderungen: „die frisch geworbenen Soldaten sollen abgedankt, die Festungswerke geschleift, und sogleich 60,000 Thaler erlegt werden, weil kaiserliche Majestät Geldes benöthigt sey.“ Außerdem verlangte Sparre Beschlagnahme von 8 in Stralsund angekommenen schwedischen Feldstücken [3]), Ablieferung von 2 halben Karthaunen und eben so vielen Zwölfpfündern, endlich etliche tausend Ellen Tuch, Sammt, Atlas ꝛc. Man sah hinter diesen Forderungen allzu deutlich die Absicht, den Bürgern erst ihr Geld und ihre Waffen zu nehmen, um die Wehrlosen hintendrein desto sicherer unterdrücken zu können. Von der Bürgerschaft gezwungen, gab der Rath die muthige Antwort: „was die Behauptung betreffe, daß Seine kaiserliche Majestät Geld brauche, so könnten sie es nur dann glauben: wenn sie des Kaisers Unterschrift und Siegel sehen würden; 30,000 Thaler wären sie zu zahlen bereit, aber nur gegen hinreichende Bürgschaft, daß man die Stadt für die Zukunft in Ruhe lasse.“ Sparre mochte drohen und fluchen, so viel ihm beliebte, mit diesem Bescheid und ohne Geld mußte er gehen.

Nun zog Arnim immer mehr Volk in die Nähe der Stadt. Während er in seinen Briefen an den Rath eine gemäßigte Sprache führte, ließ er den $\frac{3}{13}$. Februar 1628 plötzlich den Dänholm besetzen und Batterien auf dieser kleinen Insel aufführen. In der Stadt hatte man Tags zuvor darüber berathschlagt, ob man den Kaiserlichen nicht zuvorkommen sollte, aber während die Bürger sich besprachen, handelte Arnim. Desto entschlossener zeigten sie sich jetzt, nachdem die Feindseligkeiten eröffnet

[1]) Zober, Geschichte der Belagerung Stralsunds. S. 23. — [2]) Zober a. a. O. S. 31 flg. und Wallenstein's Briefe I, 202 flg. — [3]) Man sehe oben S. 150.

waren. Scheunen vor der Stadt wurden angezündet, damit sie nicht den Kaiserlichen zur Schutzwehr dienen möchten, und ein bewaffnetes Fahrzeug gegen die kleine Insel ausgeschickt; zugleich erhoben die Vorstädter und das Schiffervolk vom Lande her Gewehrfeuer gegen die Besatzung des Dänholm, ein kaiserlicher Korporal mit 20 Mann fiel in die Hände der Stralsunder [1]). Dem Magistrate graute jedoch vor den Folgen der begonnenen Feindseligkeiten, er schickte von Neuem Boten an den kaiserlichen General, um die letzten Vorfälle zu entschuldigen. Indeß kamen auch Abgeordnete der pommerischen Ritterschaft und boten ihre Vermittlung an. Aber die Bürgerschaft mißtraute den Herren vom Adel, weil sie auf dem letzten pommerischen Landtag geäußert [2]): „man müsse der Stadt Stralsund eine Brille auf die Nase setzen, es sey schon recht, wenn sie kaiserliche Besatzung erhalte." Andererseits spannte Arnim, da er die Aengstlichkeit des Raths bemerkte, seine Forderungen noch höher. „Das kaiserliche Volk," sagte er, „kann für jetzt Ehrenhalber aus dem Dänholm nicht abgeführt werden, hingegen wolle er der Stadt das letzt begangene Vergehen verzeihen, wenn sie sogleich 30,000 und in gewissen Terminen nachher noch 50,000 Reichsthaler bezahle." Den $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$. Febr. 1628 wurde wirklich ein Vertrag [3]) zu Greifswalde abgeschlossen, kraft dessen der Dänholm von den Kaiserlichen besetzt bleiben, und die Stadt eine Abschlagszahlung von 30,000 Thalern leisten sollte. Ueber eine künftige Räumung des Dänholms versprach Arnim Befehle von dem Herzoge von Friedland einzuholen. Weiter bedang er aus, „daß die stralsund'schen Schiffe beim Ein- und Auslaufen, zum Beweise ihrer allerunterthänigsten Ehrfurcht gegen den Kaiser, die Segel tief streichen sollten."

Am folgenden Tage (den $\frac{1}{2}\frac{2}{}$. Februar) erschien Oberst Sparre in der Stadt und nahm die 30,000 Thaler in Empfang. Aber wegen einer andern Forderung brachen neue Mißhelligkeiten aus. Der Vertrag von Greifswalde enthielt die Bestimmung, daß zwei Feldstücke den Abgeordneten Arnim's überlassen werden müßten; als nun Sparre dieselben in Empfang nehmen wollte, rottete sich die Menge zusammen und warf die Kanonen in den Stadtgraben. Das Mißtrauen der Bürger gegen den Rath war aufs höchste gestiegen, sie argwöhnten, der Magistrat habe für das Versprechen persönlicher Sicherheit die Stadt verrathen. Eine Versammlung der Bürger wurde gehalten und eine Schrift an den Magistrat ausgefertigt, in welcher das versammelte Volk seine Mißbilligung der furchtsamen Maßregeln des Raths aussprach, und die Drohung beifügte, Alles gehen und stehen zu lassen, auf die Schiffe zu steigen, und anderwärts Heil zu suchen, wenn der Rath nicht für die Zukunft im Einklang mit den Ansichten der Bürgerschaft handle. Mit Mühe gelang es dem vom Volke verehrten Bürgermeister Steinwig, den Zorn

[1]) Zober a. a. O. 42 und 43 und Wallenstein's Briefe I, 207. — [2]) Das. — [3]) Wallenstein's Briefe I, 209.

der aufgeregten Menge zu beschwichtigen. Erst als der Magistrat sich dazu verstand, daß bei allen Verhandlungen, welche gemeine Stadt beträfen, vier Bürger aus jedem Stadtviertel den Rathsitzungen beiwohnen sollten, ward die Ruhe wieder hergestellt. Diesen ihren Sieg benützend, setzte die Volkspartheí noch weiter durch, daß die ganze Einwohnerschaft mit Waffen versehen, und im Gebrauche derselben geübt werden müsse. Man schloß mit einem Danziger Stückgießer Verträge wegen Lieferung von grobem Geschütz, und Anfang März veranstalteten die Bürger eine Sammlung von metallischen Beiträgen [1]).

Indessen hatte sich Arnim an den Herzog von Pommern gewandt, und von ihm Bändigung der widerspenstigen Stadt verlangt. Die Räthe des Herzogs verfielen auf ein ziemlich plumpes Mittel, sie machten den Stralsundern das Ansinnen, entweder pommersche Garnison in die Stadt aufzunehmen, oder ihre Soldaten dem Herzoge Treue schwören zu lassen. Wären die Bürger in die Falle gegangen, so hätte Wallenstein die Stadt in seiner Gewalt gehabt, weil der Herzog von Pommern thun mußte, was Friedland verlangte. Die Stralsunder wiesen jedoch den Antrag ab: „es würde ihrer Stadt zur Verkleinerung und stetigem Hader gereichen, wenn die Soldaten dem Herzoge zugleich schwören sollten." Um diese Zeit erhielt die bedrängte Stadt das erste Versprechen auswärtiger Hülfe. König Christiern IV. von Dänemark gewahrte mit Vergnügen, daß Stralsund einen Feind beschäftigte, dem er selbst erlegen war. Er kam den Bitten des Raths zuvor; den $\frac{5}{15}$. März 1628 erschien Dr. Joh. Steinberg als sein Abgeordneter in der Stadt, munterte den Rath zu hartnäckigem Widerstande auf, und versprach dänische Unterstützung. Bald darauf schritt man zum Angriff auf den Dänholm. Durch bewaffnete Fahrzeuge wurde der daselbst befindlichen Garnison, welche bisher die nöthigen Lebensmittel aus der Insel Rügen erhalten, jede Verbindung abgeschnitten. Arnim hatte keine Schiffe, wie hoch er sich auch vermaß, Rache an der Stadt zu nehmen, die Bürger ließen sich nicht einschüchtern. Den $\frac{5}{15}$. April mußte der kaiserliche Hauptmann Schellendorf, der auf dem Dänholm den Befehl führte, durch Hunger zur Uebergabe genöthigt, die Insel räumen; er erhielt freien Abzug nach Rügen [2]).

Unter dem Einflusse dieses glücklichen Erfolgs bereitete man in der Stadt einen jener feierlichen Akte vor, welche so geeignet sind, in aufgeregter Zeit das Gemeingefühl von Bürgerschaften zu entflammen. Eine Eidesformel [3]) ward in 7 Artikeln aufgesetzt, welche alle Bewohner zum entschlossensten Widerstande verpflichtete. Den $\frac{1}{2}\frac{7}{}$. April schwuren Rath, Obrigkeit, bestellte Kriegsoberste, Hauptleute und Befehlshaber, Aelteste und Hundertmänner, Zünfte und das ganze Volk zum Banner gemeiner Stadt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit: 1) „in der obschwebenden Kriegsgefahr bei der wahren Religion augsburgischen Bekenntnisses

---

[1]) Zober 58 flg. Wallenstein's Briefe I, 210 flg. — [2]) Zober a. a. O. 94 Wallenstein's Briefe I, 219. — [3]) Das. 100 und Wallenstein's Briefe 219 flg.

beharrlich bis ans Ende zu verbleiben, und dafür wie auch für gemeine Freiheit, Rechte und Wohlfahrt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, auch in Allem blos und allein des Vaterlandes und gemeiner Stadt Bestes ohne Scheu, Eigennutz und Ersparung Leibes, Guts und Bluts zu wahren; 2) bei dem heiligen römischen Reiche getreulich zu verharren, aber auch zugleich 3) nicht zu dulden, daß irgend eine fremde Besatzung oder Einquartierung in die Ringmauern der Stadt aufgenommen werde, möge dies fordern wer da wolle; 4) einem ehrbaren Rathe, als der von Gott eingesetzten Obrigkeit, die schuldige Ehre zu geben, seinen Schlüssen sich nicht zu widersetzen, und alle Widerspenstige zur gebührenden Strafe auszuliefern; 5) den Befehlen der bestallten Obristen und Hauptleute in Schimpf und Ernst Folge zu leisten, bei dem Fähnlein, unter welches jeder gestellt sey, bis in den Tod männlich und getreu zu stehen und zu fechten, auch den angewiesenen Ort ohne Commando nie zu verlassen; 6) die Posten in eigener Person, oder, im gesetzlichen Verhinderungsfalle, durch einen der Stadt vereideten Stellvertreter zu versehen, auch sich des unnöthigen Schießens und überflüssigen Saufens auf der Wache gänzlich zu enthalten; 7) gegen die Mitbürger sich friedlich und nachbarlich zu bezeigen, alle Partheiung, Zank, Schmähung, wie auch muthwilliges Niederreißen, Anzünden oder Verderben der Wälle, Gebäude, Gärten zu meiden, endlich im Falle, daß irgend Jemand guten Grund zu Klagen gegen einen seiner Mitbürger hätte, keine Händel darüber auf der Wache, oder bei versammelten Korporalschaften anzufangen, sondern sein Recht vor dem ordentlichen Richter zu suchen." Zum Schlusse verbanden sich Alle zusammen, daß Jeder, der wider diesen Eid handle, ohne Ansehen der Person, je nach Erfund seines Vergehens an Ehre, Gut und Blut gestraft werden solle.

Noch ehe der Sturm losbrach, kam die versprochene dänische Hülfe. Der Rath hatte sich insgeheim an den König von Dänemark mit der Bitte um ein Anlehen von 100,000 Thalern gewendet [1]). Während die Unterhandlungen über diese Sache schwebten, erschien die dänische Flotte unfern Rügen, zugleich kamen den $\frac{3}{13}$. Mai zwei Gesandte des Königs in die Stadt [2]), um ihr, wenn es den Bürgern mit der Vertheidignng Ernst sey, ein großes Kriegsschiff, 2 Galeeren, 16 Kanonen mit dem nöthigen Schießbedarf, auch 2 Ingenieure und 5 Constabler anzubieten. Nach einigem Bedenken nahm der Rath die Hülfe dankbar an. Die Bürger bewilligten, um die Soldaten und das Schiffsvolk befriedigen zu können, eine Haus- und Kopfsteuer zu vier Gulden für jede Familie. Nur die lutherische Geistlichkeit, die auch sonst während des ganzen Verlaufs der Vertheidigung Stralsunds großen Geiz bewies, verweigerte die Theilnahme an den allgemeinen Opfern [3]). Gegen Arnim führte der Rath nunmehr eine ziemlich hohe Sprache, er verlangte von ihm die

[1]) Zober S. 104. — [2]) Das. 114 flg. — [3]) Das. 116 unten flg.

Räumung Pommerns[1]). Jetzt rückte dieser am $\frac{13}{23}$. Mai mit 8000 Mann bis unter die Kanonen der Stadt, schlug ein Lager in dem sogenannten Haynholze, und eröffnete die Laufgräben. Um die Mitternachtsstunde des $\frac{16}{26}$. Mai erfolgte der erste Sturm auf die Außenwerke. Die Kaiserlichen nahmen in der Nacht zwei Schanzen, wurden jedoch, als der Tag angebrochen war, von den Stralsundern wieder daraus vertrieben, und verloren 30 Gefangene. Besser gelang den Kaiserlichen ein zweiter Sturm, welcher den $\frac{\text{23. Mai}}{\text{2. Juni}}$ ebenfalls bei Nacht ausgeführt wurde. Sie bemächtigten sich mehrerer Außenwerke. Sogleich begann der Muth des Magistrats wieder zu sinken, er schickte ein demüthiges Schreiben[2]) an Arnim, worin der kaiserliche Feldmarschall beschworen wurde, „um des Heilandes und Erlösers Jesu Christi willen die Feindseligkeiten einzustellen, oder doch wenigstens sichern Stillstand zu Fortsetzung der Traktaten zu bewilligen.“ Arnim antwortete: „die ungezähmten Bürger seyen selbst an allem Schuld,“ und bereitete einen dritten Sturm vor, der jedoch durch verschiedene Ursachen hintertrieben ward.

Den $\frac{17}{27}$. Mai traf in Stralsund von Seiten Gustav Adolf's die Pulversendung ein, über welche ich im ersten Buche vorliegenden Werks berichtet habe[3]). Eine Woche später, den $\frac{\text{25. Mai}}{\text{4. Juni}}$, kamen[4]) vom dänischen Könige geschickt, die Obersten Holk und Hamilton mit 4 Fahnen Schotten und Deutschen. Anderer Seits erhielt Arnim vom Friedländer Herzoge Befehl, ihm entgegenzureisen, und mußte deßhalb während der Pfingstfeiertage Waffenstillstand gewähren. Schon im April hatte nämlich der Rath von Stralsund eine Gesandschaft zugleich an Wallenstein und an den Kaiser abgefertigt. Friedland, der den Abgeordneten der Stadt am 26. April zu Prag empfing, fuhr[5]) denselben hart an: „bereits habe er Befehl gegeben, daß noch 15 Regimenter vor die Stadt rücken, er selbst werde dahin aufbrechen, und nicht eher weichen, bis Stralsund kaiserliche Besatzung eingenommen haben werde. Ich will mit der Stadt,“ fuhr er weiter fort, indem er mit der flachen Hand über den Tisch strich, „so verfahren, daß Nichts mehr von ihr übrig bleibt, und sollten gleich 100,000 meiner Soldaten vor ihr fallen, oder ich selbst das Leben lassen müssen.“ Milder lautete der Bescheid, den der Gesandte von dem Kaiser erhielt. Ferdinand II. versprach, die Sache nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen: es sey ein Mißverständniß, und der kaiserliche Feldhauptmann habe die Weisung erhalten, glimpflich mit der Stadt zu verfahren. Allein diese Antwort war entweder Heuchelei oder wollte des Friedländers aufgeregte Leidenschaft keine Abmahnung hören. Als der Gesandte mit dem kaiserlichen Bescheid in der Tasche dem Herzoge, der sich bereits in Prenzlau befand, nachgereist war, mußte er noch härtere Worte vernehmen. „Wenn Stralsund auch mit eisernen

---

1) Zober a. a. O. 127. — 2) Das. S. 138 unten flg. — 3) Oben S. 151. — 4) Zober a. a. O. 140. 141. — 5) Das. S. 153.

Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter," sagte [1]) der kaiserliche Feldhauptmann. Friedland war Mitte Juni aus Böhmen aufgebrochen. Den $\frac{7}{17}$. Juni befand er sich zu Frankfurt an der Oder, den $\frac{18}{28}$. zu Prenzlau, den $\frac{23.\ \text{Juni}}{3.\ \text{Juli}}$ zu Anklam, den $\frac{27.\ \text{Juni}}{7.\ \text{Juli}}$ traf er im Lager vor Stralsund ein [2]). Unterwegs beorderte er alle verfügbaren Truppen aus Mecklenburg, Holstein und den Marken herbei, selbst von Tilly zog er drei Regimenter an sich. Die Zeughäuser des Herzogs von Pommern und des Kurfürsten von Brandenburg mußten das nöthige grobe Geschütz liefern [3]).

Aber auch die Stadt hatte indeß Verstärkung erhalten. Einerseits zog Oberst Holk immer mehr dänisches Volk an sich und begann den Meister zu spielen, so daß der Magistrat Vorsichtsmaaßregeln gegen ihn ergriff. Man verlangte von ihm Bürgschaft, daß er künftige Friedensunterhandlungen nicht hindern, ohne Einwilligung des Raths keine weitere Mannschaft herbeikommen lassen, wenn dennoch dänische Soldaten landen würden, dieselben außerhalb der Stadt in Zelten unterbringen wolle, und endlich daß er selbst mit seinem Kriegsvolke gemeiner Stadt einen Eid der Treue schwöre [4]). Aus diesen Forderungen der Bürgerschaft erhellt, daß sie den wohlbegründeten Verdacht hegte, König Christiern IV. möchte unter dem Schein des Beistandes die Stadt in seine Gewalt bringen. Ohne Zweifel wäre dem Dänen sein Vorhaben gelungen, hätte ihm Gustav Adolf nicht den Rang abgelaufen. Den $\frac{20}{30}$. Juni trafen 8 Schiffe mit schwedischen Hülfstruppen und einem Gesandten Gustav's im Hafen von Stralsund ein [5]). Den $\frac{25.\ \text{Juni}}{5.\ \text{Juli}}$ wurde zwischen der Krone Schweden und der Stadt das Bündniß abgeschlossen, dessen wir früher gedachten [6]). Tags zuvor waren die Obersten Fritz Roskadin und Duval in die Mauern Stralsunds eingerückt [7]). Beide, Schweden und Dänen, fanden bald Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen.

Nachts 11 Uhr, den $\frac{28.\ \text{Juni}}{8.\ \text{Juli}}$ — also einen Tag nach seiner Ankunft, ließ Wallenstein auf zwei Seiten, am Tribsee'schen und am Franken-Thore stürmen. Mehrere Schanzen wurden genommen, von den schwedischen Obersten fiel der eine, Duval, in Gefangenschaft, der andere, Roskadin, wurde tödtlich verwundet [8]). Ein zweiter Sturm erfolgte den Tag darauf, am $\frac{29.\ \text{Juni}}{9.\ \text{Juli}}$. Die Kaiserlichen bemächtigten sich sämmtlicher Werke vor dem Frankenthore. In der Stadt herrschte Schrecken; viele, besonders Weiber und Kinder, flüchteten. Der Rath bat um eine Unterredung mit dem kaiserlichen Feldhauptmann. Wallenstein bewilligte

---

1) Khevenhiller XI, 197. — 2) Wallenstein's Briefe I, 238. — 3) Die Beweise ebendas. 239 flg. — 4) Zober a. a. O. 145. — 5) Khevenhiller XI, 196, verglichen mit Zober a. a. O. S. 176. — 6) Oben S. 151. Zu vergl. Zober S. 182. — 7) Zober gibt den Tag der Aufnahme des schwedischen Haufens nicht an, wohl aber Khevenhiller, welcher (a. a. O. S. 196) sagt: den $\frac{24.\ \text{Juni}}{4\ \text{Juli}}$ wurden 6 Fahnen schwedischen Volks in die Stadt gebracht. — 8) Zober a. a. O. 190 flg.

das Gesuch. Freundlicher, als die Gesandten erwarten konnten, nahm er sie auf [1]), bot ihnen Stühle an, und sagte: „die Herren sollen Generalpardon haben, sollen den Dänholm behalten, auch will ich kein Volk in die Stadt legen, allein darauf bestehe ich, daß Ihr Euch dem Kaiser unterwerft, und pommerische Besatzung einnimmt, welche zugleich dem Kaiser, dem Herzoge von Pommern, dem Kurfürsten von Brandenburg und der Stadt Stralsund Treue schwören soll.“ Drohend schloß er mit dem lateinischen Sprüchwort: man muß die Gelegenheit am Schopfe fassen, denn hinten ist sie kahl. Nachdem die Gesandten in die Stadt zurückgekehrt, erstatteten sie dem Rathe Bericht über die versöhnliche Gesinnung Friedland's, und trugen auf Bewilligung seiner Vorschläge an. Die Mehrzahl der Bürger war hiemit einverstanden, dennoch kam es nicht zum Abschluß, weil der dänische Oberst Holk hinterlistiger Weise die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen wußte [2]). Um sich dafür zu rächen, ließ Wallenstein den $\frac{3}{13}$. Juli, von 2 Uhr Morgens an, die Stadt 24 Stunden hintereinander heftig beschießen. Man zählte 1564 Schüsse [3]). Das Mittel wirkte, den $\frac{4}{14}$. Juli ward ein Vergleich [4]) aufgesetzt, kraft dessen sich die Gemeinde der Stadt bereit erklärt, eine herzoglich pommer'sche Besatzung von 2000 Mann aufzunehmen, 50,000 Thaler Brandschatzung zu bezahlen, sich aller verbotenen Anschläge zu enthalten, auch nicht zu gestatten, daß Feinde kaiserlicher Majestät und des Reichs Fuß in der Stadt fassen. In Folge dieses Vertrags kam es am $\frac{5}{15}$. Juli zu einem Waffenstillstande. Allein als der Rath den gesammten Bürgern seine Absichten mittheilte, erhob die Mehrzahl Widerspruch und behauptete, daß ohne Einwilligung der Könige von Dänemark und Schweden nichts abgeschlossen werden dürfe. Um dieselbe Zeit trat heftiges Regenwetter ein, das kaiserliche Lager im Haynholze verwandelte sich in einen Sumpf, die Soldaten steckten, nach dem Ausdrucke einer Chronik, darin „wie nasse Katzen,“ ihr Geschütz mußte verstummen, weil die Laufgräben mit Wasser angefüllt waren.

Während sich die Elemente auf diese Weise gegen die Kaiserlichen verschworen zu haben schienen, erhielt die Stadt neue Hülfe von Außen. Den $\frac{9}{19}$. und $\frac{10}{20}$. Juli landeten abermals 400 Dänen, und König Christian IV. erschien mit seiner Flotte vor Rügen [5]). Die Wortführer der Bürgerschaft schöpften neuen Muth, sie zwangen den Magistrat, eine nachträgliche Erklärung an die pommer'schen Räthe, welche den Vergleich vermittelt hatten, einzusenden [6]), des Inhalts: „daß der von der Stadt versiegelte Vertrag zu Nichts verbinden solle, bis die anwesende fremde Hülfe sich gutwillig zum Abzug bereit erkläre.“ Seinen Zorn über diese Winkelzüge spricht Wallenstein in einem Briefe [7]) an Arnim vom $\frac{8}{18}$. aus: „nach des Herrn letzter Meldung glaubte ich, daß mit den

[1]) Zober a. a. O. 193. — [2]) Das. S. 194 flg. — [3]) Das. S. 198. — [4]) Wallenstein's Briefe I, 244. — [5]) Zober a. a. O. S. 201. — [6]) Wallenstein's Briefe I, 245. — [7]) Das. S. 364 Nr. 220.

Stralsundern Alles in Richtigkeit sey, nun sehe der Herr, was mir die Bösewichter schreiben." Den $\frac{11}{21}$. traf der Herzog von Pommern im kaiserlichen Feldlager ein, worauf die Unterhandlungen erneuert wurden. Wallenstein spannte seine Forderungen [1]) höher: Stralsund solle außer den bereits bewilligten 50,000 Reichsthalern noch 70,000 erlegen, die fremden Truppen fortschaffen, die Festungswerke schleifen, und von den Königen Christian IV. und Gustav Adolf Bürgschaft verlangen, daß sie den Boden des Reichs nicht betreten wollten. Der Magistrat gab ausweichende Antworten, die Feindseligkeiten wurden wieder eröffnet, und zwar nicht zum Vortheil der Kaiserlichen. Den $\frac{16}{26}$. und $\frac{18}{28}$. landeten 2000 Schweden unter den Obersten Leslie und Brahe [2]). Wallenstein, am glücklichen Ausgange seines Unternehmens verzweifelnd, verließ den $\frac{18}{28}$. das Lager und begab sich nach Güstrow. Zwei letzte Stürme, welche Arnim den $\frac{18}{28}$. und $\frac{21}{31}$. Juli versuchte, mißglückten, den $\frac{22\ \text{Juli}}{1.\ \text{August}}$ begann er sein Volk aus dem Lager im Haynholze abzuführen, nachdem im Laufe der Belagerung 12,000 Mann [3]) von Seiten der Kaiserlichen umgekommen waren.

Dem Jubel der befreiten Stadt kam nur die Schadenfreude gleich, welche der hohe deutsche Reichsadel über die Demüthigung des kaiserlichen Feldhauptmanns empfand. Von dieser allgemeinen Stimmung seines Standes ließ sich auch der Pommerfürst hinreißen. In einem unter dem $\frac{22.\ \text{Juli}}{1.\ \text{August}}$ an Friedland erlassenen Schreiben beschwerte er sich darüber, daß das kaiserliche Heer trotz ertheilter Versprechungen nicht an einem Tage aus allen Schanzen abgeführt worden sey. Wallenstein schüttete in seiner Antwort [4]) den ganzen Aerger gereizten Stolzes über den Pommerfürsten aus. Er gab ihm geradezu Schuld, mit den aufrührerischen Bürgern unter der Decke zu stecken. „Daß der Abzug sich etliche Stunden verzogen hat," fuhr er fort, „werden Eure Liebden wohl zurecht zu legen wissen, da man die Stücke zuerst aus den Batterien wegnehmen und etwas Zeit damit zubringen muß, wie denn eine Belagerung aufzuheben und ein Heer anderswohin zu verlegen mehr Mühe erfordert, als wenn man blos einen Kutschwagen anspannen lassen und spazieren fahren will. Auch halten wir Euer Liebden für zu ehrlich und zu witzig, als daß Sie Ihres fürstlichen Wortes vergessen sollten. Gleicherweise sind Eure Liebden mit hinreichendem Verstande begabt, um zu erwägen und zu wissen, daß Wir im nöthigen Falle Mittel genug haben, uns an denselben zu erholen." Der Herzog von Pommern hielt um diese Zeit einen Landtag. Wallenstein argwöhnte [5]), daß es auf einen Bruch mit dem Kaiser abgesehen sey. Nichts wäre ihm lieber gewesen als dies, weil er dann Gelegenheit fand, mit Pommern zu verfahren,

---

[1]) Zober a. a. O. 203. — [2]) Das. S. 214, vergl. oben S. 152. — [3]) Khevenhiller XI, 205. — [4]) Wallenstein's Briefe I, 385 flg. Nr. 233. — [5]) Brief an Arnim vom $\frac{1}{11}$. August. Das. S. 391. Nr. 239.

wie mit den beiden Mecklenburger Herzogen. Doch Bogislas war zu vorsichtig, einen solchen kühnen Schritt zu wagen, er versparte seine Klagen auf den Regensburger Fürstentag.

Bald wurde Wallenstein's Thätigkeit auf einen andern Punkt hingezogen. Nachdem König Christian IV. einen vergeblichen Versuch gemacht, die Kaiserlichen aus Rügen zu vertreiben, bemächtigte er sich der Insel Usedom, setzte von hier nach Wolgast über, eroberte diese von wenigem friedländischem Volke besetzte Stadt, und nahm auch die Peenemünder Schanze, sowie die Anklam'sche Fahrt. Bei Wolgast verschanzte sich Christian mit 13 Fahnen Fußvolk und einigen Reitercompagnien. Alsbald zog Wallenstein in Greifswalde sechs Regimenter zu Fuß, 22 Schwadronen Reiter zusammen, und brach nach Wolgast auf. Drei Angriffe ließ er am 1/2 2. August auf die dänischen Schanzen machen, erst der dritte gelang. Die Dänen mußten auf ihre Schiffe flüchten, das Schloß von Wolgast ergab sich am folgenden Tag. Christiern IV. segelte nach Koppenhagen zurück [1]). Nach dem Falle Wolgasts rückte Friedland wieder auf sein Hauptquartier Greifswald, immer noch die Hoffnung hegend, von hier aus Stralsund überfallen zu können. Allein seine Versuche scheiterten, die Bürger waren auf ihrer Hut, und noch mehr die Schweden. Graf Nils Brahe, Befehlshaber der 2000 Mann, welche Gustav Adolf Ende Juli geschickt, hatte durch seine Künste durchzusetzen gewußt, daß die dänischen Hülfstruppen — bis auf 300 entlassen wurden [2]). Unter dem Scheine der Großmuth und des Schutzes waren somit die Schweden Meister der Stadt, und Wallenstein, welcher Stralsund lieber in den Händen des schwachen Dänenkönigs gewußt hätte, sah seine Plane zum zweiten Male durch den verhaßten Gothen durchkreuzt. Dagegen glückte ihm um jene Zeit ein anderer Schlag. Wismar, das bis in Mai seine reichsstädtische Selbständigkeit zu bewahren suchte, hatte sich zuletzt gefügt. Aber Rostock verweigerte noch immer Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung. Im September erschien nun Wallenstein unversehens vor der Stadt, und nöthigte sie einen Vertrag anzunehmen, dessen erster Artikel die Einlagerung von tausend Mann vorschrieb [3]). Nach Rostocks Unterwerfung rückte Wallenstein in das Herzogthum Holstein ein, um das Wenige nachzuholen, was dort zu thun übrig war. Hier traf er wieder mit dem Heere der Liga zusammen. Wir müssen zunächst berichten, was indessen auf andern Theilen des Kriegsschauplatzes vorging.

Mit Anbruch des Frühlings 1628 war Tilly vor Stade gezogen, den einzigen Platz, welchen die Dänen diesseits der Elbemündungen noch inne hatten. Der Engländer Morgan führte den Oberbefehl über die Besatzung und vertheidigte sich mit großer Tapferkeit. Tilly mußte nach und nach alle verfügbaren Streitkräfte vor die Festung ziehen, weil

---

[1]) Khevenhiller XI, 214 unten flg. — [2]) Die Beweise bei Senkenberg IV, 618. Geijer Geschichte von Schweden III, 150 oben. — [3]) Khevenhiller XI, 223.

er es bald auch mit dem Dänenkönige selbst zu thun hatte. Christian IV. erschien nämlich Ende April 1628 mit 13 Kriegsschiffen auf der Elbe, um Stade zu entsetzen, überzeugte sich jedoch bald, daß er gegen die Verschanzungen Tilly's nichts ausrichten könne; unverrichteter Dinge kehrte er wieder um. Da somit die Hoffnung auf Entsatz vereitelt war, unterhandelte Morgan wegen der Uebergabe, welche den $\frac{27.\ \text{April}}{7.\ \text{Mai}}$ erfolgte. Die Besatzung, 2500 kampffertige Streiter stark, erhielt freien Abzug gegen das Versprechen, innerhalb der nächsten 6 Monate nicht mehr wider den Kaiser zu dienen. [1]) Seit der Einnahme von Stade finde ich keine weiteren kriegerischen Thaten Tilly's aufgezeichnet. Das ihm zugetheilte Land diesseits der Elbe war von Feinden gesäubert. Ruhig blieb er in seinen Quartieren.

Auch auf den nordöstlichen Ufern von Holstein und Schleswig hatten einzelne Bewegungen stattgefunden. Noch ehe Christian Stade zu Hülfe in die Elbe einlief, benützte er seine Ueberlegenheit zur See, um einzelne von den Kaiserlichen besetzte Küstenorte zu überrumpeln. Anfangs März überfiel er die Schleswig'sche Stadt Eckenförde, worin eine Fahne von des Lüneburger Georg's Volke lag, und nahm dieselbe gefangen; dann schiffte er nach der von 300 Kaiserlichen besetzten Insel Femern, zwang sie zur Uebergabe und zerstreute auf anderen Punkten Fahrzeuge, welche die Friedländischen zusammengebracht. [2]) Ende März erschien er vor Kiel mit 47 Segeln und 100 Feuerschlünden, forderte die Bürgerschaft auf, mit ihm, ihrem Landesherrn, gemeine Sache gegen die kaiserliche Besatzung zu machen, und beschoß die Stadt, als diese Ermahnung nichts nützte, mehrere Tage lang, zuletzt mußte er abziehen. [2]) Daß ihm mit Ausnahme der wirksamen Hülfe, welche er dem bedrohten Stralsund leistete, alle übrigen Unternehmungen mißglückten, haben wir bereits erzählt. Im Herbste befand sich von holstein'schen Plätzen nur noch Krempe und Glückstadt in des Königs Gewalt. Vor ersteren Ort rückte nun Friedland nach der oben berichteten Einnahme Rostocks.

Der Vorrath von Lebensmitteln war drinnen auf der Neige; Alefeld, der dänische Kommandant, glaubte den Sturm, zu dem die Kaiserlichen Vorbereitungen trafen, nicht aushalten zu können. Er übergab die Veste, die er auf's rühmlichste ein Jahr lang vertheidigt, den $\frac{2}{12}$. November 1628; die Besatzung erhielt freien Abzug „mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, und was des Dings mehr ist," wie Wallenstein in einem Briefe [3]) an Arnim schreibt. Dagegen bewahrte Glückstadt, wohin sich die Garnison von Krempe zurückzog, die Ehre der Jungfrauschaft. Allerdings konnten ihr die Zufuhren nicht abgeschnitten werden, weil die Elbemündung, an der sie liegt, der dänischen Flotte offen stand. [4]) Vergeblich hatte sich General Aldringen den ganzen

[1]) Khevenhiller XI, 207 flg. — [2]) Das. XI, 210 unten flg. — [3]) Wallenstein's Briefe I, 402 Nro. 253. — [4]) Khevenhiller XI. 219 flg.

Sommer abgemüht, diese Festung zu erobern. Unbezwungen ging sie in den Lübecker Frieden über.

Von Krempe aus machte Wallenstein den Lübeckern einen Besuch, um Schiffe von ihnen zu begehren, mit denen er im folgenden Jahre, wenn sich etwa Christian IV. nicht zum Frieden verstände, die dänischen Inseln angreifen wollte. Die vorsichtigen Hansestädter gingen jedoch nicht auf die Vorschläge des Herzogs ein. Alles, was sie ihm anboten, war das Versprechen, für Bezahlung Bauholz zu liefern, damit der Kaiser auf eigene Kosten eine Flotte bauen könne.[1]) Wir sind überzeugt, daß die Forderung Wallenstein's nur ein Schreckschuß und darauf berechnet war, den Dänenkönig zum Abschluß des Friedens zu nöthigen. Friedland legte deßhalb kein Gewicht auf die ausweichende Antwort der Lübecker. Ende November reiste er über Boitzenburg, wo er eine Zusammenkunft mit Tilly hatte,[2]) nach seiner mecklenburgischen Residenz Güstrow. Sein Kriegsvolk verlegte er wieder, wie im vorigen Jahre, nach den Marken, nach Pommern und Holstein. Ein Versuch, diesmal auch die celle-lüneburgischen Lande, welche Tilly nur schwach besetzt hielt, auszubeuten, wurde durch den Kurfürsten von Baiern hintertrieben. Maximilian I. wirkte nämlich von dem Kaiser einen Brief an Wallenstein aus, worin Ferdinand II. seinem Feldhauptmann auf's nachdrücklichste Schonung der Länder des Herzogs von Celle empfahl.[3]) Die Wallensteinischen Regimenter fanden allerdings in den schon vom vorigen Jahre her ausgesogenen Provinzen schlechte Quartiere: die Noth war unter den Einwohnern auf's höchste gestiegen, wo sich noch ein Dorf oder ein Städtchen fand, in dem man hoffen durfte, etwas erholen zu können, wurden die Soldaten hinverlegt. Wallenstein schrieb[4]) an Arnim: jedes Regiment möchte selbst einen Bezirk aussuchen, auf die landesherrlichen Quartierkomissäre brauche man nicht zu hören. Noch standen vom vorigen Jahre viele Rückstände von Brandschatzungen aus; aber Wallenstein erkannte die Unmöglichkeit an, Geld von den armen Einwohnern herauszuschlagen. „Ich habe schlechte Hoffnung," schrieb[5]) er an Arnim, „daß man die Steuerreste von den Marken wird auspressen können." Zum Beweise dafür, wie die unglücklichen Landbewohner mitgenommen wurden, will ich einen Befehl Wallenstein's anführen. Auf die Frage, was mit den Artilleriepferden anzufangen sey, antwortete[6]) er an Arnim: „die guten Pferde soll man bei den Stücken behalten, die schlechten dagegen den Bauern geben; wann der Frühling kommt, muß man dieselben, oder bessere, wiederum von ihnen begehren." Abermals bestand er darauf, daß Mecklenburg möglichst geschont werde. „Mit dem Lande Mechelburg," heißt[6]) es in einem seiner Briefe, „darf man mir nicht übel umgehen, denn es ist in guten Händen."

[1]) Khevenhiller XI, 223 oben, verglichen mit Meteranus novus continuatus. (Amsterdam 1640 fol.) III, 596 b. unten flg. — [2]) Wallenstein's Briefe I, 402 flg. — [3]) Von d. Decken I, 272. — [4]) Wallenstein's Briefe I, 255. — [5]) Das. — [6]) Das.

Fast eilf Jahre hatte nunmehr der Krieg, vier Jahre der dänische Kampf gedauert. Fürchterlich war das nördliche Deutschland verheert: die armen verzweifelten Einwohner dieser Provinzen, Bauern, Bürger, Adel, Alle schrieen nach Frieden. Zum Glücke für sie stimmten auch die hohen Mitglieder der katholischen Liga, jene Fürsten und bepurpurten Priester auf den prächtigen Schlössern an der Isar, dem Rhein, dem Main, der Mosel, in den Hülferuf des Unglücks ein, freilich aus andern Gründen. Was sie mit den Waffen erreichen wollten, war erreicht — noch vor dem Abschlusse des Lübecker Vertrags unterzeichnete Kaiser Ferdinand II., wie unten gezeigt werden soll, das Restitutionsedikt, welches der deutschen katholischen Kirche alle von den Guelfen seit 1552 geraubten Güter zurückgab; sie hatten daher keine Lust mehr, länger ihre Schätze zur Fortsetzung eines Kampfes aufzuwenden, der nur noch zur gefürchteten Vergrößerung des Kaisers und seines Feldhauptmanns ausschlagen konnte. Dringende Gesuche um Beschleunigung des Friedens liefen von Seiten der geistlichen Kurfürsten und der Bischöfe in Wien und München ein. Unter dem $\frac{\text{30. August}}{\text{9. Septb.}}$ 1628 schreibt [1]) Wallenstein an Arnim: „was des von Cöln und anderer Kurfürsten Meinung ist, habe ich vernommen, und wenn ich nicht wüßte, daß Ihro kaiserliche Majestät Frieden wünsche, wollte ich den Kurfürsten (welche demnach voraussetzten, daß Ferdinand einem Abschlusse entgegen sey) in Allem Recht geben, aber ich weiß, daß der Kaiser Friede haben will und wenn's zum Handeln kommt, wird man bald sehen, wer eher zum Frieden greift, ich oder der Graf Tilly; denn so wahr ich selig zu werden begehre, verlange ich den Frieden und habe auch hiezu den Pabst, den Kaiser und die kaiserlichen Minister gestimmt."

Der Verdacht, den hier Wallenstein wider Tilly ausspricht, ist unbegründet. Tilly hat während der Lübecker Verhandlungen durch die That bewiesen, daß es ihm um Frieden zu thun war. Das Nämliche gilt von Tilly's Gebieter, dem Kurfürsten von Baiern. Zu Anfang des Jahres 1629 kam ein französischer Gesandter — derselbe Charnacé, den wir aus dem letzten polnischen Feldzuge Gustav Adolf's [2]) kennen — nach München, um den Kurfürsten aufzufordern, daß er ohne Rücksicht auf den Kaiser, und für sich mit Christiern IV. abschließe und dadurch Ferdinand II. zu Bewilligung günstiger Bedingungen für Dänemark zwinge. Maximilian von Baiern wies die französische Zumuthung keines Wegs zurück, meinte aber, daß Anträge der Art besser von Frankreich und Dänemark ausgehen möchten, als von ihm, dem katholischen Kurfürsten, indem er das Mißtrauen mancher seiner ligistischen Bundesgenossen zu erregen fürchte, wenn er sich in dieser Sache voranstelle. [3]) Demgemäß reiste Charnacé von München nach Coppenhagen, um da das

---

[1]) Wallenstein's Briefe I, 395 unten flg. Nr. 244. — [2]) Oben S. 169. — [3]) Mémoires de Richelieu (collection Petitot Paris 1823) Vol. V, 110 flg. 113 flg.

Geschäft weiter zu betreiben. Was den Kaiser betrifft, so kann man nicht sagen, daß Ferdinand II. Verlängerung des Kriegs wünschte, wohl aber war es seine Absicht, von den besiegten Dänen einen so hohen Preis als möglich zu begehren. Wallenstein endlich wollte in allem Ernste den Frieden, aber nur unter einer Bedingung, die er in einem Briefe [1]) an Arnim mit den Worten ausspricht: „Ich werde zum Frieden mit Hand und Fuß helfen, allein Mechelburg muß ich behalten, sonst wird nichts daraus." Christian IV. verstand sich am Ende zu Wallenstein's Forderung. Vergeblich bot Charnacé alle Beredtsamkeit auf, den König zu längerer Fortsetzung des Kriegs wider den Kaiser zu ermuthigen, [2]) Christian's Kraft war gebrochen. „Dieser Fürst" sagt [3]) Richelieu, „hatte so sehr den Muth verloren, daß er, zufrieden seine Erblande wieder zu bekommen, die deutschen Verbündeten aufopferte."

Zu Anfang des Jahres 1629 wurden Friedensverhandlungen [4]) in Lübeck eröffnet. Wallenstein und Tilly waren mit Vollmachten, jener vom Kaiser, dieser vom Kurfürsten in Baiern versehen, doch erschien keiner von Beiden persönlich. Wallenstein ernannte zu seinen Unterhändlern die Herren Balthasar von Dietrichstein, Reinhard von Wallmerode und Dietrich von Schaumburg. Tilly schickte den Grafen Gronsfeld und den Generalkommissär Rupp. Bekanntlich ist es eine alte Gewohnheit bei politischen Verhandlungen, zuerst unmäßig zu fordern, um nachher mit Wenigem sich zu begnügen. So geschah es auch hier. Die Dänen eröffneten den Congreß mit dem Begehren, daß Ihrer königlichen Majestät von Dänemark alle weggenommenen Landschaften, Schlösser, Städte, Festungen, Dörfer, Kanonen, Waffen, Gefangene in gutem Stande wieder zurückgegeben, daß den dänischen Unterthanen jeder Schade, den sie durch den Krieg erlitten, kaiserlicher Seits ersetzt, daß endlich den Ständen des niedersächsischen Kreises vollkommene Amnestie bewilligt werden müsse. Ernstlicher war die Gegenforderung der kaiserlichen Gesandten gemeint: „der König von Dänemark solle sich fürder der Einmischung in die Händel des heil. römischen Reichs gänzlich enthalten, Holstein, Schleswig, Dittmarsen an den Kaiser abtreten, allen Rechten auf deutsche Stifte oder Gebietstheile entsagen, Jütland an Kursachsen so lange übergeben, bis aus den Einkünften dieser Provinz die Pfandsumme, für welche der Kaiser die beiden Lausitzen an den Kurfürsten Johann Georg versetzt habe, getilgt sey; Christian IV. solle ferner sämmtliche Kriegskosten, so wie alle Schäden, die der Kampf den deutschen Ständen verursacht, ersetzen, den Sund für die Feinde des Kaisers sperren und endlich in seinen Landen keine Werbungen gegen das heil. römische Reich veranstalten." Vergeblich drohten die dänischen Gesandten abzureisen, wenn

---

[1]) Wallenstein's Briefe I, 281. Nro. 145. — [2]) Mémoires de Richelieu V, 116. — [3]) Das. S. 119. — [4]) Khevenhiller XI, 666 flg. Senkenberg V, 19 flg.

man nicht gelindere Saiten aufziehe: die kaiserlichen Bevollmächtigten beharrten auf ihren Forderungen.

Nun versuchte König Christiern Anfangs Mai, während die Friedensunterhändler zu Lübeck weilten, noch einmal das Glück der Waffen. Er gab dem General Morgan, der indeß nach Ablauf der 6 Monate, während welcher er nicht gegen den Kaiser fechten durfte, wieder in dänische Dienste getreten war, Befehl, den Kampf zu erneuern. Morgan schiffte sechs Regimenter ein, überfiel die Schleswigsche Insel Nordstrand, wo eine kaiserliche Besatzung lag, nahm letztere gefangen, und machte auf mehreren Punkten Jütlands glückliche Landungen. Dasselbe that König Christian; mit einer Flotte von 150 Segeln lief er aus und machte Miene die Stadt Schleswig anzugreifen. Diese Drohungen wirkten, besonders weil auch Tilly und Wallenstein dem Dänen in die Hände arbeiteten. Gemeinschaftlich erließen beide Feldherrn unter dem $\frac{\text{26. April}}{\text{6. Mai}}$ an den Kaiser ein Schreiben [1]), in welchem sie mit vielen Gründen zu beweisen suchten, daß es gerathen sey, Christian IV. nicht auf's Aeußerste zu treiben. Kaiser Ferdinand II. gab nach. Den $\frac{12}{22}$. Mai 1629 ward der Friede unterzeichnet. Beide Theile leisteten auf Kostenentschädigung Verzicht. Der König von Dänemark versprach sich in die deutschen Angelegenheiten blos noch als Reichsstand, d. h. als Herzog von Holstein, zu mischen. Der Nebenlinie Schleswig-Holstein, die es mit dem Kaiser gehalten, trat er die Inseln Femern, Nordstrand und einen Theil von Sylt, sowie des Ländchens Wührden ab, Besitzungen, welche früher jener Dynastie gehörten. Dagegen erhielt Christian IV. vom Kaiser alle seine verlorenen Provinzen zurück. Die kaiserlichen Völker sollten aus Jütland, Schleswig, Holstein abgeführt, alle Gefangene ohne Lösegeld freigegeben werden. Was aber die Hauptsache war: die Herzoge von Mecklenburg und der Erkurfürst von der Pfalz wurden mit Stillschweigen übergangen. Christian IV. opferte sie dem Friedländer und der Liga; seine Ehre hatte gelitten, sein Besitz dagegen nicht.

Während die Friedensverhandlungen zu Lübeck obschwebten, hatte sich Dr. Salvius als schwedischer Gesandter gemeldet und im Namen seines Gebieters, des Königs Gustav Adolf, an dem Congresse Theil zu nehmen verlangt, vorgeblich um das Wohl der mit Schweden verbündeten Stadt Stralsund zu vertreten. Zwei andere Bevollmächtigte, Gabriel Oxenstierna, Bruder des Reichskanzlers, und ein Freiherr von Sparre begleiteten den Doktor. Es scheint, daß den schwedischen Herren die Ausführung ihres Auftrags selbst nicht ganz geheuer schien, denn sie erwarteten wohlbedächtig in der dänischen Insel Langeland die Antwort auf ihre Anmeldung. Gewiß war das Begehren Gustav Adolf's auf einem Congresse mitzustimmen, der ihn eigentlich gar nichts anging, sehr stark und mußte die kaiserlichen Bevollmächtigten empören. Wallen-

---

[1]) Adlzreiter annales III. 14. 2.

stein sah in dem schwedischen Ansinnen ein schlecht verhülltes Schaugepränge des Stralsunder Triumphes und schlug das Verlangen der drei Bevollmächtigten trotzig ab. Glaubwürdige Zeitgenossen [1]) melden ausserdem: bei Lebensstrafe sey den schwedischen Gesandten verboten worden, nach Lübeck oder nach irgend einem andern Orte in Deutschland herüber zu kommen. Auch soll Wallenstein verkleidete Offiziere nach Lübeck beordert haben, um jene, wenn sie sich dennoch blicken ließen, durchzubläuen oder in die Trave zu stürzen. Nichts desto weniger hatte Salvius die Kühnheit, seinen Sekretär Lehausen mit einem Schreiben an die kaiserlichen Bevollmächtigten nach Lübeck zu schicken. Er ward an allen Thüren abgewiesen. Nun schlich er sich in das Haus, wo die Zusammenkünfte gehalten wurden, um seinen Brief eigenhändig an Mann zu bringen, doch noch unter der Thüre hörte er einen der anwesenden Gesandten von 100 Stockprügeln reden, die einem gewissen „Jemand" gegeben werden sollten. Lehausen wußte nicht genau, ob er oder der Knabe gemeint sey, der ihn in das Zimmer geführt hatte, jedenfalls hielt er es für gerathen, sich zu entfernen. Nachdem er seinem Gebieter Bericht erstattet, kam er noch einmal zurück und wiederholte seine Versuche auf eine noch zudringlichere Weise, aber ohne Erfolg.

Offenbar war es die Absicht des Schwedenkönigs, die Kaiserlichen so lange zu reizen, bis sie sich an den schwedischen Abgeordneten vergreifen würden [2]), was aber nicht geschah. Dennoch hat Gustav Adolf ein Jahr später das Verfahren wider seine Gesandte als einen der Gründe aufgeführt, die ihn zum deutschen Kriege gezwungen. Es bedurfte der neuen Beleidigung nicht, um Wallenstein gegen die Schweden zu reizen. Schon im Sommer 1628 war sein Groll wider Gustav auf's höchste gestiegen, da er dem Könige, und zwar mit Recht, das Mißlingen der Eroberung Stralsunds Schuld gab. Aus den Briefen Friedland's geht hervor, daß er im Herbste es auf einen fürchterlichen Streich gegen Gustav Adolf abgesehen hat. Unter dem 6. September 1628 schreibt [3]) er aus Greifswalde an Arnim: „heute ist der Schotte bei mir gewesen, er hofft daß es seine Wirkung thun wird; der so nach Schweden gehen soll, muß sich bald aufmachen, ehe der Winter kommt." In einem zweiten Briefe [4]) vom 15. September an denselben heißt es: „mit dem Schweden will ich mich in keine Unterhandlung einlassen, denn seine Sachen sind alle auf Betrug angesehen. Ich bitte derowegen den Herrn (Arnim), er wolle sehen, daß wir bald Jemand hinschicken, der das verrichten wird; denn es ist Zeit, daß er hinreise, ehe der Winter kommt. Wann ihn der Herr wird bekommen, so schicke er ihn zu mir, damit ich ihm das erlege, was der Herr mit ihm wird ausgemacht haben." Hiemit ist zu verbinden eine deutlichere Aeußerung in einem Briefe [5])

[1]) Wicquefort u. Ogier, man sehe Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 189 unten flg. — [2]) Man sehe Geijer III, 155 Note 1. — [3]) Wallenstein's Briefe I, 397 Nro. 246. — [4]) Das. S. 398 Nro. 247. — [5]) Das. Nro. 248.

an denselben, vom 21. September. Nachdem er hier seine feindselige Gesinnung gegen Schweden abermals ausgesprochen, fährt er so fort: „der Kaufmann ist bei mir gewesen, welchem ich die 5000 Reichsthaler habe alsbald erlegen lassen, und dazu versprochen, wenn das Werk seinen Fortgang nimmt, daß ich ihm zu den, von dem Herrn versprochenen 15,000 Reichsthalern, noch andere 15,000 Reichsthaler geben will; also hätte er, wenns ihm glückt, noch 30,000 Reichsthaler zu empfangen. Ich bitte, der Herr gebe ihm Anleitung, auf daß Alles wohl angestellt wird, und daß er sich mit seinen Leuten unverzüglich dahin begibt."

Bei diesem geheimnißvollen Handel sind folgende Punkte ins Auge zu fassen: Wallenstein befand sich in Geldverlegenheit, als er den Schotten miethete; denn in andern gleichzeitigen Briefen [1]) an Arnim klagt er, daß er sich schier nicht auf 1000 Gulden verlassen könne. Fürs zweite ist die ausbedungene Summe von 35,000 Thalern für jene Zeiten bedeutend, und Wallenstein hält sie selbst dafür, was ein Kenner des menschlichen Herzens aus der Art abnehmen kann, in welcher er davon spricht. In dem zuletzt erwähnten Briefe führt er zuerst die verschiedenen Posten: 5000, dann 15,000, dann wieder 15,000 Thaler einzeln an, zuletzt rechnet er alles zusammen — noch 30,000 Thaler, — ganz das eigenthümliche Betragen eines Mannes, der überzeugt ist, daß er eine ungeheure Summe ausgeben will, aber sich doch wegen der Wichtigkeit des Geschäfts dazu entschließt. Drittens das gedungene Werkzeug ist kein Soldat, sondern ein Kaufmann, und endlich der Schauplatz seiner That soll Schweden seyn. Wenn er den Unbekannten antreibt, noch vor dem Anbruche des Winters nach Scandinavien hinüberzugehen, so liegt dieser Eile wohl eben so sehr die Ungeduld, den Zweck erreicht zu sehen, als die Befürchtung zu Grund, daß die bewußte Person während des Winters nicht mehr übersetzen könne, weil die Stürme auf dem baltischen Meere um jene Jahreszeit die Ueberfahrt gefährlich machen. Sehr wichtig muß der Zweck der Sendung gewesen seyn, denn sonst hätte er keine so große Summe selbst aufs Ungewisse hin dafür verwendet, da er ja 5000 Thaler zum Voraus erlegt. Man hat, so scheint es, die Wahl an Verbrennung der schwedischen Flotte oder aber an einen Anschlag wider das Leben des Königs zu denken. Erstere Vermuthung wird dadurch begründet, weil Wallenstein nicht blos im Jahre 1627 mit dem Plane, die schwedischen Schiffe im Sunde anzünden zu lassen, schwanger ging [2]), sondern auch 1630 darauf zurückkam [3]). Vielleicht hat aber die andere Annahme noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Der Plan Wallenstein's, von welcher Art er auch gewesen sein mag, wurde nicht vollstreckt. In den bis jetzt gedruckten Briefen des Herzogs findet sich weiter keine Spur von der Sache, und es ist wohl anzunehmen, daß

[1]) Wallenstein's Briefe I, 399 Nro. 249. — [2]) Das. S. 152 Nro. 81. S. 154 unten Nro. 83. S. 157 Mitte Nro. 86. — [3]) Förster Wallenstein S. 435.

er einem Betrüger in die Hände gefallen war, der mit der vorausbezahlten Summe davon ging.

Friedland zog die erste Frucht aus dem Lübecker Frieden. Das Herzogthum Mecklenburg, das er im Frühling 1628 nur als Pfandschaft erhalten, wurde ihm jetzt in der Form eines Reichslehens ertheilt. Der kaiserliche Gnadenbrief ist datirt $\frac{6}{16}$. Juni 1629. Herzog Albrecht von Friedland sammt seinen Agnaten wird darin förmlich mit dem Herzogthume Mecklenburg belehnt, und eine Strafe von eintausend Mark allen Widerspenstigen angedroht [1]). Die Stände mußten ihm die Erbhuldigung leisten, die Einreden der vertriebenen Herzoge wurden nicht geachtet.

Zwölftes Capitel.

Geheime Geschichte des Kriegs. Politische Plane, dem Kaiser die Herrschaft über Deutschland zu verschaffen. Die neue Militäraristokratie. Stellung der Reichsstädte. Der Kurfürst von Bayern muß das Land ob der Ens herausgeben und wird mit der Oberpfalz abgefunden.

Größtentheils hat sich bis hieher nur die Außenseite des dänischen Krieges vor uns entfaltet: Schlachten, Belagerungen, Unterjochung von Provinzen, Verzweiflung der Einwohner, Verjagung alter Erbfürsten, Einsetzung eines Emporkömmlings, zuletzt ein Friedensschluß. Jetzt ist es Zeit, das geheime Getriebe dieser Bewegungen aufzudecken. Groß waren die Schwierigkeiten, welche Wallenstein zu besiegen hatte, um ein Fürst des heiligen römischen Reiches zu werden. Nicht blos die Unwahrscheinlichkeit, daß der König von Dänemark zur Aufopferung der Herzoge von Mecklenburg die Hand biete, nicht blos der Widerstand Gustav Adolf's, die Eifersucht der deutschen Reichsaristokratie, namentlich des Kurfürsten von Baiern, der Neid des Wiener Hofgesindes, sondern auch die eigene Bedenklichkeit des Kaisers wider einen so gewaltsamen Schritt trat Friedland's Wünschen drohend entgegen. Als Wallenstein im Winter von 1627 auf 1628 um Ertheilung des eroberten Herzogthums bat, forderte Ferdinand von dem Reichshofrathe ein Gutachten. Zwei verschiedene Meinungen ließen sich vernehmen. Die eine Parthei widerrieth [2]) die Erhebung Wallenstein's aus Gründen, welche weniger auf die Widerrechtlichkeit des Sturzes der Erbherzoge fußten, als vielmehr Neid gegen den Emporkömmling verriethen: „die Könige aus Dänemark und Schweden, ja alle Kurfürsten würden sich der vertriebenen Herzoge annehmen, wodurch der Friede mit Dänemark gesperrt, der

---

[1]) Senkenberg IV, 30. — [2]) Khevenhiller XI, 62 flg.

König von Schweden in das Reich gezogen, und das Mißtrauen der Kurfürsten und Stände unfehlbar verstärkt würde. Ohnedies mache der Herzog von Friedland durch sein hochfahrendes Wesen, und weil er des Kaisers Befehle, wenn sie nicht nach seinem Gefallen seyen, gar nicht vollziehe, sondern Alles nach seinem Kopfe durchsetze, die Stände unlustig, irre und kleinmüthig. Alles werde sich am Ende wider den Kaiser empören, und ein unabsehbarer Krieg entstehen, wenn die Fürsten sähen, daß Ferdinand, statt auf ihre gerechten Klagen zu achten, einen Mann über alles Verdienst belohne, der bereits so hochmüthig geworden sey, daß er alles Kriegsvolk mit der armen Leute Schweiß und Blut an sich ziehe und seine Kreaturen sowohl im Heere als am kaiserlichen Hofe mit den größten Geschenken überschütte. Bald werden das ganze heilige römische Reich und des Kaisers eigene Erblande zu klein seyn, um die wachsenden Begierden des Friedländers zu befriedigen. Gebe man ihm vollends Mecklenburg, so werde er dadurch so mächtig, daß der Kaiser nicht mehr im Stande sey, ihn, wenn er auch noch so gern wollte, wieder abzusetzen. Es sey daher rathsam, die Erbfürsten nach erfolgter Unterwerfung wieder herzustellen, allenfalls könne man ihnen zu Gunsten des Friedländers eine Geldbuße auferlegen, u. s. w."

Ganz anders lautete der Bericht [1] der Gegenparthei: „Bestrafung und Belohnung sey die Seele der Herrschaft. Die Herzoge von Mecklenburg hätten als Hochverräther ihr Land verwirkt, dem Friedländer dagegen gebühre ein Lohn für seine Verdienste. Diese seyen außerordentlich, von Jugend auf habe Wallenstein mit Dransetzung von Gut, Blut und Leben erst dem höchstseligen Kaiser Rudolph in Ungarn, und dann Ihrer kaiserlichen Majestät im friaulischen Kriege, wie in der böhmischen und mährischen Rebellion so treu gedient, daß man wenige, ja gar kein Beispiel davon aufweisen könne. Niemals sey gehört noch gelesen worden, daß ein Kriegshaupt 100,000 Mann auf die Beine brachte, ohne Entgeld und Bezahlung aus eigenem Beutel und Gefällen des Kriegsherrn. Der Herzog von Friedland hat Euer kaiserlichen Majestät Königreiche und Länder, so Jedermann für verloren gehalten, aus des Feindes Gewalt erledigt, ganz Deutschland zum Gehorsam gebracht, und Ihre Majestät zum Herrn vom adriatischen bis ans deutsche Meer gemacht, er hat noch dazu aus den Brandschatzungen, zu allerlei Nothdurften Eurer Majestät, Geld nach Hofe geschickt, und dadurch Mittel verschafft, Etliche Ihrer Minister zu belohnen; er hat die Kriegsobersten, Befehlshaber und Soldaten durch Gaben und Geschenke dergestalt ermuthigt, daß sie Ihrer kaiserlichen Majestät vor allen andern Herren dienen wollen. Er allein besitzt das Zutrauen, die Liebe und die Furcht sowohl bei Obersten und Offizieren als bei dem gemeinen Mann; sollte er abtreten, so würde man Keinen wissen, der seine Stelle ausfüllen könnte, und es

[1] Khevenhiller XI, 65 flg.

dürfte ohne Meuterei oder gar gänzlichen Ruin des kaiserlichen Heeres nicht abgehen u. s. w." Das Gutachten schloß folgendermaßen: „aus drei wichtigen Gründen: aus Gewissenspflicht, aus Gerechtigkeit, aus Dankbarkeit sind Ihre kaiserliche Majestät verbunden, die mecklenburgischen Erbländer dem Herzoge von Friedland zu geben; Gewissenshalber, weil die katholische Religion hiebei betheiligt ist und gefördert wird; aus Gerechtigkeit, weil das Böse bestraft das Gute belohnt wird; aus Erkenntlichkeit, weil dadurch dem Herzoge von Friedland die ausgelegten Unkosten zurückgezahlt werden. Wenn Ihre kaiserliche Majestät diesen gerechten Vorschlag genehmigt, so darf Sie fest zu Gott hoffen, daß ein so heilsames, dem Himmel wohlgefälliges, der Religion und dem gemeinen Wesen nützliches Werk von dem Allmächtigen schon hier mit langem Leben und glücklicher Regierung und dort droben mit der ewigen Glorie hundertfältig vergolten werde."

Daß etliche weltliche Große hiebei im Spiele waren, die Wallenstein durch Bestechung gewonnen, geht beinahe aus den eigenen Worten des Berichts hervor, wo von den herzoglichen Geldsendungen die Rede ist, die es dem Kaiser möglich gemacht, seine Minister zu belohnen. Das Meiste verdankte jedoch Wallenstein den Jesuiten, worauf auch der Schluß des Berichtes hindeutet. Khevenhiller gibt uns Aufschluß darüber. „Man hat damals bei Hofe," sagt[1]) er, „dem Herzoge allein das Placet gesungen. — Hieran ist besonders der Eifer etlicher Geistlichen, denen Wallenstein die Wiederherstellung der mecklenburgischen Kirchengüter und Gründung neuer Klöster und Collegien in dem Herzogthum versprochen, so wie der unermüdliche Fleiß der Friedländischen bei Hofe schuld gewesen." Der Herzog hatte die Jesuiten für sich gewonnen, und zwar nicht blos durch das von Khevenhiller angeführte Versprechen, sondern auch durch frühere Gunstbezeugungen. Klug berechnend, daß er diesen mächtigen Orden für seine Zwecke brauchen könne, ließ er ihm reiche Gaben zufließen, stattete das Collegium zu Olmütz aus, unterstützte das Profeßhaus zu Prag, stiftete in seinen Residenzen Gitschin und Sagan Collegien und Seminarien, übergab ihnen die Erziehung der Jugend und versprach in Zukunft Größeres zu thun [2]). Allerdings verlangten die Väter noch mehr, als ihnen Friedland zu gewähren für gut fand. Ihr Bekehrungseifer hatte Unruhen auf den böhmischen Gütern des Herzogs zur Folge; die Unterthanen setzten sich zur Wehre, worauf die Jesuiten Unterstützung durch den weltlichen Arm begehrten. Allein Wallenstein schlug ihr Ansinnen rund ab. Unter dem $\frac{10}{20}$. Juni 1626 schrieb er [3]) an seinen Landeshauptmann in Gitschin: „aus Eurem letzten Briefe habe ich vernommen, was für Händel die Unterthanen mit den Jesuiten gehabt. Es ist ein altes Sprichwort: wie mans treibt, so gehts. Darum mischt

---

[1]) Khevenhiller XI, S. 67 und 145. — [2]) Förster Wallenstein S. 349 flg. — [3]) Das. S. 351.

euch nicht drein. Werden's die Jesuiten gut machen, so werden sie es gut haben, ich will Ihre Anmaßungen nicht mit dem weltlichen Arm vertheidigen, denn ihr Hochmuth ist unerträglich. — Laßt euch nicht von den Vätern bei der Nase führen, denn ihr seht, was für saubere Händel sie jetzt im Lande ob der Ens angerichtet haben; überall geht es so, wo sie einwurzeln. Könnte ich mit 100,000 Gulden der Stiftung, so ich zu ihren Gunsten gemacht, los werden, so wollte ichs gerne thun.« Das war eine vertrauliche Aeußerung augenblicklichen Unmuths, öffentlich aber that er ihnen schön ins Gesicht.

Dennoch war der Einfluß des Ordens nicht mächtig genug, um dem Herzoge allein den Besitz Mecklenburgs zu verschaffen, denn Wallenstein sah sich genöthigt, noch andere Kunstgriffe beim Wiener Hofe in Anwendung zu bringen. Namentlich zähle ich hierunter seine oft wiederholte Aeußerung, daß er nach Beendigung des dänischen Kampfes die kaiserlichen Waffen gegen den Türken kehren wolle. Zum erstenmale sprach[1] er diesen Gedanken im September 1627 aus, also 4 Monate ehe er den Pfandbesitz von Mecklenburg erhielt. Ein halbes Jahr später hatte er den Kaiser dafür gewonnen. Unter dem $\frac{7}{17}$. Mai 1628 — 13 Monate ehe er mit dem Herzogthum belehnt ward, — schreibt er[2] an Arnim, der Feldmarschall möge eilends Citadellen in Rostock und Wismar anlegen: „denn der Herr kennt meine Absicht, daß ich den Krieg wider die Türken kehren will, auch habe ich allbereits den Kaiser und alle seine Minister, wiewohl etliche mit harter Mühe, dazu vermocht." Ich will gerne glauben, daß es eine Lieblingsidee, ein Jugendgedanke des Friedländers war, die Osmanen aus Europa zu verjagen; so viele andere ausgezeichnete Männer haben in jenen Zeiten, wo der Halbmond noch mit ungeschwächtem Glanze strahlte, über diesem Plane geträumt, geschwärmt, und in seiner Ausführung Anspruch auf ewigen Nachruhm gesehen. Aber noch gewisser ist, daß Wallenstein in den Jahren 1628 bis 1630 ernstlich an keinen Türkenkrieg denken konnte, da man ihm sonst allen Verstand absprechen müßte. Denn wäre es nicht Unsinn gewesen, wenn der Wiener Hof zu einer Zeit, wo der Kaiser kaum Deutschland unterworfen hatte, wo der Reichsadel murrend seine Ketten trug, und seine Augen auf das ferne Ausland warf, wo Schweden sich, wie Wallenstein wohl wußte, bereits zum Einfall rüstete, wo Frankreich im Begriffe stand, sich mit Gustav Adolf gegen den Kaiser zu verbünden — wenn der Wiener Hof, sagen wir, in solchen Zeitumständen auf muthwillige Weise auswärtige Händel mit der größten Macht des Ostens gesucht hätte. Dagegen ist obige Aeußerung Wallenstein's natürlich, so bald man voraussetzt, daß der kaiserliche Feldhauptmann seinen Gebieter durch die Vorspiegelung eines nothwendigen Türkenkriegs habe bewegen wollen, den Kampf mit Christian IV. von Dänemark auf solche Bedin-

[1]) Von der Decken I, 257. — [2]) Wallenstein's Briefe I, 335 Nro. 191.

gungen zu beendigen, die dem friedländischen Interesse zusagten. Die Türken waren ein gefürchteter Name in Wien. Wenn Ferdinand's II. Feldherr einen Krieg mit ihnen in Aussicht stellte, mußte der Kaiser darauf sinnen, vor Ausbruch des neuen Kampfes seine schwächste Seite, den bedrohten Norden Deutschlands, zu schützen; und wie konnte er dies sicherer thun, als wenn er Mecklenburg in die starken Hände des Friedländers niederlegte? Sicherlich hat Wallenstein so gerechnet!

Aehnlich war eine zweite Kriegslist, die Friedland zu gleichem Zwecke brauchte. Zu Ende des Jahres 1627 hatte Graf Schwarzenberg, damals kaiserlicher Gesandter bei den Hansestädten, an den Wiener Hof berichtet[1]), daß die dänischen Reichsräthe, unzufrieden mit ihrem Könige, an eine neue Königswahl dächten. Alsbald benützte Wallenstein diese Nachricht, welche wahrscheinlich auf seinen Antrieb nach Wien gebracht worden war. Unter dem $\frac{3}{13}$. Dez. 1627, also kurz vor seiner Erhebung zum Herzoge von Mecklenburg, schrieb[1]) er an Arnim: „Ich bin der Meinung, man könnte die Dänen dazu bringen, daß sie den Kaiser in Gutem zu ihrem Könige wählen; denn erobert Ferdinand II. ihr Land mit Gewalt, so wird er ihnen Gesetze nach seinem Gefallen geben, würden sie aber Seine Majestät wählen, so versichere ich sie bei meiner Ehre, daß sie im Genusse ihrer Freiheiten und ungehinderter Religionsübung sollen erhalten werden.“ In einem sieben Tage spätern Briefe aus Brandeis vom $\frac{10}{20}$. Dezember an denselben bringt er die Sache noch einmal in Anregung und fügt[2]) bei: „wollen die dänischen Reichsstände den Kaiser nicht wählen und müssen wir sie mit Gewalt unterjochen, so sind sie unsere Leibeigene. Richte es aber der Herr so, daß es im Guten abgeht u. s. w.“ Der Krieg gegen den Kaiser war ohne Zustimmung des hohen dänischen Adels unternommen, der damals noch große Gewalt besaß. Als nun Christian IV. eine schimpfliche Niederlage nach der andern erlitt, ist es sehr begreiflich, daß die Aristokratie in Bewegung gerieth. Allein wie sollte sich der Kaiser in einem so entfernten Reiche halten, er, der kaum erst seiner Erblande sicher war? Offenbar wollte Wallenstein auch mit diesem Anerbieten Mecklenburg für sich gewinnen. Denn sobald Ferdinand irgend daran dachte, nach Dänemark seine Hände auszustrecken, so mußte er sich auf nahe Freunde zu stützen suchen, und folglich das an die dänischen Besitzungen gränzende Mecklenburg dem Friedländer übergeben. Uebrigens bedarf es hierüber keiner Vermuthungen, Wallenstein selbst spricht seine Meinung unverhohlen aus. Kaum hatte er die Gewißheit erlangt, daß ihm das ersehnte Mecklenburg zu Theil werden solle, so schrieb[3]) er unterm 3. Jan. 1628 an Arnim aus Böhmen: „Man hätte mir Dänemark bei Hofe wohl gegönnt, und auch der Kaiser selbst, aber ich habe mich gar schön bedankt,

[1]) Wallenstein's Briefe I, 162. Nro. 92. — [2]) Das. I, 168. Nro. 99. — [3]) Das. I, S. 258. Nro. 119. Nachschrift.

denn ich könnte mich nicht darin behaupten, will unterdessen mit dem Andern (mit Mecklenburg) vorliebnehmen, denn es ist sicherer." Wie konnte der Kaiser ein Reich festhalten, in dessen Besitz sich Wallenstein zu behaupten nicht getraute. Die Lockung war also ein bloßer Kunstgriff, ein geschenkter Gau, welchen der Herzog seinem Herrn vorhielt. Doch sollte sie — ein doppelter Keil — nicht nur in Wien, sondern auch in Kopenhagen wirken.

Sehen wir, wie er den König von Dänemark dazu vermocht hat, in seine Absichten einzugehen. Wallenstein war des neuen Herzogthums so lange nicht versichert, bis Christian IV. in einem Friedensschlusse die Mecklenburger Erbherzoge aufopferte. Auf dieses Ziel steuerten daher alle Bestrebungen des Friedländer's hin. Sämmtliche Besitzungen des Königs diesseits der deutschen See befanden sich seit der Mitte des Jahrs 1628 in der Gewalt der Kaiserlichen. Nun ließ Wallenstein dem Dänenkönige durch den Grafen Schaumburg, der im August 1628 vor Glückstadt vom Feinde gefangen genommen worden war, insgeheim die Rückerstattung aller seiner Provinzen anbieten [1]) wenn er nur die Mecklenburger Herzoge preisgebe. Große Versuchung, ohne Verluste an Land, blos auf Kosten der Ehre aus der gefährlichsten Lage erlöst zu werden! Die Lockung wurde verstärkt durch die Gefahr einer Meuterei in Christian's eigener Hauptstadt, durch jenen Vorschlag, den Kaiser zum Herrn von Dänemark wählen zu lassen. So gut war der Handel angelegt, daß dieser Plan dem Friedländer an zwei entgegengesetzten Orten, in Wien und Kopenhagen, dienen mußte. Da Christian IV. auch jetzt noch nicht nachgeben wollte, wurden neue Schreckmittel gebraucht.

Längst war die Hanse durch den Zerfall unseres Reichs, durch das Aufblühen englischer, holländischer, skandinavischer Seemacht tief gesunken, ohne daß die Kaiser etwas für sie zu thun vermocht hätten. Plötzlich ließ Ferdinand II. im Februar 1628 den in Lübeck versammelten Gesandten der Hanse einen Vorschlag machen, der, wenn er zur Ausführung kam, den Handel dieser Städte zum höchsten Flor emporheben mußte. Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg erschien als kaiserlicher Bevollmächtigter auf dem Hansetage, und überreichte den versammelten Herren eine Denkschrift, welche nach einem Eingange voll Klagen über die böse Praktiken der geheimen und offenen Feinde, mit denen der Kaiser seit Anfang seiner Regierung zu kämpfen gehabt, sowie über den Verfall des deutschen Reichs, seines Wohlstandes und seines Handels, also [2]) fortfährt: „Seine Majestät der Kaiser dürfe, nachdem er durch Gottes Gnade über seine Widersacher den Sieg errungen, solchem Unfuge nicht mehr länger zusehen. Denn was könne für eine so ansehnliche, volkreiche, streitbare und mächtige Nation, wie die deutsche, spöttischer seyn,

---

[1]) Wallenstein's Briefe I, 396. Nr. 244 Nachschrift. Von der Decken I, 264. Mauvillon histoire de Gustave Adolphe 187. — [2]) Khevenhiller XI, 140 flg.

als daß sie von andern Völkern, die sich mit den Deutschen gar nicht messen dürfen, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen sich Gesetze vorschreiben lassen solle, und denselben nothgedrungen gehorsamen müsse.— England hat die deutschen Hansestädte ihrer uralten, mit Gut und Blut theuer erworbenen, Privilegien und Rechte beraubt, und zwar unter einem Vorwande, der nicht nur dem Ansehen und der Ehre besagter Städte hochschimpflich, sondern noch dazu also beschaffen gewesen ist, als hätten die Engländer uns Deutsche wie lauter Kinder angesehen, was die über diese Sache gepflogenen öffentlichen Verhandlungen beweisen. Hiebei ist es aber nicht verblieben, sondern die Engländer sind von einer Anmaßung zur andern, und endlich so weit fortgeschritten, daß sie sich mit ihren verdammten Monopolen den Deutschen mitten ins Nest gesetzt, den ganzen Tuchhandel und andere Geschäfte an sich gezogen, uns Deutschen dabei das Zusehen gelassen, und dadurch so viele Millionen aus unsern eigenen Säcken mit sich heimgeschleppt haben, daß sie jetzt den löblichen Hansestädten, ja dem römischen Kaiser selbst, mit solchem unserem Raube trotzen dürfen." Dann auf Dänemark übergehend, fährt die Denkschrift so fort: „was ist der Zoll im Sunde anders gewesen, und ist es noch, als ein schändlicher Tribut, den Deutschland bezahlen muß, ja öffentlich sprechen es gewisse Leute (die Dänen) aus, dies sey der rechte Zaum, womit man die deutschen Hansestädte zollbar machen könne u. s. w. Nun sind Ihre Majestät einmal Kaiser und Haupt des Reichs; würden Sie zu solchen Anmaßungen länger schweigen, so müßte dies nicht nur kaiserlicher Majestät recht schimpflich, sondern auch vor der Nachwelt kaum zu verantworten seyn." Nach diesem Eingang wurde dem Hansetag folgender Vorschlag gemacht: „allein die sechs wendischen Hansestädte Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund, Lüneburg sollen in Zukunft unmittelbar nach Spanien handeln dürfen; wenn Schweden, Dänemark, Frankreich, England Waaren hätten, deren man in Spanien bedürftig wäre, sollten sie in besagten Städten verkauft, und einzig von hier aus nach Spanien geführt werden dürfen; deßgleichen solle Alles, was aus Spanien in Handel komme, in gemeldete Städte gebracht, und auf ihren Schiffen in vorerwähnte Lande und Königreiche zum Verkauf geschickt werden; endlich der Handel in Deutschland sollte allen denen verboten seyn, welche der neuen Admiralität und Gesellschaft, die in Spanien aufgerichtet worden, sich widersetzen würden." Ursprünglich waren diese Anträge von Spanien aus dem Kaiser unterlegt worden [1]. Khevenhiller sagt [2]: der König von Spanien habe sich Rechnung gemacht, durch solches Mittel allen Seehandel an sich zu ziehen, und die Hansestädte, die auf der Ostsee viel vermögen und an Volk und Schiffen mächtig seyen, auf seine Seite zu bringen, wodurch die Holländer geschwächt und ihres Seehandels beraubt worden wären.

---

[1]) Khevenhiller X, 1509. — [2]) XI, 145.

Den Hansestädten bot der Vorschlag außerordentliche Vortheile. Wenn er ausgeführt werden konnte, gab er ihnen das Monopol des deutschen, des spanischen, und folglich, wegen der spanischen Colonien in Amerika, auch des westindischen Handels. Allein eben in der Möglichkeit der Ausführung liegt der Knoten. Es war eine Seifenblase, ähnlich den neuesten Planen von Errichtung einer Flotte des Zollvereins. Denn wie sollte Spanien mit seiner geschwächten Seemacht, wie sollten die Hansestädte ohne ein einziges Kriegsschiff, wie sollte der Kaiser, der nicht einmal einen Kauffahrer auf dem Meere besaß, einen so gewaltsamen Beschluß gegen Englands, Hollands, Schwedens, Dänemarks Flotten durchsetzen? Wallenstein unterstützte Anfangs die Unterhandlung mit den Hansestädten bereitwillig [1]), weil er voraussah, daß sie seinen Absichten auf Mecklenburg dienen werde. Seine Berechnung war richtig! Der König von Dänemark begann unruhig zu werden: er fürchtete, ein solches Bündniß zwischen den beiden Linien von Habsburg und der deutschen Hanse möchte dem Handel seiner Unterthanen den größten Abbruch thun, und die Hauptquelle seines Einkommens verstopfen. Er knüpfte daher insgeheim mit dem Herzoge von Friedland Unterhandlungen an, und ließ ihm sagen, daß er erbötig sey, die Mecklenburger aufzuopfern, wenn nur die Lübecker Anträge krebsgängig würden [2]). Dies war es, was Wallenstein gewollt hatte. Plötzlich änderte er den Ton und schrieb [2]) an den Kaiser: „wenn Ihro Majestät nicht den Grafen von Schwarzenberg von dem Handel zu Lübeck abrufen, so werde ich nicht mehr zum Heere abgehen.“ Diese Drohung wirkte. Graf Schwarzenberg wurde schnell zurückgerufen, das ganze Geschäft abgebrochen.

Die Intrike mit den Hansestädten trug am Meisten zum schnellen Abschlusse des Lübecker Friedens bei. Die letzten Bedenklichkeiten Christian's IV. soll Wallenstein, wenn man schwedischen Quellen [3]) trauen darf, dadurch überwunden haben, daß er dem Sohne des Königs, Prinzen Ulrich, seine einzige Erbtochter mit einem großen Heirathsgute zur Gemahlin zu geben versprach. Jedenfalls war dieser Antrag, auch wenn er geschah, nicht aufrichtig gemeint, wie denn nachher nicht wieder von einer solchen Heirath die Rede ist.

Nächst dem Könige von Dänemark, stand Gustav Adolf den Absichten Wallenstein's auf Mecklenburg im Wege. Auch mit diesem Herrscher wurde unterhandelt. Allem Anscheine nach war es Gustav Adolf, der die ersten Anträge machte. Unter dem $\frac{1}{11}$. November 1627 schreibt [4]) Wallenstein an Arnim: „aus des Herrn letztem Schreiben ersehe ich, daß der König von Schweden damit umgeht, ein Bündniß mit dem Kaiser zu machen. Nun ist solches schon im vorigen Jahre durch den Obersten Fahrenbach vorgeschlagen worden, warum aber nicht weiter

[1]) Khevenhiller X, 1510. — [2]) Ders. — XI, 145. — [3]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe (nach Arkenholz Staatspapieren) S. 188 unten. — [4]) Wallenstein's Briefe I, 143. Nr. 76.

unterhandelt wurde, weiß ich nicht. Meine Meinung ist, daß man mit ihm sich in alle Wege einlassen sollte." Den Gegenstand berührt Wallenstein in den nächsten Worten: „der Schwede will Dänemark auf der andern Seite angreifen, und die zu Dänemark gehörigen Oerter, so an Schweden stoßen, einnehmen, wie auch Norwegen. Ich vermeine, daß der Kaiser keine Schwierigkeit machen, und den Frieden zwischen Polen und Schweden zu Stande bringen wird. Denn," fährt Wallenstein einige Sätze weiter unten fort, „Seine Majestät kann es Gewissenshalber als höchstes Haupt der Christenheit nicht dulden, daß in dem nächst an uns gränzenden Königreiche (Polen) ein solcher Krieg länger daure, in welchen Türken, Tartaren, Moskowiter und andere die Ruhe der Christenheit störende Leute hineingezogen werden." Die Unterhandlungen wurden den Winter 1627 fortgesetzt, und Wallenstein dringt sehr darauf, daß man vorwärts komme. Unter dem $\frac{14}{24}$. Novbr. schreibt[1]) er an Arnim: „der Herr sehe auf alle Weise, daß die Sache mit dem Schweden kann angestellt werden. — Den Schweden will ich gerne zum Freunde haben, aber nur daß er nicht zu mächtig wird, denn amor et dominium non patitur socium,[2]) doch die Unterhandlung muß in allweg gehen." Am folgenden Tage schreibt[3]) er schon wieder an denselben: „was den schwedischen Handel anbetrifft, so sehe der Herr, daß die Sache vorwärts rückt, und berichte mir darüber aufs eheste. Heute schreibe ich Ihrer kaiserlichen Majestät, daß der Schwede mit uns zu traktiren angefangen, und daß ich ihn aufgefordert habe, billige Bedingungen vorzuschlagen."

Diese Unterhandlungen waren von beiden Theilen nicht aufrichtig gemeint. Wallenstein spricht sich offen darüber gegen Arnim aus. Unter dem 30. November 1627 schreibt[4]) er an denselben: „der Schwede sucht unsere Freundschaft nicht aus redlicher Absicht, sondern nothgedrungen, daher müssen wir ihn mit schönen Worten bedienen, denn an den Werken zweifle ich, daß er sich hoch um uns annehmen wird." Friedland bekräftigte diese seine Gesinnung durch die That, denn in derselben Zeit und in denselben Briefen, wo er Arnim treibt, die Unterhandlung mit Gustav Adolf in guten Gang zu bringen, befiehlt er dem Feldmarschall, die schwedische Flotte im Sunde zu verbrennen: „die schwedischen Schiffe müssen auf dem einen Weg oder dem andern im Rauch aufgehen." Und unter dem 26. November[5]): „der Herr sehe, daß die schwedischen Schiffe sofort verbrannt werden, denn je ärmer der Schwede und je kraftloser er ist, desto besser für uns; doch muß die Unterhandlung fortbetrieben werden, wobei jedoch immer zu bedenken: Trau, schau, Wem?" Der Vorschlag, die Eroberung Norwegens den Schweden zu überlassen, lief gleichfalls auf Betrug hinaus. Welch ein gut-

[1]) Wallenstein's Briefe I, S. 152 Nr. 81. — [2]) Lateinisches Sprichwort: Liebe und Herrschaft duldet keine Nebenbuhler. — [3]) Das. S. 154. Nr. 83. — [4]) Das. S. 159. N. 89. — [5]) Das. S. 157. Nr. 86 Nachschrift.

müthiger Thor wäre Wallenstein gewesen, wenn er einem Gegner, dessen Ehrsucht und Thatkraft Friedland selbst fürchtete, zu einer wichtigen Gebietsvergrößerung verhalf. Wallenstein konnte also nur die Absicht haben, durch jenen Vorschlag den König von Dänemark zu schrecken und zum Frieden geneigter zu machen, was er auch erreichte.

Eben so wenig ehrlich meinten es die Schweden. Gustav Adolf hatte die nichtswürdige Fehde mit Polen, wie wir wissen, von Herzen satt, und strebte nach höheren Dingen; er hoffte, auf dem angezeigten Wege durch Vermittlung des Kaisers von Sigismund los zu werden. Dies war der Grund, warum er mit den Kaiserlichen unterhandelte und Miene machte, über die Dänen herzufallen. Wallenstein merkte seine Absicht. „Ich sehe wohl,“ schreibt er am 26. November an Arnim, „daß der Schwede eine Zwickmühle haben will.“ Dennoch ließ sich der Kaiser tiefer ein, als es dem Friedländer lieb war. In dem ebengenannten Briefe sagt er weiter: „aus der Beilage kann der Herr ersehen, was mir Ihro Majestät schreibt wegen der Friedensunterhandlungen, so zwischen den Polen und Schweden vorgehen. Ich wollte, daß man es nicht gethan hätte, aber unsere Herren bei Hofe sind eben gar zu furchtsam.“ Wir haben hier den wahren Grund, warum die Friedensgeschäfte im Herbste des Jahrs 1627 eifriger als sonst in Polen betrieben wurden [1]).

Noch muß ich berichten, wie der kaiserliche Feldhauptmann sich die Erbfürsten, die beraubt wurden, vom Halse schaffte. Eine so tiefe Achtung für gesetzliche Formen ist in die menschliche Brust geprägt, daß Wallenstein für den Raub Mecklenburgs einen Schein des Rechts zu erkünsteln sich abmühte. Nachdem er die Erbherzoge beim Einmarsch in ihr Land „seine lieben Oheime“ genannt [2]), nachdem er ihnen die tröstlichsten Versicherungen wegen ihres Eigenthums gegeben, ändert er den Ton, sobald er die festen Plätze des Landes in seiner Gewalt weiß. Jetzt sucht er einen Vorwand, und spricht [3]) in einem Briefe an Arnim „von seltsamen Praktiken, hinter die er gekommen.“ Dies war erlogen, denn in späteren Schreiben ermahnt [4]) er Arnim, „sich fleißig zu erkundigen, wie sich die Herzoge verhalten.“ Besonders befiehlt er ihm, „auf des ältern Herzogs (Adolf Friedrich) Anschläge fleißig Acht zu geben, und darüber zu berichten, denn er hätte es wohl verdienet, daß er gestraft werde.“ Weiter fügt er hinzu: „ich bitte, der Herr merke alle die Stückle, so der ältere Herzog von Mechelburg gethan hat, denn ich sehe, daß er nicht gut thun will.“ Als diese Mittel nichts nützten, suchte Wallenstein die Herzoge zu verleiten, daß sie nach Schweden flüchteten, um sie nachher als Reichsverräther anklagen zu können. Unter dem $\frac{6}{16}$. November 1627 schrieb [5]) er an Arnim: „will der ältere und

[1]) Oben S. 146. — [2]) Wallenstein's Briefe I, 105. 107. 109. Nr. 34. 36. 38. — [3]) Das. S. 111. Nr. 40. — [4]) Das. S. 115. Nr. 45 u. 46. — [5]) Das. S. 139. Nr. 71.

auch der jüngere Herzog von Mechelburg seinen Weg nach Schweden nehmen, so thue der Herr allen Vorschub dazu, er würde mir einen großen Dienst leisten." Durch den Machtspruch des Kaisers ihrer Lande verlustig erklärt, mußten die Erbfürsten fliehen. Sie begaben sich erst nach Sachsen, dann nach Magdeburg, später nach Lübeck[1]), überall das Reich mit ihren Klagen erfüllend, und unermüdlich, die Verwendung der Kurfürsten, der Infantin zu Brüssel, des Königs von Dänemark, ja auch der Krone Spanien anzuflehen. Zuletzt versuchten sie es gar, Wallenstein's steinernes Herz zu rühren. Aber dieser fuhr [1]) den Mecklenburger Redner Dr. Kothmann mit den Worten an: „wenn Ihr mir noch einmal mit solchen Anträgen kommt, lasse ich Euch den Kopf vor die Füße legen."

Auf so krummen Wegen hat Friedland das Herzogthum Mecklenburg von Dänemark, von Schweden, von den Jesuiten, endlich vom Kaiser selbst theils erschlichen, theils ertrotzt. Beim ersten Anblick möchte man glauben, daß es ihm hiebei einzig und allein um seinen eigenen Nutzen zu thun gewesen. Die Sache verhält sich jedoch anders. Indem er den Herzogshut auf sein Haupt setzte, handelte er zugleich im wahren Vortheil des Kaisers und des Reichs. Die friedländische Erwerbung Mecklenburgs war Theil eines großen Planes, der darauf hinzielte, die Verfassung Germaniens umzugestalten. Das niederdeutsche Fürstenthum sollte gewaltsam verdrängt und durch eine neue Militäraristokratie ersetzt, das Heer der Liga seinem bisherigen Brodherrn abspänstig gemacht, dann der höchste Erbadel des mittleren und südlichen Deutschlands in die Mitte zwischen den Kaiser und die neuen Emporkömmlinge genommen und gleichfalls zum Gehorsam gebracht, der Kaiser zum wahren Gebieter Germaniens erhoben, dem deutschen Volke aber, das, gleich einer Heerde, etliche Dutzende von Herren unter sich getheilt, eine Einheit zurückgegeben werden. Wir berühren hier die wichtigste, aber auch die geheimste, bisher fast gänzlich verborgene, Seite des 30jährigen Kriegs.

Schon mehrere Jahre vor Friedland's Ernennung zum Feldhauptmann werden da und dort zerstreute Bausteine bemerklich, welche auf Entwürfe einer neuen politischen Ordnung hinweisen. Ich komme auf die 1621 erschienene Flugschrift zurück[2]), von welcher oben[3]) die Rede war. An den meisten kirchlichen Partheiungen, welche seit dem Augsburger Religionsfrieden entstanden, hatten die oberländischen Reichsstädte beharrlichen Antheil genommen und zwar stets wider den Kaiser. Namentlich fußte die Union auf dem Seckel der Städte. Die Summen, welche diese in die Bundeskasse steuerten, erregen Erstaunen und liefern einen Beweis vom damaligen Wohlstande Schwabens und Frankens. Von 1608—1617, also ehe der Krieg ausbrach, zahlten[4]): Nürnberg 478,800,

[1]) Senkenberg IV, 682. V, 30. 206. — [2]) Secreta secretorum etc. — [3]) S. 390. — [4]) Secreta Secretorum S. 26 u. 27.

Ulm und Straßburg je 279,000, Rotenburg a. d. Tauber 117,800, schw. Hall 90,834, Speier und Worms je 65,560, Heilbronn 64,480, Winsheim 52,080, Memmingen 51,163, Nördlingen 54,600, Kempten 48,360, Schweinfurt 45,880, Weißenburg im Elsaß 34,720, Weißenburg im Nordgau 31,000, Landau 29,760. Nie, sagt unsere Quelle, hätten die Städte irgend einem Kaiser in der größten Türkennoth so viel geopfert. Von den namhaften Freistädten des Oberlandes traten nur Frankfurt und Augsburg der Union nicht bei. Weiter theilt unser Berichterstatter die wichtige Nachricht mit: vier der obern Städte hätten eine Art Herrschaft über die andern geführt, so daß Ulm die schwäbischen Städte Nördlingen, Hall, Heilbronn, Memmingen, Kempten; Nürnberg die fränkischen Rotenburg a. d. Tauber, Schweinfurt, Winsheim, Weißenburg am Sande; Straßburg die oberrheinischen Worms, Speier, Weißenburg, Landau; endlich Frankfurt die wetterau'schen Friedberg, Gelnhausen, Wetzlar nach sich zog. Wie oben bemerkt worden, war Vornehmthuerei der Patricier und ihre Sucht, den Fürsten zu gefallen, in ihre hohen Cirkel gezogen, auch im Nothfalle von ihnen gegen die Rache der unterdrückten Zünfte geschützt zu werden, Hauptursache, warum die Schätze des Bürgerthums auf eine für das Wohl des Reichs so nachtheilige Weise verschwendet wurden.

Es ist natürlich, daß man katholischer Seits auf Mittel sann, dem Uebel abzuhelfen. Der grundgescheite und rechtschaffene Mann [1]), der jenes Buch schrieb, ertheilt den Rath, durch die Derbheit des Handwerkers den Uebermuth der Stadtjunker zu dämpfen und den politischen Fehler, welchen Karl V. durch Einschränkung der Zünfte beging, wieder gut zu machen. Er sagt [2]): „die Bürger werden von den Patriciern hart beschwert; es ist als ob zwei Lager in den Städten wären. Der eine Theil (das Patriciat), unterdrückt den andern (die Zünfte) und wird von seinem Raube fett. Besonders übermüthig sind die Junkherrlein zu Nürnberg, Ulm, Straßburg, Worms, nicht als ob sie sich von der Menge durch adelige Geburt unterschieden, sie sind von Haus aus nicht vornehmer als die Handwerker. Ihre Macht beruht darauf, daß sie die Aemter, daß sie namentlich die Gerichte und den Säckel der Städte an sich gerissen haben. Weil die gesetzgebende Gewalt in ihren Händen ist, erlassen sie Verordnungen, welche ihnen selbst nützlich, dem Bürger aber nachtheilig, dem Reiche verderblich sind, schließen, um ihre Tyrannei zu befestigen, Bündnisse mit den Fürsten ab, unterstützen dieselben mit Geld und wissen ihre Monopole zu sichern. Diesem Verderben kann nur dadurch gesteuert werden, wenn man allen Bürgern gleichen Zutritt zum Rathe und zu den Aemtern eröffnet. Kann es etwas un-

---

[1]) Bei Vincentius Placcius, theatrum anonymorum, Hamburg. 1708. Fol. Band II, S. 131 b. finde ich die Nachricht: der Jesuite Stephan Moquot sey der Verfasser des Buchs. Er selbst tritt unter dem falschen Namen Theonestus Cogmandolus auf. — [2]) Secreta S. 86 flg.

gerechteres geben, als daß tausende von Bürgern, unter denen sich sehr unterrichtete, dem Vaterland getreue, dem Kaiser ergebene, auch gelehrte und reiche Männer befinden, wie Geschöpfe niederer Art vom Rathhause ausgeschlossen seyn sollen. Weil die Patricier sich des Richteramtes bemächtigt, ist das Vermögen Aller in ihrer Hand. Leichter wirst du gegen den Kaiser vor dem Reichshofrathe, als vor einem patricischen Richter gegen einen patricischen Beklagten Recht erhalten. Unzählich und schreiend sind die Beschwerden nicht nur über ungerechte Sprüche, sondern auch über Schinderei, Geschenkannahme, Rechtsverweigerung, und in den meisten Städten hat die Unzufriedenheit einen solchen Grad erreicht, daß längst die Patricier gewaltsam verjagt worden wären, wenn nicht Furcht vor den benachbarten Fürsten und vor dem Kaiser die Rache der Zünfte zurückhielte. Kaiserliche Majestät sollte entweder alljährlich, oder von Zeit zu Zeit Commissarien in den Städten herumsenden, um Klagen des gemeinen Mannes anzunehmen und die Amtsführung der Obrigkeiten zu untersuchen."

Die Geschichte der freien Städte Germaniens, dieser Juwelen des alten Reichs, liegt noch in solchem Dunkel, daß ich die Frage nicht beantworten kann, ob Ferdinand II. den Vorschlägen des Ungenannten irgend welche Folge gegeben hat. Dagegen ist klar, daß etwas geschehen sein muß, um die niedersächsischen Städte auf des Kaisers Seite herüber zu ziehen. Wie oben erzählt worden, treten Hamburg, Bremen, auch Lübeck, so bald es thunlich, von den Dänen zum Reiche über, Goßlar verweigert dem Halberstädter Christian, obgleich das gemeine Volk für ihn schwärmt, den Einzug in seine Mauern, Hannover verständigt sich mit Tilly. Selbst in Stralsund, wo der große Haufe, verführt durch den niedersächsischen Religionshaß, welchen die lutherische Geistlichkeit auf dem Gewissen hat, wider den Kaiser tobt, will der Rath nachgeben und hätte sich sicherlich unterworfen, wäre er nicht durch den Pöbel gehindert worden. Und gewiß handelte der Rath vernünftig, denn durch jenen unsinnigen Widerstand gerieth Stralsund in die Gewalt Gustav Adolf's und sank von der Stufe einer freien Hansestadt zu einer schwedischen Landstadt herab. Die Magistrate der niedersächsischen Gemeinden begriffen, daß sie weit weniger vom Kaiser als von den umliegenden Fürsten zu fürchten brauchten, und daß der Anschluß an ein großes Ganze die sicherste Maßregel für sie war. Hatte doch erst in den Jahren 1619 und 1620 Herzog Christian der ältere von Celle Hamburg bekriegt [1]), hatte doch 1605 Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel, vereint mit dem Könige Christian IV. von Dänemark, die Stadt Braunschweig um ihre reichsstädtischen Freiheiten zu bringen gesucht [2]). Sodann ist nicht zu läugnen, daß der Kaiser in dem Vortrage, welchen Graf Georg Ludwig Schwarzenberg 1628 auf dem Hansetag zu Lübeck hielt, den

[1]) Von der Decken I, 75 flg. — [2]) Das. S. 17.

rechten Ton zu treffen wußte, in welchem man mit dem Handelsstande reden soll. Wenn Deutschland je wieder zur Einheit kommt, wird die Errichtung einer Flotte die nächste Folge seyn. Dann dient der Oberländer dem Reiche zu Land, der Niedersachse und der Friese zur See, und alsbald wird man, wie Schwarzenberg vorschlug, mit dem Dänen wegen des Sundzolls, mit dem Engländer wegen seiner Monopole, ein Wort reden.

Das zweite Mittel, das der Wiener Hof ergriff, um deutscher Zerrissenheit und Vielherrschaft ein Ende zu machen, war die in Hessen eingeleitete Maaßregel, wodurch der niedere Adel, die Ritterschaft, von den Fürsten losgerissen und zu seiner ursprünglichen Bestimmung einer Kriegerkaste des Reichs zurückgeführt werden sollte. Merkwürdig bleibt es, daß Tilly bei dieser Anordnung dem Kaiser als Werkzeug diente. Sein Gebieter, Kurfürst Maximilian, mag sauer genug dazu gesehen haben; das Gleiche konnte ja auch in Baiern versucht werden.

Mit Wallenstein's Erhebung kommt ein sichtbarer Schwung in die gibellinischen Plane.. Bisher ist man nur leise aufgetreten, hat da und dort Einiges gethan, was Hintergedanken verräth. Jetzt treten Entwürfe ans Tageslicht, welche mit furchtbarem Nachdruck gerade aus zum Ziele führen. Ich muß abermals auf eine Flugschrift hinweisen. Im Jahre 1629 erschien, zu Mühlhausen gedruckt, unter dem bedeutungsvollen Titel: „willst du den Kaiser sehen? so siehe hinten in diesen Brief," ein Bericht,[1]) der angeblich von General Aldringen an Ferdinand II. über die jetziger Zeit zu ergreifenden Maaßregeln erstattet, aber den Gegnern in die Hände gefallen seyn soll. Die Urheberschaft Aldringen's ist meinem Gefühl nach erdichtet, die Unächtheit des Aufsatzes verräth sich nicht blos durch den frechvertraulichen Ton, welchen der verkappte Aldringen gegen den Kaiser anstimmt, sondern noch mehr durch das leichtfertige Abbrechen am Ende; das Schriftchen ist ein Nothschrei, mit welchem der hohe Reichsadel, in Verzweiflung gebracht durch Wallenstein's neuliche Eingriffe, die öffentliche Meinung wider die Plane aufzureizen suchte, die man dem Wiener Hofe zutraute. Dagegen sind die in dem Schriftchen angeführten Verhältnisse und Sachen richtig und historisch wahr. In dieser Urkunde nun heißt[2]) es unter Anderem: „damit Eure kaiserliche Majestät Ihr Vorhaben, das deutsche Reich unter des habsburgischen Hauses ausschließliche Gewalt zu bringen, ins Werk setzen möge, ist das erste Mittel, des Türken Freundschaft zu suchen, damit Oesterreich von dort aus nicht gehindert werde; das andere, daß Eure Majestät durch Oberhand der Justiz (welche ein gewaltiger unaussprechlicher Vortheil ist, jegliche Herrschaft zu befestigen) die alten mächtigen

[1]) Ich verdanke die Mittheilung dieses sehr seltenen Büchleins der Güte des Herrn Dr. Wolfgang Menzel zu Stuttgart, der eine ausgezeichnete Sammlung von Flugschriften aus dem 30jährigen Kriege besitzt. — [2]) Blatt 18 u. flg. Das Schriftchen hat keine fortlaufende Seitenzahl.

kurfürstlichen und fürstlichen Famlilien vorerst allmälig aussauge, hernach von der Verwaltung des Reichs ganz verdränge und an deren Statt neue und fremde Edelleute und andere tüchtige Personen einsetze. Doch müssen es der letztern viele seyn, damit keiner der Neulinge so viel Gewalt überkomme, daß er zum Aufruhr ein Herz fassen dürfte. Hiezu hat Ihre kaiserliche Majestät erwünschte Gelegenheit; Sie weiß, wie die Kur- und andere Fürsten, so lange diese noch im Besitze Ihrer Hoheit gewesen, das Räuberspiel gegen die schwächeren getrieben; Sie weiß ferner, wie viele Stifte und Klöster allein seit dem Passauer Vertrage von den Ketzerischen eingezogen worden u. s. w. — Ich will Euerer kaiserlichen Majestät zu dessen Bestärkung ein wohlzubeachtendes, noch zum Theil frisches Beispiel unterthänigst zu Gemüthe führen. Die Krone Spanien konnte sich des Königreichs Neapel nicht eher bemeistern, bis Don Philipp II. die mächtigen Stände und den höchsten Adel selbigen Reichs von aller Verwaltung verdrängt, Spanier und Andere an deren Statt verordnet, den gemeinen Pöbel, als worin eines Monarchen rechte Stärke bestehet, wider die Fürsten und Herren listiglich verhetzet und geschützet, neue Aemter eingeführt und die Geschlechter und gewaltigen Häuser um alle ihre Macht gebracht hatte. Auf solche Weise machten es auch Julius Cäsar, Augustus, Tiberius, Nero, Caligula mit dem alten römischen Reich."

Den Schmutz abgerechnet, welchen der Verkappte einmischt, um den Kaiser verhaßt zu machen, hat der Wiener Hof und Wallenstein wirklich nach diesem Plane gehandelt: deutsche Reichsfürsten wurden aus ihrem Besitze vertrieben, eine neue Militairaristokratie eingesetzt. An die Reihe kamen zuerst Mecklenburg und die Welfischen Lande, zunächst sollte folgen Hessen-Kassel und Pommern, wo bereits, dort Tilly, hier Friedland, vorgearbeitet. Die neuen und kleinen Edelleute, die an die Stelle der alten und allzumächtigen treten sollten, wählte man theils an des Kaisers Hofe und unter Friedland's Völkern, theils und zwar vorzugsweise aus dem Heere der Liga. Denn es war zugleich im Werke, dieses treffliche Heer den katholischen Ständen abspänstig zu machen und für des Kaisers und des Reiches Sache zu gewinnen. Seit Anfang des Jahres 1629 werden beharrliche Versuche angestellt, die besten Offiziere der Liga zu verführen. Im Februar gab der bairische Oberst Gallas, ohne sich vorher an Tilly zu wenden, direkt ein Entlassungsgesuch ein. Nun wurde Tilly unter dem $\frac{\text{23 Februar}}{\text{5. März}}$ von München aus aufgefordert [1]) sich darüber zu äußern, was Gallas zu einem solchen Schritte veranlaßt haben möge. Schon den 7. März wird dieser Befehl wiederholt mit dem Beifügen, „daß der von Gallas nach München abgeordnete Fähndrich ein gar trotziges Schreiben einbrachte, worin mit dürren Worten stehe, daß wenn Ihro kurfürstliche Durchlaucht den gesuchten Abschied im Geringsten

[1]) Westenrieder Beiträge VIII, 165 flg.

aufhielte, er, Gallas, sich die Erlaubniß dazu selbst nehmen werde." Weiter schrieb der Kurfürst an Tilly: „da solches unverschämte Begehren Ihro Durchlaucht zu besonderem ungnädigstem Mißfallen gereiche, und da dasselbe, wenn es ungeahndet bliebe, dem ganzen Heere ein sehr böses Beispiel geben und hochschädliche Folgen haben würde: als wolle der Kurfürst den unziemlichen Vorsatz keineswegs nachsehen, sondern es sey Ihro Durchlaucht ernstlicher Wille und Befehl, daß Tilly besagten Obersten Gallas, Angesichts Dies, zu sich fordere, ihn in Verhaft nehme und darin belasse. Werde Gallas dennoch auf seinem Vorsatze, ohne Abschied den bairischen Dienst aufzugeben, bestehen, so solle ihn Tilly vor ein Kriegsgericht stellen." Nachdem hierauf der Feldherr der Liga berichtet, daß von Gallas seine Entlassung schriftlich nachgesucht worden sey, und dabei die Bemerkung eingeflochten hatte, wie dieser Oberst längst seine Absichten auf den Kaiser habe, erließ der Kurfürst an seinen Feldherrn unter dem $\frac{5}{15}$. April 1629 eine neue Weisung [1]) welche zeigt, daß er den größten Werth darauf legte, Gallas von Wallenstein loszureißen. Er meldet, päbstliche Heiligkeit habe in München um einen tüchtigen Heerführer gebeten: „wolle Gallas diese Stelle, in welcher er nur dem obersten General zu gehorchen brauche, annehmen, so stehe sie ihm zu Dienst." Aber der Köder wirkte nicht. Unter dem 8. Mai 1629 berichtet [2]) Tilly: „er habe Gallas den ernstlichen Befehl des Kurfürsten vorgehalten, jedoch mit Verhaftung nicht einschreiten können, dieweil derselbe vom Friedländer Herzoge bereits in kaiserliche Dienste als Generalmajor und Oberster zu Fuß genommen und ins Reich beordert worden sey." Noch muß ich nachholen, daß Tilly während dieses Briefwechsels die Meldung machte [3]): „auch der Graf Gronsfeld wanke und habe mit Abschied gedroht." Ja ein Dritter, der General Graf Anholt, fiel wirklich ab, und zwar ging er nicht blos für seine Person allein über, sondern viele Offiziere und Soldaten folgten ihm in den kaiserlichen Dienst [4]).

Doch Wallenstein beschränkte sich keineswegs auf Verführung untergeordneter Männer, wie Gallas und Anholt, vielmehr hatte er es darauf abgesehen, die zwei ersten und tauglichsten Kriegshäupter der Liga, den alten Tilly und den jugendlichen Pappenheim, jenen den Kopf und erleuchteten Gedanken, diesen die schlagfertige Faust des Heerkörpers, herüberzuziehen. Fürstenthümer waren der Preis, mit welchen er sie für des Kaisers und des Reiches Sache gewinnen wollte: Tilly sollte Herzog von Calenberg, Pappenheim Herzog von Wolfenbüttel werden [5]). Trefflich hatte Wallenstein die Sache eingefädelt. Welch' ängstliche Spannung mag während der Monate Januar bis Mai 1629 in der Hofburg zu München geherrscht, welche Gefühle müssen die Brust des

[1]) Westenrieder a. a. O. S. 168. — [2]) Das. S. 169. — [3]) Das. S. 167 gegen unten. — [4]) Stumpf Geschichte der Liga S. 255. Richelieu mémoires VI, S. 21 oben. Westenrieder Beiträge VIII, 173 Mitte. — [5]) Von der Decken I, 278 flg.

Kurfürsten durchfurcht haben, da mit jedem reitenden Boten, der aus dem Feldlager kam, die Nachricht eintreffen konnte, daß mit Tilly und Pappenheim das Heer der Liga zu Wallenstein übergetreten sey, und gemeinsam mit Friedland's Volke die Wiederherstellung des alten Reichs, die alleinige Herrschaft Ferdinand's II. ausgerufen habe!

Ueber den wahren Sinn der beschlossenen Erhebung Tilly's und Pappenheim's kann kein Zweifel obwalten. Wallenstein fand es nicht mehr der Mühe werth, seine Gedanken, die doch jeder Vernünftige errieth, zu verbergen. Offen sprach er sie in einem jener kühnen Sätze aus, die er liebte, und die so geeignet sind, die Massen hinzureißen. In dem Gutachten, welches die ihm widerwärtigen Mitglieder des Reichshofraths im Januar 1628 bei Erörterung der Frage: ob man ihm das Herzogthum Mecklenburg pfandweise übertragen solle, gegen Friedland, offenbar bestochen vom bairischen Kurfürsten, abgaben, stehen [1]) die Worte, Wallenstein habe sich verlauten lassen: „man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, jetzo ist es Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; wie in Hispanien und Frankreich ein König ist, also soll auch in Deutschland nur ein Herr allein seyn." Wer sollte es aber glauben, daß Ferdinand II. die Plane seines Feldhauptmanns selbst bis zu der äußersten Spitze getrieben hat, einen guten Theil der den Protestanten abgenommenen einst geistlichen Güter als erledigte Lehen zurückzubehalten. Während der früher [2]) berichteten Verhandlungen zu Brüssel vernahmen der bairische Bevollmächtigte Freiherr von Preysing und seine Genossen zu ihrem höchsten Erstaunen den $\frac{2}{12}$. September 1626 aus dem Munde des kaiserlichen Gesandten Grafen Schwarzenberg die Aeußerung [3]): Ferdinand werde die neu eroberten geistlichen Güter verdienten Ministern verleihen. Preysing entgegnete hierauf: „dies sei gegen die Ehre Gottes, gegen die Absicht der ersten Stifter und gegen die Willensmeinung der katholischen Stände." Man muß aus dieser Nachricht den Schluß ziehen, daß Kaiser Ferdinand II., wenn es ihm gelungen wäre, die gewünschte Herrschaft im Reiche zu erringen, die allzufetten Pfründen der deutschen Kirchenhäupter zum Vortheile des Staates beschnitten haben würde.

Im Uebrigen scheint es mir unbestreitbar, daß Friedland den einzigen möglichen Weg, das bewußte Ziel zu erreichen, eingeschlagen hat. Zu jenen Zeiten, wo das Regiment gut besoldeter Beamten und stehender Heere, zwei Hebel, durch welche man jetzt mit den Waffen bezwungene Länder leicht in Unterwürfigkeit erhält, erst noch im Keime lagen, konnte man Eroberungen nur dadurch behaupten, daß man eine Klasse von Grundbesitzern schuf, deren Vortheil mit dem des aufgedrungenen Herrschers Hand in Hand ging. Sodann mußte die neue Aristokratie Zug um Zug den alten Erbadel in den benachbarten noch nicht bezwungenen

---

[1]) Khevenhiller XI, 62. — [2]) S. 453. — [3]) Aretin B. a. W. I, 250 unten.

Provinzen zu bewältigen suchen, weil zwischen ihr und diesem unversöhnliche Zwietracht bestand. Nicht eher durfte sie ruhen, bis der letzte Erbfürst fiel. Auch stand nicht zu fürchten, daß die Neulinge, die gefürsteten Marschälle des Reichs, nach gewonnenem Siege die Rolle des alten nun gestürzten hohen Adels wider den Kaiser aufgenommen haben würden, denn Wallenstein's System zog unfehlbar eine Auswanderung der vertriebenen Herren im Großen, eine deutsche Fürstenkolonie jenseits der Reichs-Gränzen nach sich, die mit glühender Rachgier auf die Emporkömmlinge gedrückt hätte. Nur durch rückhaltlosen Anschluß an den Kaiser konnten unter solchen Umständen Letztere ihre Errungenschaft behaupten.

Noch sey es uns vergönnt, einen Satz des verkappten Aldringen hervorzuheben. Derselbe spricht davon: „Ferdinand II. solle sich auf den gemeinen Pöbel stützen, als worin eines Monarchen wahre Stärke bestehe.“ Dieser Vorschlag deutet auf einen Umschwung in den Gesinnungen der niedern Klassen hin, von welchem auch sonstige Thatsachen zeugen. Mehr als 100,000 Mann standen damals, durch die verschiedenen Provinzen Germaniens zerstreut, unter Friedland's Banner. Haufenweise strömten Bürger- und Bauernsöhne seinen Fahnen zu. Wäre dies geschehen, wenn nicht Friedland's Name angefangen hätte, einen bessern Klang zu bekommen! Hinwiederum ist letzteres sehr begreiflich, da nunmehr, nachdem 8 Jahre lang von nichts als gewaltsamer Veränderung des Glaubens die Rede gewesen, plötzlich ganz andere, mit Lust gehörte Töne laut wurden, wie: daß man die Fürsten, welche bisher das Volk meist nur als Steuerempfänger, als Gülteforderer, als Geldverschwender kennen gelernt, abschaffen, dagegen den Kaiser, von dem der gemeine Mann fast nichts gehört, als daß er zwar nicht den rechten Glauben hege, aber doch zuweilen den gefürchteten Herren einen Daumen aufs Auge zu drücken und Unrecht zu verhindern pflege, erhöhen, den deutschen Namen aber wieder, wie ehemals, über alle Nationen mächtig machen wolle. Die Wahrheit zu sagen, war der 30jährige Krieg um jene Zeit nicht mehr und nicht weniger als eine Verknüpfung der alten Plane des Bundschuh und des Ritters Franz v. Sickingen zu einem militärisch geregelten Ganzen. Bauer und Bürger einer-, die Ritterschaft andererseits, jene als gemeine Streiter, diese als Führer im Heere, reichten sich unter Friedland's Leitung die Hände zum Wiederaufbau des kaiserlichen Thrones.

Aber bei Ausführung seines Planes stieß der Herzog auf heftigen Widerstand. Am meisten kam ihm die unbestechliche Redlichkeit eines von unsern Geschichtschreibern bis heute schändlich verläumdeten Mannes in die Quere. Die Uebertragung Mecklenburgs an Friedland selbst gelang nur mit großer Mühe. Zunächst wurde der Nachlaß des Halberstädters Christian an Herren vom kaiserlichen Hofe vergabt. Die Herrschaft Hohenstein erhielt Graf Thun für 60,000, die Grafschaft Rein-

stein, Max Wallenstein, Friedland's Vetter, für 50,000 Gulden, welche an des Kaisers Kammer bezahlt werden mußten. Die Herrschaft Blanckenburg war dem Grafen Julius von Merode zugesichert [1]). Klar erhellt hieraus, daß der Wiener Hof das durch den verkappten Aldringen empfohlene System befolgte, den Raub des alten Adels unter viele Neulinge zu vertheilen. Aber weit schwerer fiel dem Friedländer die Ausstattung der zwei Kriegshäupter, ohne deren Mitwirkung er auch Mecklenburg nicht behaupten konnte. Obgleich das Lüneburger Welfenhaus durch seine zweideutige Stellung am meisten zur Niederlage des Dänen beigetragen, gedachte Wallenstein dennoch dasselbe zu stürzen. In einer gerichtlichen Untersuchung, von welcher sogleich die Rede seyn wird, sagte [2]) ein gefangener Wolfenbütteler Rath aus, mehrmals habe der König von Dänemark geäußert: „ich bin nur durch die wiederholten Klagen Herzogs Christian von Celle über die Bedrückungen Tilly's bewogen worden, mit bewaffneter Hand in Niedersachsen einzufallen.“ Es lag nicht an Wallenstein, daß keine belastendere Zeugnisse wider die Lüneburger erhoben werden konnten [2]).

Der stärkste Streich jedoch galt dem Haupte der Braunschweig-Wolfenbüttler Linie, Friedrich Ulrich. Sein Erbe sollte die Mittel zur herzoglichen Ausstattung Tilly's und Pappenheim's, Beziehungsweise zur Beführung Beider liefern. Ich muß hierüber genaueren Bericht erstatten.

Schon früher hatte der Kaiser beschlossen, diesem Herzoge, als einem Reichsverräther, seine Länder abzunehmen, aber der Kurfürst von Baiern trat damals dazwischen, und ermächtigte Tilly, nach der Schlacht von Lutter einen Vertrag mit Friedrich Ulrich abzuschließen, wie oben erzählt worden. Auf Wallenstein's Antrieb wurde der Versuch jetzt kraftvoller als früher erneuert. Graf Pappenheim war nach Wolfenbüttels Eroberung in dieser Stadt geblieben [3]), wo er auch den Herzog Ulrich zurückhielt und wie einen Gefangenen behandelte. Wallenstein beauftragte den Grafen, sowohl über die Untüchtigkeit Friedrich Ulrich's zum Regenten im Allgemeinen, als auch über seine früheren politischen Sünden eine Untersuchung an Ort und Stelle einzuleiten. Mit einem Eifer, der wohl verrieth, daß sein persönlicher Vortheil im Spiele war, vollstreckte Pappenheim den Auftrag, durchsuchte, um Beweise aufzufinden, das Wolfenbüttler Archiv, ließ die Räthe und die Dienerschaft des Herzogs über das politische Betragen ihres Gebieters verhören, belohnte die Untreue Derjenigen, welche gegen Friedrich Ulrich aussagten, und setzte Solche ab, die ihren Herrn nicht bloßstellen wollten. Nachdem die Voruntersuchung in Wolfenbüttel beendigt war, wurden drei der ehemals vertrautesten Räthe Friedrich Ulrich's, die man durch Furcht und Hoffnung gekirrt, nach Güstrow ins wallensteinische Hauptquartier geschickt, um dort über ihren Herrn eidlich vernommen zn werden. Pap-

---

[1]) Von der Decken I, 274. — [2]) Das. S. 280. — [3]) Das. S. 278 flg.

penheim begab sich ebenfalls dahin. Das Verhör wurde unter Beobachtung aller gesetzlichen Formen angestellt, Pappenheim führte den Vorsitz. Um den Braunschweiger Fürsten stürzen zu können, genügte der Beweis, daß er vor der Schlacht bei Lutter feindselig gegen den Kaiser gehandelt, keineswegs, denn diese alten Vergehungen waren durch den Vertrag mit Tilly gedeckt und vergeben. Es mußte dargethan werden, daß er nachher, als er sich dem Kaiser bereits unterworfen, mit geheimen Praktiken umgegangen sey. So leicht auch Ersteres erhärtet werden konnte, so sehr fehlte für die zweite Anklage, trotz aller angewandten Mittel, jede Begründung. Nichtsdestoweniger schickte Wallenstein nach Abschluß der Untersuchung den Grafen Pappenheim nebst demjenigen von den drei Räthen, der am meisten wider seinen ehemaligen Herrn ausgesagt, an den kaiserlichen Hof nach Wien. Der Prozeß wurde dort dem Reichshofrath übergeben, aber Wallenstein machte von Neuem die Erfahrung, daß dieses Tribunal unter andern Einflüssen handle, als ihm lieb war. Die Anklage besagte in sieben Artikeln: „daß Herzog Friedrich Ulrich den abgesetzten Pfälzer (Friedrich V.) freundlich aufgenommen, daß er sich mit seinem Bruder Christian (dem Halberstädter) in hochverrätherische Verbindungen eingelassen, daß er mit den übrigen Feinden des Kaisers gemeinschaftliche Sache gemacht, mit dem Mannsfelder sich verschworen, mit dem Kaiser nur zum Schein unterhandelt habe, und gegen Tilly und den Herzog von Friedland feindselig verfahren sey.“ Auf diese Klagepunkte gab der Reichshofrath folgenden Bescheid: „da es erwiesen, daß der Herzog Friedrich Ulrich allezeit der kaiserlichen Majestät zuwidergehandelt habe, auch der niedersächsischen Kriegsunruhen und Empörungen hauptsächlichster Stifter und Urheber gewesen sey, so könne besagter Herzog und sein ganzes fürstliches Haus leicht erachten, daß Ihro kaiserliche Majestät sich weder an den Tilly'schen Vertrag, noch an das später erfolgte kaiserliche Versprechen der Gnade zu halten brauche, sondern dessen ungeachtet und von Rechtswegen weiter gehen, und sich zum Schadenersatz an allen braunschweigisch-wolfenbüttelschen Landen erholen dürfe. Gleichwohl wolle Seine kaiserliche Majestät es noch zur Zeit bei bereits geschehener Einziehung etlicher Herrschaften und neulichst ergangener Anweisung zu Gunsten Tilly's bewenden lassen, indem Sie die Hoffnung hege, daß der Herzog Friedrich Ulrich die hohe kaiserliche Gnade nach Gebühr anerkennen, und noch weiter darauf sehen werde, wie er sich mit kaiserlicher Majestät vollends aussöhne.“

Die Herrschaften, von denen hier die Rede ist, sind die Güter aus dem Nachlasse des Halberstädters, welche, wie oben gezeigt worden, Ferdinand II. an verschiedene österreichische Edelleute verschenkte. Wallenstein hatte ein ganz anderes Erkenntniß erwartet, ein solches, das ihn in Stand setze, die wolfenbüttel'schen Erblande an Tilly und Pappenheim auf dieselbe Weise zu übertragen, wie er selbst Mecklenburg bekommen. In der That war der Spruch des Reichshofraths in mehr

als einer Beziehung seltsam: er war ungesetzlich, denn was soll man von einem Tribunale denken, das die Thatsache des Verbrechens bejaht, aber seine rechtliche Folge, die Bestrafung, verneint; er war unpolitisch, denn auf welcher schwachen Grundlage ruhte die Belehnung Wallenstein's mit Mecklenburg, wenn der Herzog von Wolfenbüttel bei gleicher Vergehung frei ausging? er war eine Achselträgerei, denn wenn die Richter blos auf die Stimme des Rechts hören wollten, mußten sie den Braunschweiger ganz freisprechen, weil er nach dem Vertrage mit Tilly Nichts gegen das Oberhaupt des Reiches unternommen hatte; wollten sie dagegen verfügen, was die Staatsklugheit gebot, so mußten sie Friedrich Ulrich verdammen. Bestechung und Neid hat das Urtheil eingegeben. Daß die Richter ein Vergehen Friedrich Ulrich's anerkannten, geschah aus Rücksicht auf des Kaisers Vortheil; daß sie aber die Strafe aufhoben, verdankte Friedrich Ulrich nicht dem Rechtsgefühle der Richter, sondern den Drohungen des Kurfürsten von Baiern und dem Gelde seines lüneburgischen Vetters, des Herzogs Georg. Als nämlich der Letztere den Preis seines Uebertritts zur kaiserlichen Parthei, das Erbe des kinderlosen Friedrich Ulrich, in so großer Gefahr sah, beeilte er sich, seinen Einfluß und seine Schätze zu Wien am gehörigen Orte wirken zu lassen [1]).

Der Kurfürst von Baiern seiner Seits führte eine kühne Sprache gegen den Kaiser. Während der ganze Handel noch schwebte, schrieb er [2]) unter dem $\frac{2}{12}$. April 1629 an Ferdinand: „ich lebe der Zuversicht und Hoffnung, Seine kaiserliche Majestät werde weder dazu geneigt seyn, noch gestatten, daß dergleichen nachdenkliche und gefährliche Prozesse wider vornehme deutsche, fürstlichem Geblüte entsprossene [3]) Stände des Reichs angestellt werden; — mein Gesuch ist, daß die wider den Herzog Friedrich Ulrich geführte Anklage niedergeschlagen und daß derselbe bei Leut' und Landen geschützt werde, auch in seiner landesherrlichen Regierung keine Beeinträchtigung erfahren möge." Noch stärker sprach Maximilian seinen Zorn über den friedländischen Plan in einem Briefe aus, den er am nämlichen Tage an Pappenheim erließ [4]). Im Tone eines beleidigten Gebieters verweist er dem Grafen aufs nachdrücklichste, „daß er sich erkühnt habe, aus fremdem Auftrage wider einen solchen vornehmen Fürsten des Reichs eine Untersuchung anzustellen, und einen hochbeschwerlichen Prozeß wider ihn und seine Dienerschaft einzuleiten. — Pappenheim habe, wenn ihm ein solcher Auftrag ertheilt worden sey, denselben nicht ohne sein Vorwissen und ohne seine Befehle übernehmen dürfen; — habt Ihr ihn dennoch angenommen, so sollt Ihr euch dessen sogleich entschlagen. Wir befehlen Euch hiermit, Ihr sollt weder am kaiserlichen Hofe noch anderswo,

[1]) Von der Decken I, S. 282. — [2]) Das. 283 und 390 flg. — [3]) Ein Seitenhieb gegen Wallenstein's niedere Geburt.— [4]) Das. 283 flg. u. 391 flg.

weder aus eigenem Antriebe, noch aus Auftrag Anderer Euch unterstehen, den Herzog Friedrich Ulrich oder seine Diener in irgend einer Weise zu verkleinern, oder in Schaden und Ungnade zu bringen, u. s. w." Pappenheim, welchen Maximilian drei Monate zuvor unter dem 5. Januar 1629 zum General des Geschützes ernannt hatte[1]), offenbar um ihn stärker an den bairischen Dienst zu fesseln, trat zurück, obgleich ihm ein Herzogthum winkte. Er hat in solcher Versuchung die Treue gegen Baiern bewahrt. Seine Geschichte beweist, daß Habsucht nicht auf ihn wirkte, er starb arm. Aber dieser ritterliche Mann, die Krone des schwäbischen Adels, fühlte für seines Volkes Sache und das deutsche Reich. Er handelte später, nachdem durch Gustav Adolf die Macht der Liga gebrochen worden, als Gibelline.

Wallenstein mußte vorerst auf Pappenheim's Erhebung verzichten. Aber er war nicht der Mann, seinen Plan so leichten Kaufs aufzugeben. Hatte es ihm mit Pappenheim nicht sogleich geglückt, so sollte Tilly auf des Wolfenbüttlers Kosten zum Fürsten gemacht, und von Kurbaiern losgerissen werden. Der Kaiser schuldete Tilly für dessen große Dienste bedeutende Summen, zu deren Entrichtung jetzt Friedland's Schlauheit in der Person Friedrich Ulrich's einen Zähler zu finden wußte, ohne daß sich etwas dagegen einwenden ließ. Oben[2]) wurde berichtet, daß König Christian IV. von Dänemark dem Wolfenbüttler Herzoge die Summe von 300,000 Thalern vorgestreckt und dafür später das Amt Syke als Unterpfand erhalten hatte. Während der Lübecker Friedensunterhandlungen bewog Wallenstein den König, diese Schuld an den Kaiser abzutreten. Ebenfalls auf des Friedländers Betreiben schenkte sie Ferdinand an Tilly, nachdem er die Summe zuvor um weitere 100,000 Thaler erhöht, die der kaiserliche Schatz, als Rest seines Guthabens an den Nachlaß des geächteten Halberstädters, von Friedrich Ulrich ansprach[3]). Wie man sich denken kann, war es Wallenstein's Absicht, daß diese Schuld nicht in Geld, sondern durch Abtretung von Land und Leuten getilgt werden solle. Ohnedies machte die fürchterliche Verarmung des braunschweigischen Gebiets eine solche Ausgleichung zur Nothwendigkeit. Der Herzog von Friedland lud nun Tilly wegen dieser Sache zu einer Unterredung nach Güstrow ein, wohin sich der bairische General auch begab. Allein so glänzend die Anerbietungen waren, die man ihm dort machte: Tilly ging nicht recht darauf ein. Er nahm zwar die Schenkung an, zeigte sich aber sehr nachgiebig gegen den unglücklichen Herzog von Wolfenbüttel. Unter dem $\frac{4}{14}$. Oktober 1629 kam ein Vertrag[4]) zu Stande, kraft dessen die beiden Landestheile des braunschweigischen Gebiets, Calenberg und Wolfenbüttel, baar 200,000 Thaler zu bezahlen sich verpflichteten, als Pfand für die andere Hälfte seiner For-

---

[1]) Westenrieder, Beiträge VIII, 165. — [2]) S. 359 und 377. — [3]) Von der Decken I, 290 flg. — [4]) Das. 293 unten flg.

derung sollten dem bairischen Feldherrn die Aemter Stolzenau, Syke und Steierberg versetzt bleiben. Welche seltene Redlichkeit! In der That, dieser Mann hat dem bairischen Hause treue Dienste geleistet.

Die Gefahr für die Welf'schen Fürsten, aus ihrem Erbe verdrängt zu werden, die Gefahr für Baiern und die Liga, ihr Heer verführt zu sehen, war vorerst glücklich vorüber. Aber in einem andern nicht weniger wichtigen Punkte hatte Kurfürst Maximilian ein Jahr früher nachgeben müssen. Erinnern wir uns, daß der Wiener Hof schon auf dem Regensburger Fürstentage von 1623 Rückerstattung des verpfändeten Landes ob der Ens gegen Abtretung der Oberpfalz verlangte [1]). Baiern war damals dieser Forderung entschlüpft. Aber seitdem setzte der Kaiser eine Schraube um die andere an, das erwünschte Ziel zu erreichen. Der Bauernaufstand, den Oesterreich durch sein unausgesetztes Dringen auf gewaltsame Bekehrung des Landes großen Theils verursacht hatte, machte Baiern mürbe, doch nicht ganz. Deßwegen nahm man zu Wien die Miene an, den Klagen des Pfalzgrafen von Neuburg, der schon zu Regensburg die Uebertragung der Kur an Baiern bestritt, und fortwährend dieselbe für sich verlangte, auch Vorschläge wegen Einlösung des verpfändeten Landes ob der Ens that, gnädig entgegen zu kommen [2]). Man verhetzte ferner die katholischen Stände Oberösterreichs gegen den bairischen Statthalter zu Linz [3]), und schenkte auch den Beschwerden der unterdrückten Bauern geneigtes Gehör. Unter solchen Umständen fand es der Kurfürst nachgerade räthlich, seine Bedingungen zu stellen. Er verlangte [4]), erstlich daß die pfälzische Kur, welche ihm, kraft der Regensburger Beschlüsse, nur für seine Person zuerkannt worden, seinem Hause erblich übertragen, zweitens daß die Calvinisten völlig aus dem deutschen Reiche vertrieben, endlich drittens, daß auch die Lutheraner angehalten werden, die trotz des geistlichen Vorbehalts von ihnen geraubten katholischen Kirchengüter zurückzugeben. Freiherr von Preysing, welcher bairischer Seits diese Unterhandlung betrieb, war angewiesen [5]), den dritten, namentlich aber den zweiten Punkt, so geheim als möglich zu halten, damit, wenn es zur Ausführung komme, Rache und Wuth der Calvinisten sich nicht gegen Baiern (sondern gegen das Kaiserhaus) wende. Wir werden tiefer unten sehen, daß beide Punkte den wesentlichen Inhalt des sogenannten Restitutionsedikts ausmachten, welches der Kaiser unter dem 6. März 1629 erließ. Ferdinand II. bewilligte im Dezember 1627 alle von Preysing eingegebenen Forderungen. Dennoch kam der endliche Abschluß erst im Februar 1628 zu Stande, — so schwer fiel es Baiern, das schöne Land ob der Ens herauszugeben. Ferdinand II. begannn mit „Unfrieden" zu drohen [6]). Nun wurde unter dem $\frac{12}{22}$. Februar 1628 zu München ein Vertrag [7]) abgeschlossen, kraft dessen

---

[1]) Oben S. 349 flg. — [2]) Aretin, B. a. B. I, 278. — [3]) Das. S. 272. — [4]) Das. S. 274 unten flg. — [5]) Das. S. 275. — [6]) Das. S. 278. — [7]) Das. S. 280.

Baiern die obere Pfalz sammt den diesseits des Rheins gelegenen Aemtern der untern Pfalz für die Summe von 15 Millionen Gulden übernahm, dagegen das für ebensoviel verpfändete Land ob der Ens zurückgab und noch die Erblichkeit der Kur in den Kauf erhielt. Maximilian beobachtete jedoch die Vorsicht, sich den Wiedereintritt in seine Rechte auf das Erzherzogthum vorzubehalten, im Falle er aus dem Besitze der oberen Pfalz verdrängt werden sollte.

Dieser Tausch war nachtheilig für Baiern, denn einmal bekam Maximilian dadurch ein Land, das er bereits thatsächlich besaß. Seit der Austreibung Mannsfeld's hatte er die Oberpfalz inne und von den Ständen die einstweilige Huldigung empfangen[1]). Zweitens gehörte die Oberpfalz zum Wittelsbach'schen Stammgute, über kurz oder lang konnte sie daher dem bairischen Hause auf natürlichem Wege zufallen. Fürs Dritte machte sich der Kurfürst durch Annahme dieses trojanischen Rosses für den möglichen Fall, daß die Protestanten wieder die Oberhand erlangten, zum Sklaven Oesterreichs. Seit 7 Jahren wurde von guelfischer Seite der Krieg wegen Wiederherstellung des Pfälzers Friedrich V. in seine Erblande geführt. Siegte je die Gegenparthei, so konnte man voraussehen, daß sie nicht eher ruhen werde, bis der Pfälzer befriedigt seyn würde. Folglich traf im vorausgesetzten Falle die Wuth des Kampfes den durch seines Vetters Sturz groß gewordenen Kurfürsten, und Oesterreich war im Stande, den Baier als Schild vorzuhalten. Diese Voraussetzungen sind nach kurzer Frist eingetreten.

Nachdem kaiserlicher Seits in den Jahren 1627 und 1628 so schwere Streiche gegen die Liga und gegen Baiern theils versucht, theils geführt worden, kann man sich nicht wundern, wenn ein furchtbarer Gegenstoß erfolgte.

Dreizehntes Capitel.

Verschwörung wider den Kaiser. Das Restitutionsedikt, der mantuanische Krieg. Kurfürst Maximilian unterhandelt mit Richelieu. Die Liga faßt drohende Beschlüsse. Wallenstein muß vor Magdeburg abziehen. Versuche zu seinem Sturz.

Khevenhiller beginnt[2]) seine Geschichte des Jahrs 1629 mit folgender Einleitung: „als Kaiser Ferdinand II. im 51. Jahr seines Alters an Macht und Gewalt aller Orten sehr zugenommen, ist auch der Neid gegen ihn so hoch gestiegen, daß sich leider selbst Katholische, ja

[1]) Feßmair, Versuch einer Staatsgeschichte der Oberpfalz I, 264. — [2]) XI, 427 flg.

sogar ein Kardinal, gefunden, der ein Gutachten ausstellte, wie man die österreichische Macht nicht allein verringern, sondern mit Stiel und Wurzel ausrotten könne. Die Erfahrung lehrt (sagte der Kardinal), daß das Haus Oesterreich ein Thier mit vielen Köpfen ist; wenn man schon den einen und andern verletzt oder gar abhaut, so werden die übrigen um so lebhafter, und ruhen nicht eher, bis sie den verletzten Theil wieder geheilt und hergestellt haben; daher ist bisher immer der Verletzer selbst am schlechtesten weggekommen. Es steht deßhalb zu besorgen, daß dieses Haus, wenn man nicht die Weise des Angriffs ändert, desto mehr um sich greifen wird, je mehr man ihm zusetzt. Daher muß man das Blatt umkehren, mit den Waffen eine Zeitlang aussetzen, und sich zweier andern Mittel, der Gottesfurcht und der Frömmigkeit des Kaisers, zu seinem und der Seinigen Sturz bedienen: der Gottesfurcht, weil der Kaiser keinen größern Ehrgeiz kennt, als die geistlichen Güter, den Gottesdienst und andere Gott wohlgefälligen Werke zu mehren. Zu solchem Zwecke soll man die allereifrigsten Geistlichen in Deutschland, jedoch ohne sie etwas von dieser geheimen Absicht merken zu lassen, durch alle möglichen Mittel antreiben, daß sie von Ihrer kaiserlichen Majestät die Wiederherstellung sämmtlicher Kirchengüter begehren, welche den Katholischen seit dem Passauer Vertrage entrissen worden sind. Zum Zweiten muß man sich der Frömmigkeit des Kaisers dazu bedienen, daß man Ihrer Majestät das Gewissen rühre, und sie zum Mitleiden über die fürchterlichen Bedrückungen des Kriegsvolks stimme, sowie daß man dem Kaiser zu Gemüth führe, wie despotisch sein Feldhauptmann, der Herzog von Friedland, über alle Kurfürsten und Stände im heiligen römischen Reiche herrsche, unermeßliche Summen Geldes erpresse, aus anderer Leute Schweiß und Blut seine Größe unterhalte, und seine Anhänger aufs Herrlichste belohne. Wenn denn der Kaiser, als ein gar milder Herr, auf solche Vorstellungen eingeht, soll man das Mittel der Abdankung des Generals und seines Kriegsvolkes vorschlagen. Und ob wohl zu erachten sey, daß Ihre Majestät sich zu der völligen Abdankung nicht verstehen werde, so könne man es doch für den halben oder doch wenigstens für einen guten Theil durchsetzen. Wenn nun diese beiden Mittel gehörig wirken, so werde der Kaiser mit allen protestirenden Kurfürsten und Ständen auf einmal tödtlich verfeindet, und zugleich würden seine Waffen für gering gehalten werden. Alsdann, nach solchem Verlust der Liebe und der Macht, sey es Zeit, daß der König von Frankreich das Aeußerste versuche, mit Heeresmacht in Deutschland einziehe, da, wo Gewalt nöthig, Gewalt brauche, wo Geld und dergleichen mehr wirke, keine Summen scheue, und mit Verheißungen der Religionsfreiheit zu seiner Zeit nicht sparsam, sondern höchst freigebig umgehe. Auf solche Weise würden die Protestanten den König lieben und ihm trauen, und auch die katholischen Kurfürsten könnten vermittelst des von Trier gewonnen werden, da es diesen Priestern gleichgiltig sey, ob sie unter dem Kaiser oder dem Könige

von Frankreich die Messe lesen, vorausgesetzt, daß sie bei ihren Würden und Einkünften gelassen werden. Sonderlich würden sie an keinen Widerstand denken, wenn sie eine große Kriegsmacht auf dem Halse hätten. Baiern könne man den Kurhut lassen, und das Land ob der Ens dazu. Lieber würde Maximilian diesen ruhigen Besitz wählen, als erst um Eroberungen fechten wollen. Wenn man es nun also angreife, wenn man die Unzufriedenen, Verbannten und Feinde der Neuerung aufhetze, so könne Frankreich ohne Gefahr und Schwierigkeit die römische Königswahl auf sich selbst lenken, und alsdann Ferdinand II., als einem alten abgematteten Herrn, den kaiserlichen Titel lassen, während Frankreich Macht und Regiment an sich reiße, auch möge man dann der in den spanischen Niederlanden eingeleiteten Verschwörung die Hand bieten; denn wenn die Brabanter, nach Art und Weise der Eidgenossenschaft in der Schweiz, sich mit den Holländern vereinigten, seyen sie stark genug, um dem Könige von Spanien sein Indien entweder gar wegzunehmen, oder doch den überseeischen Handel dergestalt zu hemmen, daß Spanien in einen Winkel Europa's eingeschlossen werde. Damit sey Oesterreich vernichtet, und was man seit langer Zeit durch Gewalt der Waffen nicht erreichen konnte, erringe man auf einmal durch solche List."

Der Kardinal, auf den Khevenhiller hinweist, ist Richelieu, die Maaßregel, die er meint, das sogenannte Restitutionsedikt. Im Uebrigen spricht der Bericht nur zur Hälfte die Zwecke aus, welche Frankreich zu erreichen hoffte. Der Kaiser sollte durch das fragliche Mittel aufs Aergste mit den Protestanten verfeindet werden, weil man jedem derselben an seinen Besitz griff, aber die abgenommene Beute sollte dennoch nicht dem Kaiser, sondern einem Andern, der es dem Reichsoberhaupt gar nicht dankte, zu gut kommen. Dies ist offen gesagt, oder angedeutet. Eine noch gefährlichere Absicht lag jedoch dem Plane zu Grunde. Richelieu berechnete, daß die Liga, welche bis dahin dem Kaiser kräftig unter die Arme gegriffen, von dem Augenblicke an, da ihr die Kirchengüter zugesprochen wurden, sich von Ferdinand trennen werde. Seit Anfang des Kriegs waren Beide miteinander gegangen. Mit Erlassung des Restitutionsedikts liefen aber die Wege Beider weit, sehr weit aus einander. Der Kaiser mußte noch eine gute Strecke zurücklegen, um seine Aufgabe, die Verwandlung Deutschlands in eine Monarchie, zu lösen; das Ziel der Liga war erreicht, ihr Schäfchen ins Trockene gebracht. Von Nun an sann sie auf nichts als zu verhindern, daß der Kaiser zum Ziel gelange. In der That machten seitdem alle bisherigen Verbündeten Ferdinand's, Bischöfe, Aebte, Kurfürsten, Mönche, katholischer Adel im Allgemeinen, mit unglaublicher Einstimmigkeit Fronte wider Ferdinand, näherten sich sogar den Protestanten und ruhten nicht eher, bis sie durch Wallenstein's Sturz dem Reichsoberhaupte den rechten Arm abgehauen zu haben glaubten. So hatte es der Kardinal gewollt! Schämen muß man sich, daß fast alle Geschichtschreiber des 30jährigen Kriegs das Re-

stitutionsedikt als einen Akt kaiserlicher Willkür und Vergrößerungssucht hinstellen, während es dem Kaiser abgerungen worden ist. Ferdinand's eigener Vortheil gebot ihm, die katholische Parthei so lange auf Befriedigung warten zu lassen, bis er selbst mit ihrer Hülfe vollends erreicht hatte, was er wünschte und wünschen mußte. Nur die drohende Stellung der Liga zwang ihn zur Nachgiebigkeit.

Wiederherstellung der von den Protestanten geraubten geistlichen Lehen an die katholische Kirche war der ursprüngliche Zweck, um dessen willen die katholischen Reichsstände die Liga abgeschlossen, und nun ins 11. Jahr die Waffen geführt, auch ungeheure Kriegskosten aufgewendet hatten. Doch wagten sie diese ihre Absicht laut erst auf einem Kurfürstentage zu äußern[1]), der im October 1627 zu Mühlhausen zusammentrat, aber von dem Kaiser nicht besucht ward. Ferdinand II., der sich, wie aus der Brüsseler Verhandlung erhellt, mit der Hoffnung schmeichelte, einen großen Theil jener Güter für sich zu behalten, beschwichtigte das Ansinnen der Mühlhauser Versammlung durch Hinweisung auf die Dänen, die damals noch nicht völlig besiegt waren. Zwar wurden im Laufe des Jahres 1627 mehrere protestantische Reichsstände, namentlich der Herzog von Würtemberg und die freien Städte Nürnberg, schwäbisch Hall, Aalen, Colmar, durch Beschlüsse der Reichsgerichte aufgefordert und zum Theil genöthigt, eingezogene Stifte der katholischen Kirche herauszugeben[2]), aber eine allgemeine Maaßregel erfolgte nicht. Hingegen fuhren die Mitglieder der Liga, besonders Kurbaiern, fort, in den Kaiser zu dringen, daß er zum Werke schreite. Kurfürst Maximilian von Baiern machte, wie wir sahen[3]), die Erlassung des Restitutionsedikts zu einer der Bedingungen, gegen welche er das Erzherzogthum ob der Ens dem Kaiser zurückstellte. Immer stürmischer wurden im Jahre 1628 die Aufforderungen an Ferdinand[4]), den Ausschlag aber gaben zuletzt, wie uns scheint, die kühnen, auf dem Liga-Tage zu Heidelberg im Februar 1629 gefaßten Beschlüsse, von denen wir erst unten handeln können. Ferdinand fragte Laien und Geistliche um Rath. Graf von Colalto, Oberst in Wallenstein's Heere, einer der befragten Laien, übergab eine schriftliche Aeußerung[5]), in welcher er das Edikt widerrieth, weil die Vollstreckung zu unübersehbaren Wirren und zu einem Religionskriege führen müsse. Noch viele andere vornehme Herrn, zu denen auch Khevenhiller gehörte, sprachen die gleiche Meinung aus[6]). Aber im entgegengesetzten Sinne lauteten die Gutachten der katholischen Kurfürsten, mit denen der Wiener Hof unterhandelte. Alle, Mainz, Cöln, Trier, insbesondere jedoch Maximilian von Baiern, trugen[7]) auf schnelle Erlassung des Gesetzes an. Sehr merkwürdig ist

[1]) Senkenberg IV, 547 flg. — [2]) Die Beweise bei Senkenberg a. a. O. IV, 351 flg. — [3]) Oben S. 538. — [4]) Khevenhiller XI, 183. — [5]) Ebendaselbst 183 unten flg. — [6]) Senkenberg V, 5. 6. Khevenhiller XI, 437 unten. — [7]) Londorp III, 1045, a flg.

folgende Stelle [1]) in dem kurbairischen Bedenken: „wie Wir vernehmen, wird seit einiger Zeit darüber berathen, ob nicht Ihre kaiserliche Majestät zum Behufe der Befestigung Ihres Ansehens sowie zu besserem Schutze katholischer Religion in jeder freien Stadt einen besonderen Reichsvogt verordnen und etwa zugleich auch den benachbarten katholischen Kurfürsten die Oberaufsicht deßfalls anbefehlen möge." Maximilian hält seine Meinung zurück, er will nicht entscheiden, ob die hohe katholische Aristokratie ihre Einwilligung zu dieser Maaßregel geben solle. Hieraus erhellt nun, daß der Rath, welchen jener Unbekannte in der früher [2]) besprochenen Flugschrift vom Jahre 1621 ertheilte, nicht auf steinigtes Erdreich fiel, sowie daß allem Anscheine nach Ebenderselbe nicht die blose Meinung eines Privatmanns aussprach, sondern daß er eine mächtige Parthei vertrat.

Den 6. März 1629 (n. St.), also mehr als zwei Monate vor Abschluß des Lübecker Friedens, unterzeichnete Kaiser Ferdinand II. das Restitutionsedikt [3]). Der wesentliche Inhalt desselben ist dieser: bei Strafe der Reichsacht sollen 1) alle mittelbaren, seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stifte, Klöster und andere Kirchengüter jeder Art den Katholiken erstattet; 2) alle unmittelbaren, gegen den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifte sollen wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden; 3) die katholischen Reichsstände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen, oder dieselben im Falle der Widersetzlichkeit gegen die gesetzliche Nachsteuer aus dem Lande zu schaffen; 4) die Wohlthat des Religionsfriedens genießen fürder nur die Katholiken und diejenigen Reichsstände, welche der unveränderten augsburgischen Confession anhängen; alle andern Sekten (Calvinisten und Zwinglianer) sind davon ausgeschlossen und werden im Reiche nicht mehr geduldet.

Absichtlich hatte man den Passauer Vertrag vom Jahr 1552, und nicht den um drei Jahre später abgeschlossenen Augsburger Religionsfrieden als Frist angenommen. Denn gerade in diesem kurzen Zwischenraume waren die meisten Eingriffe in den Nachlaß der katholischen Kirche geschehen, weil der politische Wind damals, nach Besiegung Karl's V., für protestantische Vergrößerungssucht besonders günstig wehte, indem man hoffen durfte, daß der von Karl V. verheißene Frieden alles Geschehene mit dem Mantel der Gesetzlichkeit bedecken werde.

Fürchterlich war der Schlag für die Evangelischen, kein einziges größeres protestantisches Fürstenhaus gab es, dessen Besitz nicht dadurch in Frage gestellt worden wäre. Jetzt sah man auf einmal, wie tapfer und einstimmig die hohe deutsche Reichsaristokratie ihre Vorliebe für Luther oder Calvin und ihre Abneigung gegen den Pabst durch Einsacken Dessen, was man nur nehmen konnte, bethätigt hatte. Im niedersächsischen Kreise traf das Edikt zwei Erzstifte, Magdeburg und Bremen,

[1]) Londorp III, 1046 a geg. unten. — [2]) Oben S. 528. — [3]) Text b. Londorp III, 1048.

und fünf Hochstifte, Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck und **Ratzeburg**; im obersächsischen Kreise und den Marken sieben Hochstifte, **Meißen**, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und **Camin** [1]; hiezu kam eine zahllose Masse alter Abteien im Norden und Süden. Der fetteste Theil dieser kirchlichen Beute wurde dem zum Geistlichen erzogenen jüngsten Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, zugeschanzt. Leopold Wilhelm hatte schon früher von seinem Oheim, dem Erzherzoge Leopold, als dieser, wie oben erzählt worden [2], aus dem Clerus trat, die Bisthümer Straßburg und Passau erhalten; jetzt verlieh ihm der Pabst in verschiedenen Absätzen auch noch die Erzstifte Magdeburg und Bremen, so wie das Bisthum Halberstadt und die hessische Abtei Hersfeld [3]. Wir vermuthen, das solche überreiche Ausstattung des kaiserlichen Prinzen eine der Begünstigungen war, welche Ferdinand II. vor Erlassung des Edikts für sich und sein Haus ausbedang.

Doch hegte die Priesterparthei sicherlich noch ihre geheimen Absichten bei der Sache. Durch Abtretung Magdeburgs an seinen Sohn wurde nämlich der Kaiser aufs Bitterste mit dem Kurfürsten von Sachsen verfeindet. Dieser Herr hatte bereits im Jahre 1628, nach der unglücklichen Wendung des dänischen Kriegs, in welchen sich der bisherige Administrator, Christian Wilhelm von Brandenburg, sehr tief eingelassen, das Magdeburger Domkapitel zu Absetzung des Brandenburgers und zur Erwählung seines eigenen nachgebornen Sohnes, des Prinzen August, vermocht. Zwar verweigerte der Kaiser gleich Anfangs die Bestätigung der neuen Wahl [4], doch wurde es mit dem Widerstreite kursächsischer und österreichischer Ansprüche erst seit Veröffentlichung des Restitutionsedikts Ernst. Durch dieses Gesetz nicht blos mit Vernichtung der Wahl des Prinzen August, sondern auch mit Verlust der Stifte Meißen, Merseburg und Naumburg bedroht, welche das Kurhaus schon vor einem halben Jahrhundert an sich gebracht, richtete Johann Georg unter dem $\frac{\text{28. April}}{\text{8. Mai}}$ 1629 ein mit bittern Klagen angefülltes Schreiben [5] an den Kaiser, das jedoch keine Erhörung fand. Seitdem rüstete sich der beleidigte Kurfürst, auf die Seite der Opposition zu treten. Das eben war es, was die Priesterparthei wollte, denn Sachsens Widerstand kam nunmehr dem Baier zu gut, der seit dem Frühjahre 1629 die Leitung sämmtlicher, dem Wiener Hofe feindseligen Elemente im Reiche übernahm. Wir bezweifeln, ob der Stuhl Petri, auch wenn der Krieg zu Gunsten der katholischen Parthei endete, nach Leopold Wilhelm's Ableben jene norddeutschen Stifte an einen andern österreichischen Prinzen verliehen hätte. Allem Anschein nach waren dieselben zum Köder bestimmt, mittest dessen man die benachbarten protestantischen Fürstenhäuser, Sachsen,

---

[1] Khevenhiller XI, 430 flg. — [2] S. 386. — [3] Khevenhiller XI, 133, 292, 529. — [4] Damaliger Schriftenwechsel bei Londorp III, 1621 b unten flg. — [5] Khevenhiller XI, 450 unten flg.

Braunschweig, Lüneburg, Brandenburg wieder in den Schooß römischer Gemeinschaft herüberzulocken gedachte. Die schlauen Rechner vergaßen nur Eines: daß große geistliche Lehen nur mittelst eines Imperiums, eines Kaiserthums, behauptet werden können, und hinwiederum daß ein solches Kaiserthum nur dann bestehen mag, wenn die geistlichen Lehenträger dem Reichsoberhaupte, sey es durch Kriegsmannschaft wie im Mittelalter, oder — dem Bedürfnisse der neuern Zeiten gemäß — durch Geld, kräftigen Beistand leisten. Ferdinand II. hatte daher wohl Recht, einen Theil der Kirchengüter, die eben den besiegten Protestanten abgenommen werden sollten, für sich und den Staat zu fordern. Denn ohne solche Zubuße vermochte er die Kaiserkrone, welche auch die Bischöfe schützte, nicht aufrecht zu erhalten.

Zur Vollstreckung des Edikts bedurfte man des Beistands der bewaffneten Macht. Die Kommissarien, welche in den fränkischen, schwäbischen, westphälischen, nieder- und obersächsischen Kreis abgeschickt wurden, um die alten Kirchengüter, die das Edikt traf, zurückzufordern, waren angewiesen, im Falle irgend einer Widersetzlichkeit die nächst gelegenen kaiserlichen oder ligistischen Völker zu ihrer Unterstützung herbeizurufen [1]. Häufig gingen die Bevollmächtigten weit über den Buchstaben ihrer Vorschriften hinaus [2]. Je schwächer ein Reichsstand war, desto mehr mußte er sich gefallen lassen, namentlich in den Reichsstädten fragte man wenig darnach, ob der evangelische Glaube schon vor dem Passauer Vertrage oder erst nachher eingeführt worden. In Schwaben kam Augsburg, die Wiege des lutherischen Bekenntnisses, zuerst an die Reihe. Die evangelischen Prediger wurden fortgejagt, die ganze Bürgerschaft der Gerichtsbarkeit des Bischofs unterworfen; ein vor dem Rathhause aufgerichteter Galgen und die Androhungen von Todes- und Leibesstrafen gegen jede Widersetzlichkeit belehrten die Einwohner, daß es Zeit sey, den Glauben zu wechseln [3]. Gleiches Schicksal hatte Kaufbeuren [4]. Im benachbarten Württemberg, wo nach dem im Jahre 1628 erfolgten Tode des Herzogs Johann Friedrich, dessen Bruder Ludwig Friedrich, im Namen seines unmündigen Neffen Eberhard die vormundschaftliche Regierung führte, suchte man die über den zahlreichen und, wie der Jesuite Adlzreiter sagt [5], fetten Klöstern des Landes schwebende Gefahr dadurch zu mildern, daß man dem Pater Lämmermann zu Wien eine Ladung köstlicher Neckarweine verehrte [6]. Dieses Geschenk, hinreichend vielleicht zu Bestechung eines einheimischen Gewaltigen, aber zu armselig für einen kaiserlichen Beichtvater, fruchtete Nichts. Trotz allen Einreden des Herzogs Vormünders, wie der Landschaft, wurden die Abteien von katholischen Priestern und friedländischen Reitern in Besitz genommen, die lu-

[1]) Khevenhiller XI, 470 unten flg. — [2]) Man lese die Stelle bei Adlzreiter Pars III. lib. XII, cap. 42 flg. — [3]) Die Beweise bei Senkenberg V, 50 flg. — [4]) Das. S. 53 flg. — [5]) Pars III. lib. XIV, 40. — [6]) Pfister Geschichte der Deutschen IV, 485.

therischen Prälaten mußten den Bündel schnüren. Eben so vergeblich sträubte sich Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel gegen Herausgabe des Stiftes Hildesheim, das ihm ein Urtheil des Kammergerichts absprach. Die einzige Reichsstadt Magdeburg wagte bewaffneten Widerstand und zwar mit Glück, doch hievon später.

Eine merkwürdige Rolle spielte bei dem ganzen Handel die Gesellschaft Jesu. Bei Weitem die Mehrzahl der zurückgeforderten Abteien gehörte von Rechtswegen den Benediktinern, einem Orden, der seit Karl's des Großen Zeiten eingeführt, sich hohe Verdienste um das Reich erworben hat. Aber die Jesuiten suchten diesen rechtmäßigen Erben so viel als möglich wegzufischen und für ihre Gesellschaft zu erobern, ein Beispiel, dem auch mehrere Bischöfe nachahmten. Die bedrohten Benediktiner ergriffen daher eine Maaßregel, die nicht übel berechnet war. Im Jahre 1630 schrieben sie eine Versammlung ihres Ordens nach Regensburg aus, um ein allgemeines deutsches Haupt zu wählen, das ihre Rechte in Rom wie in Wien vertreten sollte. Sie stießen jedoch auf unüberwindliche Hindernisse. Der Kaiser, Anfangs den Benediktinern günstig, ward durch seinen Beichtvater umgestimmt, so daß er selbst den Jesuiten mehrere der streitigen Klöster schenkte. Der Pabst konnte aus Gründen der Gerechtigkeit nicht gegen die Benediktiner entscheiden, anderer Seits aber wollte er auch die Jesuiten nicht beleidigen, die dem Stuhle Petri so große Dienste geleistet und eigentlich das Restitutionsedikt errungen hatten. Er hielt sein Urtheil zurück, darüber entstand zwischen dem Orden und der Gesellschaft ein Federkrieg, der bis ins Jahr 1653 währte. In einer Reihe von Schriften sagten sich Beide bittere Wahrheiten. Mit Schadenfreude sahen die Protestanten diesem Kampfe im Lager der Feinde zu und lachten in die Faust [1]).

Die Vollziehung des Restitutionsedikts war das letzte Werk, bei welchem des Kaisers und der Liga Völker gemeinsam Hand anlegten. Von Nun an standen sie einander drohend gegenüber. Ehe wir jedoch hierüber berichten, müssen wir eines Zwischenereignisses [2]) gedenken, das den Kaiser in einen italienischen Krieg verwickelte, und auch auf die innern Verhältnisse Deutschlands eingewirkt hat. An einem der Weihnachttage des Jahres 1627 starb Vincentius II., Herzog von Mantua und Montferrat, aus dem Hause Gonzaga ohne gesätzmäßige Leibeserben. Das nächste Anrecht auf die Nachfolge hatte von der Schwertseite eine Nebenlinie, die ein halbes Jahrhundert zuvor nach Frankreich ausgewandert war, und dort durch Heirath die Herzogthümer Nevers und Rethel erwarb. Das Haupt dieser Nebenlinie war Herzog Karl von Nevers, der auf die Kunde von der tödtlichen Krankheit Vincentius II. seinen Sohn, gleichfalls Karl genannt und Herzog von Rethel, nach

[1]) Die Beweise bei Senkenberg V, 248 flg. — [2]) Le Vassor histoire du regne de Louis XIII. (Amsterdam 1751.) Vol. V, b S. 779 flg. Sonst vergl. man Senkenberg IV, 626 flg. V, 71 flg. 212 flg.

Mantua abschickte, um sich der Erbschaft zu versichern. Der junge Karl kam vor dem Tode des Erblassers in Mantua an. Noch lebte aber in dieser Stadt ein Sprosse aus dem Hause der Gonzaga, die Nichte des Herzogs Vincenz, Maria, welche gleichfalls Ansprüche auf das Erbe machte. Um einen Zwiespalt Beider zu verhindern, hatte man schon früher vom Papste Dispensation zu einer Heirath zwischen Maria und dem Herzoge Karl von Rethel nachgesucht und erhalten. Deßhalb ließ sich Letzterer in derselben Nacht, da Vincentius II. starb, mit Maria trauen und nahm am andern Morgen im Namen seines Vaters von der Regierung Besitz. Bald erhoben sich jedoch drei Prätendenten gegen ihn: erstlich der Herzog Ferrante Gonzaga von Guastalla, der mit Forderungen auf Mantua hervortrat — allein er war um einen Grad entfernter mit dem verstorbenen Vincentius verwandt, als der Herzog von Nevers; zweitens Margaretha Gonzaga, Herzogin Wittwe von Lothringen, eine Schwester des Vincentius II., welche Montferrat verlangte — allein das Vorrecht des Mannsstammes stand ihr entgegen; drittens Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der alte Ansprüche seines Hauses auf Casale und andere Theile der mantuanischen Verlassenschaft hervorsuchte. Wenn blos die Erbgesetze und das Herkommen zu entscheiden hatten, gehörte der Nachlaß des Verblichenen mit allem Fug dem Herzoge von Nevers; aber die Politik trat ins Mittel, und diese hatte andere Rücksichten.

Spanien, durch die Doppelkrone von Mailand und Neapel im Besitz der beiden Gränzgebiete Italiens, und seine Absichten auf den Erwerb der ganzen Halbinsel kaum verbergend, konnte es nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, daß ein Vasalle des Königs von Frankreich eine so schöne Provinz in Besitz nehmen sollte. Denn wie der Herzog von Nevers nur durch den Schutz Ludwigs XIII. Mantua erlangen konnte, so stand auch zu erwarten, daß derselbe in Zukunft nur nach den Einflüsterungen handeln werde, die ihm aus Paris zukamen. Spanien sprach sich daher zu Gunsten der Prätendenten, namentlich des Herzogs von Savoyen aus, dem ein Theil der Beute versprochen ward, wenn er mit dem Madrider Kabinet gemeinsame Sache mache. Die übrigen italienischen Mächte waren ohne Ausnahme entweder offen oder insgeheim für den Herzog von Nevers, vor Allen Pabst Urban VIII. aus dem Hause Barberini. Eifersüchtig auf die Spanier, die den Kirchenstaat von zwei Seiten umgarnten, wollte er in der Person des Herzogs von Nevers die Franzosen nach Italien hereinrufen, damit sie den verhaßten Spaniern das Gleichgewicht hielten. Die beiden Republiken Genua und Venedig, alte Guelfinnen und mit dem Stuhle Petri über die Fortdauer italischer Vielherrschaft einverstanden, folgten auch dießmal derselben Richtung. Den Großherzog von Toskana, der von spanischen Söldlingen umgeben, dieser Macht seine Existenz verdankte, hielt nur Furcht ab, sich offen für den Herzog von Nevers zu erklären, aber durch Geldunterstützungen und geheime Umtriebe zu Gunsten desselben verrieth er

die Wünsche seines Herzens. Entschlossener Vorkämpfer für seinen Vasallen war der König von Frankreich. Doch hinderte ihn an augenblicklicher Hülfe noch die Belagerung der Stadt Larochelle, die im Jahre 1628 mit allem Eifer betrieben wurde.

Das wichtigste Wort in der Sache hatte der deutsche Kaiser zu sprechen, theils wegen alter Traditionen, und als Oberhaupt des heil. römischen Reichs, dessen Lehen Mantua war, theils weil er durch Wallenstein's Völker das Schwert des Brennus in die Wagschale zu legen vermochte. Allein große Bedenklichkeiten standen der Ausübung des veralteten Lehenrechts entgegen. Erkannte Ferdinand II. die Nachfolge des Herzogs von Nevers in Mantua nicht an, so mußte er auf einen Kampf mit Frankreich gefaßt sein und zwar ohne einen möglichen Gewinn. Denn gesetzt der Krieg ward auch noch so glücklich für den Kaiser geführt, so bekam Oesterreich doch nichts von der Beute, sondern Spanien und Savoyen pflückten die Frucht des Baumes, der durch deutsche Waffen gefällt war. Sodann mißrieth die gesunde Vernunft, mit Frankreich zu einer Zeit anzubinden, da der Kaiser in Deutschland alle Hände voll zu thun hatte! Nur seine deutschen Feinde, die überwältigten protestantischen Fürsten und das Haupt der Liga, konnten eine solche Verschleuderung der kaiserlichen Macht gegen das Ausland wünschen. Noch andere Hebel suchten den Kaiser zurückzuhalten. Sein Beichtvater, Lämmermann, wirkte der Einmischung mit aller Kraft entgegen. Beweis dafür der im eilften Band der Khevenhiller'schen Annalen abgedruckte Briefwechsel. Der Madrider Hof hatte von der Abneigung des Jesuiten Wind erhalten, und führte Klage beim Kaiser gegen Lämmermann. Dieser vertheidigte sich hierauf in einem an Khevenhiller gerichteten Briefe [1]). Unverhohlen gesteht er darin seinen Widerwillen gegen die mantuanischen Händel, wobei er sich jedoch nicht auf politische, sondern auf theologische Gründe stützte: „es sey eine Sünde wider Gott und sein Gesetz, wenn rechtgläubige Fürsten, wenn Söhne der katholischen Kirche, Spanien, Frankreich und Oesterreich, sich unter einander bekämpfen, während sie ihre Waffen gegen die Ketzer kehren sollten;“ ferner „der heilige Vater in Rom habe ihn, den kaiserlichen Beichtvater, durch ein eigenes Breve aufgefordert, der Einmischung des Kaisers in die mantuanischen Händel entgegenzuwirken, und dieser Ausspruch des Papstes sey ein heiliges Gebot für ihn.“ Auch Kaiser Ferdinand's zweite Gemahlin Eleonora, welche aus dem Hause Gonzaga stammte, vereinigte ihre Bemühungen mit denen des Jesuiten. Ihrer Nichte Maria zugethan, begünstigte sie die rechtmäßigen Ansprüche des Herzogs von Nevers, und ließ kein Mittel unversucht, um den Kaiser zur Schonung zu bewegen [2]). Ferdinand war ein zärtlicher und treuer Ehemann. Starke Mittel müssen angewendet worden seyn, um ihn zu einem Schritte zu bewegen, welchen die Klugheit, die Andacht und selbst die Stimme der Liebe abrieth.

[1]) Annales XI, 595. — [2]) Das. XI, 34.

Man begreift, daß dem Madrider Hofe Alles daran lag, die Streit-
te Oesterreichs für seine italienischen Vergrößerungsplane zu waffnen.
·klich siegte auch der Einfluß Spaniens [1]), dem Ferdinand II. aller-
;s für frühere Dienste großen Dank schuldig war. Der deutsche
ser wurde hingerissen, doch zögernd, nur mit halbem Herzen. Zuerst
ıügte er sich, die Prätendenten auf Mantua und Montferrat vor
en Richterstuhl, als oberster Lehensherr, zu laden. Als aber der
zog von Nevers dieser Aufforderung Trotz bot, als endlich Ludwig XIII.
Frühjahr 1629 mit 25,000 Mann über den Berg Cenis in Italien
iel, den Herzog von Savoyen bei Susa schlug, und ihn zwang sich
Frankreich zu verbinden: mußte der Kaiser nothgedrungen zu ernst-
ıeren Maaßregeln schreiten. Wir können hier nur kurz die wichtigsten
eignisse des italienischen Kriegs berühren. Im Mai 1629 wurden
,000 Mann kaiserlicher Völker, die Wallenstein hergab, bei Lindau
ammengezogen. Graf Rombald Colalto erhielt den Oberbefehl über sie,
ter ihm dienten die Generale Altringen, Merode, Gallas, der Herzog
:org von Lüneburg, ein Markgraf von Brandenburg u. A. [2]). Ohne
iderstand rückte dieses Heer nach Italien, wo die Sachen schnell eine
dere Wendung nahmen. Der sechszehnhundertjährige Waffenruhm der
eutschen, damals noch nicht geschmälert, bewährte sich. Die Franzosen
ıd die übrigen Verbündeten des Herzogs Karl von Nevers mußten
eichen, und wurden in die Städte Mantua und Casale eingeschlossen.
m Juli des folgenden Jahres liefen Gallas und Altringen Sturm
ıf Mantua und nahmen es. Drei Tage dauerte das Plündern, eine
:r blühendsten Städte Italiens wurde zur Einöde. Aber bald darauf
vang Gustav Adolf's Ankunft in Deutschland den Kaiser zur Nach-
ebigkeit. Auf demselben Regensburger Reichstage, wo Wallenstein fiel,
ım ein Friede mit dem Herzoge Karl zu Stande, kraft dessen Karl
Nantua und den besten Theil des Montferrat zurück bekam, der Kaiser
ber das Besatzungsrecht in den Städten Mantua und Caneto erhielt.
)en 13. Oktober 1630 wurde der Vertrag unterzeichnet. Aber Richelieu
erweigerte nachher die Bestätigung, auch Spanien war unzufrieden.
)arum dauerte der Krieg noch bis ins folgende Jahr fort, um durch
en Frieden von Chierasco beendigt zu werden. Nur die Franzo-
en gewannen. Indem ihnen Savoyen Pignerol, Riva und Perouse
ıbtrat, erhielten sie einen Paß nach Italien und somit Gelegenheit, sich
ıach Belieben in die Händel der Halbinsel zu mischen. Der nachmalige
Premierminister Mazzarini, Richelieu's Nachfolger, hat sein Meisterstück

[1]) Richelieu erklärt an verschiedenen Stellen seiner Memoires aufs Bestimmteste,
›aß die Spanier und nebenbei der Herzog von Savoyen es waren, die den Kaiser zum
talienischen Krieg vermochten (Vol. IV, 47. V, 233. 245. 248). In der ersten Auflage
›orliegenden Werks sprach ich die Vermuthung aus, daß der Kurfürst von Baiern seine
Hände dabei im Spiele hatte. Durch des Freiherrn von Aretin Gegengründe (B. a.
B. I, Anhang S. 365) belehrt, nehme ich diese Vermuthung zurück. — [2]) Kheven-
hiller XI, 785.

bei dieser Sache gemacht. Herzog Karl, sonst im Besitze seines Erbe bestätigt, mußte einen Theil des Montferrat an Savoyen abgeben, damit letzere Macht sich die französische Erwerbung von Pignerol gefallen lasse. Spanien und der Kaiser erhielten keine Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten; doch zog Ferdinand II. für seine Person wenigstens den Gewinn aus der Verlängerung des italienischen Kampfes, daß er einen Theil seiner Streitkräfte in dem Jahre 1630 außer Deutschland beschäftigen und so die Hauptlast des deutschen Krieges auf Maximilian von Baiern wälzen konnte, was, wie wir zeigen werden, seinen geheimen Absichten entsprach.

Nun zur Liga! Ferdinand II. hatte an den Kurfürsten von Baiern, als Bundesobersten, die Aufforderung ergehen lassen [1]), Vorsorge zu treffen, damit das auf den Gütern der freien Reichsritterschaft in Franken und Schwaben eingelagerte Volk der Liga weggeführt oder abgedankt werde. Als Antwort hierauf berief Maximilian Anfangs Februar 1629 die Bundesmitglieder nach Heidelberg. Zahlreicher als je wurde diese Versammlung besucht: die Boten von Mainz, Trier, Cöln, Worms, Speier, Straßburg, Osnabrück, Fuld, Baiern, Salzburg, vom Deutschmeister, von Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Ellwangen, Kempten erschienen [2]). Seltsame Dinge kamen zur Sprache [3]). Da man dem Kaiser zumuthen wollte, einen guten Theil seiner Völker zu entlassen, so mußte man selbst, wenigstens zum Scheine, mit gutem Beispiele vorangehen. Deßwegen hatte Tilly — noch vor Eröffnung des Heidelberger Tags — den Auftrag erhalten, einige Mannschaft abzudanken. Wie dies gemeint war, erhellt aus folgender [4]) Urkunde: „nachdem Tilly auf den an ihn ergangenen Befehl, etliche Regimenter von der Reiterei zu entlassen, gemeldet, daß es nicht räthlich sey, solches jetzt zu thun, wurde ihm bedeutet, wie man durchaus nicht die Absicht habe, die gemeinen Soldaten zu Fuß, sondern nur die überzähligen Offiziere fortzuschicken, welche wegen der Quartiere die größten Beschwernisse verursachen.“ Vollkommen im Einklange mit dieser geheimen Nachricht wurde in Heidelberg der Beschluß gefaßt [5]): der bisherige Bestand von 11 Regimentern Fußvolk solle in der Art auf 9 verringert werden, daß man die zwei schwächsten unter die übrigen stoße. Jedes der 9 Fußregimenter solle aus 10 Compagnien von 300 Mann bestehen, die ganze Infanterie also 27,000 Mann betragen. Gleicherweise wurde die Stärke der Reiterei auf 40 Fähnlein, eingetheilt in 4 Regimenter, festgesetzt. Sodann kam man überein, dem Kaiser zu erklären, daß diese ganze Macht (von 33,000 Streitern) so lange auf den Beinen bleiben werde, bis kaiserliche Majestät dem Reiche einen dauernden Frieden gegeben habe. Der zweite Hauptbeschluß war: keine von dem Bundes-

[1]) Khevenhiller XI, 495. — [2]) Das. S. 681. — [3]) Die Verhandlungen bei Khevenhiller XI, 492 flg. Stumpf 241 flg. — [4]) Westenrieder Beiträge VIII, 165. — [5]) Stumpf Geschichte der Liga S. 241.

heere eroberte und besetzte Landschaft oder Festung, sie sey geistlich [1]) oder weltlich, herauszugeben oder abzutreten, möge es auch fordern, wer da wolle, es sey denn dem Bund zuvor für seine aufgewandte Kosten wirklicher Ersatz oder wenigstens hinreichende Bürgschaft geleistet. Der dritte: im Fall sich des Kaisers Völker unterfingen, die Truppen der Liga ohne Vorlegung eines eigenhändigen kaiserlichen Befehls aus ihren Quartieren zu vertreiben, so sollen letztere Gewalt brauchen. Würde aber wirklich ein eigenhändiger Befehl des Kaisers vorgewiesen, so möge man für den Augenblick nachgeben, aber dem Kurfürsten von Baiern komme es dann unter Beiziehung von Kurmainz zu, zweckdienliche Maaßregeln zu treffen, (d. h. wohl dem Kaiser den Krieg zu erklären). Diese drei Beschlüsse zielten gegen die Vergrößerung der kaiserlichen Macht im Allgemeinen. Man vergaß nicht, einen vierten insbesondere gegen Wallenstein zu fassen: „da bei längerer Dauer des Kriegs der Ruin des theuren Vaterlandes unvermeidlich sey, da alle Stände nach Frieden sich sehnten, und da derselbe nur unter Beiziehung der natürlichen geheimen Räthe des Kaisers, der Kurfürsten des heil. römischen Reiches, dauernd abgeschlossen werden könne: so wolle man seine Majestät ernstlich ersuchen, daß Sie in kürzester Frist einen Kurfürstentag zu Gründung eines sicheren Friedens abhalten möchte."

Sofort wurde eine Gesandtschaft nach Wien abgefertigt, um dem Kaiser die Wünsche und Beschlüsse der Versammlung zu überbringen. Den stärksten Nachdruck legten Maximilian und seine Genossen auf die Bitte um Einberufung des Kurfürstentages; und zwar war dies eine Bitte besonderer Art, denn sie hatte ein schlagfertiges Heer von 6000 Reitern und 27,000 Fußknechten zur Unterlage. Die nachherigen Ereignisse haben den Plan, welchen der Baier dabei befolgte, klar dargelegt. Obgleich das Restitutionsedickt, das bei der Abreise der Gesandtschaft schon erschienen war, die Protestanten mit bitterem Hasse gegen die Liga erfüllte, sah Maximilian ganz richtig voraus, daß die lutherischen Herren, um ihre Fürstenhüte gegen des Kaisers und seines Feldhauptmanns Eingriffe zu sichern, mit ihm gemeinsame Sache machen würden. Die ganze katholische und lutherische Aristokratie sollte daher unter bairischem Banner auf dem bevorstehenden Fürstentage versammelt werden, um vereint wider den Kaiser Sturm zu laufen, und ihm nur die Wahl zwischen Krieg gegen das gesammte Fürstenthum, oder der Absetzung Wallenstein's zu lassen.

Im Uebrigen spielte bei den Heidelberger Schlüssen Richelieu mit unter der Decke. Khevenhiller, der ins Feuer hineinschaute, leitet die Verhandlungen mit folgenden [2]) Worten ein: „also ist man auf dem Wege, welchen der bewußte Kardinal gewiesen [3]), weiter fortgeschritten, und der Kaiser hat durch das Restitutionsedickt nicht nur bei den Pro-

[1]) Hieraus geht hervor, daß Maximilian von Baiern fürchtete, Ferdinand gedenke einen Theil der den Protestanten abgenommenen Kirchengüter für sich zu behalten. — [2]) Khevenhiller XI, 491 unten flg. — [3]) Oben S. 539 flg.

testanten die Liebe, sondern auch bei den Katholiken, die es abriethen, die gute Meinung verloren. Darauf begehrten die Ligisten vom Kaiser die Abdankung seines Volkes und dabei ward das Garn so fein gesponnen, daß es weder Protestanten noch Katholiken gemerkt." Wirklich stand Maximilian von Baiern mit dem Pariser Hofe in lebhafter Unterhandlung [1]). Schon war im Frühjahr ein Vertrag zu Papier gebracht, der die Truppenzahl bestimmte, welche Baiern und Frankreich, auf den Fall eines Kriegs wider den Kaiser, einander zu liefern hätten. Der Ehrlichkeit des Kardinals mißtrauend, zögerte Maximilian mit der Unterschrift, und er hatte Recht, denn als zu Ende des Jahrs 1629 der berühmte Maler Rubens zu London über einen Friedensschluß zwischen England und Spanien unterhandelte, verrieth Richelieu, um diesen Vertrag zu vereiteln, das Geheimniß seiner Umtriebe mit Baiern an den Madrider [1]) Hof. Kaum zuvor hatte der Kardinal den Grafen Marcheville nach München geschickt, um Neutralität der Liga im Kriege wegen Mantua zu verlangen. Auch wurde damals mit Marcheville verabredet, daß eine französische Gesandtschaft auf dem bevorstehenden deutschen Fürstentage erscheinen solle [1]).

Nicht blos mit Frankreich knüpfte der bairische Kurfürst solche Verbindungen an, er wußte in seinen Kreis auch ein Mitglied der kaiserlichen Familie zu ziehen, das der Priesterparthei schon bei einer ähnlichen Gelegenheit wichtige Dienste wider den Kaiser geleistet hatte. Wir müssen abermal auf den oben angeführten Bericht des verkappten Aldringen an Kaiser Ferdinand verweisen. „Euere kaiserliche Majestät" heißt [2]) es hier, „wissen welch' ehrsüchtiger, mißgünstiger, unruhiger, listiger Kopf Dero Bruder Leopold ist, auch daß derselbe einen brennenden Haß gegen Euere kaiserliche Majestät und Dero Sohn heget, nicht minder ist Euerer Majestät bekannt, was Maßen Kurbaiern und Leopold's fürstliche Durchlaucht theils unter einander, theils mit der Krone Frankreich vertraulich und stetig correspondiren, zu welchem Feuer auch Kurtrier fleißig Oel zuschleppt. Erst neulich wurde mir durch eine vornehme Person unter dem Siegel des Geheimnisses mitgetheilt, daß Erzherzog Leopold und Kurbaiern — im Fall Euere Majestät nicht alsbald einen den Fürsten erwünschten Frieden schafft, — im Bunde mit Frankreich Eure kaiserliche Majestät zu bekriegen entschlossen sind, und auch Venedig hineinzuziehen Hoffnung hegen u. s. w." Im Folgenden setzt der Unbekannte aus einander, daß Kurbaiern den Erzherzog zu diesen Umtrieben durch das Versprechen gewonnen habe, Leopold's Wahl zum römischen Könige und Nachfolger Ferdinand's durchzusetzen, daß aber dieses Versprechen bairischer Seits nichts weniger als ernstlich gemeint sey. Da Erzherzog Leopold sich schon im Jahre 1623, wie oben [3]) erzählt worden, als Werkzeug der Priesterparthei zu einer Maßregel

[1]) Die Beweise bei Aretin B. a. B. I, 287 flg. — [2]) Blatt 6, b. — [3]) S. 386 flg.

brauchen ließ, welche gegen das Kaiserhaus und Ferdinand II. höchst feindselig war, hat die Angabe des Verkappten offenbar hohen Schein der Wahrheit für sich. Gewiß dagegen ist, daß der Erzherzog damals nach Kräften am Sturze Wallenstein's, der den Kaiser groß gemacht, arbeiten half. Eine Thatsache bürgt dafür.

Während die nach Italien bestimmten Regimenter sich bei Lindau am Bodensee versammelten, waren etliche Soldaten aus dem Lager weggelaufen und hatten eine Kirche und zwei Häuser auf den erzherzoglichen Gütern beraubt, und einen Bauern todtgeschlagen. Die Beamten des Erzherzogs trugen selbst einige Schuld an dieser Unordnung, weil sie nicht schnell genug Brod an die Regimenter austheilten. Allein obgleich Colalto sonst die Besitzungen des Erzherzogs mit größter Sorgfalt verschonte, obwohl der Oberstwachtmeister Altringen vier von den Thätern hängen ließ, obwohl er der Kirche 150 und der Wittwe des erschlagenen Bauern 50 Thaler zustellte [1]), obwohl endlich alle Betheiligten mit diesem Ersatz zufrieden waren: dennoch schickte der Erzherzog folgendes Klagschreiben [2]) an den Kaiser: „Eure kaiserliche Majestät können nicht glauben, wie das Volk auf Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, versichere aber Eure kaiserliche Majestät, daß ich dergleichen nie gestattet habe. Freilich mag es nicht ganz ohne Schaden ablaufen, aber Brennen, Weiber schänden, die Leute morden, ihnen Nase und Ohren abschneiden, Fenster und Oefen einschlagen, geschweige andere Martern, können die Offiziere leicht verhindern. Ich weiß zwar, daß man begehret, Eurer kaiserlichen Majestät dergleichen Sachen auszureden, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, mehr als wahr ist, denn ich will es mit dem Zeugnisse mehrerer Kur- und anderer Fürsten erhärten. Eure kaiserliche Majestät dürfen mir, als dero getreuestem Bruder, gewiß eben so viel Glauben schenken, als denen, die dabei interessirt sind, und die aus der armen Leute Schweiß und Blut ihren Beutel gespickt haben. Ich wollte Eurer kaiserlichen Majestät viel vornehme Offiziere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht aufgezogen, jetzo an die 3 oder 400,000 Gulden baares Geld besitzen, und die es nicht von dem Feinde bekommen haben, sondern das Meiste von den armen Leuten der katholischen Fürsten. Kein Mensch, der sonst verständig ist, misset Eurer kaiserlichen Majestät die geringste Schuld zu, wie ich denn (Gott im Himmel weiß es) dies aller Orten zum Höchsten entschuldigen thue. Aber die Ungeduld fängt an also groß zu werden, daß ich in meinem Gewissen für gut befunden habe, dieses Eurer kaiserlichen Majestät gehorsamst zu berichten. Bedenken doch Eure kaiserliche Majestät, wie jetzo die Leute in Italien hausen werden, wo sie Alles vollauf finden, zumal da die meisten Soldaten Calvinisten oder Lutherische sind [3]). Helfe Gott den armen Frauenklöstern, die in so großer

[1]) Khevenhiller XI, 785 flg. — [2]) Das. 786. — [3]) Dies die oben S. 420 versprochene Stelle.

Anzahl aller Orten stehen. Eine gute Anmahnung an den Herzog von Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Eure kaiserliche Majestät um Gottes Barmherzigkeit willen und bei seinen heiligen fünf Wunden, Sie wolle dies mein Schreiben in keiner Ungnade von mir aufnehmen. Was ich da geschrieben, bin ich von vielen ansehnlichen Personen oft und vielmal erinnert worden, aber ich habe es nie thun wollen; allein endlich bin ich dazu gedrungen, dieweil ich gesehen, daß es nunmehro mich zum meisten selbst betreffen wird in Schwaben, der Markgrafschaft Burgau und in den altenburgischen Herrschaften, von denen ich sonst leben muß u. s. w."

Diese Klage hat erstlich keinen begründeten Anlaß, denn was will die Ermordung eines einzigen Bauern bei dem Durchmarsche von 20,000 Mann sagen. Sie geht zweitens ins Blaue hinein, denn sie vermischt Unordnungen, die der Vergangenheit angehören, mit solchen, die erst in Zukunft geschehen möchten. Drittens sie sucht den Kaiser künstlich aufzuregen, denn warum anders mischt Leopold in diesem Briefe jene Gottesbräute ein, als weil er dadurch das fromme Gefühl seines kaiserlichen Bruders in Wallung zu bringen hofft? Das Machwerk ist ganz und gar wider Wallenstein gerichtet, denn der Erzherzog behauptet ja, an allen jenen Gräueln sey blos der Muthwille der Offiziere schuld, und wiederum an diesem Muthwillen die Nachlässigkeit oder Herrschsucht Wallenstein's, der einen derben Verweis verdiene. Selbst Khevenhiller deutet leise [1]) an, daß eine unredliche Absicht dem Schreiben zu Grunde liege.

Friedland kannte das Netz, das man wider ihn schürzte, sowie auch den verborgenen Jäger. Immer heftiger wird die Spannung zwischen ihm und dem Kurfürsten von Baiern, immer blutigere Plane der Rache oder Selbstvertheidigung tauchen auf. Ich lasse Urkunden reden. Den $\frac{16}{26}$. Juni 1629, einen Monat nachdem Colalto den italienischen Zug angetreten, berichtet Tilly seinem kurfürstlichen Gebieter: „Friedland habe vor, mit seinem besten Volk und ansehnlicher großer Rüstung nach Italien aufzubrechen, welches ihm (Tilly) um so viel unverhoffter sey, weil es in solchem Geheimniß gehalten werde." Hierauf antwortete [2]) der Kurfürst unter dem $\frac{\text{20. Juni}}{\text{30. Juli}}$: „Tilly solle auf Friedland's Bewegungen und Schritte gute Obacht halten, auch nachforschen, ob nicht unter solchem Vorwande eines Zugs nach Italien andere, längst gemuthmaßte Anschläge verborgen stecken möchten; sodann solle Tilly die an Wallenstein wider die Magdeburger geliehenen Regimenter alsbald wieder abfordern, und sich auf alle Fälle mit dem Bundesheere gefaßt halten, damit er Ihro kurfürstlichen Durchlaucht Befehlen jedesmal auf der Stelle nachkommen und schnelle Vollziehung leisten könne." Dieser andere längst gemuthmaßte Anschlag, welcher unter dem Vorwande des italienischen

---

[1]) S. 786 in dem letzten Satze, ehe der Brief beginnt. — [2]) Westenrieder VIII, 169 unten flg.

Zugs versteckt seyn mochte, kann kaum etwas anderes seyn, als ein Handstreich gegen München und den Kurfürsten. Offenbar wäre es unverständig anzunehmen, daß Maximilian solche Dinge ohne Grund und ins Blaue hinein seinem Feldhauptmanne schrieb. Folglich führte Wallenstein einen furchtbaren Schlag im Schilde. Und da er sein Vorhaben dennoch unterließ, muß man den Schluß ziehen, daß der Kaiser seine Zustimmung verweigert habe.

Aber diese — vielleicht nur für den Augenblick beschlossene — Verzichtung beschwichtigte die Besorgnisse des Kurfürsten nicht; er suchte der drohenden Gefahr durch ähnliche Mittel zuvorzukommen. Unter dem $\frac{4}{14}$. Juni 1629 erhielt Wallenstein von dem ihm befreundeten böhmischen Grafen Slavata eine vertrauliche Mittheilung [1]) folgenden Inhalts: „ich bin durch vornehme Leute unterrichtet, daß Tilly Befehl hat, Eure Gnaden beim Kopfe zu nehmen und in's Gefängniß zu werfen, im Fall dies aber nicht gelänge, Eure Gnaden auf andere Weise aus der Welt zu schaffen.“ In seiner Antwort weist der Herzog diese Verdächtigungen zurück. „Ich muß mich wundern,“ schreibt [2]) er aus Güstrow unter dem $\frac{10}{20}$. Juli, „wie Ihr Euch mit so kindischen Sachen befassen möget. Mein Herr, der römische Kaiser, ist ein erkenntlicher Herr, der treue Dienste auf andere Art lohnet, als Ihr schreibt. Deßgleichen ist Tilly ein Cavalier, der es versteht, Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber nicht mit Meuchelmord umgehet.“ Wallenstein traute, wie es scheint, dem Einsender der geheimen Mittheilung nicht. Daß er aber wirklich für sein Leben fürchtete, erhellt aus einem Schreiben [3]) des kaiserlichen geheimen Raths Questenberg, der ihm unter dem $\frac{20.\ \text{Febr.}}{2.\ \text{März}}$ 1630 ein vom Herzoge begehrtes Recept zu Bereitung von Gegengift übersendet.

Obgleich das Verhältniß zwischen der Liga und dem Herzoge von Friedland eine so fürchterliche Wendung genommen, blieb der Kaiser noch immer fest, d. h. er verzog, den verlangten Kurfürstentag zu bewilligen. Nun wurden aber die stärksten Hebel in Bewegung gesetzt. Die Welt blickte damals mit ängstlicher Spannung auf Wallenstein und auf den Kaiser. Europa zitterte vor dem Gedanken, daß wenn, wie es den Anschein hatte, das deutsche Fürstenthum vollends erliege, und ganz Germanien unter Einen Hut gebracht, Einem Willen folge, eine Militärmacht entstehen müsse, dergleichen man seit der Römer Zeiten nicht mehr gesehen. Dieses zitternde Europa nun suchte Richelieu im Sommer 1629 gegen Deutschland zu waffnen. Unsere bairische Quelle, der wir so viel verdanken, meldet [4]) zum Herbste 1629: „damals haben Frankreich, die Schweiz, Würtemberg zusammen ein Heer, England, Holland, Dänemark, Schweden ein zweites, Bethlen Gabor aber und Kursachsen ein drittes Heer wider den Kaiser aussenden sollen.“ Diese wichtige

---

[1]) Förster Wallenstein S. 141 und 437, und Wallenstein's Briefe II, 66 flg. — [2]) Ebendaselbst. — [3]) Das. S. 437. — [4]) Westenrieder Beiträge VIII, 171.

Nachricht wird durch anderweitige Thatsachen und Zeugnisse bestätigt. Zwar der württembergische Geschichtschreiber Sattler, welcher aus Archiv-Urkunden arbeitete, weiß nichts von damaligen Unterhandlungen des Herzogs Vormünders Ludwig Friedrich mit der Krone Frankreich, dagegen bringt er eine Thatsache bei, welche keinem Zweifel darüber Raum läßt, daß solche Dinge im Werke waren. Auf einem Landtage, berichtet er, welchen Ludwig Friedrich Anfangs Dezember 1629 einberief, hätten Württembergs Stände die bedeutende Summe von 2,600,000 Gulden übernommen, über welchen Betrag der gute Archivar sein Erstaunen äußert. Was anderes konnte der Zweck einer solchen Bewilligung seyn, als Rüstung zum Kriege [1])! In Verzweiflung befand sich damals Herzog und Landschaft, das halbe Herzogthum war von friedländischen Völkern besetzt, die andere Hälfte, bestehend in den sogenannten Kloster-Aemtern, durch das Restitutionsedikt vom Verband mit dem alten Lande losgerissen. Der Herzog Vormünder wollte einen letzten Wurf wagen und lieber mit Ehren untergehen, als sich unter dem Scheine des Friedens vollends die Kehle zuschnüren lassen. Nach andern Seiten hin verbreitet unsere bairische Quelle Licht. Unter dem $\frac{\text{24. Juni}}{\text{4. Juli}}$ 1629 berichtet [2]) Tilly an seinen Kurfürsten: „Schweden setzt sich je länger je mehr in Kriegsverfassung, Kursachsen wirbt und unterstützt heimlich die Empörung der Magdeburger (von welcher unten die Rede seyn wird), Lübeck und Hamburg werben gleichfalls öffentlich für Schweden und achten des kaiserlichen Ediktes nicht, wollen vielmehr einen Religionskrieg erzwingen." In einem zweiten Berichte [2]) vom $\frac{\text{30. Juli}}{\text{9. August}}$ heißt es: „der König von Dänemark hat seinen deutschen Reichskanzler aus Glückstadt an mich geschickt, mit Anbringen wie Ihro Majestät mich zu sehen wünschte, und daß ich mit Ihro an einem Worte, wohin Sie kommen wolle, zusammentreffen möchte; ich habe aber in Erwägung, daß ich dem Könige mit Zutrinken und sonst wenig dienen kann, ausweichend geantwortet." Unter dem 7. September meldet Tilly weiter, daß er einen Vertrauten an den König abgefertigt habe, um sich wegen seines Nichterscheinens zu entschuldigen. Man sieht also, eine Erneuerung des dänischen Kriegs war wirklich im Wurf. Endlich erfahren wir aus sächsischen Archiven, daß Herzog Bernhard von Weimar, der alte Kriegsanstifter, Anfangs Juli 1629 eine Reise zum Prinzen Statthalter von Oranien nach den Niederlanden machte, aber durch Drohungen von Wien aus geschreckt, schnell wieder umkehrte [3]), daß Bernhard's Bruder, Herzog Wilhelm, daran arbeitete, eine Verbindung der sächsischen Häuser gegen Oesterreich zu schließen [4]), daß derselbe im Dezember 1629 den Kurfürsten Johann Georg aufforderte, mit Hülfe der Niederlande, Frankreichs, Schwedens gegen den Kaiser loszuschlagen [5]), und daß der Kurfürst

[1]) Sattler würtemb. Herzoge VII, 17. — [2]) Westenrieder VIII, 170. — [3]) Das. S. 171. — [4]) Röse Bernhard I, 134. — [5]) Das. S. 136 flg.

diesem Ansinnen günstiges Gehör schenkte [1]). Die Wahrheit jener Nachricht wäre demnach bestätigt. Nur aus einem Feldzuge Bethlen Gabor's konnte nicht Ernst werden, weil der Siebenbürger Ende November 1629 starb.

Diese Gefahren beugten die Entschlossenheit des Kaisers, er gab dem Kurfürsten von Baiern die gewünschten Zusagen. Unter dem $\frac{26.\ \text{Okt.}}{5.\ \text{Nov.}}$ 1629 thut [2]) Maximilian seinem Feldhauptmann Tilly zu wissen: „der Kaiser hat zwar lange dahin gezielt und allerhand Mittel gebraucht, das Bundesheer zu verderben, aber nunmehr hat man vom Wiener Hofe gewisse Nachricht, daß Ihro Majestät Ihren Irrthum erkennen, und sich nicht getrauen, ohne Hülfe und Beistand der Liga bei jetzigen Verhältnissen fortzukommen.“ Sogleich nach Eintreffen dieser ersehnten Neuigkeit berief Maximilian für den Dezember 1629 eine zweite Liga-Versammlung in die Stadt Mergentheim. Berathung gemeinschaftlichen Wirkens auf dem bevorstehenden Fürstentage war ohne Zweifel, wie Freiherr von Aretin glücklich vermuthet [3]), eigentlicher Zweck der Mergentheimer Zusammenkunft. Sonst wurde einmüthig beschlossen, die Beiträge in die Bundeskasse zum Unterhalte des Heeres zu vermehren [4]), woraus ersichtlich, daß man noch immer Mißtrauen hegte, obgleich Ferdinand durch einen Gesandten der Versammlung ankündigte, daß er den verlangten Fürstentag genehmige und persönlich erscheinen werde [5]). Wir müssen jetzt unsern Blick auf Friedland richten.

Wallenstein verweilte bis Ende Juli 1629 in seinem neuen Herzogthume Mecklenburg, meist zu Güstrow [6]). Um diese Zeit rief ihn die Vollziehung des Restitutionsedikts vor die Wälle Magdeburgs. Schon im Jahre 1627 hatte diese Stadt an Friedland eine Brandschatzung von 130,000 Thalern bezahlt. Zu Anfang des Jahres 1629 forderte der Herzog Aufnahme eines Regiments. Als der Rath die Zumuthung abwies, erließ er unter dem $\frac{1}{21}$. Februar aus Güstrow ein drohendes Schreiben [7]) folgenden Inhalts: „uns ist die widerspenstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befrembet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum schweren Kriege nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen die Stadt erinnern, in der Weigerung nicht zu beharren, denn sie könnte dies sehr zu bereuen haben.“ Die Stadt wollte weder das vorgeschlagene Regiment aufnehmen, noch die Einlagerung mit 60,000 Thalern abkaufen. Daher schickte Wallenstein Fußvolk und Kroaten, die sich seit dem $\frac{17}{27}$. März in den Vorstädten Sudenburg, Neustadt, so wie in dem Dorfe Krakau festsetzten und Schanzen aufzuwerfen begannen. Seinerseits ließ der Rath die Bürgerschaft mustern, die junge Mannschaft zur Fahne schwören und rüstete sich zu entschlossenem Wider-

---

[1]) Röse Bernhard I, 136 flg. — [2]) Westenrieder VIII, 171. — [3]) B. a. B. I, 290. — [4]) Stumpf diplomatische Geschichte der Liga S. 263. — [5]) Das. S. 261. — [6]) Von dorther sind eine Reihe von Briefen datirt bei Förster Wallenstein's Briefe II, 33 flg. — [7]) Theatrum Europ. II, 53 flg.

stande, wozu ihn insgeheim, wie aus den oben mitgetheilten Nachrichten erhellt, Kursachsen ermunterte. Um jedoch auch einen friedlichen Ausweg zu versuchen, rief er die Vermittelung der Hansestädte an. Als dies Wallenstein erfuhr, sandte er noch mehr Volk unter dem Obersten Becker, zugleich schickte Tilly den General Pappenheim zu Hülfe. Die Kaiserlichen warfen 16 Schanzen auf, die Bürger brannten die Gartenhäuser um die Stadt nieder, und hieben die Bäume in den Gärten ab. Fast täglich wurden kleine Gefechte geliefert, dazwischen aber dauerten die Unterhandlungen fort. Man sah wohl, daß es dem Herzoge eigentlich darum zu thun sey, eine Summe von der Stadt zu erpressen. Ende Juli kam Wallenstein selbst mit so viel Kriegsvolk, daß das Belagerungsheer auf 8,000—10,000 Mann stieg [1]). Zu Wolmirstädt, in der Nähe Magdeburgs, erschienen Gesandte der Hanse wie der belagerten Stadt vor ihm, um zu vermitteln. Wallenstein stimmte [2]) seine Forderungen in so weit herab, als er blos verlangte: die Stadt möchte etliches Volk aufnehmen, jedoch gegen das Versprechen, daß die Bürger keinen Heller zum Unterhalt desselben hergeben müßten, der Sold sollte vielmehr aus den Einkünften des Erzstiftes bestritten werden. Weiter verhieß er die Soldaten nicht in die Häuser der Bürger zu legen, sondern dieselben würden ihr Lager auf den Wällen und dem neuen Markte aufschlagen. Die Magdeburger merkten wohl, daß dies schöne Worte waren, sie entschuldigten sich, in so gefährlichen Zeitläuften keine fremde Besatzung in ihre Stadt aufnehmen zu können.

Nun wurden wieder mehrere Wochen lang Scharmützel geliefert, Heerden weggetrieben und Dörfer eingeäschert, um die Städter mürbe zu machen. Ende August ließ Friedland durch die Obersten Pappenheim und Becker neue Anträge machen: „wenn sie durchaus kein Kriegsvolk aufnehmen wollten, so sollten sie die Aufhebung der Blockade mit drei Tonnen Goldes erkaufen." Der Rath sah diese Annäherung als einen Beweis an, daß Wallenstein der Belagerung überdrüssig sey und antwortete, unmöglich könne die Stadt in ihrer bedrängten Lage so viel Geld aufbringen. Nachdem hierauf die Feindseligkeiten noch eine Zeit lang fortgesetzt worden, erklärte sich Wallenstein Ende September bereit, die Blockade „aus bloser Gnade" aufzuheben, der Stadt wieder freie Aus- und Einfuhr zu gestatten und sein Kriegsvolk abzuführen; die Bürger ihrerseits mußten versprechen, keinen Soldaten zu verfolgen oder zu beleidigen, auch nicht bewaffnet aus den Thoren zu gehen. Den $\frac{29.\ \text{Septbr.}}{9.\ \text{Oktr.}}$ wurden die Regimenter in das halberstädtische Gebiet abgeführt, nachdem die Belagerung 28 Wochen gedauert. Sie hatte von Seiten der Kaiserlichen 2000 Mann, von Seiten der Stadt nur 136 Bürgern und Soldaten das Leben gekostet. Den Tag zuvor, ehe das Belagerungsheer aufbrach, strömten die Bürger der Stadt, in welcher

[1]) Westenrieder Beiträge VIII, 171 oben. — [2]) Khevenhiller XI, 777 flg.

bereits Mangel herrschte, zutraulich in das kaiserliche Lager hinaus, und kauften sich dort allerlei Lebensmittel, Butter, Brod, Kohl, Eier, Korn, so wie einzelne Soldaten hineingingen, um sich mit Waaren zu versorgen [1]). Man muß hieraus schließen, daß beide Theile ziemlich zufrieden sich trennten. Offenbar ist es dem Herzog mit Eroberung Magdeburgs nicht ernst gewesen, sey es, weil er eine Kriegserklärung Kursachsens fürchtete, sey es, weil er sein Volk nicht an ein Unternehmen wagen wollte, das doch zunächst nur der Priesterparthei, die an seinem Sturze arbeitete, zu gut gekommen wäre.

Den Herbst und den größten Theil des Winters von 1629 auf 1630 brachte Wallenstein in Halberstadt zu [2]), wo der katholische Kultus, dem Restitutionsedikt gemäß, gewaltsam hergestellt wurde [3]). Von Halberstadt aus traf er auch seine Vorkehrungen gegen Gustav Adolf. Dieser hatte nach Abschluß des polnischen Friedens die Garnison von Stralsund bedeutend verstärkt, die Häfen von Rostock und Wismar gesperrt [4]), so daß der neue General des baltischen Meeres kein Schiff auslaufen lassen konnte. Der Herzog schickte deßhalb einen Gesandten an den König von Dänemark, und ließ ihn ersuchen, mit seinen Kriegsschiffen den Kaiser zu unterstützen, der entschlossen sey, den Schwedenkönig auf der Ostsee zu dämpfen. Allein Christian IV. antwortete [4]): „Er gestatte außer sich selbst und den Schweden sonst Niemanden die Herrschaft auf der Ostsee; so sich derohalben Jemand Widriger ohne Beider Wissen und Willen daselbst finden lasse, werde es ihm übel bekommen." Wallenstein mußte die Pille verschlucken, er mußte es sich gefallen lassen, daß die Schweden während des Winters nach und nach bis auf 9,000 Mann nach Stralsund warfen [5]). Die Herrschaft über das Meer war ihm versagt, dagegen ließ er auf der Küste von Mecklenburg und Pommern Vorkehrungen treffen, um den Schwedenkönig zu empfangen, dessen Einfall nach Deutschland für das kommende Jahr als gewiß erwartet wurde. Auch auf die Elbniederungen erstreckte sich seine Vorsorge. Um den Rüstungen Einhalt zu thun, welche dort zu Lande, wie die bairische Quelle meldet, zum Vortheile Schwedens stattfanden, beauftragte Wallenstein zu Anfang des Jahres 1630 den Obersten Holk, der aus dänischen in kaiserliche Dienste übergetreten war, ein Fußregiment von 3,000 Mann anzuwerben. Lübeck und die Grafschaft Pinneberg in Holstein sollte der Sammelplatz seyn. Aber der Dänenkönig verweigerte [6]) die Erlaubniß dazu, mit Hinweisung auf den vor einem Jahre abgeschlossenen Frieden. Der Herzog wies nun Hamburg als Musterplatz an. Aber auch hier sträubte sich der Stadtrath auf alle Weise dagegen. Dennoch ward das Regiment errichtet. Man sieht, Friedland ging dem nahenden Sturme muthig und nicht ohne gute Aussichten entgegen.

---

[1]) Theatrum Europ. II, 66. b. Khevenhiller XI, 782. — [2]) Viele Schreiben von dort bei Förster Wallenstein's Briefe II, 56 flg. — [3]) Das Weitere bei Senkenberg V, 58. — [4]) Khevenhiller XI, 783. — [5]) Das. S. 784. — [6]) Das. S. 1282 flg.

Vierzehntes Capitel.

Der Regensburger Fürstentag von 1630. Der Kapuziner Joseph. Wallenstein wird entlassen.

Kaiser Ferdinand II. hoffte auf dem bevorstehenden Fürstentage, den er endlich nothgedrungen bewilligt, wenigstens die Erwählung seines erstgebornen Sohnes Ferdinand III. zum römischen Könige durchzusetzen, wenn auch Friedland dem allgemeinen Hasse zum Opfer gebracht werden müßte. Seinem Amte als Erzkanzler gemäß, erließ Kurmainz auf des Kaisers Befehl unter dem 4. März 1630 (n. St.) die Ausschreiben [1]. Sie lauteten nach Regensburg auf den 5. kommenden Monats Juni. Als Zweck der Versammlung wurde in den Einladungsbriefen bezeichnet [2]: „daß dermaleinst das eingewurzelte Mißtrauen wie auch das Blutvergießen im heil. römischen Reiche aufgehoben, rechtes Vertrauen und einhellige Eintracht zwischen Haupt und Gliedern gepflanzt, die fremden Nationen, so aus diesem herrlichen Reiche eine armselige Einöde gemacht, ausgerottet, die deutsche Freiheit und Hoheit, welche die Väter mit ritterlicher Hand und tapferem Blut so viele Jahre lang zum Schirm ihrer Freunde und zum Schrecken ihrer Feinde behauptet, wieder hergestellt, daß endlich der werthe Friede erlangt und eine gute Ruhezeit genossen werden möchte." Mit so wohlklingenden Worten verbarg man die feindseligen Absichten, welche das ganze deutsche Reich damals entzweiten. Den $\frac{1}{17}$. Mai 1630 verließ der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge seine Hauptstadt und näherte sich in kurzen Tagreisen Regensburg, wo er am $\frac{9}{19}$. Juni eintraf [3]. Noch war kein einziger Reichsstand angekommen, der deutsche Kaiser befand sich als der erste auf dem Platze. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft schickte er Boten an alle Kurfürsten ab, um sie zur Eile aufzufordern. Besonders dringend ermahnte er die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Das Einladungschreiben schloß [4] mit den Worten: „im Falle sie nicht kommen würden, verwahre sich Ihro kaiserliche Majestät feierlich vor Gott und der Welt, wegen alles künftigen Unheils, das aus solcher Versäumniß entstehen könnte."

Sichtlich wollte die deutsche Aristokratie ihr Oberhaupt beleidigen. Dieselben, die den Kurfürstentag so trotzig gefordert, kamen erst, nachdem der Kaiser schon seit etlichen Tagen zugegen war. Regensburg füllte sich mit vornehmer Gesellschaft. Persönlich erschienen die drei geistlichen Kurfürsten und der Baier. Brandenburg und Sachsen beschränkten sich trotz allen kaiserlichen Ladungen, darauf Gesandte zu schicken. Sie wollten den Kaiser recht tief fühlen lassen, wie sehr sie das Restitutions-Edikt miß-

---

[1] Londorp IV, 45 b. unten. — [2] Khevenhiller XI, 1016. — [3] Theatrum Europ. II, 174 b. unten. — [4] Khevenhiller XI, 1017.

billigten, denn die Widersetzlichkeit der Liga hatte ihren früher so zahmen Muth wieder gestählt. Der größte Theil der übrigen hohen Reichsaristokratie kam persönlich, oder ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Nicht minder schickten die großen fremden Mächte, Frankreich, England, Spanien, der Pabst, auch die italienischen Republiken Genua und Venedig, ihre Gesandten [1]. Es war nicht nur eine glänzende Versammlung, es war eine solche, auf welcher über die Geschicke Europa's, wie im Jahr 1814 zu Wien, diplomatische Würfel geworfen wurden.

Die zweite Rolle nach dem Kaiser spielte dießmal die französische Gesandtschaft, um welche sich alle dem Hause Habsburg feindseligen Elemente schaarten. Bis zu dieser Zeit war der römische Kaiser in der Meinung der Welt der erste Machthaber auf Erden, alle weltlichen Kronen mußten sich vor dem funkelnden Glanze der kaiserlichen neigen. Wenn auch unfähige Träger durch persönliche Schwäche den hohen Charakter, welchen ihnen ihr Amt gab, auf eine Reihe von Jahren herabwürdigten, so gehörte nur die Erhebung eines kräftigen Hauptes dazu, um das alte Verhältniß wieder herzustellen. Aber nun brach die Zeit an, wo Habsburg seine Rolle auf ein Jahrhundert an die Dynastie Bourbon abtreten sollte. Die Regensburger Versammlung bildete den Wendepunkt. Der Vorwand, unter dem sich die französische Gesandschaft zu Regensburg einschlich, war der mantuanische Krieg, als dessen Vermittlerin sie sich ankündigte. Den ersten Namen bei derselben führte der Edelmann Brulart, der Nerv des Geschäfts aber war einem unscheinbaren Kapuziner übertragen, dem wir einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

Franz Leclerc von Tremblay wurde den 4. November 1577 zu Paris geboren [2]. Sein Vater war Johann Leclerc, Herr von Tremblay in der Provinz Anjou, ein hoher Justizbeamter des königlichen Hofes, seine Mutter stammte aus dem Hause Lafayette. Nachdem der junge Leclerc seine Studien zu Paris mit Auszeichnung beendigt, machte er Reisen durch Frankreich und Deutschland, trat dann in Kriegsdienste, in welcher Eigenschaft er sich bei der Belagerung von Amiens hervorthat. Plötzlich aber nahm er einen Standeswechsel vor. Während seine Verwandte Hoffnungen auf die kriegerischen Eigenschaften des Jünglings bauten, verließ er 1599 die Welt und ward — Kapuziner. Die geistliche Laufbahn führte damals in Frankreich am sichersten zum Ziele des Ehrgeizes, besonders wenn sie glückliche an Hugenotten durchgesetzte Bekehrungen zur Grundlage hatte. Der junge Kapuziner befaßte sich, so bald er konnte, mit letzterem Geschäfte, er machte den Missionär, und brachte auch etliche Hugenotten herüber. Glück in diesen apostolischen Feldzügen verschaffte ihm hohe Stellen in dem Orden, und bald noch viel mehr.

[1] Khevenhiller XI, 1016. — [2] Quellen: Le veritable Père Joseph Capucin (par. R. Richard) à St. Jean de Maurienne 1750. 2. Vol. Anquetil l'intrigue du Cabinet sous Henry IV. et Louis XIII. Paris 1780. Vol. II, 142, III, 137 flg. Laporte article Joseph in der biographie universelle Vol. XXII, S. 28 flg.

Durch seine Missionsthätigkeit geschah es, daß er dem nachmaligen Kardinal Richelieu, damaligem Bischof von Lucon, bekannt wurde. Richelieu zog den Kapuziner an sich, sie wurden unzertrennliche Verbündete. Ihre Eigenschaften ergänzten sich: in dem Charakter des Kapuziners herrschte die glückliche Mischung, daß er bei allem Ehrgeize die Aufträge seines Gebieters bereitwillig vollstrecken und doch auf das Gelüste, selbst einst die erste Rolle zu spielen, verzichten konnte. Dadurch entging er der Gefahr, die Eifersucht des Kardinals zu erregen. Richelieu beutete zuerst die beichtväterlichen Fähigkeiten seines Günstlings aus. Joseph wurde Gewissensrath der Herzogin Antonia von Orleans. Nachdem Richelieu im Jahr 1616 Staatssekretär geworden war, schickte er den Kapuziner zum heil. Vater, angeblich um in Rom gewisse mönchische Geschäfte in Ordnung zu bringen, in der That, um den Boden der heiligen Stadt auszuforschen, und Bündnisse für die weitaussehenden Plane seines Gebieters einzuleiten. Joseph erreichte die Zwecke, wegen deren er gekommen war. Bei seiner Abreise gab ihm Pabst Paul V. das Zeugniß mit auf den Weg, in ihm den gewandtesten Mann gefunden zu haben, der ihm je vorgekommen sey. Richelieu wurde bald darauf vom Hofe nach Avignon verbannt. Die Künste des Paters Joseph und sein Einfluß auf den König trugen nicht am Wenigsten dazu bei, daß der Kardinal wieder zurückgerufen und an das Steuerruder von Frankreich gestellt ward. Mit der Erhebung Richelieu's zum Premierminister brachen die glücklichen Zeiten des Kapuciners an. Der Kardinal brauchte ihn, um aus dem Herzen des Königs (Ludwig's XIII.) die letzte Spur von Zärtlichkeit für seine Mutter auszureißen und diese herrschsüchtige Florentinerin zu verderben, sowie um diejenigen Mitglieder der französischen Aristokratie, welche der Rache des Premierministers verfallen waren, zu überwachen. Im Jahre 1628 nahm Joseph Theil an der Belagerung von Larochelle. Der Soldat erwachte wieder unter der Kutte und der Kapuziner gab gute militärische Rathschläge. Richelieu faßte kaum einen Plan, bei dem ihm nicht seine Rolle angewiesen worden wäre, er schien der Familiargeist seines Hauses zu seyn. Man hat auf Rechnung des Paters manche Grausamkeiten Richelieu's geschrieben, aber mit Unrecht, denn der Kardinal zeigte sich nach dem Tode Joseph's, der im Jahr 1638 starb, um nichts schlimmer noch besser, zum deutlichen Beweis, daß Richelieu nur dem eigenen Antrieb folgte. Mehrmals bot er seinem Günstling hohe Beförderungen an, aber Joseph schlug sie standhaft aus, blieb Kapuziner und bewohnte wie früher seine Zelle im Kapuzinerkloster zu Paris, obgleich alle Welt ihm den Hof machte und ihn die „graue Eminenz“ nannte. Er kannte keine höhere Befriedigung, als wenn der Kardinal mit allem Gepränge in das Kapuzinerkloster fuhr und ihn dort besuchte. Richelieu sollte die Ulme seyn, an welcher der Ehrgeiz Joseph's allein aufranken wollte. Wir glauben, daß er durch diese Selbstbeschränkung eben so viel Menschenkenntniß als Charakterkraft bewies. Der

Kern des Kapuziners war eine Despotennatur: wo es die Umstände erlaubten, streckte er mit sichtlicher Wonne den Soldaten hervor, herrschte, schreckte, trotzte. Wo Heuchelei weiter führte, spielte er den Kandidaten des Heiligen-Kalenders. Sein scharfes Auge erkannte sogleich die schwache Seite des Menschen, den er mißbrauchen wollte, mit dem Takt eines Feldherrn ging er darauf los. In der Kunst des Lügens besaß er solche Erfahrung, daß er sich selbst während seiner ganzen Laufbahn nie von einem Andern täuschen ließ [1]).

Zu Regensburg hat er damals sein Meisterstück gemacht, die Feinheit, mit welcher er die Karten mischte, erregte die Eifersucht seines Mitgesandten Brulart. Nach der Rückkunft in die Heimath machte Letzterer eine abschreckende Schilderung von dem Charakter des Paters: „Joseph sey ein grundschlechter Mensch, von einem Kapuziner habe er nichts an sich als die Kutte, von einem Christen nichts als den Namen; sein Sinn sey blos darauf gestellt, wie er alle Welt betrügen möge, über der Gunst des Kardinals verscherze er Himmel und Hölle." Wir zweifeln, ob Brulart ein besserer Christ war, als Joseph, aber an Fähigkeiten stand er sicherlich tief unter diesem. Seine Aufgabe zu Regensburg war höchst schwierig: er sollte den Fortschritt der deutschen Waffen in Italien hemmen und zugleich hinter des Kaisers Rücken die Reichsfürsten gegen ihn aufhetzen. Joseph und Brulart schloßen wegen der Mantuanischen Händel den obenerwähnten Frieden, der dem Kaiser angenehm seyn mußte, weil er ihm unter den damals so bedenklichen Umständen, da Gustav Adolf eben Deutschland überzog, freie Hand in Italien ließ. Khevenhiller berichtet [2]): mehrmals habe der Kapuziner während der Unterhandlungen auf „seine Ehre, sein Gewissen und seiner Seelen Seligkeit" versichert, daß er zu Allem, was er vorschlage, ermächtigt sey und daß in kürzester Zeit die Genehmigung seines Hofes eintreffen werde. Dennoch war Alles erlogen. Richelieu verweigerte hintendrein die Bestätigung angeblich, weil die Gesandten ihre Vollmacht überschritten hätten [3]). Dieser Gaunerstreich brachte Frankreich bedeutende Vortheile: Aldringen und Colalto hatten im Sommer 1630 das Uebergewicht in Italien errungen, überdies melden Richelieu's Denkwürdigkeiten [4]), zwischen dem Kaiser und seinem Feldhauptmann sey die Verabredung getroffen gewesen, daß, wenn die Franzosen nicht in Italien nachgäben, Wallenstein mit dem ganzen Heere alsbald dahin aufbrechen sollte. Der Ausführung dieser Drohung traten aber Joseph's Lügen hemmend entgegen. Durch den Scheinfrieden wurden die Kaiserlichen hingehalten, bis Gustav Adolf drohend an der Oder stand, Ferdinand II. mußte daher im folgenden Jahre unter viel ungünstigeren Bedingungen den ita-

---

[1]) Khevenhiller macht (XI, 1188) die artige Bemerkung, Pater Joseph sey weltkundiger gewesen, als es sich für einen Klosterbruder schicke. — [2]) Annales XI, 1203. — [3]) Mémoires de Richelieu VI. 359 flg. — [4]) Das. S. 281.

lienischen Krieg beendigen, um seine Kräfte gegen den Schweden wenden zu können.

Mit noch größerem Glücke führte Joseph seinen zweiten Auftrag aus. Die wichtigste Vorschrift, welche er und Brulart in dieser Beziehung vom Kardinal erhalten hatten, war folgende [1]: im Fall der Kaiser die in Regensburg versammelten Kurfürsten zur Erwählung des jüngeren Ferdinand zwingen wolle, sollten sie dieselben zur muthigen Vertheidigung der deutschen Freiheit mit dem Versprechen auffordern, daß ein französisches Heer in der Champagne zu ihrer Vertheidigung bereit stehe, und alsbald unter dem eigenem Befehle des Königs Ludwig XIII. losschlagen werde. Wie letztere Verheißung wirkte, werden wir sogleich sehen. Sicherlich hätten die Kurfürsten nicht gewagt, eine so kühne Sprache gegen Ferdinand zu führen, wären sie nicht eines überrheinischen Rückhalts versichert gewesen. Nächst den weltlichen Großen arbeitete die hohe Geistlichkeit und der Pabst den beiden Franzosen in die Hände, diese Geistlichkeit, welche laut Khevenhiller's Zeugniß [2]) das Meiste dazu beitrug, daß dem deutschen Kaiser, beinahe schon am Ziele, der Sieg entwunden wurde.

Da der Regensburger Fürstentag der letzte war, der die Einheit der deutschen Nation vertrat, wollen wir Einiges über die Ceremonien aus Khevenhiller [3]) beibringen. Als der Kaiser am $\frac{9}{19}$. Juni 1630 seinen Einzug hielt, empfing die ganze Bürgerschaft, unter dem Gewehre stehend, das Oberhaupt des Reichs. Der Stadtrath begrüßte ihn mit einer Rede, worauf sich Ferdinand II. in die Domkirche begab, um dem Hochamte und der Absingung des te Deum laudamus anzuwohnen. Aus der Kirche ritt er nach dem Bischofshofe, wo er mit der Kaiserin und seinem Sohne, dem jüngeren Könige von Ungarn, Wohnung bezog. Nachdem die Fürsten in gehöriger Zahl sich eingefunden, wurden die eigentlichen Verhandlungen den $\frac{\text{23. Juni}}{\text{3. Juli}}$ abermals mit einem kirchlichen Akte eröffnet. Aus dem Dome ritt dann der Kaiser, unter Vortragung der Kleinode des Reichs, nach dem Regensburger Rathhause, wo er, auf dem Throne sitzend und von der hohen Aristokratie umgeben, den Vortrag [4]) halten ließ. Derselbe umfaßte sechs Punkte. Erstlich erklärte Ferdinand II.: man möchte Mittel angeben, wodurch der ersehnte Friede in Deutschland wieder hergestellt und die auswärtigen Feinde gedemüthigt werden könnten. Zweitens, da der geächtete Pfalzgraf bei den Holländern und bei andern fremden Mächten noch immer feindselige Plane schmiede und keine Unterwürfigkeit bezeige, so müsse ihm der Kaiser, als Strafe für solche dauernde Widersetzlichkeit, die Gnadenthüre schließen. Drittens, weil die Holländer die Unruhen im Reiche nähren, weil sie den Pfalzgrafen zum Nachtheil Deutschlands unterstützen, weil sie, ohne sich an

[1]) Mémoires de Richelieu VI, S. 280. — [2]) Annal. XI, 1040 unten flg. — [3]) Annal. XI, 1016 flg. — [4]) Ausführlich bei Londorp IV, 45 flg.

die vorgeschützte Neutralität zu kehren, verschiedene Landschaften, Städte und Festungen im westphälischen Kreise gewaltsam an sich gerissen: so müsse man darauf denken, wie sie bestraft, und die geraubten Oerter dem Reiche wieder zugewandt werden könnten. Nicht minder seyen viertens gegen den König von Schweden Anstalten zu treffen, da derselbe ohne alle Veranlassung die Stralsundischen Händel zu einem Kriege gegen Deutschland mißbrauche. Der fünfte Punkt betraf die mantuanische Streitfrage. Sechstens verlangte der Kaiser den Rath der Fürsten darüber, wie es zu machen sey, um den Krieg, im Falle kein sicherer Frieden zu Stande komme, mit besserer Ordnung und mit weniger Beschwerung der Unterthanen fortzuführen; denn groß und hart seyen die Beschwerden der Reichsstände über die bisherige Führung, obwohl manche Uebel aus unvermeidlicher Nothwendigkeit herflößen, während andere Nachtheile sich vielleicht durch bessere Kriegszucht heben ließen.

Ferdinand hatte im letzten Artikel selbst die wundeste Stelle berührt. Ein wüthender Sturm brach in einer Reihe von Beschwerdeschriften [1]) los, die seit dem $\frac{6}{16}$. Juli, 13 Tage nach dem kaiserlichen Vortrag, übergeben wurden. Man schenkte den fünf ersten Punkten kaum so viel Aufmerksamkeit, als nöthig war, um sie aufs Ungünstigste für den Kaiser zu deuten, den Pfalzgrafen als ein Opfer habsburgischer Herrschsucht hinzustellen, den Schwedenkönig wegen des beabsichtigten Einfalls nach Deutschland zu entschuldigen, selbst die Holländer zu rechtfertigen. Dagegen hielt man sich, den kaiserlichen Vortrag umkehrend, hauptsächlich an den sechsten Punkt. Die katholischen wie die protestantischen Mitglieder der hohen deutschen Aristokratie, sonst durch bittern Haß entzweit, waren darüber wunderbar einig, daß der Kaiser den größten Theil seines Volkes entlassen solle, daß vor Allem der Friedländer fallen müsse. Sämmtliche Kurfürsten vereinigten sich zu folgender Erklärung [2]) gegen den Kaiser: „an aller Trübsal, an allen Schanden und Lastern, gräulichen und unerhörten Kriegsbedrückungen, so täglich vorliefen, sey der neue Herzog von Mecklenburg einzig und allein schuld, indem man demselben ohne Bewilligung der Stände eine Gewalt aufgetragen, wie sie noch kein Mensch vor ihm besessen hätte. Deßgleichen sey das unsägliche geworbene Kriegsvolk zu nichts dienlich, als das allgemeine Vaterland zu verheeren. Die Reichskontributionen, wozu sonst immer die Zustimmung der Stände erforderlich gewesen, habe der Herzog nach seinem eigenen Wohlgefallen angesetzt, und in mehr als barbarischer Weise den Leuten abgezwungen und gedrungen; unermeßlich sey die Pracht, so der Herzog sammt seinen Obersten und Befehlshabern an Kleidung, silbernem und goldenem Geräthe, gleichwie an schönen und köstlichen Pferden treibe und verübe." Auf solche Gründe fußend, verlangten die Kurfürsten Abdankung des kaiserlichen Kriegsvolks, Verab-

[1]) Londorp, acta publica IV, 52 flg. Khevenhiller XI, 1038 flg. — [2]) Theatr. Europ. II, 182 b. Khevenhiller XI, 1041 flg.

schiedung des Herzogs von Friedland. Sie ermahnten den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen Schweden und Frankreich, sie mutheten im gar noch zu, den Bevollmächtigten des geächteten Pfälzers, der sich ihm Gefolge des englischen Gesandten befand, vorzulassen, und den Holländern fernere Neutralität zu gewähren.

Neben diesen allgemeinen Klagen wurden besondere erhoben. Niemand schrie lauter um Gerechtigkeit, als die Gesandten des Herzogs Bogislas von Pommern. Sie übergaben eine Beschwerdeschrift [1]), die 54 Artikel umfaßte. Nur allein im Fürstenthum Stettin wurden die Erpressungen auf 10 Millionen Gulden angeschlagen. Gräßlich lautet die Schilderung der von Wallenstein's Völkern verübten Grausamkeiten: „man nehme den Leuten alles weg, wenn sie auch kein Hemde auf dem Leibe behielten; so habe es namentlich Oberst Conti in Stargard gemacht. Die schrecklichsten Frevel würden durch Verhinderung des Gottesdienstes, Beraubung der Kirchen, Eröffnung der Gräber begangen, des Herzogs Landeshoheit und seine Einkünfte seyen so geschmälert, daß er keine fürstliche Tafel mehr halten könne, während jeder friedländische Hauptmann mehr als fürstlich traktire. Tyrannischer und barbarischer Weise werde gegen die armen Unterthanen mit Schänden und Nothzüchtigen der Weiber und Jungfrauen, wobei oft selbst die todten Leiber nicht verschont blieben, deßgleichen mit Prügeln, Brennen und Plündern gewüthet. Durch Entziehung der nothdürftigsten Lebensmittel seyen die Leute in der gräßlichsten Hungersnoth gezwungen, sich mit unnatürlicher Speise, als Trebern, Knospen von Bäumen und Gras, selbst mit dem Fleische ihrer eigenen Kinder und anderer Leichname zu sättigen. Dinge werden von den kaiserlichen Soldaten verübt, welche selbst von den Türken und Heiden nie erhört worden, ja der leibhafte Teufel aus der Hölle könne es nicht ärger machen." Den Herzog von Pommern hatte allerdings die schwerste Mißhandlung getroffen, denn in seinem Lande lagerten auf einmal 31,500 Mann zu Fuß und 7540 zu Roß [2]). Aber auch andern Ständen war es wenigstens nicht viel besser ergangen. Brandenburg berechnete die erpreßten Brandschatzungen auf 20 [3]), Hessenkassel auf 7 Millionen [4]). Die württembergischen Gesandten beklagten sich, daß das Gebiet ihres Herrn monatlich 120,000 Thaler, die Bevollmächtigten der Stadt Nürnberg, daß sie in derselben Zeit 20,000 Thaler bezahlen müßten [4]). Alle diese Ankläger bezeichneten als das einzige Heilmittel, wodurch dem Untergang des Reichs gesteuert werden könne, die Absetzung des Herzogs von Friedland.

Oben wurde bemerkt, daß Ferdinand die Hoffnung hegte, auf dem Regensburger Tage, wenn auch Friedland aufgeopfert werden müßte, wenigstens die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige durchzusetzen. Schon im Frühjahre, geraume Zeit vor der Zusammenkunft, hatte der

[1]) Theatrum Europ. II, 184 flg. — [2]) Das. S. 184 b. unten. — [3]) Das. S. 182 b. Mitte. — [4]) Das. 191. a.

Kurfürst von Mainz in einem Schreiben [1]) an den Kaiser erklärt: „sollte der Diktator des Reichs (er meinte Wallenstein) auf seinem Platze bleiben, so werde auf dem beschlossenen Fürstentage wenig ausgerichtet werden,“ eine Aeußerung, welche eine bedingte Willfährigkeit in Betreff der Wahl des Prinzen zu verrathen schien. Als nun der Kaiser wirklich zu Regensburg diese Saite berührte und dabei durchblicken ließ, daß er sich wegen Wallenstein's nachgiebig zeigen würde, wenn man ihm nur den zweiten Wunsch gewähre, stieß er abermals auf entschlossenen Widerspruch. Der Friedländer sollte fallen, und doch Ferdinand's II. Sohn nicht zum Nachfolger gewählt werden. Die Kurfürsten wollten den Kaiser durch Verweigerung der Wahl von sich abhängig erhalten. Bei Gelegenheit der Verhandlungen über letzteren Punkt geschah es, daß mehrfach von den Kurfürsten geltend [2]) gemacht wurde: die Erwählung Ferdinand's III. sey darum im gegenwärtigen Augenblicke nicht ausführbar, weil sonst der Schein obwalte, als habe der Kaiser die Wahl durch Waffengewalt erzwungen.

Man sieht, die Kurfürsten des heiligen römischen Reichs waren entschlossen, für die Aufopferung Wallenstein's, welche sie begehrten, keinen Gegendienst zu leisten! Was sollte nun Ferdinand thun? Das blödeste Auge konnte einsehen, daß die hohe Aristokratie nur deßhalb auf die Absetzung des Herzogs dringe, um die kaiserliche Macht zu vernichten, welche Friedland geschaffen. Beredte Stimmen erhoben sich im geheimen Rathe Ferdinand's, welche zeigten [3]), daß es die größte Thorheit seyn würde, einem so hochverdienten General mit Undank, mit Absetzung zu lohnen. Aber es handelte sich hier nicht mehr um Gründe. Die Freiheit des Beschließens war dem Kaiser durch die Gewalt der Umstände entrissen. Die Sachen standen so: wenn Ferdinand II. dem vereinten Sturm aller Fürsten des deutschen Reichs, der lutherischen wie der katholischen, Trotz bot, wenn er den Friedländer auf seinem Posten ließ, so durfte er versichert seyn, daß die ganze Aristokratie sich auf die Seite des Schweden schlage, der bereits ins Reich eingerückt war. Der Kaiser wußte, daß Kurbaiern mit Frankreich Unterhandlungen pflog, daß ein französisches Heer, schlagfertig und zum Einfalle in Deutschland bereit, auf der Gränze der Champagne lagerte, daß Richelieu mit der einen Hand den Schweden Gustav Adolf, mit der andern den Baier und die Liga gegen Habsburg bewaffnete. Die baierische Eroberung der Pfalz warf einem Bündnisse Maximilian's mit dem Reichsfeinde keine unübersteiglichen Hindernisse entgegen, denn entweder konnten Frankreich und Schweden unter Voraussetzung eines gegenseitigen Bundes mit

---

[1]) Theatrum Europ. II, 150 b. — [2]) Khevenhiller XI, 1145. Schreiben des sächsischen Kurfürsten vom 27. Sept. 1630, abgedruckt in Londorpius suppletus Frankf. 1741 Fol. Vol. III. 212. Endlich der Bericht des hohenlohischen Raths Christian Forstner, der selbst in Regensburg zugegen war, in der epistola de comitiis electoralibus S. l. 1631. S. 27. — [3]) Khevenhiller XI, 1130.

Baiern den bereits halbvergessenen Kurpfälzer aufopfern, oder mochten sie den Kurbaier mit einer Entschädigung auf Kosten der kaiserlichen Erbländer vertrösten, die mit gesammter Macht Frankreichs, Schwedens und der deutschen Reichsfürsten erobert worden wären. Wenn dagegen Ferdinand II. dem Verlangen der Kurfürsten willfahrte, wenn er durch Entfernung Wallenstein's seine eigene Unmacht unterschrieb, so beging er einen politischen Selbstmord. Welches Mittel sollte man wählen?

Wallenstein bot einen Ausweg an, aber einen fürchterlichen! Wir müssen ihn wieder ins Auge fassen. Nachdem er den Winter von 1629 auf 1630 in Halberstadt zugebracht, begab er sich im ersten Monat des Jahres 1630 auf seine böhmischen Herrschaften[1]). Hier bereitete er einen Angriff gegen Frankreich vor. Er schickte im Frühling denselben General Anholt, der Jahrs zuvor aus dem Heere der Liga zu ihm übergetreten war, mit vielem Volke nach dem Elsaße[2]). Ich lasse eine französische Quelle reden. Unter dem 28. März 1630 erhielt Kardinal Richelieu von dem Marschall Marillac aus Troyes einen Bericht[3]) folgenden Inhalts: „im Elsaße, von Breisach bis Hagenau, lagern 14 bis 15,000 Kaiserliche zu Fuß und 3000 zu Roß, außer den gewöhnlichen Besatzungen, und große Magazine werden in Hagenau angelegt, die Bergpässe zwischen dem Elsaß und der französischen Gränze seyen besetzt, Graf Anholt, Wallenstein's Feldmarschall, befinde sich zu Insmig (im Metzer Bisthum, an einem Nebenflüßchen der Saar) und ertheile von dort aus seine Befehle an die Völker im Elsaß und diesseits des Rheines. Denn auch Württemberg und ganz Schwaben bis nach Memmingen hin liege voll Truppen, die ihre Mannschaft zu ergänzen streben; in Straßburg wie im Reiche drüben gehe das Gerücht, alle diese Kriegsrüstungen seyen wider Frankreich gerichtet.“ Letztere Behauptung ist der Wahrheit gemäß. Die Macht, welche unter dem Befehle des Feldmarschalls Anholt sich sammelte, war zunächst dazu bestimmt, jenem französischen Heere die Spitze zu bieten, welches von der Champagne aus verhindern sollte[4]), daß der Kaiser die in Regensburg versammelten Kurfürsten zur Erwählung Ferdinand's III. und zu andern Dingen mehr zwinge. Mitte Mai brach Friedland aus Böhmen auf und begab sich nach Memmingen, dem Hauptquartiere des eben erwähnten Westheeres. In der von Murr veröffentlichten Nürnberger Stadtchronik[5]) heißt es: „den $\frac{\text{23. Mai}}{\text{2. Jun.}}$ ist der kaiserliche Feldhauptmann Herzog zu Friedland, aus dem Karlsbad kommend, mit 700 Pferden und stattlichem Gefolg hier durch nach Memmingen zu seinem Volke verreist.“

In Memmingen angekommen, traf Wallenstein Maaßregeln, welche eine Verlegung der bis in das Metzer Bisthum vorgeschobenen Regimenter des Westheeres zur Folge hatten. Württembergische Urkunden

[1]) Förster Wallenstein S. 140. — [2]) Man vergleiche Westenrieder Beiträge VIII, 137. — [3]) Richelieu mémoires VI, 19. unten 20. flg. — [4]) Siehe oben S. 564. — [5]) Murr Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 35 flg.

mögen jetzt Zeugniß ablegen. Unter dem $\frac{2}{12}$. März schickte[1]) der Vormünder Ludwig Friedrich, dessen Land noch immer furchtbar durch friedländ'sche Einlagerung beschwert war, einen Gesandten an den Wiener Hof mit der Bitte: „der Kaiser möge doch einige Erleichterungen der ungeheuren Kriegslast gewähren, das Herzogthum Württemberg werde durch die übermäßige Einlagerung von so viel tausend Mann zu Roß und Fuß gänzlich zu Grunde gerichtet[1]).“ Ferdinand II. verwies die Gesandtschaft an Friedland, der die Antwort geraume Zeit verzögerte, während welcher Frist das eingelagerte Volk dem Herzogthum und der Grafschaft Mömpelgard monatlich 160,000 Gulden kostete[1]). Endlich schickte Wallenstein den Gesandten mit dem drohenden Bescheid nach Hause: „er könne nicht helfen, sondern müsse das Herzogthum sogar noch mit anderem Volke belegen.“ Und so geschah es wirklich. Im August 1630 rückten 8000 Mann friedländischer Truppen, aus dem Elsaße kommend, in Württemberg ein[2]). Hieraus erhellt nun, daß Wallenstein einen guten Theil des Heeres, das ursprünglich Frankreich anfallen sollte und deßhalb im Elsaße lag, für einen andern Zweck bestimmt hatte. Da er dasselbe in die Nähe von Memmingen zog, wo der Herzog vom $\frac{\text{30. Mai}}{\text{9. Juni}}$ bis zum $\frac{\text{23. Septbr.}}{\text{3. Oktober}}$ weilte[3]), so muß man annehmen, daß er von dort aus irgend einen Schlag im Schilde führte. So sah auch der kaiserliche Generalkommissär Ossa die Sache an, welcher sich damals in der Gegend von Memmingen befand, und das Vorgeben Wallenstein's, er habe das Volk dort versammelt, um es die Donau hinunter gegen die Türken zu führen, für eine baare Lüge hielt, meinend, die Absicht des Herzogs sey, irgend eine böse Praktik ins Werk zu setzen[4]).

Von welcher Art nun dieses Vorhaben war, verräth ein Blick auf die Landkarte. Memmingen ist nahe der damaligen Gränze Baierns also gelegen, daß man von dort aus die Verbindung zwischen München und Regensburg, wo sich Maximilian, das Haupt aller deutschen Gegner Wallenstein's, seit Mitte Juni befand, mit leichter Mühe abschneiden, erstere Stadt in zwei, letztere in vier Märschen durch einen Handstreich nehmen kann. Jetzt wird begreiflich, warum die Opposition auf dem Regensburger Fürstentage so eifrig hervorhob, sie könne die Königswahl Ferdinand's III. nicht vornehmen, weil die Versammlung von kaiserlicher Waffenmacht bedroht sey. Auch finde ich, daß Maximilian Vorsichtsmaßregeln zu treffen für räthlich hielt. Murr's Nürnberger Chronik meldet gleich hinter den oben angeführten Worten: „den $\frac{\text{22. Juni}}{\text{2. Juli}}$ ist General Graf Tilly hier vorüber nach Regensburg marschirt, sind auch viele seiner Obersten dahin verschrieben worden.“ Während Friedland eine

---

[1]) Sattler würtembergische Herzoge VII, 23. — [2]) Das. S. 25. — [3]) Chr. Schorer Memminger Chronik, Ulm 1660 S. 135. flg. und Förster Wallenstein 149. Förster ist aus Schorer zu verbessern. — [4]) Pfister Geschichte der Deutschen IV, 491 unten 492 oben, aus dem Weingartner Archive.

Masse seiner Völker in das östliche Schwaben zog, sammelte der Kurfürst die seinigen um Regensburg.

Von selbst versteht es sich, daß Kaiser Ferdinand das Geheimniß des Memminger Lagers kannte, denn ohne seine Zustimmung konnte Wallenstein nicht thun, was er bisher gethan. Aber von Nun an trennen sich die Zwecke Beider. Der Kaiser wollte, wie der Erfolg bewies, jene Truppen nur als Drohmittel gebrauchen. Wallenstein's Absichten gingen weiter, er verlangte dringend, daß ihm gestattet werde, zur blutigen That zu schreiten. Letzteres erhellt aus einer Thatsache, die anderthalb Jahre später eintrat. Als er Anfangs 1632 den Befehl zum zweitenmale übernahm, legte er dem Kaiser Bedingungen auf, welche glühende Rachgier verriethen. Er glaubte sich damals berechtigt, mit Ferdinand II. Abrechnung darüber zu halten, daß dieser ihn zu Regensburg der hohen deutschen Aristokratie aufgeopfert, und den Ausweg, den er angerathen, nicht gutgeheißen hatte. Auch ein Zeuge steht uns zu Gebote, zwar nur ein einziger, aber ein solcher, der schwer wiegt, weil er nicht blos jüngerer Zeitgenosse war, sondern die Berichte des zu Regensburg anwesenden[1]) venetianischen Gesandten benützte und überhaupt die besten Nachrichten[2]) über die geheimen Verhältnisse des Regensburger Fürstentags gibt. Baptista Nani, Geschichtschreiber der Republik Venedig, erzählt[3]): „als die Kurfürsten die Erwählung Ferdinand's III. zum römischen Könige verweigerten, und die Absetzung Friedland's drohend verlangten, habe Wallenstein dem Kaiser gerathen, Gewalt zu brauchen und den Vorschlag gemacht, er wolle mit dem einen Theil des Heeres, das er um Memmingen gesammelt, auf Regensburg losstürzen, mit dem andern die Gebiete der widerspenstigen Fürsten namentlich des Kurbaiers überfallen." Ich setze als bekannt voraus, daß unter allen damaligen Regierungen die Signoria der Lagunenstadt am besten durch ihre auswärtigen Geschäftsträger bedient war. Die von den Gesandten überschickten Berichte wurden dann von den besoldeten Geschichtschreibern des Freistaats, so weit es die Politik des Raths gestattete, bei Ausarbeitung ihrer Werke benützt. Auf diese Weise muß auch Nani zu jener wichtigen Nachricht gelangt seyn.

Werfen wir noch einen Blick auf den scheidenden Feldhauptmann. Als einen außerordentlichen Menschen hat sich damals Wallenstein erprobt. Durch Baiern, durch die ganze Reichsaristokratie, durch die römische Kirche und den Protestantismus, durch die Krone Frankreich zugleich bedroht, bietet er allen diesen Gefahren kühn die Stirne, sammelt zwischen den Vogesen und der Iller ein mächtiges Heer, das laut den

---

1) Siehe oben S. 561. — 2) Das Lob das ich hier Nani ertheile, soll Khevenhiller keinen Eintrag thun. Man begreift, warum Khevenhiller von jenen geheimen Dingen, die er sicherlich wußte, als Oesterreicher und kaiserlicher Beamter, schweigt. — 3) Dell' historia veneta libro ottavo S. 470 in dem Sammelwerke istorie delle cose Veneziane, Volume ottavo, Venezia. 1740.

oben mitgetheilten Nachrichten wohl auf 50—60,000 Mann geschätzt werden darf, und stellt dasselbe so auf, daß er mit der einen Faust rechts die unzufriedene Reichsaristokratie niederschmettern, mit der andern links dem Könige von Frankreich an die Kehle greifen kann. Und wahrlich, ein Krieg gegen die Franzosen hätte die Stimmung des Volks für sich gehabt. Wie würden unsere Leute, von Friedland geführt, mit den wälschen Nachbarn, die uns eine Falle um die andere stellten, verfahren seyn! Im Uebrigen ist leicht zu sehen, daß, wenn man nur einen Schritt auf der von Wallenstein bezeichneten Bahn vorwärts schritt, keine Aussöhnung mehr mit der deutschen Aristokratie, mit Rom, mit dem katholischen Europa — Spanien vielleicht ausgenommen — möglich war. Nothgedrungen mußte man dann zur Ausrottung des deutschen Fürstenthums schreiten, und durfte der eigenen Sicherheit wegen nicht eher ruhen, bis eine germanische Weltherrschaft fertig da stand.

Wie im Jahre 1629 den Anschlag Wallenstein's wider München, so hat Kaiser Ferdinand II. den noch blutigern Plan von 1630 zurückgewiesen. Nani gibt zu verstehen [1]), der Kaiser habe sich gescheut, auf eine so schreiende Weise die Verfassung des Reichs zu verletzen, auch die Hoffnung gehegt, durch sanftere Mittel seinen Zweck zu erreichen. Von welcher Art diese sanfteren Mittel waren, werden wir unten sehen. Der Kaiser hatte wohl Recht, den Vorschlag seines Feldhauptmanns auch von der Rückseite zu betrachten. Wenn es dem Herzoge gelang, den fraglichen Schlag gegen die Aristokratie zu führen, so lastete der Fluch von Deutschland auf dem Kaiser, und was noch schlimmer, er war dann durch ein Verbrechen an Wallenstein gekettet. Die Geschichte der romanischen Völker bietet mehrere Scenen, wie die Bartholomäusnacht, dar, nicht so die deutsche; das Blut der Fürsten war stets unserem Volke heilig. Doch dies ist noch eine kleine Schwierigkeit gegen eine andere. Setzen wir den Fall, der Kaiser hätte seine Zustimmung zu Wallenstein's Vorschlag gegeben, so konnte er sich auf Niemand mehr verlassen, als auf diesen Einen Mann. Wer bürgte aber dafür, daß der Herzog nicht am Ende selbst die bluttriefende Faust gegen seinen Herrn und Gebieter aufhob, nachdem er ihn durch jenes Verbrechen von sich abhängig gemacht? Wir berühren hier eine der wundesten Seiten des 30jährigen Kriegs. Umwälzungen wie diejenige, welche damals im Werke war, gelingen nur dann, wenn der Fürst, zu dessen Gunsten sie ausgeführt werden, selbst die oberste Leitung übernimmt. Wäre Wallenstein und der Kaiser Eine Person, wäre Friedland wenigstens Ferdinand's II. Thronerbe gewesen, so würden die Sachen anders gegangen seyn. Allein Ferdinand II. verstand nichts vom Krieg, die Erziehung, welche er zu Ingolstadt und anderswo erhielt, hatte einen Mann des Friedens aus ihm gemacht.

Merkwürdige Erscheinung! Fast alle deutsche Kaiser während des

---

[1]) Ebendaselbst.

Mittelalters waren kriegerisch. Auch der Herrscher, mit welchem d neue Zeit beginnt, war es noch. Mit Stolz blickte das Heer, das Geo von Frondsberg geschaffen, auf seinen Kriegsherrn Kaiser **Karol V.** Ab Diejenigen, welche auf Karl V. folgten, sind bis auf **Joseph II.** hera nicht mehr im Felde erschienen. Dagegen gehörten alle **gebornen** Fü sten, die seit der Reformation kriegerischen Ruhm erwarben, die Gustav Karle, Friedriche, Bernharde, dem protestantischen Glauben an! Da hiebei die Religion im Spiele war, erhellt schon daraus, weil jen Waffenscheue deutscher katholischer Herrscher genau so lang dauerte, al der Einfluß des Jesuitenordens auf die Erziehung der katholischen Prin zen. Jeder Mensch birgt gewisse Triebe in seinem Innern, welche den Eigenschaften des Adlers, Geyers, Falken entsprechen. Man begreift nun, daß der hohe katholische Klerus sich damals versucht fühlen mußte, dieses Etwas bei Erziehung der Fürsten zu beseitigen, so lange er selbst keinen Rückhalt in der Volksmeinung hatte, und nur durch den Schutz der Großen sein schwankendes Ansehen behaupten konnte. Allein anderer Seits ist klar, daß der Versuch, wilde Triebe aus den Seelen junger Fürstensöhne auszujäten, gar leicht die Folge haben mochte, mit dem Unkraut auch den edlen Samen der Thatkraft zu zerstören. Die Jesuiten haben sich nicht gescheut, den ersten Zweck um den Preis des zuletzt angedeuteten Nachtheils zu erreichen. Wir kennen den Lehrplan [1]), welchen sie für die Erziehung des nachmaligen Kurfürsten Maximilian von Baiern entwarfen. Dieser Plan war von der Art, daß ein bairischer Prälat sich gedrungen fühlte, in einem Schreiben [2]) an den Vater Maximilian's seine Stimme dagegen zu erheben. „Xenophon's Cyrus," sagt er, „müsse man bei der Erziehung junger Fürsten zum Muster nehmen und nicht gelehrte Theorien; praktische Männer soll man aus Prinzen ziehen, und keine Betbrüder." Das Gutachten schloß mit folgenden Worten: „Maximilian wird in der pythagorischen Schule erzogen. In dieser besteht die höchste Vollkommenheit darin, still zu schweigen und mit Furcht dem Winke der Lehrer zu gehorchen. Die nothwendige Folge davon kann keine andere seyn, als daß auf diesem Wege der gewöhnliche Lauf des Alters und der Natur gehemmt wird. Geschieht nun dieses mit Absicht und mit wohlüberlegtem Rathe, so dürfte es höchst geeignet seyn, zu untersuchen, ob eine solche Absicht und ein solcher Rath nicht etwa von einer Parthei herrührt, die es geflissentlich darauf anlegt, daß sich die trefflichen Geistesanlagen unseres Prinzen nicht entwickeln sollen u. s. w." Wie Maximilian, so wurden auch Ferdinand II. und viele andere deutsche katholische Prinzen erzogen.

Der Sturz Friedland's war unausweichlich. Kaiser Ferdinand verhehlte nicht, wie viel ihm dieser Entschluß koste. Den Kurfürsten erklärte er [3]), daß er vor Gott und der Welt unschuldig an dem Unglück seyn

[1]) Wolf Maximilian I, 53 flg. — [2]) Das. S. 77 unten 83 flg. — [3]) Khevenhiller XI. 1133. Rank a. a. O. 470.

wolle, das aus Wallenstein's Absetzung entspringen werde. Um dem Herzoge die unangenehme Neuigkeit so schonend als möglich beizubringen, wurden zwei Hofleute, denen Wallenstein besonders wohl wollte, der Hofkanzler Graf Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg, Mitte September von Regensburg nach Memmingen geschickt. Sie waren angewiesen, den Herzog zur Niederlegung des Befehls mit allen möglichen glimpflichen und guten Gründen zu bewegen, und ihn der kaiserlichen Gnade zu versichern. Mit klopfendem Herzen, einen Ausbruch des Zornes besorgend, nahten sie dem Herzoge; aber sie fanden eine ganz andere Aufnahme [1]), als sie befürchtet. Wallenstein war durch seinen Vetter Max, der sich zu Regensburg befand, bereits von Allem unterrichtet. Das Gefühl, von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt zu seyn, trieb ihn in kritischen Augenblicken immer zur Astrologie. Mit seinem Astrologen hat er sich beschäftigt, wenige Stunden ehe er ermordet wurde, aus den Sternen schöpfte er auch jetzt, im Augenblicke der Absetzung, Muth. Als die Gesandten unter tausend Entschuldigungen ihre Rede anhoben, fiel er ihnen ins Wort, nahm eine lateinische Schrift von der Tafel, worauf sein, des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Horoscope verzeichnet waren und sprach: „Ihr Herren, aus den Sternen könnet Ihr hier sehen, daß ich euren Auftrag gewußt, und daß des Kurfürsten aus Baiern Spiritus des Kaisers seinen beherrscht, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben; wehe jedoch thut es mir, daß sich Ihro Majestät meiner so wenig angenommen, ich will aber Gehorsam leisten." Der Herzog zeigte nur freundliche Mienen, gab den Gesandten Feste, schenkte dem Grafen von Werdenberg einen neapolitanischen Zelter von ausgezeichneter Schönheit, dem Freiherrn zwei Postzüge, jeden von sechs Pferden. Nicht blos die in Regensburg anwesenden Fürsten frohlockten, sondern auch der Kaiser fühlte sein Herz erleichtert, als die Nachricht eintraf, daß der Herzog sich so geduldig in das Unvermeidliche gefügt.

Indeß machte Wallenstein nach Empfang des Dekrets einen Versuch, wenigstens sein Herzogthum Mecklenburg zu retten. Er schrieb an den Kaiser von Memmingen aus einen Brief [2]) folgenden wesentlichen Inhalts: „er bedanke sich erstlich gegen Ihro kaiserliche Majestät unterthänigst, daß Dieselbe ihm Ihre Hauptarmada anvertraut und ihn darüber zum General gesetzt. Und obwohl er sich gegen Ihro Majestät unterthänigst versehen, sein hohes Amt behalten zu dürfen, wolle er dennoch auf des Kaisers Begehren vom Kommando abtreten. Weil ferner Ihro kaiserliche Majestät ihn zum Lohne seiner treuen Dienste zu reichsfürstlichen Würden erhoben und ihn mit Land und Leuten ausgestattet hätte, so möchte ihn Ihro Majestät dabei schützen und handhaben, und ihm namentlich, wie jedem andern Reichsfürsten, sein Herzogthum Meck-

[1]) Khevenhiller XI, S. 1134 und Ranі S. 471. — [2]) Ebendas.

lenburg mit dem dort stehenden Kriegsvolk zu vertheidigen erlauben. So wie die Sachen einmal standen, mußte Ferdinand die Antwort auf dieses Ansinnen den Kurfürsten überlassen. Sie gaben folgenden Bescheid [1]): 1) „daß Friedland sein Amt Ihrer Majestät wieder anheimstelle, daran thue er sehr wohl und vernünftig; 2) die Güter in den Erbländern könnten Ihro Majestät demselben lassen, aber der Glieder des Reiches und der Fürstenthümer hätten die Kurfürsten sich anzunehmen, und wenn Mecklenburg nicht nach den Reichsgesetzen als Majestätsverbrecher schuldig erfunden würde, könnte das Herzogthum ihm, Friedländern, nicht verbleiben. 3) Wenn Friedländer die Kurfürsten für seine Feinde hielte, und der Meinung sey, daß sie ihn bei kaiserlicher Majestät verklagt hätten, so läugnen sie solches nicht, sondern begehrten von ihm, als einem Schinder der Reichsfürsten, daß er Alles, was er von ihren Unterthanen ersaugt, wieder herausgebe." Man sieht, die Fürsten, die kaum zuvor vor Wallenstein gezittert, legten ihre Schadenfreude laut an den Tag und behandelten ihn wie einen todten Hund. Der Titel Herzog wurde ihm verweigert. „Friedland" oder „Friedländer" nannten sie ihn, nicht in dem Sinne, wie ihn die partheilose Geschichte mit diesem Namen bezeichnet, sondern wie man einen Handwerker nach dem Orte hieß, woher er stammte. So ganz glaubten sie ihn hinunter gebracht zu haben. Khevenhiller sagt [2]), die auswärtigen Nationen hätten sich über die Regensburger Vorfälle höchlich gewundert, und sogar in Druck ausgehen lassen, wie Ihro kaiserliche Majestät den Kurfürsten und dagegen Wallenstein dem Kaiser unterthan sey. Im Laufe des nächsten Jahres zeigte sich jedoch, daß die Sache etwas anders gemeint war.

Noch mußte über die Frage entschieden werden, wer nach des Herzogs Sturz die oberste Leitung des bereits begonnenen Kriegs gegen Schweden übernehmen solle. Man schlug von Seiten der Liga den bairischen Kurfürsten zum Generalissimus der vereinigten Streitkräfte vor. Dieses Ansinnen gab jedoch den kaiserlichen Räthen Anlaß zu bittern Bemerkungen [3]) über Betragen und Absichten Maximilian's. Ihrer Seits beantragten sie des Kaisers Sohn, den König von Ungarn, Ferdinand III. zum Oberfeldherrn beider Heere zu wählen [4]). Aber hievon wollte der Kurfürst nichts hören. Endlich vereinigten sich beide Theile über den einzigen Mann, der unter den obwaltenden Umständen möglich war, über Tilly. Dieser verdienstvolle Greis sollte außer dem Volke der Liga auch das kaiserliche Heer befehligen [5]), und folglich zweien Herren, dem Kaiser und dem bairischen Kurfürsten dienen. Gewiß keine beneidenswerthe Lage! Gleichwohl bestanden die Mitglieder der Liga, welche Maximilian während des Fürstentags nach Regensburg berufen hatte, darauf, daß ihr Heer nicht, wie Ferdinand verlangte, zum kaiserlichen gestoßen werde, sondern für sich bleibe [6]). Man ersieht hieraus, daß die

[1]) Khevenhiller XI, 1136. — [2]) Das. 1136. — [3]) Das. S. 1137 flg. — [4]) Das. 1138. — [5]) Das. 1145. — [6]) Stumpf diplom. Geschichte der Liga S. 276.

siegreiche Parthei noch immer Mißtrauen gegen Ferdinand hegte, und insgeheim argwöhnte, der Kaiser habe auf seine alte Plane nicht verzichtet. Und hierin hatte sie Recht! Maximilian von Baiern und seine Genossen waren in demselben Augenblicke, da sie den Kaiser niedergerungen zu haben schienen, in ihren eigenen Stricken gefangen und überlistet. Ich muß ein zweites Geheimniß des Regensburger Tages enthüllen.

Dem kaiserlichen Vorschlage, beide Heere, das ligistische und das von Wallenstein nachgelassene, unter Tilly's Befehl zu einem Ganzen zu vereinigen, lag die Absicht zu Grunde, unvermerkt dem Baier seine Kriegsmacht zu entfremden. Die kaiserlichen Völker waren wenigstens dreimal so stark, als die des katholischen Bundes, mit gutem Fuge konnte der Wiener Hof darauf rechnen, daß wenn beide zusammenstoßen, der stärkere Theil den schwachen mit fortreißen werde. Tilly war durch die wirklich erfolgte Uebernahme des beiderseitigen Oberbefehls dem Kaiser so gut verpflichtet, als dem Bundesobersten der Liga, aber wenn jene Vereinigung zu Stande kam, würde er durch die überwiegenden kaiserlichen Elemente im Gesammtheere selbst wider seinen Willen genöthigt worden seyn, mehr den Wiener als den Münchner Befehlen zu gehorchen. Doch die Ligisten rochen Lunten, sie wichen der gestellten Falle durch den Beschluß aus, daß die ligistischen Völker unvermischt mit den kaiserlichen bleiben sollten [1]). Alsbald grub der Wiener Hof eine andere Mine, in welche der Baier unaufhaltsam stürzen mußte und wirklich gestürzt ist.

Leider sind, so viel ich weiß, keine genauen Musterrollen der Wallensteinischen Heere aus der Zeit der Absetzung des Herzogs vorhanden, wohl aber liegen Schätzungen von Zeitgenossen vor. Der Italiener Gualdo Priorato, der selbst unter Wallenstein seit dessen zweiter Feldhauptmannschaft diente, berechnet[1]) in einer seiner Schriften die Stärke der Friedländischen Völker, bei Beginn des Regensburger Reichstags, auf 100,000 Streiter; in einem andern Werke sagt er [2]), das Friedländ'sche Heer habe damals mehr als 100,000 Mann zu Fuß und 30,000 zu Roß gezählt. Dieselbe Zahl von 130,000 Mann gibt auch der venetianische Bericht [3]). Ich für meine Person glaube, daß letztere Schätzung der Wahrheit näher kommt als erstere. Jedenfalls aber ist klar, daß Friedland's Völker für sich, ohne Theilnahme der Liga, stark genug waren, um das Heer Gustav Adolf's, das bei der Landung auf Pommerns Küste nur 15,000 Mann zählte, mit leichter Mühe wieder auf seine Schiffe zu jagen, oder in der Ostsee zu ersäufen. Allein besagtes Volk wurde nach Friedland's Entlassung nicht zu diesem Zwecke verwendet. Im Anfange der Regensburger Versammlung hatten die verschworenen Fürsten zugleich Verabschiedung des Herzogs und seiner übermäßigen

[1]) Vita Alberti Walstenii. Rostochii 1668. §. 65. S. 94 unten flg. — [2]) Historia delle guerre di Ferdinando II, etc. Geneva 1642. S. 5 gegen unten. — [3]) Ran a. a. O. S. 468 unten.

Kriegsvölker verlangt. Nachdem die Entlassung Friedland's erfolgt war, und die Verhandlungen wegen Vereinigung beider Heere sich zerschlagen hatten, nahm der Kaiser die Bittsteller auch wegen des zweiten Punktes beim Worte, er ordnete die Verabschiedung der Völker in einem Umfange an, welcher schwerlich den Ligisten gefiel. Khevenhiller meldet [1] im Allgemeinen, den Kurfürsten sei darin willfahrt worden, daß der Kaiser die unzählige Menge des Kriegsvolks verringerte. In den Akten der Liga findet sich die Angabe [2]: man habe sich kaiserlicher und bairischer Seits dahin vereinigt, daß in Zukunft das Heer des Kaisers 39,000, das der Liga aber 30,000 zählen solle. Demnach müßten, wenn man obige kleinere Schätzung Gualdos zu Grunde legt und überdies die noch unter Aldringen's Befehl in Italien stehenden 20,000 Mann abrechnet, in Folge des Regensburger Reichstags 41,000 Mann von Wallenstein's Heere entlassen worden seyn.

Genauere Nachrichten verdanken wir jedoch dem venetianischen Gesandtschaftsberichte, welchen Baptista Nana benützt hat. Letzterer erzählt [3]: Ferdinand habe zuerst mit einem Schlage 15,000 Reiter entlassen und dann nach und nach, also in Zwischenräumen, den größten Theil des übrigen Volks, so daß unter seinen Fahnen nur die Abtheilung Conti's, welche in Pommern stand und die ersten Stöße Gustav Adolf's aushalten mußte, dann der Haufe, der in Italien unter Aldringen diente, und sonst noch eine mäßige Zahl Truppen blieb. Die Geschichte der schwedischen Feldzüge von 1630 und 1631 liefert genügende Beweise für die Wahrheit dieser Angabe. Nun beachte man die Umstände, unter welchen Solches geschah. Der Kaiser verabschiedete Friedland's nachgelassenes Heer zu derselben Zeit, da der Schwedenkönig eine Stadt Germaniens um die andere eroberte. Wohin liefen die verabschiedeten Knechte? Nani sagt [4]: „gewöhnt an die Zügellosigkeit des Kriegslebens, nahmen die meisten entlassenen Soldaten Friedland's beim Schwedenkönige Dienste." Dasselbe bezeugt Richelieu [5].

Sicherlich würde man irren, wenn man dem Kaiser und seinem geheimen Rathe nicht den nöthigen Verstand zutraute, um eine an sich so wahrscheinliche und natürliche Folge der Verabschiedung des Kriegsvolks vorauszusehen. Dies zugegeben, ist klar, daß hinter der fraglichen Maaßregel irgend eine geheime Absicht verborgen sein muß. Wenig Scharfsinn gehört dazu, den wahren Zusammenhang zu errathen. Ferdinand hatte nicht gewagt, auf dem von Wallenstein vorgeschlagenen blutigen Wege die widerspenstigen Reichsfürsten niederzuschmettern, aber wie nun? wenn man die Schweden zu demselben Dienste verwandte, zu welchem Wallenstein das Westheer angeboten. Dies schien nichts weniger als schwer. Nachdem Kurfürst Maximilian das Reichsoberhaupt zu Entlassung des Heeres und des Feldhauptmanns genöthigt, konnte

[1]) Annal. XI, 1136 unten. — [2]) Stumpf a. a. O. S. 277. — [3]) Das. S. 470. — [4]) Das. S. 472. — [5]) Mémoires VI, 422.

der Baier unmöglich sich der Last entziehen, das Restitutionsedikt, welches eigentlich sein Werk war, gegen den eben in Deutschland eingedrungenen Schwedenkönig zu vertheidigen. Trat aber der Baier in die Lücke, so kam jede Niederlage, die er erlitt, nicht blos dem schwedischen Sieger, sondern in gewissem Sinne auch dem Kaiser zu gut. Gustav diente dann dem Kaiser wie ein Mörser, in welchem der Liga Macht zerrieben wurde. Nur war bei diesem Spiele doppelte Vorsicht nöthig. Ferdinand mußte für den Fall, daß die Liga dem neuen Feinde völlig erlag, der Möglichkeit versichert seyn, schnell einen Feldherrn und ein Heer gegen den Sieger aufstellen zu können. Hiezu, hoffte der Kaiser, werde der abgesetzte Friedland die Hand reichen. Fürs zweite mußte Ferdinand, ehe er in Folge der Regensburger Beschlüsse den größten Theil des friedländischen Volkes vollends entließ, Gewißheit haben, daß Baiern ernstlich zum Kampfe gegen Schweden sich stelle. Darum heißt es in dem oben mitgetheilten venetianischen Gesandtenberichte, Ferdinand habe für gut gefunden, 15,000 Mann Wallensteinischer Reiter sogleich, die übrigen Truppen aber erst nach und nach zu verabschieden. Der Kaiser entließ die andern Regimenter allmälig, d. h. in dem Verhältnisse, wie Tilly und die Liga dem Schweden entschieden die Spitze bot. Auch erklärt sich jetzt der andere Ausdruck jenes Berichts, Ferdinand habe die Vorschläge Wallenstein's zurückgewiesen, weil er mit milderen Mitteln zum Ziele zu gelangen hoffte. Diese milderen Mittel waren nichts Anderes als die Art, in welcher Ferdinand den schwedischen Krieg für seine Zwecke benützte.

Ich werde im nächsten Buche mit unwidersprechlichen Beweisen darthun, daß der Wiener Hof im Laufe der Feldzüge von 1630—32 wirklich nach dem eben entwickelten Plane handelte. Seit Gustav Adolf den Fuß auf deutschen Boden gesetzt, war Ferdinand in gewissem Sinne, ohne daß irgend eine Verabredung zwischen Beiden statt fand, ein stiller Verbündeter des Schweden gegen den Baier. Die Macht der Umstände und eine kluge Politik hatte dem Einen wie dem Andern diese Rolle zugetheilt. Eben so gewiß ist, daß Gustav nur im Vertrauen auf solche geheime Sympathien in dem anscheinend feindlichen Lager den Einfall nach Deutschland wagte. Als im Jahr 1625 der Kurpfälzer und die Holländer den Plan entwarfen, Gustav Adolf mit der Führung des deutschen Kriegs zu beauftragen, forderte der Schwede, wie oben gezeigt worden, nicht weniger als 75,000 Mann, indem er behauptete, ohne eine solche Macht könne der Kaiser und der katholische Bund nicht mit Erfolg angegriffen werden, und doch hatte Wallenstein's glänzende Laufbahn noch nicht begonnen, nur der Liga Volk stand im Felde. Im Jahre 1630 dagegen, während 100,000 Mann Friedland's Befehlen gehorchen, während 30,000 versuchte Soldaten unter Tilly's Banner einherziehen, unternimmt er den deutschen Zug mit einem Häuflein von 15,000 Mann.

Wahrlich verrückt müßte man sein Unternehmen nennen, hätte er nicht auf ein unheilbares Zerwürfniß unter seinen Gegnern gerechnet!

Baiern durchschaute jedoch die Politik des Kaisers. Widerstrebend, zögernd, mit halbem Herzen, ließ sich Maximilian in den Kampf mit Gustav ein. Einzig dieser Unentschlossenheit des feindlichen Feldherrn verdankte es der Schwedenkönig, daß er gegen ein an Zahl weit überlegenes Heer mehr und mehr Boden gewann. Seine Erfolge vom Augenblicke der Landung bis kurz vor der Breitenfelder Schlacht, die sonst wie Theaterwunder dastehen, entsprangen aus den eben berührten Verhältnissen; die großen Siege dagegen, die er seitdem errang, sind das Werk seines Genius, und griffen über die Berechnung des Wiener Hofes hinaus. Wie beengend, ja trostlos die Lage Tilly's war, kann man sich denken. Nachdem dieser ruhmvolle Greis bis in sein 70stes Jahr nur Lorbeeren errungen, ward er im 71sten auf das Marterbett eines doppelten Herrendiensts gestreckt, in welchem er es zweien Gebietern, welche sich bitter haßten, aber ihm gleichmäßig zu befehlen hatten, recht machen sollte. Ein Zeitgenosse berichtet [1]), Tilly habe nach der Regensburger Versammlung den Befehl niederlegen und sich für den Rest seiner Tage in ein Kloster zurückziehen wollen, nur durch die dringendsten Zusprachen hoher Theologen sey er umgestimmt worden. Ich halte diese Angabe für wahr.

Der Gleichmuth, den Wallenstein bei seiner Entlassung zeigte, war, so scheint es mir, Folge berechnender Voraussicht. Er ahnete, daß bald wieder seine Zeiten kommen würden. In Briefen, die er vom 27. Juni bis zum 2. Oktober 1630 aus Memmingen schrieb [2]), findet sich keine Spur gereizter Stimmung. Als wäre nichts geschehen, als verliefen die Wellen seines Lebens glatt und ruhig, ordnet er Bauten auf seinen Gütern an, befiehlt z. B. seinem Landeshauptmann in Gitschin Sorge zu tragen, daß Heu und Grummet nicht auf einmal gemäht, das beides gut eingebracht werde, daß die Pferdezucht gedeihlich fortschreite. Den $\frac{23.\ \text{Sept}}{3.\ \text{Oktob.}}$ verließ er Memmingen und begab sich langsam nach Böhmen. Abwechselnd weilte er seitdem zu Gitschin, auf den mährischen Schlössern oder zu Prag, eine mehr als fürstliche Pracht entfaltend. In der Hauptstadt Böhmens hatte er sich einen Palast erbaut, der noch heute den Geschmack und den Reichthum des Herzogs beurkundet [3]). Auf der Decke des hochgewölbten Festsaales ist er selbst abgemalt, als Triumphator von vier Sonnenrossen gezogen, einen Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte. Die lang sich hinstreckenden Zimmerreihen sind sämmtlich mit allegorischen Figuren geschmückt. Wallenstein brauchte zu diesen Arbeiten Maler, die er aus Deutschland, Holland, Italien verschrieb. Besonders schön ist ein kleiner runder Saal, ringsum mit mythologischen und astrologischen

[1]) Parival abrégé de l'histoire de ce Siècle de fer, seconde édition. Bruxelles 1655. S. 241. — [2]) Förster Wallenstein S. 149 flg. — [3]) Wallenstein's Briefe II, 73 flg. Förster Wallenstein S. 373 flg. Th. Carve itinerarium. Maguntiae 1639 S. 89 unten flg.

Bildern, wahrscheinlich nach seiner eigenen Angabe, geziert. Eine geheime Treppe führt von hier hinab in die Badegrotte, die von Tropfstein gebaut, einen feenhaften Eindruck macht und für Diana und ihre Nymphen bestimmt zu seyn scheint. Aus dieser Grotte tritt man in eine hohe Säulenhalle, die gleichfalls mit Freskobildern ausgemalt ist, und eine Aussicht auf den Park eröffnet. Eine eigene Leibwache stand in seinem Solde, ein Hofstaat von 60 Edelknaben, 4 Kammerherren, 12 Rittern umgab ihn. Dreihundert Zug- und Reitpferde standen in seinen Ställen und wurden aus marmornen Krippen gefüttert. In Wien hatte er einen eigenen Bevollmächtigten an dem Obersten Breuner. Sein Vermögen, schon früher ungeheuer, war durch den glücklichen Krieg gegen die Dänen noch mehr angeschwollen. Außer den Gefällen, die er aus seinen weitläufigen Gütern in Mähren, Schlesien, Böhmen und aus dem Herzogthume Mecklenburg bezog, hatte er in die Banken von Venedig und Amsterdam große Summen niedergelegt.

Erst Mitte November 1630 löste sich die Regensburger Versammlung auf. Der Kaiser verließ die Stadt am $\frac{3}{13}$. dieses Monats zu Schiffe und traf den $\frac{1}{1}\frac{4}{4}$. wieder in Wien ein [1]. Aengstlich harrten die katholischen Fürsten, wem der Einmarsch des Schweden gelte, ihnen oder dem Reichsoberhaupte. Die evangelischen Stände suchten eine dritte Parthei zu bilden. Große Thätigkeit herrschte nach allen Seiten durch Germanien. Gustav Adolf, der künftige protestantische Kaiser, hatte bereits mehrere deutsche Städte genommen. Nach langer aber nothwendiger Abschweifung, kehren wir jetzt zu unserem Helden zurück.

[1]) Khevenhiller XI, 1241 unten flg.

Gustav Adolf und seine Zeit.

Drittes Buch.

Gustav's Anfänge in Deutschland. Kampf und Sieg über die Ligue. Feldzüge von 1630 und 1631.

Erstes Capitel.

Gustav Adolf's Unterhandlungen mit seinen Unterthanen und fremden Mächten. Geringfügigkeit seiner Hülfsquellen, Rüstung zum Krieg. Ankunft in Deutschland.

Gustav Adolf war längst zum Einfall in Deutschland entschlossen. Die Beleidigungen, welche er durch Abweisung seiner Gesandten aus Lübeck, durch Einmischung des Kaisers in den polnischen Krieg, durch gewaltsame Absetzung seiner Verwandten, der Herzoge von Mecklenburg, erfahren zu haben vorgab, mußten vor der Welt als Vorwand dienen. Gegen seine Vertraute rechtfertigte er den neuen Krieg durch *die Nothwendigkeit*, der kaiserlichen Macht, die unaufhaltsam auf *eine Universalmonarchie* hinarbeite, zur rechten Zeit Gränzen zu stecken. Dennoch enthielt auch diese Behauptung nicht seine eigentlichen Beweggründe. Ehe Gustav eine einzige Eroberung in Deutschland machte, hatte Maximilian von Baiern, wie wir sahen, das Gleichgewicht zwischen deutscher Fürstenmacht und dem Kaiserthum wieder hergestellt, und ohne den tiefen Riß, welchen die drohende Stellung des Baiern gegen Oesterreich in Germanien hervorbrachte, durfte es der Schwede mit seiner geringen Macht nie wagen, den Fuß auf den Boden des Reiches zu setzen. Die sog. Freiheit Deutschlands, die Selbstständigkeit Europas konnte er nicht retten, sie war schon durch einen Andern gerettet. Gustav stürzte sich vielmehr in den deutschen Krieg aus derselben Triebfeder, die 2000 Jahre früher den jugendlichen König von Macedonien, Alexander, zum Angriff auf

Asien hinrieß. — Drang nach kriegerischem Ruhme, ein durch den Schimmer religiöser Ideen verhüllter Geist der Eroberung hat den Schweden über die Ostsee herübergeführt.

Allein alle Klassen schwedischer Bevölkerung, vom Bauer und Fröhner bis zum Reichsrathe hinauf, bebten vor dem Gedanken eines neuen Krieges zurück. Gustav mußte erst Alle überreden. Er begann mit Oxenstierna. In einem Briefe, den er im Sommer 1629 an den Reichskanzler erließ, entdeckte er ihm sein Vorhaben und frug ihn um seine Meinung. Oxenstierna antwortete [1]): „wenn ich die Schwäche unserer Hülfsmittel und die Stärke unserer Feinde in Erwägung ziehe, so kann ich unmöglich einen Angriffskrieg billigen. Angenommen auch, Eure Majestät setzen Ihr Heer in den möglich besten Stand, so bleibt es doch im Vergleich der zahlreichen kaiserlichen Streitkräfte immer unbedeutend. Und womit soll ein so wichtiger Krieg bestritten werden? Der Kaiser oder seine Feldhauptleute erpressen von allen deutschen Reichsständen ungeheure Summen, und ihre Soldaten leben auf Kosten der Länder, die sie in Besitz genommen. Die unterjochten Stände, welche auf diese Art ihre Fesseln selbst bezahlen müssen, seufzen zwar nach Befreiung, aber sie sind unvermögend, das Mindeste dazu beizutragen. Schweden allein kann so große Kosten nicht aufbringen. Ich weiß wohl, daß man für Geld Soldaten genug bekommt, allein wie geneigt sind dieselben zu Meutereien, sobald die Bezahlung des Soldes verzögert wird, oder wenn man ihnen keine guten Winterquartiere verschafft! Vortheilhafter würde es nach meinem Erachten seyn, wenn wir so lange warteten, bis wir vom Kaiser angegriffen würden. Wir sind zur See mächtig genug, und haben für Schweden nichts zu befürchten, unsere Landmacht reicht zur Vertheidung Preußens hin." Oxenstierna, dessen Besonnenheit das aufblitzende Feuer des Königs oft mäßigte, blieb auch später der Meinung, daß der deutsche Krieg vielmehr das Werk eines begeisterten Gedankens, einer Eingebung, als reifer Ueberlegung gewesen sey [2]).

Damals suchte ihn Gustav Adolf eines Bessern zu belehren. „Die Macht des Kaisers," schrieb er zurück [3]), „ist freilich bedeutend, aber sie schreckt mich nicht. Nur das bedaure ich, daß mich dieser neue Krieg außer Stand setzt, meinen geliebten Unterthanen die ersehnte Erleichterung der Abgaben gewähren zu können. Es ist wahr, der Kaiser hat große Summen von den deutschen Reichsständen gezogen, allein die Hanse- und Reichs-Städte blieben doch größtentheils verschont, und von diesen hoffe ich um so mehr Beistand, weil sie nichts so sehr wünschen, als Befreiung von dem Drucke der kaiserlichen Soldaten, und weil sie gewiß bei der Ankunft eines Heeres, das für die Freiheit von Deutschland zu fechten bestimmt ist, keinen Anstand nehmen werden, sich gegen

[1]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 204 nach den Arkenholz'schen Staatspapieren, verglichen mit Rühs (Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie B. 65). S. 149. — [2]) Geijer Geschichte von Schweden III, S. 154. — [3]) Mauvillon a. a. O.

den Kaiser zu erklären, so wie solches auch von vielen deutschen Fürsten geschehen wird. Ich schmeichle mir, daß andere Mächte, denen an Demüthigung Oesterreichs so viel gelegen ist als mir, mich unterstützen werden. Sollte der König von Dänemark uns keinen Beistand leisten, so hoffe ich doch, er werde uns wenigstens nicht hinderlich seyn, denn es ist für ihn wie für uns gleich wichtig, den Kaiser von der Ostsee zu verdrängen. Der König von Polen wird zwar bei dem geringsten Unfalle, der uns zustößt, den Waffenstillstand brechen, sind wir aber glücklich, so muß er uns in Ruhe lassen. Preußen bedarf keines Heeres zur Vertheidigung, die daselbst herrschende Hungersnoth reicht für sich allein hin, Feinde abzuhalten. Alles hängt von einem glücklichen Anfange ab. Redet mir deßhalb nichts mehr von bloßem Vertheidigungskriege vor. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischt uns die feindliche Flotte, oder wird die unsrige geschlagen, so würde es weit schwerer seyn, Schweden zu vertheidigen, als den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen. Erwägt hiebei, daß Alles gewonnen ist, wenn wir gleich Anfangs einige Vortheile über einen Feind erringen, den wir in seinem eigenen Lande aufsuchen, dagegen Alles verloren, wofern wir ihn in Schweden erwarten. Die Erhaltung von Stralsund ist für uns äußerst vortheilhaft. So lange uns dieser Hafen offen steht, werden wir auch unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und gelingt es uns, das umliegende Land in Besitz zu nehmen, so können wir vermittelst dieses Hafens die ganze Nordküste von Deutschland in Schrecken setzen, mit Schweden offene Verbindung erhalten, und aus diesem Reiche alle Bedürfnisse beziehen. Um aber Stralsund zu beschützen, müssen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern mit einem Heere nach Deutschland hinübergehen. Seyen wir darauf bedacht, nicht nach englischer Weise [1]) zu handeln, und unsere Zeit mit Gerede und Gesandtschaften zu verderben, durch die sich nur Thoren täuschen lassen. Mit den Waffen in der Hand muß man sich mit dem Kaiser zu vergleichen suchen." Man vergesse nicht, daß dieser Brief im Sommer 1629, also zu einer Zeit geschrieben wurde, wo Wallenstein sich noch mit dem Plane trug, eine Flotte auf der Ostsee zusammenzubringen. Die Hoffnung des kaiserlichen Feldhauptmanns, wie die Befürchtung des Schwedenkönigs, erwies sich schon im Jahr 1630 als gleich eitel.

Ausgangs Oktober 1629 wurde die Frage des deutschen Kriegs im Reichsrathe verhandelt [2]), und gab Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Johann Skytte, obgleich sonst in Allem Gegenfüßler des Kanzlers Oxenstierna, hatte doch Hoheit der Gesinnung genug, die Ansichten seines politischen Gegners zu vertheidigen, indem er sich mit vielen Andern wider den Zug nach Deutschland erklärte. Freimüthige Aeußerungen fielen [3]). Skytte sagte unter Anderem: „wir sind viel zu schwach, um den Kaiser

[1]) Wie König Jakob. — [2]) Geijer III, S. 158 unten flg. — [3]) Das. S. 159 Note 2.

anzugreifen, Dänemark und Andere werden Parthei für ihn nehmen. Vergeblich hoffe Gustav auf Beistand der protestantischen Reichsfürsten. Wenn auch die Schweden Vortheile errängen, würden jene, aus Furcht vor dem Kaiser, sich doch nicht anschließen, unterliege aber Gustav, so sey unzweifelhaft, daß sie zu seinem Sturze helfen werden." Der Erfolg hat lange Zeit diese Voraussage gerechtfertigt. Indeß machte dieselbe darum wenig Eindruck, weil nicht nur Gustav selbst, sondern auch die meisten schwedischen Großen eine überaus geringe Achtung vor dem lutherisch-deutschen Fürstenthume im Allgemeinen hegten. Auf jene Bemerkung Johann Skytte's wurde von Seiten der Kriegspartei erwiedert: „siegen wir, ohne daß uns die Reichsfürsten geholfen, so ist es desto besser für uns; denn wir werden dann ihre Güter als gute Beute vertheilen." Man ersieht hieraus, daß die Schweden zum Voraus entschlossen waren, wenig Umstände mit den deutschen Herren zu machen. Unter dem $\frac{20}{30}$. Januar 1631 schrieb [1]) Adler Salvius, der damals zu verschiedenen kleinen lutherischen Höfen geschickt war, um sie zum Bunde mit Schweden zu bewegen, an den Reichsrath zu Stockholm: „die deutschen Fürsten sind weichliche, außer dem Kriege in gemächlichem Wohlleben erzogene Herren, die selbst keine Soldaten sind, auch keine Soldaten in ihrem Rathe haben, sondern einen Schwarm von Beamten, Schreibern, Juristen, Leute, die Alles mit dem römischen Recht ausmachen wollen, auch da, wo blos das Recht der Kanonen entscheiden kann. Solches Schreiber-Wesen ist allhier in deutschen Landen das gemeine Uebel." Längst hatten damals an allen lutherischen Fürstenhöfen des Reichs die Nachfolger der Reformatoren, welche Anfangs durch ihre dienstbeflissene Bereitwilligkeit, das große Erbe der katholischen Kirche den Landesherren in den Sack zu reden, eines gewissen Grades von Ansehen sich erfreuten, ihren Einfluß an die Herren Juristen abgetreten, welchem Stande eigentlich, nächst den Fürsten, die Reformation allein erklecklichen Nutzen getragen hat.

Als König, als Gebieter, brachte Gustav Adolf die Bedenklichkeiten der Reichsräthe zum Schweigen. Eine weit schwerere Aufgabe war, die Masse des schwedischen Volks für den deutschen Krieg zu gewinnen. Denn eben dieses Volk, durch die lange Reihe vorangegangener Feldzüge in Liefland, Rußland, Polen, Preußen aufs Tiefste erschöpft, verlangte Ruhe. Zwar hatte ein, während des Königs Abwesenheit im Juni 1629 nach Stockholm berufener allgemeiner Reichstag — der letzte in Gustav's Zeiten gehaltene — vorläufig seine Zustimmung zum Kriege gegen den Kaiser ertheilt, aber diese Zustimmung war nur eine bedingte gewesen. Der unter dem $\frac{\text{29. Juni}}{\text{9. Juli}}$ gefaßte Beschluß [2]) lautete so: „sie ersuchten den König, daß er, dafern es möglich seyn sollte, die Sache (mit dem

---

[1]) Geijer III, S. 18 Text und Note 1. — [2]) Chemnitz deutscher Krieg. Stettin 1648 Fol. I, S. 24 b flg. verglichen mit Geijer III, 158.

Kaiser) in Güte beizulegen, auch gewünschte Sicherheit ohne Waffen und Blutvergießen zu erlangen, kein billiges Mittel ausschlagen möchte. Indessen da man vernehmen müsse, was Gestalt die Kaiserlichen ohne allen Anlaß den schwedischen Abgeordneten Zutritt zu der Lübeck'schen Friedensverhandlung spöttisch verweigert, auch hernach ein ganzes Kriegsheer wider Schweden nach Preußen geschickt hätten, und von Tag zu Tag sich stärker zur See rüsteten: als möge der König sich zu Wasser und zu Land gefaßt halten, und die Last des Krieges lieber auf des Feindes Gebiet wälzen, als dieselbe in seines eigenen Reiches Gränzen erwarten. Ihrer Seits wollten sie, wie es getreuen und gehorsamen Unterthanen zieme, mit aller Freudigkeit, gutem Willen und Eintracht dem Könige unter die Arme greifen, und das Werk nach ihrer äußersten Macht ausführen helfen." Man sieht, Schwedens Stände hießen den Krieg nur unter der Voraussetzung gut, daß alle Mittel friedlicher Unterhandlung erschöpft seyen, und daß der Kaiser einen Angriff zur See gegen Schweden erweislicher Maaßen im Schilde führe. Allein diese Voraussetzungen waren im Winter von 1629 auf 1630 bereits durch die That widerlegt, der Kaiser oder vielmehr Wallenstein hatte auf die Ausrüstung einer Flotte nothgedrungen verzichtet, Polen der Krone Schweden Frieden bewilligt, und letzteres Reich brauchte auch nicht das Geringste von Seiten des deutschen Kaisers zu befürchten. Mit um so größerem Rechte durfte das schwedische Volk jetzt, da keine Gefahr drängte, da der blutigen Lorbeeren genug errungen waren, Erholung von den langen und schmerzlichen Anstrengungen der letzten 18 Kriegsjahre fordern.

Gustav Adolf fühlte das Gewicht dieser Gründe so vollkommen, daß er es nicht wagte, einen Reichstag zu versammeln, und von den gesetzmäßigen Vertretern der Nation Billigung des deutschen Zugs, so wie es die Verfassung Schwedens vorschrieb, zu begehren. Gleichwohl verzichtete er nicht auf seinen Plan, sondern suchte vielmehr Aushülfe in einer jener ständischen Gaukeleien, auf welche er sich meisterlich verstand. Anfangs November 1629 versammelte er die ihm ergebensten Mitglieder des Reichsraths, seine besoldeten Diener, um ihnen Vorlagen zu machen und Bescheide von ihnen hinzunehmen, welche dann, öffentlich verbreitet, die Meinung der Nation umstimmen, und als Ersatz eines Landtags-Abschieds dienen sollten. Der königliche Vortrag [1]) lautete so: „Ihr erinnert Euch, daß ich öfters vorausgesagt, der Krieg in Deutschland werde nicht eher endigen, bis auch Schweden darein verwickelt seyn werde. Was ich voraussah, ist im vergangenen Sommer geschehen. Ein kaiserlicher Feldmarschall ist mit einem ansehnlichen Heerhaufen nach Preußen gezogen, und hat uns in solche Noth gebracht, daß wir gewiß unterlägen wären, wenn uns die göttliche Vorsehung nicht auf besondere Weise geschützt hätte. Ich meiner Seits erinnere mich, daß Ihr mir oft gera-

[1]) Arkenholz Staatspapiere bei Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 210.

then habt, dem Krieg entgegen zu gehen, ehe er sich unsern Gränzen nähert. Wir stehen im Begriff, diesen Rath zu befolgen, da die Könige von Frankreich und England Mir ein Bündniß wider den Kaiser antragen und Unsere entscheidende Antwort erwarten. Ehe Wir Uns jedoch in etwas einlassen, haben Wir es für dienlich erachtet, Euch um Euer Gutachten zu befragen, damit man, wenn der Erfolg unseren Hoffnungen nicht entspricht, was Gott verhüten möge, nicht wider Uns murre, die Regierung tadele und Mich der Uebereilung und Vermessenheit beschuldige. Ich will Euch daher die Sache, um die es sich handelt, so kurz als möglich vortragen. Es ist unläugbar, daß Wir mit dem Kaiser bereits in offenen Kampf verwickelt sind. Somit fragt es sich blos, welches die beste Art sey, diesen Krieg zu führen. Sollen Wir uns auf die Vertheidigung beschränken und unsere Küsten zu beschützen suchen, oder sollen Wir mit dem größten Theile unserer Macht den Kaiser in Deutschland angreifen? Dies muß der Gegenstand Eurer Berathung seyn."

Die Berufenen faßten ein Gutachten [1]) ab, dem man das Bestreben ansieht, gründlich zu verfahren, offenbar weil es auf die Ueberzeugung Anderer, die nicht in der Versammlung saßen, wirken sollte. Sie stellten zuerst sieben Gründe auf, welche den Krieg widerriethen: 1) „das schwedische Volk könne es auffallend finden, daß man einen Waffenstillstand geschlossen habe, nicht um dem Reiche Ruhe zu verschaffen, sondern um sich in einen neuen Krieg zu stürzen. Leicht möchte hieraus Unzufriedenheit und Murren entstehen, wenn die Sachen nicht gut abliefen. 2) Das Land sey schon durch die vorhergehenden Kriege erschöpft und entvölkert, wie könne man also hoffen, mit einigem Erfolge neue Werbungen vorzunehmen? 3) Ein Krieg führe gewöhnlich zu einem andern, und zuletzt stürze man sich in einen unübersehbaren Kampf. Der König könne in Deutschland nicht vorwärts dringen, ohne sich nach und nach der Oder, der Elbe, der Weser zu versichern. Dies werde den Handel in Unordnung bringen, und dürfte den Holländern und Dänen, so wie auch den Engländern Anlaß zu Beschwerden geben. Der König von Dänemark sey wachsam und mächtig, er werde es nicht dulden, daß man durch sein Gebiet ziehe, und doch werde Gustav Adolf dazu gezwungen seyn. 4) Zu einer so wichtigen Unternehmung gehöre ein mächtiges Heer, und doch brauche man zu gleicher Zeit ein anderes, um Schweden wider die benachbarten Dänen und Russen zu vertheidigen. Gehe man mit geringen Streitkräften nach Deutschland, so setze man sich der Gefahr aus, gleich anfänglich geschlagen zu werden. Wenigstens seyen 9000 Mann zu Roß und 15,000 Mann Fußvolk zum deutschen Zuge erforderlich. 5) Aber woher solle man die ungeheuren Kriegskosten für eine solche Heeresmacht aufbringen, da die Einkünfte der Krone schon jetzt leiden, und auf's Tiefste erschöpft werden müßten, wenn man noch

[1]) Arkenholz S. 211.

mehr Soldaten werbe. 6) Zwar liegen für den Augenblick der König von Frankreich wie andere Mächte Seiner Majestät an, den Krieg zu unternehmen, allein wer bürge dafür, daß die fremden Fürsten Schweden auch später unterstützen, wenn das Reich erst in die größten Unternehmungen verwickelt worden? Endlich 7) habe der König nun volle 18 Jahre im Feldlager zugebracht und sich den größten Gefahren ausgesetzt. Es sey billig, daß er sich erhole, und für sich und seine Unterthanen lebe. Ob er denn seine theuren Tage und sein Leben blos für das Ausland aufopfern wolle?" Dies waren die Gründe, die gegen einen Angriffskrieg vorgebracht wurden. Den Haupteinwurf, ob der Kampf nothwendig und im Wohle des Reiches und der Krone begründet sey, hatte Gustav Adolf, wie man sieht, von vorne herein durch die Stellung der Frage abgeschnitten.

Die selbstgemachten Einwendungen wurden sofort durch folgende Gegenbeweise entkräftet: 1) „es sey ausgemacht, daß der Kaiser einen unversöhnlichen Haß gegen Schweden hege, nicht nur weil er gleich allen Katholiken die Ausrottung der Protestanten wünsche, sondern noch viel mehr weil das Haus Habsburg nach der Weltherrschaft strebe, der sich Schweden, Frankreich und die vereinigten Niederlande bis jetzt allein zu widersetzen vermocht hätten. Als eine Folge dieses Hasses müsse der Krieg angesehen werden, den der Kaiser seit längerer Zeit ohne allen gerechten Grund bald insgeheim, bald offen gegen Schweden geführt. Es sey daher das Beste, einem so erbitterten Feinde entgegen zu gehen, und ihn mit großer Heeresmacht in seinem eigenen Lande angreifen, um so mehr, da sich Schweden bei Befolgung dieses Grundsatzes immer wohl befunden habe. 2) An der Erhaltung Stralsunds liege unendlich viel, und doch könne die Stadt nicht behauptet werden, wenn man sich blos auf die Vertheidigung von Schweden beschränke. Könne man Wismar nehmen, was nicht unmöglich, so sey es leicht, den Feind von der Ostsee zu vertreiben. Deßgleichen werde es nicht schwer fallen, sich der vor Stralsund liegenden Insel Rügen zu bemeistern; bringe man von da weiter vorwärts, wie zu hoffen stehe, so werde auch Polen nicht mehr wagen, etwas gegen Schweden zu unternehmen. 3) Da der Feind in Pommern und Mecklenburg blos von Raub und Brandschatzungen lebe, so werde ihn bald der Mangel nöthigen, diese Länder zu verlassen. 4) Setze man nicht mit Heeresmacht nach Deutschland hinüber, so müsse man es sich gefallen lassen, wenn der Feind Stralsund erobere, und den Schweden die Herrschaft auf der Ostsee streitig mache. 5) Gesetzt auch, Schweden lasse es sich gefallen, daß der Kaiser auf der Ostsee Macht und Ansehen gewinne, so würde doch Holland dies nimmermehr dulden, vielmehr stehe zu erwarten, daß die Staaten eine mächtige Flotte abschicken, was hinwiederum Schweden nicht gestatten könne, weil die Holländer, wenn auch für den Augenblick Freunde, doch über kurz oder lang Feinde Schwedens werden dürften. 6) Verlasse Schweden die unter=

rückten protestantischen Reichsstände, die seine Freunde und Verbündete seyen, namentlich die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, so würden diese sich unter das Joch demüthigen und mit den Katholiken vereinigen, wodurch das schwedische Ansehen in Deutschland gänzlich untergehen müsse. 7) Setze hingegen der König mit einem ansehnlichen Heere nach Deutschland hinüber, so dürfe man darauf rechnen, daß alle Feinde des Hauses Habsburg, deren Zahl sehr groß, sich auf die Seite Schwedens schlagen, und daß Frankreich thätigen Beistand leiste. Endlich 8) sollte auch wider Verhoffen die ganze Unternehmung so unglücklich ablaufen, daß das Heer zu Grunde ginge, und kein Mann nach Schweden zurückkäme, so entstehe daraus kein größerer Nachtheil, als daß man sich auf demselben Punkte befinde, wo man jetzt sey. Man müsse dann mit den Kriegsschiffen das Meer, mit der Landwehr die Küste zu vertheidigen suchen. Erst dann sey es Zeit, sich auf die Vertheidigung zu beschränken." Das Gutachten schließt mit der Aufforderung an den König, den angeführten Gründen geneigtes Gehör zu schenken, und das einzige noch übrige Mittel zu ergreifen, das seinem Ruhm wie der Ehre und Sicherheit des Reichs zuträglich sey. Die Versammelten sprachen demgemäß die Bitte aus, Seine Majestät möchte sich mit allen Soldaten, die das Reich nur immer entbehren könne, so bald als möglich einschiffen. Dagegen verbürgten sie sich, die Sache den Unterthanen auf eine Art darzustellen, daß diese sich nicht nur jeder Unzufriedenheit über das Unternehmen entschlagen, sondern auch alles Mögliche zum glücklichen Erfolge desselben beitragen würden. Die Urkunde ist datirt $\frac{8}{18}$. November 1629 und von folgenden Reichsräthen unterzeichnet: Magnus Brahe, Gabriel Oxenstierna, Joh. Sparre, Abr. Brahe, Clas Horn, Mat. Soop, Carl Carlson Gyllenhjelm, Joh. Skytte, Peter Baner. Johann Skytte hatte vorher, wie wir sahen, da es sich darum handelte, seine wahre Meinung zu sagen, ganz anders im geheimen Rathe gesprochen, dennoch unterschrieb er mit den Andern. Schon aus diesem einen Umstande erhellt, daß der Bericht eine auf den oben berührten Zweck berechnete Spiegelfechterei war.

Solche Mittel mußte Gustav Adolf brauchen, um auch nur einen Schein zu erkünstlen, als ob die öffentliche Meinung Schwedens das beschlossene Unternehmen billigte. Vergleicht man die Hülfsmittel des Königs mit denjenigen der Macht, welche Gustav anzugreifen sich rüstete, so wird erklärlich, warum alle Klassen schwedischer Bevölkerung dem Kriege entgegen waren und warum Oxenstierna die deutsche Heeresfahrt ein Werk nicht ruhiger Ueberlegung, sondern höherer Inspiration nannte. In dem Augenblicke, da Gustav Adolf landete, stand noch die ganze Mannschaft Friedland's und Tilly's unter dem Gewehr, 160,000 Streiter schaarten sich um die Fahnen Beider, und diese bewaffnete Macht stützte sich auf die Einkünfte eines großen und herrlichen Reiches, dessen Kräfte zwar schon vielfach angestrengt, aber nicht erschöpft waren. Denn in der That sind sie unerschöpflich. „Deutschland" heißt es in einem

Berichte [1]) aus dem Jahre 1624, „liegt zwischen der Oder und der Maas, zwischen der Weichsel und dem kleinen Flusse Aa, der bei Gravelingen fleußt, zwischen dem baltischen und dem österreichischen Meer, zwischen der deutschen See und dem Alpengebirge, das Germanien von Italia scheidet. Dieses herrliche Reich ist gleich lang und breit, 650 Meilen, hat viel Getreide, Wein und Fische. Die Fruchtbarkeit ward offenbar, da Kaiser Karl V. bei Wien gelegen mit einem Lager von 90,000 Fußknechten und 35,000 Reitern, dem Türken zu widerstehen. Später hat Kaiser Maximilian II. bei Raab wider den Türken ein Heerlager gehabt von 100,000 Fußknechten und 35,000 Reitern. Doch ist keine Theuerung gewesen. Deutschland ist reich an Bergwerk von Gold, Silber, vielerlei Erz und übertrifft darin alle andern Reiche Europa's. Die Natur hat dem Lande Brunnen von Salzwasser gegeben, also daß an Salz kein Mangel. Deutschland hat auch viel Kaufmanns-Waaren, denn die Einwohner befleißigen sich der Künste, und allerlei sinnreicher Arbeit, hat auch schöne Wasserströme, also daß die Waaren gar leicht von einem Ort zum andern mögen verführt werden. — Die Reichsstädte besitzen großes Einkommen, das gemeiniglich alle Lasten übertrifft. Der Proviant ist nicht zu erschöpfen. Das Reich vermag in's Feld zu stellen 100,000 Mann zu Roß und Fuß. Unter dem Fußvolke, werden für die besten erachtet die Tyroler, Schwaben und Westphalen, unter der Reiterei die Braunschweiger, Clevischen und Franken. Die Deutschen handhaben am besten Schwert und Spieß, sind auch gut zu Feldschlachten, die Feinde anzugreifen und Widerstand zu thun. Dazu hilft viel die Ordnung, die ihnen gleichsam angeboren, der langsame, feste Schritt, auch ihre Waffen, die zur Wehr wohl dienen. Sie werden aber für unbequem gehalten, die Städte zu beschützen. Deutschland ist auch kräftig zur See, denn Emden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Rostock und andere Städte, so am Meere gelegen, haben sehr viel Schiffe. In Summa das Reich ist so kräftig, daß es keinen Feind fürchtet, wenn die Deutschen einig sind." Dasselbe ungefähr, doch weit kürzer, sagt [2]) der venetianische Gesandte des Regensburger Reichstags: „die ausgedehnten Provinzen Germaniens sind angefüllt nicht blos mit Menschen, sondern mit dem streitbarsten Kriegsvolke.

Wie gering und armselig erscheint dagegen Gustav Adolf's Hausmacht! Wir haben über die finanziellen Kräfte früher berichtet [3]). Alle Sehnen waren schon 1628 aufs äußerste angestrengt, die Hülfsquellen erschöpft. Von der Ebbe, die bei Ausbruch des deutschen Kriegs in Gustav's Schatze herrschte, zeugen am besten die Mittel, nach denen er griff. Auf dem Reichstage von 1629, dem Gustav, wie bereits bemerkt worden, nicht persönlich anwohnte, hatte er von den Städten unter dem Aushängeschild einer Schiffbaukompagnie die Ausrüstung 40

[1]) Londorp acta publica III, 720 a flg. passim. — [2]) Nani a. a. O. S. 470. — [3]) S. 107 flg. 136 flg.

großer, mit Kanonen besetzter Fahrzeuge verlangt, indem er für das aufgewandte Capital monatlich gewisse Zinsen zu bezahlen versprach, und noch sonstige Vortheile in Aussicht stellte. Nach langem Zureden verstanden sich die Städte dazu, 16 gute Schiffe je von 100—150 Lasten und mit 12—16 Feuerschlünden jedes, vor Ende des Jahres zu liefern [1]. Gustav gedachte diese kleine Flotte für den deutschen Krieg zu verwenden. Aber als das Jahr zu Ende lief, war keines der versprochenen Schiffe vorhanden, vermuthlich weil es den Bürgerschaften der Seestädte sowohl an Geld als an Vertrauen auf die Verheißungen des Königs mangelte. Nun stellte Gustav die Säumigen vor den Reichsrath zu Gericht. In einer Urkunde [2], welche sie den $\frac{9}{19}$. Dezember 1629 unterzeichnen mußten, heißt es: „sintemalen wir unserem gegebenen Versprechen saumselig nachgekommen, auch erkennen müssen, daß wir Strafen und Ungnade Seiner Majestät verdient, als nehmen wir zu Bitten unsere Zuflucht und halten unterthänigst an, Seine Majestät wolle das Recht nicht gegen uns schärfen.“ Von Neuem machten sie sich verbindlich, die Schiffe sollten bis künftigen Mai 1630 segelfertig auf dem Mälarstrome vor Stockholms Mauern liegen. Aber je näher der Zeitpunkt des Zugs nach Deutschland rückte, desto empfindlicher drückte der Geldmangel.

Früher ist erzählt worden [3], daß Gustav im Jahre 1627 diejenigen seiner Unterthanen, welche etwas besaßen, unter Verheißung goldener Berge vermocht hatte, ihre Sparpfenninge zu Errichtung einer sogenannten amerikanischen Handelskompagnie herzuschießen. Wirklich waren ziemlich bedeutende Summen bei einander. Plötzlich deckte Gustav Adolf durch Erlaß vom 20. Mai 1630 a. St. die Hand darauf, indem er erklärte [4]: „es sey rathsam, die Baarschaft der Südseekompagnie mit den Geldern der neu errichteten Schiffbaukompagnie für so lange zu vereinigen, bis die Umstände eine abgesonderte Fortsetzung ersterer Gesellschaft wieder erlauben würden“. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß Einziehung der vorhandenen Baarschaft das eigentliche Ziel der eben angeführten Worte war. Der Erlaß erregte Schrecken, Unwillen, Verzweiflung unter allen Theilnehmern, die mit einem Streiche ihr Eigenthum und die gehegten Hoffnungen amerikanischer Schätze verloren sahen. Dennoch fleckte auch dieses gewaltsame Mittel nicht. Als die Flotte, welche ihn nach Deutschland hinübertragen sollte, schon die See hielt, aber noch durch widrige Winde zurückgehalten wurde, unterhandelte Gustav Adolf vom Schiff aus mit denselben Ausschußmitgliedern der Stände, an welche er seine glänzende Abschiedsrede gerichtet, unaufhörlich wegen weiterer Geldverwilligungen. Die Antwort der so schwer Bestürmten lautete verneinend — sie hätten selbst nichts mehr. Unter dem $\frac{9}{19}$. Juni, 15 Tage vor der Landung auf Pommerns Küste erließ der König das letzte Schreiben in dieser vergeblichen Sache [5]. Auch in den ersten Zeiten

[1]) Rühs a. a. O. S. 299. — [2]) Geijer III, 163. — [3]) S. 136 flg. — [4]) Rühs a. a. O. 299 unten flg. — [5]) Geijer III, 40.

des deutschen Kriegs war die Geldklemme so groß, daß Gustav sich dazu hergeben mußte, den obersten Markedenter des Heeres zu machen, d. h. an Löhnungstagen für eigene Rechnung Wein und Bier im Lager auszapfen zu lassen [1]). Erst nachdem er durch die Schlacht bei Breitenfeld den Zugang in das Paradies des deutschen Reichs, das Main- und Rheingebiet geöffnet, begann die lange Ebbe der schwedischen Schatzkammer zu schwinden, die Fluth zu schwellen. Beim Tode Gustav's hatte der Pfalzgraf Johann Casimir, den Jener mit Verwaltung der Finanzen betraute, acht Tonnen Goldes aufgespart [2]). Wie dies gelingen konnte, weisen die Schuldbücher mancher deutschen Städte aus, in deren Rechnungen heute noch große, zu Gunsten Gustav Adolf's gemachte, Auslagen laufen.

Die Geldklemme der Krone, verbunden mit der Nothwendigkeit, zu gleicher Zeit auf verschiedenen Seiten möglichen Angriffen die Spitze zu bieten, war schuld daran, daß Gustav ein verhältnißmäßig kleines Heer nach Deutschland hinüberführte. Bereits standen 9000 Mann unter Leßley's Befehlen in Stralsund [3]), das eroberte Preußen deckte der Kanzler Oxenstierna mit etwa 8,000—10,000 Mann [4]), in Schweden selbst blieb die Landwehr zurück [5]) zu Vertheidigung gegen etwaige Anfälle Dänemarks, dem man zu mißtrauen guten Grund hatte. Das Volk, welches Gustav zur Einschiffung erübrigte, belief sich auf 92 Fahnen zu Fuß und 16 zu Pferde, nämlich 1) geborne Schweden: 8 Fahnen smaländischer Reiter unter dem Grafen Per Brahe, 8 unter dem Obersten Erich Soop; dann zu Fuß 2 Fahnen Lichnofsky und Heusler, 4 schwedische Regimenter, jedes zu 8 Fahnen, unter den Obersten Nils Brahe, Georg Johansson, Lars Kagg und Carl Hard, 3 Squadronen zu 4 Fähnlein jede, unter Joachim Brahe, Axel Lille und Axel Duval. 2) geworbene Deutsche: die Fußregimenter Dietrich Falkenberg und Claus Diederich, jedes zu 8 Fähnlein, das Regiment des Generalmajors Kniphausen zu 12, und das des Obersten Mitschefal zu 8 Fähnlein, vom Regiment Hall, dessen Stamm in Stralsund lagerte, zwei Fähnlein; endlich 3) 8 Fahnen Schotten unter Oberst Mackey [6]). Aber obgleich der Geschichtschreiber des schwedischen Kriegs die Zahl der Fahnen genau berechnet, schweigt er von dem Gesammtbetrage der Mannschaft, welchen anzugeben um so verdienstlicher gewesen wäre, da die Stärke einer Fahne (Compagnie) zwischen 100 und 200 Soldaten schwankte. Sachverständige vermuthen, daß die Heeresmasse, welche Gustav über die Ostsee führte, höchstens auf 15,000 Mann geschätzt werden dürfe [7]). Der König ergriff mehrere Maaßregeln, welche auf die Absicht hindeuten, vor der Welt die Geringfügigkeit seiner Streitkräfte zu verbergen. Während der Unterhandlungen mit Frankreich, von denen gleich die Rede seyn

[1]) Rühs a. a. O. S. 227 oben. — [2]) Das. S. 229 und Mauvillon a. a. O. S. 215 Note 3. — [3]) Siehe oben S. 559. — [4]) Rühs a. a. O. S. 150. — [5]) Geijer III, 153 Note 1. — [6]) Chemnitz a. a. O. I, S. 48. — [7]) Geijer III, 163.

wird, wollte er die Zahl der Regimenter, die nach Deutschland ziehen sollten, niemals angeben [1]), auch erließ er im Frühling 1630 den Befehl, daß Niemand ohne königlichen Paß das Reich verlassen dürfe [1]). Offenbar ist Geijer's Vermuthung begründet, letztere Anordnung sey darum getroffen worden, damit das Ausland, nicht sowohl über die Thatsache schwedischer Rüstungen — denn sie war aller Welt bekannt — wohl aber über die Armseligkeit derselben keine sichere Nachricht erhalte.

Man begreift, daß Gustav bei solcher Beschaffenheit der Umstände auf Unterhandlungen fast noch größeren Werth legte, als auf die Rüstungen. Diese Unterhandlungen sollten theils Schweden während des deutschen Kriegs gegen Angriffe von anderer Seite her decken, theils die öffentliche Meinung für den deutschen Zug gewinnen, theils dem Könige fremdes Geld und fremde Mannschaft zuführen. In ersterer Hinsicht kam vor Allem Dänemark in Betracht.

Von der feindseligen Gesinnung Christian's IV. gegen Schweden sind früher viele Beweise angeführt worden. Seine Macht war durch den deutschen Krieg sehr geschwächt worden, aber seine Eifersucht gegen Gustav Adolf um Nichts gemindert. Zur Zeit da die Friedensunterhandlungen zu Lübeck noch schwebten, hatte man eine Zusammenkunft beider Könige veranstaltet. Sie trafen sich den 20. Febr. 1629 (a. St.) auf dem Priesterhofe Ulfsbeck in Smaland an der schonischen Gränze. Gustav Adolf schlug vor, sowohl zu Lübeck als auch nachher gemeine Sache gegen den deutschen Kaiser wegen eines festen Friedens zu machen und die alten Bündnisse zwischen Dänemark und Schweden zu erneuern. Als Christian IV. auswiech, fragte Gustav seinen Nachbar um guten Rath, wie ein Krieg gegen Deutschland am Besten geführt werden möge? Christian IV. antwortete mit der Gegenfrage: „was denn Gustav mit dem Kaiser zu schaffen habe und warum er sich in die deutschen Händel mischen wolle". Gustav schwieg, Beide trennten sich in übler Stimmung [2]). Des Dänen Eifersucht blieb nicht lange bei solchen Aeußerungen stehen, allen Obersten, die in seinem Solde gefochten, rieth Christian IV. dringend von schwedischem Dienste ab, und einmal sagte er [3]) in der Trunkenheit: wenn Gustav Adolf einen Zug nach Deutschland unternehme, werde er Schweden in seiner Abwesenheit angreifen. Gustav Adolf, der die Geheimnisse des Dänenkönigs durch dessen Geliebte, Christina Munk, erfuhr, welche im Solde Schwedens stand, suchte sich auf der Stelle zu rächen. Christian hatte, in der Voraussetzung vom Kaiser nicht gestört zu werden, einen Zollstreit mit Hamburg angefangen. Der König von Schweden munterte nun unter der Hand die Stadt auf, sich den dänischen Anmaßungen zu widersetzen, und bot ihr Beistand an. Dänemark war so geschwächt, daß die Hamburger wirklich zu den Waffen griffen, und die dänische Flotte schlugen [4]).

[1]) Geijer III, 163. — [2]) Das. 156. Aus des Königs eigenem Schreiben an Orenstierna. — [3]) Rühs a. a. O. S. 148. — [4]) Das. S. 148. Geijer III, 157.

Eine zweite Unterhandlung, ungefähr von gleichem Werthe, ward mit dem Kaiser eingeleitet. Unter Brandenburgs und Dänemarks Vermittlung, versprachen Ferdinand II. und Schweden im Frühling 1630 Gesandte des Friedens wegen nach Danzig zu senden. Gustav Adolf ließ [1]) den Kaiserlichen folgende Punkte schriftlich überreichen: er sey bereit, auf alle Feindseligkeiten zu verzichten und seine Besatzung aus Stralsund zurückzuziehen, wenn 1) der ober- und niedersächsische Kreis von den kaiserlichen Heeren gänzlich geräumt, 2) die an den Küsten der Ost- und Nordsee gelegenen Schanzen geschleift, 3) alle Häfen dem freien Handel wie früher geöffnet würden, 4) wenn der Kaiser verspreche, keine Kriegsschiffe zu bauen, keine Flotte auslaufen zu lassen, und wo schon Orlogschiffe ausgerüstet seyen, dieselben abzutakeln; 5) wenn die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland, und alle unterdrückten Stifte und Bisthümer wieder hergestellt würden; 6) im Falle der Rath der Kurfürsten und der Reichstag die Herzoge von Mecklenburg für schuldig erkennen und ihnen eine Geldstrafe auferlegen sollte, verbürge sich die Krone Schweden für gedachte Herzoge bis zur Summe von einer Million Thaler, erwarte aber dagegen schleunige Wiedereinsetzung ohne Vorbehalt; 7) die Stadt Stralsund müsse ihre vorigen Rechte wieder erhalten, auch jeder durch die friedländische Belagerung zugefügte Schaden ersetzt werden; 8) der Kaiser müsse versprechen, den Feinden Schwedens nie und nimmermehr Vorschub zu thun."

Diese Bedingungen lauteten so, wie sie etwa ein Sieger nach zwei oder drei gewonnenen Hauptschlachten dem überwundenen Feinde auferlegen kann. Oxenstierna, welcher schwedischer Seits mit der Unterhandlung beauftragt war, hegte so ganz keinen Zweifel über Nichtannahme, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, die Posse zu Ende zu spielen. Er reiste gar nicht nach Danzig, sondern schrieb von Memel aus an die in letzterer Stadt angekommenen Friedensvermittler, daß er ihnen hiemit die Anträge seines Gebieters überschicke, von welchen derselbe um kein Haar breit abweichen werde. Kaiserlicher Seits erschien zwar Burggraf Hannibal v. Dohna im April 1630 auf dem Platze der Zusammenkunft, aber in den Briefen, die er in der Sache wechselte, verweigerte er Gustav Adolf den Titel „König von Schweden," folglich konnte er nicht abgeschickt seyn, um eine Uebereinkunft zu ermöglichen. Nachdem er bis in den Monat Juni auf die Ankunft schwedischer Bevollmächtigter vergeblich gewartet, verließ er Danzig [2]). Die Sache, die auf Nichts angelegt war, zerrann auch in Nichts. Nur Christian IV. hatte ernstliche Absichten dabei gehabt [3]), aber auch er nur in gewissem Sinne: er wünschte, daß die Vermittlung zu Stande komme, damit Gustav keine Eroberungen in Deutschland machen könne. Kaiser Ferdinand II. wollte den Schwedenkönig durch leere Worte noch eine

[1]) Mauvillon S. 208 unten flg. Rühs 147 unten flg. Geijer III, 160 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1146. — [3]) Mémoires de Richelieu V, 419 unten.

Weile hinhalten, damit er Zeit gewinne, um je nach dem Ausgang des Regensburger Reichtags seine Maaßregeln zu treffen; der Schwedenkönig endlich beabsichtigte, zu den älteren Vorwänden des Kriegs gegen den Kaiser noch einen neuen, der böswilligen Verweigerung angebotenen Friedens, beizufügen.

Geldhülfe erwartete Gustav von Seiten Frankreichs, Englands, Hollands. Derselbe französische Unterhändler Charnacé, der, wie im ersten Buche vorliegenden Werks erzählt worden [1]), nicht wenig zum Abschlusse des Altmarker Waffenstillstandes beigetragen hatte, war Mitte November 1629 nach Schweden hinübergesegelt [2]), um Gustav Adolf zu bereden, daß er Unterstützung vom Pariser Hofe begehre. Obgleich der König zum deutschen Kriege fest entschlossen war und Geld bedurfte, empfieng er den Franzosen kalt, um seiner Würde nichts zu vergeben. Charnacé reiste gegen Ende des Jahres 1629 aus Stockholm nach Coppenhagen ab, wo er jedoch nur kurze Zeit weilte. Im Januar 1630 erhielt er Befehl aus Paris, von Neuem mit Gustav zu unterhandeln. Nun ging Charnacé zum zweitenmale nach Schweden [3]). In Westeräs ward er Mitte März 1630 vom Könige empfangen und stellte demselben vor, daß alle Herzen ihm zufliegen würden, wenn er nach Deutschland hinüberzöge, daß die Deutschen, müde der unmenschlichen Herrschaft des Kaisers, sich nach dem schwedischen Befreier wie die Juden nach einem Messias sehnten, daß Gustav mit leichter Mühe Pommern von den friedländischen Völkern säubern, von da Schlesien, Mähren, Böhmen, kurz sämmtliche österreichische Erbländer erobern, Ferdinand II. für immer demüthigen könne. Charnacé ging noch weiter, er eröffnete [4]) dem Schwedenkönige Aussicht auf — das byzantinisch-türkische Kaiserthum des Morgenlandes, versichernd, daß Gustav, unterstützt von der reichen und mächtigen Krone Frankreich, die ihm stets wohlgeneigt bleiben werde, umstrahlt von dem hohen Ruhme, den seine Tugenden bereits erworben, geliebt und bewundert von aller Welt, jedem Unternehmen gewachsen sey. Man sieht, Richelieu ließ durch den Mund seines Unterhändlers dem Schwedenkönige Dinge vorsprechen, an welche dieser gar nicht dachte, suchte aber dagegen um so vorsichtiger den wahren Wünschen Gustav's auszuweichen. Charnacé war mit seinen Schmeicheleien nicht an den rechten Mann gekommen. „Gustav Adolf", heißt es [5]) in den Denkschriften des Kardinals, „beantwortete Charnaé's Anträge mit sehr viel Scharfsinn und sehr viel Würde. Nachdem er für das großmüthige Anerbieten der Krone Frankreich, ihm zu so großen Dingen zu verhelfen, gedankt, fuhr er gegen Charnacé fort: über die Stimmung in Deutschland habe ich Nachrichten, die mit euren Aussagen schlecht übereinstimmen, der Kurfürst von Sachsen hat einem meiner Geschäftsleute rund heraus erklärt, daß er, wenn ich in Deutschland einfallen würde, entschlossen sey,

[1]) Oben S. 169 flg. — [2]) Mémoires de Richelieu V, 150 flg. — [3]) Das. Vol. VI, 398 flg. — [4]) Das. S. 402. — [5]) Das. S. 403 unten flg.

seine Truppen mit denen des Kaisers zu vereinigen, um mich gemeinsam zu vertreiben, er hat Briefe, die ich an ihn schrieb, gar nicht angenommen. Ich weiß ferner, daß sobald ich in Deutschland lande, der Kurfürst von Baiern mit den Völkern der Liga mir als der Erste in Weg treten wird; ich bin unterrichtet, daß Tilly wiederholt und öffentlich geäußert hat, wie er nur darum länger zu leben wünsche, um mit Schweden bis auf den Tod zu kämpfen und in diesem Kampfe zu siegen oder zu sterben".

Gustav hatte in letzterem Satze den Punkt berührt, über den sich Frankreich und Schweden nie vereinigen konnten. Beide waren nur in dem einen Wunsche der Demüthigung des deutschen Kaisers einig, in allen andern gingen ihre Zwecke auseinander. Gustav wollte als Held und Retter der evangelischen Kirche in Deutschland auftreten. Als solcher mußte er auf Wiederherstellung der vertriebenen protestantischen Reichsfürsten, namentlich des Kurpfälzers, sowie auf Rücknahme des Restitutionsedikts bestehen. Nun war es der Kurfürst von Baiern, der das Erbe des Pfälzers an sich gebracht, und als Vorkämpfer des römischen Stuhles jenes Gesetz erzwungen hatte. Folglich legten dem Schwedenkönige gebieterische Rücksichten der Ehre und des Vortheils die Pflicht auf, seine Waffen eben so sehr ja noch mehr gegen den bairischen Kurfürsten als gegen den Kaiser zu kehren. Ganz andere Absichten hegte Frankreich. Nach Richelieu's Plane sollte sich Gustav, — wie ein Söldner — gegen Ferdinand brauchen lassen, aber nichts für die evangelische, nichts gegen die katholische Kirche unternehmen dürfen, namentlich sollte er sich zur Schonung gegen den alten Bundesgenossen Frankreichs, Maximilian von Baiern, verbindlich machen [1]). Da der Kardinal wußte, daß der König kein Geld hatte, hoffte er ihn mit einem Solde von 3 Tonnen Goldes zu kirren, er suchte überdies den gesunden Verstand des Schweden durch jene Luftschlösser eines morgenländischen Kaiserthums zu umnebeln. Wäre Gustav auf die Anträge eingegangen, so würde man ihn seiner Zeit als ausgebrauchtes Werkzeug zur Seite geschoben haben. Aber Richelieu und Charnacé hatten sich verrechnet. Unter dem $\frac{17}{27}$. März schrieb [2]) Gustav Adolf an den Reichskanzler nach Preußen: „die Ursache, warum Wir dieses Mal mit Charnacé zu Westerås nicht haben eins werden können, ist, daß wir nicht für gut befunden, uns dreier Tonnen Goldes wegen der Willkühr des Königs in Frankreich zu unterwerfen." Die Unterhandlung wurde abgebrochen. Richelieu sagt [3]) selbst: „der schwedische König stürzte sich in den deutschen Krieg, ohne französischer Hülfe versichert zu seyn." Doch sah Gustav voraus, daß Charnacé von selbst wieder kommen würde, eine Vermuthung, welche der Erfolg bestätigt hat.

Gleich geringen Erfolg hatten Gustav's Unterhandlungen mit Holland und Britannien. Schon im Jahre 1629 ließ er den Generalstaa-

---

[1]) Das. S. 398. — [2]) Geijer III, 162 Note 3. — [3]) Mémoires VI, 413.

ten das Anerbieten machen, gegen eine monatliche Hülfe von 100,000 Gulden 26,000 Mann nach Deutschland zu führen. Die Staaten wiesen damals den Antrag ab, nicht blos weil sie der Macht, sondern auch weil sie dem Ehrgeize des Königs mißtrauten. Ueber diese Beweggründe äußerte sich [1]) der Prinz Erbstatthalter, Friedrich Heinrich von Oranien, gegen einen hessischen Abgeordneten, Hermann Wolf, also: „große Schwierigkeiten stünden einem Bunde mit Schweden im Wege, namentlich die Meinung der Niederländer, auf eigenen Füßen stehen zu können, wenn auch ganz Deutschland unterjocht werde, ihr Mißtrauen gegen die deutschen Fürsten, deren Stand nicht mit ihrer (bürgerlichen und kaufmännischen) Aristokratie zusammenpasse, endlich die Besorgniß, daß, wenn Gustav mit ihrer Hülfe siege, sie sich selbst das Schicksal von Carthago bereiten würden." Letztere Befürchtung war keineswegs übertrieben. Mochte Ferdinand II. Herr in Deutschland werden, oder Gustav Adolf, mochte die römische Kirche siegen, oder die lutherische, jedenfalls, wenn Germanien unter einen Hut kam, würde man mit jenen abgefallenen Niederdeutschen ein Wort darüber gesprochen haben, ob sie zum Reiche zurückkehren wollen, ob nicht? Aus dem Zeugnisse, das wir sogleich anführen werden, erhellt, daß Gustav während des deutschen Kriegs ziemliche Summen aus Holland bezogen hat. Was England betrifft, so hatte der brittische Gesandte, Thomas Roe, der nicht nur zu Altmark, sondern auch im Frühjahr 1630 bei den vergeblichen Unterhandlungen in Danzig für die Schweden seine Beredtsamkeit aufwandte, keine Vollmacht, wegen englischer Geldzuschüsse abzuschließen [2]) Später kam jedoch ein Vertrag zu Stande. Gustav erhielt während des deutschen Kriegs aus England Geld und Volk. Im Allgemeinen versichert [3]) Gustav's Tochter, die Königin Christina, ihr Vater sey von England und Holland ebenso gut als von Frankreich mit Geld unterstützt worden. Eine Nachricht [4]), welche mir jedoch nicht beglaubigt und genau scheint, schätzt die Gesammtsumme der Subsidien, welche der Schwedenkönig während des deutschen Kriegs jährlich von Frankreich und England bezogen haben soll, auf sieben Tonnen Goldes.

Aus Deutschland konnte Gustav vorerst keine Zuschüsse erwarten, theils weil alle protestantischen Länder fürchterlich durch den Krieg ausgesogen waren, theils weil die Fürsten vor des Kaisers Uebermacht bebten. Das unglückliche Schicksal derer, die mit Dänemark gemeine Sache gemacht, stand wie ein Gespenst auch vor Denen, welche sich sonst gerne für die sogenannte deutsche Freiheit erhoben hätten. Um wenigstens für einen künftigen Anschluß den Weg anzubahnen, schickte der König seinen Hofmarschall Dietrich von Falkenberg nach Deutschland voraus. Falkenberg besuchte insgeheim die Höfe von Kassel und Weimar [5]). Der Land-

[1]) Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 82. — [2]) Man vergl. den Brief von Sir Thomas bei Mauvillon S. 209 unten flg. — [3]) Mémoires concernant Christine III, 18. — [4]) Ebendas. — [5]) Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 88.

graf von Hessen, so wie die Weimarer Herzoge, in Verzweiflung getrieben durch die Uebermacht des Kaisers und der Liga, gaben die besten Versicherungen, der schwedischen Sache beizutreten, wenn Gustav Adolf eine hinreichende Macht entfalten werde. Allein die größeren regierenden Herren im Reiche, die etwas zu verlieren hatten, namentlich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, zogen sich scheu zurück. Herzog Bogislav von Pommern, als dessen Befreier sich Gustav Adolf ankündigte, beschwor, wie unten gezeigt werden soll, den König in dem Augenblicke da er zu Schiffe steigen wollte, um Himmels Willen zu Hause zu bleiben. Kurz mit welcher Sehnsucht auch das protestantische Volk im nördlichen Deutschland auf die verheißene Ankunft der nordischen Befreier harren mochte, von den Fürsten durfte Gustav Adolf nicht eher etwas erwarten, bis er durch Siege das Recht auf Zutrauen erworben. Zwar hatte er Versuche gemacht, Zwietracht zwischen den mächtigsten Gliedern der hohen Aristokratie und dem Kaiser auszusäen, indem er im Laufe des Jahres 1629 mehrmals an die Kurfürsten schrieb [1]), sich bei ihnen über den Kaiser beschwerte, und sie aufforderte, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Allein er erreichte seine Absicht nicht.

Aus Furcht vor Ferdinand II. beantwortete das kurfürstliche Kollegium Gustav Adolf's Briefe mit leeren Ausflüchten, und verweigerte ihm sogar den königlichen Titel, was den König zu Klagen veranlaßte. In einem Briefe [2]) vom $\frac{7}{17}$. April 1630 sagt er: „entweder aus Vorsatz oder Versehen hätten die Kurfürsten den königlichen Titel in ihrem letzten Schreiben ausgelassen, einen Titel, den er nur Gott, seinem Degen und seiner gerechten Sache verdanke, und den er bis ans Ende seines Lebens zu vertheidigen wissen werde, so wie er es schon seit 20 Jahren gethan; er würde auch den Brief nicht eröffnet haben, wenn er nicht geglaubt hätte, daß man vielleicht auf Abstellung seiner gegründeten Beschwerden Bedacht nehme; allein da er in demselben durchaus keine Vorschläge zu einem gerechten Vergleiche gefunden, so könne man es auch nicht übel auslegen, wenn er nunmehr sein Recht durch andere Mittel, als durch vergebliche Unterhandlungen zu erhalten suche u. s. w.“ Man sieht, zur Zeit, da er auf deutschem Boden landete, konnte Gustav blos auf sein Schwert und — auf das zwischen dem Kaiser und der Liga ausgebrochene tödtliche Zerwürfniß bauen.

Eröffnet wurden die Feindseligkeiten Ende März 1630 von Stralsund aus, drei Monate, ehe Gustav Adolf zu Schiffe stieg. Die Insel Rügen, welche Stralsund beherrscht, befand sich noch immer in der Gewalt der Kaiserlichen. Allein es fiel denselben schwer sich zu halten, weil die Umgegend ausgeraubt war, und weil die schwedische Garnison zu Stralsund die Zufuhr vom festen Lande her erschwerte. Auch ließ sich voraussehen, daß Gustav Adolf Allem aufbieten werde, um sich des

---

[1]) Richelieu Mémoires VI, 414. — [2]) Londorp, IV, 77. Geijer III, 172, Note 2.

Eilandes zu bemächtigen. Deßhalb wurde eine Intrike angezettelt. Auf des Kaisers Verlangen bot der Grundherr von Rügen, Herzog Bogislav von Pommern, der sich vor dem fremden Helfer um so mehr fürchtete, je näher seine erwartete Ankunft heranrückte, die Insel dem Könige von Dänemark um eine große Summe zum Kaufe an [1]. Christian IV. ging auf das Anerbieten ein, welches kaiserlicher Seits wohl berechnet war; denn da Gustav Adolf Rügens bedurfte, um Stralsund behaupten zu können, so wäre er, wenn der Verkauf vor sich ging, in einen Krieg mit Dänemark verwickelt worden. Während die Unterhandlung wegen des Kaufes schwebte, gab Gustav Adolf seinem Befehlshaber in Stralsund, Leßley, Befehl, sich der Insel mit Gewalt zu bemächtigen. Leßley setzte in den letzten Tagen des Märzmonats hinüber, und vertrieb die Kaiserlichen aus einigen Schanzen, doch blieben zwei andere in ihrer Gewalt bis Anfang Juni, wo sie gänzlich vertrieben wurden und sich nach Greifswalde zurückzogen [2].

Im Mai 1630 waren die Rüstungen vollendet. Gustav berief die Stände des Reichs, wiewohl nicht alle, sondern nur die, welche entweder zunächst wohnten, oder auf deren Zustimmung zum deutschen Kriege er rechnen durfte, nach Stockholm. Den $\frac{19}{29}$. Mai nahm er Abschied von der Versammlung und — auch von seinem Heimathlande, das er nicht mehr sah. Wie ein Mann, der dem Tod entgegengeht, hatte er sein Haus bestellt. Zuerst ließ er die anwesenden Stände seiner Tochter Christine, als künftiger Königin und Regentin des Reichs, im Fall er, der König, mit Tod abgehen sollte, den Eid der Treue schwören. Der frühere Reichstagbeschluß, durch welchen die junge Prinzessin zur rechtmäßigen Thronfolgerin in Schweden erklärt worden war, wurde abgelesen und aufs neue bestätigt, dann erfolgte die Vorlesung seines letzten Willens, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regierung gehalten werden sollte. Alle Geschäfte blieben vermöge dieser Anordnung in den Händen des Reichsrathes; die Königin ward ausdrücklich von jeder Theilnahme ausgeschlossen. Hierauf nahm er seine Tochter in die Arme und empfahl sie den Ständen mit so rührenden Worten, daß die ganze Versammlung bewegt wurde; er mußte einige Zeit nach Fassung ringen, um seine letzte Rede zu halten [3].

Zuerst dankte er den Ständen für die Bereitwilligkeit, mit der sie genehmigt hätten, was zur Sicherheit des Reichs nöthig erachtet worden. Dann auf die Ursachen des deutschen Zuges übergehend, fuhr er fort: „Niemand glaube, daß ich mich in diesen neuen Krieg leichtsinniger Weise und ohne gute Gründe stürze. Ich rufe den allmächtigen Gott, in dessen Gegenwart ich rede, zum Zeugen auf, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Man hat mich vielmehr wiederholt dazu gezwungen. Der

[1] Man vergl. Geijer III, 157 Note 1. — [2] Chemnitz a. a. O. I, 43 flg. — [3] Französisch bei Mauvillon S. 216. Wo der Text schwedisch gedruckt steht, zeigt Rühs a. a. O. S. 150.

Kaiser hat mich in der Person meines Gesandten aufs tiefste beleidigt, er leistet meinen Feinden Vorschub, verfolgt meine Glaubensbrüder, die deutschen Protestanten, die unter dem Joche des Pabstes seufzen, und Hülfe flehende Hände nach uns ausstrecken. Wenn es Gott gefällt, soll ihnen diese Hülfe zu Theil werden. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Je öfter ich mich denselben blosstelle, desto weniger darf ich hoffen, ihnen in die Länge zu entgehen. Zwar hat mich die göttliche Vorsehung wunderbar behütet, aber ich werde endlich doch in der Vertheidigung des Vaterlandes sterben. Deßhalb empfehle ich Euch alle, ehe ich von hinnen scheide, dem Schutze des Allmächtigen, ich flehe Ihn an, über Euch seinen zeitlichen und ewigen Segen auszuschütten, damit Wir uns nach diesem kurzen Erdenleben in der Ewigkeit wiedersehen mögen. An Euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zunächst. Gott erleuchte Euch, damit Ihr fortfahren möget, Eurem hohen Berufe würdig und zum Wohlgefallen des Höchsten obzuliegen, der einst von allen unsern Handlungen Rechenschaft fordern wird. Er erfülle Euch mit Weisheit in der Führung Eures Amtes. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Zeigt Euch immerdar als würdige Enkel jener alten Gothen, deren Ruhm einst so hell strahlte, wenn er auch jetzt bei fremden Nationen in Vergessenheit gerathen ist. Beweiset künftig denselben Muth, von dem Ihr während meiner Regierung schon so viele Beweise abgelegt habt, und seyd versichert, daß Ehre und jeder andere Lohn der Tugend Euch nicht entgehen wird. Euch, Ihr Diener der Kirche, ermahne ich zur Eintracht und Verträglichkeit, schärfet meinem Volke, dessen Herz Ihr besitzet, jede geistliche und bürgerliche Tugend ein, und haltet es an zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Gebet durch unsträflichen und frommen Wandel ein Vorbild der Sittenreinheit, die Ihr prediget, fahret fort, die reine Lehre des Evangeliums zu verkündigen, hütet Euch vor Hochmuth und Geiz, seid demüthig, mitleidig und bescheiden, dadurch werdet Ihr Eure Gemeinden im Frieden erhalten. Euch, Ihr Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich, daß Gott die Arbeit Eurer Hände segnen, Eure Felder fruchtbar machen, Eure Scheunen mit Gütern anfüllen möge. Ich schicke für alle abwesende wie gegenwärtige Unterthanen dieses Reichs die aufrichtigsten Wünsche zu Gott empor. Ich rufe Euch mein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer! vielleicht sehen wir uns jetzt zum letzten Male."

Thränen drangen in die Augen Gustav Adolf's bei den letzten Worten. Alle Anwesende waren gerührt, das Gefühl machte sich durch Schluchzen Raum. Gustav Adolf schloß nach einigem Stillschweigen mit einem Gebet aus dem 90sten Psalm: „Herr, kehre dich wieder zu uns und sey deinen Knechten gnädig. Ueberschütte uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir dich rühmen und fröhlich seyn unser Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern, der

Herr unser Gott sey uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja, das Werk unserer Hände wolle Er fördern. Amen!" Um den Segen des Himmels für sein Unternehmen zu erflehen, hatte Gustav im ganzen Reiche drei allgemeine Buß- und Bettage auf den ersten Freitag in den Monaten Julius, August und September angeordnet, damit alles Volk sich beim Gottesdienst einstelle, und den Tag mit Fasten und Beten begehe. Lange Zeit nach Gustav Adolf's Tode dauerte dieser Gebrauch fort. [1])

Die Einschiffung des Heeres erfolgte zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag. Achtundzwanzig Fregatten und viele kleine Transportschiffe standen zur Aufnahme der Truppen bereit. Außer großen Vorräthen an Kugeln, Schießbedarf, Schanzzeug, Hacken, Spaten, Schaufeln, wurde eine Masse leichter Geschütze an Bord gebracht, die im Laufe des deutschen Kriegs den Schweden treffliche Dienste leisteten. Khevenhiller sagt [2]): „der König hatte eine Menge kleiner schöner Regimentsstücke, mit denen er so geschwind zu schießen wußte, daß er wohl achtmal feuerte, ehe ein Musketier sechsmal zum Schusse kam." Oberst über das Geschütz war Lenhard Torstensohn, der sich seitdem hohen Ruhm erwarb. Während der Einschiffung erschienen Gesandte des Herzogs von Pommern [3]); sie flehten im Namen ihres Gebieters, Gustav Adolf möchte doch in Pommern nicht landen, weil diese bereits schon so schwer verheerte Landschaft sonst der Sitz des Krieges würde. Diese Bitte war, wie man sich denken kann, vergeblich, Gustav Adolf wies die Redner mit Vorwürfen über die Zaghaftigkeit ihres Herrn ab. Er erhielt hier den ersten Vorgeschmack von Unannehmlichkeiten, die ihn drüben in reichem Maaße treffen sollten. Ende Mai wurden die Anker gelichtet, aber widrige Winde hielten die Flotte bis in Juni auf.

Am 24. dieses Monats (a. St.) erschien Gustav Adolf während eines heftigen Donnerwetters auf der Höhe der Insel Usedom vor der Peenemündung [4]). Es war das Johannisfest und derselbe Tag, an dem 100 Jahre zuvor die Lutheraner zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reiche übergeben hatten. Die Ausschiffung geschah auf flachen Böten, deren jedes 200 Mann und 2 Feldstücke faßte. Nachdem Gustav Adolf Deutschlands Boden betreten, stürzte er nieder auf die Kniee, und dankte dem Himmel für die glückliche Fahrt in einem Gebete, das Khevenhiller [5]) und Andere wörtlich kennen wollen; dann ergriff er eigenhändig einen Spaten und warf Erde auf, um seinen Soldaten ein gutes Beispiel zu geben. Eine kleine Schanze stand am Ufer, welche die Dänen im Jahre 1628 errichtet hatten; man setzte sie eilends

---

[1]) Chemnitz I, 49. — [2]) Annal. XI, 1290 oben. — [3]) Chemnitz I, 30. — [4]) Der alte Irrthum, daß Gustav auf Rügen gelandet sey, wird durch die besten Quellen, namentlich aber durch einen von Geijer (III, 168 Note [1]) angeführten Brief Gustav's vom 29. Juni widerlegt, wo er sagt: „Wir sind glücklich angekommen und haben ohne Widerstand auf Usedom gelandet." — [5]) Annal. XI, 1305 flg.

in Stand, und dehnte die Arbeiten nach und nach bis über das Dorf Peenemünde hinaus. Am Abend des 25. Juni war das Heer nicht nur gelandet, sondern auch verschanzt; die eine Hälfte der Regimenter hatte unaufhörlich in der Erde gewühlt, während die andere mit den Waffen in der Hand die Arbeitenden schützte. In den zwei folgenden Tagen wurden Pferde, Geschütz, Schieß- und Mundvorräthe ausgeschifft, dann schickte der König die Flotte fort, um Lebensmittel aus Schweden zu holen, denn das Land war von den Kaiserlichen völlig ausgeraubt. Gustav vertröstete [1]) seine Soldaten wegen des knappen Unterhalts mit der Aussicht auf künftigen Ueberfluß, den sie sich durch Waffenthaten erobern müßten. „Er werde dafür sorgen," sagte er, „daß sie bald mit dem Feinde zusammenträfen, der das Land ausgesogen und bei dem sie Geld und Gut genug finden würden. Am Siege sey nicht zu zweifeln, denn sie hätten dieselben Kaiserlichen vor sich, die den starken Arm der Schweden vor einem Jahre in Preußen empfunden." Wenige Kroaten ausgenommen, welche verjagt wurden, zeigte sich kein Feind. Die Kaiserlichen waren davon gezogen, aber nicht ohne vorher Dörfer und Höfe abzubrennen. Gustav Adolf hielt strenge Mannszucht. Etliche Tage nach der Landung ließ er unter Trommelschlag im Lager ausrufen [2]), daß kein Soldat bei Todesstrafe sich unterstehen solle, ein Haus abzubrechen oder anzuzünden, irgend einen Bauer zu beleidigen, oder ihm sein Gut unter irgend welchem Vorwande zu rauben.

Es sey uns vergönnt, vorliegenden Abschnitt mit einigen Bemerkungen über den Schriftsteller zu schließen, der für den schwedischen Krieg Hauptquelle ist. Bogislas Philipp Chemniz, Sohn des Rechtslehrers und Kanzlers der Universität Rostock, Martin Chemniz, wurde 1605 zu Stettin geboren. Nach Vollendung seiner akademischen Studien trat er erst in holländische, später in schwedische Dienste, stieg zum Hauptmann auf, wurde aber seitdem vielfach zu diplomatischen Geschäften verwendet. Die Königin Christine erhob ihn in den Adelstand, und ernannte ihn zum Geschichtschreiber Schwedens. Als solcher verfaßte er eine Geschichte des deutschen Kriegs in sechs Büchern, von denen jedoch nur zwei im Druck erschienen sind. In welchem Geiste er diese Aufgabe löste oder vielmehr lösen mußte, erhellt aus folgender Nachricht, die Geijer [3]) dem schwedischen Reichsrathprotokolle entnimmt: „im Jahre 1642 wurde Chemnitio der Auftrag ertheilt, die Aktenstücke, welche während des deutschen Kriegs ausgegangen, nach des Reichskanzlers Warnungen zu berichtigen." Man sieht, Chemniz war nicht bestellt, eine wahre, sondern eine schwedischen Zwecken dienliche Darstellung des Krieges dem deutschen Volke aufzutischen. Daher muß man sein Werk mit Vorsicht benützen. In der That ist es hauptsächlich Chemniz, der vom Charakter des Schwedenkönigs jenes Bild in Umlauf gesetzt hat,

---

[1]) Chemniz I. 56 flg. — [2]) Das. 58. — [3]) III, 194 Note.

nach welchem Gustav als ein Mittelding zwischen einem Soldaten und einem lutherischen Heiligen, Pfarrer oder gar Studenten erscheint. Uebrigens fand sich Chemniz leicht in die angewiesene Rolle. Die Deutschslaven, denen er angehört, haben sich mit Vorliebe, als begeisterte Fürstendiener, zu Deklamationen gegen das Kaiserthum, zu gehässigen Angriffen gegen die Religion des alten Reichs brauchen lassen, während die sogenannten Reichsländer, deren germanisches Blut ungemischt, der Mehrzahl nach — Ausnahmen gibt es freilich genug — auch nach der unglücklichen Kirchentrennung und bis zur völligen Auflösung des Reichs, Ehrfurcht vor kaiserlicher Majestät, und Achtung vor dem Glauben ihrer katholischen Stammgenossen bewahrten. Chemniz hat seine gute schwedische und seine schlimme deutsche Gesinnung auch noch dadurch erprobt, daß er unter dem falschen Namen Hippolytus a Lapide gegen das Kaiserhaus ein wüthendes Buch ausgehen ließ, welches den Titel führt: de ratione status imperii romano-germanici. Derselbe starb auf dem schwedischen Gute Hallstädt, das ihm Christine geschenkt, im Februar 1678.

Zweites Capitel.

Kriegsmanifest. Gustav Adolf unterhandelt mit dem Herzoge Bogislav von Pommern. Christian Wilhelm von Brandenburg schlägt in Magdeburg los. Verunglückter Versuch der Schweden auf Mecklenburg. Juni — November 1630.

Weil Gustav Adolf seinen Kampf mit dem deutschen Kaiser schon durch die vorjährige Absendung der Hülfstruppen unter Arnim nach Polen für eröffnet ansah, erachtete er es unnöthig, Ferdinand II. den Krieg noch besonders zu erklären, denn er fand es seinem Vortheile gemäß, sich als den angegriffenen Theil darzustellen. Hingegen wurde schwedischer Seits um diese Zeit in lateinischer und deutscher Sprache unter dem Titel, „Ursachen, wodurch der König von Schweden, Gustav Adolf, endlich gezwungen, mit einem Kriegsheer sich auf deutschen Boden zu begeben," eine Schrift verbreitet, welche der Sache des Königs den Beifall der öffentlichen Meinung verschaffen sollte. Dieses Aktenstück[1]) ist zu lang, um ganz mitgetheilt zu werden. Wir begnügen uns seinen Hauptinhalt anzugeben: „es ist ein altes Sprüchwort, daß Niemand länger Frieden genießen kann, als ihm seine Nachbarn vergönnen. Die Wahrheit dieses Satzes hat der König von Schweden seit mehreren Jahren zu seinem Nachtheile empfunden, und empfindet sie noch täglich. Wiewohl ihm während seiner Regierung nichts so sehr am Herzen lag,

---

[1]) Abgedruckt bei Londorp IV, 73. Khevenhiller XI, 1290.

als mit allen seinen Nachbarn und besonders mit den Ständen des deutschen Reichs in gutem Frieden zu leben: so ist es ihm doch nicht möglich gewesen, gewissen Störern der Ruhe zu entgehen, die zuerst ganz Deutschland mit Blut und Mord überschwemmt haben, und später auch die Sicherheit des schwedischen Reichs antasteten. Der König von Schweden hat Alles gethan, um den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhüten, er hat den dringenden Hülferufen seiner deutschen Glaubens- und Bluts-Verwandten lange kein Gehör gegeben, weil er die Hoffnung hegte, daß sich der Kaiser eines Bessern besinnen und aufhören werde, Unschuldige zu verfolgen. Aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos, und so sah sich der König von Schweden endlich durch die stärksten Beweggründe genöthigt, mit den Waffen in der Hand diejenige Genugthuung zu verlangen, die seinen Bitten hartnäckig verweigert worden ist. 1) Die Kaiserlichen haben die Briefe, welche der König von Schweden an den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, schrieb, aufgefangen, erbrochen, deren Inhalt bekannt gemacht, und überdies noch den Boten wie einen gemeinen Verbrecher mißhandelt. 2) Der Kaiser hat den Zwist zwischen den Kronen Polen und Schweden heimlich unterhalten, den Frieden hintertrieben, und dem Könige Sigismund große Vorräthe an Korn gesendet, er hat 3) zwei Heere, das eine im Jahre 1627 unter dem Herzog Adolf von Holstein, das zweite im Jahre 1629 unter dem Feldmarschall Arnim, nach Polen geschickt, um dort offen gegen die Schweden zu fechten. 4) Ohne vorgängige Untersuchung und wider alles Recht hat der Kaiser zwei Vettern des Königs von Schweden, die Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albert von Mecklenburg, ihrer Länder beraubt und ihr Eigenthum dem General Wallenstein widerrechtlich geschenkt. 5) Der Kaiser hat sich zum Herrn der Ostsee machen wollen, und zu diesem Zwecke viele Seehäfen in Niedersachsen und Pommern besetzt, eine beträchtliche Zahl Schiffe ausgerüstet und die Admiralitätswürde auf jenem Meere vergeben. Dies waren eben so viele Eingriffe in die Rechte der Schweden, denen von Alters her die Herrschaft über die baltische See in Gemeinschaft mit den Dänen gebührt. 6) Man hat die Unterthanen des Königs in verschiedenen Häfen mißhandelt, ihre Schiffe und Waaren mit Beschlag belegt, ihren Handel nach dem deutschen Reiche unterbrochen. 7) Die Stadt Stralsund ist von dem kaiserlichen Feldhauptmann aus keiner andern Absicht belagert worden, als um ein Seeräubernest daraus zu machen. Ebensosehr das Wohl der Krone Schweden als alte Bündnisse mit der Hansa nöthigten den König Gustav Adolf, dieser Stadt zu Hülfe zu kommen. 8) Man hat die vom Könige nach Lübeck geschickten Gesandten wider alles Völkerrecht aufs schimpflichste mißhandelt, und ihnen verboten, sich auf deutschem Boden sehen zu lassen. 9) Unter dem Vorwande, Aufrührer zu bestrafen und das Kirchengut wieder herzustellen, hat der Kaiser alle Fürsten und Stände des Reichs zu unterdrücken und unter das habs-

urgische Joch zu bringen gesucht. Endlich 10) hat der Kaiser neuerings alle Vorschläge zum Frieden verworfen. Aus diesen Gründen ist em Könige von Schweden kein anderes Mittel übrig geblieben, als sich iit den Waffen Genugthuung zu verschaffen."

In der nämlichen Schrift finden sich, außer der Rechtfertigung des chwedischen Angriffs im Allgemeinen, Andeutungen zerstreut, die auf esondere Zwecke hinweisen. So heißt es unter Anderem: „Ihre königche Majestät hätte das beste Zutrauen zu den Kurfürsten des heiligen ömischen Reichs gehegt, daß sie den Streit zwischen dem Kaiser und der 'rone Schweden beilegen möchten, auch hätten dieselben viel in dieser Sache ausrichten können, wenn die alte Freiheit der Stände des Reichs och aufrecht stünde, und wenn die Gewalt des Bösen nicht schon so tief ingewurzelt wäre, daß alle friedlichen Mittel nicht anschlagen." Das lktenstück schließt mit den Worten: „Ihro Majestät von Schweden erläre feierlich, daß Sie die Waffen keineswegs zum Nachtheile des deutchen Reichs, mit dem Sie immer in Freundschaft gelebt, ergriffen habe, ondern einzig und allein um sich und die Ihren so wie um die allgeneine Freiheit zu schützen, und damit ihre Nachbarn und Freunde wieer in den Stand gesetzt würden, worin sich Alle vor diesem Kriege beunden u. s. w."

Da Gustav Adolf nicht blos als Verfechter der allgemeinen Freiheit auftritt, sondern namentlich die Rechte der Kurfürsten zu vertheidizen behauptet, muß er es damals für möglich gehalten haben, daß diese Häupter der deutschen Aristokratie sich auf seine Seite schlagen, oder venigstens ihn insgeheim gegen den Kaiser unterstützen dürften. Man ersieht hieraus, wie gut Gustav Adolf den damaligen Stand der deutschen Angelegenheiten kannte. Denn der Regensburger Reichstag, der eben angefangen, mußte darüber entscheiden, ob Baiern und die katholischen Kurfürsten es mit dem Kaiser oder gegen ihn halten würden. Nachdem die Frage durch die Absetzung Wallenstein's gelöst war, griff Gustav Adolf ohne Zögern die Liga an.

Zunächst zog die Schrift einen kleinen Federkrieg zwischen dem Kaiser und dem Könige nach sich. Ferdinand II. schrieb unter dem $\frac{8}{18}$. August von Regensburg aus einen Brief [1]) an Gustav Adolf, worin er ihm den königlichen Titel verweigerte und sein Staunen darüber ausdrückte, daß „seine Liebden" von Schweden ohne vorläufige Kriegserklärung das heilige römische Reich angefallen habe, während ihm zu keiner Widerwärtigkeit oder Mißtrauen, viel weniger zu öffentlichen Feindseligkeiten, der geringste Anlaß gegeben worden. Gustav Adolf zahlte mit gleicher Münze, er redete den Kaiser in seiner Antwort [2]) schlechtweg mit „Euer Liebden" an, erklärte sich für unschuldig an allem Blut, das vergossen würde, und lud die Verantwortlichkeit des Kriegs auf das Haupt seiner

[1]) Im Auszuge bei Khevenhiller XI, 1163, ganz bei Senkenberg Geschichte des deutschen Reichs V, 704 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1166.

Gegner. Wir führen diese Briefe nur kurz an, weil sie beiderseits nic aufrichtig gemeint waren und Nichts zur Sache thun.

Es ist Zeit, die Streitkräfte ins Auge zu fassen, welche dem Schwe-denkönige im Augenblick der Landung gegenüber standen. Daß der Ita-liener Torquato Conti mit dem Titel eines kaiserlichen Feldmarschalls den Oberbefehl über die friedländischen Besatzungen längs der baltischen Küste und in den nächst gelegenen Provinzen Pommern, Mecklenburg, Schlesien, den Brandenburg'schen Marken führte, melden die Quellen einstimmig. Ebenso erfahren wir aus dem früher mitgetheilten Be-richte[1]) des venetianischen Gesandten, daß Ferdinand II. zur Zeit des Regensburger Fürstentags kein anderes Heer im nördlichen Deutschland hatte, als die von Conti befehligte Abtheilung. Denn die Hauptmasse wallensteinischer Völker lagerte damals, wie wir wissen, zwischen der Vogesen und dem Lech, bereit, je nach Erfund der Umstände, entweder auf Regensburg und die dort versammelten Reichsfürsten oder gegen Frankreich loszubrechen. Dagegen kann ich durchaus keine sichere Nach-richt[2]) über die Stärke des baltischen Heeres unter Conti finden. Muth-maßliche Schätzungen müssen deßhalb die Stelle urkundlicher Angaben ersetzen. Nachdem Conti vom Juli bis Dezember 1630 eine Masse Leute durch Hunger, Ausreißen, Seuchen, so wie durch feindliche Gewalt ver-loren, und aus Verzweiflung den Befehl in die Hände Schaumburg's niedergelegt hatte, schrieb[3]) Letzterer an Tilly: sein Volk sey gänzlich ruinirt und nur noch 4000 Reiter und 8000 Fußknechte stark. Schwer-lich wird sich nun etwas Gegründetes gegen die Annahme einwenden lassen, daß Conti's Abtheilung vor den gehäuften Unglücksfällen der letz-ten 6 Monate, oder zur Zeit der Landung Gustav's das Doppelte und etwas darüber, 24—30,000 Mann gezählt haben dürfte.

Allein dieses allerdings den Schweden bedeutend überlegene Heer war nicht blos in viele kleine und größere Garnisonen vertheilt, sondern befand sich auch in einem Zustande bedenklicher Unordnung. In Folge der Verheerung des Landes während der vorhergehenden Jahre herrschte solcher Mangel unter den Kaiserlichen, daß viele Soldaten bettelnd her-umstreiften, und daß Die, welche solches zu thun sich schämten, oft meh-rere Tage kein Brod zu essen bekamen[4]). Das Auge des Oberfeldherrn wachte nicht mehr über seiner Schöpfung, denn Wallenstein stand ja ferne im Süden. Auch müssen Conti und seine Offiziere die Unsicher-heit der Stellung Friedland's gekannt haben. Da sie nicht wußten, was kommen werde, sorgte Jeder, unbekümmert um das Ganze, nur für sich selber, und so geschah es, daß die Anführer schmählich ihre Pflicht ver-letzten. Khevenhiller sagt[5]) von der Zeit kurz nach Gustav's Landung:

---

[1]) S. 576. — [2]) W. Harte kennt allerdings (deutsche Ausgabe seiner Geschichte Gustav Adolf's I, 300 flg.) den Betrag der kaiserlichen Völker genau; aber was er sagt, sind unerwiesene oder unwahre Dinge. — [3]) Khevenhiller XI, 135 flg. — [4]) Theatr. Europ. II, 235, b. Mitte, vergl. Khevenhiller XI, 1349. — [5]) Annal. XI, 1307 unten flg.

ie Kaiserlichen waren ohne Haupt und wußten nicht, wohin sie weichen
llten, auch gaben zur Flucht der gemeinen Soldaten etliche kaiserliche
berste selbst Anlaß, denn obwohl ihnen die Pflicht oblag, das Land zu
rtheidigen, machten sie sich bei Zeiten aus den Orten, da sie etwa einen
igriff besorgten, davon, und überließen geringeren Offizieren den Be-
hl.“ Ganz das Bild eines Heeres, das, weil der Feldherr fehlt, und
il Hohe und Niedere nicht wissen, woran sie sind, der Auflösung zu-
t. Endlich hatte Conti so gut als keinen Rückhalt. Wenn ihm ein
ıfall zustieß, konnte er von Niemand Hülfe erwarten, als vom Heere
r Liga. Dieses aber stand 150 Meilen südwestwärts. Gualdo Prio-
to gibt [1]) folgende wichtige Nachricht: Tilly sey damals mit dem besten
heile seines Volkes in der (obern) Pfalz und in Baiern gestanden,
as trefflich zu der früher angeführten Stelle der Nürnberger Chronik
mmt. Der ligistische Oberfeldherr mußte ja Regensburg und Mün-
en gegen einen etwaigen Anfall Wallenstein's decken. Aus den urkund-
hen Belegen, welche wir später beibringen werden, erhellt, daß Tilly
ichts mehr wünschte, als gegen die Schweden zu schlagen, aber auch
ıß ihn ein mächtigerer Wille zurückhielt. Kein Ligiste hat sich von
nfang Juli bis Ausgang des Jahres 1630 in Gustav's Nähe gezeigt.
rst im Januar 1631 rückten sie heran, aber noch immer zögernd, gleich-
ım mit gebundenen Händen und Füßen.

Man sieht, Gustav Adolf hätte den Zeitpunkt seines Angriffs auf
en Kaiser gar nicht glücklicher wählen können. Zum Verständniß seiner
rsten kriegerischen Thaten sind einige geographische Vorbemerkungen
öthig. Die Oder erweitert sich am Ende ihres Laufs zu einem großen
Süßwasser-See, das frische Haff genannt. Zwischen diesem Landsee und
em benachbarten baltischen Meere liegen zwei Inseln, Usedom und
Wollin, die durch drei Ausflüsse des Haff von einander und dem festen
Lande geschieden werden. Der westliche Ausfluß, zwischen Usedom und
er pommer'schen Küste durchbrechend, heißt die Peene, der mittlere,
welcher Usedom und Wollin von einander trennt, wird die Swine ge-
nannt, der östliche endlich, welcher Wollin von der Ostküste Pommerns
scheidet, trägt den Namen Divenow. Diese Flußarme sind an den mei-
sten Stellen nicht breit, am schmalsten ist die Peene gegenüber von Wol-
gast, die Swine unfern des gleichnamigen Städtchens Swinemünde, die
Divenow bei dem mit der Insel gleichnamigen Orte Wollin. Daher
hatten die Kaiserlichen an diesen drei Punkten Schanzen aufgeworfen.
Eine Brücke über die Divenow verband die Insel Wollin mit dem
festen Lande. Nachdem Gustav Adolf die Nordküste von Usedom besetzt,
wandte er sich westlich gegen die Schanze, welche gegenüber von der
Stadt Wolgast auf obiger Insel aufgeführt war. Die Kaiserlichen ver-
ließen das Werk beim Anrücken der Schweden in solcher Eile, daß meh-

[1]) Historia delle guerre di Ferdinando. Geneva 1643, S. 18 unten.

rere Kroaten beim Besteigen der Schiffe in die Peene fielen und ersoffe Gustav Adolf konnte von der gewonnenen Schanze aus das gegenübe liegende Wolgast mit seinen Kanonen bestreichen, die Belagerung de Platzes wurde vorbereitet, Oberst Kniphausen blieb mit 1000 Man zu diesem Zwecke zurück, der König selbst eilte auf die Swinemünde Schanze los. Auch hier flohen die Kaiserlichen, sobald sie die feindliche Fahnen gewahrten, und suchten ihr Heil in Wollin. Gustav Adolf folgt ihnen auf dem Fuße, um ihren Schrecken zu benützen. Obgleich das Städtchen Wollin von 13 Kompagnien zu Roß und zu Fuß besetzt war, hielten die Kaiserlichen doch nicht Stand, sondern legten Feuer an den Ort, zogen über die Divenower Brücke nach dem Festlande Pommerns hinüber, und warfen sich nach Camin. Die Brücke wurde von ihnen verbrannt, Gustav Adolf ließ dieselbe in aller Eile herstellen und erschien vor Camin, das die Kaiserlichen noch vor seiner Ankunft verließen, doch erst nachdem sie es ausgeplündert und halb zerstört hatten. Die Stadt wurde sogleich von den Schweden besetzt. Gustav Adolf befand sich jetzt im Besitze der drei großen pommerschen Inseln, Rügen, Usedom und Wollin. Sein Rücken war gedeckt [1].

Kurz vor des Königs Ankunft in Deutschland hatte Feldmarschall Conti verschiedene Versuche gemacht, den Herzog Bogislas von Pommern mit Güte oder Gewalt zu bewegen, daß er kaiserliches Volk in seine Hauptstadt Stettin aufnehme, wo eine Besatzung von 1500 pommerschen Soldaten unter dem Oberst Damiz lag. Aber die Anträge des Feldmarschalls waren vom Herzoge beharrlich zurückgewiesen worden [2]. Nachdem nun Gustav Adolf in den beiden Inseln des Haffs sich festgesetzt, zog Conti seine Regimenter nach Garz an der Oder und nach Anklam an der Peene zusammen [3], und machte von Garz aus neue Anstrengungen, um sich Stettins zu bemächtigen [4]. Aber Gustav kam ihm zuvor. Auf der Swinemündung brachte er so viele flache Oderböte zusammen, als aufzutreiben waren, fuhr mit günstigem Wind über das frische Haff hinüber und erschien den $\frac{10}{20}$. Juli, zwei Wochen nach der Landung, mit seinem Heere vor den Mauern Stettins [5]. Diese Stadt liegt auf dem westlichen Ufer der Oder, die sich hier in drei Arme, die Parniz, die große und kleine Regliz, verzweigt. Gegenüber von Stettin auf der Ostseite steht das Städtchen Damm an einem See gleichen Namens. Nicht nur die Oder und ihre Arme, sondern auch ein tiefer Morast trennt letzteren Platz von Stettin, aber ein über den Sumpf führender langer Damm, durch mehrere Brücken unterbrochen und an den schwächsten Stellen durch zwei Thürme geschützt, stellte die Verbindung

[1]) Chemniz I, 58. — [2]) Das. S. 47. — [3]) Chemniz I, 59 a, verglichen mit Khevenhiller XI, 1308, Soldat suedois S. 16 unten. Fälschlich sagt Chemniz, zu Stolpe an der Peene sey eines der beiden Lager gebildet worden. Statt Stolpe muß Anklam gesetzt werden, denn es gibt keine Stadt jenes Namens an der Peene. — [4]) Chemniz I, 60 a. — [5]) Dies und das Folgende nach Chemniz I, 60, Khevenhiller XI, 1309 flg.

vischen beiden Orten her, so daß sie eine einzige Festung ausmachten. ꞏtettin war damals wie heute noch von großer Wichtigkeit. Wer die tadt besaß, beherrschte die Oder, und hatte freien Zugang nach Vor- wie ıch Hinter-Pommern. Herzog Bogislas befand sich selbst in der Stadt.

Gustav Adolf kündigte seine Ankunft der erstaunten Bevölkerung, e ihn nicht so schnell erwartet, durch einige Kanonenschüsse an, setzte in Volk sammt etlichen Regimentsstücken ans Land, und stellte es auf m sogenannten Bleichplatze in Schlachtordnung. Oberst Damiz, der, e wir sagten, in Bogislas Diensten die pommerische Besatzung befeh- jte, schickte sogleich einen Trommler hinaus, um zu fragen, wessen sich e Stadt zu versehen hätte, zugleich ließ er drohen, Feuer zu geben, enn die Schweden sich noch mehr nähern würden. Gustav Adolf er- ärte dem Abgesandten, er sey nicht gewohnt, mit einem Obersten durch ermittelung von Trommlern zu unterhandeln, Damiz solle selbst heraus- mmen. Dies geschah. Der Oberst erschien, begleitet von mehreren fürst- chen Räthen. „Ich bin gekommen," sagte Gustav Adolf zu den Herren, um mich Stettins zu versichern, weil die Regeln des Kriegs und die othwendigkeit mir dies vorschreiben. Da ich diesen Heereszug nicht zu genem Vortheil, sondern zum Wohle des deutschen Reichs und zu Gun- en des unterdrückten Pommerfürsten unternommen habe, so verlange ich ı Güte eingelassen zu werden. Wo nicht, so werde ich mit Hülfe dieser eute — indem er auf seine Soldaten wies — den Schlüssel zu der estung finden." Damiz brachte allerlei Einwendungen von den Pflichten ines Gebieters gegen den deutschen Kaiser vor, worauf Gustav Adolf ntgegnete: seine herzogliche Gnaden möchten sich selbst herausbemühen, amit man sich leichter verständige, da er keine Zeit zu verlieren habe. Nit diesem Bescheide zogen die Abgeordneten wieder in die Stadt.

Indessen war eine Menge Bürger herausgeströmt, gute Protestanten, velche dem Könige zum Voraus wegen des Glaubens gewogen waren, nd ihm in neuester Zeit um so eifriger anhingen, weil man befriedi- ende Nachrichten von der Mannszucht im schwedischen Lager vernahm. Gustav Adolf mischte sich unter die Leute, sprach freundlich mit ihnen on der Tyrannei des Kaisers, von Befreiung des deutschen Reichs, vom vahren Glauben, von seinen guten Absichten. Die Stettiner waren die rsten deutschen Bürger, die aus dem Taumelbecher des Enthusiasmus ür den schwedischen Helden tranken, der sich auf alle Künste der Volks- unst meisterlich verstand. Nach einer Weile kam auch Herzog Bogislas eraus, in einer Sänfte getragen [1]). Gustav Adolf umarmte ihn, aber s wurde dem armen Pommer darum nicht leichter ums Herz. Er brachte ine Menge furchtsamer Gründe vor, von denen er hoffte, sie würden den König rühren, während sie doch den schwedischen Absichten durchaus ent- gegen waren. Gustav Adolf betheuerte, daß er blos dazu gekommen sey,

[1]) Diese Einzelnheiten nach Harte (deutsche Uebersetzung I, 354 flg.) der sonst höchst ungenau, hier englischen und schottischen Berichten von Augenzeugen folgt.

um die Deutschen zu befreien, zugleich ließ er einfließen, daß er di Schwäche der Festung wohl kenne, und im Nothfall auch wider den Willen des Herzogs Eingang zu finden wüßte. Man sah vom Bleichplatze aus, wo dieses vorging, das herzogliche Schloß, dessen Fenster mit neugierigen Frauen besetzt waren. Gustav Adolf deutete lächelnd dorthin: „nicht drei Minuten," sagte [1]) er, „würden alle diese schönen Beschützerinnen gegen eine einzige Fahne meiner dalekarlischen Fußknechte aushalten." Bogislas forderte einige Augenblicke Bedenkzeit, um sich mit seinen Räthen zu besprechen. Sie ward ihm bewilligt. Von Neuem bat er, bebend vor dem Beispiele der Mecklenburger Herzoge, um Neutralität. Gustav Adolf erwiederte zornig: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Nun denn in Gottes Namen, schloß der Herzog mit beklommenem Herzen. Gustav Adolf dankte ihm und versicherte, daß er den Schritt nie bereuen werde. „Nur Eins," setzte [1]) er lachend hinzu, „muß ich Euer Liebden noch sagen, daß Sie sich in Ihrem Ehestande besser aufführen; sonst könnte ich in Versuchung kommen, Euer Liebden Adoptiv-Sohn zu werden." Dies war ein Scherz, hinter dem sich Ernst verbarg. Bogislas stand damals im 50sten Lebensjahre, und hatte zwar längst geheirathet, aber noch keine Kinder gezeugt. Gustav Adolf ließ [1]) die Sänfte des Herzogs durch eine Ehrenwache von 200 Schotten zurück in die Stadt begleiten. Diese Soldaten hatten noch einen zweiten Auftrag; sie mußten eines der Thore besetzen, um möglicher Reue zuvorzukommen. Gleich darauf rückten die Schweden unter dem Jubel des Volks in die Stadt und bezogen die Wälle. Dies geschah Sonnabends den $\frac{10}{20}$. Juli.

Gustav Adolf quartierte seine Soldaten nicht bei den Bürgern ein, sie mußten in Zelten liegen. Auch er selbst bezog nicht die Zimmer im Schlosse, welche man für ihn zubereitet hatte, sondern schlief am Bord eines Schiffes auf der Oder. „Denn," sagte [1]) er, „ein mit Pelz gefütterter Mantel für den General und Stroh für den Soldaten, sind treffliche Betten für die Unterthanen eines Königs, der in einer Hängematte schlafen kann." Gustav Adolf unterließ es nicht, am folgenden Tage — Sonntags — drei verschiedene Predigten anzuhören. Die Befestigung der Stadt lag ihm zunächst am Herzen. Montags berief er die fürstlichen Beamten zu sich und stellte ihnen vor, daß Stettin durch neue und bessere Werke gegen einen plötzlichen Anfall der Kaiserlichen geschützt werden müsse, die Zeit dränge, überlasse man die Arbeit den Bürgern, so werde es zu langsam gehen. Er versprach daher seine Soldaten zu diesem Zwecke zu verwenden, wenn die Bürger eine mäßige Summe herschießen würden. Die Bürgerschaft verstand sich zu der Last, welche Furcht vor der Rache des Kaisers erleichterte. Mit unglaublichem Eifer wurde das Werk von dem schwedischen Heere gefördert. Der König

---

[1]) Das.

rstand es, seinen Soldaten die Arbeit in eine Art von Lustbarkeit zu erwandeln. Wer in einem Tage 20 Karren Erde herbeischaffte und ıfführte, bekam Danziger oder Bremer Bier. Innerhalb vier Tagen urde Stettin mit einem System neuer Erdschanzen umgeben [1]), das nge für ein Muster galt.

Noch am ersten Tage schloß Gustav mit Bogislas einen Vertrag lgenden Inhalts ab: 1) Pommern und Schweden geloben miteinander ı beständiger Freundschaft und gutem Vernehmen zu leben, nichts eindseliges gegen einander vorzunehmen, noch zu gestatten, daß solches on Andern geschehe, sondern sich vielmehr gegenseitig bei ihren Rechten, reiheiten und Würden wider alle Gewalt zu schützen, und insonderheit en Handelsverkehr zu fördern. Diese Vereinigung soll nicht blos für ie nächsten Jahre, sondern auf ewige Zeiten gelten und von Jahrzehend ı Jahrzehend erneuert werden. 2) Zweck derselben ist vorerst Ver=eidigung gegen unrechtmäßige Gewalt, und es soll auch in Zukunft abei bleiben, es wäre denn daß die Nothwendigkeit beide Theile zwänge, ndere Maßregeln zu ergreifen, in welchem Fall Einer dem Andern nach ußersten Kräften beizustehen verspricht. 3) Dieser Bund soll weder en Verhältnissen des Herzogs zum Kaiser und römischen Reiche oder um niedersächsischen Kreise, dem er verwandt bleibt, noch seiner Landes=oheit und andern Gerechtsamen und eben so wenig den Rechten und Freiheiten der pommerschen Landstände nachtheilig seyn. Vielmehr be=ıbsichtigt derselbe 4) nur die Aufrechthaltung des weltlichen und geist=ichen Friedens, und die Befreiung des Herzogthums Pommern von den ınchristlichen Drangsalen, denen es seit drei Jahren unschuldiger Weise ıusgesetzt war. 5) Alle Städte und Plätze in Pommern, welche der König von Schweden bereits erobert hat oder noch erobern wird, sollen em Herzoge ohne Abforderung irgend einiger Unkosten eingeräumt verden, wogegen der Herzog verbunden ist, von seinen Landen, nament=ich von dem Fürstenthum Rügen, nichts zu veräußern, auch treue, dem chwedischen Staate ergebene Beamte einzusetzen, die Privilegien der Stadt Stralsund und ihr Bündniß mit dem Könige zu bestätigen und ihren Beschwerden abzuhelfen. 6) Beide Theile verpflichten sich, das lutherische Bisthum Camin und sein Kapitel bei freier Wahl und allen Würden und Rechten zu erhalten. 7) Soll kein Theil ohne Vorwissen und Einwilligung des andern aus diesem Bunde treten, namentlich darf der Herzog von Pommern sich mit Niemand in irgend eine Verbindung einlassen. Sollte dagegen der König zum Besten des Landes irgend etwas ausführen, so muß er solches dem Herzoge zuvor bekannt machen, und ihn auf Verlangen Theil daran nehmen lassen. 8) Allen christlichen Mächten steht es frei, diesem Bunde beizutreten, jedoch ohne Nachtheil für Pommern oder Schweden. 9) Keine vorherige Allianz kann diesen Bund aufheben oder beeinträchtigen. 10) Im Fall einer von beiden

[1]) Khevenhiller XI, 1319. Harte I, 357.

Theilen wegen dieses Bundes bekriegt wird, so versprechen beide sich allen möglichen Beistand zu leisten, und auch die übrigen später in den Bund aufzunehmende Mächte zu gleicher Hülfe zu bewegen. 11) Die pommerschen Unterthanen sollen in Schweden, wie die schwedischen in Pommern, das Bürgerrecht genießen. 12) Zur Beförderung des gegenseitigen Handels soll die schwedische Münze in Pommern und umgekehrt die pommersche in Schweden gelten. 13) Etwa entstehende Irrungen werden in Güte, nach Maßgabe des im Jahr 1570 abgeschlossenen Stettiner Traktats beigelegt."

Vorliegende 13 Artikel sprechen die allgemeine Thatsache eines ewigen Bundes zwischen Schweden und Pommern aus. Die Rechte beider Theile sind gleich, und man sieht sonst nichts Besonderes darin, als das Bestreben des Herzogs, die neuen Obliegenheiten in einen künstlichen Einklang mit seinen älteren Pflichten gegen kaiserliche Majestät zu bringen. Allein Gustav Adolf hatte noch gewisse tiefer liegende Absichten, die über den Grundsatz „gleiche Rechte, gleiche Pflichten" hinausgriffen. Er wollte Pommern nach dem voraussichtlich kinderlosen Tode des Herzogs an sich ziehen. Diesem Plane stand jedoch eine aus dem 15ten Jahrhundert stammende Erbverbrüderung zwischen Pommern und dem brandenburgischen Churhause entgegen. Durch einen kleinen Kunstgriff kam Gustav zum Ziele, ausdrücklich behielt er sich vor, daß die Uneigennützigkeit seiner Verdienste um den Herzog (die unentgeltliche Befreiung des Landes vom kaiserlichen Joche) nur für Bogislas selbst und seine männliche Nachkommenschaft — die freilich dem Laufe der Natur gemäß nicht mehr zu erwarten war — gelten sollte, nicht aber für anderweitige Erben. Der 14te Artikel des Vertrags besagt: „sollte der Herzog von Pommern ohne männliche Nachkommen das Zeitliche gesegnen, ehe und bevor der Kurfürst von Brandenburg, als muthmaßlicher Erbfolger, diese Vereinigung bestätigt, und das Herzogthum eingelöst hätte, oder sollte dem Kurfürsten die Nachfolge von Andern bestritten werden: so nehme seine Majestät von Schweden für sich und ihre Nachfolger das Recht in Anspruch, die Landschaft Pommern so lange in Pfand behalten zu dürfen, bis die streitige Erbfolge ausgeglichen und alle Kriegskosten an die Krone Schweden zurückerstattet wären." Noch wurde beigefügt, daß vom Lande Pommern im bezeichneten Falle kein Heller zu Bezahlung dieser Kosten erhoben werden dürfe. Letzterer Klausel lag die Absicht zu Grund, eine künftige Ablösung der Pfandschaft zu erschweren, weil sie Kurbrandenburg hinderte, die nöthige Summe als Landesschuld auf das Herzogthum Pommern selbst zu wälzen. Dies ist der erste handgreifliche Beweis, daß Gustav Adolf nicht blos um der Religion willen nach Deutschland herüberkam, woran man freilich nie hätte zweifeln sollen. Der Plan war übrigens gut ausgedacht und führte, wie die spätere Geschichte zeigt, zum erwünschten Ziele. Die pommerschen Landstände bestätigten im Frühjahr 1631 den Stettiner Staatsvertrag.

So ungerne Herzog Bogislas den Vergleich unterschrieben haben mag, so suchte er selbst oder seine Räthe möglich großen Vortheil daraus gegenüber ehemaligen Unterthanen zu ziehen. Man stellte das Ansinnen, daß Stralsund wieder ebenso, wie vor dem Kriege, sich der Botmäßigkeit des Herzogs unterwerfe. Allein kaum erhielten die Stralsunder (wahrscheinlich durch Gustav Adolf selbst) Nachricht von diesem Verlangen der pommerschen Räthe, als sie aufs stärkste sich dagegen erklärten, und die Schuld ihres gezwungenen Abfalls von Pommern auf die Nachläßigkeit des Herzogs wälzten. Der König war nicht gemeint, weder alte treue Bundesgenossen einem unerprobten neuen aufzuopfern, noch dem Herzoge zu größerer Macht zu verhelfen. Deßhalb gab er der pommerschen Regierung, so oft jener Antrag wiederholt wurde, ausweichende Antworten. Er versprach die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, wenn es dem Herzoge anders Ernst sey, die Mißhelligkeiten mit Stralsund beigelegt zu sehen. In der That gab ihm der fünfte Artikel des Stettiner Vergleichs ein gewisses Recht zu solchen Winkelzügen, denn die Bestimmung, daß die Privilegien der Stadt und ihr Bündniß mit der Krone Schweden vom Herzoge bestätigt und die Beschwerden der Bürgerschaft abgestellt werden sollten, hob die in den ersten Sätzen jenes Artikels ausgesprochene Rückgabe aller schwedischen in Pommern gemachten Eroberungen an den Herzog so ziemlich wieder auf. Die Sache blieb auch, trotz wiederholter Versuche der pommerschen Räthe, beim Alten [1].

Der Stettiner Staatsvertrag hatte noch einige besondere Unterhandlungen zur Folge, die theils Geldverwilligungen, theils das Kriegswesen betrafen. Die Stadt Stettin verpflichtete sich, 50,000 Thaler zur Unterhaltung des schwedischen Heeres zu bezahlen, die gleiche Summe übernahm das Herzogthum. Außerdem sollten von allen Zöllen zu Wasser und Land vierthalb vom Hundert auf schwedische Rechnung erhoben werden. Ferner kam man überein, daß die Sadt Stettin eine Besatzung von drei Regimentern oder 4000 Mann, deren Unterhalt dem Könige zufiel, in ihren Mauern behalten solle. Die bürgerliche und polizeiliche Verwaltung der Stadt blieb dem Herzoge und seinen Behörden, die militärische ward dem schwedischen Befehlshaber überantwortet, doch mußte derselbe dem Herzoge Handtreue leisten. Auch gelobte Bogislas seinem königlichen Verbündeten alle und jede Plätze, Städte und Festungen in Pommern zu öffnen und demselben die Landesvertheidigung allein zu überlassen. Endlich übernahmen Herzog und Stände die Anwerbung etlicher Regimenter für den Dienst des Königs. Seiner Seits erließ Gustav Adolf strenge Vorschriften über die Mannszucht seines Kriegsvolks. Die Offiziere wurden für jede Räuberei der Soldaten verantwortlich gemacht, sie sollten den Schaden ersetzen. Genau wurden die Leistungen geregelt, welche die Hauswirthe ihren Quartiersmännern ab-

[1] Chemnitz I, 65 flg.

geben mußten. Und es blieb nicht blos bei der Vorschrift, sondern sie wurde auch gehalten [1]).

Bogislas befand sich durch diese Anordnungen ganz in des Königs Gewalt, er hatte keineswegs Freiheit gegen Knechtschaft, sondern nur einen milden Oberherrn gegen einen harten eingetauscht. Aber noch immer ängstigte ihn das Schreckbild kaiserlichen Zorns. Um einigermaßen gut zu machen, was er durch seine Unterwerfung schlimm gemacht zu haben fürchtete, erließ er unter dem $\frac{14}{24}$. Juli ein Entschuldigungsschreiben [2]) an den Kaiser. Dasselbe beginnt mit Wehklagen über die unmenschlichen Grausamkeiten, welche die kaiserlichen Völker seit Jahren in Pommern verübt, geht dann über zu einer Erzählung des unvermutheten schwedischen Einfalls und der schnellen Fortschritte des Königs, wovon alle Schuld auf die Nachläßigkeit der kaiserlichen Feldherren gewälzt wird. Weiter betheuert der Herzog seine unwandelbare Anhänglichkeit an Ihre kaiserliche Majestät und das heil. römische Reich, und schließt endlich mit der Bitte, der Kaiser möchte den alten Beschwerden abhelfen und seine Völker aus Pommern zurückziehen. Man muß in der That erstaunen, daß Bogislas von solchen Mitteln noch Erfolg erwartete, im Uebrigen konnte er aus der Behandlung, die sein Land seit Gustav's Aufnahme in Stettin von Seiten der Völker Conti's erfuhr, ermessen, wie sehr ihm die Kaiserlichen grollten. Ueberall wurden Dörfer und Häuser verbrannt, die Mühlen zerstört, die Getraide-Vorräthe, welche man nicht fortschleppen konnte, vernichtet, das Vieh weggetrieben, die Bauern todtgeschlagen [3]). Conti gab sogar Befehl [4]), keines pommerschen Soldaten in Gustav Adolf's Dienste zu schonen, wenn einer gefangen würde; als Rebellen wider den Kaiser sollten sie sterben. Zur Wiedervergeltung ließ Gustav alle gefangenen Kroaten als Räuber niederstechen. Dies wirkte, die Kaiserlichen verstanden sich, je mehr das Glück die schwedischen Waffen begünstigte, wieder zur Beobachtung der Gesetze des Kriegs.

Das schwedische Heer hatte indeß Zuwachs erhalten. Auf der Insel Usedom stieß Oberst Leßley von Stralsund aus mit zwei Regimentern zu Gustav [5]). In Stettin nahm Damiz mit seiner Mannschaft schwedische Dienste. Dieses ehemals pommersche Regiment hieß von Nun an, wegen der Farbe seiner Fahnen, das weiße [6]). Aus dem benachbarten Preußen schickte der Reichskanzler Oxenstierna im Herbste auf Gustav's Verlangen [7]) Verstärkungen. Mit anderen erhielten 700 Schotten unter dem Obersten Robert Monro vom Kanzler Befehl nach Pommern hinüberzuschiffen. Sie fuhren von Pillau ab, litten aber unterwegs bei Rügenwalde Schiffbruch. Pulver, Munition und Gepäck versank, die Mannschaft wurde gerettet, aber keine andern Waffen blieben ihr übrig, als

1) Khevenhiller XI, 1320. Chemniz I, 71. — 2) Khevenhiller XI, 1321. — 3) Das. 1324. — 4) Chemniz I, 70 a unten. — 5) Das. S. 56, a. — 6) Das. S. 63, b. — 7) Lettres de Gustave Adolphe S. 131.

Picke und Schwerdt, außer wenigen nassen Musketen. Eine kaiserliche Besatzung lag in Rügenwalde, das Land ringsum war in feindlicher Gewalt, der König mehr als 16 Meilen entfernt. In dieser peinlichen Lage verlor Monro den Muth nicht, er wußte, daß in Rügenwalde ein pommerscher Statthalter wohnte, der den Kaiserlichen abgeneigt war. An diesen schickte er insgeheim einen Boten, und lud ihn ein, während der nächsten Nacht ein kleines Thor in der Stadtmauer zu öffnen. Der Beamte that dies, worauf die Schotten, begünstigt von der Dunkelheit einer nordischen Herbstnacht, eindrangen, die Kaiserlichen im Schlafe überfielen, Viele erstachen, die Andern verjagten. Obgleich von den umliegenden Garnisonen angefallen, hielt sich Monro neun Wochen in Rügenwalde, bis er von Gustav Adolf verstärkt wurde und nun angriffsweise verfahren konnte. Er nahm später Theil an der Belagerung von Colberg [1]).

Das schwedische Heer machte ziemlich rasche Fortschritte. Das Städtchen Damm, mit Stettin, wie oben gesagt worden, durch Dämme und Brücken verbunden, wurde am nämlichen Tage mit der pommerschen Hauptstadt eingenommen. Stargard, ein ansehnlicher, von sieben Fahnen kaiserlichen Fußvolks unter Oberst Dufour besetzter, Ort fünf Meilen von Stettin, war das nächste Ziel. Oberst Damiz sollte hier mit seinen Pommern die erste Probe ablegen, ein Bürger aus Stargard erbot sich zum Führer, und verhieß eine von der kaiserlichen Besatzung nicht beachtete Pforte gegen den Fluß Ihna hinaus, an welchen die Stadt sich lehnt, zu öffnen. Damiz zog den 18. Juli von Stettin aus, erreichte jedoch, durch unerwartete Hindernisse aufgehalten, Stargard erst am 24. nach Tagesanbruch. Obgleich von den Feinden bemerkt und mit Musketenfeuer empfangen, drang er durch die Wasserpforte in die Stadt, die Besatzung zog sich in einen Thurm, S. Johanns Thurm genannt, und auf das Gewölbe der Hauptkirche des Ortes zurück, von welchem herab sie Gewehrfeuer erhob. Als aber Damiz die Dächer der benachbarten Häuser von seinen Musketiren besetzen und in die Kirche 3 Tonnen Pulver bringen ließ, das auf seinen Wink angezündet werden konnte, verlangte Dufour zu kapituliren. Er erhielt freien Abzug mit Sack und Pack, aber ohne die Ehre der brennenden Lunte, und begab sich in das Lager zu Garz. Die Schweden fanden in Stargard, das den Kaiserlichen zum Magazin gedient, 4000 Scheffel Korn, 1317 Tonnen Mehl, mehrere Kanonen, Pulver und Kugeln. Durch die Eroberung der Stadt wurde die Verbindung zwischen dem Lager in Garz und den kaiserlichen Garnisonen in Hinterpommern, namentlich zu Colberg, wo nicht abgeschnitten doch sehr erschwert [2]).

Nach Stargards Fall rückte Gustav gegen das Lager von Garz vor, doch kam es zu keinem Angriff, vermuthlich weil der König den

---

[1]) Harte I, 378 flg. nach Monro's Denkwürdigkeiten. — [2]) Chemniz I, 68 flg.

Feind zu stark fand. Geheime Gefahren umlauerten ihn damals. Aus den einstimmigen Berichten der besten Quellen muß man den Schluß ziehen, daß Feldmarschall Conti damit umging, den König durch Verrath zu verderben. Aber über die Art und Weise, wie dies bewerkstelligt werden sollte, sind sie nicht einig. Wir theilen eine aus den Angaben Mehrerer [1]) zusammengesetzte Erzählung mit, ohne jedoch ihre Wahrhaftigkeit verbürgen zu können. Ein katholischer Offizier, dem die meisten den Vornamen Quint oder Quintin geben, war neulich in schwedische Dienste getreten und genoß des Königs Vertrauen, unterhielt aber insgeheim Verbindungen mit dem feindlichen Lager. Quintin erfuhr, daß Gustav Adolf von wenigen Reitern begleitet, wie es seine Gewohnheit war, zum Recognosciren ausreiten werde, und zeigte es dem kaiserlichen Feldmarschall an. Der König machte sich zur bestimmten Zeit mit 70 Dragonern auf den Weg, doch hatte er die Vorsicht, 200 finnische Reiter von Ferne folgen zu lassen. Dies war sein Heil, denn plötzlich wurde er mit seiner kleinen Begleitung von einer Ueberzahl feindlicher Kürassiere, die in einem Verstecke lagen, überfallen. Vergeblich leisteten die Schweden tapfern Widerstand, Gustav Adolf sah einen seiner Begleiter um den andern niedersinken, sein eigenes Pferd ward erschossen, er schwebte in größter Gefahr der Gefangenschaft oder des Todes. In diesem Augenblick sprengten die Finnen, durch das wiederholte Schießen aufgeschreckt, mit verhängten Zügeln heran und befreiten den König. Die Schuld Quintin's erwies sich theils aus andern Anzeigen, am klarsten dadurch, daß er am nämlichen Tage zu den Kaiserlichen floh. Sein Name wurde zu Stettin durch den Schinder an den Galgen geschlagen. Einen Mitverschworenen ereilte die wirkliche Strafe. Quintin war, so lange er bei den Schweden diente, in vertraulichem Verkehr mit dem Rittmeister Johann Baptista, einem Italiener, gestanden. Man zog diesen ein; er bekannte die Mitwissenschaft an jenem Verbrechen und legte noch ein zweites Geständniß ab. „Oft," sagte Baptista im Verhör, „habe ich die Absicht gehabt, den König zu erschießen, doch ist mir das Herz allezeit schwer geworden, und die Hand, wenn sie nach der Pistole greifen wollte, gleichsam erstarret, daß ich solch' Vorhaben nicht in's Werk setzen konnte." Baptista wurde außerhalb der Stadt Stettin aufgehängt.

[1]) Chemniz (I, 76, b.) weiß nichts von dem Ueberfall durch die Kürassiere, sondern erzählt blos, Quintin habe vorgehabt, den König entweder zu ermorden, oder den Kaiserlichen in die Hände zu spielen, seine Schuld sey aber durch einen im schwedischen Lager ertappten Spion an den Tag gekommen, worauf er sich aus dem Staube gemacht habe. Die Mitschuld und Bestrafung des Rittmeisters berichtet er wie oben. Das Theatr. europ. (II, 245) und dieser Quelle folgend, Khevenhiller (XI, 1326) erzählen den Ueberfall, legen aber die Aeußerung: „oft habe ich die Absicht gehabt" Quintin in den Mund. Der schwedische Soldat, der schon 1634 im Druck erschien, und gut unterrichtet ist, stellt den Ueberfall so dar, wie oben, nur kürzer. (S. 19 flg.) Auch über Quintin's Geschlechtsnamen und Nationalität herrscht Uneinigkeit. Mehrere sagen, er habe de Ponte geheißen — was italienischen Ursprung verräth; Andere wie Burgus und Chemniz nennen ihn Brück, überdies versichert Burgus ausdrücklich, er sey ein Deutscher gewesen. Man sehe Senkenberg V, 129. Note 1.

Chemnitz sagt, noch im Jahr 1648 sey der Galgen, an dem Baptista endete „zum Gedächtniß der abscheulichen Verrätherei aufrecht und unverletzt gestanden.“

Der eben genannte schwedische Geschichtschreiber sucht Quintin's That in Zusammenhang mit Jesuitischen Umtrieben zu bringen, indem er weiter erzählt: der König sey damals durch „gutherzige Leute aus Regensburg“ benachrichtigt worden, daß sich ein gewisser Jesuite unter der Maske eines verbannten lutherischen Predigers, — deren es damals viele im deutschen Reiche gab — einschleichen werde, um ihm ein vergiftetes Evangelienbuch zu übergeben. Würde der König dasselbe öffnen, so sey er des Todes. Auch habe man Gustav vor fremden Offizieren gewarnt, die früher beim Kaiser gedient und unter dem Vorwande, abgedankt zu seyn, im schwedischen Lager Dienste suchen würden. „Hieraus gehe hervor,“ fährt Chemnitz fort, „daß man schon damalen feindlicher Seits nicht ermangelt habe, dem Könige durch allerlei Arglist vom Brode helfen zu wollen.“ Doch wagt Chemnitz nicht für die Wahrheit der aus Regensburg mitgetheilten Nachricht einzustehen. Gewiß ist, daß Gustav selbst um jene Zeit sich bedroht glaubte. Unter dem $\frac{31.\ \text{Juli}}{10.\ \text{Aug.}}$ 1630 schrieb [1] er aus dem Feldlager zu Stettin an den Reichsrath nach Stockholm: „man solle auf Jesuitische Sendlinge achten, welche laut Nachrichten, die ihm aus Holland zugekommen, Gelegenheit gefunden hätten, nach Schweden einzuschleichen.“

Da Gustav das Lager bei Garz nicht zu stürmen wagte, bereitete er ein Unternehmen in Mecklenburg vor, zu dessen Anbahnung der Feind erst aus etlichen Plätzen in Vorpommern vertrieben werden mußte. Die Kaiserlichen hatten die Städte Uckermünde und Anklam, als offene unhaltbare Plätze, Mitte Juli freiwillig verlassen, aber Wolgast und Greifswalde hielten sie besetzt. In ersterer Stadt führte Hauptmann Schlechter, in letzterer Herzog Savelli den Befehl. Gustav Adolf beorderte den Generalmajor Knipphausen zum Angriff [2]. Dieser rückte Ende Juli vor Wolgast, und überstieg nach kurzer Gegenwehr die Mauern der Stadt, worauf sich die Kaiserlichen in das Schloß zurückzogen, das auf einer kleinen Felseninsel in der Peene lag. Nachdem die Schweden Batterien errichtet hatten, begannen sie das Schloß Mitte August zu beschießen, den $\frac{6}{16}$. dieses Monats forderte Knipphausen den Hauptmann Schlechter zur Uebergabe auf. Er antwortete: „die Besatzung habe dem Kaiser den Eid der Treue geschworen, und sey entschlossen denselben zu halten, die Schweden möchten nur einen Sturm wagen.“ Knipphausen näherte sich dem Flusse unter dem Schutze von Faschinen, und arbeitete an einer auf Flößen ruhenden, gedeckten Brücke über den Peenearm, der das Schloß vom Lande trennt. Mehrmal zerstörte der Feind die angefangenen Werke, dennoch mußte der Befehlshaber Ende August ka-

[1]) Geijer III, 172. — [2]) Chemnitz I, 72.

pituliren, weil die Lebensmittel im Schlosse ausgingen. Er erhielt freien Abzug mit der aus 250 Mann bestehenden Besatzung. Es waren, wie Chemnitz sagt, die ersten Kaiserlichen, die sich seit der Ankunft des Königs in Deutschland als Soldaten erwiesen.

Nicht so gut glückte es Knipphausen mit einem Versuch auf Greifswalde, den er wenige Tage nach dem Falle des Wolgaster Schlosses unternahm. Er hatte Einverständnisse in dieser Stadt angeknüpft, und hoffte sich derselben durch einen nächtlichen Ueberfall zu bemächtigen, aber seine Truppen wurden durch unerwartete Hindernisse — man fand eine Brücke abgebrochen — unter Wegs aufgehalten, und kamen erst nach Tagesanbruch vor den Mauern an. Darüber entstand Lärm in der Stadt, und die Schweden mußten unverrichteter Dinge abziehen. Noch schlimmer ging es einer Abtheilung, die Knipphausen nach dem Städtchen Passewalk schickte. Seit dem Jahre 1627 war dieser Ort hart mitgenommen worden. Zu der Zeit, als Gustav Adolf landete, lag Oberst Götz darin, der jedoch Mitte Juli von Conti Befehl erhielt, das Lager in Garz zu verstärken. Vor seinem Abzuge aus Passewalk forderte er von den armen Einwohnern 18,000 Thaler Brandschatzung; die Bürger erhoben Einsprache und stellten ihre völlige Erschöpfung vor, predigten jedoch tauben Ohren. Götz schickte von Garz aus, wo er indeß angekommen war, drei Fahnen zu Roß und Fuß nach der Stadt zurück. Die eine Hälfte dieser Soldaten riß den Bürgermeister sammt 17 der angesehensten Einwohner aus ihren Häusern heraus, und schleppte sie unter schweren Mißhandlungen in das kaiserliche Lager, wo sie in Ketten gelegt wurden. Die andere Hälfte blieb in Passewalk zurück, und wandte alle ersinnlichen Martern an, um die verlangte Summe zu erpressen. Die verzweifelten Bürger brachten Alles, was nur an Geld und Geldeswerth im Orte aufzutreiben war, Speck, Butter, Bier, Kupfer, Blei, Eisen, Schuldbriefe zusammen, und schickten es unter dem Geleite der zurückgebliebenen Soldaten nach Garz. Die Summe war dennoch nicht voll, die Einwohner schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie der Plage los seyn und die Befreiung ihrer gefangenen Mitbürger erlangen würden. In diesem Augenblicke kam die oben erwähnte schwedische Streifparthie von Knipphausen's Regiment, 140 Mann stark, vor den Ort und drang ungehindert ein, weil die Thore in Abwesenheit der Obrigkeit offen standen. Die Schweden fingen sogleich an, sich zu verschanzen, da sie einen Angriff der Kaiserlichen erwarteten, der auch unverweilt erfolgte, denn sobald Götz von der Einnahme des Orts durch die Schweden Nachricht erhielt, erschien er mit 3000 Mann. Passewalk ward erstürmt und nun ereignete sich eine der schändlichsten Gräuelscenen des 30jährigen Kriegs mit Würgen, Schänden, Plündern, Morden. Nicht Geschlecht, nicht Alter, nicht Stand fand Erbarmen. Nachdem alles bewegliche Eigenthum ausgeraubt war, zündeten die Kaiserlichen den Ort an [1].

[1] Chemnitz I, 80. Theatrum Europ. II, 246 flg.

Ich muß zunächst über die Gründe berichten, welche den König zu em oben erwähnten Unternehmen gegen Mecklenburg bestimmten. Markraf Christian Wilhelm von Brandenburg, seit der unglücklichen Wenung des dänischen Kriegs aus seinem lutherischen Bisthum Magdeburg ertrieben, konnte das reiche Stift nicht vergessen. Nach Veröffentlichung :s Restitutionsediktes war er nach Schweden gereist, hatte sich dem :önige empfohlen und ihm zum Kriege gegen den Kaiser gerathen. Mit llgemeinen Versicherungen entlassen, begab er sich nach Hamburg, da-ıals dem gewöhnlichen Sitze gefallener Herrlichkeiten, und legte von dort us Plane über Plane zur Eroberung Deutschlands vor [1]. Kurz ehe Gustav Adolf sein Reich verließ, um nach Pommern herüberzuziehen, rschien Johann Stahlmann, als Abgesandter des Markgrafen, mit folendem Antrage in Stockholm: „nicht nur die Bürger der Stadt Mageburg, sondern auch die Bewohner des ganzen Erzstiftes fühlten aufichtiges Verlangen nach dem Markgrafen, als ihrem alten Herrn, auch ätten sie versprochen, ihn nach äußersten Kräften zu unterstützen, sobald r mit hinreichendem Volk in's Erzstift kommen würde. Christian Wilhelm ey deshalb entschlossen, 3000 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk anzuverben, auch habe er bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, damit iese Werbungen in der Stille ohne Vorwissen der Kaiserlichen veranıaltet werden könnten, nur fehle es dem Markgrafen an dem nöthigen Gelde; Se. Majestät der König von Schweden möchte daher auf jeden ınzuwerbenden Reiter 20, auf jeden Fußknecht 4 Thaler Handgeld, ıußerdem als erste Monatlöhnung für die Reiter 18, für die Fußgän-;er 7—8 Thaler sammt den nöthigen Waffen, Geschütz und Zugehör ›orschießen. Auf den Fall, daß Gustav Adolf diesen Vorschlag genehnige, versprach Christian Wilhelm sein Heer bis auf 20,000 Mann zu ›ermehren und dasselbe ohne weitere schwedische Zuschüsse zu erhalten, ›enn 1,600,000 Säcke Getreide seyen im Erzstifte aufgehäuft, und leicht önne man sich dieser Vorräthe so wie auch der bedeutenden Schätze benächtigen, welche kaiserliche Offiziere in den kleinen Vesten des Landes ıiedergelegt hätten. Gelinge der Plan, so werde der Krieg mit einem Schlage von der Oder an die Elbe versetzt, und halb Deutschland sey ›ann für Gustav Adolf gewonnen. Die Ausführung habe er sicher vorbereitet, an einem bestimmten Tage würden sich seine Anhänger im Erzstifte erheben, die kaiserlichen Garnisonen überfallen, das gemeine Kriegsvolk niedermachen, die Anführer gefangen nach Magdeburg brinzen." Dies waren die Anträge des kampfbegierigen lutherischen Bischofs.

Gustav Adolf hegte jedoch große Bedenklichkeiten theils wegen der Sache selbst, theils wegen des Mannes, der einen so schwierigen Plan zu vollstrecken übernahm. Unmöglich schien es ihm, daß ein Fürst, der nicht einen Schuh breit Erde sein eigen nennen konnte, ein Heer von

[1] Dies und das Folgende nach Chemnitz I, 74 flg.

12,000 Mann mitten unter kaiserlichen Garnisonen anwerben sollte. Zweitens besaß der Markgraf durchaus keine Geldmittel, der König aber, auf dessen Kasse Christian Wilhelm rechnete, hielt es für mehr als gewagt, einem Anderen die Summe von 200,000 Thalern anzuvertrauen, selbst wenn dieser Andere weit größere Fähigkeiten besessen hätte, als die, deren sich der Markgraf rühmen durfte. Aus diesen Gründen ging Gustav nicht auf den Antrag ein, doch wollte er den Prinzen nicht durch gänzliche Abweisung vor den Kopf stoßen: er rieth ihm, sich mit den benachbarten deutschen Fürsten in Verbindung zu setzen, und bei reichen Leuten Geld aufzunehmen, vor Allem aber forderte er ihn auf, nicht eher loszuschlagen, bis das schwedische Heer in Deutschland Fortschritte gemacht haben würde. Damit es nicht den Anschein habe, als beschränke er seinen Beistand auf Worte, übernahm Gustav eine Bürgschaft von 100,000 Thalern, im Fall Christian Wilhelm die Summe würde entlehnen können.

Mit solchem Bescheid kam der Abgeordnete Stahlmann zu seinem Gebieter nach Hamburg zurück. Allein der Markgraf war zu ungeduldig, um länger zu warten. Sobald er die Landung Gustav Adolf's vernahm, machte er sich verkleidet mit wenigen Leuten auf den Weg, und erschien den 27. Juli a. St. in Magdeburg, wo er indeß durch seine Anhänger einen günstigen Empfang vorbereitet hatte. Bis zum letzten Juli blieb er verborgen, aber am 1. August frühe begab er sich auf das Rathhaus in die Versammlung des Magistrats. Dieser erkannte ihn nicht blos als Administrator an, sondern schloß zugleich ein Bündniß mit der Krone Schweden ab. Gleichwohl vermied es der Magistrat, sich tiefer mit dem Markgrafen einzulassen. Beide, die Stadt und Christian Wilhelm, verfolgten von vornherein verschiedene Zwecke. Letzterer gedachte mit Hülfe der Magdeburgischen Mannschaft und auf Kosten der Bürger sein lutherisches Bisthum wieder zu erringen, der Magistrat dagegen wollte die Gelegenheit benützen, um auf die Gefahr des Administrators hin seine Freiheiten eben so sehr als seinen Besitz auszudehnen. Zum voraus erklärte er, daß die ganze Unternehmung der Stadt keine Kosten verursachen dürfe. Außerordentlich vorsichtig waren die gestellten Bedingungen: „Magdeburg müsse nicht allein bei den vorigen Privilegien gelassen, sondern auch mit neuen Rechten und Gütern begabt werden, Alles was die römische Kirche oder andere Personen der Gemeinde im Laufe der Zeiten widerrechtlich entzogen hätten, müsse zurückerstattet, aller Schaden, welcher der Stadt aus dem Bündnisse mit dem Administrator erwachsen könnte, ersetzt werden, wofür die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Generalstaaten und die Hansestädte Bürgschaft zu übernehmen hätten; endlich wenn ein Bürger Magdeburgs gefangen genommen oder sonst gefährdet würde, solle er auf Kosten des Markgrafen wieder eingelöst und befreit werden.“ Man sieht, die Magdeburger rechneten auf die Kasse des Markgrafen, und

ser umgekehrt auf die ihrige. Jene wollten, dieser konnte nichts geben,
il er keine Mittel besaß. Anfangs ging es noch ziemlich gut. Die
adt lieh dem Administrator das wenige geworbene Volk, das in ihren
ensten stand. Er selbst brachte auf Kredit einen Haufen Soldaten
ammen, und eroberte mit denselben etliche kleinere Plätze, sogar die
adt Halle, deren Thore ihm durch die Salzarbeiter geöffnet wurden.
er ein Versuch, den er gegen die Morizburg machte, mißlang, und bald
ißte er auch Halle wieder räumen, denn Pappenheim war im Anmarsche.

Der König von Schweden mißbilligte zwar das voreilige Losschla-
a seines Verbündeten, wollte ihn aber doch, nachdem der Würfel ein-
ıl gefallen war, nicht verlassen. Er beorderte seinen Hofmarschall
ieterich von Falkenberg nach Magdeburg, um die Unerfahrenheit des
arkgrafen durch seine Einsicht zu unterstützen, zugleich beschloß er selbst
ıen Einfall in Mecklenburg, um von dort aus dem Administrator die
inde zu bieten. Noch eine zweite Bewegung, die um jene Zeit an
r untern Elbe vorging, zog die Aufmerksamkeit des Königs nach dem
nannten Herzogthume. Die abgesetzten Mecklenburger Fürsten hatten
ıf die Nachricht von der Landung Gustav's Lust bezeugt, sich ihm in
e Arme zu werfen [1]), waren aber bisher durch die Abmahnungen der
urfürsten von Brandenburg und Sachsen zurückgehalten worden. Diese
llten ihnen vor: „sie möchten sich nicht übereilen, und keine Parthei
ır der Zeit ergreifen, sondern die Schweden fechten lassen, und indeß
re Sache zu Regensburg im Wege der Güte betreiben; vielleicht werde
r Kaiser aus Furcht oder aus gerechter Rücksicht auf ihre Mäßigung
ıchgeben.“ Ich habe oben gezeigt, daß die hohe deutsche Aristokratie
h ihrer auf dem Reichstage in so weit annahm, als das Herzogthum
m Friedländer entrissen wurde. Allein die Wiedereinsetzung erfolgte
cht. Nun kamen die Herzoge auf ihren früheren Gedanken zurück und
ıloßen insgeheim ein Bündniß mit dem Könige, kraft dessen sich Gustav
dolf verpflichtete, schwedische Werbpatente für die Kriegsvölker auszustel-
n, die sie auf ihre Kosten zusammenbringen würden. Ein vornehmer Herr
ıt sich ihnen als General an, Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauen-
ırg, ein nachgeborner Prinz, dessen Bruder regierender Herr in dem
ıen genannten Ländchen war. Franz Karl brachte wirklich einiges Volk
uf die Beine, und bemächtigte sich im September der Städte Boizenburg,
auenburg und Neuhaus an der untern Elbe. Wenn diese freilich mit
einen Hülfsmitteln begonnene Unternehmung verstärkt und mit dem zu
Nagdeburg angezettelten Gewebe in Verbindung gebracht werden konnte,
ersprach sie Folgen.

Dies waren die Gründe, welche den König bewogen, sich von den
Odermündungen nach Mecklenburg zu wenden. In Stettin blieb Oberst
Teufel [2]) mit hinreichender Mannschaft zurück, um die Stadt gegen et-

[1]) Chemniz I, 83 flg. — [2]) Brief Gustav's aus Wolgast vom $\frac{7}{17}$ September an
Orenstierna Lettres de Gustave Adolphe S. 132. —

waige Angriffe Conti's zu decken. Anfangs September ging Gus nach Wolgast, wo er mit einem Theile seines Heeres zu Schiffe st und nach Stralsund fuhr. Den $\frac{10}{20}$. September gelangte er dasel an[1]), den $\frac{11}{21}$. schiffte er sich wieder ein in der Absicht, Rostock o Wismar von der Seeseite her anzugreifen; aber widrige Winde hiel die Flotte bis zum $\frac{21. \text{ Septbr.}}{1. \text{ Oktbr.}}$ auf. Nun änderte der König seinen Plan, setzte sein Volk an's Land, und zog Ende September auf Dammgart ein Städtchen an der Reckeniz, welche Pommern von Mecklenbu scheidet. Ein starker Thurm, um welchen die Kaiserlichen Schanz aufgeworfen hatten, deckte den Ort, die Besatzung vertheidigte sich tapfe aber zuletzt drangen die Schweden ein und hieben zur Vergeltung de Passewalker Greuel alles nieder. Am folgenden Tage rückten die Schwe den vor Ribnitz, das gegenüber von Dammgarten liegt, und nahmen die Stadt nach kurzer Gegenwehr, die Besatzung wurde größtentheils gefangen, viele Gemeine traten bei den Schweden unter, die Offiziere blieben in Haft. Von Ribnitz aus erließ Gustav Adolf an die Mecklenburgischen Stände eine Proklamation, worin er sie aufforderte, sich ihren rechtmäßigen Herren, den alten Herzogen des Landes, wieder zu unterwerfen, und alle Diejenigen, welche in Wallenstein's Diensten stehen oder ihm Hülfe leisten und anhängen, als Räuber und Feinde Gottes, als Verfolger der evangelischen Kirche, gefangen zu nehmen, auszuliefern, oder im Falle des Widerstandes todt zu schlagen und zu vertreiben. Zugleich drohte er mit harten Strafen, wenn die Stände seiner Aufforderung keine Folge leisten würden.

Dieser Aufruf brachte darum die beabsichtigte Wirkung nicht hervor, weil die Kaiserlichen durch schnelles Handeln einem möglichen Abfalle der Mecklenburger zuvorkamen. Gustav's Absichten waren, wie ich oben andeutete, auf Rostock gerichtet gewesen, an dessen Bürgerschaft er eine ähnliche Proklamation erließ. Die Stadt genoß das Recht der Quartierfreiheit, das die kaiserlichen Anführer bisher auf Wallenstein's Befehl geachtet hatten. Sobald sie aber den Anmarsch Gustav Adolf's erfuhren, erschien eine starke Abtheilung Reiter vor Rostock, und begehrte Durchzug unter dem Vorwande, Demmin gegen die Schweden zu decken. Der Stadtrath bewilligte das Gesuch mit der Bedingung, daß sie in kleinen Haufen durchziehen sollten. Als der erste Zug auf den Markt gekommen war, machte er, statt zum entgegengesetzten Thor hinaus zu gehen, Halt, worauf die andern noch vor der Stadt befindlichen Reiter nachstürmten, die Thore besetzten, die Wälle einnahmen, die Ketten, durch welche die Straßen abgesperrt waren, sprengten: die ganze Bürgerschaft wurde entwaffnet, jeder Einwohner mußte beschwören, daß er kein Gewehr in seinem Hause habe. Jetzt konnte Rostock, wenn es auch gewollt hätte, nichts mehr für die Schweden thun. Gustav Adolf's ursprünglicher

[1]) Chemnitz I, 80 b. unten. Khevenhiller XI, 1328 flg.

an war vereitelt, die Stadt erhielt eine starke Besatzung. Doch lie-
te der König dem Italiener Savelli, der unter Conti's Oberbefehl
ecklenburg vertheidigte, zwischen Ribnitz und Rostock ein Gefecht, das
n Vortheil der Schweden endete [1]).

Allein trotz dieses glücklichen Erfolgs drang Gustav Adolf nicht
iter in Mecklenburg vor. Drei verschiedene Ursachen waren hieran
ild: erstens die völlige Unterdrückung der Unruhen an der untern
e, zweitens die schlimme Wendung, welche die Angelegenheiten in
agdeburg nahmen, endlich wiederholte Angriffe Conti's auf das Lager
: Stettin. Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg spielte seine
lle fast eben so schnell zu Ende, als er sie begonnen [2]). Um den
fruhr im Keime zu ersticken, war Pappenheim mit 6000 Mann gegen
beordert worden. Auf die Kunde hievon verließ der Herzog die
ädte Boitzenburg und Lauenburg, warf eine kleine Besatzung nach
uhaus, und zog mit dem Rest seiner Leute nach Ratzeburg, der Re-
enz seines Bruders August. Mit Gewalt bemächtigte er sich dieser
adt, aber das Schloß übergab ihm sein Bruder nicht. Ratzeburg liegt
f einer Insel in dem ziemlich beträchtlichen und tiefen See gleichen
imens, sie hatte nur zwei Zugänge, auf der einen Seite über eine
ige hölzerne Brücke, auf der andern über einen Damm, der durch
s feste Schloß gedeckt war. Pappenheim folgte dem flüchtigen Lauen-
rger auf dem Fuße, nöthigte Neuhaus zur Uebergabe und erschien
in vor Ribnitz. Dort angekommen, theilte er sein Volk in zwei Haufen,
it 3000 Mann nahm der Oberste Reinacher eine Stellung vor der
lzernen Brücke, während Pappenheim selbst mit der andern Hälfte
s Schloß berannte. Nach der ersten Aufforderung ergab sich die Be-
tzung desselben, sey es weil der regierende Herzog das Unternehmen
ines Bruders mißbilligte, sey es daß er durch die Drohungen des
iserlichen Feldherrn geschreckt wurde. Herzog Franz Karl war jetzt
dem Städtchen völlig eingeschlossen, unmöglich konnte er sich mit 600
lann gegen 6000 halten, er ließ um Stillstand bitten. Pappenheim
willigte blos 15 Minuten Bedenkzeit, welche der Herzog benützte, um
if einem Kahne über den See zu entwischen. Allein die Kaiserlichen
uerten vom Schlosse aus mit so gutem Erfolg auf ihn, daß er zurück-
hren und sich mit seiner ganzen Mannschaft auf Gnade oder Ungnade
geben mußte. Dreihundert Mann Fußvolk und 160 Reiter streckten
is Gewehr, dem Herzoge selbst gab Pappenheim das Versprechen, daß
: weder vom Kaiser noch vom bairischen Kurfürsten mit ewigem Ge-
ingniß oder am Leben gestraft werden solle. In der That kam er bald
irauf wieder los und forderte sofort von seinem Bruder, dem regie-

[1]) Khevenhiller XI, 1350 unten flg. Chemnitz weiß von diesem Gefechte nichts,
ohl aber Khevenhiller, (XI, 1351) der jedoch weder Ort und Zeit, noch die Zahl der
ämpfenden auf beiden Seiten angibt; desgleichen der schwedische Soldat. Indeß be-
chtet letzterer S. 23 nur in allgemeinen Ausdrücken darüber. — [2]) Chemnitz I, 84,
flg. Khevenhiller XI, 1368 flg.

renden Herrn, weil er ihn in's Unglück gebracht habe, 12,000 Thal Schadenersatz. Die Herzoge von Mecklenburg wurden durch dieses Unglück ihres vornehmen Heerführers auf eine empfindliche Weise bloßgestellt: ein Rüstwagen mit Pulver, den sie dem Lauenburger zugeschickt, fiel unterwegs den Kaiserlichen in die Hände. Sie konnten jetzt ihre Theilnahme an dem Unternehmen, an der freilich Niemand zweifelte, auch gerichtlich nicht mehr läugnen. Schon fürchteten die Einwohner von Lübeck, wo die beiden Fürsten weilten, für die Schuld ihrer Gäste büßen zu müssen, und suchten ihnen daher durch Grobheit den ferneren Aufenthalt in ihrer Stadt zu verbittern. In der That riefen die beiden Prinzen, für ihre Tage fürchtend, den Schutz des Königs von Schweden an, der eines seiner Schiffe auf der Trave zu ihrer Verfügung stellte.

Auch das Unternehmen des Markgrafen Christian Wilhelm im Erzstifte Magdeburg ließ sich nicht viel besser an, als die Versuche des Lauenburgers [1]. Die Ursachen, warum die Stadt ihren ehemaligen Administrator so wenig unterstützte, sind oben angedeutet worden. Im Verein mit einem Bürgerausschusse von 50 Personen, besaß der Magistrat die Macht in der Stadt. Letzteres Collegium, aus den reichsten Einwohnern bestehend, wäre geneigt gewesen, etwas Erkleckliches für den Markgrafen zu thun, weil die Rathsherren, wenn das Unternehmen gelang, die Früchte des Siegs mit dem fremden Prinzen zu theilen rechneten. Aber der Ausschuß widersetzte sich allen Vorschlägen des Magistrats. Nicht nur bewilligte er keinen Heller zur Anwerbung von neuem Volke, sondern duldete lange Zeit nicht einmal, daß die Soldaten des Administrators in die Stadt gelegt wurden. Der Markgraf versuchte es mit Hülfe der Geistlichkeit, die, wie in andern alten deutschen Reichsstädten, auch in Magdeburg eine gewichtige Stimme auf dem Rathhause besaß, die Halsstarrigkeit der Gemeinde zu besiegen, nicht minder drang der Magistrat in die Geistlichen, die gute Sache zu unterstützen und dem Administrator an die Hand zu gehen. Aber nun erinnerte sich die Clerisei gewisser alter Rechte, die ihr der Magistrat im Laufe der Zeiten entzogen hatte und machte ihre Unterstützung von der Rückgabe derselben abhängig, was zur Folge hatte, daß gar nichts geschah, denn der Magistrat wollte sich von der Geistlichkeit nicht überlisten lassen.

Seiner Seits verschlimmerte Markgraf Christian Wilhelm seine Lage durch eigne, selbstverschuldete Fehler. Als ein Fürstenkind gewohnt von Andern unbedingte Dienstfertigkeit zu verlangen, setzte er sich *in den* Kopf, daß Gustav Adolf von Rechtswegen blos zu Wiederherstellung des Magdeburger Erzstiftes nach Deutschland herübergekommen sey. Von solchem Wahne ausgehend, fühlte er sich schwer dadurch gekränkt, daß der König nicht alle seine Geldforderungen befriedigt hatte, und auch jetzt nicht sogleich mit Heeresmacht vor den Wällen Magdeburgs erschien. Und diese seine gereizte Stimmung war er aufrichtig oder geschwätzig

[1]) Dies und das Folgende nach Chemnitz I, 104 b. unten flg.

ıug, vor allem Volk laut werden zu lassen: öffentlich jammerte er
er das Ausbleiben der schwedischen Hülfe, was die Bürger eben nicht
größeren Anstrengungen begeistern konnte. Und weil hochgestellte Per-
en durch Nichts so sehr in den Augen der Menge verlieren, als wenn
des schützenden Nimbus vergessen, so geschah es bald, daß Christian
ilhelm in Verachtung fiel. Zu diesen politischen Fehlern kamen noch
itärische hinzu. Gustav Adolf hatte dem Administrator gerathen, seine
reitkräfte nicht zu zerstreuen, sondern sich auf die Besetzung der Haupt-
dt Magdeburg zu beschränken, auch alle Vorräthe, die auf dem platten
nde lagen, nach der Stadt zu bringen. Allein weil seine Ungeduld
ı Augenblick nicht erwarten konnte, wo er in den vollen und unge-
ilten Besitz seiner lutherischen Pfründe wieder eintreten sollte, schlug
ristian Wilhelm den guten Rath des Königs in den Wind, schickte
n weniges Volk da und dorthin, um die zum Erzstifte gehörigen Ort-
aften zu besetzen, und zog sich dadurch mehrere Schlappen zu. In
m Städtchen Kalbe wurden 700 markgräfliche Soldaten von den Kaiser-
hen niedergehauen oder gefangen genommen. Bedeutende, in den ver-
iedenen Plätzen des Stiftes aufgehäufte Vorräthe, die man gleich zu
ıfang der Bewegung in die Stadt zu bringen versäumt hatte, fielen
m Feinde in die Hand.

Anderes Mißgeschick muß auf Rechnung der leeren Kasse des Mark-
afen geschrieben werden. Da er kein Geld besaß, um das neuge-
orbene Volk zu bezahlen, benützten die Abenteurer, die in seine Dienste
treten waren, den markgräflichen Namen, um sich selbst bezahlt zu
achen, d. h. den Krieg in ein Raubgewerbe zu verwandeln. Natür-
h konnte er von solchen Menschen weder pünktlichen Gehorsam noch
lannszucht erzwingen. Ein gewisser Oberst Bock hatte auf den Namen
s Administrators hin 2000 Mann zu Roß und zu Fuß zusammen-
bracht. Christian Wilhelm wies ihn, sobald die Mannschaft vollzählig
ar, an, nach Magdeburg zu ziehen. Allein statt dem Befehle Folge
leisten, zog Bock auf Halle, wahrscheinlich um dort den ersten Monats-
ld zu suchen und nahm die Stadt ein. Nun rückte aber der Feind
gen ihn an, und hätte ihn fast in Halle aufgehoben. Bock gewann
ıum Zeit, die Stadt zu verlassen; die Kaiserlichen folgten ihm auf der
erse, worauf das Fußvolk nach Merseburg floh und dort auseinander
ef; die Reiter flüchteten nach Querfurt, wurden aber daselbst vom
einde erreicht und zerstreut. Ein ganzer Heerhaufen, auf den Christian
Bilhelm große Hoffnung gesetzt, war vernichtet. Letzteres geschah Mitte
ktober zu der Zeit, da Pappenheim nach der untern Elbe zog, um
em Anschlage des Lauenburgers Einhalt zu thun. Nachdem derselbe
in Unternehmen glücklich ausgeführt hatte und wieder in das Magde-
urgische zurückgekehrt war, erging es dem Administrator noch schlimmer.
lusgang Dezember überfiel Pappenheim 1000 Mann markgräflicher
Truppen, die kurz zuvor Neuhaldensleben eingenommen hatten, in die-

sem wohlbefestigten Orte: die Besatzung mußte das Gewehr strecken, erhielt zwar freien Abzug gegen das Versprechen, nie mehr gegen den Kaiser dienen zu wollen, aber Waffen, Gepäck, Pferde, Mund- und Kriegs-Vorräthe blieben dem Sieger.

So standen die Angelegenheiten im Erzstifte. Die dringendsten Aufforderungen ergingen an den König, mit gesammter Macht zu Hülfe zu eilen. Gustav Adolf hätte solches Begehren nur dann erfüllen können, wenn er nicht nur die Stellung an der Oder und das eroberte Pommern, sondern auch seine Verbindung mit dem benachbarten Preußen, von wo er fortwährend Verstärkungen theils erhielt, theils erwartete, gänzlich aufgab. Der König fand diesen Preis zu hoch, er begnügte sich für den Augenblick, dem Administrator einige Summen in Wechseln auf Hamburg zu senden. Pommern nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Seit jenem Zuge von Stettin nach Mecklenburg, hatte Conti mehrere Versuche gemacht, die Hauptstadt Pommerns während des Königs Abwesenheit zu überrumpeln [1]), war jedoch zurückgewiesen worden. Als der kaiserliche Feldherr sah, daß Stettin allzugut bewacht sey, beschloß er, das von den Schweden belagerte Colberg, die einzige Festung, welche die Kaiserlichen noch an der Küste von Hinterpommern inne hatten, zu entsetzen. Der Oberst Franz v. Mörs lag mit 1500 Mann Besatzung darin. Mit der Belagerung hatte Gustav Adolf den Obersten Claus Dieterich — oder mit seinem adeligen Namen, Speerreuter beauftragt, zu welchem Zwecke ihm außer einer kleinen Abtheilung schwedischer Soldaten 1000 Mann pommerschen Landvolks und 200 Reiter zugetheilt worden waren. Da seine Streitkräfte nicht zu einer regelmäßigen Berennung hinreichten, mußte Speerreuter sich auf Blokade beschränken. Anfangs Oktober schickte nun Conti 300 Reiter von Garz nach Colberg ab, sey es um die dortige Garnison zu verstärken, oder weil er, wie Andere vorgeben, seine Schätze aus dem bedrohten Orte abholen und nach Garz in Sicherheit bringen wollte. Der Plan wurde den Schweden in Stettin verrathen. Eine Abtheilung Reiterei erhielt Befehl, die Kaiserlichen unterwegs zu überfallen. In Schiefelbein angekommen, erfuhren jedoch Letztere den Anmarsch der Feinde und traten eilends wieder ihren Rückzug nach Garz an, ohne daß es diesmal zu einem Gefechte kam.

Bald darauf erhielt Conti Nachricht, daß eine Abtheilung schwedischen Volks aus Preußen nach dem Lager in Stettin heranziehe. Er schickte sofort 4000 Mann ab, mit der doppelten Weisung, die preußischen Regimenter abzuschneiden und das belagerte Colberg zu entsetzen. In Stettin war kurz zuvor Feldmarschall Gustav Horn aus Preußen angekommen, hatte den Befehl über das schwedische Heer übernommen und den Generalmajor Knipphausen beordert, den anrückenden Truppen nach Hinterpommern entgegenzugehen, und sie nach Stettin zu geleiten.

[1]) Chemniz I, 79 a. 87 a. unten flg.

orn wußte bei Absendung Knipphausen's noch nichts von Conti's An- lage; sobald er davon Kundschaft bekam, warnte er den Generalmajor f seiner Hut zu seyn, und rückte selbst mit 1200 Reitern und 1400 ßknechten nach dem Städtchen Greifenberg an der Rega, wo er sich it Knipphausen vereinigte. Beide zogen Mitte November bis auf eine tunde Wegs vor Colberg. Auch die Kaiserlichen waren indeß in e Nähe der Festung vorgedrungen, deren Besatzung einen Ausfall achte, um den Neuangekommenen die Hand zu bieten. Doch da Letz- re den Anmarsch Horn's erfuhren, kehrten sie wieder um, der schwe- sche Feldherr folgte ihnen auf dem Fuße. Es kam zu einem Gefecht zwi- hen der beiderseitigen Reiterei, das aber keinen Erfolg hatte, weil ein ichter Nebel Angriff und Widerstand gleich unsicher machte. Mehrmals hoßen Schweden gegen Schweden, Kaiserliche gegen Kaiserliche, und ls endlich das schwedische Fußvolk der Reiterei nachgerückt war, hatte er Feind bereits unter dem Schutze der Nacht das Weite gewonnen. as einzige Resultat des Unternehmens bestand darin, daß Colberg ch selbst überlassen blieb. Die Kaiserlichen machten seitdem keinen Ver- uch mehr zum Entsatz, obgleich die Festung, aufs tapferste von ihrem ommandanten vertheidigt, erst mehrere Monate später fiel [1]).

Auf die Nachricht von diesen Bewegungen in Hinterpommern, ging er König, der sich seit dem verunglückten Unternehmen gegen Mecklen- urg in Stralsund aufgehalten hatte, nach Greifenberg, wo Horn, Knipphausen und der Oberst Baudissen ihm umständlich Bericht erstat- teten. Es scheint, daß Gustav mit dem Benehmen seiner Generale nicht zufrieden war. Sperreuter verlor den Befehl über die Abtheilung, welche Colberg belagerte, an seine Stelle trat der Oberst Boetius. Die aus Preußen angekommenen Truppen wurden in die Plätze von Hinterpom- mern längs dem Haff verlegt. Der König begab sich nicht mehr nach Stralsund zurück, sondern ging nach Stettin, das Kommando der er- oberten Orte auf der mecklenburgischen Gränze erhielt General Baner, Wismar und Rostock wurden durch die schwedische Flotte blokirt. Der schwedische Admiral Blume verfolgte das im letzten Jahre von Wallen- stein erbaute Kriegsschiff, König David, von 40 metallenen Kanonen, welches sich aus dem Wismarer Hafen herausgewagt hatte, bis in die Mündung der Trave: dasselbe fand im Lübecker Hafen Schutz. Vergeblich forderte der Admiral wiederholt vom Stadtrathe Auslieferung des Schiffes; der Magistrat wies die Zumuthungen beharrlich zurück. Ueber- haupt zeigten diese Hansestädter aus Mißtrauen gegen die geringe Macht Gustav Adolf's und aus Furcht vor dem Kaiser wenig Vorliebe für die Schweden, sie erschwerten die Werbungen in ihrem Gebiet, und machten dem schwedischen Bevollmächtigten Salvius große Unlust [2])

[1]) Chemnitz I, 88 flg. Khevenhiller XI, 1347 flg. — [2]) Chemnitz I, 91. b. flg.

Drittes Capitel.

Gustav vollendet die Eroberung Pommerns. Er knüpft Unterhandlun mit dem Kurfürsten von Brandenburg an. Das kaiserliche Heer nach Frankfurt an der Oder zurückgetrieben. Dezember 1630.

Im Dezember bereitete der König einen Schlag gegen das La von Garz vor, Zusendungen aus Preußen hatten seine Streitkräfte, lisches Geld, das er um jene Zeit erhielt [1]), seine Kasse gestärkt. Ue dies ermuthigte ihn der Zustand des kaiserlichen Heeres zu einem Angr Conti erlag dem dreifachen Nachtheil früherer Ausschweifungen sein Völker, der strengen Jahreszeit, der Gleichgiltigkeit Tilly's. Fürchterli rächte sich an den Kaiserlichen die Verwüstung des Landes: was früher im Uebermuth verdorben, entging nun dem dringenden Bedürfni es fehlte im kaiserlichen Lager zu Garz an Brod, an Futter für di Pferde, an Kleidern, selbst an Munition; täglich trieb der Hunger Schaaren von Ausreißern zu den Schweden. Zweitens war der Winter und zwar mit ungewohnter Strenge angebrochen und legte dem kaiserlichen Feldherrn noch die Last auf, seine Soldaten gegen die Wuth der Jahreszeit zu schützen. Die Schweden dagegen ertrugen einen deutschen Winter mit Leichtigkeit. An nordische Kälte durch ihr Vaterland gewöhnt, waren sie überdies durch eine zweckmäßige Kleidung geschützt; denn Gustav Adolf hatte unter seine Leute Schafpelze vertheilen [2]) lassen. Conti versuchte es, durch Unterhandlungen seinem Heere Ruhe zu verschaffen. Er lud den König ein, etliche seiner Offiziere an einen Ort zwischen Stettin und Garz zu senden, wohin er gleichfalls einige der Seinigen schicken würde. Gustav ging auf den Antrag ein, schwedische Offiziere erschienen und wurden von den Kaiserlichen, die bereits angelangt waren, köstlich bewirthet. Nach der Tafel rückten Letztere mit dem Vorschlage heraus: „Obwohl sie keinen Feind scheueten, auch mit hinreichendem Volk und Vorräthen ausgerüstet seyen, wünschten sie doch der strengen Jahreszeit halber Winterquartiere zu beziehen, und lebten der Hoffnung, daß die Schweden ihre Ruhe während des Winters nicht stören würden. Man dürfe kaum zweifeln, daß in den nächsten Monaten ein guter annehmbarer Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige von Schweden zu Stande komme. Sollte dies auch wider Erwarten nicht der Fall seyn, so würden sie im kommenden Frühling den Krieg als tapfere Soldaten fortsetzen." Gustav Adolf's Bevollmächtigte gaben folgende lakonische Antwort: „die Schweden seyen im Winter so gute Soldaten als im Sommer, auch durchaus nicht gewohnt, in Quartieren zu liegen und die armen Leute auszuziehen. Die Kaiserlichen möchten

[1]) Soldat suedois S. 27. Spanhemius spricht von 60,000 Pfund Sterling, welche Gustav zugekommen seyn sollen; ich finde diese Summe ein wenig hoch. — [2]) Khevenhiller XI, 1349 flg.

her thun, was ihnen gut dünke, sie, die Schweden, gedächten während
s Winters nicht zu feiern." Mit diesem Bescheide kamen Conti's
sandte wieder in das Lager von Garz zurück. Da unter solchen Um-
nden der Untergang des kaiserlichen Heeres in Pommern voraus zu-
en war, dankte Conti ab. An seiner Stelle übernahm den Befehl
imbald von Schaumburg, der um seinem schlimmsten Feinde, dem
inger zu begegnen, einen guten Theil seines Heeres nach Piritz und
benachbarten Orten der Neu- und Uckermark in die Winterquartiere
legte [1]. Greifenhagen blieb mit 2,500 Mann [2], meist Fußvolk be-
t, in Garz selbst lagerte Schaumburg mit der Hauptmacht.

Gustav Adolf war von diesen Umständen unterrichtet. Nach Ab-
ltung eines allgemeinen Buß- und Bettags, zog er den 23. Dezember
St. 12 Regimenter Fußvolk und 85 Cornet Reiterei bei Damm zu-
nmen, das Geschütz wurde, von Musketieren gedeckt, auf flachen Boo-
t die Oder hinaufgeführt, Fußvolk und Reiterei folgte am Ufer. Der
inig hatte erwartet, daß die Kaiserlichen ihm eine Schlacht anbieten
ürden, aber kein Feind zeigte sich. Ungehindert erschien er am Abend
s 24. Dezember vor Greifenhagen. Während der Nacht wurden die
nnonen ausgeschifft und Batterien errichtet; am Christtage Morgens
ühe 3 Uhr begann das Feuer aus 80 Feuerschlünden. Die Schweden
isteten sich zum Sturme, den jedoch der kaiserliche Kommandant, Fer-
nand v. Capua, nicht abwartete. Schon Tags zuvor hatte er, am
lücke verzweifelnd, seine Fahnen nach Garz hinübergeschickt, was nicht
enig dazu beitrug, den Muth der Garnison zu schwächen. Während
ie Schweden auf der Nordseite der Stadt eindrangen, verließ er sie
urch das westliche nach Garz führende Thor; den Rückzug deckte er
lbst, wurde verwundet und mit 3 vornehmen Offizieren und etwa 100
Soldaten gefangen genommen, die übrige Besatzung rettete sich nach
Garz [3]. Gustav Adolf schenkte die gefangenen Offiziere dem Obersten
eines Leibregiments, Teufel; denn vornehme Gefangene mußten sich
amals durch ein ihrem Rang und Reichthum entsprechendes Lösegeld
eikaufen, was für den Sieger keine unbedeutende Einnahmquelle war.
Don Ferdinand v. Capua starb bald darauf an seinen Wunden zu
Stettin. In früheren Tagen hatte er sich öfters vermessen, diese Stadt
u erstürmen, die Bevölkerung für ihre Anhänglichkeit an den König mit
Feuer und Schwert zu züchtigen, und die Schweden in die Ostsee zu
türzen. Der Aberglaube jener Zeiten fand es darum bedeutsam, daß
r gerade in Stettin als Gefangener sein Ende finden sollte. Des Landes
Haß, den er sich durch seine Räubereien zugezogen, folgte ihm ins Grab.
Ferdinand war, wie sein Landsmann Conti, ein braver Soldat, aber
eben so räuberisch wie dieser [4].

[1]) Chemnitz I, 93 b. unten flg. — [2]) Das. I, 94 b. gegen oben. — [3]) Das. I, 94 b. Khevenhiller XI, 1352. — [4]) Die Beweisstelle aus Lansberg bei Harte Leben Gustav Adolf's I, 412 Note 2. Vgl. Theatrum Europ. II, 262 a. oben und 342 b.

Am Tage nach Greifenhagens Fall berannten Gustav's Reiter den mit Schanzen wohlversehenen Brückenkopf bei Marwitz; auch dieses Werk verließ der Feind bei Annäherung der Schweden, und der König bemächtigte sich ohne einen Schuß der Hauptbrücke über die Oder. Als die Schweden am 27. Dezember vor Garz erschienen, hatte Schaumburg die Stadt geräumt, doch nicht ohne daß vorher das Rathhaus und einige Thürme in die Luft gesprengt, die Stadt angezündet, alles vorhandene Getreide in die Oder geworfen worden waren. Die Kaiserlichen zogen sich in größter Eile nach Landsberg und Frankfurt an der Oder zurück. Gustav Adolf traf in Garz nur die nackten Wälle, die Häuser waren sammt der Kirche bis auf 40 niedergebrannt. Während der letzten Tage des Jahres 1630 verfolgte das siegreiche Heer den fliehenden Feind, ohne Widerstand zu finden. In Piritz lagen 1400 kaiserliche Reiter. Sobald diese vom Rückzuge Schaumburg's hörten, jagten sie davon. Oberst Baudissen folgte ihnen auf der Ferse, nahm über 300 Proviantwägen und tödete eine Menge Leute. Eine andere Abtheilung wurde bei Bärwalde überfallen, nur die Deutschen erhielten Gnade, die Kroaten wurden niedergestoßen. Ein dritter Haufe hätte gleichfalls Frankfurt an der Oder nicht mehr erreicht, wäre ihm nicht auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg die Festung Küstrin geöffnet worden. Wenige Stunden später trafen auch die Schweden vor Küstrins Mauern ein, und forderten gleiche Begünstigung wie der Feind, allein diese Forderung wurde von dem Brandenburgischen Kommandanten abgeschlagen. Die Schweden sahen zu, wie die Ueberbleibsel des kaiserlichen Heeres sich durch Vorschub des Kurfürsten nach Frankfurt retteten [1]).

Das Jahr 1630 schloß mit günstigen Aussichten für Gustav Adolf's Waffen. Mit Ausnahme der beiden Festungen Kolberg und Greifswalde befand sich ganz Pommern und überdies ein Theil der Neumark in schwedischer Gewalt. Am Neujahrstage wurden diese Erfolge zu Stettin mit einem allgemeinen Dankfeste gefeiert. Gleichwohl hatte der König in einem 6 monatlichen Feldzuge nur das eine der beiden Heere, welche den Kampf gegen ihn bestehen sollten, überwunden, das andere und viel größere, welches Tilly befehligte, noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Auch jenes war nur darum unterlegen, weil es von dem zweiten trotz wiederholter Aufforderungen keine Unterstützung erhielt. Nach der Flucht aus Garz erließ Feldmarschall Schaumburg ein Schreiben [2]) folgenden Inhalts an Tilly: „abermals müsse er die Klagen wiederholen, die er früher vorgebracht; wenn nicht schnelle Hülfe komme, stehe er für nichts mehr, seine Leute seyen theils durch Hunger und Kälte, theils in Folge des Rückzugs nach Frankfurt auf die Hälfte herabgeschmolzen. Zwar habe er noch 80 Kornet Reiterei beisammen, aber dieselben könnten kaum mit 4000 Pferden ins Feld ziehen. Das Fußvolk betrage höchstens

[1]) Theatrum Europ. II, 262. Khevenhiller XI, 1353. Chemnitz I, 95. —
[2]) Theatrum Europ. II, 263, b. unten flg. Khevenhiller XI, 1357 flg.

O waffenfähige Männer; an Mundvorrath mangle es ihm gänzlich, ıſo an Schießbedarf, kaum ſeyen 8—9 Centner Pulver und etwa Centner Lunten übrig; ſein Geſchütz beſtehe aus 2 halben Karthaunen, ıuartierſchlangen und 8 kleineren Stücken, zur Fortführung derſelben ze er keine Pferde mehr, vom Lande könne man keine bekommen, ı die Dörfer ſtehen leer und verödet da, die Bauern hätten ſich mit n beſten Habſeligkeiten in die feſten Plätze geflüchtet.“ Der Brief ießt mit dem Geſtändniße, daß Landsberg und Frankfurt nicht in die ge behauptet werden könne, wofern Tilly nicht wenigſtens drei Regi- ıter ſende.

Wie nun? wenn Tilly und Pappenheim ſich an Schaumburg's immer anſchloßen und dem Könige ernſtlich entgegentraten. Dann ıd die Sache nicht viel beſſer, als im Augenblicke der Landung. Gu- › hatte noch keinen irgend bedeutenden deutſchen Anhang gewonnen. ›ergetreten waren bis jetzt der Fürſt von Pommern, und zwar dieſer wungen, Herzog Franz Karl von Sachſen-Lauenburg, Markgraf riſtian Wilhelm von Brandenburg, die vertriebenen Herzoge von ecklenburg, letztere vier ſolche Verbündete, die ſelbſt nichts beſaßen, glich auch den Schweden nichts nützen konnten, ſondern vielmehr des nigs Kaſſe in Anſpruch nahmen. Zu den eben genannten fünf Für- t kam als ſechster Herzog Georg von Lüneburg hinzu, den wir von ı Feldzügen Mannsfeld's und von dem Dänenkriege her kennen. Nach- n dieſem Herrn alle Früchte, die er aus ſeinem Abfall von der oteſtantiſchen Parthei zu ziehen gehofft, unter den Händen entſchlüpft ıren, nachdem er den mantuaniſchen Feldzug in des Kaiſers Dienſt ıe den erſehnten Lohn ſeiner Geſchmeidigkeit eine Zeitlang mitgemacht, ıg er im Herbſte 1630 zur ſchwediſchen Parthei über. Es war das ttemal, daß Georg die Farbe wechſelte. Unter dem 26. Oktober a. St. ırde im Lager zu Stralſund ein Patent ausgefertigt [1]), kraft deſſen ı Guſtav Adolf in ſeine Dienſte nahm. Einen alten Kunſtgriff her- rſuchend, behielt ſich der Herzog vor, daß er nicht gegen das heilige miſche Reich deutſcher Nation fechten zu müſſen verpflichtet ſeyn lle, dagegen verſprach er, im Falle die Krone Schweden mit Polen er andern benachbarten Mächten Krieg führe, und auch ſonſt jeder ит dem Könige Guſtav Adolf nach vorgängiger Aufforderung entweder it einem Heere deutſchen Kriegsvolks oder auch nur mit etlichen Regi- enter zu Fuß oder zu Roß beizuſtehen. Für dieſe Verpflichtung bedang ſich ein Jahresgehalt von 5000 Reichsthalern aus, welche ihm durch n ſchwediſchen Reſidenten in Hamburg ausgezahlt werden ſollten. Der ertrag war von beiden Seiten auf Schrauben geſtellt. Dennoch traute r Lüneburger dem Glücke der ſchwediſchen Waffen noch ſo wenig, daß den verlangten Gegenſchein, der dem Vertrage erſt förmliche Gültig-

[1]) Von der Decken I, 304.

keit gab, nicht eher als im April 1631 unterschrieb, nachdem der Köni Frankfurt an der Oder erobert, die Besetzung Mecklenburgs begonnen, un an dem Könige von Frankreich einen mächtigen Verbündeten erhalten hatt

Die regierenden Herren dagegen traten scheu vor einem Bunde m Schweden zurück, vor allen derjenige, dessen Anschluß Gustav am sicherste erwarten mochte, — sein Schwager, Kurfürst Georg Wilhelm von Bran denburg. Keineswegs war es eine Veränderung im Verfahren des deutschen Kaisers, was den Brandenburger zu solcher Zurückhaltung gegen Gustav Adolf vermochte, sondern einzig der Einfluß seines Minister des Grafen Schwarzenberg. Die alten Bedrückungen durch friedlä dische Völker dauerten bis zu der Schweden Ankunft fort, wie denn die Schadenberechnungen, welche Kurbrandenburg auf dem Regensburge Fürstentage eingab, nicht die kleinste Ziffer aufwiesen. Noch im Früh jahr 1629 mußte die Umgegend von Berlin nahe an 12,000 Mar erhalten. Klagen, welche die Einwohner deßhalb erhoben, gaben Anlaß zu amtlichen Erklärungen, die über den Charakter der brandenburgischen Hauptstadt Licht verbreiten. Der Kanzler Bruckmann schrieb[1]) unter dem 30. Mai 1629 an den Kurfürsten: „die Bürgerschaft in beiden Städten (Berlin und Cölln an der Spree) gibt selbst Ursache (zu solchen Bedrückungen); denn da wird von Pracht und Hoffahrt nicht abgelassen (er spricht von falschen goldenen Ketten und anderem Prunk) und die das Wenigste haben und all das Ihrige am Leibe herumtragen, treiben es am ärgsten. Die Stadt, (welche von Einlagerung verschont war) liegt immer voll Offizieren, die gerathen darüber auf den Gedanken, als sey allhier (zu Berlin) alles Gold was da gleißet, lassen auch wohl solche Worte hören: beide Städte seyen allein genügend ein ganzes Regiment auf ein Jahr zu unterhalten. Wehe aber uns, wenn es dahin kommt." Der brandenburgische Kanzler sagt im Folgenden, daß es der geheime Rath nicht an Verboten thörichten Prunks fehlen lasse: „man mahnet wo man kann und mag, von der verfluchten Hoffahrt, an welcher weder Gott noch Menschen Gefallen haben, abzustehen, allein weit die allerwenigsten nehmen es sich zu Herzen." Dieser lächerliche und erlogene Luxus in einer Zeit schwerer Noth zeugt vom halbslavischem Blute der Berliner. Der eigentliche Deutsche ist von Natur sparsam und legt sein erworbenes Geld in die Truhe oder auf nutzbringende Weise an, hält viel auf gut Essen und Trinken, aber wenig auf Prunk. Der Deutsch-Slave dagegen liebt über seine Mittel hinaus Flitterstaat, und zwackt sich den Bissen am Munde ab, um diesen Hang zu befriedigen, seinem Sprüchworte gemäß: „man sieht mir wohl auf den Kragen, aber nicht in den Magen."

Graf Schwarzenberg durchschaute die geheimen Absichten des Schwedenkönigs, er sah, daß die Lust, welche mehrere deutsche Fürsten an-

[1]) Cosmar Anhang S. 53 flg.

ındelte, sich dem Schweden in die Arme zu werfen, zum Nachtheile :selben ausschlagen müsse. Denn siegte Gustav mit ihrer Hülfe, so .r nichts gewisser, als daß die hohe Aristokratie, statt eines einheimischen, en fremden und noch dazu viel beschwerlichern Gebieter eintauschte, terlag aber der König trotz ihres Beistandes, so brach des Kaisers ıche verderblich über sie herein. Schwarzenberg's Scharfsinn fand einen sweg. Er hat zuerst Hand an Verwirklichung eines Planes gelegt, : nachher zum Leipziger Convent führte und dahin zielte, alle evan:ischen Stände des Reichs zu einer dritten Parthei zu vereinigen, welche) vom Kaiser wie vom Schweden Neutralität ertrotzen sollte, und rch ihre Macht im Stande gewesen wäre, den Ausschlag zu geben. chon war die Sache angebahnt. Erinnern wir uns, daß bei der iterredung, welche die Offiziere Gustav's und Conti's im November ;30 zwischen den beiden Lagern von Garz und Stettin hielten, die ıiserlichen äußerten: in den nächsten Monaten werde voraussichtlich ı guter Friede zu Stande kommen. Diese Aeußerung weist auf einen mstand hin, der von Chemniz und den andern Geschichtschreibern des riegs verschwiegen wird, nämlich, daß zwischen dem Kaiser und den chweden damals Unterhandlungen gepflogen wurden. Dies war wirkh der Fall. Einer französischen Quelle verdanken wir die Nachricht, ıß der Wiener Hof den Kurfürsten von Brandenburg ermächtigt hatte [1], ı des Kaisers Namen Friedensunterhandlungen mit Gustav Adolf anıknüpfen, und zugleich für die Protestanten oder für jene dritte Parthei, elche gebildet werden sollte, von Seiten Schwedens Neutralität zu be:hren. Zum Voraus will ich bemerken, daß diese von Ferdinand ereilte Vollmacht keineswegs die Frucht eines ernstlichen Verlangens ıch Frieden war, sondern daß der Kaiser die Absicht hegte, durch Erchtung einer protestantischen Parthei, die jedoch nach dem Plane des Biener Hofs nicht zur vollen Reife gedeihen sollte und auch wirklich ıufällig geblieben ist, den Kurfürsten von Baiern und die Liga zum 'ampfe wider den Schweden zu nöthigen.

Im Oktober eröffnete Schwarzenberg die Unterhandlungen mit Schweden. Während Gustav im Lager zu Ribnitz weilte, erschien [2] in kurbrandenburgischer Gesandter, Neutralität für seinen Herrn und essen Lande begehrend. Der Antrag war dem Könige in hohem Grade ınangenehm, denn wenn er einwilligte, sah er voraus, daß die übrigen roteſtantischen Reichsfürsten alsbald dieselbe Forderung stellen würden. Bleichwohl durfte er das Ansinnen nicht abschlagen, weil er sich sonst von Borneherein in eine feindliche Stellung zu einer Parthei versetzt hätte, hne deren Beistand er in Deutschland nicht vorwärts zu kommen vernochte. Gustav ertheilte eine Antwort, welche wenigstens für den Augenblick die Erfüllung des brandenburgischen Wunsches vereitelte: er erklärte

[1]) Mémoires de Richelieu VI, 537 unten. — [2]) Chemniz I, 63 a.

nämlich seine Bereitwilligkeit, die verlangte Neutralität zu gewähren, aber nur unter folgender Bedingung: „entweder solle der Kurfürst beide Theile auf ganz gleichem Fuße behandeln, und also dem Könige eben so gut als den Kaiserlichen die brandenburgischen Päffe öffnen, das schwedische Heer mit Geld und Mundvorrath unterstützen, und demselben Sammel- und Werbplätze anweisen; oder aber müsse Georg Wilhelm das kaiserliche Volk aus seinen Päffen, Festungen, Städten vertreiben und demselben so wenig als den Schweden Zufuhr, Winterquartiere und Laufplätze gestatten.“ Da die brandenburgischen Erblande unmittelbar an Pommern, den damaligen Schauplatz des Krieges, gränzten, und da folglich der Kampf kaiserlicher Seits nur von den Marken aus fortgesetzt werden konnte, war es undenkbar, daß Ferdinand für jetzt zu Abführung seiner Völker aus dem Gebiete des Kurfürsten sich verstehe. Aber wenn dann? wenn der Kaiser sein Heer später aus der Mark zurückzog, was ja wirklich geschehen ist. Dann war Gustav von Kurbrandenburg und voraussichtlich von sämmtlichen andern protestantischen Ständen getrennt. Der König verhehlte seinen Aerger nicht; wohl wissend, daß Schwarzenberg es war, der dem Kurfürsten den für die schwedischen Plane so verderblichen Rath gegeben, suchte er denselben auf jede Weise entweder zu verderben oder zu bestechen. Durch seine Spione in Berlin verschrie er Schwarzenberg beim Kurfürsten als einen Verräther, der in des Kaisers und der Jesuiten Sold stehe, drohte den Grafen um Hab und Gut zu bringen, und ließ wirklich die Besitzungen desselben unbarmherzig verheeren; anderer Seits verhieß er goldene Berge, wenn Schwarzenberg den Kurfürsten vermöge, sich für Schweden zu erklären [1]). Aber Schwarzenberg blieb taub gegen die Lockungen und widerlegte die Beschuldigung österreichischen Soldes durch die That.

Als die geschlagenen kaiserlichen Völker auf der Flucht von Garz nach Frankfurt arge Unordnungen in den Marken begingen, erschien ein kurbrandenburgischer Erlaß [2]) folgenden wesentlichen Inhalts: „Wir, Georg Wilhelm, haben zu unserer größten Betrübniß vernommen und unsere Unterthanen wissen es aus Erfahrung, daß seit geraumer Zeit und sonderlich erst kürzlich von einigen, durch unsere und die benachbarten Lande ziehenden, oder darin liegenden kaiserlichen Kriegsvölkern mit allerlei Bedrängniß, Aengstigung, Plündern, Beschatzung, Prügeln, Todtschießen, Verwüstung der Häuser, Nothzucht, selbst an den heiligsten Orten, der gräulichste und entsetzlichste Unfug getrieben wird, also daß es auf keinerlei Art und Weise länger zu dulden oder zu verantworten ist, auch in Feindes Landen nicht ärger gemacht werden könnte. Diesem barbarischen Unwesen haben wir lange genug mit großem Verdrusse zugesehen, unsere armen Unterthanen zur Geduld ermahnt, und uns darauf beschränkt, bei geeigneter höherer Behörde unsere Beschwerden vorzubringen. Es sind

---

[1]) Mémoires de Richelieu VI, 341. — [2]) Khevenhiller XI, 1355 flg.

ch von Zeit zu Zeit ernstliche Verordnungen dagegen ergangen, und kaiserlichen Offiziere haben Alles gethan, um dergleichen Grausam-en zu verhindern; allein wie Wir vermerken, ist der Ungehorsam des neinen Soldaten so groß, und derselbe hat sich an das Plagen und ündern schon so gewöhnt, daß fast gar keine Kriegszucht mehr beob-tet wird. Damit nun diesem Uebel Gränzen gesteckt werden, und sere getreuen Unterthanen Schutz bei Uns, ihrem ordentlichen Lan-sfürsten, finden, haben Wir nicht länger umhin gekonnt, Vorkehrung zen solchen Unfug zu treffen. Wir befehlen daher allen unsern Un-thanen, diejenigen Soldaten, welche plündern oder sonst Ausschwei-ngen begehen, zu verfolgen, anzugreifen, gefangen zu nehmen, oder, nn sie sich widersetzen, todtzuschlagen und also Gewalt mit Gewalt zutreiben."

So mild die gewählte Form erscheint, hatte doch der Kurfürst, oder elmehr sein Statthalter, Graf von Schwarzenberg, unumwunden an n Tag gelegt, daß es ihm mit der Neutralität nicht nur gegenüber m Schweden, sondern auch in Bezug auf den Kaiser Ernst sey. Ge-llen war der Würfel, jetzt mußten Kurbrandenburg und die übrigen angelischen Stände sich vereinigen, und eine bewaffnete protestantische Macht aufstellen. Thaten sie dies mit dem gehörigen Nachdruck, so waren e im Stande, dem Kaiser und der Liga zu erklären: „nehmet das Re-itutionsedikt zurück, gebt für Freiheit des Gewissens hinreichende Bürg-haft, und gewähret dem Reich sichern und ehrenvollen Frieden — oder Wir vereinigen uns mit dem Schweden und dann seyd Ihr verloren." Gewiß hätte Kaiser und Liga unter solchen Umständen nachgegeben. War man aber einmal so weit, so kam der zweite noch erfreulichere Akt. Man onnte dann zu dem Schweden sprechen: „Ihr habt bei Eurem Einmarsch as Reich erklärt, daß Ihr nichts für Euch suchet, sondern blos Uebung er evangelischen Religion und die deutsche Freiheit wiederherstellen wollet; wohlan, was Ihr ohne unsere Aufforderung bezwecktet, ist erreicht, für Eure Mühwaltung habt Ihr hier ein Stück Geld; führt Ihr aber wei-tere Dinge im Schild, so wisset, daß wir deutsche Protestanten, vereint mit diesen unsern Reichsgenossen, den deutschen Katholiken, entschlossen sind, Euch Ihr Schweden, wo Ihr geht und stehet, todtzuschlagen, nie-derzumachen, in der Oder, im Haff, in der Ostsee zu ersäufen. Darum, Ihr Fremdlinge, scheert Euch in Gutem fort, oder es geht Euch schlimm." Wirklich war es der Plan des Grafen von Schwarzenberg, daß die Pro-testanten so verfahren sollten, der Leipziger Convent, oder der Versuch, eine bewaffnete protestantische Mittelmacht zu bilden, hat, wie schon be-merkt worden, von ihm den ersten Anstoß erhalten. Daß der Entwurf zuletzt an der kläglichen Unfähigkeit protestantischer Fürsten scheiterte, fällt dem Grafen nicht zur Last. Hätte man seinem Rathe gefolgt, so würden dem deutschen Volke 17 Jahre der fürchterlichsten Kriegsnoth erspart worden seyn. Ein glänzendes Zeugniß zu Gunsten Schwarzen-

berg's ist auf uns gekommen. Richelieu sagt [1]) in seinen Denkwürdigkeiten: „Viele argwöhnten, daß Schwarzenberg im Solde des Kaisers stand, ich aber glaube, daß er ein treuer Diener seines Herrn war, denn die Kaiserlichen haßten ihn ebensosehr als die Schweden."

Zwei Monate, nachdem sich die brandenburgischen Gesandten zu Ribniz eingefunden, erschienen Bevollmächtigte der Grafen von Oldenburg und Ostfriesland im schwedischen Lager, auch für ihre Herren Neutralität fordernd. Gustav sprach seine Unzufriedenheit über das Gesuch noch unumwundener gegen die Oldenburger aus, als früher gegen die Gesandten seines Schwagers. „Unter allen Mitteln, dem Unheile des Kriegs vorzubeugen," antwortete er, „sey keines verkehrter, als die vorgeschlagene Neutralität. Der Kaiser werde sich nicht im Geringsten daran kehren, die Geschichte des deutschen Reichs beweise durch tausend Beispiele, daß solche Maaßregeln immer als Schlinge gedient hätten, um Schwache zu unterdrücken. Gleichwohl erbiete er sich, den Wunsch der Grafen zu erfüllen, und sie mit Neutralitätsurkunden zu versehen, wenn 1) die kaiserlichen und bairischen Völker aus Oldenburg abgeführt, alle von diesen besetzten Plätze und Festungen geräumt würden; 2) wenn die Grafen und ihre Unterthanen sich nicht nur wahrhaft neutral gegen den König und den Kaiser bewiesen, die Gegner Schwedens auf keinerlei Weise offen oder insgeheim unterstützten, sondern auch sich verpflichteten, auf den Fall, daß irgend Jemand sie zum Bruche dieser Neutralität zwingen oder bereden wolle, gegen diesen Dritten Gewalt zu brauchen, und des Königs Hülfe zu solchem Zwecke anzurufen. Endlich 3) müßten sie genugsame Urkunden vom Kaiser und der Liga beibringen, kraft deren sie ihrer Pflicht gegen das Reich entlassen wären, auch ihre Lande in solchen Stand der Vertheidigung setzen, daß der König versichert seyn könne, die Neutralität werde kaiserlicher Seits unverbrüchlich gehalten werden." Mit diesem Bescheide zogen die Gesandten Mitte Dezember 1630 wieder nach Hause [2]).

Von allen regierenden Herren Deutschlands ließ sich nur Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel tiefer mit dem Schwedenkönige ein. Ich habe oben berichtet, wie Wilhelm nach dem Rücktritte seines Vaters Moritz die Regierung übernahm. Hart waren Wilhelm's Anfänge. Im Jahre 1628 lastete auf dem reinen Einkommen seines Fürstenthums, das zu 200,000 Gulden berechnet war, eine jährliche Ausgabe von 100,000 Gulden Zinse für die von seinem Vater gemachten Schulden, von 50,000 Abtrag an die von Moritz auf den vierten Theil des Gesammtlandes angewiesenen Söhne zweiter Ehe, von 32,000 Gulden Ausgeding für Moritz, seine Gemahlin Juliane und deren Töchter, so daß für den Hofhalt des jungen Landgrafen und alle Regierungsanstalten nur 18,000 Gulden übrig blieben [3]). Weil Wilhelm das Ausgeding nicht zahlen

[1]) Mémoires VI, 541. — [2]) Chemnitz I, 93. Vergl. Mémoires de Richelieu VI, 541 unten. — [3]) Rommel neuere Geschichte von Hessen III, 732.

nnte, gerieth er in Streit mit dem Vater [1]) und noch mehr mit der
tiefmutter Juliane, welche sich so weit vergaß, das Einschreiten des
aisers gegen ihr eigenes Haus hervorzurufen, und auf diesem Wege ihre
nsprüche durchsetzte [2]). Im Frühjahre 1628 machte Wilhelm eine Reise
ch Prag zum Kaiser, um Erleichterung der Bürden seines Landes zu
langen. Die Schilderung dieser Reise [3]) ist wichtig für die Sitten-
d Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Man findet darin, wie ans
oflager eine Masse hohen deutschen Adels mit allerlei Bittgesuchen
römte, wie im kaiserlichen Vorzimmer Geistliche, Minister und jene stol-
n Hauptleute, die den Kaiser groß gemacht, Friedland, der kahlköpfige
solani, der strenge Colalto mit den evangelischen Reichsfürsten zusam-
entrafen, welche von Jenen ausgeplündert worden waren, und doch
ren Groll verbeißen und den Gehaßten freundlich thun mußten; wie
er Hof mit allerlei Lustbarkeiten, Bären- und Ochsenhetzen, Ball- und
artenspiel, italienischer Oper sich ergötzte. Wilhelm von Hessen theilte
it dem neuernannten Herzoge von Mecklenburg, den Erbfürsten von
olstein und Sachsenweimar, dem jungen Könige von Ungarn, Ferdinand's
Sohne, die Ehre, dem Kaiser und der Kaiserin bei Tafel aufzuwarten
nd das Handtuch zum Waschen zu reichen. Geistliche, durch Jesuiten-
öglinge aufgeführte Komödien, in welchen die Siege der katholischen
Waffen über Dänemark, Niederdeutschland und Böhmen symbolisch ge-
eiert wurden, wechselten ab mit dem Geräusche durchziehender Kriegsvöl-
er, mit kirchlichen Umzügen und Festen, aber auch mit grausamer Be-
trafung widerspenstiger Neugläubiger. Wilhelm sah mit an, wie einigen
österreichischen Bauern, die sich der gewaltsamen Bekehrung widersetzt
hatten, Nasen und Ohren abgeschnitten und dann die rechten Hände an
das Prager Rathhaus angenagelt wurden. Auch ermangelte Religion-
oder Diensteifer etlicher hoher Herren und Frauen nicht, an ihm selbst
Bekehrungsversuche zu machen, die jedoch vergeblich waren.

Den Hauptzweck seiner Reise erreichte Wilhelm nicht; er ward mit
schönen Worten entlassen, die That blieb aus. Noch im Jahre 1629
lagerten, aller Vertröstungen Ferdinand's II., Wallenstein's und des Kur-
fürsten von Baiern unerachtet, das Leibregiment und das Geschütz Tilly's,
3000 Fußknechte und die Reiterhaufen Lindeloh's im Fürstenthum Hessen-
Kassel [4]). Durch das Restitutionsedikt wurde dasselbe schwer getroffen [5]).
Wilhelm dachte im Ernst daran, die keinen Genuß gewährende, sondern
hartdrückende, nichts als Aufopferung fordernde Regierung niederzulegen.
Unter solchen Nöthen brach das Jahr 1630 an, und kam die Nachricht
von der Landung des Schwedenkönigs. Seit 1629 stand Wilhelm mit
Gustav Adolf in Briefwechsel. Im Sommer desselben Jahres hatte er
eine geheime Reise nach Holland an den Hof des abgesetzten, nun fast
verschollenen Kurpfälzers gemacht, wo er mit dem schwedischen Obersten

[1]) Rommel neuere Geschichte von Hessen III, 740 flg. — [2]) Das. S. 732. —
[3]) Rommel IV, 50 flg. — [4]) Das. S. 58. — [5]) Das. S. 63 flg.

Dietrich von Falkenberg zusammentraf und Verabredungen pflog [1]. Wilhelm wartete noch ab, bis der Regensburger Fürstentag, auf welchen er einige Hoffnungen setzte, zur Hälfte abgelaufen war. Als auch diese Versammlung keinen Trost brachte, beschloß er, als der erste aller Reichsfürsten, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Schweden vorzubereiten. Er schickte einen Beamten, Namens Hermann Wolf, in das Lager des Königs ab. Wolf ward durch Gustav's deutschen Geheimschreiber, Philipp Sattler, den $\frac{23.\ \text{Oktober}}{2.\ \text{Novemb.}}$ 1630 dem Könige zu Stralsund vorgestellt, und entledigte sich seines Auftrags [2], welcher darin bestand, zu erklären, daß in gegenwärtiger Noth das Haus Hessen-Kassel sich blos dazu erbieten könne, die Hauptfesten des Landes, Ziegenhain und Kassel, der Liga und andern Widerwärtigen zu verschließen, aber den Schweden zum Besten des gemeinen evangelischen Wesens zu öffnen; später dagegen, sobald es thunlich sey, werde der Landgraf dem Könige die eigenen und anderer gleichgesinnter evangelischer Stände Streitkräfte zuführen. Seiner Seits möge der König versprechen, daß er ohne Abhülfe der kirchlichen und weltlichen Beschwerden Hessens keinen Frieden eingehen, daß er dem Kaßler Hause mit Güte oder Gewalt zu seinem Rechte verhelfen, daß er dasselbe in den Stand, in welchem es vor den böhmischen und pfälzischen Unruhen gewesen, wiederherstellen, und Hessen im Falle einer Ueberziehung durch feindliche Völker schützen wolle. Man sieht, der Landgraf bot für jetzt so viel als Nichts — denn in seine Festungen hatte er bisher weder kaiserliche noch ligistische Völker aufgenommen — forderte aber viel vom Könige. Ganz aus diesem Gesichtspunkte beurtheilte der Schwede den hessischen Antrag. Gustav erwiederte [3]: „an den gewünschten Beistand müsse er die Bedingung gegenseitiger und schneller Hülfe knüpfen. Er für seine Person sey entschlossen, zu siegen oder ritterlich zu sterben. Dasselbe müßten aber auch die deutschen Fürsten thun, jetzt oder nie, sintemal ein verspäteter Beschluß im Fall einer Niederlage sie Alle unwiederbringlich ins Verderben stürzen werde." Aber zu solchen kühnen Vorschlägen hatte Wolf keine Vollmacht. Der König mußte sich begnügen, den Landgrafen für künftige Fälle festzuhalten.

Unter dem $\frac{9}{19}$. November wurden die vorläufigen Bedingungen eines Bündnisses entworfen [4], in welches der Landgraf die protestantischen Reichsstände Süddeutschlands, den Herzog von Württemberg, den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, die Wetterau'schen Grafen, die Städte Nürnberg, Frankfurt und Straßburg, die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar hereinzuziehen gelobte. Gustav Adolf behielt sich die unumschränkte Leitung des Kriegswesens vor, bedang die Aufnahme seiner Person und seiner Heere in die Länder und Festungen der verbündeten Stände, sobald dies die Noth erheischen werde; endlich verlangte er, daß

---

[1] Rommel IV, S. 80 flg. — [2] Das. S. 89 flg. — [3] Das. S. 93. — [4] Man vergl. Chemnitz I, 87. Der Text des vorläufigen Vertrags bei Senkenberg V, 707 flg.

ieselben ein Heer von mindestens 10,000 Mann aufstellen, wozu Hessen
vegen der großen Anzahl seiner befestigten Städte die Werbplätze her-
zgeben habe. Dagegen verbürgte die Krone Schweden den Verbündeten
Wiederherstellung in alle Rechte und Freiheiten, die sie vor Ausbruch des
'rieges besessen, und Schutz für ihre Besitzthümer. Gustav ging noch
veiter, er hielt dem Hessen-Kaßler und andern evangelischen Ständen
nen derberen Köder vor. Der 6. Artikel des Vertrags besagte, daß die
Verbündeten im Besitze aller Eroberungen, welche sie mit eigenen Trup-
en in den Landen der Liga machen würden, vom Könige aufrecht erhal-
:n werden sollten. Von der Reformation an bis auf Napoleon herab
aben alle fremden Eroberer den übermäßigen Reichthum der deutschen
Kirche als Lockspeise gebraucht, um Reichsstände in ihr Netz zu ziehen,
nd dieselben gegen ihr Vaterland zn bewäffnen. Auch Gustav hielt
s so. Doch trug ihm die Unterhandlung mit Hessen keine Früchte. Nach
Wolf's Rückkehr machte zwar Landgraf Wilhelm Miene zu rüsten, aber
er Anmarsch des Grafen Johann von Nassau-Siegen, der vom Kaiser
eauftragt war, Kassel mit 10,000 Mann einzuschließen, setzte ihn in
Schrecken [1]). Er trat nun zu der oben erwähnten dritten Parthei über,
und erschien zu Leipzig auf dem Convente. Erst nachdem durch kur-
ächsische Nachläßigkeit die dritte Parthei sich aufgelöst hatte, schloß
Wilhelm im August 1631 mit Gustav Adolf zu Werben ab.

Man begreift, daß unter solchen Umständen der König, trotz seiner
Siege über Conti und Schaumburg, nicht ohne schwere Sorgen der Zu-
kunft entgegensah. Am meisten drückte ihn Geldmangel. Fünf verschie-
dene Posten [2]) schwedischer Gelder waren für den deutschen Krieg be-
stimmt worden: erstens 429,145 Thaler aus Grundgefällen, zweitens
eine für den König gemachte Anlehe von 202,781 Thalern, drittens
1711 Schiffspfund Kupfer, das Salvius in Hamburg zu versilbern
angewiesen war, viertens 12,000 Tonnen Getreide, das man für ver-
kaufte Krongüter zu erhalten rechnete, fünftens 3646 Schiffslasten fin-
nisches Korn. Diese Mittel sollten in bestimmten Fristen vor Ende des
Jahres 1630 nach Deutschland geliefert werden. Aber sie kamen nur
unregelmäßig oder gar nicht. Unter dem $\frac{31\ \text{Juli}}{10.\ \text{August}}$ schrieb [2]) Gustav Adolf
aus Stettin an den Reichsrath: „Ihr wisset, daß Wir, seit Wir unser
Reich verließen, von da kein Geld trotz unserer Anordnungen empfingen,
auch hier haben wir keine Beisteuer zu erwarten, weil Wir dem Herzoge
von Pommern bei Staat und Regierung wie früher zu verbleiben be-
willigen mußten." Abermal schrieb [2]) er aus Stettin unter dem $\frac{3}{13}$. Sept.
1630: „Wir haben trotz aller Befehle und Ermahnungen noch wenig
oder keine Hülfe aus Schweden erhalten. Obgleich Wir jetzt durch Ein-
nahme dieser Stadt einigen Beistand bekommen, sind doch unsere Aus-
gaben so übermäßig groß, daß es wenig verschlägt, da wir jeden 10. Tag
allein zum Unterhalte des Fußvolks über 30,000 Reichsthaler bedürfen."

[1]) Rommel a. a. O. S. 102 flg. — [2]) Geijer III, 173 Note.

Gustav konnte häufig die Knechte nicht bezahlen, und um sie dennoch bei gutem Muthe zu erhalten, mußte er der Soldateska förmlich den Hof machen, aber auch die derbsten Späße und Vertraulichkeiten hinnehmen. Bei der Rückkehr nach Kassel berichtete[1]) der hessische Bevollmächtigte, Hermann Wolf, seinem Gebieter unter Anderem folgendes: „wegen des Geldmangels hält König Gustav Adolf den Soldaten, denen übrigens an Kommisbrod, Schuhen und Kleidern nichts abgeht, sehr Vieles zu gut, sobald nur keine Klagen von Seiten der Bürger wegen begangenen Unfugs einlaufen; er zieht den Hut vor ihnen ab, er nennt sie Brüder, ermahnt sie wegen mangelnder Zahlung zur Geduld, verspricht ihnen, wenn sie männlich fechten, gute Quartiere, läßt sich von ihnen duzen, und wenns hoch kommt, Herr König heißen, hört es auch wohl an, wenn sie sagen, daß es mit dem Dickkopf und dem Schmeerbauch[2]) nichts als Aufschneiderei sey, begegnet ihnen darauf mit Lachen und Scherzen. Ich habe aber auch von den Soldaten selbst gehört, daß, wenn sie nur Brod und Schuhe hätten, sie solchen tapfern und siegreichen König nicht verlassen könnten." Um dem Geldmangel abzuhelfen, wurde um jene Zeit in Schweden der Vorschlag gemacht, allen Getraidehandel in ein Monopol der Krone zu verwandeln[3]). Gustav wies Anfangs den Antrag zurück, theils weil er sah, daß derselbe an sich dem Bauer verderblich werden müsse, noch mehr weil er Unterschleife und Betrügereien der niedern Beamten fürchtete. Als aber Oxenstierna sich der Sache anzunehmen versprach, ging der König darauf ein. In einem Briefe[4]) vom $\frac{4}{14}$. Dezember 1630, welcher ein merkwürdiges Zeugniß von der Stellung des Königs zu Oxenstierna ablegt, sagt Gustav dem Kanzler Dank, und haucht zugleich die damalige Stimmung seiner Seele aus.

Ich theile die Urkunde mit. Golnow den $\frac{4}{14}$. Dezember 1630. „Mein lieber Kanzler, ich habe Euer Gutachten über die Kriegsunternehmungen für das nächste Jahr erhalten, und betrachte es als einen neuen Beweis Eurer Treue gegen mich und das Vaterland. Wer am Leben bleibt, wird den Erfolg sehen, und Ruhm bei der Nachwelt muß Euch zu Theil werden, wofern Ihr die Ausführung Eurer weisen Rathschläge mit dem gewohnten Eifer und Fleiße überwachet. Es wäre zu wünschen, daß ich viele solche Diener hätte, welche die Staatsgeschäfte mit demselben Geschick und derselben Redlichkeit wie Ihr zu betreiben verstünden, viel besser würde es dann um das Wohl des Vaterlandes stehen. Allein der allmächtige Gott theilt seine Gaben sehr ungleich aus, und die Menschen sind der Erbsünde wegen großen Fehlern unterworfen, welche Erfahrung ich an vielen meiner Diener machen muß. Manche derselben besorgen die anvertrauten Geschäfte so schlecht, daß ich oft an

[1]) Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 101 flg. Note. — [2]) Gustav war damals wohlbeleibt. — [3]) Rühs a. a. O. S. 227. — [4]) Lettres de Gustave Adolphe 144 flg., im Auszuge auch bei Geijer III, 174.

glücklichen Ausgange verzweifeln möchte, wofern uns Gott nicht in
Noth, wo keine menschliche Hülfe mehr ausreicht, auf wunderbare
'e beisteht. Fahrt deßhalb fort, Eure Pflicht zu erfüllen, und werdet
müde, in meinem und des Reichs Dienste zu arbeiten. Bemühet
insonderheit Euren Vorschlag in Betreff des Kornhandels zur Reife
ringen, denn Euer Rath gilt mir mehr als der aller Uebrigen. Ich
den Plan, mir durch das Getraidegesetz Geld zu verschaffen, bereits
egeben, nicht sowohl weil ich die Vortheile übersah, die mir daraus
chsen könnten, als weil ich Niemand kannte, von dem ich nicht fürchten
te, daß er das Mehl für sich behalten, und mir die Kleie übrig
n werde. Da ich nun aber weiß, daß Ihr Euch dieses Geschäftes
hmen wollet, so freue ich mich darüber, weil ich gewiß bin, an Euch
Stütze zu finden, welche die Last auf meinen Schultern erleichtern
. Läßt uns der Allmächtige nur den Winter glücklich überstehen,
rtraue ich, daß es uns durch Eure Geschicklichkeit künftigen Sommer
r gehen soll. Ich flehe zu Gott, der uns bisher seinen Segen,
ohl mit manchen Leiden vermischt, schenkte, daß Er uns ferner
ig sey, und unserer gerechten Sache, zu seines allerheiligsten Namens
, zum Frieden seiner heiligen Kirche und zu unserem zeitlichen und
en Heile, den Sieg verleihe. Ich würde Euch unsere ganze Lage
dern, wenn es der Zustand meiner Hand gestattete, die noch von den
Dirschau erhaltenen Wunden erstarrt ist. Dennoch muß ich Euch zu
en thun, daß der Feind, obgleich für den Augenblick schwächer an
erei und Fußvolk als wir, in einer günstigeren Verfaßung ist. Denn
Deutschland steht zu seiner Verfügung. Gegenwärtig ziehe ich am
ome [1]) meine Völker zusammen, in der Absicht den Feind anzugreifen
ihn aus seinen Quartieren zu verjagen. Obwohl nun die Gerechtig-
und die gute Sache auf unserer Seite steht, so ist doch der Sünde
en der Ausgang des Kriegs ungewiß, auch darf man nicht auf das
n eines Menschen rechnen. Daher ermahne und beschwöre ich Euch,
Muth nicht sinken zu lassen, wenn nicht Alles nach Wunsche gehen sollte.
bitte Euch, daß Ihr Euch mein Andenken und das Wohl meines
ses empfohlen sein lasset, und dasjenige an Mir und den Meinigen
, was Ihr wünschen müßtet, daß ich an Euch und den Eurigen
e, und was ich Euch sicherlich thun werde, wenn es anders Gott
llt, daß ich Euch überleben sollte und die Eurigen meiner Hülfe
irften. Es sind nun bereits 20 Jahre, daß ich dem Vaterlande
t ohne große Beschwerden, aber auch, Gott sey es gedankt, mit
me diene. Ich habe den Staat und meine Unterthanen geliebt und
rt, ich habe für sie meine Ruhe, mein Vermögen, mein Blut auf-
fert, und in dieser Welt nichts Anderes gesucht als die Erfüllung
Pflichten des Standes, in welchem mich Gott geboren werden ließ.

[1]) An der Oder.

Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so verdienen die Meinigen sowohl meinetwegen als auch aus andern Gründen Eure sorgsame Theilnahme. Es sind blos zwei Frauen, eine Mutter ohne Rath, und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie selbst regieren, und von Gefahren bedroht, wenn sie regiert werden. Die natürliche Zärtlichkeit eines Gemahls, eines Vaters macht, daß ich mich frei ausspreche über diese Dinge gegen Euch, der Ihr ein Werkzeug seyd, das mir Gott geschenkt hat, um mich nicht blos in großen Staatsgeschäften zu unterstützen, sondern auch gegen die Wechselfälle der Zukunft Vorkehrung zu treffen, und Sorge zu tragen für die Personen, die meinem Herzen am theuersten sind. Indessen überlasse ich mich, die Meinigen und Alles, was Er mir gegeben hat, Seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hoffnung auf ewige Ruhe, Freude und Seligkeit in jenem Leben, welches ich Euch ebenfalls zu seiner Zeit und Stunde wünsche."

Nicht blos Besorgnisse wegen der Zukunft, sondern auch Vorgefühle eines frühen Todes tönen aus dem Briefe hervor. Was die kriegerischen Unternehmungen betrifft, von denen er im Eingang spricht, so hatte er den Plan, im nächsten Jahre mit fünf abgesonderten Heeren ins Feld zu rücken. Das erste, dessen Befehl er selbst übernehmen wollte, sollte aus 21,680 Mann Fußvolk und 6,300 Pferden bestehen, und war dazu bestimmt, in Deutschland vorzudringen. Die zweite Abtheilung, 15,600 Mann Fußvolk und 2600 Reiter stark, sollte unter dem Kommando des Feldmarschalls Gustav Horn Pommern behaupten. Ein drittes Korps von 12,000 Mann beabsichtigte Gustav Adolf während des Winters in Hinterpommern bei Stolpe und Rügenwalde zu errichten, seine Aufgabe war die Verbindung mit Preußen offen zu halten. Ein viertes Heer sollte unter den Wällen Magdeburgs zusammengezogen werden. Christian Wilhelm, der lutherische Bischof dieses Stiftes, hatte versprochen während des Winters 11,000 Mann zu Fuß, 1000 Pferde aufzubringen und zu bezahlen, 6000 Mann im Solde des Königs sollten ihn, unter dem Kommando des Hofmarschalls Dietrich von Falkenberg, unterstützen. Endlich wollte Gustav Adolf noch ein fünftes Heer aus Schweden kommen lassen, das auf drei schwedische und zwei finnische Fußregimenter und 2000 Pferde berechnet, und dem das Erzstift Bremen als Sammelplatz angewiesen war. Hülfstruppen, welche der König von England verheißen hatte, sollten es verstärken.

Der König verhehlte sich die ungeheuren Schwierigkeiten nicht, welche die Anwerbung einer so großen Masse Volks machen würde. In einem Briefe[1]) an den Kanzler vom $\frac{1}{11}$. Oktober, aus welchem wir diese Nachrichten über seine Plane für das kommende Jahr entnehmen, gesteht er selbst, daß die Einkünfte seines Königreichs bei Weitem nicht

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 134 flg.

solchen Ausgaben hinreichen. Doch spricht er die Hoffnung aus, daß besetzten Provinzen den größten Theil der nöthigen Summen aufgen dürften. Pommern, sagt er, sey noch nicht ganz erschöpft, und klenburg in unerwartet guter Verfassung.

Es gelang ihm blos, die beiden ersten Heere in vollkommenen Stand zu n, die Errichtung des Magdeburgischen wurde durch Tilly und Pappenn vereitelt, die beiden andern blieben weit unter der oben angegebenen l. Im Uebrigen sieht man, daß der König vor Allem Geld bedurfte.

Viertes Capitel.

r Bärwalder Vertrag. Weiterer Verlauf des Kriegs. Tilly's Zögern. Fortschritte Gustav's in Mecklenburg.

Die vier ersten Monate des Jahres 1631 zeichnen sich ebensosehr rch politische Unterhandlungen, als durch kriegerische Ereignisse aus. ir beginnen mit den ersteren.

Gustav's Hauptquartier war zu Anfang des Jahres 1631 in dem inen Orte Bärwalde, nördlich von Küstrin, jenseits der Oder. Hier chien [1]) der französische Bevollmächtigte Charnacé, Geld und Wiederknüpfung des im Sommer unterbrochenen Bündnisses mit Frankreich bietend. Nicht ohne neue Schwierigkeiten, und nicht ohne daß der anzose in zwei wesentlichen Punkten nachgeben mußte, kam eine Verbarung zu Stande. Der erste Punkt betraf eine Titulatur. Bei n früheren Unterhandlungen hatte Charnacé aus Auftrag des Kardinals m schwedischen Herrscher den Namen „König“ verweigert. Die Krone ankreich pflegte nämlich diesen prächtigen Titel allen denjenigen gebönten Häuptern zu versagen, welche nicht der Geburt sondern stänscher Wahl ihre Throne verdankten, wie den Herrschern von Dänеark, Polen, Schweden. Aber das Selbstgefühl des Gothen wies schon Sommer 1630 die Zumuthung des Celto-Galliers unwillig zurück. n einem Briefe [2]), den Gustav unter dem $\frac{17}{27}$. Sept. 1630 von Stralınd aus an Ihro Majestät von Frankreich erließ, gab er Derofelben verstehen, daß Charnacé nicht mehr vor seinem Angesicht erscheinen ürfe, wenn er beauftragt seyn sollte, ferner den gebührenden Ehrenamen zu verweigern. „Obwohl die Frage wegen des Titels,“ schrieb er nter Anderem, „an sich unbedeutend ist, da sie weder zur Verminderıng noch zur Vergrößerung der Macht beider Kronen beiträgt, so sind Wir och überzeugt, daß einem Könige die Pflicht obliegt, Nichts zu vernachißigen was seine hohe Würde betrifft. Eher wollten wir die Unterhandıng abbrechen, als daß Wir zum Nachtheil dieses Amtes, das Wir von

[1]) Mémoires de Richelieu VI, 530 unten flg. — [2]) Dumont traitez V, b. 615.

Gott und unsern Vorfahren erhalten haben, das Geringste geschehen ließen." Diese Sprache wirkte. Charnacé kam zu Bärwalde nicht mehr auf die alte Forderung zurück, dagegen verlangte er jetzt, daß in beiden Urschriften des abzuschließenden Vertrags, der schwedischen sowohl als der französischen, der Name des Königs von Frankreich vorangestellt werden müsse. Auch dies verwarf Gustav. Man kam zuletzt überein, daß in der schwedischen Urkunde Gustav's, in der französischen Ludwig's XIII. Name die erste Stelle einnehmen solle.

Wichtiger war der zweite Streitpunkt, den wir mit den Worten des Kardinals anführen wollen. „Charnacé," heißt es [1]) in Richelieu's Denkwürdigkeiten, „machte große Anstrengungen um zu bewirken, daß Gustav Adolf der katholischen Liga und dem Herzoge von Baiern Neutralität in weitem Umfange bewillige. Allein der König gewährte nicht einmal mehr das, was er im vorhergehenden Jahre zu bewilligen geneigt gewesen, denn das Glück schwedischer Waffen hatte seinen Muth gehoben. Doch ging er Bedingungen ein, mit denen der Herzog von Baiern sich hätte begnügen können." Unter dem $\frac{13}{23}$. Januar 1631 wurde zu Bärwalde zwischen den Kronen Schweden und Frankreich abgeschlossen. Der Vertrag [2]) lautet so:

1) „Gegenwärtiger Bund der Könige von Schweden und Frankreich hat den Zweck, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu schützen, die Sicherheit der Ostsee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte der unterdrückten oder bedrängten Stände des heiligen römischen Reichs wieder herzustellen, die an beiden Meeren und im Lande Valtelin und Graubündten errichteten Vestungen zu zerstören, und überhaupt Alles wieder in den Stand zu setzen, in welchem es vor Ausbruch des deutschen Krieges gewesen ist. 2) Weil die feindliche Parthei sich bis auf diesen Tag geweigert hat, billige Genugthuung für zugefügtes Unrecht zu geben, so soll nunmehr mit bewaffneter Hand zum Wohle der gemeinschaftlichen Freunde eingeschritten werden. 3) Zu diesem Ende führt der König von Schweden ein Heer von 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß nach Deutschland, und unterhält es dort auf seine Kosten. Dagegen zahlt die Krone Frankreich an den König von Schweden jährlich eine Million Livres, von welcher Summe die eine Hälfte den 15. Mai, die andere den 15. November in Paris oder Amsterdam, je nach Gutbefinden des Königs von Schweden, unfehlbar erlegt werden soll. 4) Beide Theile gestatten einander in ihren Gebieten freie Werbung von Kriegs- und Seevolk, Ausfuhr von Schiffen und Kriegsvorräthen; den Feinden dagegen wird der Zugang verweigert. 5) Verbrecher und Ausreißer werden gegenseitig ausgeliefert. 6) Gefällt es dem Allmächtigen, die Waffen des Königs von Schweden zu segnen, so soll derselbe in allen eroberten Orten nach den Reichssatzungen verfah-

---

1) VI, 531 unten flg. — 2) Der Text in deutscher Uebersetzung bei Londorp IV. 129

und die Ausübung der katholischen Religion nirgends abändern, wo
: antrifft. 7) Diesem Bündnisse können andere Stände und Für-
in und außer Deutschland beitreten; aber dann müssen sie sich ver-
ten, weder heimlich noch offen dem Feinde zu helfen, nichts was
Königen von Schweden und Frankreich oder dem gemeinen Wesen
rlich sein könnte, zu thun, sondern vielmehr die nöthigen Beiträge
Verbündete zu leisten. 8) Mit dem Herzoge von Baiern und der
lischen Liga soll Freundschaft, oder doch Neutralität gehalten wer-
sofern dieselben ein Gleiches zu thun sich erbieten. 9) Kommt es
riedensverhandlungen, so soll hiebei nach allgemeinem Rath und
: Beiziehung der Verbündeten verfahren werden. Keiner darf ohne
en oder Willen des Andern etwas thun, am wenigsten Frieden
ßen. 10) Gegenwärtiges Bündniß gilt fünf Jahre vom Tage der
rzeichnung an bis zum 1. März 1636. Kommt während dieser Zeit
sicherer Frieden zu Stande, so soll der Vertrag nach Ermessen der
eiligten verlängert werden. 11) Weil schon im vorigen Jahre über
n Bund unterhandelt wurde, so soll er angesehen werden, als gälte
chs Jahre. Und da Seine Majestät der König von Schweden schon
: Kosten auf den gegenwärtigen Krieg verwendet hat, so werden
selben für das vorige Jahr von Frankreich am Tage der Unter-
nung 300,000 Livres in Wechseln erlegt, ohne daß diese Summe
den Beiträgen für die kommenden Jahre abgerechnet werden kann."

Leicht ist es zu zeigen, welche von diesen Artikeln zu Gunsten der
weden, welche zum Vortheil der Franzosen, welche endlich des Baiers
der Liga wegen eingeschoben wurden. Der erste und der letzte
mt Schweden zu gut. Den achten, welcher Neutralität für den Kur-
ten von Baiern ausbedingt, hatte Charnacé wider den Willen Gustav
lf's erpreßt, aber er ist ein elender Nothbehelf ohne Wirkung. Ma-
ilian von Baiern konnte zwar jeden Augenblick Waffenruhe von
ten des Schweden verlangen, aber nur auf die Grundlage des ersten
ikels hin, welcher bestimmt, daß in Deutschland Alles wieder in den
nd gesetzt werden solle, in welchem die Dinge vor dem Jahre 1618
ren. Wenn folglich Maximilian die von den Franzosen für ihn be-
rte Neutralität annahm, so mußte er vorher erstlich den Kurhut von
em Haupte nehmen, auch die obere und den ihm zugeschiedenen Theil
untern Pfalz herausgeben, und beides seinem gestürzten Stammes-
en Friedrich V. zurückstellen; er mußte zweitens in Widerruf des
stitutionsedikts willigen und in diesem Falle sich auf einen tödtlichen
uch mit der Curie und der ganzen katholischen Parthei, bisher seinen
esten und nützlichsten Verbündeten, gefaßt machen; mit einem Worte
mußte auf Alles verzichten, was er seit 12 Jahren mit so großem
fwand von Blut, von Geld, von List, von Verstand errungen hatte.
mit diese Logik des ersten Artikels noch deutlicher hervortrete, ertheilt
Vertragsurkunde dem Baier nicht den Titel Kurfürst, was er da-

41*

mals war, sondern Herzog, was er vor Anfang des Krieges gewesen. Wahrlich eine schlimme Neutralität!

Charnacé hatte den Wunsch seines Hofes ausgedrückt, daß der Bärwalder Vertrag vorerst geheim gehalten werde. Gustav war anderer Meinung, ohne Rücksicht auf die Einsprache des Gesandten ließ er die Urkunde sogleich auf einer Winkelpresse abdrucken[1]) und weit herum verbreiten, denn er berechnete, daß die Nachricht eines Abschlusses zwischen Schweden und Frankreich den deutschen Protestanten Muth machen und sie ins schwedische Lager locken werde. Der Botschafter gerieth noch wegen einer andern Sache in die Klemme. Durch französische Hugenotten, seine Spione am Pariser Hofe, war dem Könige gemeldet worden, daß Charnacé Vollmacht bei sich trage, mehr Geld, als er wirklich im Vertrage angab, zu bewilligen, namentlich für das verflossene Jahr 750,000 Livres statt 300,000 und für die folgenden je 1,200,000 bis 1,300,000 statt der in die Urkunde aufgenommenen Million. Gustav beschied Charnacé zu sich, richtete sein durchdringendes Auge auf den Franzosen, hielt ihm die Sache vor, und dröhte mit unerbittlicher Rache, wenn er nicht die ganze Summe hergebe, zu der er ermächtigt sey. Unglücklicher Weise sprach der König zu lange, so daß Charnacé, der Anfangs sehr betreten war, Zeit erhielt sich zu besinnen. Er log sich hinaus. Denn wirklich war die dem Könige zugekommene Nachricht wenigstens ihren Hauptzügen nach begründet[2]).

Nachdem Charnacé dem König einen Wechsel von 300,000 Livres eingehändigt, reiste er ab. „Dieses Geld", sagt[3]) Richelieu „war Gustav Adolf sehr erwünscht, weil die Holländer mit Bezahlung der Summe, welche sie den Schweden versprochen, im Rückstande blieben." Charnacé versuchte es zunächst, den Herzog von Baiern und die Liga zur Annahme der schwedischen Neutralität zu bewegen. Seine Aussichten auf Erreichung dieses Ziels waren jedoch wenig günstig. Tilly hatte einige Zeit vor Abschluß des Bärwalder Vertrags in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Obergeneral bei den Schweden auf einen viermonatlichen Waffenstillstand angetragen, weil, wie er versicherte, der Kaiser geneigt sey, wegen des Friedens zu unterhandeln. Letztere Behauptung war nicht aufrichtig, vielmehr wollte Tilly nur Zeit gewinnen. Dennoch fürchtete der französische Bevollmächtigte, Ferdinand möchte geschreckt durch die letzten Fortschritte der Schweden wirklich nachgeben; auch der König von Schweden hätte nicht ungerne das Gesuch Tilly's bewilligt, weil er dadurch die Stadt Magdeburg, die in großer Gefahr schwebte, zu retten hoffte. Allein Charnacé arbeitete, seinen Vorschriften gemäß, dem Waffenstillstand mit aller Macht entgegen, und beschleunigte hauptsächlich aus diesem Grunde so sehr als möglich die Unterzeichnung des Bärwalder Vertrags, damit der König von Schweden einmal gebunden nicht

[1]) Richelieu Mémoires VI, 538. — [2]) Das. 535 flg. — [3]) Das. S. 538.

zurückgehen könne, sondern den Kampf gegen den Kaiser fortsetzen :[1]). Wirklich ertheilte Gustav unmittelbar nach Abschluß des Ver- ; dem kaiserlichen Obergeneral in Betreff des Waffenstillstandes eine lägige Antwort[2]).

Schon zuvor war auf die kläglichen Berichte hin, die von Schaum- einliefen[3]), von Seiten des Obergenerals Befehl an die am Nie- ein, in Ostfriesland, in Schwaben und Franken zerstreuten ligistischen tzungen ergangen, in Niedersachsen zu ihm zu stoßen[4]). Jetzt nach fang der abschlägigen Entscheidung des Königs, brach Tilly — je- nur mit 4 Regimentern — aus dem Halberstädtischen, wo er bisher :te, nach dem bedrohten Frankfurt an der Oder auf, kam daselbst Ende Januar an, und traf sogleich Vorkehr, die Stadt mit Mund- Schießvorräthen zu versehen[4]). Chemniz und die Verfasser des atrum melden einstimmig, der kaiserliche Kriegskommissär habe nach y's Ankunft 400,000 Gulden zu Bezahlung der Soldaten herge- n. Ich vermuthe, daß Tilly die Einhändigung dieser Summe zur ingung seines Zugs nach Frankfurt gemacht hat. Jedenfalls sahen Befehle, welche er an die ligistischen Völker ertheilte, und der Zug Frankfurt kriegerisch genug aus. Nichts desto weniger muß der ig von Schweden durch seine geheimen Kundschafter benachrichtigt esen seyn, daß Tilly, wenn ihn auch der Kaiser vorwärts treiben te, durch seinen zweiten Gebieter in München an jedem ernstlichen ernehmen gehindert werden würde. Denn nachdem der bairisch-kai- iche Oberfeldherr in Frankfurt angekommen war, schwenkte Gustav lf ganz ruhig rechts ab, und wandte sich nach Mecklenburg, um die diesem Herzogthum liegenden kaiserlichen Besatzungen anzugreifen, ich als ob kein Feind zu Frankfurt ihm im Rücken stünde.

Den kleinen Krieg hatten die Schweden auch in der Zeit zwischen dem lle von Garz und dem Abschlusse des Bärwalder Vertrags ohne Rast tgesetzt. Er war lohnend, besonders gegen die kaiserlichen Croaten. Die- räuberische Volk, erzählen die Schriftsteller[5]), sey mit reichem Schmuck d schönen Waffen versehen gewesen, Viele hätten mit Silber und Gold füllte Gürtel um den Leib getragen, die Knöpfe an ihren Wämsern en von Silber, Pferdezäume, Sättel, Pistolen und Säbel mit dem- ben edlen Metalle beschlagen gewesen, Andere hätten massiv goldene d silberne Platten auf der Brust geführt: eine reizende Beute, die nanchem redlichen Lanzknechte, der es besser anzulegen wußte, wohl zu tatten kam.“ Auch bedeutendere Unternehmungen waren in den ersten ıgen des Jahres ausgeführt worden. Das Schloß Löckeniz, drei Mei- n von Stettin in der Uckermark gelegen, hielten 100 kaiserliche Mus-

[1]) Richelieu Mémoires VI, S. 533. — [2]) Den Beweis bei Senkenberg V, 255 nten flg. — [3]) Siehe oben S. 628 flg. — [4]) Theatrum Europ. II, 347 a. Chemniz I, 25 b. Mémoires de Richelieu VI, 539 unten. — [5]) Theatrum Europ. II, 342 a. nten flg. Chemniz I, 115 b. unten flg.

tetire besetzt, welche die vom Schlosse beherrschte Stadt gleichen Namens und die Umgegend belästigten. Den $\frac{8}{18}$. Jan. 1631 zog Oberst Leßley von Stettin mit 300 Fußknechten und 4 Stücken Geschütz dorthin, und forderte den Kommandanten des Schlosses auf, sich zu ergeben. Dieser, ein Franzose von Geburt, Namens Gramboy, machte Anfangs Miene zum Widerstand, als aber 7—8 Kanonenschüsse auf das Schloß abgefeuert wurden, bequemte er sich zur Uebergabe [1]). Noch mehr als die Garnison des kleinen Schlosses Löckenitz beunruhigte die Besatzung von Landsberg das umliegende Land. Im Hinblick auf den Anmarsch Tilly's nach Frankfurt begnügte sich Gustav einige Regimenter in die Nähe der Festung zu verlegen, welche die Kaiserlichen von ferneren Streifzügen abhielten. Nachdem die Provinz durch diese Maaßregel einiger Maaßen gesichert worden war, unternahm es Gustav dem Menschen-leeren Lande seine entflohenen Bewohner zurückzugeben. Eine königliche Aufforderung erschien des Inhalts: die entwichenen Unterthanen möchten zu ihren Häusern und Gütern zurückkehren, dieselben ohne Furcht besitzen, bebauen, ihrer Nahrung pflegen, und versichert seyn, daß sie dem schwedischen Soldaten nicht mehr geben müßten, als was zu seinem nothdürftigen Unterhalte nöthig sey. Alle, welche sich nicht einstellten, drohte der König als Feinde des Vaterlands zu behandeln, und ihre Güter wie ihre Personen mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Wirklich kamen auf diese Aufforderung hin täglich Viele vom Adel und gemeinen Volke nach ihren Gütern. So groß war das Vertrauen, welches man auf die Kriegszucht des schwedischen Heeres und auf den Edelmuth des Königs setzte [2]).

Und nun bereitete Gustav den oben erwähnten Schlag gegen Mecklenburg vor. Feldmarschall Gustav Horn erhielt den Befehl über Pommern und die eroberte Neumark, und blieb mit so viel Mannschaft zurück, als nöthig schien, um das Land wider einen möglichen Einfall von Frankfurt an der Oder her zu vertheidigen, auch wurde der Heerhaufe verstärkt, welcher Colberg belagerte. Der König selbst zog den $\frac{23. \text{Jan.}}{2. \text{Febr.}}$ 1631 bei dem Städtchen Damm 16,000 Mann zusammen, ging bei Stettin über die Oder, und brach von dort in die Uckermark ein. Die Stadt Prenzlow fiel in den letzten Tagen des Jänners in seine Hände; am $\frac{1}{11}$. Februar erschien er mit seinem Heere vor Neubrandenburg. Sechshundert Mann zu Fuß und Roß unter dem kaiserlichen Obersten Franz Marazin bildeten die Besatzung des Orts. Während der Nacht wurden Batterien errichtet, und mit Tagesanbruch etliche Kugeln hineingeschickt. Nun erbot sich der feindliche Befehlshaber zur Uebergabe, erhielt freien Abzug mit Sack und Pack und brennenden Lunten, aber mußte für sich und die Garnison versprechen, innerhalb drei Monaten nicht wider die Krone Schweden zu dienen. Außerdem erklärte der König die Kapitulation für gebrochen anzusehen, wenn ein Soldat, wie es bei

[1]) Theatrum Europ. II, 342 b. Chemnitz I, 116. — [2]) Chemnitz I, 116 b.

Kaiserlichen Sitte war, beim Auszuge irgend etwas den Bürgern le, oder dieselben beschädige. Die Garnison bekam Laufpaß nach lin, aber auch dies nur unter der Bedingung, daß sie auf der Landße bleibe, und unterwegs keinen Unterthan mit Raub und Gewalt istige [1]). Diese bei jeder Gelegenheit wiederholte Vorsorge für das lk macht eben so sehr dem Verstande als dem Herzen des Schwedenigs Ehre.

Von Neubrandenburg, wo eine schwedische Garnison von etlichen ndert Mann zurückblieb, ging der Marsch auf Klempenow, das sich leich ergab, auf Treptow, welchen Ort die Kaiserlichen noch vor Anift der Schweden räumten, dann auf das Schloß Loitz. Den Befehl letzterem führte der Spanier Peter Peralta, ein Maulheld, dessen igheit fast alle Geschichtschreiber des 30jährigen Krieges verewigen. ustav Adolf hatte einen Offizier dem Heere vorangeschickt, um Loitz fzufordern. Peralta warf sich gegen den schwedischen Gesandten in Brust, schwur hoch und theuer, daß er kein Hundsfott sey wie die mmandanten von Klempenow und Treptow, sondern als ein ehrenter, dem römischen Kaiser treu ergebener Ritter seinen Posten bis auf n letzten Blutstropfen vertheidigen werde. Nachdem er den Schweden it dieser stattlichen Erklärung fortgeschickt, ließ er sich seine Rüstung schnallen, und stieg stolzen Schritts herab in den Saal, wo eine chaar adeliger Frauen versammelt war, vor denen er sein Gelübde iederholte. So sprach er den Tag, ehe das schwedische Heer vor den Wällen seines Schlosses ankam. Als er aber am andern Morgen die anner der Feinde entfaltet sah und ihre Lunten roch, ward sein tapferes emüth umgestimmt. Die Thränen der Damen, welche ihn vor Blutrgießen warnten, fanden Eingang. Peralta war feig genug, dem Verngen des Königs, daß er vor das Schloß herauskommen solle, Folge leisten. Gustav Adolf schrieb eine Kapitulation vor, wie es ihm gut inkte. Der Spanier trug eine schwere goldene Kette um den Hals. in Edelmann aus des Königs Umgebung bat um die Erlaubniß, dielbe ihm nehmen zu dürfen. Gustav Adolf gestattete diese Demüthigung, elche sich Peralta, ohne eine Miene zu verziehen, gefallen ließ [2]).

Eine Meile von Loitz liegt am Zusammenfluß der Peene, der Trel und Tollensee die Stadt Demmin, welche die Kaiserlichen wegen rer Wichtigkeit wohl befestigt hatten. Mit zwei Regimentern hielt sie er Herzog Savelli besetzt. Hinter der Stadt stand das feste Schloß itten in einem Sumpfe, den man mittelst eines langen und schmalen, on mehreren Brücken unterbrochenen Dammes überschreiten mußte. Der ngriff hätte daher im Sommer große Schwierigkeiten dargeboten, allein er strenge Frost, welcher damals herrschte, bot einen guten Weg über as dichte Eis selbst für das Geschütz dar. Noch größeren Vorschub

[1]) Chemnitz I, 118. — [2]) Das. 118 b. Theatrum Europ. II, 343 b.

verhieß der Charakter des Befehlshabers. So tief Savelli an kriegerischer Fähigkeit unter Conti stand, kam er ihm im schmutzigsten Geize gleich. Man erzählt in dieser Beziehung Züge von ihm, die an das Unglaubliche gränzen. Nachdem er den Bewohnern jener Gegend unter dem Namen von Kriegssteuern den blutigen Heller abgepreßt hatte, nahm er den Bauern noch ihr letztes Mittel des Unterhalts, die Ackerpferde ab. Kein Mensch wollte für die abgetriebenen verhungerten Thiere etwas bieten. Jetzt befahl Savelli, die Mähren niederzustechen, und verkaufte die abgezogenen Häute für ein Lumpengeld an den Schinder. Alle seine gestohlenen Schätze hatte er in Demmin zusammengehäuft, und seine einzige Sorge war, sich durch eine fügsame Kapitulation den Besitz derselben zu erhalten, was auch die schnelle Uebergabe dieses Orts, der sich sonst mehrere Wochen hätte halten können, herbeiführte.

In der ersten Nacht nach seiner Ankunft vor Demmin ließ Gustav Adolf Batterien errichten, Stücke aufpflanzen und rückte bis hart an die Werke der Belagerten. Am andern Morgen lief Oberst Teufel Sturm auf einen halben Mond, verjagte die Kaiserlichen, und schlug mehrere Ausfälle ab, welche den Zweck hatten, das Werk wieder zu nehmen. Während dies auf der Stadtseite vorging, griff Knipphausen, der von Stralsund aus mit 2000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern zum Könige gestoßen war, das Schloß an. Hinter dem festen Gebäude stand noch ein alter Thurm mit dicken Mauern, der von einer starken Schanze umgeben war. Knipphausen rückte mit seinem Fußvolk über das Eis des Morastes bis in die Nähe des Schlosses, bemächtigte sich dann des Dammes, ließ die von den Kaiserlichen abgebrochene Brücke wieder herstellen, und brachte grobes Belagerungs-Geschütz hinüber. Jetzt wurde das Schloß von vier Fahnen angegriffen; ohne Widerstand verließen es die Kaiserlichen, nachdem sie zuvor Feuer eingelegt, und zogen sich in die Schanze um den alten Thurm zurück, auch aus dieser wurden sie vertrieben und in den Thurm zusammengedrängt. Die Mauern waren zu dick, als daß der König von der Wirkung der Kanonen schnellen Erfolg hätte erwarten können, er gebot eine Mine anzulegen, welche während einer Nacht zu Stande kam. Nun ergab sich die Besatzung, 7 Fähnlein stark, auf Gnade und Ungnade. Gustav Adolf ließ die eroberten Feldzeichen auf seinen gegen die Stadt gerichteten Werken aufpflanzen, und dem Feinde den erfochtenen Sieg durch Pauken- und Trompetenschall verkünden. Alsbald verlangte Savelli zu kapituliren und erhielt gute Bedingungen. Den $\frac{15}{25}$. Februar 1631, am vierten Tage nach Anfang der Belagerung, zog er mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, mit fliegenden Fahnen und zwei Stücken Geschütz aus.

Tilly hatte ihm Befehl ertheilt, Demmin wenigstens drei Wochen zu halten und, wenn er je kapituliren müsse, sich nach Rostock zurückzuziehen [1].

---

[1] Khevenhiller XI, 1763.

:erem Befehl lag die Voraussetzung zu Grunde, daß Gustav Adolf ı der Einnahme Demmins den Krieg nach Mecklenburg versetzen de. Savelli sollte also, nach der Ansicht des Oberfeldherrn, dem ige noch länger die Spitze bieten. Allein der Italiener achtete den :ten Befehl noch weniger als den ersten. Statt sich in die Festun- Mecklenburgs zu werfen, zog er mit seinen Regimentern nach der leren Elbe. Der Feldherr der Liga gerieth in den heftigsten Zorn : diesen Ungehorsam, er gebot dem italienischen Herzoge, das Heer enblicklich zu verlassen, um sich zur Verantwortung nach Wien zu en, zugleich bat er den Kaiser schriftlich, an dem meuterischen Generale Strafbeispiel zu geben. Savelli ging nach Wien, ohne Furcht, auf :rn Rückhalt rechnend. Denn wenn auch der Geiz oder der Wunsch, en Raub in Sicherheit zu bringen, die hauptsächliche Triebfeder war, rum er Demmin so schnell übergab, schützte ihn anderer Seits eine erliche Vorschrift, die ihn anwies, sein Volk nicht ohne dringende th aufzuopfern. Der Italiener kannte die wahre Stellung des Wiener ı Münchener Hofes, er wußte, daß einer dem andern eine Falle graben lle. Voll Vertrauen auf diese geheimen Verhältnisse erschien er am fe, der Erfolg rechtfertigte seine Erwartung. Nach einer kurzen, wahr- :inlich nur um des Anstandes willen verhängten Haft, wurde er frei- prochen, und ferner zu wichtigen Diensten gebraucht. Tilly beschwerte über diese Verachtung seiner Klagen, aber vergeblich. Gustav Adolf rchschaute den Zusammenhang. Als Savelli aus der Stadt abzog und den Schweden vorüberritt, empfing ihn der König mit verstellten hmeicheleien: „er wünsche sich Glück, in ihm einen Mann zu finden, den schönen Himmel Italiens verlassen habe, um in Deutschland affen zu tragen.“ Nachdem aber der tapfere Mann aus dem Gesichte r, sagte Gustav Adolf zu seiner Umgebung: „hätte er dies in meinem enste gethan, so müßte er sterben, doch wird ihm nichts geschehen, weil se Leute sich gar zu sehr auf die Frömmigkeit des Kaisers verlassen rfen.“ Er sah also voraus, daß es ohne Strafe abgehen werde, un- legte jedoch dieser Voraussicht eine Deutung, wie sie für seine Parthei- ecke am passendsten war. Denn sicherlich wußte er, daß der Kaiser nen Feldherrn nicht aus Frömmigkeit, sondern aus andern Gründen rschonen werde [1]).

Der Verräther Quintin war vor der Belagerung Oberstlieutenant Savelli's Regiment gewesen, hatte sich aber, ehe das schwedische Heer zog, aus dem Staube gemacht, ohne Zweifel weil er voraussah, daß lly den Platz nicht entsetzen und daß also Demmin fallen würde. Sei- n zurückgelassenen Rüstwagen fanden die Schweden vor; man rieth dem inige, die Kapitulation nicht auf das Eigenthum des Verräthers aus- dehnen, allein er verwarf den Vorschlag, und Quintin erhielt sein Ge-

[1]) Khevenhiller XI, 1763 flg. Chemnitz I, 119. Theatrum Europ. II, 343 flg.

päck wieder. Während der Belagerung wurde ein Streich gegen die benachbarte Veste Malchin ausgeführt, wo zwei Fahnen kaiserlicher Dragoner in Besatzung lagen. Rittmeister Moltke, ein geborner Mecklenburger und der Gegend kundig, erbot sich, den Ort durch einen Handstreich zu nehmen, erhielt 36 Reiter, zog bei Nacht aus dem Lager vor Demmin ab, und bot unterwegs alle Bauern auf, die er zusammenbringen konnte. In der Nähe des Städtchens angekommen, ließ er auf einem langen Damme, der über Sümpfe führte, durch die Bauern Feuer anmachen, brennende Lunten an den Bäumen aufhängen, und schickte Morgens frühe, ehe der Tag anbrach, einen Trompeter hinein mit der Aufforderung, die Garnison solle sich ergeben, denn der König und das schwedische Heer seyen im Anmarsche. Die Besatzung verstand sich zur Kapitulation. Sogleich meldete Moltke wieder hinein, der König habe ihn beauftragt abzuschließen, sie sollten, wenn ihnen ihr Leben lieb sey, ohne Verzug unbewaffnet herauskommen. Dies geschah, worauf Moltke die Kaiserlichen mit seinen Reitern umringte, und als Gefangene nach dem königlichen Lager abführte. Sie nahmen sämmtlich bei den Schweden Dienste [1]).

Der Befehl in Demmin wurde dem General Baner anvertraut, der, nachdem die kleinen Plätze der Umgegend vollends gesäubert waren, die Besatzung von Greifswalde zur Uebergabe aufforderte. Baner schickte an den Befehlshaber der Stadt einen Brief, worin er zu beweisen suchte, daß alle Hoffnung auf Entsatz abgeschnitten sey, und daß die Vernunft gebiete, ehrenvolle Bedingungen anzunehmen, indem die Besatzung bei längerem Wiederstand sich auf unnachsichtliche Strenge gefaßt machen müsse. Zugleich ermahnte er den Kommandanten, von den Ausschweifungen mit Sengen und Brennen, welche bisher sein Kriegsvolk verübt, abzulassen. Der kaiserliche Oberst Franz Perusi — so hieß der Kommandant — war bei dem Landvolk höchlich verhaßt, theils wegen seiner Erpressungen, theils weil er die lutherischen Prediger hart verfolgte [2]). Diesen Haß suchte Baner durch seine Aufforderung zu entflammen, indem er denselben in einem amtlichen Aktenstücke rechtfertigte. Ohne Zweifel hoffte er dadurch den feindlichen Oberst zu schrecken und zur Uebergabe geneigter zu machen. Aber Perusi blieb fest. In seinem Antwort-Schreiben erklärte er, „daß er unerschütterliches Vertrauen in die Macht des Kaisers setze, welche wegen der Gerechtigkeit ihrer Sache bisher immer vom Glücke begleitet worden sey, und alle Widersacher niedergeworfen habe. So lange ein warmer Bluttropfen in seinem Herzen schlage, so lange er athmen könne, werde er die anvertraute Festung nicht übergeben. Was die Anklage wegen schlechter Kriegszucht betreffe, so habe er sich Nichts vorzuwerfen. Allerdings seyen einige Häuser in Brand gesteckt worden, aber nur aus Noth, und weil die Rücksicht auf die Sicherheit

[1]) Chemniz I, 120 b. — [2]) Khevenhiller XI, 1768.

r Stadt Greifswalde Solches geboten habe. Ohnedies werde der Kaiser n Schaden aus angeborner Milde ersetzen.“ Perusi ließ es nicht bei orten bewenden. Er hatte so schöne Werke um die Stadt aufgeführt, ß der König selbst, laut der Angabe [1]) des Chemnitz, dem Oberst das ugniß gab, er habe nichts Vollkommeneres von Kriegsbaukunst in ganz ommern gesehen. Weil es an Geld gebrach, gebot Perusi, zinnerne ünzen mit dem Gepräge: necessitas gryphiswaldensis zu schlagen, und rschaffte ihnen Umlauf. Dem Mangel des Salzes half er dadurch ab, ß er einen alten, längst verfallenen Salzbrunnen innerhalb der Werke eder herstellte. Die Vorräthe, welche in der Stadt waren, nahm er iter eigene Verwaltung, und hielt sparsam Haus, die Kranken und unitzes Gesindel wurden hinausgeschafft. Mit einem Worte, Perusi verumte kein Mittel, den anvertrauten Posten bis aufs Aeußerste zu vereidigen, und in der That genoß er die Ehre, der letzte unter allen iserlichen Befehlshabern in den baltischen Landen gewesen zu seyn, der ine Festung übergab.

So schlug der Versuch auf Greifswalde fehl, wohl aber fiel Kolberg m dieselbe Zeit. Gegen Ausgang Februar 1631, nach 3monatlicher elagerung fing der Kommandant, Franz von Mörs an, mit dem schweischen Obersten Boetius wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Hunger nd Mangel zwang ihn dazu, doch war es ihm noch nicht recht Ernst, r hoffte einige Tage Zeit zu gewinnen, denn er wußte, daß Tilly den iiserlichen Befehlshaber in Wismar beauftragt hatte, Lebensmittel nach olberg zu schaffen. Allein der schwedische Admiral auf der Ostsee hieb inen Theil der Matrosen, welche in Wismar zusammengezogen worden, ieder, und hinderte die Schiffe, aus dem dortigen Hafen zu laufen. etzt mußte Franz von Mörs, nachdem er die Unterhandlungen einige age hingezogen, wider seinen Willen Ernst machen: er erhielt freien lbzug mit allen Ehren, ihrer Seits bedangen die Schweden, daß eine rüher von den Kaiserlichen eroberte Standarte zurückgegeben werde, und aß den Bürgern Kolbergs vom Augenblick der Kapitulation an keine Gewalt irgend welcher Art mehr geschehe. Der Oberpfarrer der Stadt atte die Klage angebracht, daß ihm seine Bücher und gewisse Aktenstücke on kaiserlichen Soldaten gestohlen worden seyen; sie mußten auf Boeius Verlangen zurückgegeben werden. Gleicherweise setzte er durch, daß lle dem Herzoge oder den Ständen Pommerns gehörigen Urkunden, Schuldverschreibungen u. dgl., welche sich unrechtmäßiger Weise in den Händen der Garnison befanden, an die Eigenthümer erstattet wurden. Den $\frac{2}{12}$. März, Morgens 7 Uhr, zog die kaiserliche Besatzung, 6 Fahnen u Roß, 9 zu Fuß stark, — im Ganzen 1500 Mann Kerntruppen — nit Ober- und Unter-Gewehr, brennenden Lunten, Sack und Pack — 10 Wagen waren ihnen bewilligt zur Abführung des Eigenthums —

---

[1]) Chemnitz I, 121.

zwei Vierpfündern, auf denen das Wappen des Herzogs von Friedland prangte, und einer Tonne Pulver aus. Chemniz behauptet [1]), auch die Ehre der fliegenden Fahnen sey dem Feinde bewilligt worden, Burgus dagegen läugnet [2]) es. „Troz aller Bitten," sagt er, „hätten sie die Feldzeichen nicht mitnehmen dürfen." Ich schenke diesmal ausnahmsweise dem Burgus mehr Glauben, aus Gründen, die ich gleich anführen werde.

Die Kapitulation bestimmte, daß schwedische Reiterei die abziehenden Truppen bis in die Umgegend der nächsten kaiserlichen Festung geleiten solle, Oberst Sperreuter erhielt mit 230 Pferden diesen Auftrag. Er brachte die Kaiserlichen bis nach Schiefelbein, dort wurden sie unerwartet zurückgehalten, ohne daß die wahre Ursache von den Geschichtschreibern angegeben wäre. Chemniz berichtet, man habe sie deßhalb festgenommen, weil sie unterwegs gedroht hätten, an dem schwedischen Geleite ihr Heil zu versuchen, sobald sie nur über die Gränze und in Sicherheit gekommen wären. Eine solche Drohung würde beweisen, daß die Besazung kampfbegierig und entschlossen war, den Krieg gegen Gustav fortzusezen, welche Voraussezung durch Thatsachen widerlegt wird. Andere deuten an [3]), die Nachricht von dem Neubrandenburger Gemezel sey eben in Schiefelbein angekommen, und die Schweden hätten an der Kolberger Garnison das Recht der Wiedervergeltung ausüben wollen. Allein eine solche — wie soll man sagen — Dummheit oder Schändlichkeit lag fern von des Königs Charakter, und wie mochte ein Unterbefehlshaber es wagen, eine That zu begehen, von der er voraussehen konnte, daß sie ihm den Kopf kosten würde? Meines Erachtens gibt Chemniz [4]) den Schlüssel zu dem Räthsel, indem er Folgendes berichtet: „über dem Verzuge in Schiefelbein sind gleichwohl bei 400 Mann von der Kolberger Garnison, meist Fußgänger, bei den Schweden eingetreten." Die Beschränktheit seiner Mittel nöthigte den König, gefangene Feinde in Dienst zu nehmen, schon oft hatte er dies mit Glück gethan, warum sollte er es nicht auch an der Kolberger Besazung versuchen, die aus trefflichem Volke bestand! Aber diese Soldaten wollten — so scheint es — dem Kaiser treu bleiben, also wandte man Schreckmittel an, um ihre Anhänglichkeit zu erschüttern, streute das Gerücht von Wiedervergeltung aus, machte Miene, sie als Gefangene in die Keller des Schlosses Schiefelbein zu werfen. Aus demselben Grunde hielt man ohne Zweifel auch die Feldzeichen zurück, denn der Kultus der Fahne wirkte mit ungeschwächter Kraft auf die Einbildungskraft der Menschen jener Zeit. War die Fahne in des Feindes Gewalt, so konnte der Soldat ohne Eidbruch übertreten, im entgegengesezten Fall nur mit Schande. Dies ist der Grund, warum ich oben der Angabe des Burgus Glauben schenkte. Nachdem der König seinen Zweck durch den Uebertritt von 400 Mann wenigstens theilweise erreicht hatte, gab er Befehl, die Uebrigen zu entlassen.

[1]) Chemniz I, 122 a unten. — [2]) Mars Sueo-germanicus. Colon. 1644. S. 81. — [3]) J. B. Burgus a. a. O. 82 unten. — [4]) Chemniz I, 122 b.

Drei Tage nach erfolgter Einnahme der baltischen Festung erschie-
:n Schiffe mit Proviant und frischer Mannschaft, von Wismar und
ostock kommend, auf der Kolberger Rhede [1]. Durch widrigen Wind
ngere Zeit aufgehalten, kamen sie zu spät, vier Tage früher hätte ihre
nkunft den Platz dem Kaiser erhalten. Als sie die schwedischen Banner
ıf den Wällen erblickten, machten sie sich auf die Flucht nach Wismar.
ie Schweden fanden in Kolberg 54 Stücke Geschütz, 400 Centner
ulver, 177 Granaten und eine große Menge Kugeln. Die Festigkeit
s Orts, seine Lage an der baltischen See, die nur wenige Häfen hat,
:rlieh der Eroberung Wichtigkeit. So lange Kolberg in des Kaisers
'ewalt war, konnte der Feind die schwedischen Besatzungen in Hinter-
)mmern nach Belieben beunruhigen, und Völker aus den mecklenbur-
schen Häfen dorthin bringen. Jetzt bestritt kein äußerer Feind mehr
:m Könige den Besitz dieser ausgedehnten Provinz. Er verlor keine
eit, sie sich auch nach Innen zu sichern. Die tiefe Erschöpfung des
andes — eine Folge des langen Krieges und der Erpressungen des
ıiserlichen Volkes — forderte schützende Maaßregeln, ebensosehr aber
uch die Besorgniß, daß die Masse verabschiedeter friedländischer Solda-
:n, welche nach und nach in schwedische Dienste getreten waren, von
er alten Gewohnheit des Raubens nicht ablasse. Nur die stärksten
Strafen konnten diese Menschen bezähmen.

Darum erließ Gustav Adolf im März eine Quartiersordnung [2],
velche ich im Auszuge mittheile: „bei Todesstrafe soll sich kein Soldat
n Kirchen, Schulen, Spitälern oder Geistlichen vergreifen, noch diesel-
en mit Quartier oder Schatzung beschweren, oder irgend Jemand in
Ausübung des Gottesdienstes stören. Die Einlagerung des Volks in
Städten steht den Magistraten zu, Soldaten und Offiziere haben sich
nit der Wohnung zu begnügen, die ihnen angewiesen wird. Der Quar-
iersmann ist dem Kriegsvolke nichts weiter zu geben schuldig, als La-
gerstätte, Holz, Licht, Essig, Salz. Wer mehr verlangt, mag es bezah-
en. Offiziere außer Dienst und Bediente haben keinen Anspruch auf
reies Quartier, sondern die Personen, bei welchen sie sich befinden, sollen
ür ihren Unterhalt sorgen. Kein Offizier darf außer dem Quartier,
das er wirklich bewohnt, ein zweites oder drittes verlangen, eben so wenig
ist er befugt, den Bürgern Sauvegarden wider ihren Willen aufzudrin-
gen (womit bei den Kaiserlichen großer Unfug getrieben wurde). Wirk-
lich verlangte Sauvegarden erhalten nichts weiter als das, was jeder
Soldat von seinem Quartiersmann zu fordern hat (Holz, Licht, Lager,
Essig, Salz). Nur dienstthuende Soldaten können Quartiere fordern.
Kein Offizier, Soldat oder Marketenter hat das Recht, ohne baare Be-
zahlung von den Bauern Pferde, Fuhren oder Zehrung zu begehren, es
wäre denn, daß der König oder seine Generale besondere Scheine deß-

[1] Chemnitz I, 122 b. — [2] Das. S. 123.

halb ausstellen. Kein Soldat darf sich ohne einen Paß seines Obersten außer dem Standort seiner Fahne aufhalten, noch fremde Garnisonen, Laufplätze oder die Dörfer besuchen. Die Landleute wie die andern Einwohner sind befugt, Uebertreter dieser Vorschrift fest zu nehmen, und in die nächste Garnison zur gebührenden Bestrafung abzuliefern. Auch diejenigen Soldaten, welche mit Pässen versehen sind, sollen dieselben nicht mißbrauchen. Erlaubt sich ein Solcher Mißhandlungen der Landleute an ihrer Person oder ihrem Eigenthum, so sind die Bauern ermächtigt, ihn zu verhaften und der nächsten Garnison zu übergeben. Offiziere, welche mit Pässen reisen, dürfen die Fuhren nur bis zur nächsten Station mitnehmen. Wer diese Vorschrift übertritt und dem Bauer sein Vieh länger entzieht, muß Schadenersatz leisten. Fürstliche und adelige Häuser sollen von Quartierlast befreit seyn, im Fall die Kriegsregeln nicht das Gegentheil vorschreiben. Offizieren und Soldaten ist es bei Leib- und Lebensstrafe verboten, fürstliche Beamte, Edelleute, Magistrate in den Städten, Bürger und Bauern ins Gefängniß zu werfen, oder sonst zu mißhandeln. Reisende dürfen in keiner Weise aufgehalten, beleidigt oder beschatzt werden. Den Bauer soll man bei seinen ländlichen Beschäftigungen schützen. Kein Offizier darf sich erdreisten, an den Thoren von Garnisonsstädten irgend einen Zoll auf Waaren oder Personen zu erheben. Wer beim Abmarsche seines Regiments zurückbleibt, darf kein Quartier mehr fordern, sondern soll streng bestraft werden. Jede Vergehung gegen diese Kriegsartikel soll den Offizieren angezeigt werden, und dieselben haben dafür Sorge zu tragen, daß Ersatz geschehe für zugefügte Beschädigungen."

Diese Verordnung nützte dem königlichen Heere ebensosehr als den besetzten Provinzen. Der Soldat sollte Alles bezahlen: die nöthigen Summen verschaffte sich der König dadurch, daß er mit den Ständen einer jeden eroberten Landschaft über eine jährliche Kriegssteuer Verträge schloß. Hiedurch wurde eine regelmäßige Verwaltung möglich, der Druck des Krieges traf nicht mehr blos die einzelnen Städte und Dörfer, welche die Regimenter auf ihrem Marsche berührten, sondern alle Einwohner gleichmäßig, und wurde dadurch erträglicher und gerechter. Ueber die Beobachtung seiner Vorschrift wachte der König mit Strenge, oft ließ er böswillige Uebertreter vor seinen Augen aufknüpfen, doch glaube man nicht, daß das Uebel ausgerottet ward. Trotz allen Strafen kamen fortwährend grobe Ausschweifungen vor, was den König nöthigte, seine Mandate von Zeit zu Zeit zu wiederholen, und immer schärfer zu ahnden [1]). Gustav Adolf hatte den Willen und auch die Macht das Volk zu schützen. Erst nach seinem Tode ist die Mannszucht bei den Schweden eben so tief zerfallen als bei den kaiserlichen Heeren.

Um jene Zeit erschienen im schwedischen Hauptquartier wieder olden-

[1]) Man vergleiche z. B. Chemnitz I, 127, b. unten flg.

gische und ostfriesische Gesandte mit der unerwarteten und dem König
misliebigen Nachricht [1]), daß der Wiener Hof sich bereit erklärt
e, seine Völker aus Ostfriesland und Oldenburg abzuführen, und
e Grafschaften für immer mit Einquartierungen und anderen Kriegs-
hwerden zu verschonen, sobald der König sich gleichfalls verpflichte,
von den Kaiserlichen verlassenen Plätze nie mit seinen Truppen zu
zen. Die Gesandten wiesen eine kaiserliche Urkunde vor, in welcher
e Zusicherungen schwarz auf weiß zu lesen standen. Gustav Adolf
sich in seinen eigenen Worten gefangen, denn die Bedingungen
en ja geleistet, welche er im vorigen Jahre an die Oldenburgische
utralität geknüpft hatte. Er suchte [1]) durch künstliche Deutungen den
f aus der Schlinge zu ziehen. „Die Urkunde," antwortete er den
sandten, „sei nicht vom Kaiser selbst, sondern nur von einem Kanz-
eamten, dem Kriegssekretär Arnold von Klarstein, unterschrieben,
de also zu Nichts. Leichtlich möge Ferdinand II., sobald dies seinem
rtheile zusage, das Wort eines Beamten aufopfern. Zweitens sey
kaiserliche Versicherung nicht unbedingt, sondern an ein „Wenn"
nüpft, was der König sich nicht gefallen lassen dürfe. Denn er,
stav Adolf, sey der beleidigte Theil und darum könne man von ihm
Recht nicht fordern, daß er den ersten Schritt thue. Der Kaiser
sse vor Allem seine Völker aus den beiden Grafschaften zurückziehen,
n erst lasse sich weiter über die Sache reden. Aber drittens, wenn
gewünschte Abführung auch erfolge, müsse der König vollkommene
cherheit von den Grafen bekommen, daß die feindlichen Völker nie
eder nach Oldenburg und Ostfriesland zurückkehren. Denn was nütze
auch, wenn sie für den Augenblick gingen, um sogleich wieder zu
nmen? Erst wenn diese Bedingungen erfüllt seyen, könne er die ver-
igte Neutralität gewähren."

Ende Februar war mit Gustav's Genehmigung ein pommerscher
ndtag zu Stettin zusammengetreten [2]). Die Stände führten eine
rache, welche bewies, daß sie der schwedischen Helfer bereits müde
ren, und auf den König solchen Eindruck machte, daß er für gut
d, aus dem Lager bei Treptow, das er nach Demmins Falle be-
zen, persönlich nach Stettin zu reisen. Schwere Klagen wurden über
fug und Ausschweifungen der königlichen Völker vorgebracht und die
tände verlangten geradezu, Gustav möge jetzt, nachdem die Provinz
m Feinde gesäubert sey, die Wohlthat der Befreiung dadurch vollenden,
ß er sein Heer abführe. Der König stellte ihnen vor: diese Forderung
irde zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen, denn wenn die Schweden

[1]) Chemniz I, 124, b. flg. — [2]) Chemniz, der überhaupt nie wunde Seiten der
wedischen Sache berührt, schweigt von diesem pommerschen Landtage, und spricht nur
Allgemeinen von eingelaufenen Klagen über Ausschweifungen des Kriegsvolks I, 127
unten flg. Der wahre Hergang ergibt sich aus der Vergleichung von Burgus S. 78
d der Denkwürdigkeiten Richelieu's VI, 533 mit Khevenhiller XI, 1771 unten flg. und
heatrum Europ. II, 348, b.

gingen, lasse sich voraussehen, daß augenblicklich wieder die Kaiserlich ins Land rücken. Nach längern Verhandlungen machten die Stän das Anerbieten, zur Vertheidigung Pommerns 10,000 Mann anzuwerbe welche zugleich dem Könige, dem Herzoge Bogislas und den Ständ verpflichtet werden sollten. Gustav erklärte sich mit diesem Vorschlag einverstanden und versprach, sobald das Pommersche Volk beisamme seyn würde, seine eigenen Besatzungen aus der Provinz zu ziehe Seine Absicht ging zunächst dahin, Mecklenburg vollends zu erober Aber jetzt erscholl die Nachricht, daß Tilly mit gesammter kaiserliche und ligistischer Heeresmacht gegen den König im Anmarsche sey.

Wir müssen uns zum feindlichen Oberfeldherrn wenden. All Schritte dieses Mannes, der sonst so viel Kühnheit bewies, verriethe Unentschlossenheit. Nachdem er, wie früher gemeldet worden, Frankfur an der Oder mit Vorräthen versehen, und einen schwachen Versuch gemacht hatte, die in der Nähe von Landsberg lagernden Schweden zu vertreiben, brach er den $\frac{6}{15}$. Februar 1631 fast mit gesammter Macht, ungefähr 20,000 Mann [1]) und 26 Geschützen, von Frankfurt auf. Nicht nur die 4 ligistischen Regimenter, die er von Halberstadt dorthin geführt, sondern auch der größte Theil des kaiserlichen Volks unter Schaumburg's Befehl folgten ihm. Nur 1500 Mann blieben in der Festung zurück [2]). Letztere Maaßregel nöthigt zu der Voraussetzung, daß er im Augenblick des Abzugs aus Frankfurt einen Schlag gegen Gustav im Sinne hatte, denn nur zu solchem Zwecke kann er den kaiserlichen Heerhaufen aus der Festung weggeführt haben. Aber der Weg, den er sofort einschlug, widerspricht der eben erwähnten Annahme. Tilly rückte nämlich von Frankfurt über Fürstenwalde nach Brandenburg an der Havel. Man nehme eine Karte zur Hand. Brandenburg liegt auf der geraden Straße von Frankfurt nach Magdeburg, woher Tilly gekommen war, und wohin er sich nach dem Abstecher, den wir sogleich beschreiben werden, wieder zurückzog. Brandenburg bildet ferner mit Frankfurt, als dem Ausgangspunkte, und der Gegend von Demmin, wohin er Ende Februar abschwenkte, ein nahezu rechtwinkliges Dreieck. Unmöglich scheint es daher vorauszusetzen, daß Tilly während der 14 Tage, die er auf dem Marsche von Frankfurt nach Brandenburg zubrachte, an einen Einfall nach Mecklenburg gedacht hat. Gleichwohl verläßt er, in Brandenburg angekommen, plötzlich die westliche Richtung, wendet sich rechts nach Norden und verfährt zum erstenmale Angriffsweise gegen die Schweden. Hier sind Räthsel zu erklären. Die gewünschte Lösung findet sich theilweise in den Denkwürdigkeiten des französischen Kardinals.

Richelieu erzählt [3]): „während Tilly zu Frankfurt verweilte, ängstigte ihn die Besorgniß, der Kurfürst von Brandenburg möchte, ermuthigt

[1]) Auf so viel Mann schätzt Burgus das Heer Tilly's a. a. O. S. 77. — [2]) Chemnitz I, 126, a. Khevenhiller XI, 1769. Theatr. Europ. II, 347, a. — [3]) VI, 540.

› die Fortschritte der schwedischen Waffen, zu Gustav Adolf über-
n. Tilly bearbeitete daher mit allem Fleiße den Kurfürsten, sich für
Kaiser zu erklären und dem Schweden keinen Eintritt in seine Lande
ewähren, zuletzt bot er ihm von Seiten des Kaisers Neutralität an,
forderte ihn auf, den Frieden zu vermitteln. Georg Wilhelm schickte
alb seinen Kanzler an Gustav Adolf [1]), aber der König wollte nichts
Neutralität hören, sondern sagte [1]) dem brandenburg'schen Beamten
› heraus: der Kurfürst, sein Gebieter, müsse sich an ihn anschließen,
ihm Küstrin öffnen, dann wolle er ihm nicht allein die Wiederher-
ing in alle seine Besitzungen verbürgen, sondern dem Kurhause ganz
ich und Cleve, ja auch Pommern nach dem Tode des Herzogs Bo-
as verschaffen. Diese Versprechungen machten Eindruck auf den Kur-
:en. Von Herzen gerne hätte er dem Könige zugesagt, aber noch
:er schreckten ihn die Waffen des Kaisers und die Nähe Tilly's. Auch
ihn der Rath des Grafen Schwarzenberg zurück." Aus vorstehen-
Stelle erklärt sich der Abzug des kaiserlich-bairischen Oberfeldherrn
Frankfurt und sein langsamer Zug von der Oder nach Branden-
g, das heißt von einem Ende des Kurstaats zum andern. Man be-
ft, warum Tilly so lange auf dieser Straße weilte, an welcher Berlin
Spandau, die zwei wichtigsten Plätze des Kurstaats, lagen: dieser
z war das beste Mittel, um etwaige Gelüste Georg Wilhelm's zum
chluß an Schweden zu dämpfen.

Aber noch bleibt Tilly's rascher Entschluß eines Einfalls in Meck-
burg zu erklären übrig. Unmöglich kann er diesen Schritt ohne Ein-
ligung des Kurfürsten Maximilian gethan haben, denn mit demsel-
waren alle Unterhandlungen über Neutralität, welche bisher obschweb-
, abgebrochen und der Krieg zwischen Baiern und Schweden erklärt.
in muß daher den nächsten Anlaß zu Tilly's That in München suchen.
ch hierüber geben die Denkwürdigkeiten des Kardinals einigen Auf-
uß. Richelieu fährt [2]) fort: „nachdem der Bärwalder Vertrag unter-
hnet war, schickte der Pariser Hof Gesandte an den Herzog von
iern, und ließ nichts unversucht, denselben zu bewegen, daß er die
ı Schweden angebotene Neutralität annehme. Namentlich stellte man
ı vor, daß er, wenn er die Neutralität verwerfe, die ganze Last des
vedischen Kriegs auf sich lade, und daß, wenn dies geschehe, Friedland
en Unfall, der den Waffen der Liga zustoße, benützen werde, um
iern vollends zu verderben [3]). Der Herzog von Baiern fühlte das
wicht dieser Gründe, allein die den Deutschen angeborne Unentschlos-
heit hinderte ihn, sich rasch zu entscheiden, nach einiger Zeit verwarf
die Neutralität und erklärte den Gesandten, daß er die Sache des
isers nicht verlassen könne; doch that er auch dies nur schwankend

[1]) Von diesen Verhandlungen spricht auch Chemniz in seiner Weise I, 113 flg.
[2]) VI, 542, 544, 547 passim. — [3]) Ganz der Plan, den wir oben dem Wiener Hof
:hrieben. Unsere Darstellung ist also gerechtfertigt.

und mit halbem Herzen." Was hat nun den Baier bestimmt, **diesen** für das Schicksal des Kriegs und Deutschlands so entscheidenden **Entschluß** zu fassen, auf welchen der Kaiser und Wallenstein seit **mehr als** einem halben Jahre hinarbeiteten? Ohne Frage war es der **Leipziger** Convent und Das, was damals in Sachsen vorging.

Fünftes Capitel.

Der Leipziger Convent und sein kläglicher Ausgang. Charakter des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Gustav Adolf erstürmt Frankfurt an der Oder. Maximilian von Baiern muß sich zu ernstlichem Kampfe wider Schweden entschließen.

Ich habe oben gezeigt, daß auf dem Regensburger Fürstentage Protestanten und Katholiken, bisher bittere Feinde, gemeinsam am Sturze Wallenstein's und an Erniedrigung der kaiserlichen Macht arbeiteten. Nur ein einziger Punkt entzweite damals beide guelfische Partheien: das Restitutionsedikt, das den protestantischen Häusern eine Masse ehemals geistlicher Güter gekostet hatte, oder sie doch mit dem nahen Verluste derselben bedrohte. Allein noch während der Regensburger Versammlung war von Seiten der zwei mächtigsten evangelischen Großen ein Versuch gemacht worden, auch über diesen letzten Streitpunkt ohne eigene Opfer, wohl aber auf Kosten der kleineren evangelischen Mitstände, hinwegzukommen. Die Geschäftsträger der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen überreichten nämlich den katholischen Häuptern eine Denkschrift [1]), welche den Grundsatz des Restitutionsedikts, daß alle seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen mittelbaren und unmittelbaren Stifte rechtmäßiges Eigenthum der katholischen Kirche seien, anerkannte, dagegen den Vorschlag machte, bei Vollstreckung des Edikts gewisse in 35 Punkten gefaßte Milderungen und Beschränkungen zu genehmigen, insbesondere aber den beiden Kurhäusern Sachsen und Brandenburg diejenigen geistlichen Güter, welche sie bisher inne gehabt, auf weitere 50 Jahre ungekränkt zu belassen. Da Gustav Adolf um jene Zeit seine ersten Siege in Pommern errang, gingen die katholischen Häupter auf den Antrag insoferne ein, als den $\frac{2}{12}$. November, unmittelbar vor dem Schlusse des Reichstags, ein von den 4 katholischen Kurfürsten, Mainz, Cöln, Trier, Baiern unterzeichneter Erlaß [2]) erschien, in welchem sie erklärten: zwar könnten sie wesentliche Abänderungen des Restitutionsedikts nicht gut heißen, um jedoch ihr friedliebendes Gemüth

---

[1]) Londorp IV, 103. b. flg. Vergl. auch Senkenberg V, 201 flg. — [2]) Londorp IV, 110 flg.

eigen, seien sie nicht entgegen, daß man über etwaige, bei Voll-
ung des Edikts vorgekommene Unbilden so wie über die andern
r mitgetheilten Punkte einen gütlichen Vergleich anstelle, und sie
ı daher die protestantischen Stände ein, wegen solcher Sache auf
3. Febr. (n. St.) nächstkünftigen Jahrs mit ihnen in der Reichs-
Frankfurt eine Zusammenkunft zu halten.
Die wahre Absicht dieser Erklärung ist leicht zu errathen. Kurfürst
imilian und seine Genossen hofften, Brandenburg und Sachsen, als
zwei mächtigsten evangelischen Häuser, durch kleine Zugeständnisse,
nan ihnen zu bewilligen gedachte, von den übrigen protestantischen
)sständen loszutrennen, und dadurch ebensowohl die Vereinigung der
estanten mit dem Schweden, als die Errichtung einer dritten selb-
›igen Parthei zu verhindern. Von dem Gelingen des Plans hing
zukünftige Stellung Maximilian's von Baiern, ja auch Gustav
.f's ab. Gingen die beiden Häupter der protestantischen Parthei in
Netz und schlossen sie ihren Frieden mit der Liga, so hatte der Schwe-
önig weder die Macht noch genügenden Vorwand, einen Religions-
ꞁ in Deutschland zu führen. Nur gegen den Kaiser konnte er dann
seine Waffen tragen, und Baiern war in der Lage, vorerst die
Pariser Hofe vermittelte, von Schweden angebotene Neutralität
ınehmen, und einstweilen ruhig abzuwarten, um welchen Preis der
ser bairische Hülfe in seinem Kampfe mit Schweden erkaufen werde.
Entscheidung lag zunächst in den Händen des sächsischen Kurfürsten,
des Haupts der evangelischen Stände, und dieser schien günstig
immt, denn der sächsische Gesandte auf dem Regensburger Reichstage,
ındenstein, hatte im Namen seines Gebieters erklärt, daß Johann
›rg die Frankfurter Versammlung beschicken werde.
Bald liefen jedoch anders lautende Nachrichten aus Dresden ein.
: schmerzlich dies Maximilian empfand, erhellt aus den Maaßregeln,
che er zu treffen für gut fand. Der eigene Schwiegersohn des säch-
en Kurfürsten, Landgraf Georg von Darmstadt, wurde in Bewegung
·tzt, um Johann Georg wieder umzustimmen. Georg schrieb an den
esdener Hofprediger Hoe von Hohenegg einen Brief [1]), worin er ihn
hwor, den Kurfürsten zu bereden, daß er doch den Frankfurter Ver-
ichstag befördern möge, für welchen, wie er versicherte, seine hessischen
the bereits die Hauptpunkte aufgesetzt hätten. Allein Hoe antwortete [1]):
ef werde es den Kurfürsten schmerzen, daß sich die Räthe seines Toch-
nanns so weit eingelassen, das Wohl von Millionen Seelen stehe in
ser Sache auf dem Spiel. Die Einberufung eines evangelischen Con-
ıts sey beschlossen." Mit der Sinnesänderung des Kurfürsten von
ıchsen verhält es sich so: daß Johann Georg noch gegen Ende der
:gensburger Versammlung gesonnen war, mit der Liga sich auf die ebener-

[1]) Khevenhiller XI, 1252.

wähnten Bedingungen hin zu vertragen, beweist nicht blos die Erl rung Brandenstein's, die unmöglich ohne Vollmacht abgegeben wer seyn kann, sondern noch viel deutlicher jene vorläufige Denkschrift, wel wie wir oben zeigten, von Sachsen und Brandenburg ausgegangen, Anberaumung des Frankfurter Vergleich-Versuchs hervorrief. All theils die schnellen Fortschritte der Schweden, die, wie Johann Ge sehr gut begriff, sich dazu benützen ließen, um den Katholiken ganz dere Zugeständnisse, als er auf dem Frankfurter Tage erwarten kom abzupressen, theils die Zureden der ernestinischen Herzoge[1]) brachten i allmählich auf andere Gedanken. Den Ausschlag aber gab eine Unt redung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, denn nach dieser Johann Georg den entscheidenden Schritt gethan. Abermals sieht ma daß der Plan zu Aufstellung einer dritten Parthei und zu bewaffneter Ne tralität von Berlin d. h. von dem Grafen Schwarzenberg ausgegang ist. Dieser Katholike war der einzige politische Kopf im Rathe d größeren deutschen protestantischen Herren.

Ende November oder Anfangs Dezbr. 1630 hielt Johann Geor eine Zusammenkunft mit Georg Wilhelm von Brandenburg zu Anna berg[2]). Gleich darauf erklärte der Kurfürst, daß sein Gesandter au der letzten Regensburger Versammlung, Brandenstein, die ihm ertheilten Vollmachten durch Billigung des angesonnenen Frankfurter Vergleichs überschritten habe[2]), und berief sofort die sächsischen Stände zu einem Landtage nach Torgau. Die Punkte, welche er denselben vorlegte, betrafen die Frage, ob es räthlich sey, eine allgemeine Tagsatzung der evangelischen Stände des deutschen Reichs zu veranstalten und im Nothfall fernere Bedrückungen der Liga und des Kaisers mit Gewalt abzutreiben. Der Bescheid lautete bejahend. Nun schrieb Johann Georg, nachdem er sich zuvor des Beitritts der meisten Protestanten durch geheime Unterhandlungen versichert[3]), unter dem 29. Dez. (a. St.) 1630 einen Convent der Evangelischen auf den 6. Febr. bevorstehenden Jahres in seine Stadt Leipzig aus. Zur festgesetzten Frist — einen Tag nachdem Tilly von Frankfurt an der Oder aufgebrochen — erschienen die Evangelischen in großer Anzahl zu Leipzig. Den $\frac{10}{20}$. Febr. — während Tilly sich auf dem Marsche nach Brandenburg befand — wurden die Sitzungen eröffnet, und sogleich zeigte es sich, daß die Versammelten auf Errichtung einer dritten bewaffneten Macht hinarbeiteten, welche vorerst gegen den Kaiser und die Liga wie gegen Gustav Adolf Neutralität erklären, aber im Nothfalle die Schweden benützen werde, um den Widerruf des Restitutionsedikts, die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zu erzwingen. Mit einem Schlage war dadurch die Stellung des Kurfürsten von Baiern verändert. Entweder mußte er jetzt auf sein mühsames Werk — das Restitutionsedikt — verzichten, und alle die Nachtheile er-

[1]) Röse „Bernhard" I, 137 flg. — [2]) Theatr. Europ. II, 270 flg. Khevenhiller XI, 1250. flg. — [3]) Röse „Bernhard" I, 139 flg.

t, von welchen wir oben gesprochen, oder sich ermannen und in Waffen sein Heil suchen. In letzterem Falle konnte nur ein rascher g gegen Gustav Adolf das drohende Ungewitter beschwören, denn r vorauszusehen, daß die Leipziger Versammlung, sobald die Schwe- nterlägen, zu Kreuze kriechen würde.

Die Unentschlossenheit, welche Tilly auf dem Marsche von Frank- nach Brandenburg verrieth, dauerte ungefähr so lange, als ein Eil- braucht, um von letzterem Orte nach München, und von da wieder zu reiten. Der aus München eingelaufene Bescheid muß auf ich der bisherigen Unterhandlungen wegen bairischer Neutralität auf Krieg gelautet haben. Denn Tilly erhob seine Fahnen, und über Fehrbellin und Ruppin nach Mecklenburg, wo Gustav Adolf Sein Plan war vortrefflich: er wollte sich zwischen Feldmarschall und den König werfen und dann beide vereinzelt schlagen. Den März nahm das katholische Heer das Schloß Felsberg im Sturm hieb die kleine dort liegende schwedische Besatzung bis auf den letz- Mann nieder. Den $\frac{4}{14}$. erschien Tilly vor Neubrandenburg [1]), wel- kurz zuvor von den Schweden eroberte Ort nicht viel besser als ein auerter Flecken war. 2000 Mann unter Knipphausen machten die tzung aus, welche nicht einmal Kanonen zu ihrer Vertheidigung be- Gustav Adolf hatte dem Generalmajor, auf die Nachricht vom An- ch der Feinde, den Befehl zugeschickt, sich zurückzuziehen, aber un- licher Weise war der Bote in die Hände der Kaiserlichen gefallen. pphausen, welcher wie es scheint, glaubte, daß er selbst auf die Ge- des Untergangs hin den Feind aufhalten, und seinem Könige Zeit nnen müsse, bereitete sich zur entschlossensten Vertheidigung. Der Anlauf der Kaiserlichen wurde abgeschlagen. Zwei weitere Stürme n erfolglos. Am dritten Tage forderte Knipphausen 24 Stunden nkzeit, weil er hoffte, Gustav Adolf werde während dieser Zeit zum tz heranrücken. Tilly schlug das Gesuch ab. Noch eine Viertelstunde dem letzten Sturme bot der kaiserliche Feldherr den Schweden Quar- an; sie schlugen es aus. Jetzt erfolgte am $\frac{9}{19}$. März der dritte rm, welchem die Schweden trotz des hartnäckigsten Widerstandes er- n: Mann für Mann wurden die Vertheidiger auf der Mauerlücke, en Straßen und Häusern erwürgt. Knipphausen hatte sich mit Ge- lin, Tochter, Sohn und etlichen andern Frauen von Stand auf das hhaus zurückgezogen [2]). Hier wurde er mit etwa 60 Fußknechten ngen. Es waren die einzigen, die von der Besatzung mit dem Le- davon kamen. Während der Belagerung hatten sich die kaiserlichen nisonen, welche in verschiedenen mecklenburg'schen Plätzen lagen, in egung gesetzt, um zu Tilly zu stoßen, woraus zu schließen ist, daß Oberfeldherr die Absicht hegte, dem Könige mit möglich großen

[1]) Chemniz I, 126. b. flg. Theatrum Europ. II, 347. Khevenhiller XI, 1769 flg. gus S. 77. — [2]) Harte nach englischen Quellen I, 443.

Streitkräften entgegenzutreten, aber der Versuch mißlang durch die Wachsamkeit Baner's, des neuen Kommandanten von Demmin. Oberst Wingersky, der mit 1000 Pferden von Rostock ausgezogen war, wurde bei Plauen von dem Rheingrafen geschlagen und erreichte mit genauer Noth Rostock wieder. Eine andere Abtheilung unter Oberst Kronberger trieb Baner selbst zurück [1]).

Tilly hat in Neubrandenburg den Fall Kolbergs, den er unterwegs erfuhr, gerächt, aber seine Hauptabsicht, die Verbindung zwischen Gustav Adolf und dem Feldmarschall Horn zu sprengen, erreichte er nicht. Letzterer bewies große Geschicklichkeit: sobald der feindliche Oberfeldherr von Frankfurt aufbrach, verlegte Horn, möglichen Angriffen vorbeugend, sein Fußvolk und Geschütz nach Piritz, die Reiterei bis Stargard zurück [2]). Nach eingegangener Kundschaft, daß der bairische Oberfeldherr von der Havel aus gegen Norden vorgebrochen sey, beorderte Gustav Adolf den Marschall zum Rückzug an die Peene, hieß ihn bei Anklam ein befestigtes Lager schlagen, und die Päße bei Gutzkow, Triebsees und andern Orten besetzen [3]). Während der Belagerung von Neubrandenburg zog der König, der eben aus Stettin vom pommerschen Landtage zurückkam, seine Macht in der Gegend von Passewalk zusammen, entschlossen, der bedrohten Besatzung zu Hülfe zu eilen, woran ihn nur der schnelle Fall des Ortes hinderte. Wäre nun Tilly weiter vorgerückt, und hätte er etwa Anklam berannt, so würde ihm Gustav Adolf in den Rücken gefallen seyn und den Kaiserlichen die Zufuhr abgeschnitten haben [4]). Unter diesen Umständen blieb dem feindlichen Oberfeldherrn nichts Anderes übrig, als entweder eine Schlacht anzubieten, oder umzukehren. Tilly, wahrscheinlich durch neue Befehle aus München gebunden, wählte das Letztere. Den $\frac{13}{23}$. März 1631 wandte er von Neubrandenburg wieder um, aber nicht mehr nach Frankfurt, sondern nach Magdeburg, in den ersteren Ort aber schickte er die kaiserlichen Völker zurück [5]), die er bisher mit sich geführt. Der Rückzug konnte dem Kaiser unmöglich gefallen, Ferdinand's II. Ansicht von der Sache finde ich ausgesprochen in der milden Behandlung, welche Savelli zu Wien erfuhr. Indem man diesen Italiener belohnte, statt ihn zu bestrafen, gab man dem Obergenerale zu verstehen, daß es seine Sache gewesen wäre, Demmin zu entsetzen.

Sobald Tilly nach der Elbe abgezogen war, rüstete sich Gustav Adolf zur Eroberung Frankfurts. In Stettin wurden zwei Schiffbrücken, eine größere und eine kleinere, verfertigt und die Oder hinauf nach Schweedt gebracht. Ein befestigtes Lager, das eine Meile Wegs einnahm, und von einem Oderarm umschlungen war, erhob sich bei Schweedt, und bot dem Könige eine Rückzugsstätte, im Fall die beschlossene Unternehmung gegen Frankfurt und Landsberg nicht gelingen sollte. Ende März waren die Arbeiten beendigt, 15,000 Mann in dem Lager zu-

[1]) Chemnitz I, 127 a. u. s. w. — [2]) Das. I, 126 a. — [3]) Das. 127 a. — [4]) Das. 127 b. — [5]) Das. 129 a.

ıengezogen [1]). Tilly machte einen schwachen Versuch, den König
dieser Stellung zu vertreiben. Vom Marsche nach Magdeburg weg
te er den Grafen Colloredo mit 25 Fahnen Reiterei gegen Schweedt.
›redo fand jedoch die schwedischen Linien so fest, daß er unverrich=
Dinge wieder zurückkehrte, bei Fehrbellin sich mit Tilly vereinigte
in Gemeinschaft mit ihm vor Magdeburg rückte [2]). Nachdem so der
der Oder dem Könige preisgegeben war, verließ er den $\frac{25.\ \text{März}}{4.\ \text{April}}$
Lager zu Schweedt. Das schwere Belagerungsgeschütz wurde zu
ffe den Strom hinaufgeführt, das kleinere, bei 200 Regimentsstücke,
Wagen geladen. Auf dem einen Ufer zog der König an der Spitze von
) Mann zu Fuß und mit einem Drittheil der Reiterei, auf dem
:rn Feldmarschall Gustav Horn, der sogleich nach dem Verschwinden
Gefahr aus Vorpommern zurückgerufen worden war, mit dem Rest
Fußvolks und der Reiter. Die Schiffbrücken wurden mitgenommen,
in jedem Augenblick die Verbindung zwischen beiden Ufern herstellen
önnen. Zur Bewachung des Lagers von Schweedt blieben etliche
regimenter zurück. Unterwegs eroberten schwedische Streifparthien die
ıen Städte Fürstenwalde und Zedenik. In letzterem Orte trafen sie drei
npagnien Kroaten. Hundert fünfzig derselben wurden niedergehauen,
Uebrigen retteten sich mit Hinterlassung des Gepäcks durch die Flucht.
:ten erhielt ein Kroat Gnade: die wenigen Gefangenen dieses Stamms,
che Ueberdruß am Schlachten oder Ermüdung verschonte, mußten nach
)weden in die Kupferbergwerke wandern [3]).

Den $\frac{2}{12}$. April Mittags erschien der König vor den Wällen Frank=
ts. Tags zuvor, am berüchtigten 1. April, hatte diese Stadt einen
ern Befehlshaber in der Person des Feldmarschalls Tiefenbach er=
ten. Schaumburg, längst mit seiner Stellung unzufrieden, genoß das
ück, am Vorabende des Unfalls, der die Waffen seines Gebieters
ffen sollte, durch einen Andern ersetzt zu werden. Unzufrieden mit
ı Zurüstungen seines Vorgängers, ließ Tiefenbach alle Häuser und
ltern in den benachbarten Weinbergen zerstören, die Vorstädte nieder=
nnen, die Thore verrammeln. Er hatte gegen 8000 Mann unter
nem Kommando, aber so stattlich diese Besatzung war, ängstigte ihn
Ahnung eines Unglücks. Mitten im Feuer der feindlichen Stücke,
lche von den Wällen herunter donnerten, gruben sich die Schweden
ihrend der Nacht vom 2. auf den 3. April (a. St.) so emsig ein,
ß sie am andern Morgen gedeckt waren. Ein Ausfall, welchen die
esatzung am 2. April durch das Gubner Thor machte, wurde zurück=
schlagen. Die Frühstunden des 3. April — es war der Palmsonntag
· beging das schwedische Heer mit Gottesdienst. Nach Beendigung der
redigt wurden die Stücke auf die Batterien geführt, wobei der König

[1]) Khevenhiller XI, 1771. — [2]) Das. u. Chemniz I, 129 a. — [3]) Khevenhiller XI,
173 oben.

selbst Hand anlegte. Weil das Feuer während des Gottesdienstes eine Weile ausgesetzt wurde, geriethen die Kaiserlichen auf den Wahn, der Feind fühle sich zu schwach zum Angriffe, mit Spottreden machten sie sich über seine vermeinte Feigheit lustig, und hingen unter Anderem eine Gans über den Wall heraus. Sie sollten bald eines Andern belehrt werden. Gegen Mittag waren die schwedischen Laufgräben bis nahe an das Guben'sche Thor vorgerückt. Plötzlich stieg dort eine Batterie von 12 groben Stücken aus der Erde empor. Die Kaiserlichen wurden aus den Außenwerken an jenem Thore verjagt, die Batterie begann auf den Thorthurm zu schießen. Während nun die Luft mit Rauch und Qualm angefüllt war, während der kaiserliche Kommandant 2000 Mann auf dem Marktplatze zum Behufe eines Ausfalls zusammenzog, und deßhalb etliche Außenwerke von Mannschaft entblößte, ersah eine Schaar von 100 verwegenen Musketieren, einen deutschen Lieutenant, Andreas Aner von Pegau im Meißenschen, an der Spitze, die gute Gelegenheit, und erstieg auf Leitern den Wall. Der Lieutenant hatte den kühnen Streich auf eigene Faust und ohne Befehl gewagt, denn Gustav Adolf wollte den Sturm bis zur Nacht verschieben. Als aber der König den glücklichen Erfolg wahrnahm, ließ er der Kampfwuth seiner Soldaten freien Lauf. Ein Fußregiment um das andere drang auf dem Wege nach, den der Sachse gewiesen. In Kurzem wurden die Kaiserlichen von dem Walle hinab in den Raum zwischen den äußern und innern Thoren und von da in die Stadt getrieben. Zu gleicher Zeit drangen die Schweden von andern Seiten ein, das Gubener Thor ward von Innen durch das Fußvolk gesprengt, und nun brach auch die Reiterei mit verhängten Zügeln in die Stadt. An Widerstand war nicht mehr zu denken, Fußknechte, Reiter, Geschütz, Gepäck, Alles stürzte in wilder Flucht nach der Oderbrücke, um auf dem jenseitigen Ufer Heil zu suchen. Hier an diesem Orte erlitt das kaiserliche Volk den größten Verlust. Von Wägen, die mit scheuen Pferden ineinander rannten, von gefallenen Rossen und umgeworfenen Kanonen unterbrochen, stockte das Gedränge auf der Rettungsbrücke, hinten aber drängten die Schweden nach. Es war ein schreckliches Würgen. Chemniz sagt [1]), in den Straßen zunächst der Brücke seyen die Leichen so hoch übereinander gelegen, daß man nicht mehr habe durchwandeln können. Viele, welche das Schwert nicht erreichte, stürzten über die Brücke hinab, und fanden ihren Tod in den Fluthen des Oderstromes. Sieben Regimenter zu Fuß und eines zu Pferde kostete dieser Tag den Kaiser, sämmtliches Geschütz, 21 Stücke an der Zahl, 24 Fahnen, 900 Centner Pulver, eine große Menge Kugeln und Blei fielen den Siegern in die Hände [2]).

Jenseits der Brücke stand eine mit Besatzung versehene Schanze. Als die Flüchtlinge, die sich retten konnten, herüber waren, richtete das

---

[1]) Chemniz I, 131 a. — [2]) Das.

er Schanze liegende Volk seine Kanonen gegen die Brücke, schoß
usammen, warf dann die Stücke in den Strom, zündete Hütten und
ser rings an, und floh den Andern nach. Erst in Glogau machte
enbach mit den Trümmern, die er zusammenbringen konnte, wieder
. Hätten die nacheilenden Schweden über die Oder setzen können,
würde er diesen Ort nicht erreicht haben. Gegen 2000 Todte deckten
ßen und Wälle Frankfurts, fast die Hälfte dieser Zahl ertrank in
Oder. Pardon bewilligten die Schweden in der ersten Wuth gar
. Mehr als einmal gaben die Kaiserlichen während des Sturms
der Trommel das Zeichen, daß sie sich zu ergeben bereit seyen, man
e sie nicht, wenn ein Einzelner um Gnade flehte, schnaubten ihm
Sieger entgegen „neubrandenburgisch Quartier" und streckten ihn
er. Erst zu Ende, als die Wuth erlahmte oder die Stimme der
nschlichkeit das Uebergewicht erhielt, machten sie 800 Gefangene. Gustav
lf erlaubte seinen Soldaten dreistündige Plünderung der Stadt.
se Erlaubniß ward jedoch mißbraucht, und über die bestimmte Zeit
er Muthwillen getrieben. Nun schritt Gustav Adolf ein: auf seinen
fehl fielen die Offiziere mit Prügeln über die Ungehorsamen her,
der König ließ etliche der wildesten aufknüpfen. So wurde die Ord-
ig wieder hergestellt, aber Nachts 8 Uhr brach, wahrscheinlich durch die
huld unzufriedener Plünderer, Feuer aus, das 16 Häuser verzehrte [1].
chs Regimenter blieben während der Nacht in der Stadt, in manches
us wurden 20—30 Mann gelegt, und da viele Familien ohne Brod
ren, befahl Gustav Adolf die Getreidevorräthe, welche die Kaiserlichen
ückgelassen, unter Bürger und Soldaten auszutheilen.

Auf die Nachricht, daß Tilly von Magdeburg heranrücke, ließ der
nig die Festungswerke von Frankfurt eilends wieder herstellen, alle
derkähne in der Umgegend wegnehmen und nach Frankfurt in Ver-
ahrsam bringen. Vierzehntausend Mann blieben als Besatzung in der
tadt zurück, Gustav Adolf selbst setzte sich mit nur 2000 Mann gegen
ndsberg in Bewegung. Dieser feste Platz liegt an der Warthe, und ist
n Morästen umgeben, auf einer mitten im Sumpfe aufsteigenden An-
he, eine kleine Strecke von der Stadt, hatten die Kaiserlichen ein Werk
ifgeworfen, welches den Namen Kuhschanze führte. Aus 3000 versuch-
n Soldaten bestand die Besatzung der Stadt, 300 lagen in der Kuh-
hanze. Den Befehl führte Johann Philipp Kratz der jüngere, Oberst-
achtmeister der kaiserlichen Reiterei. Der erste Angriff erfolgte auf
e Kuhschanze, die mit 2 Kanonen beschossen wurde. In der Nacht
om $\frac{14}{4}$. auf den $\frac{15}{25}$. April setzte Gustav Adolf mit 200 Musketieren
nd eben so vielen Reitern mittelst einer Floßbrücke über die Warthe.
Seine Absicht war, mit dieser Handvoll Leute sich zwischen der Schanze
nd der Stadt im Moraste festzusetzen. Ein entflohener Bürger aus

---

[1]) Khevenhiller XI, 1776.

Landsberg, seines Handwerks ein Schmid, der die Gegend sehr gut kannte, hatte sich zum Führer angeboten. Dieser Mann geleitete den König auf Stegen, die Niemand als ihm bekannt waren, durch den Sumpf zwischen die Kuhschanze und die Stadt hinein. Das Dunkel der Nacht verdeckte die geringe Anzahl der Leute des Königs. Sogleich wurde die Schanze im Rücken angefallen. Als die im Lager zurückgebliebenen Schweden aus dem Abfeuern der Gewehre vernahmen, daß der König den Angriff von hinten ausführe, fielen sie dieselben auch von vorne an. Zwar machte Kratz einen Ausfall aus der Stadt, aber er wurde von einer der ersten Kugeln niedergestreckt, worauf die ausgefallene Mannschaft sich wieder in die Stadt zurückzog. Nun streckte die Besatzung der Kuhschanze das Gewehr und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Da Landsberg nach dem Falle der Schanze kaum mehr zu halten war, boten die Kaiserlichen am folgenden Tage (den 16. April) die Kapitulation an, welche ihnen bewilligt wurde. Sie durften mit kriegerischen Ehren und vier Stücken Geschütz ausziehen. Eine Abtheilung schwedischer Reiterei sollte sie bis etliche Meilen von Glogau geleiten, vorher aber hatten sie einen Eid zu leisten, daß sie innerhalb der nächsten acht Monate nicht mehr wider die Schweden dienen würden. Bei diesem glücklichen Ereignisse beunruhigte den König nur ein Umstand. Er wußte nicht, wie er seine Leute beim Vorüberziehen der Besatzung aufstellen solle, um ihre geringe Anzahl zu verbergen; denn im Ganzen befanden sich nur 2000 Mann bei ihm, während jene aus 3000 bestand. Die Ankunft einiger in aller Eile herbeigerufenen Mannschaft, die wenige Stunden vor dem Auszug der Kaiserlichen in seinem Lager eintraf, riß ihn aus der Verlegenheit [1]).

Nach Landsbergs Fall ging Gustav Adolf wieder auf Frankfurt zurück. Der Lauf der Oder von ihrer Mündung fast bis nach Glogau hinauf war in seiner Gewalt, Rücken und Flanke gesichert. Krossen hatten die Schweden gleich nach der Erstürmung Frankfurts eingenommen [2]). Gustav Adolf that seinen Sieg von Frankfurt aus den in Leipzig versammelten Protestanten und insbesondere dem Kurfürsten von Sachsen durch zwei Schreiben kund. In der That hatten diese Fortschritte schwedischer Waffen für die evangelische Parthei ebenso große Wichtigkeit, als für Gustav selbst, weil jene, wenn sie nur wollte, unter dem Einflusse des ersten Schreckens, welchen Frankfurts Eroberung in Wien und München hervorbringen mußte, ungehindert Rüstungen anordnen konnte.

Mit gutem Fuge darf man sagen, daß das Schicksal Deutschlands damals in den Händen der Leipziger Versammlung lag. Wenn sie sich jetzt zu einer kühnen Rolle ermannte, wenn sie ein Heer aufstellte, und ebensowohl gegen Schweden als gegen den Kaiser das Banner bewaffneter Neutralität erhob, war sie ohne Frage im Stande, einer Seits Ferdi-

[1]) Chemnitz I, 133. — [2]) Khevenhiller XI, 1785.

d und die Liga zur Rücknahme des Restitutionsedikts und zu einem n Frieden zu nöthigen, anderer Seits den Siegeslauf der Schweden hemmen und Gustav zu baldigem Rückzug aus Deutschland zu ver-en. Dennoch trug der Leipziger Convent nur taube Früchte und r hauptsächlich durch die Schuld Johann Georg's von Sachsen. Es Zeit, daß wir den Charakter dieses Fürsten, dem wir schon so oft gneten, genauer ins Auge fassen.

Eine verkehrte theologische Erziehung hatte dazu beigetragen, die von ur zweifelhaften Anlagen Johann Georg's zu verkümmern. Noch zeigt t zu Dresden ein Buch, in welches sein Hofmeister Leonhard die Strafen einzeichnete, welche er wegen unbedeutender Vergehen über den fürst-en Knaben verhängte. Bisweilen ward der Prinz zur Strafe an den n gebunden, oft „durch den schwarzen Mann" geängstigt [1]). Bei aller enge vergaß der fürstliche Lehrer nicht, seinem Zöglinge schwindelnde An-ten von der Größe seines Hauses, von der Würde seiner Person beizu-agen, Ansichten, die einen fruchtbaren Boden fanden. Neben Schlaffheit Willenskraft, die den rohesten Neigungen Zügel und Zaum schießen , neben einer Heuchelei, welche stets die treuherzigsten Redensarten, mentlich [2]) „deutsches Gemüth" im Munde führte, aber jeden Augen-ck bereit war, die Kirche, deren Beschützer zu seyn er vorgab, und die aubensgenossen seinem Vortheile aufzuopfern, endlich neben angeborner irte des Herzens, die ihn zum Despoten seiner Familie machte [3]), war rstliche Eitelkeit Grundton im Charakter des Kurfürsten. Diese Eitel-t offenbarte sich in sehr verschiedenen, scheinbar entgegengesetzten Wirk-gen: sie machte ihn abhängig von den Schmeicheleien anerkannt höherer, n historischem Glanze umstrahlter Personen, wie des deutschen Kaisers, verleitete ihn, sich hervordrängen, und eine Rolle spielen zu wollen, der er keine Fähigkeiten besaß, sie machte ihn zum scheelsüchtigen eider und Feinde solcher Männer, vor deren Größe sich seine Unbedeutend-it beugen mußte; sie flößte ihm endlich eine unersättliche Ländergier ein.

Von den hochadeligen Lastern seiner Zeit war Johann Georg in hem Grade angesteckt. Dem Waidwerk fröhnte er, wie vielleicht kein nderer deutscher Große in einer Zeit, wo es so viele Nimrode gab. Während einer 42jährigen Regierung, von 1611—1653, hat er 113,629 Stücke Wild (worunter 28,000 wilde Schweine, 208 Bären, 3543 Wölfe, 200 Luchse, 18,967 Füchse), entweder selbst mit kurfürstlicher and erlegt, oder vor seinen Augen umbringen lassen [4]). Die Freuden er Tafel liebte er, nach der gewöhnlichen Weise von Männern, in deren roßen Leibern ein schwacher Geist wohnt, aber den Trunk in einer lusdehnung, die selbst damals zu beißenden Nachreden Anlaß gab. Am Dresdener Hofe wurde so unmäßig gezecht, daß Kurfürst und Räthe

[1]) Böttger Geschichte von Sachsen II, 80. — [2]) Fast in allen Schreiben des Kur-fürsten gebraucht, z. B. Khevenhiller XI, 1569. — [3]) Man vgl. Röse „Bernhard" I, 70. — [4]) Böttger a. a. O. S. 132.

Landsberg, seines Handwerks ein Schmid, der die Gegend sehr gut kannte, hatte sich zum Führer angeboten. Dieser Mann geleitete den König auf Stegen, die Niemand als ihm bekannt waren, durch den Sumpf zwischen die Kuhschanze und die Stadt hinein. Das Dunkel der Nacht verdeckte die geringe Anzahl der Leute des Königs. Sogleich wurde die Schanze im Rücken angefallen. Als die im Lager zurückgebliebenen Schweden aus dem Abfeuern der Gewehre vernahmen, daß der König den Angriff von hinten ausführe, fielen sie dieselben auch von vorne an. Zwar machte Kratz einen Ausfall aus der Stadt, aber er wurde von einer der ersten Kugeln niedergestreckt, worauf die ausgefallene Mannschaft sich wieder in die Stadt zurückzog. Nun streckte die Besatzung der Kuhschanze das Gewehr und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Da Landsberg nach dem Falle der Schanze kaum mehr zu halten war, boten die Kaiserlichen am folgenden Tage (den 16. April) die Kapitulation an, welche ihnen bewilligt wurde. Sie durften mit kriegerischen Ehren und vier Stücken Geschütz ausziehen. Eine Abtheilung schwedischer Reiterei sollte sie bis etliche Meilen von Glogau geleiten, vorher aber hatten sie einen Eid zu leisten, daß sie innerhalb der nächsten acht Monate nicht mehr wider die Schweden dienen würden. Bei diesem glücklichen Ereignisse beunruhigte den König nur ein Umstand. Er wußte nicht, wie er seine Leute beim Vorüberziehen der Besatzung aufstellen solle, um ihre geringe Anzahl zu verbergen; denn im Ganzen befanden sich nur 2000 Mann bei ihm, während jene aus 3000 bestand. Die Ankunft einiger in aller Eile herbeigerufenen Mannschaft, die wenige Stunden vor dem Auszug der Kaiserlichen in seinem Lager eintraf, riß ihn aus der Verlegenheit [1]).

Nach Landsbergs Fall ging Gustav Adolf wieder auf Frankfurt zurück. Der Lauf der Oder von ihrer Mündung fast bis nach Glogau hinauf war in seiner Gewalt, Rücken und Flanke gesichert. Krossen hatten die Schweden gleich nach der Erstürmung Frankfurts eingenommen [2]). Gustav Adolf that seinen Sieg von Frankfurt aus den in Leipzig versammelten Protestanten und insbesondere dem Kurfürsten von Sachsen durch zwei Schreiben kund. In der That hatten diese Fortschritte schwedischer Waffen für die evangelische Parthei ebenso große Wichtigkeit, als für Gustav selbst, weil jene, wenn sie nur wollte, unter dem Einflusse des ersten Schreckens, welchen Frankfurts Eroberung in Wien und München hervorbringen mußte, ungehindert Rüstungen anordnen konnte.

Mit gutem Fuge darf man sagen, daß das Schicksal Deutschlands damals in den Händen der Leipziger Versammlung lag. Wenn sie sich jetzt zu einer kühnen Rolle ermannte, wenn sie ein Heer aufstellte, und ebensowohl gegen Schweden als gegen den Kaiser das Banner bewaffneter Neutralität erhob, war sie ohne Frage im Stande, einer Seits Ferdi-

[1]) Chemnitz I, 133. — [2]) Khevenhiller XI, 1785.

nand und die Liga zur Rücknahme des Restitutionsedikts und zu einem guten Frieden zu nöthigen, anderer Seits den Siegeslauf der Schweden zu hemmen und Gustav zu baldigem Rückzug aus Deutschland zu vermögen. Dennoch trug der Leipziger Convent nur taube Früchte und zwar hauptsächlich durch die Schuld Johann Georg's von Sachsen. Es ist Zeit, daß wir den Charakter dieses Fürsten, dem wir schon so oft begegneten, genauer ins Auge fassen.

Eine verkehrte theologische Erziehung hatte dazu beigetragen, die von Natur zweifelhaften Anlagen Johann Georg's zu verkümmern. Noch zeigt man zu Dresden ein Buch, in welches sein Hofmeister Leonhard die Strafen hineinzeichnete, welche er wegen unbedeutender Vergehen über den fürstlichen Knaben verhängte. Bisweilen ward der Prinz zur Strafe an den Ofen gebunden, oft „durch den schwarzen Mann" geängstigt [1]). Bei aller Strenge vergaß der fürstliche Lehrer nicht, seinem Zöglinge schwindelnde Ansichten von der Größe seines Hauses, von der Würde seiner Person beizubringen, Ansichten, die einen fruchtbaren Boden fanden. Neben Schlaffheit der Willenskraft, die den rohesten Neigungen Zügel und Zaum schießen ließ, neben einer Heuchelei, welche stets die treuherzigsten Redensarten, namentlich [2]) „deutsches Gemüth" im Munde führte, aber jeden Augenblick bereit war, die Kirche, deren Beschützer zu seyn er vorgab, und die Glaubensgenossen seinem Vortheile aufzuopfern, endlich neben angeborner Härte des Herzens, die ihn zum Despoten seiner Familie machte [3]), war fürstliche Eitelkeit Grundton im Charakter des Kurfürsten. Diese Eitelkeit offenbarte sich in sehr verschiedenen, scheinbar entgegengesetzten Wirkungen: sie machte ihn abhängig von den Schmeicheleien anerkannt höherer, von historischem Glanze umstrahlter Personen, wie des deutschen Kaisers, sie verleitete ihn, sich hervordrängen, und eine Rolle spielen zu wollen, zu der er keine Fähigkeiten besaß, sie machte ihn zum scheelsüchtigen Neider und Feinde solcher Männer, vor deren Größe sich seine Unbedeutendheit beugen mußte; sie flößte ihm endlich eine unersättliche Ländergier ein.

Von den hochadeligen Lastern seiner Zeit war Johann Georg in hohem Grade angesteckt. Dem Waidwerk fröhnte er, wie vielleicht kein anderer deutscher Große in einer Zeit, wo es so viele Nimrode gab. Während einer 42jährigen Regierung, von 1611—1653, hat er 113,629 Stücke Wild (worunter 28,000 wilde Schweine, 208 Bären, 3543 Wölfe, 200 Luchse, 18,967 Füchse), entweder selbst mit kurfürstlicher Hand erlegt, oder vor seinen Augen umbringen lassen [4]). Die Freuden der Tafel liebte er, nach der gewöhnlichen Weise von Männern, in deren großen Leibern ein schwacher Geist wohnt, aber den Trunk in einer Ausdehnung, die selbst damals zu beißenden Nachreden Anlaß gab. Am Dresdener Hofe wurde so unmäßig gezecht, daß Kurfürst und Räthe

---

[1]) Böttger Geschichte von Sachsen II, 80. — [2]) Fast in allen Schreiben des Kurfürsten gebraucht, z. B. Khevenhiller XI, 1569. — [3]) Man vgl. Röse „Bernhard" I, 70. — [4]) Böttger a. a. O. S. 132.

gewöhnlich von der Tafel weggetragen werden mußten, oder vom Stuhle fielen. Und zwar war nicht Wein, sondern starkes Merseburger Bier Lieblingsgetränke des Kurfürsten. Maximilian von Baiern ließ ein Gemälde verfertigen, in welchem Johann Georg, als Bachus auf einem großen Bierfaß reitend, dargestellt war [1]). Im Reiche nannte man ihn den „Biergörgel." Wer etwas bei ihm ausrichten wollte, kam am besten zu, wenn er sich durch Zechen empfahl. Graf Schwarzenberg, der kurbrandenburgische Rath, schreibt [2]) über eine Geschäftsreise, die er 1628 nach Dresden machte: „ich fürchte, daß ich bei Seiner kurfürstlichen Durchlaucht und Ihrem Herrn Bruder wohl zehn Jahre von meinem Leben habe absaufen müssen." Die fremden Gesandten trieben ihren Spott mit der kurfürstlichen Völlerei. Den 21. Febr. 1630 feierte Johann Georg die Vermählung seiner Tochter mit dem Herzoge Friedrich von Holstein Gottorp. Darüber bemerkt [3]) nun der kurpfälzische Geschäftsträger L. Camerarius in einem Briefe an Oxenstierna: „von der neulichen Hochzeit in Dresden habe ich bis jetzt nichts Gewisses erfahren können, als daß Niemand dabei vor Durst gestorben ist. Sicherlich haben sie beim Becher kühne Pläne gefaßt zur Bekämpfung Alexanders, aber ob sie am andern Morgen, nachdem der Dampf verflogen, eben so kühn gewesen, muß der Erfolg lehren. Manche meinen, wir dürften für die Zukunft Besseres erwarten vom Kurfürsten. Ein wahres Wunder wäre es, wenn er sich aus der ewigen Trunkenheit herausreißen könnte." Von selbst versteht es sich, daß diese Leidenschaft von Ränkeschmieden benützt wurde. Der Franzose Maubert erzählt [4]), „Johann Georg sey Morgens kleinlaut und unentschlossen, Abends aber starrköpfig und trunken gewesen." So lange die Nachwehen des gestrigen Rausches dauerten, konnte er sich zu Nichts entschließen, der Muth stieg wieder Nachmittags mit den geleerten Flaschen. Wollte man daher irgend einen Plan krebsgängig machen, so mußte man den Kurfürsten des Morgens, wenn man ihn vorwärts treiben wollte, des Abends bearbeiten.

Stärker aber als Eitelkeit, Bier und Jagdlust, wirkte auf Johann Georg die Triebfeder der Furcht. Am meisten beherrschte ihn dieses Gefühl gegenüber dem deutschen Kaiser, doch war es zugleich mit einer Anhänglichkeit gepaart, die aus der Politik seines Hauses, aus der alten Bevorzugung der Albertiner von Seiten Habsburg entsprang. Fast eben so viel als den deutschen Kaiser fürchtete Johann Georg den Gott der lutherischen Dogmatik. Und sintemalen die politische Laufbahn des Kurfürsten seit dem Ausbruche des 30jährigen Kriegs bis zum Jahr 1630 viele Sünden gegen das Lutherthum aufwies, so mußte der Abstand zwischen That und Pflicht auf künstlichem Wege ausgefüllt werden. Diese Rolle übernahm der kurfürstliche Hofprediger Hoe von Hohenegg,

[1]) Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 1. Note. — [2]) Cosmar a. a. O. S. 128. — [3]) Rommel a. a. O. IV, 85 Note 99. — [4]) Die Stelle im Urtexte angeführt bei Böttiger II, 132 Note.

ein geborner Wiener Protestant, aber trotz allen Religionsverfolgungen dem Hause Habsburg mehr ergeben, als es für den Kurfürsten gut war [1]). Denn Goldkörner aus Peru, die dem sächsischen Beichtvater von Wien zugeschickt wurden, wandelten die Bitterkeit seines lutherischen Hasses in Honig um.

Nächst Hoe übte den größten Einfluß auf Johann Georg der uns wohlbekannte Georg von Arnim, welcher, wie früher gezeigt worden [2]), im Jahr 1629 das kaiserliche Heer verlassen und einige Zeit auf seinen Gütern zugebracht hatte, aber Anfangs 1631 als kursächsischer Feldmarschall in Johann Georg's Dienste getreten war. Arnim theilte die Ansicht des Grafen von Schwarzenberg, daß es Zeit sey eine dritte Parthei, mit dem Kurfürsten von Sachsen an der Spitze, zu bilden, aber Arnim trieb die Sache anders als Schwarzenberg. Während er in Leipzig und Dresden für bewaffnete Neutralität sprach und zu wirken schien, stand er mit dem kaiserlichen Hofe oder vielmehr mit Wallenstein in einer geheimen Verbindung, welche, wenn wir uns nicht ganz täuschen, das Schicksal des Leipziger Konvents entschieden hat. Der schwedische Geschichtschreiber Chemniz sagt [3]) im Allgemeinen: Arnim sey es gewesen, der die Pfeile befiederte, welche damals (im April und Mai 1631) geschossen wurden. Wir sind durch Urkunden in Stand gesetzt, den dunkeln Sinn dieser hingeworfenen Worte aufzuhellen. Durch Schreiben [4]) vom $\frac{18}{28}$. Dezember 1630 ertheilt Wallenstein dem Obersten Wingersky Befehl, gewisse Güter nebst Gefällen (wahrscheinlich im Mecklenburgischen) dem Feldmarschall Arnim einzuräumen. Der Feldmarschall hatte folglich, kurz ehe er in sächsische Dienste trat, sich kaiserlicher Seits eine Gnade ausgebeten. Noch andere Bande knüpften ihn an den Wiener Hof. Aus zwei Briefen [5]) Wallenstein's vom $\frac{18}{28}$. und $\frac{19}{29}$. Januar 1631 geht hervor, daß Arnim kaum zuvor den Herzog von Friedland ersucht haben muß, Sorge zu tragen, daß ihm 264,050 Gulden rückständigen Soldes ausbezahlt werden. Wallenstein antwortete willfährig, er meldete ihm daß er sich beim Wiener Hofe wegen kaiserlicher Bestätigung einiger von Arnim erworbenen Güter so wie auch wegen Erledigung jener Soldreste verwendet habe. Der Feldmarschall stand demnach im Augenblicke, da er dem Sachsen seinen Degen vermiethete, in doppelter Abhängigkeit von Friedland, theils wegen jener neu geschenkten Ländereien, theils wegen der Hoffnung auf eine Summe von zwei Tonnen Goldes. An dieser Leine hat Jäger Friedland sein altes Windspiel meisterlich zu führen gewußt. Unter dem $\frac{28. \text{Juli}}{7. \text{Aug.}}$ 1631, zu einer Zeit, da der Bruch des Kaisers mit Kursachsen entschieden war, schreibt [5]) Friedland an Arnim, dieser möge in Zukunft seine Briefe an ihn nach Sagan schicken; endlich zwei

---

[1]) Man sehe das eigene Geständniß Hoe's bei Harte I, 471 Note. — [2]) Oben S. 168. — [3]) Daf. I, 168 b. unten. — [4]) Wallenstein's Briefe II, 166 unten. — [5]) Daf. S. 167.

Monate später, nach der Schlacht bei Breitenfeld, läßt[1]) Ferdinand bei Wallenstein anfragen, ob er mit dem kursächsischen Feldmarschall auch jetzt noch Briefwechsel pflege? Die Fortdauer eines steten Einverständnisses zwischen dem sächsischen General und dem kaiserlichen Feldhauptmann ist, wie man sieht, erwiesen, und wahrlich die Schuld von 264,000 Gulden hat dem Kaiser auf dem Leipziger Convent reiche Zinse getragen.

Wie ich schon oben bemerkte, fanden sich die protestantischen Stände in großer Zahl zu Leipzig ein. Persönlich erschienen die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzoge Johann Philipp von Sachsen-Altenburg, Bernhard und Wilhelm von Weimar, Johann Kasimir von Koburg, die Markgrafen Christian von Baireuth, Friedrich von Baden, Pfalzgraf August von Sulzbach, Landgraf Wilhelm von Hessenkassel, Fürst August von Anhalt, die Grafen Johann Georg und Ernst Ludwig von Mannsfeld, Friedrich von Solms. Durch Gesandte waren vertreten: Herzog Johann Ernst von Eisenach, die Herzoge von Braunschweig, sowohl der Cellischen als der Wolfenbütteler Linie, die Herzoge von Mecklenburg, der Markgraf von Anspach, der Pfalzgraf Georg Gustav zu Veldenz, der lutherische Erzbischof von Bremen, die Aebtissin von Quedlinburg, die evangelischen Stände des schwäbischen und fränkischen Kreises, die Grafen von Stolberg, von Barby, von Waldeck, von der Lippe, von Schwarzburg, die Herren von Schönberg, von Reuß, die Städte Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Hildesheim, Nordhausen, Mühlhausen, die evangelische Gemeinde von Augsburg. Eingeladen waren, aber nicht kamen: Pfalzgraf Ludwig Philipp, Bruder des gestürzten Friedrich V., das Haus Holstein, der Herzog von Pommern, der Landgraf von Darmstadt, die Grafen von Oldenburg und Friesland (diese vermuthlich, weil sie bereits Neutralität vom Kaiser erhalten hatten), die Städte Regensburg, Hamburg, Dortmund, Herford[2]).

Den $\frac{10}{20}$. Februar eröffnete Hoe von Hohenegg die Versammlung mit einer, Gift und Flamme gegen den katholischen Glauben athmenden, Schmähpredigt über Psalm 83, 1. 2. „Gott schweige doch nicht also und sey nicht so stille, Gott halte doch nicht so inne, denn siehe die Feinde toben, und die dich hassen, richten den Kopf auf, sie machen listige Anschläge und rathschlagen wider deine Verborgenen. Wohl her, sprechen sie, laßt uns sie ausrotten, daß sie kein Volk seyen.“ Nach der Predigt wurde mit Pauken und Trompeten geblasen und die Lieder angestimmt: „wo Gott der Herr nicht bei uns wär“ und „erhalt uns Herr! bei deinem Wort.“ Der Kurfürst hatte außerordentliche Maaßregeln getroffen, um das Eindringen von Spionen zu verhindern[3]). Kein Fremder durfte in die Stadt, Niemand daselbst weilen, dessen Geschäfte man

[1]) Brief Questenberg's an Wallenstein vom 8. Oktober 1631. Ebendas. S. 168. — [2]) Die Beweise bei Senkenberg V, 262 flg. — [3]) Gleichzeitiger Gesandtschaftsbericht über den Leipziger Convent, englisch bei Harte II, Anhang S. 106.

nicht kannte. Mit durchzogenen Ketten wurden die Straßen des Nachts abgesperrt, starke Wachen an die Thore gelegt, und jeden Abend mußte der Stadthauptmann die Schlüssel dem Kurfürsten überbringen, der sie neben seinem Bette verwahrte.

In einem weitläufigen Vortrage, den er durch seinen Kanzler halten ließ, bezeichnete er gemeinsame Berathung wegen der Kriegsbeschwerden, namentlich wegen des Restitutionsedikts, als Zweck der Versammlung. Es fehlte im Laufe der Verhandlungen nicht an Stimmen, welche zu entschlossenen Maaßregeln riethen. Herzog Bernhard von Weimar sprach, unterstützt von seinem Bruder Wilhelm, für ein enges Bündniß der evangelischen Stände, ähnlich dem, das einst die Väter in Schmalkalden geschlossen. „Gut und Blut," rief er, „müsse man daran setzen, damit die unterdrückte politische und kirchliche Freiheit gerettet werde. Denn das viele Schreiben an Kaiser und katholische Stände führe zu nichts." Viele erhoben sich in gleichem Sinne. Einige meinten, die Reichsabschiede seyen abgeschieden, Andere sagten, man müsse einmal die Augen auf und die Fäuste zu machen [1]). Aber Johann Georg wußte den übermäßigen Eifer zu dämpfen. Die wohlbekannte Verwahrung, daß nichts gegen das heil. römische Reich, nichts gegen das Oberhaupt desselben vorgenommen werden solle, wurde wieder hervorgesucht. Der Kurfürst erklärte, daß die Abschließung eines engen Bündnisses der Reichsverfassung zuwider wäre, nur wenn der Kaiser alle Vorstellungen abweisen, wenn die katholische Liga erneuerte Vergleichsanträge verwerfen würde, dann erst solle zur allgemeinen Bewaffnung geschritten werden. Die Mehrzahl der Anwesenden trat theils aus Geiz, theils aus wirklichem Geldmangel, meist aus Furcht den von Sachsen vorgeschlagenen halben Maaßregeln bei. Also war nicht mehr von einem wirklichen Bündnisse, sondern nur von der Möglichkeit eines solchen die Rede. Wenn der Kaiser auch diesmal nicht nachgebe, versprach jeder Stand Kriegsvolk nach Kräften zu werben. Nach geschehener Rüstung sollte dann ein Ausschuß zusammentreten, um über die Art und Weise der Kriegführung zu berathen. Von der Wahl eines Befehlshabers verlautete kein Wort.

Die neuerdings aus den Archiven hervorgezogenen geheimen Akten des Leipziger Convents besagen [2]) unter Anderem Folgendes: 1) Ein Bündniß jetzt schon aufzurichten, sey gefährlich und dem Wohl der Evangelischen hinderlich. 2) Sollten aber künftig andere Maaßregeln nöthig scheinen, so habe der Ausschuß darüber zu wachen. 3) Kursachsen verpflichte sich, 3 Regimenter zu Fuß, jedes von 3000 Mann, und 2 zu Roß, jedes von 1000 Pferden zu werben, Kurbrandenburg 1000 Pferde und 4000 Mann zu Fuß. Deßgleichen stellen Hessen und die übrigen Stände und Fürsten des westphälischen Kreises die achtfache Reichshülfe; der schwäbische Kreis bringt 3000 Pferde und 12,000 Mann zu Fuß

---

[1]) Röse Bernhard I, 141 unten flg. — [2]) Röse a. a. O. S. 356 unten flg. Nr. 114.

auf, Straßburg 1500 Mann Landvolk, der rheinische Kreis 1000 Pferde, 4000 zu Fuß, deßgleichen an Landvolk 1000 Rosse und 4000 Fußknechte. 4) Binnen vier Wochen sollen die, welche noch nicht beigetreten, ihre Erklärung dem Kurfürsten von Sachsen einsenden. 5) Wenn das Volk zusammengeführt werden muß, soll ein jeder Stand Geschütz und Munition nach dem Verhältniß der übernommenen Truppenzahl schaffen, oder das Geld dafür ohne Verzug erlegen. 6) In dem Ausschüsse sollen sitzen, außer den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Pfalzgraf August bei Rhein, ein ernestinischer Fürst, Markgraf Christian von Baireuth, der Herzog von Württemberg, der Landgraf zu Hessen-Kassel, Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg, der König von Dänemark wegen Holsteins, zwei aus dem Grafenstande, von den Reichsstädten Straßburg, Nürnberg, Ulm u. s. w. Endlich 7) die beschlossene Schutzverfassung soll jeglichem Stande, der unrechtmäßige Bedrückung leidet, zu Gute kommen. Wird eines der Mitglieder gewaltsam an der Werbung gehindert, so verspricht ihm Kursachsen auf Ansuchen „Handbietung", aber nur verantwortliche. —

Kaum traut man seinen Augen, indem man Letzteres liest. Also auch für den nothwendigsten, so leicht vorauszusehenden Fall nichts als Hinterthüren. Der evangelische Convent zeichnete sich noch durch eine andere Lächerlichkeit aus. Angeblich um die Eintracht zwischen beiden protestantischen Partheien, den Lutheranern und Kalvinisten, welche gleichmäßig auf der Versammlung vertreten waren, noch fester zu kitten, hatte man für weise erachtet, in Leipzig auch ein Religionsgespräch zu veranstalten. Während die adeligen Herren von Geldhülfe, von Landsknechten, Pferden, Kanonen und Pulver redeten, schwatzten die mitgebrachten beiderseitigen Theologen von dem heiligen Abendmahl und dem freien Willen des Menschen. Seit dem Falle des Kurpfälzers galten der Kurfürst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen-Kassel als die Häupter der Reformirten. Ihre Hofprediger vertraten das kalvinische, der sächsische, sammt zwei Leipziger Professoren, das lutherische Dogma. Wie vorauszusehen war, konnten sie sich auch diesmal nicht vereinigen, doch versprachen die Redner, für die Zukunft werde eine Parthei der andern christliche Liebe erzeigen. Nach 20tägigen Gesprächen trennten sie sich, Versöhnung auf der Zunge, Haß im Herzen [1].

Trotz des kurfürstlichen Verbots, daß während des Konvents kein Fremder Leipzig betreten dürfe, fand Gustav Adolf Mittel, mehrere geheime Unterhändler (unter welchen auch ein Chemniz [2]), vielleicht der Geschichtschreiber des Kriegs), in die Stadt zu schaffen. Diese Gesandte hatten folgende [3]) Vorschrift: entweder sollten sie die versammelten Stände

---

[1]) Chemniz I, 137. — [2]) Englischer Bericht bei Harte II, Anhang 106 Mitte, und Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 109. Chemniz sagt nichts davon, daß er selbst, oder ein Verwandter gleichen Namens in Leipzig gewesen seyn. — [3]) Chemniz I, 137 b flg.

bewegen, sich offen für den König zu erklären und in Gemeinschaft mit ihm den Krieg fortzuführen; oder wenn dieser Vorschlag den Betheiligten zu kühn scheine, möchten letztere immerhin äußerlich ihre Neutralität erklären, gleichwohl aber den König unter der Hand mit einer namhaften Summe Geldes unterstützen, seine Waffen begünstigen, und dagegen dem Kaiser Zufuhr, Geld und Werbeplätze verweigern. Würden sie sich auch hiezu nicht verstehen, so waren Gustav's Geschäftsleute beauftragt, mit den in Leipzig versammelten Ständen einzeln zu unterhandeln, und namentlich Geld von denselben zu verlangen.

Es zeigte sich bald, daß nur auf letzterem Wege etwas zu erreichen sey. Chemniz machte sich an den Kurfürsten von Sachsen, als den Mächtigsten, dessen Beitritt die Andern nachziehen würde. Kein Mittel, welches die Beredtsamkeit darbot, blieb unversucht: der unfehlbare Ruin der deutschen Freiheit wie des Glaubens, wenn man den König nicht unterstütze, Hervorhebung der guten Absichten Gustav's, der durchaus nichts an der deutschen Verfassung zu ändern, sondern nur jeden Stand in die alten Rechte wieder einzusetzen beabsichtige, und für sich selbst gar nichts als das Wohl Aller suche, endlich glänzende Versprechungen für den Fall, daß der Feind durch gemeinsames Handeln überwunden werde: Alles war vergeblich. So lange Chemniz von den guten Absichten seines Gebieters sprach, schien der Kurfürst voll Bewunderung für Gustav, lobte die gottselige und wohlmeinende Gesinnung des Königs über die Maaßen und versicherte, daß er für seine Person entschlossen sey, das Aeußerste für die Aufrechthaltung des wahren Glaubens, als ein evangelischer getreuer Patriot, zu thun. So wie aber der schwedische Botschafter die Saite eines Bündnisses berührte, wich Johann Georg aus und entschuldigte sich mit seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich. Glücklicher war die Gesandtschaft in ihren Unterhandlungen mit kleineren Reichsständen. Obwohl es auch mit keinem von diesen zum völligen Abschlusse kam, wurde doch in Leipzig der spätere Uebertritt vorbereitet. Ueberdies gelang es Chemniz und seinen Genossen, von etlichen reichen Privatleuten ein namhaftes Anlehen zu erhalten.

Den $\frac{3}{13}$. April, nach zweimonatlichem Stillsitzen, begann der Convent sich aufzulösen [1]). Mehrere Mitglieder, namentlich Herzog Bernhard von Weimar und Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, waren schon 4 Wochen früher abgereist, voll Aerger über den erbärmlichen Erfolg der Versammlung [2]). Unter dem $\frac{18}{28}$. März hatte der Convent an den Kaiser ein Schreiben [3]) erlassen, worin ihm vom Zwecke der Zusammenkunft Nachricht gegeben und die Beschwerden der Protestanten vorgelegt wurden. Bei aller äußerlichen Ehrerbietung gegen das Reichsoberhaupt führte der Brief eine starke Sprache, und Drohungen waren unter salbungsreiche Bilder des in Deutschland herrschenden Elends gemischt. Den Tag

[1]) Englischer Bericht, Harte II, Anhang S. 106. Khevenhiller XI, 1567 unten. — [2]) Röse Bernhard I, 142. — [3]) Londorp IV, 136 b flg.

nach Auflösung der Versammlung übersandte Kurfürst Johann Georg von Sachsen unter dem $\frac{4}{14}$. April dem Kaiser den für die Oeffentlichkeit bestimmten Text der gefaßten Beschlüsse, sammt einem Begleitungsschreiben [1]), in welchem er Ferdinand rührend beschwor: „das billige und gerechte Verlangen der Stände zu befriedigen, ohne weitere Verzögerung den Drangsalen abzuhelfen, die deutsche Freiheit in ihre vorige Blüthe herzustellen, und solche Vorkehrungen zu treffen, daß Kurfürsten und Stände bei Würden und Vorrechten verbleiben, daß Konstitution und Grundgesetze erhalten, alles Mißtrauen aufgehoben, und endlich die Irrungen, zu welchen die geistlichen Güter Anlaß gegeben, durch gütliche Mittel beigelegt werden möchten." Der Brief schloß mit der Versicherung seines aufrichtigen deutschen Gemüths und gränzenloser Ergebenheit gegen das kaiserliche Haus.

Ueber die wahren Absichten des Kurfürsten kann, so däucht uns, kein Zweifel obwalten. Johann Georg wollte keineswegs Ernst gegen den Kaiser machen, sondern die Leipziger Versammlung zum Schreckmittel brauchen, um seine Privatzwecke zu erreichen. Die übrigen Protestanten, oder, nach dem Ausdruck den er selbst aufbrachte, die Leipziger Schlußverwandten, sollten ihm zu demselben Mittel dienen, zu welchem vor einigen Jahren König Christian IV. von Dänemark die Stände des niedersächsischen Kreises hatte benützen wollen, nämlich als Mauerbrecher gegen Oesterreich und die Liga. Hätte ihm der Kaiser den sichern Besitz der durch das Restitutionsedikt bedrohten drei sächsischen Bisthümer Meißen, Merseburg, Naumburg, und überdies für seinen Prinzen August das Magdeburger Erzstift gewährleistet, so würde Johann Georg ohne Bedenken die übrigen deutschen Protestanten preisgegeben haben.

Nicht minder gewiß ist, daß auch der Kaiser in Bezug auf den Leipziger Convent ein doppeltes Spiel trieb, und zwar ein wohl angelegtes, kühnes, glückliches. Aus den früher angeführten Umständen erhellt erstlich, daß der Gedanke einer bewaffneten Neutralität, welcher folgerecht zu einer Berathung der Protestanten führen mußte, vom Grafen Schwarzenberg ausging, und zweitens daß der Graf seine ersten Schritte mit Bewilligung des Kaisers, ja im Auftrage desselben gethan hat. Letztere Thatsache schließt die Annahme aus, als sey der Wiener Hof einer allgemeinen Versammlung der Protestanten entgegen gewesen. Wie hätten auch diese Herren wider den ernstlichen Willen des Kaisers in Leipzig zusammentreten können, da in dem benachbarten Halle eine kaiserliche Besatzung lag, stark genug, um die Schlußverwandten jeden Augenblick auseinander zu sprengen. Ferdinand verrieth seine geheime Gedanken noch durch eine andere Maaßregel. Johann Georg hatte den Leipziger Convent unter dem 29. Dezember (a. St.) 1630 ausgeschrieben, die Zusammenkunft selbst begann den $\frac{6}{16}$. Februar 1631. Zwischen

[1]) Londorp IV, 143 b unten flg.

dem Ausschreiben und der Eröffnung des Convents liegen also 40 Tage. Als Kaiser, als Katholike, und der Liga wegen mußte Ferdinand irgend etwas thun, um die Versammlung, wenn auch nur zum Scheine, zu verhindern; er that es auch, aber erst nachdem es zu spät war. Den $\frac{5}{15}$. Februar 1631, also Tags zuvor, ehe die Protestanten in Leipzig eintrafen, erließ er aus Wien an Kursachsen ein Schreiben [1]), welches in liebreichen Worten von der Versammlung abmahnte. Da die Urkunde erst 5 bis 6 Tage nach Eröffnung des Convents in Leipzig eintreffen konnte, war ihr Zweck voraussichtlich verfehlt. Was beabsichtigte nun der Kaiser mittelst des Leipziger Convents? Antwort: er wollte den Kurfürsten Maximilian von Baiern durch das Schreckmittel eines allgemeinen Aufstandes der Protestanten zwingen, daß dieser sich einem Feinde stelle, dem er bisher ängstlich ausgewichen war, daß er in allem Ernste den Krieg gegen Gustav Adolf auf seine Schultern nehme, und sich von den Schweden zerreiben lasse. Kühn war das Mittel, denn es hätte, wenn der Kurfürst von Sachsen Muth und Verstand bewies, leicht zu des Kaisers Demüthigung ausschlagen können; aber der Wiener Hof kannte seinen Mann, und führte nicht Wallenstein den Rathgeber Johann Georg's, Arnim, an der Leine! Wurde aber letztere Gefahr abgewendet, so kam man schnurgerade zum Ziele. Beides ist gelungen. Kursachsen ging nicht weiter, als dem Vortheile des Wiener Hofs diente, und Baiern mußte sich zum Kriege gegen Schweden entschließen. Schon der Marsch Tilly's im Februar 1631 war eine nothgedrungene Wirkung des Leipziger Convents, und von Nun an wurde die Streitmacht der Liga unabänderlich ans Messer geliefert.

Allein im Laufe der letzten 9 Monate hatte der Schwede so um sich gegriffen, daß jetzt der Kampf gegen ihn ein gewagtes Spiel war. Hätte Maximilian im letzten Herbste seinem Feldherrn Befehl ertheilt, das kaiserliche Heer in Pommern ohne Rückhalt mit den Streitkräften der Liga zu unterstützen und mit vereinter Macht auf den Schweden loszugehen, so würde es gelungen seyn, denselben aus dem Reiche zu vertreiben. Aber der Kurfürst zögerte damals und ließ die Kaiserlichen im Stich, theils weil er sich an Ferdinand II. rächen und ihn durch den Schweden schwächen wollte, noch mehr, weil er auf das Versprechen der Franzosen baute, Gustav Adolf zu aufrichtiger Neutralität gegen Baiern zu vermögen. Jetzt rächte sich dieses Vertrauen schwer an ihm. Maximilian war mit einem Schlage von den Franzosen verrathen, vom Kaiser überlistet. Er lief überdies Gefahr, seinen Feldherrn zu verlieren.

Tilly hatte gleich nach der Landung Gustav's die Absicht an den Tag gelegt, Ernst aus dem Kriege gegen die Schweden zu machen. Nur mit größtem Widerstreben ließ er sich zu dem bisherigen, seinem Ruhme so nachtheiligen, Zögerungssysteme brauchen, zuletzt drohte er mit Nieder-

[1]) Londorp IV, 131 b flg.

legung des Befehls. Die bairische Quelle, welche so treffliche Aufschlüsse gibt, setzt uns in Stand, auch über dieses und andere verwandte Verhältnisse Licht zu verbreiten. Ich muß etwas zurückgehen. Ende Nov. 1630 war Tilly in Hameln, ohne Zweifel um die in niedersächsischen Plätzen zerstreuten Regimenter der Liga zum Kampfe gegen Gustav Adolf zu sammeln. Von dort aus berichtet [1]) er unter dem $\frac{\text{28. November}}{\text{8. Dezember}}$ nach München, daß er so eben den neuangekommenen Feldmarschall Grafen Pappenheim mit einer Abtheilung Volks den Kaiserlichen zu Hülfe gegen Magdeburg geschickt habe. Der Ereignisse wegen, von welchen tiefer unten die Rede seyn wird, ist es wichtig zu ermitteln, in welchem Sinne der Titel Feldmarschall, den hier Tilly dem Grafen Pappenheim ertheilt, zu verstehen sey. Pappenheim war unter dem 5. Januar 1629 zum bairischen General des Geschützes ernannt worden [2]). Mit der Erhebung zum Feldmarschall aber muß es sich anders verhalten, denn nach der Eroberung Magdeburgs erstattete Pappenheim, wie unten gezeigt werden soll, an den Wiener Hof einen Bericht, in welchem er den Kaiser seinen Kriegsherrn nennt. Hieraus geht klar hervor, daß der neue Feldmarschall entweder ausschließlich oder doch theilweise dem Kaiser verpflichtet und folglich ganz oder theilweise von des Kurfürsten Fahne zu der des Kaisers übergetreten war. Wir sprechen mit gutem Bedacht von der Möglichkeit eines zwischen dem Kaiser und der Liga oder dem Kurfürsten von Baiern getheilten Dienstes, denn das außergewöhnliche Verhältniß, in welchem Tilly selbst und das Heer der Liga seit Wallenstein's Absetzung zu Ferdinand stand, gibt dieser Vermuthung, die sonst allerdings widersinnig wäre, guten Grund. Allem Anschein nach hatte Ferdinand, als er sich bequemte Friedland zu entlassen, die Bedingung daran geknüpft, daß Pappenheim, damals nächst Tilly der fähigste Mann im deutschen Heere, dem kaiserlichen Dienste sich verpflichte [3]).

Nun weiter: unter dem 9. Januar (n. St.) 1631 berichtet [4]) Tilly nach München: „der Schwede ist nunmehr als offenbarer Feind mit 16,000 Mann losgebrochen und hat Greifenhagen weggenommen.“ Als der Feldherr dieses schrieb, hatte Gustav bereits 6 Monate lang siegreiche Waffen gegen das kaiserliche Heer unter Conti und Schaumburg getragen, auch dasselbe aus Pommern verjagt. Wenn Tilly dennoch jetzt erst den König als einen offenbaren Feind bezeichnet, so muß er vorher vom Kurfürsten die Weisung erhalten haben, den Krieg zwischen Gustav und Conti als eine Angelegenheit zu betrachten, welche Baiern nichts angehe. Dieses Räthsel wird durch die Verhandlungen erklärt, die vor Abschluß des Bärwalder Vertrags zwischen Frankreich, Schweden und Baiern stattfanden. Aber auch jetzt soll Tilly, so gebieten es die aus München zugeschickten Weisungen, den Schweden aus dem Wege

[1]) Westenrieder Beiträge VIII, 174. — [2]) Das. 165. — [3]) Ich bedauere sehr, daß mir über die für die Geschichte wichtige Frage der kriegsrechtlichen Stellung Pappenheim's keine urkundlichen Beweise vorliegen. — [4]) Westenrieder VIII, 176.

gehen. Unter dem $\frac{19}{29}$. Januar 1631 empfängt[1]) er Befehl, „nichts zu wagen." Zugleich wird bemerkt, daß Tilly's Heer damals außer den Besatzungen, die in verschiedenen Plätzen lagen und außer dem Haufen, der zur Umschließung Magdeburgs beordert war, 18,000 Mann zu Fuß und 36 Fahnen Reiter, wie der Bericht sagt, lauter altes, versuchtes Volk zählte. Den $\frac{4}{14}$. Februar trat Tilly, wie wir wissen, den Marsch von Frankfurt nach Alt-Brandenburg und sofort gegen das schwedische Lager auf der mecklenburgischen Gränze an. Unter demselben Tage aber erhält er aus München den Auftrag[2]) von seinem Heere 6000 Mann nach Magdeburg zur Unterstützung des Feldmarschalls Pappenheim abzuschicken. Dieser Befehl kann nur den Sinn haben, Tilly durch Schwächung seiner Streitkräfte von einem beschlossenen Unternehmen abzuhalten. Zugleich sieht man, daß der Kurfürst gegen seinen General nicht mehr offen mit der Sprache herausgeht, sondern Vorwände gebraucht. Auch wird hiedurch begreiflich, warum Tilly sobald wieder den Rückzug aus Mecklenburg antrat — er durfte auf keine Unterstützung hoffen.

Nachgerade findet aber der greise Feldherr seine Stellung unerträglich. Ich lasse eine Urkunde reden[3]): „den $\frac{12}{22}$. März hat Tilly abermal über den armseligen Stand des Heeres berichtet mit Anfügung: er müsse sehen, wie es Leute gebe, welche sich unterstehen, das ganze Wesen durch Verweigerung der so hochnothwendigen Hülfe zu lähmen und auf die lange Bank zu schieben. — Der Ausgang werde nur allzufrühe weisen und an den Tag bringen, welche Früchte aus solchem Zögern hervorwachsen müssen. Obgleich er jeder Zeit entschlossen gewesen, sein Leben daran zu setzen, könne man es ihm, da er verspüren müsse, daß es dergestalt hergehe, und daß ihm gar nicht unter die Arme gegriffen werde, auch nicht mehr verdenken, wenn er hiemit um seinen Abschied und Entlassung seines Amtes unterthänigst bitte." Diese Drohung wirkte, doch nur stückweise. Unter dem $\frac{9}{19}$. April übermachte man ihm 200,000 Gulden zur Bezahlung des Volks, aber mit dem Bedeuten, er solle nichts wagen, noch sich mit dem Feinde in ein Haupttreffen einlassen, bis er größere Verstärkung erhalten haben werde. Eine andere höchst merkwürdige Nachricht ist beigefügt[4]): „weil Wir hier in Erfahrung gebracht, wie etliche Italiener, auch sonstige Ausländer, sich am kaiserlichen Hofe stark bemühen, daß sie bei den vorhandenen Werbungen angestellt, und deutschen Obersten vorgezogen werden möchten, und wie sie auch von ihren Gönnern hiezu gute Vertröstung empfangen hätten: als möge Tilly beim kaiserlichen Hofe des gemeinen Besten wegen, doch unvermerkt des Kurfürsten von Baiern, Gegenvorstellungen machen, daß dem Heere mit solchen unerfahrenen Offizieren schlecht gedient sey, und daß die Reiter und Knechte, so mehrentheils Deutsche oder doch wenig-

[1]) Westenrieder VIII, 176. — [2]) Das. unten flg. — [3]) Das. S. 177. — [4]) Das. S. 179.

stens [1]) keine Italiener wären, kein Herz und keine Achtung für solche Anführer trügen." Nun empfängt auf einmal eine Thatsache Licht, die sonst räthselhaft genug erschien, nämlich daß die kaiserlichen Befehlshaber, mit welchen Gustav bisher in Pommern und Mecklenburg zu thun hatte, die Conti, Savelly, Capua, Perusi, Peralta, Marazan, lauter Romanen, Spanier, Franzosen, zumeist aber Italiener sind. Auch die wahre Absicht Derer, welche durch Umtriebe am Wiener Hofe diese romanischen Fremdlinge in deutsche Kriegsdienste einzuschwärzen suchten, scheint uns unzweideutig.

Der Kampf, dessen erste 14 Jahre wir beschreiben, war Anfangs ein Religionskrieg, durch Wallenstein aber erhielt derselbe, wie wir oben zeigten, einen andern Charakter, er wurde ein deutscher, ein kaiserlicher, ein nationaler Krieg. Dies gefiel jedoch einer gewissen Macht in Italien nicht, sie wünschte den Kampf wieder in einen kirchlichen zu verwandeln. Nun kann Niemand läugnen, daß der Deutsche Gefühl für Religion besitzt, denn durch eine falsche Richtung, die man diesem Gefühle gab, hat man unser Volk um Einheit, Macht, Selbstbewußtsein und Geltung in der Welt gebracht. Aber andächtig, wie die Romanen, ist der Deutsche und insbesondere unsere junge Mannschaft nicht. Dies beweisen die Jahre 1626—30. So wie Wallenstein sein Banner erhob, erwachte der Nationalgeist in unserem Kriegsvolke, deutsche Protestanten und Katholiken reichten sich die Hand, um erst dem Kaiser die ihm gebührende Macht zurückzugeben und dann die alte Religion wieder herzustellen, auf welche das deutsche Reich ursprünglich gebaut war, und auf welche allein es auch in Zukunft — wenn anders Solches im Rathe der Vorsehung beschloßen seyn sollte — wieder gebaut werden kann. Um nun dennoch jenen Zweck zu erreichen, gab es kein besseres Mittel, als den Geist des Heeres zu entdeutschen, zu verwälschen. Man hat es gewählt. Während Wallenstein's Absetzung wissen feindselige aber sehr geschäftige und mächtige Hände statt der deutschen Offiziere aus dem Ritterstande, zu denen der gemeine Mann ein Herz trägt — Fremde, Italiener, an die Spitze der Regimenter zu bringen. Diese Fremdlinge waren es auch, welche 3 Jahre später den Herzog von Friedland ermordet haben. Es bleibt ein letzter trauriger Trost, daß wenigstens kein Deutscher zu der blutigen an dem Feldhauptmann verübten That sich hergegeben hat.

Weiter erhellt aus obiger Nachricht erstlich, daß Kurfürst Maximilian von Baiern der Anstellung von Italienern nicht entgegen war, zweitens daß in seinem Kriegsrathe zu München eine der deutschen Sache insgeheim ergebene Parthei saß, und drittens, daß diese Parthei Tilly zu den Ihrigen zählte. Denn derselbe wird ja aufgefordert, die gewünschten Gegenvorstellungen in Wien unvermerkt des Kurfürsten, d. h. ohne sein Wissen, anzubringen. Andererseits muß Tilly die Zumuthung,

[1]) Welche Geringschätzung der Italiener liegt in dem Wörtchen „wenigstens."

welche man ihm machte, für gefährlich, die Macht, welche er antasten sollte, für furchtbar gehalten haben, denn er ertheilt [1]) unter dem $\frac{18}{28}$. April eine zwar nicht verneinende aber doch ausweichende Antwort: „es lassen sich viele Dinge leichtlich schreiben und vorschlagen aber schwer ins Werk setzen; ihm als einer einzigen Person sey es unmöglich, daß er sich aller Orten befinden, und alle Sachen allein verrichten könnte."

Fassen wir die Schlüsse, zu welchen die geheime Korrespondenz der bairischen Kriegskanzlei mit Tilly berechtigt, kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: die Landung Gustav's auf Usedom und seine ersten Fortschritte in Pommern wurden nur dadurch möglich, daß der Wiener Hof die Last des Kriegs auf Baiern wälzen wollte, und daß Maximilian Anfangs, wider den Willen seines Feldherrn, ins Feuer zu gehen sich weigerte. Dennoch riß theils die Drohung Tilly's den Befehl niederzulegen, theils die Meisterschaft, mit welcher der Wiener Hof den Leipziger Convent benützte, den bairischen Kurfürsten in den Kampf hinein. Aber in dem Maaße wie er sich hiezu entschließen muß, wie folglich auch die doppelte Möglichkeit hervortritt, daß die bairische Macht der schwedischen unterliege, und daß dann hinter ersterer wieder ein kaiserliches Heer auf dem Schauplatz erscheine, sucht eine fremde mit fast übermenschlicher Klugheit ausgerüstete Gewalt eben diesem kaiserlichen Heere den nationalen Charakter, den es früher erprobte, zum Voraus zu entziehen und dasselbe durch Einschwärzung romanischer Hauptleute für deutsche volksthümliche Zwecke untauglich zu machen. Endlich Tilly und sein Kriegsvolk ist kampflustig: Feldherr und Mannschaft will gegen den ins Reich eingedrungenen Schweden fechten, und siegen oder sterben; aber beide verlangen von Seiten des Kriegsherrn ernstliche Unterstützung.

Noch ein drittes Aktenstück steht den bis jetzt angeführten Urkunden zur Seite. Auf die Nachricht von Gustav Adolf's Marsche gegen Frankfurt war Tilly aus dem Magdeburgischen mit seinem Heere aufgebrochen, um die bedrohte Stadt wo möglich zu retten. In Jüterbogk angekommen, erfuhr er jedoch den Fall Frankfurts und kehrte voll Gram, zu einer so kläglichen Rolle verdammt zu seyn, wieder gegen Magdeburg um [2]). Indessen erließ Pappenheim, der während Tilly's Abwesenheit die Belagerung Magdeburgs leitete, folgendes Schreiben [3]) an den Kurfürsten von Baiern: „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Eure kurfürstliche Durchlaucht sich eine wahre Vorstellung von dem gegenwärtigen Stande unserer Sache machen möchte. Der König von Schweden hat aus Stralsund und Preußen so ansehnliche Verstärkungen erhalten, daß er uns überlegen ist. Bereits belagert er Frankfurt. Die zu Leipzig versammelten Stände haben Werbungen beschlossen, in wenig Tagen werden sie ein starkes Heer auf den Beinen haben. Die englischen Hüfstruppen

---

[1]) Das. S. 180. — [2]) Chemniz I, 132 b. Khevenhiller XI, 1782 unten flg. Letzterer sagt, Tilly sey damals nur bis Alt-Brandenburg gekommen. — [3]) Khevenhiller XI, 1783.

des Königs sollen schon eingeschifft seyn, die Holländer werden auch nicht schlafen, und das ganze Land wartet auf einen guten Rückhalt, um einen allgemeinen Aufstand zu wagen. Es ist zu besorgen, daß ein Entsatz Frankfurts bereits nicht mehr möglich ist. Versetzen wir den Krieg nach der Oder, so geben wir den Protestanten freies Spiel, um ihre Werbungen zu vollenden und Magdeburg zu befreien, auch werden sie dann den Kaiserlichen die Elbe verschließen und sie vom Reiche abschneiden. Machen wir dagegen keinen Versuch zum Entsatze Frankfurts, so sieht dies gar seltsam aus; ein guter Theil kaiserlichen Volks geht verloren, auch werden dann dem Feinde die Päſſe nach Schlesien und Böhmen geöffnet. Ziehen Tilly und ich dem Feinde in die Erbländer nach, so geben wir nothwendig das Reich preis, bleiben wir aber im Reiche, so sind die Erbländer aufgeopfert. Kurz, wenn Gott nicht ein Wunder thut, so stehen die Sachen ärger, als fast nie sonst, außer an der Brücke zu Wien [1]). Oft habe ich diese Unfälle vorausgesagt und treulich gewarnt, muß aber zuletzt fürchten, als ein überläſtiger Unglücksprophet angesehen zu werden. Nichts thut mir bei der Wendung, welche unsere Sachen genommen haben, so wehe, als daß viele christgläubige Seelen in diesen Landen, welche die Süßigkeit des Katholicismus schon zu empfinden begannen, jetzt wieder abfallen werden [2]). Mögen Eure Kurfürstliche Durchlaucht und die Stände des katholischen Bundes das Heilmittel gegen unsere Schäden nicht vom kaiserlichen Hofe erwarten. Euer Durchlaucht sind der Nerv des ganzen Kriegs. Ihnen und den Gliedern der Liga kommt es zu, das Aeußerste zu thun. Je länger man damit wartet, desto schlimmer und gefährlicher wird unser Zustand werden. Außer den nöthigen Besatzungen bedürfen wir durchaus zweier starken Heere für den Felddienst, sonst ist es unmöglich, den Krieg mit einigem Erfolg fortzusetzen."

Dieses Schreiben führt den damaligen Stand deutscher Angelegenheiten auf den kürzesten Ausdruck zurück, und bestätigt unsere Darstellung der geheimen Geschichte des Kriegs. Die Bitten und Drohungen Tilly's und Pappenheim's, unterstützt durch den Drang der Umstände, wirkten. Ende Mai oder Anfangs Juni berief Maximilian die Mitglieder der Liga zu einem Bundestage nach Dinkelsbühl. Hier wurde in Beziehung auf die Vorschläge des Leipziger Convents der Beschluß [3]) gefaßt, von der Grundlage des Passauer Vertrags keinen Finger breit abzuweichen, dagegen das Bundesheer mit 9000 neugeworbenen Fußknechten und 2000 Reitern zu verstärken. Also Krieg! Doch werden wir sehen, daß der Kurfürst auch nachher noch auf sein früheres System des Zögerns, wiewohl vergeblich, zurückkam.

Ich muß noch zeigen, wie der kaiserliche Hof das Kindlein des

[1]) Zu Anfang des Kriegs, als Bethlen und Thurn die Kaiserstadt belagerten. — [2]) Dies ist auf den Glaubenseifer des Kurfürsten berechnet. Ich bin jedoch überzeugt, daß Pappenheim aufrichtigen Herzens so spricht; denn er war ein guter Katholike. — [3]) Chemniz I, 411 b. unten flg.

ents, bei dessen Geburt er hülfreiche Hand geleistet, nachm nicht mehr dienen konnte, erdrosselte. Auf das oben chreiben Johann Georg's antwortete Ferdinand II., daß Meinung durch einen Gesandten wissen lassen werde. Der Johann Ruprecht Hegenmüller wurde zu dieser Sendung Im Mai reiste derselbe nach Torgau zum Kurfürsten, und im Namen seines Gebieters über die Leipziger Zusammen- die von den Ständen gefaßten Beschlüsse. Johann Georg e mit den alten Wehklagen über Erpressungen und den Ruin schen Freiheit. Die öffentlichen Schriften, die bei dieser Ange- eit gewechselt wurden, theilt Khevenhiller mit. Sie führten zu s. In der That wollte der Kaiser den Kurfürsten nur hinhalten, cher Zweck auch erreicht wurde. Bald war das Geheimniß, daß der ipziger Convent eine todte Geburt sey, aller Welt klar. Zwei Monate nach dem Schlusse der Versammlung fragten die Herzoge von Eisenach und Coburg bei Johann Georg an, ob die Leipziger Schlüsse noch gültig seyen, und als Tilly Einfälle in das Gebiet von Hessen-Kassel und Weimar machte, versagte der Kurfürst beiden schlußverwandten Höfen die begehrte Hülfe [2]). Mit den kleinen süddeutschen Reichsständen, welche den Leipziger Tag beschickt hatten, machte der Wiener Hof kurze Umstände. Im Juni kam der kaiserliche Generalwachtmeister, Graf Egon Fürstenberg, nach Beendigung des mantuanischen Kriegs aus Italien zurück. Unterwegs beschäftigte er sich damit, die schlußverwandten Reichsstädte zu züchtigen. Memmingen mußte die angestellten Werbungen mit 30,000, Kempten mit 80,000 Gulden büßen. Ein Anschlag auf die Stadt Ulm, deren sich Fürstenberg durch Verrath bemeistern wollte, mißlang. Etliche Katholiken, die in der Stadt wohnten, hatten sich anheischig gemacht, einen Pulverthurm, in welchem 200 Centner Pulver lagen, eines Sonntags in der Frühe unter der Predigt in die Luft zu sprengen. Während der Verwirrung, welche die Explosion zur Folge haben würde, sollten die Kaiserlichen hereinbrechen. Der Plan kam jedoch heraus, und die Schuldigen wurden verhaftet.

Nun zog der kaiserliche General nach Württemberg, und nöthigte den Vormünder dieses Landes vom Leipziger Schluß zurückzutreten. Das angeworbene Volk mußte entlassen werden und nahm zum Theil bei den Kaiserlichen Dienste. Jetzt, nachdem seine Flanke durch den Rücktritt Württembergs entblößt war, unterwarf sich auch der Ulmer Magistrat. Die Einlagerung von 14 Fahnen zu Fuß und drei zu Roß in das Gebiet der Stadt, so wie eine starke Geldsumme war die Sühne, mit welcher er die Gnade des Kaisers wieder erkaufte. Auch die protestantischen Stände des fränkischen Kreises, wohin Fürstenberg nach der Beruhigung Schwabens zog, hatten kein besseres Schicksal. Eben tagten

[1]) Khevenhiller XI, 1570 flg. — [2]) Röse Bernhard I, 143.

sie in Nürnberg, als das kaiserliche Heer unter Fürstenberg heranrückte. Sie schickten ihm eine Gesandtschaft entgegen, erklärten ihre Reue, sagten dem Leipziger Schlusse ab, und zahlten 72 Römermonate [1]).

Der Kaiser zog auf diese Weise doppelten Vortheil aus dem versuchten Aufstande der süddeutschen Verwandten des Leipziger Schlusses. Sie mußten seine Kasse füllen, und gaben ihm zugleich Gelegenheit, das aus Italien zurückkehrende Heer eine Zeit lang unter gutem Vorwande von der Vereinigung mit Tilly abzuhalten. Das protestantische Fürstenthum aber hatte von Neuem einen Beweis seiner Unfähigkeit zu gemeinsamen politischen Schöpfungen geliefert.

Sechstes Capitel.

Gustav Adolf zwingt Kurbrandenburg zur Einräumung Küstrins und Spandaus. Der König will Magdeburg entsetzen. Die Stadt wird im Sturme genommen und zerstört.

Die Gefahr Magdeburgs wurde mit jedem Tage größer. Von Landsberg nach Frankfurt an der Oder zurückgekommen, schrieb [2]) der König an die Bürgerschaft: „er stehe im Begriff sein Heer, so abgemattet dasselbe auch sey, zusammenzuziehen, um die Stadt zu entsetzen, dafern, wie er hoffe, die Verbindung mit Kursachsen und Brandenburg zu Stande komme. Sie möchten sich daher nur noch drei Wochen halten und keinen Vergleich eingehen, denn er sey versichert, daß Alles nach Wunsch ablaufe, wenn nur auch Andere ihre Schuldigkeit thäten." Gustav Adolf gestand, wie man sieht, offen, daß er ohne eine Uebereinkunft mit Brandenburg und Sachsen nichts thun könne. Dies war keine zu weit getriebene Aengstlichkeit, sondern von der Noth gebotene Vorsicht. Denn wenn er die Oder verließ und nach der Elbe zog, ohne sich vorher eines festen Rückhalts in den beiden Kurländern versichert zu haben, so mußte er unter den Wällen Magdeburgs schlagen; verlor er aber die Schlacht, so war es aus mit ihm. Sicherlich hätten dann die beiden Kurfürsten dazu beigetragen, die Trümmer des schwedischen Heeres zu vernichten; aus zweideutigen Freunden wären sie schnell offene Feinde geworden, weil sie nur durch eine solche Aufopferung des besiegten Schweden ihre bisherigen Freiheitsplane bei dem siegreichen Kaiser einigermaßen zu entschuldigen hoffen durften.

Die Vernunft gebot dem Könige, in einem Lande, wo ihn überall unsichere Freunde oder offene Feinde umgaben, nur Schritt vor Schritt vorwärts zu gehen. Deßhalb hatte er gleich nach Eroberung Frankfurts

---

[1]) Chemnitz I, 181 flg. — Khevenhiller XI, 1653 flg. — [2]) Chemnitz I, 142 flg.

neue Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Brandenburg wegen Abtretung der beiden Vesten Küstrin und Spandau angeknüpft. In einem Schreiben vom $\frac{26.\ \text{April}}{6.\ \text{Mai}}$ 1631 erklärte Georg Wilhelm seine Geneigtheit, Küstrin unter gewissen Bedingungen den Schweden zu öffnen, aber von Spandau wollte er nichts hören. Gustav beschloß an der Spitze des Heeres die Unterhandlung fortzusetzen, er zog zehn Fußregimenter und die ganze Reiterei in Fürstenwalde zusammen, und erschien den 1. Mai (a. St.) in Köpenik. Feldmarschall Gustav Horn, begleitet von dem Hofrathe Steinberg, wurde nach Berlin hineingeschickt und der frühere Antrag dringender wiederholt. Der König ließ seinem Schwager dieselben Bedingungen eines Bündnisses anbieten, die im vergangenen Jahr dem Landgrafen von Hessen-Kassel vorläufig bewilligt worden waren; „weil jedoch die Gefahr Magdeburgs keinen Verzug dulde, möchte sich der Kurfürst ungesäumt zur Einräumung der beiden Festungen entschließen.“ Gustav Adolf versprach dieselben unverweigerlich zurückzugeben, sobald die Gefahr vorüber sey, auch in des Kurfürsten Landen nichts wider seinen Willen zu ändern. Am andern Tage ertheilte Georg Wilhelm die Antwort: „alle festen Plätze wolle er sogleich übergeben, nur Spandau und Küstrin nicht, doch sey er erbötig einen körperlichen Eid zu leisten, daß er auch diese beiden Vesten dem königlichen Heere öffnen wolle, aber nur auf den einzigen Fall, wenn dasselbe geschlagen, vom Feinde verfolgt, einer sichern Zufluchtsstätte bedürfe.“ Die Lüge lag am Tage, denn wer wird ein geschlagenes Heer in eine Festung aufnehmen, die man ebendemselben, als es noch in voller Kraft dastand, verweigert hatte!

Gustav Adolf verlangte jetzt eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kurfürsten. Sie ward bewilligt, wahrscheinlich weil Gustav im Weigerungsfalle einen Besuch mit dem ganzen Heere durchblicken ließ. Den $\frac{3}{13}$. Mai brach der König mit drei Schwadronen, 1000 Musketieren und 5 Regimentsstücken von Köpenik nach Berlin auf. Eine Viertelmeile von der Stadt empfing ihn sein Schwager, umgeben von einem Theile seines Hofstaates. Die Unterredung fand in einem Wäldchen statt. „Ich habe,“ sagte er zum Kurfürsten, „die Kaiserlichen gezwungen, den größten Theil der kurbrandenburgischen Länder zu verlassen; ich werde ihnen auch ferner die Rückkehr verwehren. Dieser Dienst ist wohl eine Erkenntlichkeit werth. Meine Soldaten werden die strengste Mannszucht halten und den Bewohnern der Marken nichts von den Drangsalen zufügen, welche dieselben von den kaiserlichen Heeren erdulden mußten. Wird aber Magdeburg vom Feinde erobert, so ist Alles verloren. Die Kaiserlichen werden mit erneuerter Wuth nach den Marken zurückkehren, und Tilly versetzt dann den Krieg in die Kurlande.“ Wie vor einem Jahre der Herzog von Pommern, bat sich der Kurfürst einige Minuten Bedenkzeit aus, um die Meinung seiner Räthe einzuholen. Während dieses Zwischenakts unterhielt sich der König mit der

Pfalzgräfin Wittwe, der Mutter des unglücklichen Königs von Böhmen, und mit der Gemahlin des Kurfürsten. Georg Wilhelm kam mit der Erklärung zurück, daß es ihm unmöglich sey, einen andern Beschluß zu fassen. Alsbald wollte Gustav Adolf nach Köpenik zurückeilen, um das Heer dort zu holen, nur die Bitten der kurfürstlichen Frauen hielten ihn zurück. Er änderte seinen Entschluß und ging mit seinen 1000 Musketieren nach Berlin, wo er übernachtete.

Mittwoch den $\frac{4}{14}$. Mai wurden die Unterhandlungen fortgesetzt. Sey es, daß die Thränen der Frauen den Kurfürsten umstimmten, sey es, daß der Anblick des schwedischen Heeres, welches während der Nacht vom $\frac{3}{13}$. auf den $\frac{4}{14}$. von Köpenik aufgebrochen und in der Nähe von Berlin angekommen war, seinen Widerstand brach: er verstand sich endlich dazu, die Forderungen des Königs zu bewilligen, aber nur nach dem heftigsten Sträuben. Khevenhiller berichtet [1]), Gustav Adolf habe gegen seine Umgebung geäußert: „Ich kann dem Kurfürsten seine Traurigkeit nicht verdenken, denn daß ich gefährliche Sachen verlange, ist wohl gewiß. Allein was ich begehre, begehre ich nicht zu meinem Vortheil, sondern zum Besten des Kurfürsten, seiner Lande und Leute, ja der ganzen Christenheit.“ Zum Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der den König nach Berlin begleitet hatte, soll er gesagt haben: „Mein Marsch geht auf Magdeburg, um diese Stadt zu entsetzen. Will mir Niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückzug an, biete dem Kaiser den Frieden, und gehe heim nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen Vergleich eingehen, wie ich begehre. Aber am jüngsten Tag werdet Ihr Evangelische dann angeklagt werden, daß Ihr Nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier schon wird es Euch vergolten werden; denn wird Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, dann sehet zu, wie es Euch ergeht.“

Von Morgens frühe bis Abends neun Uhr dauerte die Unterhandlung, erst um diese Stunde der Nacht wurde man einig. Der Kurfürst behielt sich seine Hoheitsrechte über Stadt und Festung Spandau, so wie für den Fall der Noth eine Zufluchtsstätte in derselben vor. Seinerseits versprach der König, Spandau sogleich wieder an den Kurfürsten zu übergeben, sobald Magdeburg entsetzt, die Elbe geschlossen, oder auch das schwedische Heer in solcher Lage sey, daß es keinen Rückzug mehr zu befürchten brauche. Nach erfolgtem Abschlusse floh Graf Schwarzenberg aus der Mark. Er begab sich erst nach Holland, später nach Preußen. Seiner Aemter wurde er nicht förmlich entlassen, aber an den Hof durfte er nicht mehr kommen. Erst drei Jahre nach Gustav's Tode, errang er seinen alten Einfluß wieder [2]). Den $\frac{5}{15}$. Mai brach das königliche Heer nach Spandau auf, welches die brandenburgische Besatzung räumte. Oberst Axel Lillia wurde mit 1000 Mann hineingelegt. Am $\frac{6}{16}$. rückten

[1]) XI, 1786. — [2]) Cosmar a. a. O. S. 57 unten flg., Chemnitz I, 163.

die Schweden bis nach Potsdam. Alsbald verließen die kaiserlichen Garnisonen in Brandenburg, Rathenau und andern Orten diesseits der Elbe ihre Posten, und zogen sich nach Magdeburg zurück. Auch der Oberste Kratz, der bisher mit einer Abtheilung Reiterei in und um Zerbst gelagert hatte, ging über die Elbe hinüber. In den Schanzen bei Dessau wurden Vorkehrungen getroffen, daß die dortige Elbebrücke auf die erste Annäherung der Schweden zerstört werden konnte [1]). Dem Könige stand der gerade Weg von Potsdam über Altbrandenburg und Möckern nach Magdeburg offen. In zwei Tagen konnte er seine Banner vor der bedrohten Stadt entfalten. Gustav Adolf that dies nicht. In der Vertheidigungsschrift, welche er nach dem Falle Magdeburgs veröffentlichte, behauptet er, deßhalb der Stadt nicht geraden Wegs zu Hülfe gezogen zu seyn, weil die erschöpften Marken seinem Heere keinen Unterhalt hätten gewähren können. Dieser Grund beweist zu viel, und darum Nichts. Denn ernährte der König sein Heer nicht seit acht Tagen in ebendenselben Marken, und warum konnte man die nöthigen Vorräthe nicht aus Berlin, Spandau und Potsdam nachführen? Blieb nicht das schwedische Heer nach dem Falle Magdeburgs noch mehr als einen Monat in derselben Gegend stehen? Der Erfolg hat die wahren Beweggründe des Königs enthüllt. Er wollte die Gefahr Magdeburgs, die voraussichtlich dem Kurfürsten von Sachsen eben so nahe ging, wie den Schweden, als Keil gebrauchen, um Johann Georg zum Beitritt zu nöthigen.

Gustav brach von Potsdam in der Richtung nach Witteberg auf, und wiederholte unterwegs seine schon früher dem sächsischen Kurfürsten gemachten Vorschläge. Sie lauteten [2]) so: „das ganze schwedische Heer werde auf die Dessauer Schanze losgehen, dagegen möge der Kurfürst auf dem linken Ufer der Elbe mit seinen Streitkräften bis an die Muldabrücke vorrücken. Mit vereinter Macht könnten sie dann den Feind von Magdeburg vertreiben; weil jedoch der König von seinen Magazinen bereits zu weit entfernt sey und Mangel an Artillerie-Pferden habe, solle der Kurfürst das schwedische Heer von Witteberg oder sonst aus seinen Landen mit Geschütz und Mundvorrath versehen, wofür Gustav Adolf baare Bezahlung in Amsterdam oder Hamburg leisten werde.“ Johann Georg schlug diese Zumuthungen rund ab [2]): „sein Volk könne er nicht zu den Schweden stoßen lassen, weil diese Maaßregel seinen Pflichten gegen das heilige römische Reich zuwider wäre, und des Kaisers Zorn auf sein Haupt laden würde; überdies bedürfe er seine Kriegsmacht selbst, weil die Kurlande durch den Anmarsch des italienischen Kriegsheeres bedroht seyen. Den Durchmarsch der Schweden durch sein Gebiet dürfe er nicht gestatten, weil dadurch leicht der Krieg nach Kursachsen versetzt und seine Unterthanen in das größte Unglück gestürzt werden könnten. Was die gewünschte Zufuhr betreffe, so sey er außer

---

[1]) Chemnitz I, 144 b. — [2]) Das. S. 145.

Stands, dieselbe einem fremden Monarchen zu gewähren, da er sie dem deutschen Kaiser neulich verweigert habe." Man sieht, der Kurfürst hielt an seinem Plane einer dritten Parthei fest, auch kam noch eine andere geheime Triebfeder ins Spiel.

Ich habe oben erzählt, daß Johann Georg nach Vertreibung des Administrators Christian Wilhelm Mittel gefunden hatte, seinen Sohn August zum lutherischen Bischof wählen zu lassen. Durch die Unterstützung, welche Gustav Adolf dem Brandenburger gewährte, wurde der sächsische Prinz zurückgedrängt, und wenn es auch gelang, Magdeburg zu retten, so kam dieses Wagniß nicht dem Sohne des Kurfürsten, sondern einem gehaßten Nebenbuhler, dem Brandenburger Christian Wilhelm, zu Gute. Gustav empfand, daß seine Verbindung mit letzterem ihm nachtheilig sey; in seiner Bedrängniß erklärte er sich bereit, den Brandenburger aufzuopfern. Ein Brief [1]), den er auf die eben angeführte abschlägige Antwort an den Kurfürsten erließ, schloß mit den Worten: „seyen Eure kurfürstliche Durlaucht versichert, daß ich Ihnen und Ihrem Hause, namentlich Ihrem Sohne in Behauptung seiner Ansprüche auf das Erzstift Magdeburg die besten Dienste leisten werde." Dieses Versprechen machte so wenig Eindruck auf den Kurfürsten, als die vorangegangenen Drohungen. Selbst wenn Johann Georg nachgegeben hätte, würde es nichts mehr genützt haben, denn Magdeburg war während dieser Unterhandlungen den $\frac{10}{20}$. Mai gefallen.

Oben wurde berichtet, was um die Stadt während des Winters und in den ersten Monaten des Jahres 1631 vorging. Die Magdeburger hielten ihre Verbindung mit Sachsen offen, woher sie auf sonderbaren Umwegen [2]) Zufuhren bekamen. Der Kurfürst von Sachsen ließ Korn und Pulver nach Barby und in ein benachbartes sächsisches Amthaus auf der Gränze schaffen, wo dann die Vorräthe von der Magdeburger Garnison unter dem Scheine gewaltsamen Raubes abgeholt wurden. Pappenheim konnte die Stadt nicht enge einschließen, weil es ihm an hinreichender Mannschaft gebrach, überdies lähmte Eifersucht des Grafen Wolf von Mannsfeld, der neben Pappenheim befehligte, die Fortschritte des kleinen Heeres. Ein Versuch des Feldmarschalls, die Festung durch Verrath zu nehmen, scheiterte an der Treue des schwedischen Kommandanten Dietrich von Falkenberg. Pappenheim hatte diesem Offizier durch einen Trompeter, der unter einem falschen Vorwande in die Stadt geschickt wurde, eine hohe Bedienung im kaiserlichen Heere, den Grafentitel und 400,000 Reichsthaler anbieten lassen, wenn er die anvertraute Festung übergäbe. Falkenberg war von anderem Schrot, als in unseren Tagen der preußische General Kleist. Er zwang den Trompeter, vor Zeugen und Notar seine geheimen Aufträge zu wiederholen. Dann schickte [3]) er ihn mit folgender Antwort ins kaiserliche Lager zurück: „wenn

[1]) Chemnitz I, 147 b. — [2]) Das. S. 140 a u. 149 b. — [3]) Das. S. 149.

Pappenheim einen Schelmen und Verräther finden wolle, so möchte er ihn nicht bei Falkenberg, sondern in seinem eigenen Busen suchen. Sollte sich in Zukunft ein Bote mit ähnlichen Aufträgen in die Stadt wagen, so habe derselbe einen Strick um den Hals als Belohnung zu gewärtigen."

Eine ernste Wendung nahmen die Dinge zu Ende März, als Tilly mit dem Heere aus Mecklenburg zurückkam. Im Laufe des Aprilmonats wurden die Belagerten nach und nach aus sämmtlichen Außenwerken, zuletzt aus den Vorstädten, vertrieben. Falkenberg sah sich genöthigt, die Vorstädte Sudenburg und die Neustadt zu verlassen, jedoch erst, nachdem sie zuvor angezündet und zerstört worden waren. Man hat den schwedischen Feldherrn wegen dieser Maaßregel getadelt, allein sie wurde im vollen Kriegsrathe und mit Zustimmung der erfahrensten Offiziere beschlossen. Die Umstände nöthigten dazu. Nur 2000 Mann diensttaugliches Fußvolk, nur 250 Reiter waren in der Stadt. Wie hätte man mit dieser geringen Mannschaft, die kaum für den Hauptwall hinreichte, die weitläufigen Außenwerke vertheidigen können? Mehr als 10,000 Mann hatte der Administrator nach und nach auf die Beine gebracht, noch mehrere konnten angeworben werden, wenn Geld vorhanden gewesen wäre. Allein die wirklich geworbenen Truppen wurden in jenen kleinen Unternehmungen zersplittert, von denen oben die Rede war, und die Bürger gaben nicht nur kein Geld her, sondern trieben sogar auf Gefahr ihrer Stadt Wucher. Das Bier, das man den Soldaten reichte, soll, laut Khevenhiller's Zeugniß [1]), so schlecht gewesen seyn, daß der Genuß die Ruhr und den Tod zur Folge hatte. Selbst mit dem Pulver wurde Falkenberg betrogen. Gegen Ende der Belagerung gab die Commission, welche den Schießbedarf zu besorgen hatte, an, daß blos noch 200 Centner von dieser unentbehrlichen Waare vorhanden seyen. Die Kanonen auf den Wällen wurden deßhalb nur sparsam bedient, und doch sollen die Sieger nach erfolgter Einnahme in Privatkellern Pulver genug gefunden haben, das verheimlicht worden war. Uneinigkeit herrschte schon von Anfang an unter der Bürgerschaft. Der Ausschuß stand, wie wir oben erzählten, mit dem Stadtrathe in Opposition. Weil dieser sich für die Sache des Administrators erklärt hatte, hielt es ersterer für gerathen, auf alle Weise die Wünsche des Markgrafen zu durchkreuzen. Viele Bürger verhehlten ihre Ansicht nicht, daß man sich dem Kaiser unterwerfen sollte.

Falkenberg mußte zuletzt wegen der geringen Anzahl seiner Soldaten den bewaffneten Dienst der Einwohner ansprechen. Dieser verzweifelte Ausweg vermehrte das Uebel. Außerdem daß Bürger gewöhnlich schlechte Soldaten sind, wuchs dadurch die Zwietracht. Der Dienst war streng bei Tag und Nacht, die Reichen ließen sich daher durch ihr Gesinde oder durch Taglöhner vertreten. Dies that den Aermeren wehe. Laut

[1]) Khevenhiller XI, 1796.

klagten sie, daß man ihnen alle Lasten aufbürde und die Reichen verschone, welche sich zu Hause gütlich thäten, während sie den härtesten Arbeiten und dem Tode ausgesetzt seyen. Auch fehlte man darin, daß man die Posten zu wenig wechseln ließ, einem und demselben Stadtviertel gewöhnlich dieselbe Stelle zu bewachen gab, wobei abermal die Aermeren zu kurz kamen, indem man ihnen die gefährlichsten Punkte anwies. Während die Bürger auf dem einen Posten dem Tode trotzen mußten, lagen die Wächter eines andern, wenig ausgesetzten, ruhig auf den Wällen, und handhabten statt des Doppelhackens die mitgebrachten Flaschen. Manche erschienen sogar, nicht um zu fechten, sondern blos um die Neugierde, oder, was noch schlimmer war, gar ihre Schadenfreude zu befriedigen. Und mitten unter der Zwietracht schlich der Verrath herum. Die Feinde draußen waren unterrichtet von Allem, was in der Stadt vorging. Dennoch thaten viele Einwohner und alle Hauptleute der Stadt ihre Schuldigkeit, namentlich der königliche Kommandant, Dietrich von Falkenberg.

Nachdem die Außenwerke gefallen waren, berief dieser tapfere Offizier den 24. April a. St. die Befehlshaber auf das Rathhaus. Hier wurden die Rollen ausgetheilt. Falkenberg übernahm die Vertheidigung der Heydecker Bastei der Sudenburg gegenüber bis ans Kröker Thor. Dem Generalmajor Karl Huno Amsterroth wurden die Werke vom Kröker Thor bis ans Fischerufer anvertraut. Das Fischerufer wollten die Schiffleute mit einer Anzahl Bürger bewachen. Der Oberstlieutenant Trost mußte für die Elbebrücke und das dortige Thor Sorge tragen, der Administrator übernahm die Aufsicht über das hinter dem Dom angelegte neue Werk, die Bürgerschaft erhielt ihren Platz auf dem obern Walle. Des Nachts mußten alle 18 Stadtviertel, bei Tage die Hälfte wachen. Die Soldaten wurden in den Zwinger und den untern Wall vertheilt. Der Oberbefehl blieb dem Stellvertreter Gustav's, Dietrich von Falkenberg. Diese Anordnung war das Testament der Vertheidiger Magdeburgs.

Anfangs Mai hatte sich Pappenheim in den Trümmern der Neustadt nahe am Stadtgraben festgesetzt, und drei Batterien errichtet, fünf andere stiegen an drei entgegengesetzten Orten aus der Erde empor. Wäre es den Belagerern gelungen, einen Thurm an der sogenannten hohen Pforte schnell in Grund zu schießen, so hätte der Sturm früher stattgefunden. Erst den $\frac{8}{18}$. Mai stürzte der Thurm zusammen, aber er fiel nicht, wie Pappenheim gehofft hatte, in den Stadtgraben, sondern erhöhte den Wall mit seinen Trümmern. Ein Sturm war daher um Nichts ausführbarer. Tilly hatte schon früher einigemale Trompeter mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Stadt geschickt, aber abschlägige Antworten erhalten. Den letzten sandte er am $\frac{8}{18}$. Mai. Die Belagerten behielten ihn bis zum $\frac{10}{20}$. in der Frühe zurück, wo die Stadt eingenommen wurde. Es scheint, daß man sich nicht über den Bescheid vereinigen konnte, der ihm gegeben werden sollte. Denn eine Parthei war der

einung, daß Magdeburg nicht länger haltbar sey. Uebrigens wußten Belagerten so gut als Tilly, daß Gustav Adolf zum Entsatze heranhe, obgleich die Briefe, welche der König an die Stadt geschrieben, den Kaiserlichen aufgefangen worden waren. Diese Nachricht gab Belagerten Muth, noch einige Tage länger auszuhalten, während sie feindlichen Feldherrn zur Eile bestimmte, aber auch zugleich zu dem tschlusse vermochte, die Belagerung aufzuheben, wenn der Wurf nicht der nächsten Zeit gelinge.

Das Feuer aus allen Batterien dauerte den 7., 8. und einen Theil 9. Mai unausgesetzt fort. Am $\frac{9}{19}$. Nachmittags wurde es schwä: und verstummte allmählig. Noch war keine Mauerlücke vorhanden, leich Tausende von Schüssen die Stadt überschüttet hatten. Das Werk am Heidek besaß solche Zähigkeit, daß keine Kugel ein größeres) schlug, als sie selbst war, ja daß mehrere Bälle auf einander stecken ben. Die Mauer an einem Werke gegenüber von der Neustadt war r zusammengeschossen, doch ragte hinter ihr der Erdwall unbeschädigt vor. Auch die Feuerkugeln, deren man etliche hundert in die Stadt orfen, thaten wegen der guten Löschanstalten die gehoffte Wirkung t. Gleichwohl hatte Pappenheim auf der Seite, wo er lag, sich nicht nur drei Tagen und Nächten mit unsäglicher Anstrengung in dem Stadtben festgesetzt, sondern auch durch seine Fußknechte Einschnitte zum ansteigen in den Wall hauen und Alles zum Sturme bereiten lassen.

Den $\frac{9}{19}$. Nachmittags gebot Tilly mehrere grobe Geschütze von den anzen abzuführen, welcher Befehl keine andere Deutung zuläßt, als er zum Abmarsche entschlossen war. So sahen es auch die Belaen an, welche ein Vorzeichen nahender Erlösung darin erblickten. lt nun der Obergeneral wirklich den Sturm für unmöglich? oder er den Befehl aus Eifersucht gegen Pappenheim, der bei der Berung fast Alles gethan und auch jetzt sich für sicheren Sieg verbürgte? Ereignisse des folgenden Tages sprechen für letztere Ansicht. Indeß te Tilly die Verantwortlichkeit des Abmarsches nicht auf sich allein nen. Spät Abends hielt er Kriegsrath in seinem Zelte. „Sehr felhaft,“ erklärte er, „scheine ihm das Gelingen eines Sturms.“ ppenheim widersprach, andere Befehlshaber schlugen sich auf dessen te. Als ein hoher Offizier das Beispiel Mastrichts anführte, welche ung früh Morgens erstürmt worden sey, weil sich die Vertheidiger, e Gefahr mehr ahnend, zur Ruhe begeben hätten, ward beschlossen, $\frac{10}{20}$. Mai nach Aufgang der Sonne einen allgemeinen Sturm zu en. Pappenheim sollte mit drei Regimentern, dem Gronsfeldischen, nglerschen und Savellischen, das große Werk gegenüber der Neustadt, zog Adolf von Holstein die Schanze am Krökerthor, Graf Wolf von nnsfeld den Heydek, endlich Tilly selbst mit drei kaiserlichen Regitern und etlichem ligistischen Volk das neue Werk bei der Elbebrücke llen. Sobald das Zeichen mit der Kanone gegeben würde, kam man

überein, an allen vier Orten zugleich Sturm zu laufen. Pappenheim hatte den günstigsten Posten: der Graben vor ihm lag trocken, Stufen und Einschnitte waren an dem nicht sehr abschüssigen Walle bereits angebracht. Während der Nacht vom 9. auf den 10. traf er die letzten Zurüstungen, Leitern wurden herbeigeschleppt, die Palisaden ausgerissen. Morgens stand sein Volk zum Sturme bereit, auf das Zeichen zum Angriff wartend, als Tilly die Befehlshaber unerwartet noch einmal zum Kriegsrathe berief. Er wiederholte die Zweifel von gestern. Abermal drang er nicht durch, die Uebrigen beharrten auf ihrer Meinung.

Zwei Stunden, von fünf bis nach sieben, gingen durch diese Zögerung verloren. Dieselbe war, ohne daß Tilly daran dachte, das Verderben Magdeburgs und seiner Bewohner. Bis fünf Uhr hatte die Bürgerschaft auf den Wällen Wache gehalten; weil während der Nacht nichts geschah, weil man gestern die Stücke im Tilly'schen Lager von der Schanze hatte abführen sehen, weil die Annäherung des Königs bekannt war, gab man sich der Hoffnung hin, daß nichts mehr zu fürchten sey; also ging die Hälfte der Bürger sammt einem Theil der Soldaten nach 5 Uhr in die Stadt zurück, um der Ruhe zu pflegen. Falkenberg von demselben Wahne verstrickt, ritt nach dem Rathhause, um den Tilly'schen Trompeter, der noch in der Stadt war, abzufertigen. Die auf den Posten zurückgebliebenen Soldaten und Bürger waren schlaftrunken, gedankenlos.

Nach 7 Uhr Morgens setzte Pappenheim an. Die Dragoner und Kürassiere stiegen ab, mischten sich unter die Fußknechte, und fielen auf einen kleinen Posten von 15 Mann, der am Fuße des oberen Walles über dem Stadtgraben stand. Alle wurden niedergestreckt, ohne Lärm machen zu können. Dann gings in einer Furie den obern Wall hinauf: die Brustwehr ward überstiegen, aber hier fanden die Kaiserlichen Widerstand durch die herbeieilenden Wachen. Zu gleicher Zeit mit Pappenheim stürmte der Herzog von Holstein die hohe Pforte, und wurde bald Meister, weil die Bewachung dort schlecht bestellt war. Ueber den Wall herunter rannten die Stürmenden nach dem innern Theil des Thores, als Falkenberg auf dem Kampfplatze erschien. Aufgeschreckt durch den Lärm war er vom Rathhause fortgeeilt, und hatte unterwegs alle verfügbare Mannschaft aufgerafft. Indessen ertönten die Sturmglocken, das Prasseln der Gewehre, das Dröhnen des groben Geschützes trieb die eingeschlafenen Bürger aus ihren Häusern, alles eilte dem Orte zu, woher der Lärm sich hören ließ. Nun wurde von 8—10 Uhr wüthend gefochten. Wie Ebbe und Fluth wogte der Kampf unentschieden durch die Gassen an der innern Mauer, am Fuße des Walles, und selbst diesen hinauf. Kaiserliche Offiziere gestanden nachher, wenn der Feind nur 500 Reiter gehabt hätte, würden sie aus der Stadt zurückgeschlagen worden seyn. Das ganze Gewicht des Kampfes lag auf Pappenheim und auf dem Herzog Adolf. Kein Tilly, kein Mannsfeld erschien. Man

ieß die Beiden schändlich stecken, unverkennbar war die Absicht, Pap-
venheim aufzuopfern. Dieser sah 1000 seiner bravsten Soldaten um
ich fallen. Mit unsäglicher Mühe brachte er endlich die Rosse seiner
kürassiere über den pickentiefen Graben und den Wall in die Stadt
inunter. Die Reiter saßen auf, und machten durch die Wucht ihres
lnfalls Raum. So sehr Pappenheim den Gefahren Trotz bot, hatte
r das Glück, unverletzt zu bleiben. Nicht so gut ging es den Magde-
urger Anführern. Schon zu Anfang des Sturmes wurde Falkenberg
rschossen. Die Verwirrung, welche sein Tod hervorbrachte, stellten
lmsterroth, die Obersten Wubrich, Trost, der Hauptmann Schmid und
tliche andere tapfere Offiziere wieder her. Aber auch diese erlagen nach
ınd nach, oder mußten schwer verwundet weggetragen werden.

Endlich nach 10 Uhr brach Tilly, weil die Ungeduld seiner Leute
eine längere Zögerung gestattete, durch eine kleine Oeffnung und mit
oenigem Volk in die Stadt. Zugleich wurde eines der Thore geöffnet,
urch welches mit den Kroaten auch das Geschütz hereinwogte. Die
kanonen begannen die Straßen zu fegen. Jetzt war kein Widerstand
nehr möglich. Verzweifelt flüchteten die am Leben gebliebenen Bürger
ınd Stadtsoldaten in ihre Wohnungen. Mit den Waffen in der Hand
oaren die Einwohner überwältigt worden. Folglich galt nach Kriegssitte
eine Schonung. Fast kein Mann erhielt Pardon, noch schlimmer ging es
em schwächeren Geschlecht, das viehischen Lüsten fröhnen mußte. In
er Katharinenkirche hieben die Kroaten 53 Weibspersonen die Köpfe
ıb. Zwei Soldaten von diesem Gesindel fanden einen schreienden Säug-
ing auf der Gasse liegen; sie faßten ihn, der Eine an diesem der Andere
n jenem Schenkel, und rissen das Kind mitten entzwei. Weiber, die
ie zuvor geschändet, warfen sie ins Feuer. Etliche edle Frauen ent-
ingen ihrer Wuth durch heroischen Tod. Ein Mädchen sprang, um
hre Ehre zu retten, in einen Brunnen, andere suchten ihr Heil im
feuer. Auf den Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Eltern
iegen, welche aufs kläglichste schrien. Wir wollen solche herzzerreißende
Bilder nicht länger ausmalen [1]).

---

[1]) Die schlichte Erzählung eines Augenzeugen, die uns übrig geblieben ist, verdient
nitgetheilt zu werden, weil sie ein treueres Bild vom Unglück der Stadt Magdeburg
ibt, als allgemeine Schilderungen zu geben vermögen. Der Prediger an der Katha-
inenkirche, Christoph Thodänus, welcher zur Zeit des Sturmes in Magdeburg war, und
Gelegenheit fand sich zu retten, berichtet seine Schicksale (S. H. Calvisius „das zerstörte
ınd wieder aufgerichtete Magdeburg.“ Magdeburg 1727. 4to. S. 110 flg.) folgendermaßen.

„Nachdem ich Dienstags den 10. Mai 1631 meine gewöhnliche Wochenpredigt ge-
halten, und mich nach Hause begeben hatte, brachten mir einige Leute aus der Jakobs-
pfarrei die Nachricht, der Feind sey schon auf dem Wall und in der Stadt. Wir er-
chraken darüber heftig und wollten es anfänglich nicht glauben; allein es war leider
nur allzuwahr. Voll Angst ließ ich mein Haus offen stehen und ging mit meiner Frau
und der Magd zu meinem Kollegen, dem Herrn Senior und Pfarrer zu Katharinen,
Malsius. Wir trafen hier mehrere Personen an. Wir beteten mit einander, empfahlen
unsere Seelen dem treuen Gott und erwarteten mit Furcht und Zittern, wie es uns nach
dem göttlichen Willen ergehen werde. Wie viel bittere und heiße Thränen, besonders

Das Plündern dauerte übrigens nicht lange, ein stärkeres Element that der Wuth des Soldaten Einhalt. Während der Kampf in der Stadt noch schwankte, hatte Pappenheim, um die fechtenden Bürger zu entmuthigen, Befehl zu Anzündung der nächsten Häuser gegeben. Ein heftiger Wind fachte das Feuer bald zur lichten Flamme an. Gegen

---

von den wehmüthigen Frauen, damals vergossen, und wie viel Seufzer gen Himmel geschickt wurden, weiß der barmherzige Gott am allerbesten!"

„Ich konnte hier nicht lange bleiben, weil ich zu einem Obersten von den Unsrigen, der gefährlich verwundet worden war, in den Gasthof zum langen Hals gerufen wurde. So sehr mich auch meine Frau bat, sie nicht zu verlassen, so war mir doch nicht möglich, die Pflichten meines Amtes hintanzusetzen. Ich ging mit dem betrübtesten Herzen und mit der Vorstellung, daß wir uns in diesem Leben nicht wieder sehen würden, von ihr. Auf dem breiten Wege umringten mich viele Frauen und Jungfern, die mich ängstlich fragten, was sie thun sollten. Ich konnte ihnen keinen andern Rath geben, als im Gebet zu Gott ihre Zuflucht zu nehmen. Ich erreichte endlich den Gasthof, und traf in der vordersten Stube den Verwundeten auf der Erde liegend, in der äußersten Schwachheit an. Ich sprach ihm Trost zu, so gut als ich es damals in dem allgemeinen Schrecken konnte; denn der Feind trieb schon das arme Volk wie eine Heerde Vieh auf dem breiten Wege vor sich her, und feuerte auf sie. Wer getroffen wurde, der lag, wer laufen konnte, der that es. Mitten unter dieser Verwirrung kam meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube hereingetreten. Sie zog mich mit Gewalt aus diesem Zimmer, das voller Gewehre hing, und vor dessen Fenstern die Feinde schon so heftig feuerten, daß dasselbe ganz mit Rauch angefüllt war. Wir gingen in die nach dem Hofe zu liegende hintere Stube; kaum waren wir daselbst angelangt, als die feindlichen Soldaten an der verriegelten Thüre mit aller Gewalt anschlugen. Auf Befehl des Wirths mußte sie geöffnet werden, und die Feinde drangen herein. Sie verlangten Geld von mir. Ich hatte ein Schächtelchen, worin sich ungefähr 6 oder 7 Thaler befanden, bei mir, und ich gabs dem Einen; weil aber kein Gold dabei war, so drang er in mich, ihm solches zu verschaffen. Doch er hörte meine Entschuldigung an, nahm das Silbergeld und ging davon. Unterdessen wurde in der Stube und Kammer Alles aufgeschlagen und fortgeschleppt. Unter diesen Soldaten war ein junger Mensch, der nicht fühllos zu seyn schien und den meine Frau um Gotteswillen bat, uns zu schützen; allein er gab ihr zur Antwort: „Liebe junge Frau das können wir nicht thun, wir müssen unsere Feinde verfolgen."

„Die erste Angst war glücklich überstanden, und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß nun Alles vorbei seyn würde. Wie sehr betrogen wir uns! — Es dauerte nicht lange, so kam aufs Neue eine Rotte, die Geld von uns verlangte, und die wir mit zwei Thalern und zwei silbernen Löffeln, die unsere Magd eingesteckt hatte, befriedigten. Dieser folgten sogleich einige andere nach, worunter sich besonders Einer befand, der fürchterlich aussah, zwei Musketen trug, im Maul zwei Kugeln hatte, und mit schrecklicher Stimme zu mir sagte: „Pfaffe, gib Geld." Ich stellte ihm mein Unvermögen, und daß ich in dieses Haus nicht gehöre, vor. Meine Entschuldigungen rührten ihn nicht; er richtete vielmehr eine seiner Musketen auf mich, blies die Lunte an, und schoß los. Zum Glück für mich hatte meine Frau so viel Muth und Gegenwart des Geistes, daß sie die Muskete in die Höhe schlug, wodurch die Kugel mir über dem Kopf in die Wand flog. Er bestand noch immer darauf, Geld oder Silberwerk von uns zu haben. Meine Frau schnitt endlich die silbernen Hacken von ihrem Brustleibchen ab und gab sie ihm. Ein Anderer forderte auch Geld von mir: und da ich noch drei alte böhmische Groschen in meiner Tasche fand, so legte ich sie ihm auf den Tisch, und versicherte ihn, daß ich weiter nichts besäße. Er schien meinen Worten zu glauben, nahm das Geld und verließ uns. Endlich kamen noch vier bis fünf Soldaten mit Partisanen, die aber, weil sie mich in einer priesterlichen Kleidung stehen sahen und die Ursache meines Hierseyns hörten, von uns nichts begehrten, sondern zu mir sagten: wir wollen sehen, ob du Pfaffe wirst Fuß halten."

„Um nicht noch mehreren Anfällen und Plackereien ausgesetzt zu seyn, beschlossen wir, aus der Stube zu gehen, und auf dem obersten Boden Sicherheit zu suchen. Hier blieben wir einige Zeit verschont; aber, o Gott! wie groß war unsere Furcht, und welche Todesangst mußten wir ausstehen, da wir auf der Straße den schrecklichen Lärm der feindlichen Soldaten, das Geschrei und Wehklagen der Bürger, und im Hause unter

Mittag brannte die Stadt an allen Ecken, von den Kirchendächern, die zum Theil mit Blei oder Kupfer gedeckt waren, rann das Metall in glühenden Tropfen herunter. Man konnte es vor Hitze drinnen nicht mehr aushalten, die Sieger zogen sich auf den Wall zurück, Schaaren von gefangenenen Weibern und Kindern mit sich führend. Manche der

---

uns die größten Gewaltthätigkeiten verüben hörten. Zu einigem Troste gereichte es uns doch, daß noch lauter deutsch gesprochen wurde."

„Nachdem im Hause und auf dem mittlern Boden Alles aufgebrochen war, kamen die feindlichen Soldaten auch zu uns herauf. Wir stellten uns dicht an die Treppe, damit sie uns gleich sehen sollten. Unter der ersten Rotte war Einer, der mich mit einer großen spitzigen Keule zu Boden schlagen wollte: sein Kamerad verhinderte ihn aber daran und sagte zu ihm: Was willst du machen? Du siehst ja, daß es ein Prediger ist. Diese Vorstellung that bei ihm eine so gute Wirkung, daß er von seinem Vorhaben abließ und von uns ging. Kaum hatte uns dieser verlassen, so kam ein Anderer mit einem bloßen Degen in der Hand die Treppe heraufgerannt, brachte mir einige gefährliche Wunden am Kopfe bei, und forderte mit Ungestüm und unter den entsetzlichsten Drohungen Geld, und weil meine Frau über die mir angethane harte Beleidigung wehklagte, so wollte er auch sie seine Wuth empfinden lassen und würde sie gewiß durchstochen haben, wenn nicht der Degen abgeglitten wäre. Ich blutete unterdessen heftig, und mein weißer Priesterkragen, wie auch mein Rock war voll Blut. Dies sowohl, als unsere Geduld schien ihn zu rühren. Ich benützte diese Gelegenheit, ihm die Veranlassung, wie ich in dieses Haus gekommen sey, zu sagen, und ihn zu bitten, mit uns in unsere Wohnung zu gehen, wo wir ihm Alles, was wir noch besäßen, geben wollten. Er nahm unsern Vorschlag an, und sagte in gebrochenem Deutsch — denn er konnte diese Sprache nicht recht — zu mir: Nun so komm, Pfaff, gib mir dein Geld, will dirs Wort sagen; Jesus Maria ist das Wort: wenn du das sagst, thut dir Soldat nichts mehr. Meine Frau hielt sich an seinem Mantel, und so wanderten wir mit einander fort."

„Auf dem breiten Wege, der voll Leichname lag, wurde uns ein vornehmer Offizier gewahr: „Kerl, machs so mit den Leuten, daß es zu verantworten ist." Gleich darauf aber sprach er zu meiner Frau: fasset meinen Steigbügel, nehmt euren Herrn bei der Hand und führt mich in euer Haus; Ihr sollt Quartier haben. Zu mir sagte er mit etwas leiserer Stimme und mit der Hand winkend: Ihr Herren, Ihr Herren, Ihr hättet es auch wohl anders machen können. Ich wußte aber nicht, was er darunter verstand. Wie wir vor unserem Hause ankamen, fanden wir es mit Soldaten angefüllt, die sich mit Plündern beschäftigten. Auf Befehl des Offiziers mußten sie sogleich dasselbe räumen, und um uns vor ferneren Anfällen in Sicherheit zu setzen, gab er uns zwei von seinen Leibschützen zur Wache, und befahl meiner Frau, für mich Sorge zu tragen, daß ich verbunden würde. Er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Unsere Wache hatte genug zu thun, die Soldaten, die mit aller Gewalt in unser Haus dringen wollten, abzuhalten, und ließen sie sich endlich gleich durch die Nachricht, daß der Oberstwachtmeister vom Savellischen Regimente hier sein Quartier habe, abweisen, so bezeigten sie sich doch darüber sehr unwillig, und fragten: ob das auch Recht sey? Tilly hätte gesagt: drei Tage plündern, rauben und todtmachen. Indeß blieben wir doch verschont, und weil uns unsere Wache zu verstehen gab, daß ihre Kameraden eine ansehnliche Beute machen würden, während sie hier müßig stehen müßten, verehrten wir einem jeden zwei Rosenobel, womit sie zufrieden waren."

„Unser Oberster kam seinem Versprechen gemäß bald zu uns zurück, hielt sich aber nicht lange auf, sondern eilte wieder fort, um zu sehen, ob nicht zu Löschung des Feuers einige Anstalten gemacht werden könnten. Kaum war er bis auf den breiten Weg geritten, als er schleunigst wieder bei uns eintraf, und zu meiner Frau sprach: Frau, nehmt mein Pferd beim Zaum, und euren Herrn bei der Hand und führt mich zur Stadt hinaus, oder wir müssen Alle verbrennen. Denn das Feuer hatte schon gewaltig über Hand genommen, und hinter unserer Kirche auf dem breiten Wege sahen wir einen starken schwarzen Rauch aufsteigen. Wir warfen Alles, was noch vorhanden war, in den Keller, beschütteten die Thüre mit Erde, und ich, meine Frau mit einem Priesterrock auf der Achsel, und unsere Magd mit des Nachbar Krüger's Kinde auf dem Arm, traten nunmehr unsere traurige Wanderschaft an. Meine Frau mußte des Obersten Pferd beim Zaume führen, und weil alle Thore in Feuer standen, so nahmen wir unsern Weg

Plünderer, welche sich durch Saufen um die Besinnung gebracht und zurückgeblieben waren, verbrannten mit den Einwohnern. Vom Mittage bis zum andern Morgen — so lang dauerte die Feuersbrunst — sank die reichste Stadt Mitteldeutschlands in Schutt und Trümmer zusammen. Nur etwa 140 kleine Hütten am Fischerufer, einige Häuser um den Dom, dieser selbst und das Liebfrauenkloster blieben stehen. Letzteres ward durch die Thätigkeit der Mönche gerettet, welche etliche hundert Soldaten vermochten, dem Feuer zu wehren. Als Katholiken fanden sie bei Katholiken Gehör. Gefangen wurden außer drei Bürgermeistern der Generalmajor Amsterroth, dieser tödlich verwundet, die beiden Obersten Uslar und Boie, sammt der ganzen Reiterei, welche vor dem Dom auf dem neuen Markt aufgestellt war.

---

nach dem Fischerufer zu. Es war dies für uns ein schrecklicher Gang. In der Peters- und Johannis-Pfarrei wütheten die Flammen, die Straßen waren mit todten Körpern besäet, durch viel tausend Soldaten mußten wir uns hindurchdrängen, und die Kroaten wollten immer auf mich hauen, schießen und stechen; ich würde gewiß, so wie viele Andere, ein Opfer ihrer Grausamkeit geworden seyn, wenn mich nicht unser Oberster beschützt und seine Bedienten uns umgeben hätten. Wir langten endlich bei der hohen Schanze an, wo wir hinunter mußten, ob uns gleich bei dem Anblicke der Tiefe schwindelte; aber es half nichts, wir mußten hinunter, und so kamen wir endlich im feindlichen Lager bei Rothensee an. Indem wir durch das Lager gingen, mußten wir viele Lästerungen, Hohn und Spott von den Soldaten anhören; nur ein Offizier sagte zu mir in lateinischer Sprache: Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae confessioni: (ich habe Mitleiden mit dem Herrn, denn ich bin auch ein augsburgischer Confessionsverwandter.) Ich trug Bedenken, ihm zu antworten."

„Sobald wir in das Zelt unsers Obersten getreten waren, fragte er uns, was für eine Vergeltung er erhalten würde, nachdem er uns unser Leben errettet habe? Wir antworteten ihm, daß wir ihm jetzt Nichts geben könnten, wir versprächen ihm aber alles das Unsrige, was wir an Gold und Silber vergraben hätten, getreulich zu überliefern. Den folgenden Morgen schickte er einige seiner Bedienten mit der Magd in die Stadt, um unser Hab und Gut abholen zu lassen; allein sie brachten nichts mit, weil es ihnen wegen des noch anhaltenden Feuers unmöglich gewesen war, in den Keller zu kommen. Indessen wurden wir von dem Obersten ungemein liebreich behandelt, und gut verpflegt. Dessenungeachtet sehnten wir uns nach einem ruhigeren Leben. Meine Krankheit vergrößerte die Sehnsucht bei meiner Frau, und sie bat daher den Obersten inständig um einen Paß und um die Erlaubniß zu unserer Abreise. Er schlug diese Bitte ab, weil er noch kein Lösegeld von uns erhalten hatte. Endlich überbrachte unsere Magd alle unsere Kostbarkeiten, die dem Obersten sogleich zugestellt wurden. Er schüttete alles auf den Tisch und es waren manche schöne alte Thaler darunter, die ich selbst lange Zeit nicht gesehen. Er gab meiner Frau ihre neuen silbernen Hacken und einen Thaler als Zehrgeld zurück, und behielt das Andere an baarem Geld und etliche silberne Becher. So sauer es uns auch geworden war, solches zu erwerben: so gönnten wir es ihm doch gern, weil wir ihm nächst Gott unser Leben zu danken hatten. Auf unser nochmaliges Ansuchen ließ er nunmehr den Paß ausfertigen, in welchem er sich unterschrieb: K. K. M. des löblichen fürstlichen Savellischen Reg. bestellter Oberstwachtmeister und Hauptmann D. Joseph de Aynsa. Wir traten sogleich auf Anrathen des Herrn von Potthausen unsere Reise nach Olvenstädt an, wo wir von dem lutherischen Feldprediger des Holkischen Regiments, Herrn Jakob Schwanenberg, aufs liebreichste empfangen wurden. Dieser würdige Mann erzeigte uns und vielen andern Magdeburgern, besonders aber mir, der ich noch immer krank war, viele und große Wohlthaten, und wir blieben bis zum Sonnabend bei ihm, an welchem Tage uns der Herr von Potthausen nach Garleben schaffte. Von da gingen wir nach Salzwedel, und kamen endlich nach vielem ausgestandenem Ungemach in Hamburg an. Hier wollte ich einige Wochen bleiben und den Ausgang der Sache erwarten; allein Gott fügte es, daß ich bald darauf von dem Rathe und der Gemeinde zu Rendsburg im Holsteinischen zu dem damals erledigten Diakonat berufen wurde, welchen Ruf ich auch annahm."

Auch der Administrator fiel nach verzweifelter Gegenwehr in Feindes Hand. Gegen Mannsfeld, dem es nicht Ernst war mit seinem Angriffe, hielt er den angewiesenen Posten noch inne, als Pappenheim sich bereits der Stadt bemeistert hatte. Dann wurde er im Rücken angefallen, in den Schenkel geschossen und überwältigt. Ein Soldat brachte ihm mit der Partisane eine Wunde am Kopfe bei, Andere zerbläuten ihn mit Gewehrkolben. Den gänzlich ausgeplünderten und bis auf die Haut entblößten setzten sie auf ein Pferd, und führten ihn den abschüssigen Wall hinab ins Pappenheimische Lager. Tilly überhäufte ihn mit Vorwürfen. Man brachte ihn zuerst nach Wollmirstädt, später nach Wolfenbüttel. So kam der Anstifter des Magdeburgischen Unglücks, während alles Volk starb, mit dem Leben davon. Am Morgen des folgenden Tages eilten die Soldaten wieder in die rauchenden Trümmer zurück, um in den Gewölben Nachforschung zu halten. Sie machten große Beute an Silber und Gold, Kleidern, Lebensmitteln aller Art und Getränken; denn die Bürger hatten ihr bestes Eigenthum in die Keller gebracht. Drei Tage lang wurden die eroberten Vorräthe im Lager verpraßt. Die trunkenen Soldaten nannten ihre Schlemmerei nach dem alten Bilde, das nie eroberte Festungen mit Jungfern, gefallene mit Frauen vergleicht, die Magdeburger Hochzeit.

Nach der Domkirche waren während des Sturmes gegen 1000 Personen, meist Weiber, Jungfrauen und Kinder, nebst wenigen Bürgern und etlichen Soldaten geflohen. Dort blieben sie zwei Tage in Todesangst, erstickender Hitze und ohne Nahrung. Den $\frac{12}{22}$. kam Tilly in die Stadt, ließ die Kirche öffnen, den Unglücklichen Gnade ankündigen, und Soldaten-Brod unter sie austheilen. Erst den $\frac{14}{24}$. hielt er seinen Siegeseinzug, wobei ihm die eroberten Fahnen zu Füßen gelegt wurden. Nach Khevenhiller's Zeugniß sprach er bei dieser Gelegenheit sein tiefes Bedauern über das Schicksal der unglücklichen Stadt aus. Die Greuelscene schloß am $\frac{15}{25}$. mit einem feierlichen „Herr Gott Dich loben wir," das unter Kanonendonner im katholisch gemachten Dome abgesungen wurde. Außer den gefangenen Weibern und Kindern blieben etwa 400 Bürger am Leben. Vielleicht 20,000 Einwohner hatte der Tod durch Schwerdt oder Feuer dahingerafft[1]). Auch die Geretteten verschonte weniger Menschlichkeit, als Habsucht, weil man von ihnen hohes Lösegeld zu erpressen hoffte. Indeß fand der größte Theil Gelegenheit, während einer im Tilly'schen Lager entstandenen Feuersbrunst in der Nacht des $\frac{14}{24}$. Mai zu entfliehen. Unter denselben war auch Johann Stahlmann, ein Agent Gustav Adolf's, den die Sieger in der Stadt gefangen genommen und hart behandelt hatten.

Vorliegende Schilderung vom Untergange Magdeburgs ist nach den besten Quellen, Chemnitz[2]), Khevenhiller[3]), Spanhemius[4]), endlich

[1]) Die Zahl ist ungewiß, man sehe Senkenberg V, 296 Note b. — [2]) I, 157 flg. — [3]) XI, 1806 flg. — [4]) Soldat Suedois S. 52 flg.

nach dem Berichte Pappenheim's an den Kaiser entworfen. Von selbst ergibt sich daher, daß jene Erzählung von Tilly's Grausamkeit, daß namentlich die Theaterscene „kommt in einer Stunde wieder, der Soldat muß Etwas haben für seine Arbeit," Mährchen sind. Letztere Aeußerung setzt voraus, daß Tilly es war, der Magdeburg eroberte, und daß die Soldaten die schönste Muße zum Plündern fanden. Aber das Eine ist so falsch, wie das Andere. Pappenheim nahm die Stadt und nach zweistündigem Plündern hatte der Brand schon so um sich gegriffen, daß es Niemand mehr drinnen aushalten konnte. Grausam war das Schicksal, das Magdeburg erfuhr, aber nicht gegen die damalige Gewohnheit. Man muß keinen allgemeinen Maaßstab weder an Menschen, noch an Ereignisse, noch an Thaten legen, sondern jede betrachten nach ihrer Zeit. Eine außerordentliche Grausamkeit ist eine solche, die ein einzelner Unmensch gegen die gewöhnliche Handlungsweise der Mitlebenden begeht. Als eine solche hat man die Zerstörung Magdeburgs gebrandmarkt, aber mit Unrecht. Die Einwohner verschossen ihre letzte Patrone, ehe sie vom Walle wichen, nach einem zweistündigen verzweifelten Kampfe hatte Pappenheim die Fechtenden überwunden. Der Bürger übernahm die Rolle des Soldaten, also mußte er sich auch gefallen lassen, wenn er als bewaffneter Feind behandelt wurde. Hiezu kommt, daß Magdeburg als eine alte Rebellin gegen Kaiser und Reich bekannt und verhaßt war. Schon Kaiser Karl V. mußte vor ihren Wällen abziehen, und erst zwei Jahre früher unter Wallenstein's Kommando Pappenheim selbst. Jetzt befand sich die hartnäckige Feindin in seinen Händen nach dem wüthendsten Kampfe, also keine Schonung: „hie Guelfen, hie Gibellinen, wie Ihr mir gethan hättet, wenn ich unterlegen wäre, so geschehe es Euch."

Unentschuldbar bleiben freilich die gegen Weiber, gegen Kinder begangenen Scheußlichkeiten, aber dieser Vorwurf trifft nicht die Generale, nicht Tilly, nicht Pappenheim, sondern die menschliche Natur oder die Rohheiten und die schlechten Einrichtungen jener Zeit. Es war das Unglück des Kaisers, daß er solche Tiger in Dienst nehmen, daß er sie, weil es ihm an Geld zur regelmäßigen Bezahlung gebrach, nicht unter der strengen Ruthe der Mannszucht halten konnte. Befohlen hat weder Tilly noch Pappenheim die vom gemeinen Kriegsvolke verübten Greuel. Dieselben zu verhindern, als einmal das Blut in Wallung war, stand außer ihrer Macht. Gustav Adolf, den man gewöhnlich als beschämenden Gegensatz neben die beiden kaiserlichen Generale hinstellt, mußte seinen Soldaten eine dreistündige Plünderung Frankfurts gestatten, und doch waren es dort Protestanten, die von Protestanten beraubt wurden, es waren ruhige Bürger, die keinen Finger gegen die Schweden erhoben, sondern im Gegentheil ihre Wünsche für das Wohl des Königs zum Himmel emporschickten. Hätten sie sich gegen die Schweden gewehrt, wie die Magdeburger gegen Pappenheim, was würde dann aus Frankfurt geworden seyn? Sicherlich ein Schutthaufen, wie Magdeburg auch.

Wir sagen dies nicht, um Grausamkeiten zu entschuldigen oder gar den König von Schweden herabzusetzen, sondern unsere Absicht ist, den Charakter zweier Waffenhäupter zu retten, welche Partheigeist schändlich verlästerte. Deutsche Geschichtschreiber haben Beide wegen Magdeburgs Fall um die Wette mit Koth beworfen, und nicht eher geruht, bis Tilly namentlich schwärzer als der Teufel hingestellt war. Das Schlimmste ist noch, daß die Grausamkeit, welche man dem ligistischen Oberfeldherrn Schuld gibt, wie fast immer, zugleich den Vorwurf des Unverstands in sich schließt. In der That, wie thöricht hätte Tilly gehandelt, wenn er eine Stadt, aus welcher er die größten Geldsummen ziehen konnte, muthwilliger Weise zerstörte, und dadurch sich selbst aller dieser Hülfsmittel beraubte! So handelt ein Mann nicht, der ohne Verwandte, ohne Geburt, sich auf dem rauhen Pfade des Verdiensts vom Soldaten bis zum Feldhauptmann emporschwang.

Aber ein anderer gerechter Vorwurf trifft Tilly, der, daß er seinen Mitfeldherrn aufopfern wollte und ihn dem Tode geweiht hatte. Aufs bestimmteste behauptet dies Pappenheim in einem Berichte, den er unter dem $\frac{5}{15}$. August 1631 aus Tangermünde an den Kaiser erstattete [1]). „Schändlich," dies sind seine eigenen Worte, „habe man ihn in größter Gefahr stecken lassen." Tilly sey daran Schuld, „daß Seiner kaiserlichen Majestät und des ganzen römischen Reichs Untergang oder Aufnahme in die zwei Stund auf einer zweifelhaften Spitze gestanden, und daß Ich meiner Seits bei tausend ausbündiger Soldaten einbüßte." Als Zeugen führt er die angesehensten Offiziere des Heeres an. Nur seinen Gefährten gebühre die Ehre des Tags. Diesem Satze gibt er folgende schöne, ritterliche Wendung: „Ich und meine redlichen tapferen Spießgesellen haben bei diesem großen von Gott so wunderbar verliehenen Siege Nichts Anderes zu bedauern, als daß wir Euere kaiserliche Majestät und dero Frauen nicht selbst zu Zuschauern gehabt, damit sich Niemand dieser That unwürdig rühme, sondern der Preis und Ritterdank Denen, so es mit Gefahr und Ehre verdienet, allein verbleiben möge." Obgleich der Bericht drei Monate nach dem Falle der Stadt verfaßt ist, athmet er noch die volle Leidenschaft beleidigten Rechtgefühles. Zum Schlusse sagt Pappenheim, daß er sogleich von Tilly gerichtliche Untersuchung verlangt, aber nicht erreicht habe, „deßhalb komme es dem Kaiser zu, den Prozeß anzuordnen und als gerechter Kriegsherr das Böse zu bestrafen, das Wohlverhalten zu begnadigen." Im Grunde sagen auch Chemnitz und Khevenhiller Dasselbe, was Pappenheim behauptet, nur drücken sie sich vorsichtiger aus.

War es nun blos jene Eifersucht, die zwischen zwei ehrgeizigen Generalen so häufig vorkommt, was Tilly zu einer so traurigen That verleitete? oder liegt der Grund tiefer? Wir glauben das Letztere. Er

---

[1]) Abgedruckt in Wallenstein's Briefen von Förster II, 91 flg.

mußte eines starken Rückhalts bei seinem ältern Gebieter versichert seyn, um etwas zu wagen, was ihn der größten Verantwortung gegenüber seinem neuen Herrn, dem Kaiser, aussetzen konnte. Ich habe oben die Gründe entwickelt, welche zu der Annahme nöthigen, daß Pappenheim seit dem Regensburger Reichstage den bairischen Dienst mit dem kaiserlichen vertauscht habe. Als kaiserlicher Feldmarschall war er nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet, die Liga an die Schuld zu erinnern, die sie seit Wallenstein's erzwungener Entlassung gegen Ferdinand II. abzutragen hatte, und den ligistischen Feldherrn unaufhörlich zum Kampfe gegen Schweden anzutreiben. Pappenheim that dies, als ein lästiger Mahner stand er Tilly zur Seite. Daher der Wunsch des letztern, sich den Verhaßten vom Halse zu schaffen und ihm im Nothfalle eine Grube zu graben. Eingedenk der Irrwege, in welche Allgewalt der Umstände auch einen guten Menschen verwickeln kann, wollen wir über Tilly wegen seiner bösen Absichten gegen Pappenheim nicht den Stab brechen. Sie waren eine Frucht der Nothwendigkeit, zweien Herren mit entgegengesetzten Interessen dienen zu müssen, in welche man ihn zu Regensburg versetzt hatte. Durch die Bande der Dankbarkeit wie der Neigung an den einen früheren Gebieter, den Kurfürsten von Baiern, gekettet, konnte er dem andern nicht treu dienen. Vergessen hat ihm Pappenheim das Magdeburger Unrecht nie, er fand Gelegenheit vier Monate später auf den Gefilden Leipzigs mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Es ist der Mühe werth, auf die tieferen Ursachen des Falles der Stadt Magdeburg einzugehen. Eine Vergleichung mit Stralsund führt zur Wahrheit. Beide Städte waren ungefähr in gleicher Lage, beide von gleich starken Feinden angefallen, beide besaßen ungefähr dieselben Hülfsmittel. Denn wenn Stralsund den Vortheil der freien See und Zufuhr voraus hatte, hob sich dieser wieder in sofern auf, als in Magdeburg kein Mangel herrschte, und die Festungswerke dort viel stärker waren, als in der baltischen Stadt. Woher nun die Verschiedenheit im Erfolge! Auch innerlich zeigt sich ein großer Unterschied. In Stralsund war es die Gemeinde, welche auf hartnäckige Vertheidigung, war es der Magistrat, der auf Nachgiebigkeit drang. In Magdeburg fand gerade das umgekehrte Verhältniß statt. Und hiemit löst sich, glauben wir, das Räthsel des verschiedenen Ausgangs. Entschlossenheit der Gemeinde rettet eine bedrohte Stadt viel eher, als der einseitige Wille des Magistrats und weniger Reichen. Dort ist, weil die Leidenschaft Vieler aufgeregt wird, Thatkraft und Schwung. Es gilt kein Unterschied, der Reiche muß sich hergeben, wie der Arme. Manche, die im gewöhnlichen Geleise des Lebens Nichts zu sagen hatten, und gehorchen mußten, finden Gelegenheit sich auszuzeichnen, und über Männer, die durch Reichthum oder Geburt ein früher beneidetes Ansehen genossen, emporzusteigen. So erhält das Wohl des Ganzen zwei mächtige Verbündete: den Ehrgeiz

Vieler, und den immer wachenden Neid der Armen gegen die Glücklichen. Mag auch der Magistrat, wie in Stralsund, insgeheim den Absichten der Menge widerstreben: er ist die Minderzahl, und wird von zu vielen eifersüchtigen Augen bewacht, als daß er durchdringen könnte.

Freilich mußte, so scheint es, die Gemeinde Magdeburgs eben so sehr Rettung der Stadt wünschen, als der Magistrat, denn mit der Stadt stand oder fiel das Volk. Dies ist wahr. Aber ein drittes, das Zusammenwirken störende, Element hatte sich eingedrängt — wir meinen den Administrator. Der Rath unterstützte diesen, weil er durch das Aufkommen desselben eigene Interessen zu befördern hoffte. Anders die Gemeinde. „Sollen wir uns in Lebensgefahr stürzen, sollen wir unsere Beutel angreifen, oder nur die Hand rühren, um einem fremden Prinzen, der uns gar Nichts angeht, der den Bürger gering achtet und seine Freiheiten beneidet, Land und Leute zu erwerben!“ So mag man auf den Zunftstuben gesprochen haben. Abneigung gegen die gemeinsame Sache war die Folge davon, bald gewöhnte man sich, sie als eine fremde zu betrachten. Der Rath handelte seiner Seits, wie aristokratische Körperschaften immer thun. Er nahm unzählige Rücksichten. Daher geschah es, daß die Reichen sich auf den Wällen durch Taglöhner vertreten lassen durften, daß derselbe Posten immer demselben Stadtviertel angewiesen wurde, nämlich der am mindesten gefährdete dem reichsten, und so in einer Abstufung fort bis zum bedrängtesten, der den armen Leuten blieb. Denn der Magistrat hatte seine Verwandte, die man billig schonen mußte, sonst gab es Familienzwiste. Falkenberg mußte die Augen zudrücken bei diesem Unfuge, weil er ganz von der Unterstützung des Rathes abhing. Hieraus entstand neuer Anlaß zu Klagen. Allmählich sah das Volk die Vertheidigung der Stadt Magdeburg als ein Glückspiel an, das der fremde Prinz und sein Verbündeter, der Magistrat, auf Rechnung eigener Ländergier trieb. Man hielt es für billig, an die Spekulation des großen Herrn eigene kleinere anzuknüpfen, die freilich sehr schändlich und der Stadt nachtheilig waren. Eine Menge Zwischenträger verriethen dem Feinde draußen Alles, was in der Stadt vorging. Und hiemit kommen wir auf einen zweiten Punkt. Alle Quellen geben zu verstehen, daß der Kaiser eine ziemlich starke Parthei in der Stadt hatte, die lieber zum Reiche halten, als Gut und Blut für einen Markgrafen von Brandenburg in die Schanzen schlagen wollte. Und wahrlich wir möchten nicht sagen, daß die Ansicht dieser Leute unrichtig war. Im Uebrigen liefert dieses Beispiel einen neuen Beleg von der Politik des Wiener Hofes die Städte in seine Interesse zu ziehen.

Die Nachricht vom Falle Magdeburgs erregte tödtlichen Schrecken im protestantischen Deutschland. Gustav vernahm sie mit großem Schmerz. Da er fürchten mußte, daß man ihn als Mitschuldigen anklagen werde, weil er keinen Entsatz versucht, erließ er eine öffentliche Vertheidigungsschrift [1].

[1] Khevenhiller XI, 1813 flg.

Er zeigte darin, daß seiner Seits vor Eroberung Frankfurts unmöglich etwas für die Stadt habe geschehen können, ohne Alles auf's Spiel zu setzen, daß er nachher in Eilmärschen zum Ersatz herbeigerückt, aber durch das Zögern Kurbrandenburgs und noch mehr durch die Weigerung des Kurfürsten von Sachsen an der Ausführung seines Planes verhindert worden sey. Auch die eigenen Fehler der Magdeburger, ihr Geiz und ihre Gleichgültigkeit, wurden nach Gebühr aufgedeckt. Den Haupteinwurf dagegen, den man ihm machen konnte, warum er nach Besetzung Spandaus nicht geradezu auf Magdeburg losging, sondern einen Umweg über Wittenberg oder Dessau machte, berührte er nicht. Magdeburg liegt bekanntlich auf dem linken Ufer der Elbe, aber ein Theil der Werke erstreckte sich auf das rechte, und wenn Gustav Adolf auf diesem, gegenüber der Stadt erschien, so konnte er die Verbindung leicht herstellen. Jedenfalls mußte dann Tilly entweder abziehen, oder den Schweden eine Schlacht liefern. Aber letzteres wollte Gustav Adolf nicht, weil er an Mannschaft schwächer war, als Tilly und Pappenheim zusammen. Daher sein Wunsch, nicht ohne den Kurfürsten von Sachsen den Entsatz oder vielmehr die Schlacht zu wagen, welche die Stadt befreien sollte. Diesen Beweggrund, der ein seinem Ansehen nachtheiliges Bekenntniß enthalten hätte, durfte er nicht aussprechen. Daher wird derselbe in der Vertheidigungsschrift mit Stillschweigen übergangen.

Die erschreckten Protestanten erwarteten, daß Tilly den ersten Eindruck des Sieges benützen würde, um sich auf die Schweden zu stürzen und dem Kriege ein Ende zu machen. Aber statt zur raschen That zu schreiten, ließ sich die Liga und der Kurfürst von Baiern wieder unter französischer Vermittlung mit den Schweden in Unterhandlungen ein, welche abermals zu nichts führten. So kam es, daß aus dem Ruine jener Stadt nicht für Baiern, sondern für Gustav Adolf Lorbeere erblühten.

Siebentes Capitel.

Der Kurfürst von Brandenburg wird mit Waffengewalt zum schwedischen Bündnisse genöthigt. Tilly zieht nach Hessen. Gustav Adolf geht nach Pommern, indem er sein Heer an der Elbe zurückläßt. Greifswalde fällt. Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg. Lager bei Werben. Mitte Mai bis August 1631.

Auf die Nachricht vom Untergange Magdeburgs verlegte Gustav Adolf sein Heer von Potsdam nach Spandau zurück und ließ unter den Festungswällen ein Lager schlagen. Hier erschienen Mitte Mai wieder Gesandte des Landgrafen Wilhelm V. von Hessenkassel, begleitet von Bevollmächtigten des Herzogs Wilhelm von Weimar, welchen der Land-

graf gewonnen. Die Verhandlungen vom vorigen Jahre wurden wieder aufgenommen und der Reife näher gebracht [1]. Der Weimarer Herzog erhielt dieselben Zusicherungen von Seiten des Königs wie der Landgraf. Er sollte Kriegsoberster im sächsischen Kreise seyn und Vollmacht haben, auf Gustav Adolf's Namen Summen zur Anwerbung von Kriegsvolk aufzunehmen. Auch versprach der König, die beiden Fürsten für den Fall, daß sie wegen des schwedischen Bündnisses von Land und Leuten vertrieben würden, zu entschädigen, und ihnen eine Zuflucht in Schweden sammt stattlichem Unterhalt zu gewähren. Nur Gustav's Geldmangel [2]) war Schuld daran, daß diese Unterhandlung nicht zur völligen Reife gedieh.

Aber während der König auf solche Weise zwei neue Verbündete an sich zog, lief er Gefahr, einen älteren zu verlieren. Wie ich oben erzählte, hatte Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg seine Festung Spandau nur für so lange an die Schweden abgetreten, bis Magdeburg befreit seyn würde. Durch den Fall der Stadt war die Befreiung unmöglich, der bedungene Zweck unerreichbar geworden, also forderte der Kurfürst die Festung zurück. Gustav Adolf, der Spandau jetzt nöthiger brauchte als früher, war entschlossen, sie nicht heimzugeben, jedoch ohne Aufopferung seines Wortes. Er versuchte zuerst eine List. „Ich finde keine Ausdrücke," schrieb [3]) er an den Kurfürsten, um den Schmerz zu schildern, welchen der Untergang Magdeburgs meinem Herzen gemacht hat. So viele tausend unschuldige Seelen sind der Tyrannei des Feindes erlegen, und auch der Administrator (des Kurfürsten Oheim) gerieth in die Hände seiner erbittersten Gegner. Gerne hätte ich, Gott weiß es, den Unglücklichen geholfen, wäre ich nicht von Leuten daran verhindert worden, die sich meine Freunde nennen, und von denen ich es am allerwenigsten erwartete. Weil ich hieraus schließen muß, daß meine Anwesenheit gewissen Personen hier zu Lande nicht willkommen ist, werde ich meinen Rückzug antreten, und meinem Worte gemäß Spandau Euer Liebden wieder zurückgeben. Ich hoffe durch diese gewissenhafte Erfüllung meines Versprechens jenen mißgünstigen und grundbösen Menschen den Mund zu stopfen, welche sich nicht schämen auszusprengen, als hätte ich bei Einräumung Spandaus und anderer Vesten etwas Anderes als die Sicherheit meiner Person und das Gedeihen der evangelischen Sache beabsichtigt. Von Herzen gerne gönne ich es dem Kurhause, wenn es sich ohne Beschwerde und ohne meinen Beistand aus den Nöthen dieses Kriegs erretten kann." Diese Drohung wirkte. Der Kurfürst fürchtete, wenn die Schweden sich aus der Mark zurückzögen, werde Tilly einmarschiren, und die Kurlande möchten dann aus dem Regen unter die Dachtraufe gerathen. Also schickte er den $\frac{17}{27}$. Mai zwei seiner Räthe an Gustav Adolf, und ließ ihn dringend bitten, länger zu bleiben. Der

[1]) Chemniz I, 162 b. — [2]) Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 110 flg. — [3]) Chemniz I, 163 b.

König, der die günstige Stimmung rasch benützen zu müssen glaubte, forderte ein enges Bündniß und eine runde Antwort.

Allein dieselbe fiel anders aus, als der König erwartete. Der erste Schrecken war in Berlin verflogen, und der alte Plan einer dritten Parthei wieder rege geworden. Kurfürst Georg Wilhelm erwiederte [1]) auf Gustav Adolf's letzte Botschaft: „ein Bündniß mit dem Könige einzugehen, sey ihm nichts weniger als zuwider. Nur möchte er sich von den andern evangelischen Ständen nicht trennen. Gerne werde er dem Könige den obersten Befehl in Kriegssachen überlassen, doch müsse er sich die Verfügung über sein eigenes geworbenes Volk vorbehalten und auf Räumung der abgetretenen Festungen dringen. Hiemit möchte sich der König beruhigen, oder wenigstens so lange warten, bis der Kurfürst von Sachsen um seine Meinung befragt, und der Rath des größeren Stände-Ausschusses, den man eben einberufe, angehört sey. Man überlasse es des Königs eigenem Ermessen, ob er länger bleiben oder sich zurückziehen wolle. Entscheide er sich für Letzteres, so werde der Kurfürst mit Hülfe Sachsens seine Lande zu schützen oder vom Kaiser eine redliche, beständige Neutralität zu erlangen suchen. Bleibe er, so sey man erbötig, das schwedische Heer wie bisher nach Möglichkeit aus den Marken mit Proviant zu versehen."

Da Gustav Adolf aus dieser Antwort sah, daß seine Drohung eines schnellen Abmarsches nicht mehr auf den Kurfürsten wirkte, zog er gelindere Saiten auf und begnügte sich, die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes zu begehren. „Er sey erbötig," war [2]) sein neuer Antrag, „die bisher gepflogenen Unterhandlungen schweben zu lassen, bis der Kurfürst von Sachsen seine Beistimmung erklären würde. Inzwischen möchte Georg Wilhelm den Vertrag in Betreff Spandaus auf so lange verlängern, bis das schwedische Heer entweder an die Oder zurückgeführt, oder der Feind außer Stand gesetzt sey, die Stellung des Königs in den kurbrandenburgischen Landen ernstlich zu bedrohen." Anfangs ging Georg Wilhelm auf den ermäßigten Vorschlag ein, und Alles schien am 23. Mai (a. St.) zur Zufriedenheit beider Partheien beendigt, als der Unstern des Königs den sächsischen Feldmarschall Arnim nach Berlin führte. Nun wurde das mühsam angezettelte Gewebe wieder aufgelöst. Die Räthe des Kurfürsten deuteten den letzten Bescheid ihres Herrn dahin, daß auch ein längeres Verweilen der Schweden in Spandau von der Zustimmung des Kursachsen abhängig seyn und die Veste sogleich geräumt werden solle. Gustav Adolf klagte seinen Schwager des Wortbruchs an. Dieser antwortete mit bittern Beschwerden, und forderte gewissenhafte Erfüllung des gegebenen Wortes. Nun nahm der König eine drohende Sprache an, worauf der Kurfürst zwar die früheren Ausdrücke milderte, aber am Ende auf seinem Verlangen in Betreff Spandaus

[1]) Chemnitz I, 164 b. — [2]) Das. S. 165 b.

bestand. Fast einen ganzen Monat war die Sache hin und hergezerrt worden. Endlich riß dem Könige die Geduld, den $\frac{8}{18}$. Juni erklärte [1]) er dem Feldmarschall Arnim, der ins schwedische Lager geschickt worden war, um Gustav Adolf mit glatten Worten zu besänftigen, rund heraus: „Morgen frühe zwischen 7 und 8 Uhr solle Spandau von seinen Truppen geräumt werden, der Kurfürst möge die Veste besetzen, wann es ihm beliebe, aber zugleich alle gewechselten Papiere zurückgeben. Die Freundschaft zwischen Schweden und Brandenburg sey hiemit aufgekündigt."

Den $\frac{9}{19}$. Juni Morgens zog die schwedische Besatzung aus Spandau [2]). Sogleich setzte sich das ganze Heer in Marsch nach Berlin. In Schlachtordnung ward es vor den Thoren der brandenburgischen Hauptstadt aufgestellt, alle Regimentsstücke geladen, auf die Fronte geführt und gerade gegen das kurfürstliche Schloß gerichtet. Ein Trompeter ritt nach der Stadt mit der Aufforderung, augenblicklich die Thore dem Könige von Schweden zu öffnen. Wo nicht, so möge sich die Stadt alles aus ihrer Weigerung entstehende Unheil, Mord und Plünderung selbst zuschreiben. Was gute und harte Worte nicht vermocht, das bewirkte der Anblick blitzender Waffen. Wie zu Anfang Mai, mußten wieder die Damen, des Hofes die Vermittlung übernehmen. Sie kamen heraus, die verwittwete Pfalzgräfin Mutter an der Spitze. Beflügelt eilten jetzt die Verhandlungen vorwärts.

Am $\frac{11}{21}$. war das Bündniß [2]) zwischen den Kronen Schweden und Brandenburg unterzeichnet. Dasselbe besagt erstlich in Betreff Spandaus: „der Kurfürst überläßt diese Festung den Schweden auf die ganze Dauer des Krieges. Im Uebrigen gilt die frühere Kapitulation in allen Punkten." Zweitens wegen Küstrins: „der Durchzug durch diese Veste ist den Schweden sowohl mit ganzer Heeresmacht als mit kleineren Abtheilungen erlaubt, Brandenburg verpflichtet sich Küstrin bis aufs äußerste gegen alle Feinde des Königs zu vertheidigen. Der König hat das Recht, in dringenden Nothfällen Küstrin mit seinen eigenen Leuten zu besetzen. Der brandenburgische Festungskommandant, alle Offiziere und Soldaten, welche jetzt darin liegen, schwören dem Könige einen körperlichen Eid, daß sie ihn in die Veste aufnehmen werden, sobald er es verlangt. Hat der König die Aufnahme gefordert, so muß der brandenburgische Kommandant seine Leute mit den einrückenden Schweden vereinigen, und sich unter des Königs Kommando fügen." Drittens was den Kurfürsten selbst und sein ferneres politisches Betragen betrifft: „so steht es ihm frei, dem Leipziger Bunde treu zu bleiben, auch auf eigene Rechnung Volk anzuwerben. Jedoch verpflichtet er sich, dem Könige keine Soldaten abspänstig zu machen, und solche, die etwa den schwedischen Dienst mit kurbrandenburgischem vertauschen wollten, abzuweisen und zur Bestrafung an die betreffenden Regimenter abzuliefern. Endlich

[1]) Chemnitz I, 170 a. — [2]) Das. 170 b. flg.

übernehmen die Kurlande eine monatliche Zahlung von 30,000 Reichsthalern zu Gunsten des königlichen Heeres. Etliche Kreise sammt der Uker- und Mittel-Mark steuern blos zum Unterhalt des kurfürstlichen Hofes, und sind deßhalb von jeder Lieferung befreit. Die schwedische Reiterei bezieht das Benöthigte aus Pommern und Mecklenburg." Diese Bedingungen sind so drückend für den Kurfürsten, und so günstig für den König, daß sie wohl durch geheime Versprechen, deren gleichzeitige Schriftsteller nicht erwähnen, versüßt worden seyn dürften. Arkenholz theilt aus schwedischen Archiven die Nachricht mit [1]), daß König Gustav Adolf damals den Plan einer Heirath zwischen seiner Tochter Christina und dem Sohne Georg Wilhelm's, demselben Prinzen, der sich den Namen des großen Kurfürsten erwarb, zur Sprache brachte. Wir werden später darauf zurückkommen.

Zur Feier der „glücklichen Versöhnung" wurde am $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$. Juni 1631 Abends ein Freudenfest im Berliner Schloßgarten gegeben, welchem der König bis nach Mitternacht anwohnte. Morgens 2 Uhr fuhr er in einem Kahne über die Spree, und gebot seinen Konstablern, den Jubel des Tages mit Abfeuerung der Stücke zu krönen [2]). Die Kanonen standen noch gegen das Schloß gerichtet, auch vergaß man sonderbarer Weise die Ladung herauszunehmen. Also schoßen von 90 Stücken — so viel waren es im Ganzen — 40 scharf auf die Stadt. Sechs Dreißigpfünder schlugen theils im Schlosse, theils in den benachbarten Häusern ein. Doch ward kein Mensch beschädigt. Gustav Adolf entschuldigte den Vorfall bei dem Kurfürsten als ein Versehen der Kanoniere. War es aber wirklich ein bloßes Versehen? Der Genuese Burgus, der selbst im 30jähriger Kriege focht, gibt eine andere Erklärung. Er meint [3]) nämlich: „das Ganze sey eine Komödie gewesen, zu der sich Gustav Adolf auf Bitten seines Schwagers verstand, denn der Kurfürst habe den Schein von Gewaltthat erkünstelt wissen wollen, um sich desto leichter beim Kaiser wegen seines Abfalls entschuldigen zu können." Wirklich erließ Georg Wilhelm unter dem 25. Juni (a. St.) ein Schreiben [4]) an Ferdinand II., worin er sein Bündniß mit dem Schwedenkönig als eine Frucht „aufgepflanzter Stücke," als eine Folge der dringendsten Noth rechtfertigte. Auch an den Kurfürsten von Sachsen schrieb [5]) er in gleichem Sinne und betheuerte zugleich sein unwandelbares Festhalten an dem Leipziger Schlusse. Unserer Meinung nach hat Burgus mit seiner Behauptung zum Theil Recht, zum Theil Unrecht. Das scharfe Schießen halten wir für eine abgekartete Posse, aber die vorangegangene Weigerung des Kurfürsten können wir nicht als solche ansehen. Für ein bloßes Spiel dauerte die Sache viel zu lange. Auch haßte und beneidete Georg Wil-

---

[1]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe. S. 449. — [2]) Khevenhiller XI, 1823. — [3]) Mars Sueo-germanicus S. 116 unten. — [4]) Khevenhiller XI, 1824 flg. [5]) Chemnitz I, 171 b.

helm schon von früher her seinen Schwager mit voller Seele, und zwar nicht ohne Grund.

Den $\frac{1}{2}\frac{5}{2}$. Juni brach das schwedische Heer wieder nach Spandau auf und besetzte das dortige Schloß, so wie die umliegenden Städte Rathenau und Brandenburg. Der König selbst ging nicht mit, vielmehr schiffte er sich nach Beendigung der Berliner Geschäfte zu Freienwalde auf der Oder nach Stettin ein [1]). Der Schlüssel zu dieser Reise ist im Lager Tilly's zu suchen. Nach der Eroberung Magdeburgs fiel der feindliche Oberfeldherr wieder in sein altes Zögern zurück, das sich nur durch Befehle aus München erklären läßt. Unter französischer Vermittlung müssen wieder die alten Verhandlungen wegen bairischer Neutralität zwischen Maximilian und dem Könige angeknüpft worden seyn. Zwar schweigt Richelieu hievon in seinen Denkwürdigkeiten, indem er nur im Allgemeinen sagt [2]): der Kurfürst von Baiern habe nach sehr langem Zaudern den Entschluß gefaßt, auf des Kaisers Seite zu bleiben. Aber unsere bairische Quelle läßt uns auch hier nicht im Stiche. Sie meldet [3]): „unter dem 8. Juli (n. St.), sey aus München an Tilly der Befehl ertheilt worden, im Fall französische Gesandte durch seine Quartiere kommen sollten, denselben nicht nur freien Paß sondern auch alle mögliche Unterstützung zu gewähren." Hieraus erhellt, daß Unterhandlungen im Werke waren. Während derselben wichen Tilly und Gustav Adolf einander aus. Ersterer wandte sich nach Norden und Westen, um die kleineren Leipziger Schlußverwandten zu entwaffnen, welche eben Kriegsvolk zu sammeln anfiengen. Gustav begab sich nach Pommern in der Absicht, die letzte Hand an die Belagerung der Stadt Greifswalde zu legen.

Wir beginnen mit Tilly's Bewegungen. Nachdem die Werke des zerstörten Magdeburgs wieder in Vertheidigungsstand gesetzt waren, schickte er den Obersten Reinacher mit einer kleinen Abtheilung Volkes gegen den lutherischen Bischof von Bremen, der am Leipziger Schlusse Theil genommen und Rüstungen gemacht hatte. In einem hohen Tone wurde derselbe zum Gehorsam aufgefordert. Zu schwach, um Widerstand zu leisten, übergab er dem Obersten seine angeworbenen Truppen und entsagte dem Leipziger Bunde [4]). Die Reihe sollte nun auch an die Mächtigeren kommen. Den $\frac{3}{13}$. Juni brach Tilly selbst aus dem Lager vor Magdeburg auf, zu dessen Schutz Pappenheim mit 4000—5000 Mann zurückblieb.

Die Kriegszucht des ligistischen Heeres war durch den magdeburgischen Raub tief gesunken. Khevenhiller erzählt [5]): hessische Kriegsleute hätten bei Rotenburg 7 Tilly'sche Reiter, worunter 2 Fähndriche, die übrigen Gemeine waren, niedergeschossen, und bei den Getödteten die Summe von 24,000 Reichsthalern in Gold und Kleinodien gefunden. Reiche Soldaten taugen nichts. Eine wüthende Gier, die ge-

[1]) Chemnitz I, 171, b. — [2]) Mémoires VI, 544 und 547. — [3]) Westenrieder VIII, 180 unten. — [4]) Theatr. Europ. II, 393. — [5]) XI, 1842.

raubten Schätze zu vermehren, beseelte das Tilly'sche Volk. Der Zug ging über den Harz nach Thüringen, um zuerst die Ernestinischen Herzoge und dann Hessen-Kassel zu züchtigen. Aber in den Schlünden des Harzes verlor Tilly durch die Wuth der Bauern viele Soldaten. Jeder, der sich von dem Hauptkorps entfernte, wurde ohne Gnade todtgeschlagen. Der bairische Oberfeldherr sah sich genöthigt, ein Regiment zurückzuschicken, um einen Wagenzug mit Kriegsvorräthen, der von Wolfenbüttel aus dem ligistischen Heere nachgeschickt worden war, durch die Päſſe zu geleiten. Diese Soldaten fanden die Wege voll Todter, es sah nicht anders aus, als wäre eine Schlacht im Harze geliefert worden [1]). Die Bevölkerung Thüringens mußte für die Gewaltthätigkeiten der Harzbewohner büßen. Weil die Fürsten von Weimar und Schwarzburg ihre Stimme in Leipzig besonders laut erhoben hatten, traf die Rache ihre Unterthanen am stärksten. Die Kornfelder wurden niedergetreten, die Dörfer in Brand gesteckt. Dasselbe Schicksal hatte auch die Stadt Frankenhausen. Sie wurde zuerst geplündert, dann angezündet.

Nachdem Tilly bei Artern einige Tage gerastet, rückte er auf Erfurt, die wichtigste Festung in Thüringen. Nicht nur lagen dort bedeutende Vorräthe an Korn und Wein, Erfurt beherrschte auch den Verkehr zwischen Hessen-Kassel und den ernestinischen Herzogthümern, zweien Ländern, deren Fürsten entschiedene Feinde des Kaisers waren. Setzte sich Tilly in Erfurt fest, so war der Hessen-Kaßler Landgraf von Sachsen abgeschnitten. Außerdem bildete die Stadt eine natürliche Vormauer der Bisthümer am Mainstrome, auch konnte man von hier aus die widerspenstigen Reichsstädte und den Adel des fränkischen Kreises im Zaume halten: — in der That Gründe genug, um Erfurt mit allem Nachdruck anzugreifen. Dennoch wollte Tilly keine Belagerung wagen. Er begnügte sich mit einer Summe Gelds und Vorräthen von Lebensmitteln, welche ihm der Rath zukommen ließ [2]). Er brach sofort nach Mühlhausen auf. Von dort schickte er Gesandte an den Landgrafen von Hessen-Kassel, und forderte ihn auf, sich als Freund oder Feind des Kaisers zu erklären, sein geworbenes Volk abzudanken, 3 kaiserliche Regimenter in sein Land aufzunehmen, ihnen die Städte Kassel und Ziegenhain einzuräumen und Kriegsschatzung an den Kaiser zu entrichten.

Die Antwort lautete lakonisch. „Ich bin weder Freund noch Feind," sagte [3]) Wilhelm zu den Offizieren Tilly's, „fremde Soldaten in meine Festungen, zumal in meine Hauptstadt Kassel, aufzunehmen, liegt nicht in meiner Absicht. Mein Kriegsvolk brauche ich selbst. Greift man mich an, so werde ich mich zu vertheidigen wissen. Fehlt es dem bairischen Obergeneral an Lebensmitteln oder an Geld, so gebe ich ihm den Rath, nach München zu ziehen, wo er Beides im Ueberflusse finden wird." Um sich für diesen spitzigen Bescheid zu rächen, schickte Tilly den Obersten

[1]) Khevenhiller XI, 1839. — [2]) Das. 1840. — [3]) Das. 1841.

Kratz, freilich nur mit 6 Fahnen Fußvolks, nach Schmalkalden und Fach, zu gleicher Zeit marschirte Colloredo auf Salzungen und Kreuzburg. Es kam zu mehreren Gefechten zwischen hessischen und kaiserlichen Abtheilungen. Die Landbewohner verließen Haus und Heerd, so daß die Dörfer auf 6—7 Meilen Wegs leer dastanden, weßhalb die Kaiserlichen schlechten Unterhalt fanden. Tilly selbst verlegte sein Hauptquartier nach Eschwege, und traf hier Vorbereitungen zu einem Angriffe auf Kassel, woran er jedoch durch die Nachricht von Gustav Adolf's Anmarsche verhindert ward. Wir müssen uns jetzt zum Könige wenden.

Den $\frac{14}{24}$. Juni war Gustav Adolf mit kleinem Gefolge in Stettin angekommen. Ein russischer Gesandter, Fedor Andreowitz, erwartete ihn daselbst [1]. Der wahre Grund seiner Reise ist nicht bekannt. Aeltere Geschichtschreiber melden [2], der Moskowiter Großfürst habe ihn abgeschickt, um dem Könige von Schweden russische Hülfe anzubieten, die jedoch von Gustav Adolf abgelehnt worden sey. Puffendorf dagegen erzählt [2], Andreowitz sey gekommen, um im Namen seines Gebieters die Erlaubniß des Ankaufs von Waffen in Schweden und der Anwerbung deutscher Völker zum Kriege gegen Polen zu erbitten. Letzteres ist viel wahrscheinlicher. Jedenfalls verfehlte die Unterhandlung ihren Zweck. Der Gesandte starb im August zu Stettin an einem bösartigen Fieber [2]. Gustav Adolf brach von Stettin auf, um die Belagerung der Stadt Greifswalde in eigener Person zu leiten. Noch unterwegs bekam er die Nachricht, daß sie erobert sey.

Der General Ake Tott war mit der Belagerung beauftragt worden. Zufall oder Verrath schaffte ihm den tapfern Kommandanten Perusi vom Halse. Den $\frac{11}{21}$. Juni erschienen etliche schwedische Reiter in der Nähe von Greifswalde und feuerten ihre Pistolen ab. In der Stadt entstand Lärm, man blies zum Aufsitzen, und Perusi ritt mit einigen Schwadronen Kroaten heraus. Kaum hatte er sich ein wenig von der Festung entfernt, als sich drei Haufen schwedischer Reiter zeigten. Seine Begleiter baten den Obersten wieder umzukehren; die Gefahr verachtend, drang jedoch Perusi vorwärts und verfolgte den sichtbaren Feind. Allein plötzlich kamen andere Reiter aus einem Hinterhalt hervor und schnitten ihm den Rückweg ab. Die Kroaten dachten nur an ihre eigene Rettung, und ließen ihren Anführer im Stich. Perusi ward umringt, ein erster Schuß, der ihn traf, verwundete ihn nur leicht, aber der zweite streckte ihn todt vom Pferde. Die Zeitgenossen hielten [3] ihn für „gefroren.“ Die Sache sieht aus wie Verrath, und Das, was später geschah, ist nicht geeignet, diesen Verdacht zu zerstreuen. Etwa eine Stunde nach dem Tode des Obersten umringte Ake Tott die Stadt mit Fußvolk und Reiterei. Zwei Batterien wurden errichtet und einige Kugeln hineingeschickt;

---

[1] Chemnitz I, 173 b. — [2] Man sehe Harte I, 524. — [3] Chemnitz sagt I, 174: „An Perusi, welcher gefroren war, wollte der erste Schuß nicht haften. Der andere war besser gepfeffert, ging durch und gab ihm so viel, daß er eines Mehreren nicht bedurfte.“

zugleich forderte ein schwedischer Trompeter die Besatzung auf, sich zu ergeben. Hauptmann Drachstädt hatte das Kommando übernommen, er gab die Antwort: der Tod des Kommandanten ändere Nichts, die Garnison sey entschlossen, sich aufs Aeußerste zu wehren. Den $\frac{13}{23}$. Juni machte er einen Ausfall mit der ganzen Besatzung, und brachte das schwedische Fußvolk in Unordnung, doch ward er zuletzt durch die Reiterei zurückgetrieben.

Dies war indeß der letzte Versuch. Nach einer erneuerten Aufforderung erklärte sich Drachstädt bereit zu kapituliren. Günstige Bedingungen wurden bewilligt. Vollständig bewaffnet und mit allen kriegerischen Ehren zog die Besatzung den $\frac{16}{26}$. Juni aus. Eine Schwadron Reiterei unter des Rittmeisters Schmidt Befehl geleitete sie bis nach Loitz, von wo sie laut der Kapitulation nach Rostock sich zurückziehen sollte. Aber nun wiederholte sich dasselbe Schicksal, das der Kolberger Garnison widerfahren, nur blutiger. Die Geschichtschreiber erzählen: Drachstädt sey mit seinen Leuten von Loitz, statt nach Rostock, gegen Havelberg marschirt, und habe also die Kapitulation gebrochen. Gewiß ist, daß der schwedische Oberst Hall in der Priegnitz-Mark die Rückziehenden überfiel, nicht wenige Reiter, worunter auch den Hauptmann Drachstädt selbst, niedermachte, und das ganze, 1500 Mann starke Fußvolk entwaffnete. Der größte Theil desselben nahm nachher gezwungen bei den Schweden Dienste. Lauter war die Sache nicht, wie aus Chemnizen's eigenem Zeugniß [1]) erhellt. „Der König sey über den Vorfall sehr unzufrieden gewesen," berichtet derselbe, „und habe befohlen, daß der Rittmeister Schmidt, der das Geleite befehligte, und beschuldigt worden sey, bei dem Ueberfall Hand mit angelegt zu haben, sammt seinen Offizieren verhaftet, und lebendig oder todt ins königliche Lager abgeliefert werden solle." Auch wurden auf Gustav's Befehl alle Offiziere und Soldaten, die nicht freiwillig bei den Schweden geblieben, auf freien Fuß gestellt, und konnten hingehen wohin sie wollten; nur mußten sie zuvor eine Verwahrung unterschreiben, daß sie ihr Recht wider Solche, von denen sie beleidigt worden zu seyn vermeinten, beim Könige verfolgen, und sich indessen aller ungünstigen Reden gegen die königliche Sache enthalten wollten. Stände dieser Fall vereinzelt da, so wäre man in Verlegenheit ihn zu erklären. Da aber mit der Kolberger Besatzung dasselbe vorging, so müssen die Zweifel verstummen. Allem Anschein nach verhält sich die Sache so: die schwedischen Offiziere kannten den Wunsch ihres Königs, die abziehenden Kaiserlichen unter seine eigene Regimenter zu stecken. Da diese sich nicht gutwillig dazu verstanden, versuchte man künstliche Mittel. Der Himmel weiß, durch welche Ränke Rittmeister Schmidt die Greifswalder Garnison vermocht haben mag, von dem vorgeschriebenen Wege abzuweichen. Man fiel nun über sie her, als hätte sie den Vertrag gebrochen. Aber Gustav

[1]) Chemniz I, 174 b unten flg.

Adolf's Ehrgefühl sträubte sich gegen ein so gewaltsames Verfahren, der königliche Zorn fiel auf Schmidt's Haupt. Doch dieser roch, wie Chemniz sagt, den Braten, oder vielmehr er war davon benachrichtigt, was ihm bevorstehe, und machte sich aus dem Staube. Gustav Adolf kam selbst nach Greifswalde. Voll Bewunderung sah er die trefflichen Befestigungswerke, ein bleibendes Denkmal, das sich Perusi gesetzt. Mundvorräthe auf 4 Monate, und 200 Tonnen Pulver nebst vielem Geschütz fand man in der Stadt. Wäre Perusi nicht von Ungefähr gefallen, so hätten sich die Schweden noch lange vor Greifswaldes Wällen abarbeiten können.

Nachdem durch die Eroberung dieser Stadt das Land vollends vom Feinde gesäubert worden, feierten die Einwohner Pommerns Dankfeste für ihre Befreiung vom kaiserlichen Joche und zum Andenken an die vor einem Jahr erfolgte Ankunft des Königs. Auch in Schweden wurden um dieselbe Zeit Festlichkeiten begangen. Zu Stockholm trug man die in Deutschland eroberten Fahnen — 46 an der Zahl, — welche Gustav Adolf nach Hause geschickt, im Triumphe herum [1]). Noch andere Dinge gingen in Schweden vor, welche theils auf den deutschen Krieg, theils auf Dänemark Bezug hatten. Den $\frac{4}{14}$. Juni 1631 trat ein Ausschuß der Reichsstände zusammen [2]), um über folgende zwei vom Könige vorgelegte Fragen zu berathen: „ob man sich auf den Fall, daß der Kaiser den Frieden anböte, begnügen solle, wenn Pommern, Mecklenburg und die Seestädte in die vorige Freiheit wieder eingesetzt würden, oder ob die gänzliche Wiederherstellung des protestantischen Glaubens zur unabweisbaren Bedingung gemacht und der Krieg so lange fortgesetzt werden solle, bis dieser Punkt bewilligt sey." Die zweite Frage betraf das Verhältniß Schwedens zu Dänemark, dessen König allerlei verdächtige Bewegungen gemacht hatte. Das Gutachten des Ausschusses lautete so: „allerdings wäre es zu wünschen, wenn sämmtliche evangelische Reichsstände Deutschlands ihrer Gewissensfreiheit so versichert würden, daß sie für die Zukunft nichts mehr von den Katholiken zu fürchten hätten, allein diese Sache gehe eigentlich Niemanden an, als die gedachten Stände selbst, demnach könne auch vom Könige nicht verlangt werden, daß er die Last des Krieges allein trage. Genug und mehr als genug habe er bereits sein theures Leben den größten Gefahren ausgesetzt. Sollten daher Diejenigen, für deren Wohlergehen der Krieg geführt werde, in Zukunft keine besseren Gesinnungen an den Tag legen, als bisher, so überlasse hiemit der geheime Ständeausschuß seiner Majestät dem Könige die freie Wahl, den Krieg fortzusetzen oder Frieden zu schließen; im letzteren Falle sey zu wünschen, daß Pommern und Mecklenburg in den vorigen Stand wieder eingesetzt, und die Seestädte unter schwedischen Schutz gestellt werden. Was den König von Dänemark betreffe, so erhelle aus vielen Umständen, daß man sich nichts Gutes zu ihm versehen dürfe. Nicht nur

[1]) Chemniz I, 175 b. Mauvillon S. 341. — [2]) Man vergl. Rühs S. 155. 173. Geijer III, 157 flg.

habe derselbe auf dem Ruden einen Zoll angelegt, als ob ihm der Staatsvertrag zwischen Pommern und Schweden unbekannt wäre, sondern er suche auch auf der Insel Rügen gewisse geistliche Rechte an sich zu reißen. So beleidigend nun solche ungerechte Eingriffe seyen, so möchte seine Majestät doch vorerst den Weg gütlicher Unterhandlung einschlagen. Werde der König von Dänemark nicht darauf achten, so würden die getreuen schwedischen Stände die nöthigen Maaßregeln zur Aufrechthaltung der Würde des Reichs zu ergreifen wissen. Dennoch seyen sie der Meinung, daß Ihre Majestät vorher Alles versuchen sollte, um diese Mißhelligkeit zu heben, ehe es zum offenen Kriege mit dem nächsten Gränznachbar Schwedens käme."

Diese Verhandlung der schwedischen Stände kann blos den Zweck gehabt haben, die deutschen Protestanten durch die vorgehaltene Möglichkeit eines Friedens zwischen Gustav Adolf und dem Kaiser zu schrecken, und sie desto schneller zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Könige anzutreiben. Die Geschichte Gustav Adolf's beweist, daß es nicht seine Art war, durch die Landstände sich den Weg vorzeichnen zu lassen, den er einschlagen wollte. Ebensowenig fühlte Gustav Adolf Lust, den Krieg zu beendigen. Vielmehr sollte, wie gesagt, die Hindeutung auf den Frieden, wie Wasser, das man auf glühende Kohlen gießt, dem Feuer des Kampfes Nahrung geben. Auch gegenüber dem Könige von Dänemark erreichte Gustav Adolf seine Absichten. Christian IV. wurde in einem so entscheidenden Tone um den Zweck seiner Rüstungen befragt, daß er die gewünschten Bürgschaften gab, obwohl der Wiener Hof kein Mittel unversucht ließ, den König gegen seinen beneideten Nachbar aufzuhetzen [1]). Gustav Adolf konnte jetzt den größten Theil der Truppen, die seither in Pommern standen, zu dem Hauptheere nach der Mark schicken. Der Rest blieb unter Ake Tott's Befehl zurück, um im Verein mit den vertriebenen Herzogen Mecklenburg zu erobern [2]). Auch dieser Plan gelang nach Wunsche, wie wir später zeigen werden. Gustav Adolf selbst begab sich Ausgangs Juni wieder zum Heere nach Brandenburg.

Dort war inzwischen während des Königs Abwesenheit nichts Bedeutendes geschehen. Beide Theile thaten sich durch Streifpartheien Abbruch. Unter Anderem setzten der General Baudissen und der Graf Ortenburg mit ihren Reitern über die Elbe, welche wegen der großen Dürre des Sommers sehr seicht war, und überfielen 200 Kaiserliche, die in dem Städtchen Werben lagen. Dieselben wurden niedergemacht oder gefangen genommen. Doch fehlte wenig, daß dieser glückliche Schlag beiden schwedischen Anführern das Leben gekostet hätte. Von der Hitze des Tages erschöpft, badeten Baudissen und Ortenburg in der Elbe, und thaten darauf einen starken Trunk. Beide erkrankten sogleich. Ortenburg starb einige Tage später in Berlin, wohin er sich hatte bringen

[1]) Man sehe Wallenstein's Briefe von Förster II, 156. — [2]) Chemnitz I, 176 b.

lassen. Den General Baudissen rettete seine starke, durch langjährige Kriegsübung abgehärtete Natur, nachdem er in großer Gefahr geschwebt. — Auch den befestigten Domhof zu Havelberg nahmen die Schweden um diese Zeit ein, die Stadt selbst, welche vom Dome abgesondert liegt, blieb in den Händen der Kaiserlichen. Eine andere Parthei überfiel das unweit Magdeburg gelegene Städtchen Burg, wo ein kaiserlicher Hauptmann beim Banquet aufgehoben wurde. Dagegen erlitten die Schweden eine Schlappe auf der Oderseite. Den 29. Juni (a. St.) um Mitternacht überrumpelte Oberst Hans Götze mit seinem Kürassierregimente die Stadt Kottbus, jagte das neugeworbene schwedische Volk, das unter dem Obersten Bock daselbst lag, auseinander und machte große Beute. Einige Tage später rächten sich die Schweden durch einen unerwarteten Angriff auf Grüneberg, wo 800 feindliche Reiter überfallen und zum Theil niedergemacht, zum Theil gefangen wurden [1]). Diese kleinen Gefechte hatten keinen Einfluß auf den Gang des Kriegs.

Mit größerem Nachdruck wurden die Waffen geführt nach der Rückkunft des Königs. Den 26. Juni (a. St.) zog Gustav Adolf seine Streitkräfte um Alt-Brandenburg zusammen und hielt Heerschau. Das rechte Elbeufer bis nach Magdeburg hinauf war in seiner Gewalt, es galt jetzt auch das linke während Tilly's Abwesenheit zu gewinnen. Der größte Theil des Fußvolks blieb bei Brandenburg zurück, mit dem Befehl, die bereits begonnenen Werke um diese Stadt zu vollenden. Den 28. Juni (a. St.) brach Gustav mit 2000 auserlesenen Musketieren und fast der ganzen Reiterei in der Richtung nach der Elbe auf, und erreichte am 29. Abends Städtchen und Kloster Jerichow, das am Strome liegt. Um den Feind über den wahren Punkt, wo er den Uebergang zu bewerkstelligen gedachte, zu täuschen, ließ er das Fußvolk in Jerichow, berannte am folgenden Tage mit der Reiterei die Strecke zwischen dem Kloster und der Magdeburger Brücke, und zwang den Feldmarschall Pappenheim, der mit einigem Volke auf dem rechten Ufer stand, hinüber zu flüchten. Während er so den Feind mit der Reiterei im Athem hielt, setzte in der Nacht des $\frac{1}{11}$. Juli eine kleine Abtheilung seines in Jerichow zurückgelassenen Fußvolks auf Kähnen über die Elbe nach dem jenseits gelegenen Städtchen Tangermünde und überrumpelte die feindliche Wache am Ufer. Doch konnten die Schweden nicht verhindern, daß Mehrere entrannen und in dem Orte Lärm machten, worauf die Besatzung — sie war nur 120 Mann stark — sich in das Schloß zurückzog. Gustav Adolf's Soldaten drangen nach und stürmten das Schloß von drei Seiten. Durch eine angehängte Petarde wurde das Thor gesprengt; vierzig von den Feinden fielen als Opfer der ersten Wuth, die übrigen erhielten das Leben geschenkt.

So faßten die Schweden den $\frac{1}{11}$. Juli 1631 festen Fuß auf dem

---

[1]) Chemnitz I, 175 b. flg.

linken Ufer der Elbe. In größter Eile wurden alle Fähren und Schiffe in der ganzen Umgegend zusammengebracht, am $\frac{3}{13}$ stand eine Schiffbrücke fertig. Nun rückte Gustav Adolf mit der Reiterei, dem Reste seiner 2000 Musketiere und dem Geschütze hinüber, und ließ die Schanze wieder herstellen, welche der dänische General Fuchs im Jahr 1626 bei Tangermünde angelegt hatte. Das Fußvolk wurde in die Stadt gelagert, wo Gustav Adolf selbst sein Quartier nahm, die Reiterei in die Nähe verlegt, und auf Streifpartheien ausgesendet. Sie eroberte die Städtchen Stendal und Arneburg und säuberte das umliegende Land von den kleinen kaiserlichen Garnisonen, die sich nach Gardelegen und von da auf Magdeburg zurückzogen. Den $\frac{9}{19}$. Juli fiel auch Havelberg, das der König, der schon die Stellung von Werben im Auge hatte, mit Macht angreifen ließ. Von dem früher eroberten Domhof aus drang Oberst Winkler über die Havel nach der Stadt hinüber; trotz eines heftigen Feuers und obgleich das Wasser seinen Soldaten bis unter die Arme ging, erstieg er das Ufer, und hieb nieder, wer sich zur Wehre setzte. Die Andern flohen nach dem Kirchhof, warfen dort die Waffen nieder und baten um Quartier, das bewilligt wurde. Die Zahl der Gefangenen betrug 440, die der Getödteten 110 Mann[1]).

Gustav wollte Anfangs auf Magdeburg losgehen, aber die Nachricht von Tilly's Anmarsch brachte ihn auf andere Gedanken. Er rief die um Brandenburg zurückgelassenen Regimenter herbei, und bezog mit dem ganzen Heere die berühmte Stellung bei Werben, welche nach dem Urtheile Sachverständiger eine der stärksten in ganz Deutschland seyn soll[2]). Werben liegt auf dem linken Ufer der Elbe, nur durch eine kleine Strecke vom Flusse getrennt. Gegenüber auf dem rechten Ufer mündet die Havel in die Elbe ein. Das Städtchen steht somit auf der Spitze eines Dreiecks, das beide Ströme bilden, und beherrscht Elbe wie Havel. Seine Lage ist mit Mainz zu vergleichen. Den Rücken des neuen königlichen Lagers deckte die Elbe, welche hier in einem sanften Bogen von Osten nach Westen umbeugt, auch die rechte Flanke des Heeres stützte sich auf den Strom. Die Fronte endlich war unangreifbar, denn sie wurde auf der einen Seite oder rechts durch die Stadt Werben, die mit doppelten Gräben, Mauern und Thürmen versehen war, wie durch eine Bastei bestrichen; links deckte sie ein starker Elbedamm, der seit alten Zeiten da stand, um das Land gegen Ueberschwemmungen des Stromes zu schützen. Gustav Adolf hatte denselben in einen Wall mit Schießscharten verwandelt, Oeffnungen zu Ausfällen anbringen, und vornen einen Graben ziehen lassen. Vor der Fronte des Lagers dehnten sich Sümpfe, welche aus alten Durchbrüchen der Elbe entstanden, den Zugang fast unmöglich machten. Die Südseite der Werke schloß ein ziemlich tiefer Graben, den Gustav Adolf, weil er um diese Jahreszeit trocken lag,

[1]) Chemnitz I, 178 Khevenhiller XI, 1849. — [2]) Bülow, Gustav Adolf in Deutschland (Berlin 1808) S. 256 flg.

mit Musketieren besetzte. Dieser Graben reichte gegen Osten bis zur Elbe gegen Westen bis zur Stadt, mit deren südlicher Mauer ungefähr er parallel lief. Vor demselben lag ein Gebüsch, der Thiergarten genannt. Innerhalb der Werke war Raum genug für das ganze schwedische Heer, nicht nur um zu lagern, sondern auch um Bewegungen auszuführen. Lebensmittel verschaffte die freie Fahrt auf der Havel und ihren Nebenflüssen, wie auf einem Theile der Elbe. Dies waren die Befestigungen auf dem linken Ufer des Stromes, dieselben erstreckten sich jedoch auch auf das rechte. Hinter dem Lager und durch dasselbe gedeckt, führte die Schiffbrücke, welche Gustav Adolf von Tangermünde herunterbringen ließ, auf das rechte Ufer hinüber. In dem Dreieck, das dort die Einmündung der Havel bildet, war eine mächtige Schanze aufgeworfen, die noch heute den Namen Schwedenschanze trägt. Durch den Besitz der Stadt Havelberg und der Höhen nördlich von ihr, namentlich des Domhofs, erhielt dieses im Winkel der beiden Flüsse befindliche Werk eine unangreifbare Festigkeit. Ruhig konnte Gustav Adolf, bei Werben eingegraben, dem Anmarsche des größten Heeres trotzen.

Die Gründe, weßhalb er ohne den Beitritt der mächtigsten deutschen Reichsfürsten keine Schlacht liefern wollte, und sich in die unüberwindliche Stellung zurückzog, sind oben entwickelt worden. Der anrückende Tilly war ihm an Mannschaft bedeutend überlegen. Das vereinigte kaiserlich-ligistische Heer zählte damals 26,000 Mann, das schwedische unter des Königs Befehl nur 12,000[1]. Dieses Mißverhältniß könnte auffallen, weil Gustav seit seinem Einmarsch in Deutschland schon zahlreiche Verstärkungen aus Preußen und Schweden erhalten, und Tausende deutscher Soldaten angeworben hatte. Aber einmal für allemal sey es gesagt, daß ihn jeder Schritt vorwärts viele Leute kostete, weil er alle genommenen festen Plätze — und das damalige Deutschland wimmelte von solchen — besetzen mußte. Daher kam es, daß er desto mehr Soldaten brauchte und scheinbar schwächer an Mannschaft war, je weiter er vordrang[2].

Durch Pappenheim's Eilboten herbeigerufen, war Tilly mit seinem Heere den $\frac{9}{19}$. Juli von Mühlhausen wieder aufgebrochen. Er zog über Mannsfeld und Aschersleben auf Magdeburg, wo er den $\frac{15}{25}$. eintraf[3]. Nach kurzer Rast rückte er den $\frac{17}{27}$. gen Wollmirstädt. Nach seiner Entfernung von der hessischen Gränze brachen die Truppen des Landgrafen hervor, befreiten die Orte, welche Tilly früher besetzt hatte, verjagten

[1]) Geijer III, 188 flg. — [2]) Besetzt war damals von den Schweden Preußen, Hinter- und Vorpommern, ein Theil von Mecklenburg und Schlesien, endlich die Marken. Größere Garnisonen standen in Kolberg, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Landsberg, Frankfurt, Spandau, Brandenburg, Demmin, Wolgast, Ribnitz, außer einer Masse kleinerer Besatzungen in Schlössern und unbedeutenden aber ummauerten Städtchen. Besondere Heeresabtheilungen fochten in Schlesien unter Horn gegen Tiefenbach, in Mecklenburg unter Tott gegen die Kaiserlichen, die sich in jenem Herzogthum noch immer hielten. — [3]) Khevenhiller XI, 1850 flg. Chemniz I, 184, b. flg.

die zurückgelassenen Besatzungen, und säuberten das ganze Land. **Den** $\frac{20}{30}$. Juli wurde in Hessen ein allgemeiner Festtag zum Danke für die Befreiung vom kaiserlichen Joche gehalten. Indessen stand Gustav Adolf auf der Lauer, ob er den heranziehenden Feind nicht während des Marsches überfallen könne. Tilly war gewohnt, seine Reiterei in ziemlicher Entfernung von dem Fußvolk voranziehen zu lassen. Hierauf baute der König einen Plan, der auch gelang. Während Tilly sich der Hoffnung hingab, die Schweden aus ihren, wie er glaubte, noch unvollendeten Verschanzungen bei Werben zu vertreiben, ward er durch eine Schlappe, welche seine Reiterei traf, daran erinnert, daß Gustav Adolf nicht blos zum Widerstande, sondern auch zum Angriffe bereit sey. Den $\frac{16}{26}$. Juli zog der König 3000 Mann meist leichte Reiter sammt einigen hundert Musketieren bei Arneburg zusammen, brach Abends neun Uhr auf, marschirte die ganze Nacht, bis eine Meile hinter Tangermünde, wo er in dem Dorfe Veldingen Halt machte. Es war ein Sonntag, den Gustav Adolf als Christ zum Gottesdienst, als Feldherr zum Einziehen von Nachrichten über den Feind anwandte. Vormittags erfuhr er, daß die Tilly'sche Vorhut nur 4 Meilen entfernt sey. Sogleich schickte er den Major seines Leibregiments mit zwei Schwadronen Reiter auf Kundschaft aus. Abends kam derselbe mit fünf Gefangenen und dem Berichte zurück, daß nur zwei Meilen von da die Regimenter Montecuculi, Bernstein und Holk in den Dörfern Burgstall, Reindorf und Angern lagern. Alsbald brach der König auf und kam mit einfallender Nacht eine Meile von Burgstall an. Hier theilte er sein Volk in drei Haufen; mit dem ersten sollte Baudissen das Regiment Montecuculi in Burgstall, mit dem dritten der Rheingraf Otto Ludwig die Holkischen Dragoner in Angern überfallen. Den Angriff auf die Mitte behielt sich der König selbst vor.

Zuerst brach Baudissen auf Burgstall los. Montecuculi's Reiter gewannen nicht Zeit zu Pferde zu steigen: in den Quartieren wurden sie niedergestoßen oder gefangen. Das ganze Gepäck sammt den Rossen fiel den Schweden in die Hände. In der Mitte zwischen Burgstall und Angern steht Reindorf, wo das Bernstein'sche Regiment lag. Diesem galt der Anfall des Königs. Als Gustav Adolf heran kam, fand er das Regiment, aufgeschreckt durch das Schießen in dem benachbarten Orte, bereits vor dem Dorfe aufgestellt. Anfangs wehrten sich die Kaiserlichen; sie ließen den Feind bis auf etliche Manneslängen herankommen, worauf sie ihre Pistolen abfeuerten, und nach damaliger Sitte rechts und links abschwenkten, um dem Hintermanne Raum zum Schießen zu lassen. Bald aber wurden sie geworfen und galoppirten nun hinter dem Dorfe hinweg querfeldein. Gustav Adolf ließ das Dorf anzünden, aus Furcht seine Leute möchten sich beim Plündern aufhalten. Die Verfolgung dauerte nicht lange, weil der Schleier der Nacht die Flüchtigen schützte. Außer vielen Reitern blieben der Oberst von Bernstein und ein junger Herr von Kollowrat auf dem Platze. Noch glücklicher lief

der dritte Angriff ab, welchen der Rheingraf auf die Holkischen Dragoner im Dorfe Angern ausführte. Er sandte eine kleine Abtheilung voran, um das Dorf zu untersuchen, während er selbst draußen wartete. Die Vorausgeschickten fanden nichts mehr im Dorfe als das Gepäck, denn Holk hatte sich bereits hinter Angern in Schlachtordnung aufgestellt. Nun drang der Rheingraf ein, nach kurzem Gefecht wurde das Holkische Regiment auseinander gesprengt. Die Schweden eroberten zwei Standarten, wovon die eine den Sinnspruch führte: „seyd unverzagt,“ und mit dem Bilde der Glücksgöttin geziert war. Auf der andern prangte ein bloses Schwert, von einer Schlange umwunden, mit der Umschrift his ducibus. Der Verlust der Schweden war gering, doch fiel ein deutscher Fürst. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig von Lauterek, der unter des Rheingrafen Befehl als Freiwilliger focht, hatte einen Holkischen Cornet vom Pferde heruntergeschossen, ward aber dafür von dem Waffenbruder [1]) des Getödteten mit zwei Kugeln schwer verwundet; er starb trotz der sorgfältigsten Pflege etliche Tage später im Lager bei Werben [2]).

Gegen 1000 Mann hatte dieses nächtliche Gefecht dem feindlichen Heere gekostet. Der König zog sich langsam wieder auf sein Lager in Werben zurück. Tilly hielt den $\frac{20}{30}$. Juli Heerschau und brach dann, um ähnlichen Ueberfällen auszuweichen, in Schlachtordnung gegen Werben auf. Sechs Tage dauerte der Marsch, stets beunruhigt durch die schwedische Reiterei, welche die Flügel der Kaiserlichen umschwärmte. Den 26. (a. St.) erschien das Tilly'sche Heer im Angesicht des feindlichen Lagers. Unter Plänkeln, kleinen Gefechten und einer Kanonade ging der Tag hin, ebenso ein guter Theil des folgenden. Aber auf die Nacht des 27. Juli ward ein Sturm beschlossen. Tilly fand Gelegenheit, etliche Einwohner aus Werben, vielleicht auch einige Soldaten des Königs zu bestechen, daß sie die Stadt anzünden, die Kanonen auf den äußersten Schanzen der Schweden vernageln sollten. Dieser Plan wurde dem Könige verrathen, der die Schuldigen verhaften ließ. Um den Feind ins Verderben zu locken, traf Gustav Adolf seine Maaßregeln so, daß Tilly glauben mußte, Alles gehe nach seinem Wunsche. Abends loderte ein Holzstoß in Werben empor, es sah nicht anders aus, als stände die Stadt in Brand. Tilly war indeß zum Sturme ausgerückt, als er das Feuer sah, gab er Befehl zum Angriff. Kein Laut ertönte innerhalb der schwedischen Schanzen; die Angreifer sollten im Wahne bestärkt werden, daß die schwedischen Kanonen vernagelt seyen. Aber als sie sich dem Graben näherten, empfing sie ein Hagel aus grobem Geschütz, vermischt mit dem Feuer der Musketiere, welche, im Graben liegend, ihren Mann aufs Korn nahmen. Da die Stürmenden in gedrängten Massen anrückten, mußte

[1]) Gewöhnlich führte im 30jährigen Krieg jeder Kürassier einen oder zwei Burschen bei sich, die mitfochten und ihren Herrn vertheidigten. Ebenso hatten Offiziere und Fähndriche ihre Secondes oder Waffenbrüder. Der Träger der Reiterstandarte hieß, wie diese selbst, Cornet. — [2]) Chemnitz I, 185.

die Wirkung mörderisch seyn. Auf die gelichteten Reihen brach die schwedische Reiterei ein, welche Gustav Adolf außerhalb des Lagers in einen Hinterhalt gelegt hatte. Die Kaiserlichen verloren viele Leute, und der abgeschlagene Sturm wäre zur Niederlage geworden, wenn Tilly nicht die Vorsicht gebraucht hätte, eine gute Reserve von Reiterei aufzustellen, welche den Rückzug deckte [1]).

Den 28. Juli (a. St.) in der Frühe machte die schwedische Reiterei, mehrere tausend Mann stark, einen Ausfall gegen die Kroaten-Wache, und trieb dieselbe bis hart ans feindliche Lager zurück. Jetzt entstand Lärm in demselben, die Kürassiere saßen auf, die Kanonen in den Schanzen machten ein wirksames Feuer gegen die Schweden, die sich zu weit vorgewagt. Das Treffen blieb unentschieden. Beide Theile verloren ungefähr 300 Todte. Die Kaiserlichen fochten mit der größten Erbitterung. Tilly hatte Befehl gegeben, keinem Schweden das Leben zu schenken, die Wuth des Soldaten erstreckte sich, als das Gefecht beendigt war, selbst auf die Leichen. Laut Khevenhiller's Zeugniß [2]) wurden die nackten Leichname der gefallenen Schweden von den kaiserlichen Feldscheerern [3]) schändlich verstümmelt, und dann erst auf dem Wahlplatze verscharrt. Dieser Befehl des Feldherrn beweist, daß die Kaiserlichen einen Unfall am Tage zuvor erlitten, denn sonst könnte man eine solche Wuth kaum begreifen. Gustav war mit dem Betragen seiner Leute unzufrieden. Sein Unwille traf besonders die Anführer, namentlich den General Baudissen. Chemniz sagt [4]) „es habe beim Könige nachher nichts als Filze (Vorwürfe) gegeben."

Tilly war zu der Ueberzeugung gelangt, daß er nicht stark genug sey, den König aus seiner Stellung zu vertreiben. Noch eine andere Last

---

[1]) Auffallend ist es, daß weder Chemniz noch Khevenhiller von diesem abgeschlagenen Sturme berichten. Der schwedische Soldat erzählt (S. 84 unten flg.) ihn gerade wie oben. Wir folgten ihm um so getroster, weil auch andere Gründe für die Wahrheit seines Berichtes sprechen. Denn kann man glauben, daß Tilly, außer einer nutzlosen Kanonade, gar keinen Versuch auf des Königs Lager machte? und warum zog er schon am 29sten wieder zurück, wenn er nicht eine Schlappe erlitten hatte. Dieser eilige Rückzuq beweist, daß ihm ein Angriff mißglückt seyn muß! Und daß der Rückzug bereits am 29sten erfolgte, darüber sind alle Geschichtschreiber einig. Obgleich aber Khevenhiller von dem Sturme schweigt, berichtet er doch Einiges, was auf einen Unfall hindeutet, der dem kaiserlichen Heere am 27sten widerfahren seyn muß. Unter Anderem erzählt er (XI, 1859), Tilly habe an diesem Tage Befehl zum Angriff auf das feindliche Lager gegeben, die Ausführung sey jedoch durch einen dichten Nebel verhindert worden; nichts destoweniger hätten Tilly's Reiter großen Schaden erlitten durch die schwedischen Kanonen. Wie konnten sie dies, wenn nicht ein Angriff unternommen und abgeschlagen wurde? Denn das schwedische Geschütz reichte nicht bis ins kaiserliche Lager. Eben hierauf weist hin, was er unter dem folgenden Tage erzählt: Tilly habe am 28. befohlen, keinem Schweden Pardon zu geben, und die kaiserlichen Soldaten und Feldscheerer hätten die Leichen der Feinde aufs schändlichste verstümmelt. Woher diese Grausamkeit, wenn sie nicht durch den Zorn über eine am vorigen Tage erlittene Schlappe hervorgerufen war? — [2]) Khevenhiller XI, 1859. — [3]) Feldbarbieren sagt Khevenhiller, d. h. Menschen, welche den Bart der Soldaten zu besorgen hatten, und auch kleine wundärztliche Dienste leisteten. Es ist daher ein Irrthum, wenn man behauptet, daß es bei den kaiserlichen Heeren bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kein Personal für den Gesundheitsdienst gab. — [4]) Chemniz I, 187 b.

drückte ihn. Mangel herrschte im kaiserlichen Lager. Während um Werben gestritten wurde, setzten schwedische Streifpartbien über die Schiffbrücke nach dem rechten Ufer der Elbe über, zogen hinauf gegen Jerichow, gingen dort über den seichten Strom, erschienen im Rücken des feindlichen Heeres und schnitten die Zufuhren ab, die von Magdeburg, Halberstadt und andern Orten kamen. An Einem Tage nahmen sie 12 große, mit Mundvorräthen beladene Wägen weg. Die Strecke zwischen Tangermünde und dem Tilly'schen Lager wurde so unsicher, daß im ersteren Orte 30,000 Commisbrode durch die Hitze verdarben, weil die Commissäre den Muth nicht hatten, sie weiter führen zu lassen [1]). Fütterung für die zahlreiche Tilly'sche Reiterei konnte kaum mehr aufgetrieben werden, bis auf acht Meilen mußten die Reiter streifen, um Heu für ihre abgetriebenen Thiere zu finden. Es fehlte an Brod, ja bei der drückenden Julihitze selbst an Wasser. Unter Gefahren mußte man es aus der Elbe holen, und um Geld ward es im Lager verkauft.

Aus diesen Gründen sah sich Tilly zum Aufbruch genöthigt, der den 29. Juli (a. St.) frühe Morgens angetreten ward. Das Fußvolk zog voran, die Reiterei blieb hinten, um den Rückzug zu decken, doch ward sie von den nacheilenden Schweden auf dem Marsche belästigt, und verlor viele Pferde und Menschen. Samstag den 30. Juli (a. St.) erreichte Tilly Tangermünde wieder, wo er sich in den folgenden Tagen eingrub und eine Brücke, zum Theil auf Holzböcken, an den tiefsten Stellen auf kleinen Kähnen, über die Elbe schlug. Bis zum $\frac{1}{11}$. des Augustmonats blieb er daselbst niedergeschlagen, rathlos stehen. Die Fertigung der Brücke beweist, daß er Anfangs daran dachte, auf das rechte Ufer hinüberzusetzen. Aber bei reiferer Ueberlegung zeigte es sich als unthunlich; denn ging er mit dem ganzen Heere hinüber, so fand er drüben ein verödetes, keinen Unterhalt gewährendes Land, dessen feste Plätze sich in Gustav Adolf's Gewalt befanden. Ueberdies wäre der König dann auf dem linken Ufer hinaufgerückt und hätte ihn von Magdeburg abgeschnitten. Setzte er dagegen nur einen Theil seiner Streitkräfte über, so durfte er versichert seyn, daß die Schweden über die Zurückgelassenen herfallen werden [2]).

Aber auch im Lager zu Tangermünde trat derselbe Mangel ein, wie vor Werben. Vom lutherischen Landvolke, das den nahenden Ruin seiner Dränger mit Schadenfreude sah, unterstützt, schwärmten die feindlichen Reiter auf allen Seiten und erschwerten die Zufuhr. Khevenhiller sagt [2]), in zwei und drei Tagen habe mancher Soldat keinen Bissen Brod gesehen. Haufenweise rissen sie zu den Schweden aus, und der Ausbruch einer Meuterei stand zu befürchten, deren Vorzeichen schon verlauteten. Deßhalb brach Tilly den $\frac{1}{11}$. August wieder auf, zog seine Garnisonen aus den kleinen Plätzen der Altmark und verließ diese Provinz, die er

[1]) Chemnitz I, 187 b. Khevenhiller XI, 1859 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1861. Vergl. Chemnitz I, 188.

sechs Jahre lang inne gehabt, für immer. Den $\frac{12}{22}$. erreichte er Wolmirstädt im Erzstifte, von wo er vor einem Monat mit großen Hoffnungen ausgezogen war. Es blieb ihm Nichts mehr übrig, als entweder nach Thüringen und den Landen der Liga zurückzuziehen, oder die Mittel des Unterhalts mit Gewalt in Kursachsen zu suchen.

Der Rückzug Tilly's war die erste Frucht der trefflichen Stellung, welche Gustav bei Werben bezogen, Mecklenburgs Eroberung die zweite. Von Tilly abgeschnitten, konnte sich das kleine kaiserliche Heer, das noch immer dieses Herzogthum besetzt hielt, nicht mehr behaupten. Der Angriff erfolgte auf zwei Seiten. Während Ake Tott mit einigen tausend Schweden von Osten her über die Peene eindrang, brach Herzog Adolf Friedrich mit 1100 Mann, die er in der Stille zu Lübeck geworben, von dieser Hansestadt nach seinen Erblanden auf. Den $\frac{17}{27}$. Juli nahm er ohne Widerstand Gadebusch ein, zog dort 12 Fahnen Reiterei an sich, welche ihm die Obersten Zacharias Pauli, Breitenbach und Relinger zuführten, rückte dann auf Stadt und Schloß Schwerin, wo einige hundert Mann Kaiserliche in Besatzung lagen. Die Stadt wurde ohne Mühe erobert, das Schloß hielt sich bis zum 29. Julius (a. St.), an welchem Tage die Garnison gegen freien Abzug nach Wismar kapitulirte. Während dessen hatte Ake Tott, bei dem sich der andere mecklenburgische Herzog, Hans Albrecht, aufhielt, die Städte Güstrow, Bützow, Plauen, Mirow eingenommen. Anfangs August befand sich mit Ausnahme der drei Festungen Rostock, Wismar und Dömitz, das Herzogthum wieder in den Händen seiner alten Herren [1]). Alles Kriegsvolk konnte jetzt gegen diese Festungen verwendet werden. Die Herzoge wünschten, daß man zuerst mit gesammter Macht auf Dömitz losgehe, weil sie von der Landseite her Gefahr fürchteten. Aber der König wollte vor Allem Meister der Seestädte seyn, da Rostock und Wismar ihm zur Communikation mit Schweden trefflich gelegen waren. Sein Wunsch überwog. Beide Städte wurden enge eingeschlossen und regelmäßig belagert. Doch fiel Rostock erst im Oktober, Wismar sogar erst im Januar des folgenden Jahres. Das minder wichtige Dömitz begnügte man sich zu bloquiren.

Die Wiedereinsetzung der alten Herzoge ward im Augustmonat zu Güstrow mit großen Festlichkeiten begangen, welche Gustav Adolf durch seine Anwesenheit verherrlichte. Die Feier begann unter dem Geläute aller Glocken mit einem glänzenden Einzuge in die Residenzstadt. Voran gingen die Geistlichen und Schulmeister, welche Triumphlieder hören ließen, dann folgte Rath und Bürgerschaft von Güstrow, wie auch ein Ausschuß von Bürgern aus den andern Städten des Herzogthums. Darauf zogen 800 Adelige zu Pferd einher mit 8 Fahnen, hinter diesen 2 in blauen Sammt gekleidete Herolde der beiden Fürstenthümer Schwerin und Güstrow auf Hengsten, welche mit grünen und weißen Federn ge-

[1]) Khevenhiller IX, 1854 flg. Chemnitz I, 190 flg.

schmückt waren. Dann folgte Herzog Hans Albrecht in schwarzer Tracht, umgeben von 36 Trabanten, welche große Schlachtschwerter trugen, hinter diesen 6 Kesselpauken und 36 Trompeter in dreierlei Livree, blau grün und weiß. Dann kam der König von Schweden in grünem Jagdkleide mit schwarzem Hut, auf dem eine blaue und weiße Straußenfeder wallte: er war umgeben von 24 Trabanten und 36 Reitern. Ihm folgte Herzog Adolf Friedrich in blauen Sammt gekleidet. Die Herzoge Bogislav von Pommern, Wilhelm von Kurland und der Prinz Ulrich von Dänemark bildeten sein Gefolge. Den Zug schlossen 131 Kutschen, in welchen die adeligen Töchter des Landes einherfuhren, und 1800 Kürassiere. Zuerst ging man in die Kirche, wo über den Text Psalm 126 gepredigt wurde: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärndten.“ Von der Kirche bewegte sich der Zug aufs Rathhaus, dort fand die Huldigung statt, nachdem vorher die Privilegien des Landes bestätigt worden waren. Ein schwedischer Gesandter hielt eine Rede, in welcher er die Unterthanen zur Treue gegen ihre wieder eingesetzten Herren ermahnte und vom Gehorsam gegen Wallenstein entband. Das Herzogthum war nämlich bis zur Eroberung auf des Friedländers Rechnung verwaltet worden, obgleich der Regensburger Reichstag ihm dasselbe abgesprochen hatte. — Auch das gemeine Volk wurde nicht ganz vergessen. Auf dem Markte theilte man Brod, das aus 20 Wispeln Getreide gebacken war, sowie 20 Faß Wein und 40 Faß Bier aus [1]). Nach kurzem Aufenthalt in Güstrow kehrte Gustav Adolf wieder in das Lager von Werben zurück.

Während er noch daselbst stand, erhielt er zwei ansehnliche Verstärkungen. Mitte Juli landete seine Königin in Wolgast mit etlichen tausend Schweden, die sie ihm aus dem Erbreiche zuführte [2]). Eine Abtheilung derselben wurde sogleich zur Eroberung von Mecklenburg verwendet, die andere Hälfte stieß zu den Engländern unter dem Markgrafen Hamilton, welche die zweite der ebengenannten Verstärkungen bildeten. Daß Gustav Adolf vor seinem Zuge nach Deutschland mit England wegen Geldhülfe unterhandelte, wurde oben erzählt. König Karl I. zeigte sich jedoch sehr lau, sey es aus Furcht vor dem Kaiser, oder aus Geldmangel. Was der Monarch nicht unternehmen wollte, wagte ein reicher englischer Unterthan, Markgraf Jakob Hamilton, unter der Hand von seinem Könige mit Geld unterstützt. Hamilton hatte den 31. Mai (a. St.) 1630 mit Gustav Adolf einen Vertrag geschlossen, worin er sich verpflichtete, auf eigene Kosten für den schwedischen Dienst 6000 Mann in England anzuwerben und selbst dem Könige zuzuführen. Gustav Adolf behielt sich den Oberbefehl vor, und versprach dem Markgrafen, der eine neue Art von Kanonen erfunden haben wollte eine bestimmte Masse Roheisen und Hämmer in Schweden zur Bearbeitung desselben, so wie das nöthige Pulver und Kugeln zu liefern. Ferner sollten 4000

---

[1]) Khevenhiller XI, 1855 flg. — [2]) Chemnitz I, 188 b. unten.

Schweden zu dem Heere des Markgrafen stoßen und wie die mitgebrachten Engländer unter seinem Befehle stehen. König Karl I. von England hielt diesen Heereszug seines Unterthans für ein kluges Auskunftsmittel, weil er dadurch möglichen Vorwürfen des Kaisers, als hätte sich die Krone England in den schwedischen Krieg eingelassen, zu entgehen und doch seine Hände in dem deutschen Wesen zu haben, auch für den vertriebenen Kurpfälzer, seinen Schwager, etwas bewirken zu können rechnete. Noch zufriedener war Gustav Adolf, weil er gegen Hamilton keine lästige Verbindlichkeit eingehen mußte. Denn in dem Vertrage stand kein Wort von Wiederherstellung des ehemaligen Kurfürsten von der Pfalz, obgleich man es englischer Seits versucht hatte, diese Saite zu berühren.

Die Werbungen fanden während des Winters und im Frühjahr 1631 statt, und Hamilton brachte wirklich 4 Regimenter zu 10 Compagnien, jede von 150 Soldaten, im Ganzen volle 6000 Mann wohl gekleidetes und genährtes Volk zusammen. Als Alles zur Abfahrt gerüstet war, gab Gustav Adolf dem Markgrafen Befehl, nach Bremen zu segeln, um von dort aus an der untern Weser den Krieg gegen Tilly zu führen. Schon waren in Hamburg und Bremen Vorräthe von Brod und Bier auf schwedische Rechnung für die brittischen Gäste aufgehäuft, aber dem lutherischen Bischof von Bremen, einem holsteinischen Prinzen, der mit Gustav Adolf ein Bündniß geschlossen hatte und die dem Markgrafen versprochenen 4000 Mann anwerben sollte, gelang es nicht, so viele Leute zusammenzubringen. Hamilton erschien mit 40 Fracht- und 2 großen Kriegs-Schiffen an der Mündung der Weser. Als er jedoch erfuhr, daß kein schwedisches Volk da sey, um ihn zu empfangen, fürchtete er, seine 6000 Mann möchten ohne Beihülfe der versprochenen 4000 überwältigt werden, kehrte um, fuhr durch den Sund, und erschien den 26. Juli (a. St.) in der Peenemündung. Seinen Einzug hielt er in Stettin mit einer Pracht, die an Wallenstein's frühere Größe erinnerte, und um so lächerlicher war, weil des Markgrafen Unternehmung ein klägliches Ende nahm. Er saß in einer mit rothem Sammt und goldenen Treffen ausgeschlagenen, und auswendig schwer vergoldeten Kutsche. Seine Bedienten waren in rothen Sammt gekleidet, und trugen auf Brust und Rücken das von Gold gestickte Wappen ihres Herrn. Vierzig Edelknaben, 36 Hellebardenträger und eine Leibwache von 200 Mann umgaben ihn [1].

Der König sah es sehr ungern, daß Hamilton eigenmächtig von dem vorgeschriebenen Plane, an der Wesermündung zu landen, abwich, dennoch ließ er ihn gut empfangen, und beorderte die Engländer nach Frankfurt an der Oder mit der Weisung, dem kaiserlichen Heere, das unter Tiefenbach in Schlesien stand, die Spitze zu bieten. Gustav Horn hatte seither dort den Befehl geführt. Da er jetzt mit seinem Volke

[1]) Chemnitz I, 192 flg. Harte Leben Gustav's deutsche Ausgabe I, 560 flg. Mauvillon S. 352 flg.

verfügbar war, berief ihn Gustav Adolf zu sich an die Elbe. Von den Truppen, welche die Königin mit sich gebracht, erhielt, wie gesagt, die Hälfte Befehl zu den Engländern zu stoßen. Letztere spielten, am Orte ihrer Bestimmung angekommen, eine klägliche Rolle. Es fehlte in dem verödeten Lande an den vollen Fleischtöpfen, unter der unglücklichen Bevölkerung wütheten Seuchen, von welchen die Ankömmlinge angesteckt wurden. Mannszucht beobachteten sie ohnedieß keine. Zu Ende des Sommers waren die 6000 auf 1000 herabgeschmolzen. Chemniz sagt [1]: „sie seyen zergangen (wie Eis an der Sonne) und gleichsam verschwunden.“ Hamilton warb im Winter von 1631 auf 1632 mit des Königs Vorschub neue Truppen und ging nach Magdeburg, das Baner belagerte; dort stritt er sich mit dem schwedischen Feldherrn um den Vorrang, mußte jedoch weichen, was seinen Stolz schwer beleidigte.

Je mehr das Volk, auf das er sein gutes Geld verwendet, zu nichte ward, desto höher spannte er seine Ansprüche. Zuletzt versteckte er sich hinter den englischen Gesandten, Heinrich Vane, der als Bevollmächtigter Karl's I. sich nach der Schlacht von Leipzig bei Gustav Adolf eingefunden hatte. Dieser Vane war ein aufgeblasener, rechthaberischer, dürrer, boshafter Höfling von beschränktem Verstand, welchen Gustav Adolf nicht ausstehen konnte. Vane mahnte den König häufig an Herausgabe der Pfalz und ließ sich sogar eines Tages die Drohung entschlüpfen: wenn nicht mehr als bisher für den vertriebenen Kurpfälzer geschehe, so sehe sich die englische Regierung genöthigt, den Markgrafen Hamilton mit seinen Truppen zurückzurufen. Gustav Adolf antwortete: „es befremdet mich, daß man mir auf eine solche Weise zusetzt, da doch der König von England gar Nichts zum Besten des Kurfürsten von der Pfalz, seines Schwagers, thun will. Ihr droht, man werde die englischen Truppen zurückziehen. Gut! Hamilton mag gehen, ich wünsche ihm glückliche Reise.“ Hamilton ging wirklich. Mit ungefähr 300 seiner Engländer und wenigen Lorbeeren kehrte er nach Hause zurück. Wir sind hier absichtlich der Geschichte vorangeeilt, um später von diesen Engländern Nichts mehr sagen zu müssen.

So großen Nutzen auch die Stellung bei Werben dem Könige verschaffte, gehörten doch die Tage, welche er im dortigen Lager verlebte, zu den sorgenvollsten und bedrängtesten seiner kriegerischen Laufbahn. Geldklemme war die Ursache dieser Verlegenheiten. Er hatte auf große Summen, welche die Viehsteuer und das neu eingeführte Getreidemonopol der Krone abwerfen sollte, so wie auf Zusendungen aus Preußen vom Kanzler gerechnet: aber fast nichts ging ein. Unter dem $\frac{18}{8}$. Juli schrieb [2]) Gustav aus dem Lager von Werben an Oxenstierna: „Wir haben Euch oft genug unsern Zustand zu erkennen gegeben, wie Wir mit großer Armuth, Beschwerde und Unordnung uns und dem Heere diese Zeit

[1]) Chemniz I. 193 a. — [2]) Geijer III, 187.

durchhelfen mußten, indem Wir von allen Dienern verlassen sind und einzig aus dem Raube zum Schaden und Verderben aller unserer Nachbarn den Krieg führten, was bis auf diese Stunde fortdauert, so daß Wir Nichts haben, die Leute zu befriedigen, außer was sie selbst mit unleidlichem Plündern an sich reißen. Nun hatten Wir auf Euch vor Anderen unsere Hoffnung gestellt, allein auch Das schlägt uns fehl und Wir müssen hier vor dem Anmarsche des Feindes ein festes Lager aufschlagen." Hinwiederum schrieb[1]) er einige Zeit später an denselben: „ungeachtet Ihr, Herr Kanzler! mittelst eurer eigenen Vorschläge uns monatlich gewisse Summen zugesagt, haben Wir gleichwohl davon nicht mehr erhalten als ungefähr 100,000 Thaler — und vernehmen nun zum Ueberdruß durch Euer Schreiben aus Elbing vom 11. Juli gegen alle unsere Erwartung, daß nichts mehr vorhanden ist. Das Heer hat seit sechszehn Wochen keinen Pfenning bekommen. Jedermann weiß, daß Wir von Euch die Bezahlung erwartet, darauf haben sowohl Offiziere als Gemeine das Vertrauen gesetzt. Nebst dieser Hoffnung haben Wir nur Commisbrod zu ihrem Unterhalte gehabt, das Wir von den Städten erpreßten, allein nun hat auch Das ein Ende. Mit den Reitern, die sich damit nicht begnügen wollten, hat man keine Ordnung halten können, sie lebten von ungebührlichem Plündern. Einer hat dadurch den Andern zu Grunde gerichtet, so daß nichts mehr zu fangen ist, weder für sie selbst noch für die Fußknechte, in den Städten oder auf dem Lande. Hätten Wir bekommen, was Ihr für diese Monate liefern solltet, so hätten Wir Hoffnung gehabt, wenigstens Oder und Elbe zu vertheidigen und die Ostsee säubern zu können, wenn auch sonst dieses Jahr nichts mehr auszurichten gewesen wäre. Allein nun müssen Wir einen schädlichen Rückzug befürchten u. s. w."

Endlich kam auswärtiges Geld und zwar von zwei Seiten. Durch Beschluß[2]) vom 31. Mai 1631 erklärten sich die Generalstaaten bereit, für die 3 Monate Juli, August, September an den König je 50,000 Gulden also im Ganzen 150,000 zu bezahlen. Durch einen zweiten Beschluß[3]) vom 4. Dezember desselben Jahres wurden noch weitere 100,000 bewilligt. Auch Frankreich machte damals, gemäß dem Bärwalder Vertrage, die zweite Zahlung. Gustav Adolf hatte Benedikt Orenstierna nach Frankreich geschickt, um das Geld in Empfang zu nehmen. Trotz aller Ränke, welche der kaiserliche Gesandte Freiherr von Kurz und ein bairischer Geschäftsträger versuchten, um die Auszahlung zu verhindern, erreichte Benedikt Orenstierna seinen Zweck[4]). Sogleich meldeten sich auch zwei deutsche Reichsfürsten um einen Antheil an dem eingegangenen Mammon.

Ich habe oben berichtet, daß Gustav seit fast einem Jahre mit

[1]) Geijer III, 187. — [2]) Londorp acta publica IV, 215. — [3]) Das. — [4]) Chemnitz I, 193 a.

Hessen-Kassel unterhandelte, jetzt kam der Abschluß zu Stande. Den 1/2 2/2. August 1631 unterzeichneten Gustav und Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel eine Uebereinkunft [1]), deren Bedingungen wir an einem andern Orte nur kurz berührten, hier aber genauer angeben wollen, weil dieser hessische Vertrag das Muster war, nach welchem sich seither viele deutsche protestantische Stände mit dem Schweden verbündeten. 1) Der König von Schweden nimmt den Landgrafen von Hessen-Kassel in seinen Schutz, behandelt dessen Feinde als seine eigene, unterstützt ihn mit allem Nachdruck und verspricht nie ein Bündniß einzugehen, welches dem gegenwärtigen nachtheilig seyn könnte. Wird dem Landgrafen ein Theil seines Gebiets entrissen, werden seine Festungen belagert, so läßt der König kein Mittel unversucht, ihm wieder zu seinem Besitze zu verhelfen. Der König gelobt, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der Landgraf und sein Haus wieder in die Rechte und Güter eingesetzt ist, welche Hessen-Kassel vor den böhmischen Unruhen besaß. Erfordert es die Nothwendigkeit, daß schwedische Waffen in des Landgrafen Festungen und Städte gelegt werden, so kann dies seiner Landeshoheit auf keine Art nachtheilig seyn. Die besetzten Orte müssen sogleich geräumt werden, sobald jene Nothwendigkeit verschwunden ist. Geschütz und Waffen, welche der Landgraf dem Könige leiht, müssen nach erfolgtem Gebrauche wieder zurückgegeben werden. Dem Könige steht der Oberbefehl über den Landgrafen und seine Völker zu. Kann er das Kommando in eigener Person nicht führen, so ernennt er einen tauglichen Stellvertreter. Dieser Stellvertreter ist ein für allemal während des Königs Abwesenheit der Landgraf selbst. Der König setzt dem Landgrafen einen Kriegsrath zur Seite. Ebenso ernennt der Landgraf einen Bevollmächtigten an des Königs Hoflager. Dagegen 2) verpflichtet sich der Landgraf den König nie zu verlassen, mit seinen Feinden keinen Vertrag einzugehen, nach Kräften die schwedischen Waffen mit Geld und Volk zu unterstützen, dem Könige seine Festungen und überhaupt sein ganzes Land zu öffnen. Doch müssen schwedische Völker, die in das hessenkasselsche Gebiet verlegt werden, dem Landgrafen Treue schwören. Der Landgraf errichtet sogleich ein Heer von etlichen tausend Mann auf eigene Kosten, verjagt die Feinde des Königs aus Hessen und thut ihnen allen möglichen Schaden und Abbruch. Der Landgraf bietet seine Vasallen auf und stellt sie zu des Königs Dienst, so oft es dieser verlangt. Kein Theil rechnet dem andern Kriegskosten auf, oder fordert Vergütung, sondern Alles soll aus gemeinschaftlicher Kasse bestritten werden. Auch geht vorliegendes Bündniß allen andern Verträgen vor, die Hessen je mit andern Mächten geschlossen hat. Findet es der König angemessen, hessische Festungen zu erweitern, so gestattet dies der Landgraf nicht nur, sondern hält auch seine Unterthanen an, bei den nöthigen Arbeiten zu helfen. Im Falle

[1]) Londorp IV, 216 b. flg. Chemnitz I, 194 a. flg.

der König seine Völker in das hessische Gebiet führt und dort einlagert, dürfen Fußgänger blos Holz und Licht, die Reiter außerdem Stroh und Futter von den Wirthen verlangen. Der Landgraf errichtet schwedische Werbeplätze in seinem Lande. Ist Hessen außer Gefahr und dringt der König in das habsburgische Gebiet oder in andere Länder ein, so unterstützt der Landgraf die Schweden mit so viel Truppen, als er entbehren kann. Ein solches Hülfskorps muß auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten werden. Jeder Theil liefert dem andern Missethäter und Ausreißer zur Bestrafung ab."

Wenn Gustav Adolf durch diesen Vertrag den Landgrafen beinahe zu seinem Vasallen machte, so räumte er ihm anderer Seits Vergünstigungen ein, kraft deren sich das hessenkasselsche Haus für Alles, was es Schweden zugestand, auf Kosten Anderer in reichem Maaße entschädigen konnte. Die wichtigste Bestimmung in dieser Hinsicht enthielt folgender in den Vertrag aufgenommene Artikel: „sollte der Landgraf mit seinen eigenen Truppen im Gebiete von Mitgliedern der Liga Eroberungen machen, so wird der König dieselben, nicht anders, als wenn er sie selbst gemacht hätte, gut heißen und den Landgrafen mit aller Macht im Besitze des Errungenen schützen." Hiemit wurde der Kampf, der vor 13 Jahren im Namen der Religion begonnen, und in welchen sich Gustav Adolf selbst als Verfechter des Glaubens gemengt hatte, zum Eroberungskrieg gestempelt. Gustav Adolf übernahm dieselbe Rolle, welche 170 Jahre später Napoleon spielte, als er die Stände des einstürzenden deutschen Reiches durch die Lockspeise des Ländererwerbs gegen einander bewaffnete. Auch darin glichen sich beide Fälle, daß es zunächst auf den Raub geistlicher Ländereien abgesehen war. Denn unter den Gebieten katholischer Stände, welche der Landgraf erobern wollte, sind die Bisthümer in Westphalen, am Rhein und am Maine zu verstehen. Gustav Adolf gestand dem Landgrafen diese Aussicht zur Vergrößerung auf Kosten der Katholiken zu. Nicht minder begünstigte er ihn gegenüber von den Protestanten. Ein weiterer Artikel besagte: „der Landgraf soll Vollmacht haben, andere Fürsten, Grafen, Freiherren und Städte in das Bündniß aufzunehmen. Aber nur wer vor Ablauf der nächsten drei Monate beitrete, habe dieselben Bedingungen, wie Hessen, zu genießen. Solche, welche den Ausgang abwarten, und erst nach bestandener Gefahr sich dem Schweden anschließen, dürfen nicht auf gleiche Begünstigungen rechnen, sondern müssen um besondere Verträge bitten." Der Landgraf wurde durch diesen Artikel zur Mittelsperson zwischen den deutschen Protestanten und dem Könige von Schweden, eine Stellung, die Einfluß verhieß. Eben so günstig war für ihn die Zeitbeschränkung. Denn hätten alle später beitretenden Protestanten auf ihre Rechnung Eroberungen machen dürfen, so blieb, bei der vorauszusehenden großen Concurrenz von Liebhabern, für Hessen sicherlich wenig übrig. Endlich ließ der König seinem Verbündeten in Werben eine bedeutende

Summe Geldes ausbezahlen, welche zu neuen Werbungen verwendet werden sollte [1]).

Allerdings setzte sich der Landgraf für den Augenblick keiner kleinen Gefahr aus. Tilly, der von der Reise Wilhelm's und ihrem Zwecke genau unterrichtet war, veröffentlichte sogleich eine Erklärung an die hessischen Unterthanen, worin er sie aufforderte, von ihrem Landesherrn, als einem Empörer gegen Kaiser und Reich, abzufallen. Zugleich erhielt Graf Otto Heinrich Fugger, welcher einige neu errichtete ligistische Regimenter führte, von Tilly Mitte August Befehl, in Hessen einzubrechen, um mit Feuer und Schwerdt die Untreue des Landgrafen zu züchtigen. Auch Fugger suchte die Unterthanen aufzuwiegeln, es gelang ihm jedoch so wenig als dem Obergeneral. Seine Angriffe wurden abgeschlagen durch die Truppen des Landgrafen [2]) und durch einen Verbündeten, den Gustav Adolf ebenfalls im Lager von Werben gewonnen hatte, den Herzog Bernhard von Weimar.

Der Landgraf von Hessen-Kassel hatte mit diesem Fürsten, den wir von früher her kennen, gemeinsames Anschließen an die Sache des Königs verabredet. Gegen Ende Juli erschien Bernhard im Lager bei Werben, und ward von Gustav Adolf mit Auszeichnung empfangen. Der König schmeichelte ihm mit dem Besitze der Bisthümer Bamberg und Würzburg, die er ihm unter dem Titel Herzogthum Franken zu geben verhieß. Er ernannte ihn ferner zum Obersten seines Leibregiments zu Pferd, und bezahlte ihm die nöthigen Summen zu Anwerbung von drei Regimentern, welche der Herzog dem Landgrafen von Hessen-Kassel zuführen sollte. Bernhard ging mit dem Gelde nach Weimar und ließ dort die Werbetrommel rühren, aber kaum hatten seine Rüstungen begonnen, als er die Nachricht vom Einfalle des Grafen Fugger in Hessen erhielt. Sogleich eilte er nach Kassel, traf die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr, und zwang den Feind zum Weichen, ob ihm gleich nur 3000 Mann Fußvolk, vier Fahnen Reiter, sammt vier Kanonen zu Gebote standen. Nachdem er die Kaiserlichen über die Gränzen getrieben, eroberte er Fritzlar, das damals kurmainzisch war, und unterwarf mehrere zu demselben Erzstifte gehörige Städte auf dem Eichsfelde, dann wandte er sich gegen die Abteien Hersfeld und Fulda, bezwang sie, erpreßte 60,000 Gulden Brandschatzung, und führte 300 mit Beute beladene Wägen aus denselben nach den Festungen Ziegenhain und Kassel. Bei Rothenburg schlug er hierauf ein festes Lager, und erwartete die Folgen der Vereinigung des kursächsischen Heeres mit dem schwedischen [3]). Nach der Schlacht von Breitenfeld werden wir wieder auf ihn stoßen.

Nach solchen Erfolgen, und durch solche neue Freunde verstärkt, verließ Gustav Adolf das Lager bei Werben. Mit großer Mühe hatte er sich bisher gegen einen überlegenen Feind gehalten und Boden ge-

[1]) Chemnitz I, 198 a. — [2]) Ders. I, 194 a. u. 198. — [3]) Röse Bernhard I, 153 flg.

wonnen, kümmerlich schlich der Krieg fort. Jetzt aber nahen die Tage des Triumphes und zwar sind dieselben nicht ein Geschenk des blinden Glücks, sondern das Werk der Anordnungen des Königs. Das Lager bei Werben bildet den Wendepunkt des Krieges. Diese Stellung hatte zur Folge, daß sich zwei protestantische Fürsten, Hessen und Weimar, dem Schweden in die Arme warfen, daß Mecklenburg für den Kaiser verloren ging, daß Tilly Kursachsen angreifen mußte, was wiederum nothwendig die Vereinigung des Kurfürsten mit dem Könige nach sich zog. Man nehme die Karte zur Hand. Seit Gustav Adolf Werben siegreich behauptete, seit das Bündniß mit Weimar und Hessen zu Stande kam, war Tilly von der untern Elbe und Mecklenburg abgeschnitten, und konnte keine Vorräthe mehr dorther beziehen, denn Gustav Adolf hatte sich ja mitten zwischen ihn und jene Länder hineingedrängt. Zur Rechten Tilly's gegen Osten lag die Mark Brandenburg, eine Wüste, deren sämmtliche Plätze schwedischen Hauptleuten gehorchten, und aus der das katholische Heer keine Hülfsmittel nehmen konnte. Auf seiner linken Flanke oder gegen Westen loderte der hessische Aufstand empor, und bedrohte die Zufuhr, die ihm aus Franken oder Westphalen geschickt wurde. In seinem Rücken lag endlich der Kurstaat, ein Land, dessen Gebieter sich für neutral erklärt hatte, und gutwillig keinen Scheffel Korn, kein einziges Haupt Schlachtvieh verabfolgen ließ, und doch gab es dort allein noch die für Tilly's Soldaten nöthigen Lebensmittel. Wollte sich Tilly länger in Mitteldeutschland behaupten, so mußte er nothwendig seine Existenz aus Sachsen sichern, also den Kurfürsten zur Verzichtung auf seine bisher behauptete Neutralität zwingen. Abgeschnitten von der unteren Elbe und der Weser durch Gustav Adolf, von Franken, Westphalen und dem Rhein durch die neuen Verbündeten des Königs, die Fürsten von Weimar und Hessen, von Schlesien durch die märkische Wüste und das Heer, das unter Hamilton stand, endlich von Böhmen und den Erbländern durch den Kurfürsten von Sachsen, konnte Tilly nur zwei Auswege wählen: entweder geblieben, und folglich den Krieg auf Kosten des so lange verschonten Sachsens fortgesetzt, oder Mitteldeutschland ohne Schwerdtstreich geräumt, und den Rückzug rechts nach Schlesien oder links nach Franken angetreten.

Diese bedrängte Lage Tilly's war eine Frucht der Maaßregeln des Königs. Mit großer Feinheit hatte Gustav Adolf Knoten um Knoten geschürzt, bis das Netz vollendet da stand. Ohne Sachsens Beistand wollte er nicht schlagen, weil seine Erbmacht nicht ausreichte. Mit guten Worten den Kurfürsten zu gewinnen, war ihm trotz vieler Versuche mißlungen. Gewalt durfte er wegen seiner eigenthümlichen Stellung nicht brauchen, weil er als Freund der Protestanten nach Deutschland kam, und weil schwedische Thätlichkeiten den Kurfürsten in die Arme des Kaisers geführt hätten. Also blieb dem Könige nur der Ausweg übrig, den Feind als Werkzeug seiner Plane zu gebrauchen, und ihn auf Kursachsen

zu werfen, wodurch Johann Georg gezwungen ward, schwedische Hülfe anzurufen, und auf seine bisherigen Plane einer selbstständigen Rolle zu verzichten. Dies ist mit großer Kunst geschehen. Auf drei Seiten, vornen, rechts und links, wurde dem Feind der Weg verrammelt, und nur die Hinterpforte offen gelassen, durch die er ausbrechen mußte. Man begreift nun, warum der König so sehr darauf drang, daß Hamilton mit seinen Engländern sich an der Weser festsetzen und dem lutherischen Bischof von Bremen die Hände bieten sollte. Denn wenn dies geschah, so wurde Tilly auch der Hülfsmittel, die er aus dem Weser-Gebiet ziehen mochte, beraubt, und mußte um so gewisser auf Sachsen losgehen. Die Unfähigkeit Hamilton's vereitelte diesen Plan und zwang den König seine rechte Flanke oder Hessen zu verstärken, was ungefähr dieselbe Wirkung hervorbrachte.

Wäre es nun nach Tilly's oder vielmehr nach des Kurfürsten von Baiern Wunsche gegangen, so glauben wir, daß der Obergeneral lieber Mitteldeutschland, wo er keinen Unterhalt mehr fand, geräumt und sich nach Franken zurückgezogen hätte. Aber der Kaiser schritt ein, und bewirkte, daß dies nicht geschah. Wie? werden wir im nächsten Capitel zeigen.

Achtes Capitel.

Tilly greift Kursachsen an. Vereinigung des Kurfürsten mit dem Könige. Schlacht bei Breitenfeld.

Da es längst Plan des Wiener Hofes war, die bairische Macht durch die schwedische zu zerreiben, so forderte Ferdinand's wohlverstandener Vortheil, daß Tilly gezwungen werde, eine Entscheidung, der er bisher ausgewichen, herbeizuführen. Zu diesem Zweck gab der Kaiser dem Oberfeldherrn Befehl, der Neutralität des Kurfürsten von Sachsen ein Ende zu machen. Tilly's Bericht über die später erfolgte Breitenfelder Schlacht beginnt [1]) mit den Worten: „dieweil Euere kaiserliche Majestät mir allergnädigst befohlen haben, Kursachsen zur Niederlegung der Waffen und zur Verzichtung auf die Leipziger Schlüsse zu bestimmen." Diese Ausdrücke lassen keine andere als obige Deutung zu. Khevenhiller sagt [2]) zwar: „Ferdinand II. habe sich über Tilly's Einfall in Sachsen nicht wenig bekümmert, weil er den Kurfürsten gar liebte" u. s. w. Ferner: „Ihro kaiserliche Majestät sey durch allerlei geheime Ränke wider Willen und Meinung zu diesem Bruche verleitet worden." Aber die erstere Angabe bleibt darum unerschüttert. Entweder wußte der österreichische Geschichtschreiber in diesem Punkte die Wahrheit nicht recht, vielleicht hielt er es auch für Pflicht, einen kaiserlichen Befehl, den er gelobt

[1]) Wallenstein's Briefe von Förster II, 111. — [2]) Khevenhiller XI, 1866.

haben würde, hätte derselbe glückliche Folgen gehabt, wegen später eingetretener verhängnißvoller Ergebnisse mit gemüthlichen Redensarten zu umhüllen; oder ist anzunehmen, daß den Kaiser wirklich eine Hofparthei, welcher er gewissermaßen widerstrebend folgte, vorwärts trieb, und zur Unterzeichnung des Marschebefehls an Tilly vermochte. Diese Parthei kann kaum eine andere als die Friedländische gewesen seyn.

Gewiß dagegen ist, daß der Kurfürst von Baiern anderer Meinung war, und daß somit Tilly in einen schweren Widerstreit der Pflichten gegen seine beiden Gebieter gerieth. Unter dem $\frac{1}{1}\frac{8}{8}$. August 1631 schrieb [1]) Kurfürst Maximilian einen Brief an Tilly folgenden Inhalts: „Es wäre mir lieb, wenn Euch der Rathschlag des Kurfürsten von Mainz (der ebenfalls verneinend lautete) früher zu Gesicht gekommen seyn würde. Da aber dies nicht geschehen, so hättet Ihr doch leicht aus unsern vorigen Verhaltungsbefehlen die starken Beweggründe ersehen mögen, warum gegen den Kurfürsten von Sachsen, so lange er nicht selbst den Anfang zu Feindseligkeiten macht, oder durch Vereinigung mit dem Schweden den Frieden zuerst bricht, Nichts Gewaltsames unternommen werden darf. Denn diese Sache ist, wie es auch der Kurfürst von Mainz mit Mehrerem erwiesen, von der Art, daß Wir, wenn förmlicher Krieg daraus entsteht, nicht blos einen einzigen Feind weiter haben, sondern alle übrigen Protestanten, die sich bisher noch ruhig verhielten, auf den Hals bekommen werden. Ich hätte daher gewünscht, daß die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten Johann Georg nicht abgebrochen, sondern daß gelindere Wege in Betreff seiner eingeschlagen worden wären u. s. w.“

Wie kam es nun, daß Tilly, der seit der Landung Gustav Adolf's den Vortheil Oesterreichs meist dem bairischen hintangesetzt, diesmal ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Kurfürsten dem Kaiser gehorchte? Die Schmach, ohne eine Schlacht seinem Gegner halb Deutschland preiszugeben, die Furcht vor den Vorwürfen der jüngeren Heerführer, die unter ihm dienten, mag viel dazu beigetragen haben. Der Hauptgrund aber ist wo anders zu suchen. Unter dem 4. September (n. St.) wird von München aus an Tilly geschrieben [2]): „daß der Kaiser zum Krieg gegen die Krone Frankreich entschlossen scheine und deßhalb ein Heer nach dem Elsaß schicken wolle.“ Dieses Heer war dasjenige, welches, nach Beendigung des mantuanischen Kriegs, unter Egon v. Fürstenberg und Aldringen aus Italien herüberkam. Tilly erhält neben der eben mitgetheilten Nachricht den Auftrag, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, wie unpassend es seyn würde, unter den jetzigen Verhältnissen Händel mit Frankreich zu suchen. Kein vernünftiger Mensch wird nun glauben, daß der Wiener Hof nicht die Ungereimtheit einer solchen Maaßregel selbst einsah. Folglich kann dieselbe nur ein Vorwand gewesen

[1]) Adlzreitter annal. boici Pars III, lib. XVI, cap. 63. — [2]) Westenrieder VIII, 181.

seyn. Auch war das Räthsel bereits gelöst, als das Schreiben im Feldlager eintraf. Tilly verweilte nämlich bis zum $\frac{1}{8}\frac{8}{}$. August in Wolmirstädt, brach an diesem Tage mit gesammter Heeresmacht nach Eisleben auf [1]), wo Graf Egon von Fürstenberg mit dem größten Theil des wallensteinischen Heeres, das um Mantua gefochten, etwa 17,000 Streiter stark — es waren 32 Kornet Reiter und 45 Fahnen zu Fuß — zu ihm stieß [2]). Auch General Aldringen, der ebenfalls aus Italien zurückkam, war mit 8000 Mann im Anmarsche, um sich mit Tilly zu vereinigen [3]). Zu gleicher Zeit hatte Tiefenbach mit dem schlesischen Heere seinen bisherigen Standpunkt an der Oder verlassen und näherte sich durch die Lausitz dem Kurstaate [4]). Dies war lauter kaiserliches Volk, das mit Tilly vereinigt, den Stand seines Heeres auf 60,000 Mann gebracht hätte. Schon nach der Ankunft Fürstenberg's zählte Tilly 40,000 Streiter.

Man sieht, daß es dem Kaiser mit der Behauptung, sein Volk nach dem Elsaß wider Frankreich zu schicken, nicht Ernst war. Vielmehr verhielt sich die Sache so: unter dem Beding eines ungesäumten Angriffs auf die Schweden hatte Ferdinand dem bairischen Oberfeldherrn den Befehl über diese bedeutende Verstärkungen angeboten. Im entgegengesetzten Falle aber, d. h. wenn Tilly, den Befehlen des Kurfürsten von Baiern folgend, nach Franken zurückzog, wäre Fürstenberg unter dem Vorwande eines französischen Kriegs nach dem Elsaße aufgebrochen und hätte wahrscheinlich auch Pappenheim das bairische Lager verlassen. Bei einem solchen „Entweder, Oder" konnte Tilly unmöglich schwanken. Also wurde der Angriff beschlossen. Nun forderte die gesunde Vernunft, keine Zeit mehr mit unnützen Unterhandlungen zu verderben, sondern frisch zur That zu schreiten; d. h., Tilly mußte sogleich eine Stellung zwischen dem kursächsischen Heere und den Schweden nehmen, oder vielmehr über ersteres herfallen und es entweder zu gutwilligem Beitritt auffordern, oder vernichten. Dies war es auch, was Pappenheim [5]) forderte, und leicht konnte der Plan ausgeführt werden. Die Sachsen standen bis zum $\frac{2}{3}\frac{1}{1}$. August, etwa 18,000 Mann stark, bei Leipzig, waren also in der Nähe des Tilly'schen Heeres und weit von Gustav Adolf entfernt [6]). Mit geringer Mühe würde das unter den Waffen ergraute katholische Volk diese Neulinge, die nicht einmal unter schwedischem Schutze bei Breitenfeld Stand hielten, zerschmettert haben. Dennoch that dies Tilly nicht, er verschmähte Pappenheim's Rath.

Der Verfasser dieses Buches ist keineswegs so eitel, dem alten Feldherrn eine gute Lehre geben zu wollen, oder zu glauben, daß Tilly

---

[1]) Khevenhiller XI, 1698. — [2]) Ders. a. a. O. schätzt Fürstenberg's Abtheilung auf 25,000 Mann, was uns zu hoch erscheint. Chemnitz I, 200, b. gibt die im Texte angeführte Zahl der Fahnen und Cornet. — [3]) Wallenstein's Briefe II, 99. — [4]) Soldat suedois S. 92. — [5]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 366. — [6]) Chemnitz I, 201 a.

kein tüchtiger Heerführer war, weil er eine Maaßregel nicht ergriff, die jeder Unbefangene als die richtige ansehen wird; vielmehr sind wir der Meinung, daß Tilly aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Baiern nicht anders handeln konnte. Dem Kaiser hatte er nachgegeben, insofern der Angriff beschlossen ward, den Kurfürsten mußte er, als Empfänger so entscheidend mißbilligender Befehle, wie der oben angeführte, dadurch zufrieden stellen, daß er es nicht gleich zum Aeußersten kommen ließ, sonst hätte er Maximilian's Gunst für immer verscherzt. Freilich war es im vollen Umfange des Worts eine halbe Maaßregel, aber handelt anders, wenn euch das Schicksal verdammt hat, zweien Herren zu dienen!

Am $\frac{1}{2}\frac{4}{4}$. August schickte Tilly aus dem Lager von Wollmirstädt den Mainzer Domherrn Johann Reinhard von Metternich, der für Erzherzog Leopold das Stift Halberstadt verwaltete, sammt dem Feldzeugmeister Otto Friedrich von Schönburg an den Kurfürsten als Gesandte ab. Der kurze Inhalt ihres in einem langen Wortschwall versteckten Auftrags war: Johann Georg möchte dem Kaiser sein Land öffnen, sein Heer mit dem kaiserlichen vereinigen und Lebensmittel liefern, oder gewärtig seyn, daß er als Feind behandelt werde. Der Kurfürst, der sich damals in Merseburg befand, nahm die Gesandten mit großer Artigkeit auf und bewirthete sie köstlich. Als der Nachtisch aufgetragen war, sagte er zu ihnen [1]: „Ich sehe nun wohl, daß man das sächsische, so lange aufgesparte, Konfect endlich auch zu verzehren gesonnen ist. Aber hütet Euch, meine Herren, daß Ihr die Zähne nicht verderbet, denn es werden dabei allerlei Nüsse und Schaueßen aufgetragen, welche schwer zu beißen sind.“ Man sieht, daß Johann Georg auch witzig seyn konnte. Am folgenden Tage entließ er die Bevollmächtigten mit dem Bescheide: er könne das Verlangte nicht gewähren, und ersuche Tilly, sein Land und seine ohnedies zu Grunde gerichteten Unterthanen mit Einquartierungen zu verschonen. Während dessen war der Oberfeldherr von Wollmirstädt nach Eisleben aufgebrochen und hatte dort die Vereinigung mit Fürstenberg bewerkstelligt. Nach Empfang der kurfürstlichen Antwort zog er den 4. September (n. St.) gen Halle, und forderte von hier aus den Kurfürsten noch einmal auf, sich in Güte zu ergeben, zugleich verlangte er vom sächsischen Stiftshauptmann in Merseburg tägliche Ablieferung einer großen Masse von Mundvorräthen. Als dieser zögerte und sich darauf berief, daß er erst die Meinung seines Gebieters des Kurfürsten einholen müsse, erhielt Pappenheim Befehl, mit 6000 Mann und 8 Stücken Merseburg anzugreifen.

Pappenheim brannte die Vorstädte nieder und forderte dann den Kommandanten zu schneller Uebergabe auf, der auch sogleich kapitulirte, mit seinen 400 Sachsen auszog und die Stadt den Kaiserlichen überließ. Von Merseburg aus durchstreifte Pappenheim's Volk die umlie-

[1]) Khevenhiller XI, 1693.

genden sächsischen Landschaften, brandschatzte, sengte und brennte. Die Dörfer gingen in Rauch auf, vornehme kurfürstliche Beamte wurden halb todt geprügelt, geschnürt und mit Daumenschrauben gepeinigt, um Geld von ihnen zu erpressen [1]. Den 8. Septbr. (n. St.) begehrte Tilly auch von der Stadt Leipzig Lebensmittel und drohte, bei der geringsten Weigerung in eigener Person zu kommen. Als der Stadtrath zur Antwort gab, daß ohne Bewilligung des Kurfürsten nichts geliefert werden könne, ließ Tilly Leipzig durch die Reiterei berennen, Wachposten vor die Thore stellen und auf drei Meilen rings um Alles ausplündern. Zugleich verlangte er jetzt auch Einlagerung in die Stadt und schnellen Entschluß. Neue Entschuldigungen des Magistrats! Nun brach Tilly den $\frac{2}{12}$. September mit gesammter Heeresmacht von Halle auf, übernachtete vom $\frac{2}{12}$. auf den $\frac{3}{13}$. September in Schkeuditz und erschien am $\frac{3}{13}$. frühe vor Leipzig. Mit den Gesandten der Stadt, welche auf sein Verlangen herauskamen, sprach er freundlich und bewilligte ihnen Bedenkzeit. Doch wurden indessen die nöthigen Anstalten zum Sturme getroffen. Der sächsische Kommandant machte Miene zu entschlossenem Widerstande, erhob ein heftiges Feuer von den Wällen, — ein Offizier ward an Tilly's Seite von einer Kanonenkugel zerschmettert — und brannte am $\frac{4}{14}$. Morgens die schönen Vorstädte nieder. Tilly versuchte es dem Brande Einhalt zu thun, aber das Feuer hatte, vom Winde angefacht, schon zu sehr um sich gegriffen, und die löschenden Soldaten wurden durch die aus der Stadt geschickten Kugeln vertrieben. Den $\frac{4}{14}$. Nachmittags erwiederten auch die Kaiserlichen das Feuer aus etlichen Batterien, während der Nacht wurden Granaten und glühende Kugeln hineingeworfen. Tilly vermaß sich mit schweren Flüchen, es solle Leipzig bei längerem Widerstande ergehen wie Magdeburg, und man werde des Kindes im Mutterleibe nicht verschonen. Jetzt kroch der sächsische Befehlshaber Hans von der Pfordten zu Kreuz und kapitulirte den $\frac{5}{15}$. Mittags. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen Ehren, der Stadt wurden ihre Freiheiten und Rechte gewährleistet. Die Behandlung war außerordentlich mild und überraschte die Bürger um so mehr, weil sie das Aergste erwartet hatten. Tilly begnügte sich, am $\frac{6}{16}$. September 1000 Mann unter dem Oberst Wangler in die Stadt zu legen. Das Schloß von Leipzig, die Pleißenburg genannt, hielt sich bis zum $\frac{7}{17}$., an welchem Tage der Kommandant, Johann Voppel, ohne Noth, oder wie Chemniz sagt [2], „lüderlicher Weise" mitten unter dem Getümmel der Breitenfelder Schlacht seinen Posten übergab.

Wir müssen uns jetzt nach dem Könige von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen umsehen. Nach Empfang der ersten Gesandtschaft Tilly's hatte Johann Georg eingesehen, daß sein Heer, das um Leipzig lagerte, nicht die beste Stellung habe und leicht von den Kai-

[1]) Chemniz I, 201. — [2]) Das. 202, b.

ferlichen überfallen werden könne. Deßhalb gab er dem Fußvolk Befehl, am 22. August (a. St.) über Eilenburg nach Torgau aufzubrechen. Die Reiterei folgte mit 10 Stücken; auf der Elbe wurde von Dresden her viel Geschütz in das befestigte Lager nachgeschickt, welches das kursächsische Heer bei Torgau bezog[1]). Zu gleicher Zeit, während Johann Georg diese vorsichtigen Anstalten traf, sandte er seinen Feldmarschall Arnim an Gustav Adolf mit dem Auftrage, um jeden Preis schwedische Hilfe zu erflehen. Der König stand seit 10 Tagen nicht mehr im alten Lager. Zum Voraus überzeugt vom Erfolge der getroffenen Maaßregeln, hatte er in Werben eine hinreichende Macht zur Deckung des Lagers zurückgelassen und war nach Alt-Brandenburg aufgebrochen, um von hier aus schnell bei der Hand zu seyn, wenn etwa Tilly die Sachsen überfallen sollte. In Alt-Brandenburg empfing der König den sächsischen Feldmarschall. Der erste Empfang war ausnehmend kühl. Auf Arnim's Anträge antwortete Gustav Adolf: „Ich bedaure das Schicksal des Kurfürsten, allein er ist selbst an Allem Schuld; hätte er mir früher vertraut, so würde er sich nicht in der gegenwärtigen Verlegenheit befinden, und auch Magdeburg wäre nicht gefallen. Jetzt sucht man mich, weil man meiner benöthigt ist, allein ich bin nicht gesonnen, mich und die übrigen protestantischen Stände um des Kurfürsten von Sachsen willen ins Unglück zu stürzen. Ich kann unmöglich einem Fürsten vertrauen, dessen Räthe an den Wiener Hof verkauft sind, und der mich wieder verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt, oder sobald sich das kaiserliche Heer zurückzieht.“ In dieser Art abgewiesen, mußte der Feldmarschall die saure Reise zwischen Torgau und Brandenburg dreimal hin und her machen[2]). Bei der zweiten Ankunft ließ Arnim die schmeichelndsten Worten vernehmen: „weder er noch sein Gebieter mißbillige im Geringsten die Maaßregeln, welche der König zu seiner Sicherheit ergreife, dieselben zeugten nur von der hohen Klugheit Seiner Majestät.“ Zugleich bat er, Gustav Adolf möchte sich doch über die Bedingungen näher erklären, denn der Kurfürst sey bereit, Ihrer schwedischen Majestät alle nur denkbare Bürgschaften zu leisten. „Ich verlange,“ erwiederte nun Gustav Adolf, „daß mir der Kurfürst seine Festung Wittenberg einräumt, seinen Kurprinzen als Geißel stellt, daß er meinem Heere einen dreimonatlichen Sold bezahlt, daß er mir die Verräther, die in seinem geheimen Rathe sitzen, ausliefert, oder sie selbst bestraft. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, dem Kurfürsten Beistand zu leisten; willigt er nicht ein, so mag er selbst zusehen, wie er sich herausreißt.“ Der sächsische Feldmarschall wird ein schönes Gesicht gemacht haben, als er den dritten Punkt hörte, denn damit war Niemand anders, als er selbst, Hans Görge von Arnim, obwohl verblümter Weise, gemeint.

---

[1]) Chemnitz I, 201, a. — [2]) Das. S. 202, b.

Arnim bat den König um Erlaubniß, diese Forderungen seinem Gebieter vortragen zu dürfen, weil er keine Vollmacht zum Abschluß eines so wichtigen Vertrags habe. Kurfürst Johann Georg, dem das Wasser bis an die Kehle ging, und der im jetzigen Augenblicke Alles unterschrieben hätte, um nur seiner Furcht vor Tilly loszuwerden, erwartete den Feldmarschall mit größter Ungeduld, er hoffte zu hören, daß der König schon im Anmarsche sey; als er die Bedingungen vernahm, soll er ausgerufen haben: „nicht nur Wittenberg, sondern Torgau, sondern ganz Sachsen soll dem Schwedenkönige offen stehen, ich will meine ganze Familie als Geißel stellen, ja mich selbst, wenn Ersteres noch nicht genügt. Der König mag die Verräther nur nennen, ich will sie ausliefern, ich will den verlangten Sold bezahlen, und Gut und Blut der guten Sache opfern.“ Den 26. August (a. St.) kam Arnim mit dieser Antwort zurück. Gustav Adolf zog gelindere Saiten auf, da er den Kurfürsten für seine versuchte Leipziger Bundeshauptmannschaft blos ein wenig züchtigen, aber keineswegs demselben Bedingungen aufzwingen wollte, die ihm nach Beseitigung der ärgsten Noth als unerträgliche Last hätten erscheinen müssen. Er äußerte daher gegen Arnim, nur deßhalb Anfangs abstoßend gewesen zu seyn, weil man ein so großes Mißtrauen in ihn gesetzt habe, als er Magdeburg zu Hilfe eilen wollte. Jetzt, nachdem man ihm Vertrauen bewiesen, lasse er die übrigen Bedingungen fallen, und sey zufrieden mit einem monatlichen Sold für sein Heer. Zugleich sprach er die Hoffnung aus, den Kurfürsten für diese Ausgabe in Bälde entschädigen zu können [1].

Sogleich wurde das Bündniß [2] zwischen beiden Mächten abgeschlossen. Kraft desselben verpflichtete sich der König, dem Kurfürsten mit allem Nachdruck beizustehen, die Kaiserlichen aus seinem Lande zu vertreiben, seinen kurfürstlichen Rechten und Freiheiten auf keine Weise Eintrag zu thun, sondern im Gegentheil Alles für die Rettung seiner Lande zu versuchen. Dagegen versprach der Kurfürst, sein Heer mit dem schwedischen zu vereinigen, mit dem Könige für Einen Mann zu stehen, in Allem, was gemeinschaftlich beschlossen sey, sich des Königs Leitung zu unterwerfen und demselben den Oberbefehl in Kriegssachen zu gönnen, seine Soldaten, so lange die Gefahr daure, nicht von des Königs Heere wegzuziehen, noch ohne desselben Vorwissen und Billigung Frieden zu schließen, dem Könige nicht nur den Durchzug durch seine Elbefestungen zu gestatten, sondern ihn auch sammt den Seinigen in dieselben aufzunehmen, endlich dem königlichen Heere, so lange dasselbe auf kursächsischem Boden wider den gemeinschaftlichen Feind streiten würde, die nöthigen Lebensmittel zu verabreichen. Chemniz, dem wir folgen, sagt nichts von geheimen Artikeln, dagegen berichtet Spanhemius [3]: der Heirathsplan zwischen dem Sohne des Kurfürsten von Brandenburg (der

[1]) Soldat suedois S. 94 flg. — Puffendorf de rebus suecicis lib. III. §. 27. Mauvillon S. 364. — [2]) Londorp acta publica. IV, 206. — [3]) Soldat suedois S. 96,

bei Johann Georg in Torgau war) und der Tochter des Königs sey bei der ersten Zusammenkunft der drei Fürsten wieder zur Sprache gebracht worden. Ist dies wahr, so muß Gustav Adolf auch dem Kurfürsten von Sachsen bedeutende Versprechungen gemacht haben. Denn wenn der Kurbrandenburger, der nur so nebenbei lief, so hoch bedacht wurde, ist anzunehmen, daß Johann Georg, welcher ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale warf, noch viel besser zukam. Hat ihm Gustav Adolf vielleicht Böhmen verheißen!

Nachdem der König auf diese Weise den Kurfürsten in seinen Kreis gezogen, führte er nahehin die eine Hälfte Deutschlands gegen die andere in den Kampf. Man muß nämlich wissen, daß der damalige Kurstaat sich über 600 Quadratmeilen meist guten Landes erstreckte, und anderhalb Millionen Einwohner zählte. Das jetzige Königreich ist nur noch ein Schatten von Dem, was das alte Kursachsen im Jahr 1631 war. Den $\frac{1}{11}$. September hielt Gustav Adolf Heerschau. Nach den eingegebenen Musterrollen bestand sein Volk aus 13,000 Fußknechten und 8850 Pferden [1]). Der Marsch ging auf Wittenberg, wo Gustav Adolf mit den beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zusammentraf [2]). Den $\frac{3}{13}$. zogen die Schweden über die dortige Elbebrücke, den $\frac{4}{14}$. erreichten sie Düben an der Mulde. Johann Georg hatte die Schwachheit gehabt, noch am $\frac{3}{13}$. September einen Brief [3]) an Tilly zu schreiben, worin er sich zuerst auf seinen Gehorsam und seine Treue gegen den Kaiser berief, Gesinnungen, die er nicht etwa blos in Worten erheuchelt, sondern durch weltkundige Thaten erwiesen habe. „Für solche Anhänglichkeit hätte er einen ganz andern Dank erwartet, als was jetzt über ihn verhängt worden sey. Es bleibe ihm blos übrig, das erlittene Unrecht Gott dem Allmächtigen anheim zu stellen. Zwar habe man ihm längst vorausgesagt, daß er solchen Lohn für seine Treue empfangen werde, aber er hätte nie daran glauben können, bis er es durch die That erfahren. Immer sey es sein Bestreben gewesen, aufs Pünktlichste seine Pflichten gegen das Oberhaupt des Reiches zu erfüllen, und auch noch jetzt versehe er sich „„zu seinem lieben Kaiser,““ daß man nicht weiter, als was Recht sey, von ihm verlangen wolle. Allein da Tilly mit Rauben, Plündern und andern Grausamkeiten in den Kurlanden rücksichtslos fortfahre, so sehe er sich gezwungen, Mittel zu ergreifen, durch welche er die Vergewaltigung abzuwenden hoffen dürfe u. s. w.“

Der Zweck des Schreibens war, wie man sieht, sich für zwei Fälle zu sichern. Wurde die Schlacht, welche bevorstand, gewonnen, so war es gut, und der Brief keine allzutheure Verschwendung; ging sie verloren, so hoffte er durch das papierne Mittel den Zorn des Kaisers zu entwaffnen. Wir wissen nicht, sollen wir diese Art zu rechnen einfältig oder schlau nennen, sie war wohl Beides zugleich, dumm in der That,

[1]) Chemnitz I, 203 a. — [2]) Soldat suedois S. 96. — [3]) Londorp acta publica IV, 206 b unten flg.

schlau dem Willen nach. Nachdem der Kurfürst durch das beschriebene Mittelchen für die Wechselfälle der Zukunft gesorgt zu haben wähnte, ließ er sein Heer von Torgau aus zu dem schwedischen bei Düben stoßen. Im vereinigten Lager fand ein großer Kriegsrath statt, an welchem der König, die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sammt den angesehensten Offizieren beider Heere, Theil nahmen. Gewiß ist, daß Gustav Adolf sich Anfangs für Verzögerung aussprach, aber ob aus wahren oder Scheingründen? darüber wird gestritten. Einige, namentlich Puffendorf [1]) behaupten: der König habe durch seine vorsichtigen Reden den Kurfürsten von Sachsen nur noch hitziger machen, und auf den Fall eines Unglücks die Verantwortlichkeit der verlornen Schlacht von sich abwälzen wollen. Dies wäre möglich, aber man darf nicht vergessen, daß Geschichtschreiber von der schwedischen Parthei nach den glücklichen Erfolgen, welche die Breitenfelder Schlacht herbeiführte, den vorhergehenden Bedenklichkeiten des Königs absichtlich eine günstige Wendung gegeben haben mögen, weil sie es in ihrer aufgeregten Einbildung unrühmlich fanden, daß ein so glorreicher Sieger vor der Schlacht gezögert haben sollte. Chemniz [2]) und gewisser Maaßen Gustav Adolf selbst in einem Briefe an Oxenstierna [2]) sprechen sich anders aus. Ersterer berichtet: „der König sey der Meinung gewesen, man solle nicht gerade auf Leipzig losgehen, sondern eine Bewegung auf die rechte Flanke machen, Halle und die Moritzburg nehmen, Merseburg von dort aus zu erobern suchen und den Feind auf diese Weise umzingeln, damit er zuletzt aus Mangel an Zufuhr seine jetzige günstige Stellung verlassen und selbst die Schlacht anbieten müsse. Denn," fährt Chemniz weiter fort, „der König hätte gar nicht daran gedacht, daß Tilly so vermessen seyn und sich ohne Noth aus seinem Vortheil ins freie Feld wagen sollte. Würde derselbe mit seinem mächtigen Heere die unangreifbare Stellung hinter Leipzig behaupten, so könne man ihm nichts anhaben, vielmehr sey er im Stande, seinen Gegner abzumatten und zuletzt zum Rückzuge zu nöthigen, der, als im Angesichte eines zahlreichen Feindes angetreten, nur mit großer Gefahr bewerkstelligt werden könne.“ Sachverständige mögen darüber urtheilen, ob es dem Könige ernst war mit diesen Gründen.

So viel ist gewiß, daß Gustav Adolf den feindlichen Feldherrn richtig beurtheilte. Gerade denselben Plan, der ihm vom Könige hier unterlegt wird, wollte Tilly befolgen, er ward aber durch widerstrebende Elemente in seinem Heere daran gehindert. Chemniz und Andere lassen den König, nachdem er obige Gründe entwickelt, folgende Rede im Kriegsrathe halten: „wenn Wir jetzt eine Schlacht liefern, so setzen Wir, des allgemeinen Wohles zu geschweigen, eine Krone und zwei Kurhüte auf das Spiel. Ueberall im menschlichen Leben, besonders aber im Kriege und in Haupttreffen, ist das Glück wandelbar; leicht möchte der Allmäch-

[1]) De rebus suecicis III, 28. — [2]) Chemniz I, 204 a. Lettres de Gustave Adolphe S. 198.

tige nach seinem unerforschlichen Rathe und um unserer Sünde willen einen Unfall über uns verhängen, daß wir den Kürzeren zögen. Zwar würde dann meine Krone durch den Untergang des Heeres und meiner Person einen großen Verlust erleiden; aber immer noch hat sie eine Schanze zum Besten, denn sie ist weit entlegen, jenseits des Meeres, von einer starken Flotte vertheidigt, in ihren Gränzen verwahrt, und im Innern steht noch ein zweites Heer zum Kampfe bereit. Dagegen um Euch, denen der Feind auf dem Halse und im Lande liegt, wird es, wenn die Schlacht übel ausläuft, ganz und gar geschehen seyn, und Eure Kurhüte dürften gewaltig wackeln oder gar springen." Man sieht, diese Rede war hauptsächlich auf den Kurfürsten von Sachsen berechnet. Aber Johann Georg ließ sich nicht einschüchtern; mit großer Hitze verlangte er schnelle Entscheidung, denn unmöglich sey es, daß Sachsen auch nur 14 Tage zwei so zahlreiche Heere unterhalte, der völlige Ruin seiner Lande stehe in Frage, deßhalb werde er ganz allein auf Tilly losgehen, dafern der König keine Schlacht wage. Gustav Adolf gab nach, der Kriegsrath ging auseinander, worauf der Kurfürst von Brandenburg, wahrscheinlich weil er das Pulver nicht liebte, sich verabschiedete und nach Berlin zurückreiste [1]).

Die am vorigen Tage erfolgte Vereinigung beider Heere bot einen merkwürdigen Abstand dar. Die Sachsen zeigten sich wohlgenährt, gut gekleidet und bewaffnet, die Offiziere in glänzender Rüstung mit wallenden Federbüschen auf dem Haupte; bei den Schweden dagegen sah man jene von Kriegsarbeit durchfurchten, sonnegebräunten Gesichter und zerlumpte Röcke, die damals über und über mit Staub bedeckt waren, weil sie die Nacht zuvor auf einem frischgepflügten Ackerfeld zugebracht hatten [2]). Den $\frac{6}{16}$. September 1631 brach das vereinigte Heer von Düben auf und zog den ganzen Tag in Schlachtordnung, die Schweden rechts, die Sachsen links, auf die Leipziger Ebene zu. Der König übernachtete in Klein-Wolcka, 3 Stunden von Leipzig. Nach Chemnizens Bericht [3]) berief Gustav Adolf Abends die Befehlshaber zu sich, und sprach mit ihnen über allerlei Dinge, welche für den kommenden Tag nöthig schienen; dann, fährt Chemniz fort, habe der König an die Versammelten, obgleich Allen die Freudigkeit aus den Augen blitzte, eine ermuthigende Anrede gehalten, worin er sie an ihre früheren Thaten erinnerte, und darauf hinwies, daß ihr lang gehegter Wunsch, mit dem Feinde in offener Feldschlacht zusammenzutreffen, jetzt erfüllt sey. „Ich will die Gegner, auf welche wir losgehen, nicht gering schätzen oder verachten, noch die Sache leichter vorstellen, als sie an sich selbst ist, denn ich thäte Euch Unrecht, wenn ich die Meinung hegte, als würdet Ihr Euch durch die bevorstehenden Gefahren abschrecken lassen. Weit besser kenne ich Euch, und habe genugsam erfahren, daß kein Gefecht so scharf gewesen, Ihr

[1]) Chemniz I, 205 a. — [2]) Aussage des Schotten Monro bei Geijer III, 191 Note 1. Harte I, 615. — [3]) Chemniz I, 205 flg.

hättet es gescheut, keine Gefahr so groß, die Ihr nicht unter meiner Leitung überwunden. Offen sey es also gesagt, wir haben einen mächtigen und starken Feind vor uns, einen wohlgeübten, ja einen siegreichen Feind, der bisher während seiner langen Kriege nichts als Triumphe erfochten hat. Aber je berühmter dieser Feind ist, desto größeren Ruhm werden wir durch seine Ueberwindung erlangen. Alle Ehre, Preis und Glorie, welche er seit so vielen Jahren erworben, kann durch Gottes Hilfe innerhalb 24 Stunden unser eigen seyn. An Zahl sind wir unserem Gegner gewißlich gleich, wo nicht um Etwas überlegen, und zwar setze ich in Euch nicht das geringste Mißtrauen, daß Jeder, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, seine Pflicht als braver Soldat erfüllen werde; auch von den Sachsen hoffe ich, sie werden, obwohl nicht so versuchte Lanzknechte, wie Ihr, bei diesem Strauße, an welchem ihres Vaterlandes Wohlfahrt hängt, das ihrige thun. Vor allen Dingen ist auf unserer Seite die gute Sache. Wir streiten nicht für Menschen und zeitliche Güter, sondern für Gottes Ehre und Lehre, für die wahre, alleinseligmachende Religion, welche die Katholiken bisher so hart bedrängt haben, und nun gar vollends ausrotten und vertilgen wollen. Darum dürfen wir nicht zweifeln, der Allmächtige, der uns trotz alles feindlichen Widerstandes über so viele Pässe und Ströme wunderbarer Weise bis hieher geführet, werde mit seiner Hülfe uns auch jetzt kräftig beistehen, unsere Arme stärken und den Sieg über der Feinde Hochmuth uns in Gnaden verleihen."

Nach diesen dogmatischen Gründen läßt Chemniz den König auf folgende soldatische Beweise übergehen: „Ihr und Eure untergebenen Lanzknechte habt schon oftmals scherzweise gesagt: selig würdet Ihr wohl unter meiner Anführung, aber nicht reich. Ich gestehe gern, diese Behauptung hatte bisher ihre Richtigkeit; in den verödeten, ausgeraubten und noch dazu befreundeten Landen, die wir seitdem durchzogen, konnten wir nicht besonders an Bereicherung denken. Aber hinfüro habt Ihr, wenn Ihr Euch wie sonst schlagt, nicht blos ewige, sondern auch zeitliche Güter zu erwarten, sintemalen Euch nicht nur ein Lager voll der kostbarsten Schätze als Beute winkt, sondern auch mit einem einzigen glücklichen Streich die ganze „Pfaffengasse" offen steht, in welcher ich Eure Mühe, Arbeit und Ungemach reichlich vergelten will." Weiter erzählt Chemniz, Gustav Adolf sey im Lager herumgeritten und habe gar freundlich den Soldaten zugesprochen und ihnen gute Lehren gegeben; namentlich habe er seinen Reitern, welche meist kleine, schwache Pferde ritten, die Weisung ertheilt: sie sollten, wenn sie mit den kaiserlichen Reitern, welche auf großen Hengsten säßen, zusammenträfen, und dem Mann wegen seiner eisernen Rüstung nicht gleich unter die Rippen kommen könnten, nur nach den Pferden stechen, den Degen recht tief hineinstoßen und dann die Wunde weit „aufzerren," dann werde Mann und Roß bald über den Haufen stürzen.

Jetzt zu Tilly. Der ergraute Feldherr war noch am $\frac{6}{16}$. Septem-

der entschlossen, nicht zu schlagen, sondern die Ankunft Aldringen's abzuwarten, der schon in Erfurt stand. Er gab daher Befehl, 3 Batterien aufzuwerfen, und sein Lager bei Eutriz, einem Dorfe hart vor Leipzig, mit Schanzen zu umgeben. Am $\frac{7}{17}$. in der Frühe waren die Arbeiten schon weit vorgerückt. Sachverständige behaupten, daß er gar nicht hätte angegriffen werden können, sobald er bei Leipzig eine feste Stellung nahm und sich auf diese Stadt, ungefähr wie Gustav Adolf im folgenden Jahre auf Nürnberg, stützte. Dies war ganz gewiß Tilly's Plan. Aber derselbe ward vereitelt durch widerstrebende Elemente, welche der bairische Feldherr nicht bemeistern konnte. Tilly handelte mit seinem bisherigen Zögern als ein treuer Diener des Kurfürsten von Baiern, dessen Vortheile er selbst seinen Ruhm zum Opfer brachte. Anders jedoch erschien die Sache vor der Welt, welche die geheimen Triebfedern des Generals nicht kannte. Seine Vorsicht galt als Altersschwäche, sein Zögern für Furchtsamkeit. Die jüngeren Befehlshaber, sonst gewohnt, zu beutereichen Siegen geführt zu werden, murrten über die kläglichen Erfolge eines ruhmlosen Feldzugs; die Natur forderte ihr Recht, an dem hitzigen Blute jüngerer Offiziere scheiterte die Bedachtsamkeit des Greisen.

Pappenheim war es, der die Unzufriedenheit der Andern anschürte und in einen Brennpunkt sammelte. Die Erinnerung an das vor Magdeburg erlittene Unrecht, die Absicht, dem Kaiser zu dienen, welcher schnelle Entscheidung verlangte, wirkten zusammen. Pappenheim rechnete so: siegen wir, so ist es gut, werden wir geschlagen, so geht der Oberbefehl in tüchtigere Hände, in die Wallenstein's über. Khevenhiller [1] erzählt: da Pappenheim Tilly's Handlungen vielfach bei dem Kurfürsten von Baiern verkleinert habe, sey Tilly endlich zur Schlacht hingerissen worden, aus Furcht, längeres Zögern möchte von Ersterem am Münchner Hof als unverzeihliche Nachläßigkeit dargestellt werden. Also ward der alte Feldherr wider seinen Willen überstimmt. Nichts desto weniger wollte er noch in der Frühe des $\frac{7}{17}$. die Schlacht vermeiden, worauf Pappenheim noch kräftigere Mittel anwandte. Als am Morgen des $\frac{7}{17}$. die Nachricht vom Anmarsche der Schweden ins kaiserliche Lager kam, verlangte der Feldmarschall vom Obergenerale 2000 Kürassiere, unter dem Vorwand, die Stellung des Feindes zu untersuchen und zu sehen, ob er nicht einige Gefangene bekommen könne. Widerstrebend gab sie Tilly her, aber nur mit dem gemessenen Befehl an Pappenheim, sich wohl zu hüten, daß er sich nicht in ein Gefecht einlasse. Pappenheim versprach es, hielt aber sein Wort nicht; denn sobald er im Angesicht der herannahenden Schweden angekommen war, drang er so hitzig auf sie ein, daß es gleich zum Schlagen kam. Jetzt ließ er dem Obergeneral sagen, er brauche noch 2000 Pferde, sonst könnte er sich mit den übrigen 2000 nicht zurückziehen. Ueber diese Meldung wurde der alte Feldherr

---

1) Band XI, 1875.

so zornig, daß er die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in die Worte ausbrach: „dieser Mensch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiser aber um Land und Leute bringen." Damit jedoch die zuerst abgeschickten Reiter nicht verloren gingen, sendete er doch noch 2000 andere, ließ aber zugleich dem Feldmarschall sagen, daß er bei Gefahr seines Kopfes sogleich den Rückzug antreten solle. Allein der König von Schweden drang so heftig auf die Reiter ein, daß sie auf dem Rückzuge in Unordnung geriethen, weßhalb Tilly zu fürchten anfing, ohne schnelle Hilfe möchte der schönste Theil seiner Reiterei — jene 4000 Mann waren wirklich die besten Kürassiere im katholischen Heere — zu Grunde gehen. Also rückte er aus seiner vortheilhaften Stellung bei Eutriz herunter in die Ebene. Dies ist die wahre Ursache, warum Tilly die Schlacht annahm [1]).

Den $\frac{7}{17}$. September in der Frühe brach der König von Klein Wolcka auf. Wie gestern marschirten die Schweden rechts, die Sachsen links, beide Heere in zwei großen Kolonnen, aus denen sich sogleich die Schlachtordnung entwickeln konnte. Nach zweistündigem Marsche erblickte man die Vorhut des Feindes; es war Pappenheim, der dem König mit seinen Reitern den Uebergang über den Loberbach verwehren wollte. Gustav Adolf mußte hinüber; es wurde hart gefochten, denn Pappenheim machte jeden Fußbreit Erde streitig, und als die Schweden endlich mit ziemlichem Verluste auf der andern Seite des Baches angekommen waren, bot der Boden solche Schwierigkeiten dar, daß Gustav Adolf weder die Schlachtordnung entwickeln, noch das Geschütz gehörig aufstellen konnte. Die Reihen mußten Anfangs verdoppelt und verdreifacht werden. Nicht besser ging es dem Kurfürsten von Sachsen, der weiter unten, bei dem Dorfe Hohenaussig, über den Bach setzte. Sachverständige waren, nach dem Zeugnisse Chemnizen's [2]), der Meinung, daß der König einen sehr schweren Stand gehabt hätte, wenn Tilly mit dem ganzen Heere vorrückte und den Feldmarschall Pappenheim kräftiger unterstützte. Pappenheim wurde indeß zurückgedrängt. Auf seinem Rückzuge zündete er das Dorf Podelwiz an, welches in der Richtung des schwedischen Heeres lag, damit es den Feinden nicht als Stützpunkt diene. Gustav Adolf ließ dasselbe rechts liegen und stellte nun, ungehindert vom Feinde, in der Linie zwischen den beiden Dörfern Podelwiz und Göpschelwiz seine kunstreiche Schlachtordnung auf. Khevenhiller hat uns die Zusammensetzung derselben aufbewahrt [3]). Sie bildete zwei Treffen, jedes mit

---

[1]) Unsere Schilderung wiederholt fast nur die eigenen Worte des General-Wachtmeisters Grafen Otto Fugger (abgedruckt Wallenstein's Briefe II, 104.) Vollkommen stimmt damit überein der Bericht, welchen der Lieutenant Regensberger in Tilly's Auftrag an den Kaiser abgestattet hat, wo es (Seite 121 bei Förster Wallenstein's Briefe 2. Band) so heißt: „das Scharmützel hat 9 Uhr Vormittags mit etlicher Kavällerie angefangen, worauf der Feind je länger je stärker vorgedrungen, also daß Pappenheim auch mehr Volks von Tilly begehren mußte. — Zwischen Eins und Zwei Nachmittags ist darauf die Schlacht ernstlich angegangen" u. s. w. — [2]) I, 209 b. unten. — [3]) XI, 1870 flg.

einer Reserve, im Ganzen also vier Linien, wovon zwei große, zwei kleine. Im ersten Treffen standen mit geringen Räumen zwischen den einzelnen Abtheilungen 1) 8 Fahnen finnischer Reiter, 2) 180 Musketiere von Baner's Regiment, 3) 12 Fahnen Reiter von Tott, 4) 180 Musketiere Baner, 5) 8 Fahnen westgothischer Reiter unter Rittmeister Soop, 6) 180 Musketiere Baner, 7) 8 Fahnen smaländischer Reiter unter Oberst Stenbok, 8) 180 Musketiere von Hall's Regiment, 9) 4 Fahnen ostgothischer Reiter, 10) 4 Kompagnien Fußvolk von Axel Lillia, 11) 4 Fahnen Fußvolk Oxenstierna, 12) eben so viele vom Regiment Hasauer, 13) das königliche Leibregiment zu Fuß unter Oberst Teufel, 14) 4 Kompagnien Musketiere vom Regiment Hall, 15) eben so viele vom Regiment Hohendorf, 16) das Winkel'sche Regiment, 17) 2 Fahnen Reiter vom Regiment des Feldmarschalls Grafen Horn, 18) 5 Fahnen Reiter Callenbach, 19) 360 Musketiere, 20) 5 Fahnen Reiter von Callenbach, 21) 280 Musketiere Oxenstierna, 22) 3 Fahnen Reiter vom Regiment Baudissen, 23) 300 Musketiere Erich Hand. Diese 23 Abtheilungen bildeten das erste Treffen. Hinter ihnen standen als Reserve 260 Musketiere vom Regiment Hamilton, 5 Fahnen Reiter von des Königs Leibregiment unter Oberst Ußlar, 350 Musketiere Ramsay, das Reiterregiment des Rheingrafen.

Das zweite Treffen bestand aus folgenden Truppen: 1) 4 Fahnen kurländischer Reiter, 2) 3 Fahnen Dragoner vom Regiment Damitz, 3) 4 Fahnen Kürassiere von Speerreuter, 4) 4 Kompagnien Musketiere unter Oberst Wallenstein [1]), 5) eben so viele von Hall und Graf Thurn, 6) eben so viele Damitz, 7—11) je 4 Kompagnien Musketiere von den Regimentern der Obersten Dargitz, Hepburn, Mitschefahl, Vitzthum, Ruthven, 12) 12 Fahnen Reiter Hall, 13) 4 Fahnen Reiter von Courville. Die Reserve des zweiten Treffens wurde gebildet durch 5 Fahnen Reiter unter Schafmann und eben so viele vom Regiment Cochtitzky. Man sieht, Fußvolk und Reiterei wechselte in der schwedischen Schlachtlinie mit einander ab. Dies war eine Erfindung Gustav Adolf's, und darauf berechnet, der trefflich berittenen kaiserlichen Reiterei den Vortheil abzugewinnen. Was den schwedischen Pferden an Größe und Stärke abging, ersetzte das Feuerrohr der Musketiere. Vor dem ersten Treffen stand das grobe Geschütz in Batterien aufgepflanzt. Außerdem hatte jede Abtheilung ihre kleinen ledernen Stücke, die so leicht waren, daß sie von einem Pferde gezogen, oder auch im Nothfall von zwei oder drei Soldaten hin- und hergerückt werden konnten. Den Befehl über den rechten Flügel führte Johann Baner, über den linken Feldmarschall Horn, das Centrum kommandirte Teufel. Gustav Adolf selbst war bereit dahin zu eilen, wo Pappenheim einfallen würde, weil dieser der gefürchtetste Gegner war. Daher kam es, daß der König Anfangs auf

[1]) Ein Vetter des Friedländers, aber protestantischer Religion, seit Gustav Adolf's Landung in schwedischem Dienst.

dem rechten Flügel focht. Gustav Adolf trug während der Schlacht einen ledernen Koller, einen weißen Hut mit grünen Federn und ritt einen Schimmel.

Links von den Schweden, aber durch einen ziemlichen Zwischenraum getrennt, erstreckte sich die sächsische Schlachtlinie bis hart an das Dorf Göpschelwitz. Die kurfürstlichen Truppen standen in zwei Treffen, die aus folgenden Regimentern gebildet waren: Steinau, Bindauf, Landritterschaft, Arnim, Herzog Wilhelm zu Sachsen-Altenburg. Dies waren lauter Reiter. Das Fußvolk bestand aus den Regimentern Arnim, Löser, Klitzing, Starschädel, Leibwache, Schwalbach. Absichtlich hatte, wie man sagt, der König eine Lücke gelassen zwischen den sächsischen und schwedischen Reihen, weil er voraussah, daß erstere, meist neu geworbenes Volk, gegen die Kaiserlichen nicht Stand halten würden, und weil er deßhalb die sächsische Tapferkeit mit der schwedischen nicht vermengen wollte. Auch in den sächsischen Schlachtplan redete der König nichts. Arnim hatte ihn gemacht, und Gustav Adolf begnügte sich, denselben einzusehen und zu billigen. Der Kurfürst hielt im zweiten Treffen, das erste befehligte Arnim.

Während die Schweden sich in Schlachtordnung stellten, hatten auch die Kaiserlichen dasselbe gethan. Ihre Linie erstreckte sich von Seehausen bis nach dem Dorfe Breitenfeld hin. Achtzehn Regimenter zu Roß (Ranconi, Merode, Neusachsen, Baumgarten, Piccolomini, Strozzi, Montecuculi, Colloredo, Erwitt, Haraukourt, Bernstein, Schönburg, Cronenberg, Altsachsen, Wingersky, 2 Regimenter Croaten unter Saradezky und Forgatsch, und ein Dragoner-Regiment), 17 zu Fuß (Holstein, Chiesa, Gallas, Sachsen, Fürstenberg, Balderon, Dietrichstein, Tilly, Coronini, Geißa, Savelli, Blancard, Pappenheim, Reinacher, Comargo, Wahl, und ein Theil von Wangler) führte der kaiserliche Feldherr ins Treffen. Sein Heer bildete während der Schlacht nur eine Linie [1]): die Mitte nahm das Fußvolk ein, das in großen, 2000 Mann starken Vierecken aufgestellt war, die Flanken deckten Reitergeschwader. Den rechten Flügel der Kaiserlichen, gegenüber den Sachsen, führte Graf Fürstenberg, den linken gegen Gustav Adolf, Pappenheim, im Centrum hielt Tilly. Sein grobes Geschütz stand auf einer sanften Anhöhe, links von dem Dorfe Seehausen, in Batterie vor der Schlachtlinie. Chemnitz gibt [2]) eine lange Rede zum Besten, welche Tilly vor dem Anfang der Schlacht an sein Heer gehalten haben soll, und worin er ihn unter Anderem sagen läßt: „meine Söhne, wünschet euch Glück, daß unser Feind, der sonst nur in seinen Fuchslöchern und Schlupfwinkeln gelegen ist und das Tageslicht gescheut hat, sich endlich auf offenem Felde zum Schlagen stellt. Jetzt hat er keinen tiefen Strom mehr vor sich, wie die Peene in Vorpommern war, hinter der er sich verkroch,

[1]) Chemnitz I, 209. — [2]) I, 207 b. flg.

als Ihr Neu-Brandenburg überwältigt habt. Auch lauert er nicht mehr hinter starken Schanzen, wie bei Schweed oder Werben" u. s. w. Diese Worte wären nicht übel gewählt, wenn sie an den gemeinen Mann gesprochen wurden. Aber wie will man sich einer Fronte von 34,000 Mann verständlich machen, da die Predigt eines Pfarrers von der stärksten Lunge im freien Felde kaum von einigen Hunderten vernommen werden kann. Die Losung war die gewöhnliche: „Jesus Maria" für die Katholiken, „Gott mit uns" für die Schweden. Heiter, aber auch brennend heiß schien die Sonne. Das Jahr 1631 zeichnete sich durch große Dürre aus. Die Ströme hatten wenig Wasser, die Bäche vertrockneten, weil kein Regen fiel, die schönste Witterung dauerte bis tief in den Oktober. Durch Mangel an Regen waren die ausgedehnten Ackerfelder, auf welchen die Schlacht vorfiel, in feinen Staub verwandelt, der unter so vielen schweren Männertritten in Wolken aufwirbelte. Da die Kaiserlichen den Wind im Rücken hatten, waren sie im Vortheil gegen die Schweden, welche ungemein vom Staube leiden mußten. Gustav Adolf versuchte es mehrmals, den Wind zu gewinnen, doch erreichte er diesen Vortheil erst mit errungenem Siege [1]. Die Stärke beider Heere war ziemlich gleich. Der Schweden Macht bestand aus 13,000 Mann zu Fuß und 8000 Pferden, die Sachsen beliefen sich auf 18,000 Mann; das katholische Heer, von dem sich etliche Tausende in der Umgegend zum Plündern zerstreut hatten, mag 34,000 Mann gezählt haben.

Von Mittag bis zwei Uhr dauerte die Kanonade, welche beiden Theilen eine Anzahl Leute kostete; dann wurde es Ernst. Tilly, der mehr Reiterei besaß, als Gustav Adolf, hoffte den Feind zu überflügeln. Die Schweden vertheidigten sich durch künstliche Bewegungen, was ihnen bei ihrer trefflichen Einübung gelang. Man muß drei verschiedene Stellungen des schwedischen Heeres während der Schlacht unterscheiden, von denen die erste zuvor beschrieben worden ist. Gegen zwei Uhr zog Pappenheim mit der Reiterei seines Flügels links, bis über das Dorf Klein-Podelwitz, bei welchem die schwedischen Reihen endigten, in der Absicht, die feindliche Stellung zu umgehen. Ein Theil des Fußvolks folgte ihm, konnte aber den Reitern nicht schnell genug nachkommen, und blieb daher vereinzelt stehen. Pappenheim fiel auf den rechten Flügel der Schweden. Die Gefahr war groß, weil die besten Truppen des Feindes den Angriff ausführten, und weil, wenn die beabsichtigte Ueberflügelung gelang, die schwedische Schlachtlinie aufgerollt werden konnte. Gustav Adolf flog selbst herbei und unterstützte die Bemühungen Baner's. Jetzt zeigte es sich, wie gut die Schweden eingeübt waren. Die Reserve des ersten Treffens und mehrere Regimenter des zweiten erhielten Befehl, sich in einem rechten Winkel an das erste Treffen anzuschließen. Ruhig wurde

---

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 200.

diese schwierige Bewegung mitten unter den feindlichen Kugeln ausgeführt. Eine neue Schlachtlinie, im Rücken durch das Dorf Klein-Podelwitz gedeckt, stand der kaiserlichen Reiterei entgegen, und so geschah es, daß die schwedische Reserve ins schärfste Gefecht kam, während das erste Treffen, das zunächst bedroht schien, feierte. Die ledernen Kanonen thaten ihre Wirkung auf die dichten Massen der kaiserlichen Kürassiere, und als noch vortheilhafter erprobte sich die Vermischung des Fußvolks mit der Kavallerie. Gustav Adolf's Reiter rannten vor, brauchten Schwert und Pistole gegen den Feind, und schwenkten dann rechts und links ab, wodurch die in der Mitte zwischen den Reiterabtheilungen stehenden Musketiere Raum erhielten, um ihre Waffen auf die Kaiserlichen spielen zu lassen. Die vereinte Wirkung des Reiterschwerts, der Feuerrohre des Fußvolks und des leichten Geschützes zeigte sich unwiderstehlich. Mehreremale hintereinander wurden die Angriffe Pappenheim's mit Verlust zurückgeschlagen. Aber immer sammelte er seine Leute wieder und führte sie von Neuem in den Kampf. Während die Wage auf dieser Seite schwankte, wurde das Holstein'sche Fußregiment, das dem Feldmarschall Pappenheim zum Angriff auf den rechten Flügel der Schweden gefolgt war, aber, wie wir sagten, dem Eifer der Reiter nicht schnell genug nachkommen konnte, von der Reiterei des ersten schwedischen Treffens vernichtet. Aus der Schlachtreihe herausgerissen und vereinzelt, durfte es nur von sich selbst Hilfe erwarten. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit hielt es die wüthenden Angriffe der schwedischen Reiter aus, und trieb den Feind mit der Picke und Muskete zurück. Auch gegen das leichte Geschütz, das den Reitern folgte, hielt es eine gute Weile Stand, und die zerschmetterten Reihen schloßen sich immer wieder, doch wurden dieselben zusehends lichter, zuletzt gelang es den Reitern Gustav Adolf's mitten hineinzubrechen. Jetzt war die Vernichtung des Regiments das Werk einiger Minuten. Wenige retteten sich, die Meisten bedeckten todt dieselbe Stelle, die sie lebend eingenommen und so tapfer vertheidigt hatten [1]).

Während dies auf der schwedischen Fronte vorging, waren die Sachsen geschlagen worden. Fürstenberg führte mit der Reiterei des rechten kaiserlichen Flügels den ersten Angriff auf sie aus. Anfangs widerstand die kurfürstliche Reiterei und das Geschütz mit löblicher Entschlossenheit. Als aber die besten Kanoniere erschossen waren, begann die Schlachtlinie zu wanken. Diesen Augenblick ersah Tilly, der seither im Mitteltreffen gehalten, zog sich rechts von den Schweden und fiel mit aller Macht auf das kurfürstliche Heer, das große Mühe gehabt, sich gegen Fürstenberg allein zu halten. Nun wurde die sächsische Reiterei vollends über den Haufen gerannt und bald auch das Fußvolk; die Reihen lösten sich auf, ganze Fahnen warfen die Waffen weg und flohen

[1]) Chemnitz I, 211 b.

davon, aber sie entgingen dadurch den Gefahren nicht. Die kaiserliche Reiterei verfolgte die Flüchtigen und hieb unterwegs eine Menge nieder. Auch das schwedische Gepäck wurde durch die fliehenden Sachsen in Unordnung gebracht. Da es hieß, „Alles sey verloren," wandten die schwedischen Fuhrknechte um und jagten bis nach Düben zurück. Viele schlechte Gesellen benützten die Gelegenheit, um die Habseligkeiten ihrer eigenen Offiziere zu plündern, da durch den Verlust der Schlacht jede Ausschweifung straflos schien. Der Kurfürst von Sachsen war selbst einer der ersten auf der Flucht, und hielt erst in Eilenburg wieder. Sein Feldmarschall Arnim hatte sich in die schwedische Schlachtlinie geflüchtet, und dem Könige Bericht von Dem, was unter seinem Befehl vorgegangen war, erstattet.

Die Gefahr drängte, da die siegreichen Kaiserlichen mit aller Macht in die entblößte linke Seite der Schweden eindrangen. Auf Gustav Adolf's Wort zog sich das ganze zweite Treffen, und was von der Reserve übrig war, auf den linken Flügel und schloß sich dort in einem stumpfen Winkel an das erste Treffen an. Also stand eine neue Linie dem Feind entgegen: der Augenblick war gekommen, der über den Ausgang entschied. Angriff folgte auf Angriff, man kämpfte Mann an Mann mit der Picke und dem Schwerte, weil die Nähe des Feindes den Gebrauch des Feuerrohrs unmöglich machte. Gustav Adolf sagt [1]) in dem Briefe, den er nach der Schlacht an Oxenstierna schrieb, die beiden Nationen unter seinem Befehle, Deutsche und Schweden, hätten im rühmlichsten Wettstreit der Tapferkeit und der Todesverachtung einander zu überbieten gesucht. Hier, bei dem Kampfe auf dem linken Flügel, war es auch, wo beide Theile die meisten Offiziere verloren, weil diese sich in die Wette aussetzten, um ihre Leute zur höchsten Tapferkeit zu entflammen. Die Schweden hatten den doppelten Vortheil einer größeren Geschicklichkeit im Gebrauche der Feuerrohre und eines sehr beweglichen leichten Geschützes, das den Brigaden überall hin folgte, während die schweren kaiserlichen Kanonen unverrückt auf der Anhöhe bei Seehausen in Batterie standen und gar nichts mehr nützten. Zuerst wurde die kaiserliche Reiterei von der schwedischen geworfen, später wankte auch das Fußvolk.

Um diese Zeit erhielt Gustav Adolf die Nachricht, daß General Baner auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen überwunden habe und sie in der Richtung nach Breitenfeld vor sich her treibe. Der König ordnete eine allgemeine Bewegung an. Die schwedischen Schlachtreihen, die zuletzt die Form eines Hackens angenommen hatten, lösten sich wieder in eine gerade Linie auf, und nun ging es, die Reiterei voran, nach der Anhöhe hinauf, auf welcher das feindliche Geschütz stand. Die Batterien fielen in des Königs Gewalt. Man wandte sie sogleich gegen die Kaiserlichen, welche, von Gustav Adolf's Reiterei verfolgt, davon-

---

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 202.

rannten. Tilly selbst gerieth in Gefahr. Ein Rittmeister von des Rheingrafen Regiment, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, hatte den feindlichen Feldherrn erreicht und erkannt. Weil er ihn lebendig fangen wollte, schrie er ihm zu: ergebt Euch, und schlug mit umgekehrter Pistole nach dem Nacken des Greisen, bis der Herzog Rudolf Max von Sachsenlauenburg herbeieilte und den langen Fritz durch beide Ohren schoß. Tilly zog sich in ein Viereck von etlichen Fußregimentern zurück, die bei der allgemeinen Flucht ihre Reihen geschlossen hielten. Sie waren der Kern der alten Banden, die ihn zum Herrn von Deutschland gemacht, und bis dahin mit keinem Feinde zusammentrafen, den sie nicht überwunden hätten. Unfähig den Rücken zu bieten, setzten sie sich in einem kleinen Wäldchen links von den eroberten Batterien und im Bereiche derselben fest. Die ganze Wuth der Feinde fiel auf sie, ihre eigenen Kanonen wurden auf sie gerichtet. Dennoch hielten sie Stand. Gewichen wären sie nicht, sondern auf dem Platze gestorben, wenn die hereinbrechende Nacht sie nicht der Wuth des Feindes entzogen hätte [1]. Nach Einbruch der Dunkelheit geleiteten sie ihren verzweifelten Feldherrn gen Halle, wo Tilly Morgens eintraf.

Die Schlacht hatte 5 Stunden von 2 bis nach 7 Uhr, gedauert, 9000 Todte bedeckten den Wahlplatz, worunter 700 Schweden, 2000 Sachsen, der Rest Katholiken [2]. Fast ebenso viele von den Letztern wurden auf der Flucht gefangen. Wer nicht mehr nach Leipzig entrinnen konnte, floh auf Merseburg, Halle, selbst bis Halberstadt. Tilly's schönes Heer war durch diesen einzigen Tag halb vernichtet, sein ganzes Geschütz hatte er verloren, vor Allem den langjährigen Ruf der Unbesiegbarkeit. Wie mußte dieser Gedanke an dem Herzen des Greisen nagen, der bis in sein 71stes Lebensjahr für den Unüberwindlichen gegolten, um im 72sten einem jungen Gegner zu erliegen. In der Frühe des $\frac{8}{18}$. befanden sich nur 600 Mann um Tilly's Person, 400 Reiter führte ihm später Pappenheim zu, der, nachdem er Alles gethan, um Baner zu werfen, als der Letzte das Schlachtfeld verließ.

Pappenheim hatte mit dem Volke, das er zu sammeln vermochte, in der Nähe des Schlachtfeldes übernachtet, und sich erst am folgenden Tage im Angesicht des Feindes zurückgezogen. Den $\frac{1}{2}\frac{9}{9}$. September schrieb [3]) er aus Alefeld an Wallenstein: „wunderbarlich hat mich Gott in der letzten so unglücklichen Schlacht behütet: als der Letzte von Soldaten und Offizieren bin ich auf dem Schlachtfelde verblieben, und habe in derselben ganzen Nacht eine gute Anzahl Reiter und Fußvolk um mich versammelt. Und obwohl ich sie, sonderlich die Reiter nicht mehr zum Fechten führen konnte, trat ich doch mit denselben am nächstfolgenden Tage bei hellem Sonnenschein, im Angesichte des Feindes, den Rückzug an und brachte sie glücklich nach Aschersleben zum General. Ich glaube

[1]) Soldat Suedois S. 105 unten flg. Khevenhiller XI, 1873. — [2]) Khevenhiller XI, 1874. — [3]) Wallenstein's Briefe II, 108.

meines Theils sowohl in, als nach der Schlacht Alles das gethan zu haben, was einem ehrlichen Soldaten wohl anstehet, und will es auch, so lange ich noch eine Ader rühren kann, gegen meinen Kaiser, so Gott will, nicht anders beweisen. Zwar lastet bei dieser Verwirrung eine schwere Bürde auf mir, denn der Obergeneral liegt krank darnieder, Schönburg und Erwitt sind todt, und ich habe allein den Fürstenberg zum Gehülfen. Dem Werke aus dem Grunde zu helfen, sehe ich kein anderes Mittel, als daß Euer Gnaden Gott und der Religion zu Dienst, dem Kaiser und allgemeinen Vaterland zu Hilfe, sich dieses Krieges annehmen und mit Gewalt durchgreifen. Es ist kein anderes Mittel, und ist auch kein Anderer, der es zu thun das Ansehen und den Nachdruck hätte. Gott wird es Euer Gnaden wieder vergelten und die ganze Welt wird Sie rühmen müssen." Pappenheim ist nicht ohne Schuld am Verluste der Schlacht, weil er den Oberfeldherrn wider seinen Willen zu schlagen zwang. Hätte jedoch Tilly seinem Rathe zufolge die Schweden schon beim Uebergang über den Loberbach angegriffen, so würde das Treffen vielleicht ganz anders geendet haben. Pappenheim's Pläne gingen, wie man sieht, über Tilly hinaus, aber nachdem die Schlacht begonnen, erfüllte er alle Pflichten eines Feldherrn.

Da die Nacht schon eingebrochen war, blieb der Sieger von Breitenfeld auf dem Wahlplatze. Ein Eilbote rief den Kurfürsten von Sachsen herbei. Johann Georg kam, beschämt und auf Vorwürfe gefaßt, etliche Tage später nach Halle zum Könige, ward aber mit der freundlichsten Miene von Gustav empfangen, der ihm sogar dankte, zur Schlacht gerathen zu haben. Diese unverhoffte Behandlung steigerte sein sonst so ruhiges Temperament bis zum Freudentaumel. Bei einem Bankett bot er dem Könige von Schweden seine Dienste an, um die römische Königskrone auf sein Haupt zu setzen [1].

Siebenundzwanzig schwere Kanonen, gegen 100 Fahnen und Standarten waren die Trophäen des Tags [2]. Indeß verloren die Schweden mehrere ihrer besten Offiziere. Die Obersten Teufel, Hall, Callenbach, Aderkaß, Damitz blieben todt, Oberst Courville wurde zu Anfang der Schlacht gefangen [3]. Sächsischer Seits fiel der General Bindauf, die Obersten Löser und zwei Brüder Staarschädel [4]. Von den kaiserlichen hohen Offizieren kamen um: Feldzeugmeister Otto Friedrich von Schönburg, die Obersten Dietrich von Erwitt, Baumgarten, Blankart, von Grotta. Herzog Adolf von Holstein wurde gefangen und nach Eilenburg gebracht, wo er an seinen Wunden starb [5]. Eine große Anzahl der gefangenen kaiserlichen Soldaten trat sogleich in schwedische Dienste, woher es kam, daß Gustav Adolf's Heer nach der Schlacht um ein

[1]) Bericht des Salvius an den schwedischen Reichsrath bei Geijer III, 249. Note 1. Puffendorf de rebus Suecicis III. §. 31. Man vergl. noch Mauvillon S. 382. — [2]) Chemniz I, 213 b. unten flg. — [3]) Das. — [4]) Khevenhiller XI, 1875. — [5]) Khevenhiller XI, 1874.

ziemliches stärker war, als zuvor [1]). Eine unbeschreibliche Wirkung brachte der Breitenfelder Sieg auf die Gemüther der Protestanten hervor. Gleichzeitige Schriftsteller bezeugen, daß seit dieser Schlacht des Königs Bildniß in tausend und tausend Abdrücken sich selbst bis in die niedrigsten Hütten verbreitete. Nicht minder tief war der Eindruck, welchen die Nachricht von den Vorgängen bei Leipzig im entgegengesetzten Sinne bei den Katholiken machte. Die weltlichen und geistlichen Großen, besonders der Kurfürst von Baiern, der sein Heer verloren, erzitterten, der deutsche Kaiser blieb gefaßt. Eines Abends, als er eben von der Jagd zurückgekommen war, und sich zur Tafel setzen wollte, erfuhr er die Schreckenspost durch den böhmischen Kämmerer Slavata, ging dennoch ruhig zu Tische und ließ sich so wenig anmerken, daß Keiner der Anwesenden etwas ahnete. In derselben Nacht schickte er mehrere Eilboten ab, um den verschiedenen, in Oberdeutschland zerstreuten, Regimentern Befehl zu bringen, daß sie zu Tilly stoßen sollten [2]). General Aldringen war während der Breitenfelder Schlacht den kämpfenden Heeren so nahe gestanden, daß er den Donner der Kanonen hören mußte. Durch zersprengte Flüchtlinge vom Ausgange benachrichtigt, zog er sich in die Schlünde des Thüringer Waldes zurück. Dort traf ihn die Ordre, nach Westphalen zu Tilly's Heere zu ziehen. Andere Hülfstruppen kamen von andern Seiten, weßhalb Tilly's Heer sich bald wieder bis auf 26,000 Mann verstärkte [3]). Man hat die Ruhe des Kaisers als ein bloßes Werk der Tugend, der rühmlichsten Standhaftigkeit gefeiert. Ich glaube, daß er im Grunde seines Herzens den Ruin der bairischen Macht nicht ungerne sah, und daß er sich über die Niederlage Tilly's geradezu gefreut haben würde, wenn nicht ein großer Theil seines eigenen Volkes in das Unglück verwickelt worden wäre.

Den $\frac{8}{18}$. September rückte Gustav Adolf vom Schlachtfelde weg vor Leipzig, wo außer 1000 Mann vom Wangler'schen Regimente, die dort in Besatzung lagen, viele Flüchtlinge sich gesammelt hatten. Der Kommandant wurde sogleich aufgefordert, er verlangte jedoch Bedenkzeit. Da der Fall der Stadt vorauszusehen war, da der König ferner durch schnelles Verfolgen des Feindes weitere Früchte seines Sieges zu pflücken hoffte, und da er endlich Leipzig in keinem Fall für sich erobern konnte, so überließ er diese Sorge dem Kurfürsten von Sachsen, der den größten Theil seines flüchtigen Volkes wieder zusammengezogen hatte, und brach nach Merseburg auf. In der Nähe dieser Stadt traf er bei 3000 aus der gestrigen Schlacht entronnene Feinde. Tausend wurden niedergehauen, 1500, meist Fußvolk, gefangen genommen, sie traten in schwedische Dienste [4]). Den $\frac{9}{19}$. fiel Merseburg in schwedische Gewalt, den $\frac{11}{21}$. und $\frac{12}{22}$. Halle und die Morizburg. Gustav Adolf empfing die Deputation, welche ihm die Bürgerschaft von Halle entgegen-

[1]) Chemniz I, 213 b. — [2]) Khevenhiller XI, 1875. — [3]) Wallenstein's Briefe II, 108 flg. — [4]) Chemniz I, 215 a.

schickte, Anfangs mit ziemlich harten Worten, sey es, weil er glaubte, daß sie gegen den Magdeburger Administrator Christian Wilhelm früher ihre Pflicht verletzt, oder weil er die Einwohner durch ein bischen Furcht desto eher zur schnellen Erfüllung seiner geheimen Wünsche bestimmen wollte. Thatsache ist, daß er sie freundlich behandelte und alle ihre Privilegien bestätigte, sobald Bürgerschaft, Rath und Zünfte sich bequemten, dem Könige den Eid der Treue zu schwören. Halle gehörte zum Magdeburger Erzstifte, deßhalb befanden sich viele Beamte des Stiftes in der Stadt. Diese mußten ebenfalls geloben, dem Könige hold und treu zu seyn, worauf sie in ihren Aemtern bestätigt wurden. Doch setzte Gustav Adolf den Fürsten Ludwig von Anhalt als seinen Statthalter im Erzstifte und Johann Stahlmann zum Kanzler der Regierung in Halle ein. Den Befehl über die Garnison, welche hinein verlegt wurde, erhielt der Oberst Schneidewin.

Die Beförderung des Anhalter Fürsten zu dem ebengenannten wichtigen Posten hing mit einem Bündnisse zusammen, welches das Haus Anhalt in diesen Tagen zu Halle mit der Krone Schweden abschloß. Der König nahm die Dynastie unter seinen Schutz, wogegen dieselbe sich verpflichtete, zur Führung des Kriegs monatlich eine bestimmte Geldhülfe aus ihrem Fürstenthum zu bezahlen, und wenn der König für gut fände, in dem Anhaltischen Gebiete eine Schanze zu errichten oder eine Brücke zu schlagen, dieses nicht nur zu gestatten, sondern auch die nöthigen Arbeiten, ohne des Königs Unkosten, durch eigene Unterthanen ausführen zu lassen. Das Bindemittel dieses für den König günstigen Vertrags bildete die dem Fürsten Ludwig übertragene Statthalterstelle im Magdeburger Erzstifte [1]). Denn darin lag ein geheimer Wink, daß eine so wichtige Vergrößerung dem Anhaltischen Hause als Lohn unverbrüchlicher Treue vielleicht ganz geschenkt werden dürfte, obgleich der König sich wohl hütete, ein solches Versprechen geradezu abzulegen. In der ersten Freude über den Sturz der Katholiken merkten die evangelischen Stände nicht, wie sehr Gustav Adolf sie alle von sich abhängig machte.

Diese Anordnungen nahmen mehrere Tage weg, während deren Gustav Adolf in Halle verweilte. Indessen hatte sich der Kurfürst von Sachsen seiner Stadt Leipzig durch Kapitulation bemächtigt. Am $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$. September zog die Besatzung unter folgenden Bedingungen [2]) aus: „die katholischen Subalternoffiziere und Soldaten können gehen, wohin es ihnen beliebt, diejenigen, welche bei dem Könige oder dem Kurfürsten Dienste nehmen wollen, dürfen von ihren Kommandanten nicht gehindert werden. Alle evangelischen Soldaten dagegen müssen in sächsischen Kriegsdienst übertreten. Die Katholiken, welche abziehen, haben einen körperlichen Eid abzulegen, daß sie gegen den König oder seine Verbündete nie mehr fechten werden. Alle kaiserlichen Offiziere, welche sich in der

[1]) Chemnitz I, 215 b. flg. — [2]) Das.

Stadt befinden, sind ohne Unterschied Kriegsgefangene des Kurfürsten von Sachsen." Letzteres Loos traf die Obersten Coronini und Blankart, den Kriegskommissär Walmerothe, vier Oberstlieutenant und etliche katholische Priester. Das ganze Kurfürstenthum Sachsen war vom Feinde befreit, weßhalb öffentliche Dankfeste angestellt wurden.

Nach erfolgter Einnahme der Stadt Leipzig begab sich Johann Georg zum Könige nach Halle. Auch andere protestantische Fürsten, namentlich der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, fanden sich dort ein. Der Adler berathschlagte mit den kleineren Stoßvögeln über die Theilung der Beute[1]). Es fragte sich, wie der Breitenfelder Sieg zu benützen sey? Darüber war man einig, daß das königliche Heer vom kurfürstlichen sich trennen und daß beide nach verschiedenen Seiten hin wirken sollten. Kurfürst Johann Georg schlug vor, Gustav Adolf möchte ungesäumt in Böhmen einfallen, und dem Kaiser vor den Wällen Wiens die Gesetze des Friedens vorschreiben, während er selbst mit seinen Sachsen nach Franken aufbrechen, die dortigen Protestanten an sich ziehen und die Macht der Liga vollends vernichten wolle. Ein zweiter Vorschlag war, der König möchte das Tilly'sche Heer, das sich an der obern Weser wieder zusammenzog, verfolgen. Diese Ansicht wurde jedoch sogleich aufgegeben, weil das nördliche Deutschland gänzlich zur Einöde geworden wäre, wenn zwei Heere sich dorthin gezogen hätten, und weil Gustav Adolf gewiß darauf rechnen durfte, daß Tilly ihm folgen müsse. Gustav Adolf schien sich Anfangs für einen Marsch nach Oesterreich zu entscheiden, wir glauben aber, nicht aufrichtig, vielmehr wollte er das Gehässige, die Wünsche des Kurfürsten vereitelt zu haben, einem Andern zuschieben. Diese Rolle übernahm Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Bernhard's ältester Bruder. „Der König müsse," war sein Rath, „in die sogenannte Pfaffengasse eindringen, den Lauf des Mains erobern und sich dann am Rheinstrome festsetzen." Gustav Adolf erklärte sich durch die Gründe des Herzogs überzeugt, und dem Kurfürsten von Sachsen blieb, so ungern er auch daran wollte, nichts übrig, als sich mit der Beute Schlesiens und Böhmens zu begnügen, einer Beute, die nicht nur sehr dornenvoll war, sondern auch den Kurfürsten, der alle extreme Schritte haßte, aufs heftigste mit dem Kaiser zu verfeinden drohte.

Einfältige und gescheidte Männer haben die Wahl des Königs von Schweden gemißbilligt, besonders in neuern Zeiten, seit sich der französische Eroberer in seinem Kampfe mit Oesterreich zweimal mit bestem Erfolge wie ein Adler auf Wien gestürzt hat. So, meinen Viele, hätte Gustav Adolf es auch machen sollen, denn das Gewaltsame, Schnelle gefällt den Menschen. Der Verfasser dieses Buches ist überzeugt, daß der König von Schweden klug gehandelt hat, und daß eine Vergleichung zwischen ihm und Napoleon, nicht wegen ihres Talents, sondern wegen

[1]) Chemniz I, 216 b. flg. Puffendorf de rebus suecicis III, 31. Röse Bernhard I, 154 flg. Geijer III, 194 flg.

ihrer Machtverhältnisse, gewaltig hinkt. Gustav Adolf hatte kein Kaiserreich zu seiner Verfügung, wie der berühmte Korse, sondern mußte sich erst in Deutschland eine dauernde Macht gründen. Nun luden die geistlichen Güter vor allen zur Eroberung ein, theils weil sich in denselben, wegen des wechselnden Besitzes, kein festes Band zwischen Unterthanen und Herrschern bilden konnte, theils weil die Einziehung derselben den Eigennutz der andern weltlichen Dynastien nicht unmittelbar und nicht halb so schwer verletzte, als wenn man von diesen selbst Abtretungen verlangte, weßhalb auch jene Güter 170 Jahre später, als der korsische Eroberer in Deutschland einbrach, zuerst an die Reihe kamen. Zweitens durfte der König die leichte Beute der rheinischen und fränkischen Bisthümer dem Kurfürsten von Sachsen darum nicht gönnen, weil er voraussehen konnte, daß derselbe, durch den neuen Besitz und das damit verbundene Ansehen groß geworden, sogleich wieder die alte Rolle hervorsuchen und sich zwischen den Schweden und dem Kaiser herumschaukeln würde.

Dies sind nur untergeordnete Gründe. An den wichtigsten, der entschied, komme ich jetzt. Gustav Adolf kann beim deutschen Kriege möglicher Weise eine zweifache Absicht gehabt haben: entweder Deutschland zu erobern, oder blos die protestantische Kirche zu retten. War letzteres sein Plan, so that er sehr unrecht, nicht von Breitenfeld weg sogleich auf Wien zu rücken, denn sicherlich hätte dann der Kaiser das Restitutionsedikt zurückgenommen, und die nöthigen Bürgschaften gegeben. Der König erreichte folglich den vorausgesetzten Zweck auf dem kürzesten Wege: es konnte ihm nicht fehlen, von allen evangelischen Pfarrern als ein wahrer Judas Makkabäus gefeiert zu werden. Freilich mußte er sich dann auch begnügen, zufrieden mit diesem bescheidenen Ruhme in sein armes Schweden, dessen Kräfte er über die Maaßen angestrengt, zurückzukehren. War er dagegen entschlossen, Deutschland zu erobern, so handelte er weislich, wenn er den Kaiser nicht sogleich aufs Aeußerste trieb, weil er hiedurch den Nimbus eines Glaubenshelden, ohne den er in Deutschland nicht bestehen konnte, unfehlbar verloren hätte. Setzet den Fall, die Schweden wären ungehindert bis vor Wien gezogen; dann nahm der Kaiser das Restitutionsedikt zurück, wegen dessen Gustav Adolf bei tausend Anlässen wiederholt behauptete, sich in diesen Krieg gestürzt zu haben. Die protestantischen Fürsten und Stände erklärten sich zufrieden. Was wollten nun die Schweden weiter? Tausend Quadratmeilen gutes Land, die Südküste der baltischen See? Sogleich hätten sich Protestanten und Katholiken wider sie vereinigt, die öffentliche Meinung vom Könige sich abgewendet, denn die Maske des Glaubenshelden war abgefallen, und der nackte Eroberer streckte die verhaßten Hände aus. „Fort mit Euch, was Ihr wolltet, ist Euch bewilligt, verlangt nicht mehr, kehret in Euer Hungerland zurück." Welchen Lärm haben der Kurfürst von Sachsen und andere Verbündete des Königs erhoben, als Gustav Adolf später die Bürgerschaft Augsburgs der Krone Schweden Treue schwören

ließ! Und doch war dies nur eine Stadt, was hätte man erst gethan, wenn die Schweden ein ganzes Land forderten! Man mag die Sache betrachten, wie man will, in eine solche falsche Lage wäre der König unfehlbar durch einen Marsch nach Wien gerathen. Er durfte den geistlichen Boden, auf dem er als Verfechter der protestantischen Kirche stand, erst dann verlassen, wann er hinreichende Eroberungen gemacht hatte, und seine Anhänger mit solideren Dingen, als mit theologischen Redensarten, an sich fesseln konnte.

Unzufrieden verließ Johann Georg die Versammlung zu Halle. Die Schweden rüsteten sich zum Einfalle in die reichen und sonnigen Länder des südlichen Deutschlands, wo der Rebstock die Hügel bedeckt. Herzog Wilhelm's Rath war übrigens auch nicht uneigennützig gewesen, er hoffte auf ein Herzogthum Franken, das aus den dortigen Bisthümern gebildet werden sollte. Denn der König hatte ihm früher etwas der Art, obgleich nicht bestimmt, versprochen.

Neuntes Capitel.

Folgen der Breitenfelder Schlacht. Siegeszug bis nach Mainz. September bis Ende Dezember 1631.

Da der Krieg von Nun an auf mehreren Seiten zugleich geführt wurde, müssen wir die Erzählung theilen. Zuerst soll über die Thätigkeit des Hauptheeres unter Gustav Adolf, dann über die Wirksamkeit der kleineren Abtheilungen und über den Fortgang der sächsischen Waffen berichtet werden.

Ehe Gustav Adolf von Halle aufbrach, schickte er Gesandte voraus, um die süddeutschen Reichsstände, besonders die freien Städte, welche eine wichtige Stelle in des Königs Plane einnahmen, für die schwedische Sache zu gewinnen. Martin Chemnitz und der Rittmeister Relinger erhielten diesen Auftrag [1]). Sie verfügten sich zuerst zum Markgrafen Christian von Brandenburg-Bayreuth und dann nach Nürnberg. Die Gesandten fanden die ganze Bürgerschaft dieser rüstigen und reichen Stadt vom Höchsten bis zum Niedrigsten günstig für den König gestimmt, doch vergaß der Magistrat seine Pflichten gegen Kaiser und Reich nicht so ganz, daß er sich dem fremden Könige ohne Gewalt und, wie Chemnitz [1]) mit Recht sagt, liederlicher Weise an den Kopf geworfen hätte. Ueberdies war kurz vor dem Eintreffen der schwedischen Gesandten ein Doctor Poppe aus Amberg mit ausgedehnten kaiserlichen Vollmachten eingetroffen, indem er einen unbeschriebenen, aber mit des Kaisers Siegel versehenen

---

[1]) Chemnitz I, 217 b.

Freibrief überbrachte, in welchen die Nürnberger aufgefordert wurden einzutragen, was ihnen beliebte. Daher geschah es, daß Chemniz mit seinen Anträgen Anfangs taube Ohren fand. Doch Gustav Adolf hatte ihm, in kluger Voraussicht solcher Fälle, eine doppelte Anweisung mitgegeben, entweder gute Worte zu brauchen, oder fürchterlich zu drohen. Nachdem er seine Beredtsamkeit in ersterem Sinne vergeblich erschöpft, wandte Chemniz das Blatt um, und las im versammelten großen Rathe einen in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Absagebrief des Königs vor: „weil die Stadt sich troz aller Abmahnungen keines Bessern besinne, sondern fortwährend von ihrer Unterthänigkeit gegen den Kaiser, oder gar von Neutralität spreche, weil ferner der König von keiner Neutralität fürder Etwas wissen wolle, sondern alle Protestanten, die in Zukunft hinter solche Zweideutigkeiten sich versteckten, als seine Feinde zu behandeln entschlossen sey: so werde Ihre königliche Majestät von Schweden auch die Stadt Nürnberg, dafern sie nicht bessere Gesinnungen an den Tag lege, als offene Gegnerin behandeln, sie und ihre Unterthanen mit Schwert, Mord und Brand als die ärgsten Feinde verfolgen, und alle und jede Bürger, Inwohner und Pflichtige der Stadt und deren Güter, wo der König dieselben in seinen eigenen, oder seiner Verbündeten Landen antreffe, niederwerfen, mit Beschlag belegen, wegnehmen, vernichten."

Diese prahlerische Drohung erreichte ihren Zweck. Der Magistrat ließ seine Bedenklichkeiten fahren, und erklärte sich für ein Bündniß mit Schweden. Die Bedingungen wurden abgeschlossen, die Anwerbung von Kriegsvolk auf Kosten der Stadt angeordnet [1]). Während Chemniz noch einige Zeit in Nürnberg zur Vollendung seiner Geschäfte verweilte, reiste sein Genosse, der Rittmeister Relinger, nach Ulm ab, gewann den dortigen Magistrat auf ähnliche Weise, und ging von da nach Straßburg. Unterwegs stieß er bei Günzburg auf einen kaiserlichen Kriegszahlmeister, der 10,000 für den Sold einer neugeworbenen Fußkompagnie bestimmte Gulden, aber nur eine Bedeckung von 25 Musketieren bei sich hatte. Relinger griff mit seinem Gefolge den kaiserlichen Beamten an, schoß ihn vom Pferde, jagte die Bedeckung auseinander, und bemächtigte sich des Geldes. Es gelang ihm, diesen Schatz nach Straßburg in Sicherheit zu bringen, wo er ihm gute Dienste that. Denn 10,000 Gulden in der Tasche eines Gesandten sind immer ein nicht zu verachtender Gehülfe. Auch Straßburg wurde für das schwedische Bündniß gewonnen. An die kleineren protestantischen Reichsstädte erließ Gustav Adolf Briefe [2]). Alle wurden der Reihe nach in des Königs Interesse gezogen, und sie waren für die Zukunft die treuesten und nüzlichsten Verbündete Schwedens: die treuesten, weil sie die königliche Sache am spätesten verließen, die nüzlichsten, weil sie unglaublich viel leisteten, und am wenigsten Gegendienste verlangten. Gustav Adolf konnte hier alle seine Künste der

---

[1]) Murr Beiträge — Nürnberger Chronik S. 40. — [2]) Chemniz I, 231 b.

Demagogie, welche auf die eigennützigen Fürsten wenig wirkten, mit bestem Erfolge spielen lassen. Die Gunst der lutherischen Geistlichkeit, welcher der König bei jeder Gelegenheit schmeichelte, und die in den republikanischen Städten viel zu sagen hatte, wie die befriedigte Eitelkeit der Bürger und Rathsmitglieder, welche über die Leutseligkeit und Herablassung des großen Kriegshelden in Entzücken geriethen, bewilligte ihm Alles.

Wenden wir uns zum Könige. Den $\frac{17}{27}$. September brach Gustav Adolf mit gesammter Heeresmacht von Halle nach Erfurt auf. Diese wohlhabende Stadt hatte damals eine sonderbare Verfassung. Mit großen Freiheiten ausgestattet, und einer reichsstädtischen Unabhängigkeit unter dem Scepter des Magistrates genießend, besaß sie doch eine Mainzische Kanzlei in ihren Mauern. Der Kurfürst Erzbischof übte große und einträgliche Rechte in der Stadt selbst und in der Umgebung. Die Bürgerschaft war lutherisch, selbst eine lutherische Universität vegetirte drinnen, daneben bestanden mehrere katholische Klöster und großer Einfluß mainzischer Beamten. Diese Zwitternatur hatte den Erfurtern seither, während des Krieges, Nutzen gebracht. Sie spielten die Rolle der Fledermaus; wenn die katholische Parthei Forderungen machte, pochten sie auf ihr Verhältniß zu Kurmainz, wenn die Protestanten sie mitnehmen wollten, erklärten sie sich für gute Evangelische. Auch gegen Gustav Adolf suchten sie die alten Künste zu gebrauchen. Eine Gesandtschaft des Rathes zog dem Könige entgegen, traf ihn bei Leubingen, und hielt dort eine lange Anrede an ihn, deren kurzer Sinn war: „Erfurt wünsche von schwedischer Besetzung verschont zu werden, weil bei dem gedrückten Wohlstande der Bürger eine solche Last ihnen zum Verderben gereichen würde.“ Gustav Adolf antwortete ihnen, daß er zwar von ganzem Herzen die Nachtheile bedaure, welche der Krieg für alle Menschen und auch für die Bürger Erfurts habe, daß er jedoch der Stadt die gewünschte Neutralität nicht bewilligen könne, da alle Protestanten für die Freiheit ihres Glaubens gemeinsam die Hand anlegen müßten. Die Gesandten ließen sich durch die erste Fehlbitte nicht abschrecken, sondern bestürmten das Herz des Königs mit neuen Ausflüchten, aber ohne bessern Erfolg [1]).

Während dessen hatte Herzog Wilhelm von Weimar auf Gustav Adolf's Befehl dafür gesorgt, daß die unnützen Schwätzereien ein Ende nahmen. Den 21. September (a. St.) Abends erschien er in seinem fürstlichen Kutschwagen vor den Thoren der Stadt, und verlangte Einlaß, den man ihm, als einem großen Herrn, nicht verweigern wollte. Also wurden die Thore geöffnet, worauf der Herzog seinem Kutscher befahl, ein wenig unter dem Thorwege stille zu halten. Durch diesen Verzug bekam das Courvill'sche Kürassierregiment, das dem Herzoge auf dem Fuße gefolgt war und sich seither verborgen gehalten hatte, die nöthige Zeit, um mit verhängten Zügeln hereinzusprengen, die Wache

[1]) Chemniz I, 219 flg.

am Thore im Fluge niederzuwerfen, und den Markt zu besetzen[1]). Die Skrupel des Magistrats waren gehoben: wohl oder übel wollend mußte er die Schlüssel der Stadt übergeben. Am folgenden Tage, den 22. um drei Uhr Mittags, hielt der König seinen Einzug und wurde stattlich von den Vornehmsten des Raths empfangen. Sie betheuerten auf's Neue ihre Armuth und flehten um Schonung; der König erwiederte sehr freundlich, daß er nur das Nöthigste von ihnen verlangen, ihre Freiheiten und Rechte schützen, ihren Handel vermehren werde; zu den Kosten der Besatzung solle nicht die Stadt allein, sondern ganz Thüringen beitragen. Was er hier den Vornehmen gesagt, hielt er für gut, auch vor der Volks-Gemeinde zu wiederholen.

Den 24. September (a. St.) berief er den ganzen Magistrat und die Wortführer der Zünfte und Innungen zu sich in sein Quartier, und hielt eine schöne Rede[2]) in der ihm so geläufigen Manier, wobei jedes Wort darauf berechnet war, die Gemüther des Volks zu gewinnen. Zuerst sprach er sich über die Ursachen seines Heereszugs nach Deutschland aus: die Sache Gottes, die Befreiung der christlichen Kirche sey der Grund, warum er seinen Pallast in Stockholm verlassen, die Waffen ergriffen, und bis jetzt noch nicht niedergelegt habe. Schon längst hätte er annehmliche Friedensbedingungen erlangen können, wenn er seine Glaubens- und Bluts-Verwandte im Stiche lassen wollte. Aber lieber werde er Gut, Blut, Leib und Leben daran wagen, ehe er die deutsche Freiheit aufgebe. „Zwar bin ich," fuhr er fort, „noch gesund, aber von Neuem ziehe ich erbitterten Widersachern entgegen, die mir auf alle Weise zu schaden und mich aus dem Wege zu räumen bemüht sind. Vielleicht läßt es Gott zu, daß mir das Glück den Rücken kehrt, daß ich Gesundheit und Leben verliere, dennoch scheue ich diese Gefahr nicht. Fest steht bei mir die Ueberzeugung, daß mir ohne Gottes gnädigen Willen nichts Schlimmes begegnen kann, und daß alle Widerwärtigkeiten, die mir in meinem Berufe zustoßen, selbst wenn sie vor menschlicher Vernunft als das Aergste erscheinen sollten, mir zum Besten gereichen müssen. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn Christus der Herr mich würdigte, um seines Namens willen Kreuz, Unglück, Gefahr oder Tod zu dulden!" Nach diesen pathetischen Sätzen ging er darauf über, daß auch die Andern seinem Beispiele folgen müßten. Jeder solle nach Kräften zum Wohle des Ganzen beitragen. Dann ließ er sich über die Gründe aus, warum er die Stadt mit der Einquartierung nicht verschonen könne, versüßte aber sogleich wieder das Bittere, das in diesem Geständnisse lag, mit folgenden Bemerkungen: „Ich meine es mit eurer Stadt redlich und gut, und werde mein königliches Wort lösen, Euch und Eure Stadt bei allen Rechten und Freiheiten zu bewahren, und gegen Jedermann nach besten Kräften zu schützen. Es ist nicht meine

[1]) Khevenhiller XI, 1879. — [2]) Chemnitz I, 222 flg.

Gewohnheit, freie Städte zu bedrücken, oder ihren Rechten Abbruch zu thun. Ich habe mich vielmehr stets beflissen, sie in Aufnahme zu bringen, ihren Wohlstand und Handel zu mehren." Zuletzt kündigte er ihnen, als den schmeichelhaftesten Beweis seiner Gewogenheit, an, daß er das Liebste, was er auf Erden habe, seine Gemahlin, ihrem Schutze anvertrauen werde.

Mit lauter freundlichen Worten bestimmte er so die Bürger zur Erfüllung seiner Wünsche, so daß diese sich noch geschmeichelt fühlten. Ein Vergleich kam zum Abschlusse, dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind: Gemeinde und Rath der Stadt Erfurt entsagt aller Verbindung mit Kurmainz, schwört dagegen dem Könige von Schweden und dem kurfürstlichen und herzoglichen Hause Sachsen den Eid der Treue, nimmt 1500 Mann Besatzung ein. Diese soll jedoch großentheils von den Grafschaften Schwarzburg und Gleichen erhalten werden. Die Befestigungen der Stadt werden vergrößert, die Kosten davon trägt das kurfürstliche und herzogliche Sachsen. Dieses hat sammt seinen Unterthanen das Recht, Zuflucht in die Stadt zu nehmen. Statt der mainzischen wird eine kursächsische Kanzlei errichtet, und von den geistlichen Gütern unterhalten. Der Rath bleibt ungehindert bei der Stadtregierung, seine Rechte werden im Falle der Noth vermehrt. Der Königin von Schweden steht die Befugniß zu, so lange es ihr beliebt, in der Stadt zu wohnen. Zu diesem Zwecke wird ihr der Stutterheimische Pallast eingeräumt [1]."

Gegen die katholischen Geistlichen in der Stadt betrug er sich, mit einer einzigen Ausnahme, milde, er versicherte sie seines Schutzes und ungehinderter Religionsübung. Doch mußten sie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit schwören, daß sie dem Könige hold und treu seyn, und weder offen noch insgeheim Ränke wider ihn spielen wollten. Die katholische Klerisei der Stadt bestand aus dem Domkapitel unserer lieben Frauen und Sankt Severin, aus den Benediktiner-Mönchen auf dem Petersberge, aus einem Schottenkloster, aus Karthäusern, endlich aus Jesuiten, die aber nicht so gut wegkamen [2]. Gustav Adolf konnte die strengen und gemeinen Mönchsorden, besonders die Kapuziner, wohl leiden, aber die Jesuiten, dieses Geniekorps des Papstthums, haßte er. Seine Gesinnung kennend, warfen sie sich ihm zu Füßen. Er gebot ihnen aufzustehen, mit drohender Geberde hub [3] er an: „für die Unruhen, die Ihr angezettelt, für das Blut, das Ihr vergossen, werdet Ihr dereinst vor Gottes Throne Rechenschaft ablegen müssen. Ich kenne Euch, mehr als Ihr glaubt, Eure Absichten sind bös, Eure Lehren gefährlich, Euer Verhalten ist strafbar. Ich rathe Euch, folgt dem Beispiele der andern Geistlichen nach, und mischt Euch nicht in Staatsgeschäfte. Noch einmal sage ich Euch, bleibt ruhig und ermahnet Eure

[1]) Khevenhiller XI, 1880. Soldat suedois S. 119 flg. — [2]) Chemniz I, 227 b. — [3]) Soldat suedois 118 flg. Arkenholz Staatspapiere bei Mauvillon S. 387.

Brüder zum Gehorsam, dann, aber auch nur dann, soll Euch Nichts geschehen."

Die evangelische Geistlichkeit in Erfurt und im Stadtgebiete, die protestantischen Lehrer der dortigen Universität, die Beamten dieser Anstalt, und Alles, was zur Kirche und Schule gehörte, nahm er unter seinen besondern Schutz, erklärte sie und ihre Güter frei von jeder Kriegssteuer, Einquartierung u. dergl., kurz er versäumte Nichts, was dazu dienen mochte, ihm die bleibende Anhänglichkeit der geistlichen Zunft zu erwerben [1]. In Erfurt wurde auch das Bündniß mit dem Hause Weimar vollends abgeschlossen und zwar auf ähnliche Bedingungen, wie das hessische. Es sollte den Herzogen gestattet seyn, mit eigenem Kriegsvolk Eroberungen in den Gebieten der Liga zu machen. Doch traten bei diesem wichtigen Artikel gewisse geheime Verhältnisse ein, welche bewirkten, daß die beutegierigen Fürsten von Weimar ihren Zweck nicht so leicht erreichten. Thatsache ist es, daß der älteste von den Weimarschen Brüdern, Herzog Wilhelm, mit dem jüngsten, Bernhard, wegen bloßer Hoffnungen auf Beute in den eifersüchtigsten Streit gerieth, daß Beide bald Ursache zur Unzufriedenheit mit dem Könige zu haben glaubten. Wir sind der Meinung, daß Gustav Adolf die Eifersucht zwischen zwei so ehrsüchtigen Geistern insgeheim anschürte, um vor ihren Eingriffen gesichert zu seyn. Wie den Fürsten von Anhalt in Halle, so setzte Gustav Adolf den Herzog Wilhelm von Weimar zu seinem Statthalter über Erfurt und ganz Thüringen ein, und gab ihm den Auftrag, ein Heer zu errichten, dessen Befehl der Herzog unter des Königs Oberaufsicht führen sollte. Da aber Herzog Wilhelm noch keine oder nur wenig Soldaten hatte, und also auch seine neue Statthalterschaft nicht vertheidigen konnte, ließ der König ein Regiment zu Pferd und vier zu Fuß in Erfurt zurück und vergaß auch nicht, einen eigenen nur dem König selbst verantwortlichen Stadtkommandanten in der Person des Obersten Löwenstein zu ernennen. Wenn das neue Heer angeworben seyn würde, sollten dann die zurückgelassenen Truppen wieder zum Könige stoßen und dem Herzoge freien Raum lassen [2].

Aus diesen Anordnungen geht hervor, daß Gustav Adolf Erfurt für sich behalten und doch bei seinen neuen Verbündeten Hoffnungen auf den Besitz des schönen Platzes erwecken wollte. Die Politik gebot ihm, den Kurfürsten von Sachsen, wie die Ernestinischen Herzoge durch einen vor Augen gehaltenen Kampfpreis zu ködern, er gab sich daher den Schein, diesen Fürsten etwas zu schenken, indem er die Stadt ihnen Treue schwören ließ, hob aber das Geschenk sogleich wieder auf, indem er es beiden Häusern, die sich tödtlich haßten, zugleich verlieh. Der Ausbruch von Streitigkeiten zwischen Kursachsen und den Ernestinern war vorauszusehen. Dies Verhältniß sicherte dem Könige das Schieds-

[1] Chemnitz I, 227 b. — [2] Chemnitz I, 228 a. Röse „Bernhard" I, 155 unten flg.

richteramt. Zu demselben Zwecke wurden auch die Vorrechte des Stadtmagistrats bestätigt, denn jetzt hatte noch ein Dritter drein zu sprechen, der ganz vom Könige abhieng. Ueberdies blieb eine schwedische Besatzung, trotz der Weimar'schen Statthalterschaft, in Erfurt zurück, und um dieselbe dauernd und unablösbar zu machen, erklärte Gustav Adolf Erfurt für die Residenz seiner Gemahlin. Denn es war ganz natürlich, daß in dem Orte, wo die Königin weilte, auch schwedische Soldaten standen.

Den 26. September (a. St.) brach das königliche Heer wieder von Erfurt auf. Eine Abtheilung zog unter Baudissen über Gotha, mit dem Befehl vor Würzburg mit dem König zusammenzustoßen. Mit den Andern rückte Gustav Adolf selbst auf Arnstadt, erreichte am folgenden Tage Ilmenau, und trat am 29. September (a. St.) den beschwerlichen Marsch durch den Thüringer Wald an; drei Tage wurden dazu gebraucht. Unterwegs bemächtigten sich die Schweden des Schlosses Unter-Maßfeld, dessen Befehlshaber auf der Hasenhetze gefangen wurde. In den ersten Tagen des Oktober erschien Gustav Adolf vor Königshofen, dem Schlüssel zum Stifte Würzburg. Nachdem in der Nähe ein Haufe Bauern, die sich zur Wehre gesetzt hatten, niedergehauen worden, erklärte der Kommandant auf die ersten Schüsse sich zur Uebergabe bereit. Die Schweden fanden große Vorräthe von Waffen, Lebensmitteln und Kirchenkleinodien, die man aus der umliegenden Gegend nach Königshofen geflüchtet hatte. Das ganze katholische Franken erbebte, der Würzburger Bischof entfloh aus seiner Residenz, obgleich der König ihm vortheilhafte Bedingungen und allen Katholiken seinen Schutz antragen ließ [1]).

Von Königshofen ging der Marsch auf Schweinfurt. Ein schwedischer Rittmeister, Olussohn Orenhäupt, der mit seiner Schwadron die Vorhut bildete, stieß unterwegs bei dem Marktflecken Lauringen auf einen Haufen bewaffneter Bauern, die sich unter dem Befehl eines würzburgischen einäugigen Hauptmanns in einem steinernen Hause verschanzt hatten und wie Verzweifelte fochten. Der Rittmeister konnte das Haus, das den Weg beherrschte, nicht umgehen, also ließ er seine Leute absitzen, stürmte auf die Bauernfestung los, bemächtigte sich derselben nach kurzem Kampf und hieb die unglücklichen Vertheidiger nieder; der Hauptmann wurde gefangen genommen. Auch die Schweden verloren mehrere Reiter und der Rittmeister selbst erhielt einen tödtlichen Schuß in den Schenkel. Als der König später auf dem Platze ankam, gerieth er über den Widerstand des einäugigen Hauptmanns und über den Verlust seiner Leute in solchen Zorn, daß er sich vergaß, und den Gefangenen aufzuhängen befahl. Es scheint, daß Gustav Adolf's Umgebung eine That verhindern wollte, welche dieser später bei abgekühltem Blute hätte bereuen müssen. Der Gewaltige oder Henker war nicht zu finden. Ueber

[1]) Chemnitz I, 230 b. flg.

diesem Verzug bekam der Unglückliche Zeit sich loszubitten. Das Leben ward ihm geschenkt, auf die Bedingung, die schwächste Seite des Würzburger Schlosses zu verrathen [1]).

In Schweinfurt, einer protestantischen Reichsstadt, die durch vorangeschickte Briefe gewonnen war, fand der König keinen Widerstand. Eine Gesandtschaft des Rathes zog ihm entgegen; man bewilligte Alles, was Gustav Adolf verlangte, in Gutem. Eine mäßige Besatzung wurde in der Stadt zurückgelassen. Den $\frac{3}{13}$. Oktober erreichte der König Würzburg. Diese Residenz des Fürstbischofs liegt am Main, der die Stadt in zwei ungleiche Theile scheidet. Sie war schlecht befestigt, für desto haltbarer galt das Schloß Marienberg, welches die andere Seite des Flusses beherrscht. Es erhebt sich auf einem Felsen, der auf der Wasserseite so steil ist, daß man hier nicht beikommen kann. Landeinwärts fällt die Höhe sanfter ab, und bietet einen Zugang dar. Ein tiefer, in den Felsen gehauener, aber nur schmaler Graben trennte dort das Schloß von dem Vorhofe, der durch einen halben Mond gedeckt war. Gustav Adolf fand bei seiner Ankunft das Thor zur Vorstadt geschlossen und mit Mist dergestalt verrammelt, daß die angelegte Petarde keine Wirkung that; doch erfolgten nur wenige Schüsse von den Thürmen herab, ungehindert konnten die schwedischen Musketiere den Unrath wegräumen, die Thorflügel mit Aexten einhauen. Einige Regimenter setzten sich in der Vorstadt fest, der König ließ den Magistrat auffordern.

Die Besatzung hatte sich ins Schloß zurückgezogen und die Brücke hinter sich abgebrannt, alle Mitglieder der bischöflichen Landesregierung waren mit dem geistlichen Oberherrn davon geflohen. Unter diesen Umständen blieb dem sich selbst überlassenen Magistrate nichts Anderes übrig, als sich zu ergeben. Noch am Abend des $\frac{4}{14}$. wurden zwei Unterhändler, ein schottischer Mönch und ein weltlicher Beamter, zum Könige hinausgeschickt, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Gustav Adolf sandte dagegen zwei seiner Offiziere als Geißel hinein, die im Gasthofe zum Falken auf Kosten des Magistrats trefflich bewirthet wurden, aber während der Nacht keine geringe Gefahr liefen. Die Fußknechte nämlich, welche in der Vorstadt lagen, hatten sich etlicher Fässer Frankenweins bemächtigt, sie gingen etwas unvorsichtig mit dieser eben so willkommenen als wenig gekannten Leckerei um, und gaben auf Feuer und Licht zu wenig acht, also daß etliche schlechte Hütten angezündet wurden. Die in der Stadt schrien nun über Verrath, sie meinten, es sey Gustav Adolf's Absicht, Würzburg einzuäschern. Ein Haufe Volks, mit Mönchen untermischt, lief vor dem goldenen Falken zusammen, und erhob blutgieriges Geschrei; doch ließen sie sich endlich durch besonnenere Leute besänftigen, besonders als man sah, daß die Knechte in der Vorstadt sich alle Mühe gaben, das Feuer zu dämpfen, was ihnen auch gelang.

[1]) Chemnitz I, 231.

Des Morgens frühe wurden dem Könige die Thore geöffnet, worauf er mit einigen Fußregimentern hineinzog, und sogleich Anstalten traf, die Brücke wieder herzustellen, und das Schloß mit Gewalt zu nehmen. Oberst Axel Lilia setzte mit einer Anzahl Musketiere unter dem Schlosse auf Nachen über den Main, und bemächtigte sich trotz des heftigsten Feuers, das von der Burg herabhagelte, der jenseitigen Vorstadt. Zu gleicher Zeit wurden Balken und Bretter über die noch stehenden Joche der Mainbrücke geworfen, und nun drang der Schotte Ramsay mit einem guten Theile des Fußvolkes hinüber. Die Besatzung des Schlosses leistete hartnäckigen Widerstand, Flinten- und Kanonenkugeln wütheten in die Wette unter den Uebersetzenden, welche sehr viele Leute verloren. Beinahe hätte Gustav selbst das Leben eingebüßt. Er stand hinter dem Stadtthor, das der Brücke zugekehrt war, und schaute durch eine kleine Oeffnung den Anstrengungen seiner Streiter zu; als er sich ein wenig vorbeugte, um einen Befehl zu ertheilen, schlug eine Kugel hart neben ihm in die Mauer, also daß er mit Kalk und Staub bedeckt wurde.

In den nächsten Tagen errichteten die Schweden eine Batterie, schoßen den Wartthurm, der in der Mitte des Schloßberges stand, in Grund und näherten sich auf der Rückseite dem Schlosse, so daß zum Sturme auf den Halbmond geschritten werden konnte. Der erste Angriff wurde abgeschlagen, eine erneuerte Aufforderung zurückgewiesen. Schon lagen 300 todte Schweden am Fuße des Halbmondes. Ein zweiter Sturm, in der Frühe des $\frac{7}{17}$. Oktobers unternommen, gelang. Abermal führte Oberst Axel Lilia die Vorhut, das blaue Regiment sollte ihn unterstützen, andere folgten. Ehe der Tag graute, ward der Halbmond angefallen, und auf Sturmleitern erstiegen, das äußere Schloß gerieth in die Gewalt der Schweden. Die geschlagenen Feinde flüchteten in dichten Haufen auf die Zugbrücke und dem innern Schlosse zu. Um seine flüchtigen Leute zu retten, hatte der Kommandant befohlen, die Brücke herabzulassen, aber weil der Feind auf der Ferse folgte, nicht das Hauptthor, sondern nur ein Nebenpförtchen zu öffnen gewagt. Hiedurch entstand entsetzliches Gedränge auf der Brücke. Reihenweise wurden die Flüchtlinge von den nachsetzenden Schweden niedergestoßen, die Brücke lag voll Todter. Als nun der Kommandant dieselbe aufziehen lassen wollte, konnten die Zugketten die schwere Last nicht mehr heben, die Schweden drangen in den Thorweg, und sprengten die große Pforte mit einer Petarde, worauf sich das Gemetzel in den innern Schloßraum ergoß. Der Schloßkommandant, Rittmeister Ad. Heinrich Keller v. Schleitheim, ließ Schamade schlagen. Es half nichts mehr. Unter dem Rufe: „Magdeburger Quartier" wurde das Morden fortgesetzt. Todt lagen alle Vertheidiger des Marienbergs in den Höfen herum, nur den Kommandanten verschonte der schwedische Oberst Leonhard Torstensohn, aber unter der Bedingung, daß er die verborgensten Gewölbe, wo Schätze lägen, anzeigen solle [1].

[1] Chemnitz I, 232 flg. Soldat suedois S. 131.

Die Leichen von etlichen und zwanzig Mönchen, die aus Geiz oder Fanatismus mitgefochten, waren unter die todten Streiter gemischt. Doch hatte auch List den Schein des Todes benützt, um sich vor der Wuth des Feindes zu retten. Als Gustav Adolf nach erfolgter Einnahme das Schloß betrat, fielen ihm die rothen, lebensfrischen Gesichter etlicher Daliegenden auf. „Stehet auf," sprach er lächelnd, „es soll Euch Nichts geschehen," und auf sein Wort erhoben sich von den Hunderten der wahrhaft Todten Etliche, denen noch das Herz schlug [1]. Die Beute an Gold, Silber, Kleinodien, Kleidern und Hausgeräthe war unermeßlich, denn die ganze Umgegend hatte ihre Schätze in das Würzburger Schloß geflüchtet, der Bischof selbst gehörte zu den reichsten Prälaten, und konnte bei seiner eiligen Flucht nur das Wenigste mitnehmen. Mehrere tausend Fuder des köstlichen Frankenweins fanden die Sieger in den bischöflichen Kellern. Dreißig Stücke Geschütz, viel Pulver, ein Marstall voll schöner Pferde, die bischöfliche Bibliothek fiel dem Könige zu. Gustav Adolf überließ den größten Theil dieser Beute seinen Soldaten. Ein kleiner Koffer voll Dukaten war gefunden worden, etliche Musketiere erhielten Befehl, denselben herauszutragen und dem Könige zu bringen. Unterwegs brach, sicherlich nicht ohne Schuld der Träger, der Boden zusammen, die Dukaten rollten heraus. Unter dem Schein, ihrem Könige den Schatz zu retten, lasen die Soldaten die Goldstücke zusammen, ließen aber manche in die Aermel ihrer Wämser hineinschlüpfen. Der König merkte [2] es und sagte lachend: „ich sehe schon, es soll nicht mein gehören, laßt die Schelme ihr Eigenthum wegnehmen." Seit dieser Zeit waren die Thaler so häufig im schwedischen Heere, daß gemeine Knechte Hunderte in ihrem Beutel trugen [3], aber auch die Kriegszucht verfiel von nun an sichtlich. Etwa hundert Weiber, worunter viele Nonnen, hatten sich in das Schloß geflüchtet; sie wurden nicht nur am Leben erhalten, sondern blieben auch unangetastet, mußten jedoch Lösegeld bezahlen [4]. Der König ließ einiges Geräthe, das den Bürgern Würzburgs gehörte, zurückgeben [5]. Freilich mag es nicht viel Werth oder wenig Anziehungskraft für die Soldaten, durch deren Hände es ging, gehabt haben.

Sogleich nach erfolgter Einnahme des Schlosses wurde eine Regierung für die fränkischen Eroberungen in Würzburg eingesetzt [6]. Der König begleitete diese wichtige Anordnung mit einer Proklamation [7]: „er sey nur darum nach Deutschland gekommen, um die deutsche Freiheit zu retten und der Unterjochung aller Nationen vorzubeugen. Bei diesen wohlwollenden Absichten hätte er mit Recht gehofft, daß nicht nur die Protestanten, sondern auch die Katholiken ihn unterstützen würden, da ein

---

[1]) Soldat suedois S. 130. — [2]) Harte I, 708. — [3]) Soldat suedois S. 131. — [4]) Khevenhiller XI, 1883. — [5]) Soldat suedois S. 131 unten flg. — [6]) Man sehe Scharold Geschichte der schwedischen Zwischenregierung im Fürstbisthum Würzburg 1842 I. Heft, S. 59 flg. — [7]) Chemnitz I, 236.

gemeinschaftliches Interesse wider den tyrannischen Kaiser Beide beseelen müsse. In seinem Bündnisse mit der Krone Frankreich sey daher den Mitgliedern der Liga ausdrücklich Neutralität vorbehalten worden. Nichtsdestoweniger hätten die Bischöfe die feindseligste Gesinnung gegen den Befreier Deutschlands an den Tag gelegt, und den König dadurch zum Einfalle in das Herz von Franken gezwungen. Damit das Land und die armen Unterthanen nicht die Beute böser Menschen würden, habe er eine neue Regierung errichtet, bis Gott einen dauernden Frieden schenke. Alle Amtleute, Schultheißen, Beamte, Räthe und Gemeinden sollten sich vor derselben stellen und den Huldigungseid leisten. Wer gegen die neu eingesetzte Obrigkeit sich gehorsam erweise, werde sich der königlichen Huld zu erfreuen haben, Uebertreter und Halsstarrige müßten die schärfsten Strafen erwarten." An Widerstand war nicht mehr zu denken, das ganze Bisthum und auch die angränzenden Gebiete befanden sich in der Schweden Gewalt, die nach allen Seiten Partheien ausschickten. Franken hatte bisher von den Uebeln des Krieges wenig gelitten, alle Plätze waren mit Korn, Wein und anderen Vorräthen aufs Beste versehen. Ein früher noch nie erlebter Ueberfluß herrschte im schwedischen Heere, so daß die Soldaten eine Kuh um einen Reichsthaler, ein Schaaf um fünf Batzen[1]) verkauften. „Unsere Bursche," schrieb[2]) damals Salvius, „gewöhnen sich trefflich ans Weinland da oben. In den polnischen Kriegen mußten sie meist mit Wasser und verschimmeltem grobem Brode zur Suppe vorlieb nehmen; nun macht sich der Finne seine kalte Schale in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln." Das Stift war aber auch die erste deutsche Landschaft, welche den Uebermuth schwedischer Hauptleute und Soldaten erfuhr[3]). Im Uebrigen benützte der König die gemachte Beute, um neue Regimenter anzuwerben; viel Volk zu Roß und Fuß lief ihm zu, und weit stärker als zuvor verließ das schwedische Heer die fränkischen Lande.

Alle diese Fortschritte fanden fast unter den Augen Tilly's statt, zu dem wir uns jetzt wieder wenden müssen. Nachdem er in Halle die in der Breitenfelder Schlacht empfangenen Wunden hatte verbinden lassen, erreichte er den $\frac{10}{20}$. September Halberstadt, wo er drei Tage blieb und viele flüchtigen Truppen an sich zog. Die Besorgniß, von den siegreichen Schweden überfallen zu werden, trieb ihn schon am $\frac{13}{23}$. weiter. Er übergab dem Magistrate die Schlüssel der Stadt, welche derselbe seit 6 Jahren nicht mehr in Händen gehabt, ermahnte ihn zur Treue gegen den Kaiser, und brach in Gesellschaft des Administrators Johann Reinhardt von Metternich und mehrerer andern Ordensleute, welche die Ankunft der Schweden nicht abwarten wollten, nach dem Stifte Hildesheim auf[4]). Pappenheim war inzwischen zu ihm gestoßen, Hilfstruppen, welche der Kurfürst von Köln geworben, wurden herbeigerufen. Den 3. Oktober

[1]) Khevenhiller XI, 1884. — [2]) Geijer III, 199. — [3]) Man vergl. Scharold, a. a. O. S. 28 flg. 39 flg. 46 flg. 65 flg. — [4]) Chemnitz I, 229 b.

(n. St.) schlug Tilly bei Corvey eine Brücke über die Weser, vereinigte sich dort mit dem kurkölnischen Volke, das aus drei Regimentern zu Fuß und zwei zu Roß bestand; zugleich erhielt er von Hameln 12 Stücke Geschütz. Indeß lief die Nachricht ein, daß Gustav Adolf keineswegs, wie man gefürchtet hatte, das geschlagene Heer verfolge, sondern sich nach Thüringen gewendet habe. Also beschloß Tilly dem Könige nachzuziehen, brach am 6. Oktbr. (n. St.) von Corvey auf, wo er den Grafen Gronsfeld mit einigem Volke zurückließ, um den Strom zu decken, und zog über Warburg im Stifte Paderborn nach Fritzlar in Hessen, wo er den $\frac{2}{12}$. Oktober ankam. Den folgenden Tag stießen Aldringen und Fugger mit ihren Abtheilungen zu ihm. Das kaiserliche Heer war jetzt wieder so stark, als vor der Breitenfelder Schlacht; bei einer Musterung, die in diesen Tagen gehalten wurde, fanden sich 18,000 Mann zu Fuß, 182 Kornet Reiter und 26 Stücke Geschütz[1]). Die ganze Last dieser Macht fiel auf den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Seine Besitzungen wurden fürchterlich verheert, und er mußte sich, das Land seinem Schicksal überlassend, in die festen Plätze verkriechen. Der Landgraf hatte gehofft, daß Gustav Adolf von Erfurt ihm zu Hilfe ziehen werde. Zu den Leiden des Krieges kam noch die Bitterkeit getäuschter Erwartungen. Unter dem $\frac{2}{12}$. Oktober schrieb[2]) er an den Herzog von Weimar: „Ich armer Geselle bin jetzo ganz verlassen und doch habe ich zu der (evangelischen) Sache und zum Könige vielleicht die meiste Treue verspüren lassen. Der Feind liegt mir mit 120 Kornet und über 100 Fahnen zu Fuß im Land, brennt und verdirbt mich. Niemand hilft mir, sondern Alles wendet sich von mir ab. Gott erbarme sich und verzeihe Denen, so Schuld daran sind, und den König überredet haben, daß der Feind schon aus dem Lande weg sey. Ich bin so ganz zu Grunde gerichtet, daß ich aus meinem Lande nichts mehr zu leben habe.“ Man sieht aus diesem Beispiele, welchen Keim zur Eifersucht und Zwietracht, bei der großen Masse vornehmer Verbündeten, deren Jeder besondere Rücksicht vom Könige verlangte, auch der kleinste Anlaß in sich trug. Ein Glück war es für Hessen, daß die reißenden Fortschritte Gustav Adolf's in Franken den kaiserlichen Obergeneral anderswohin trieben. Den $\frac{9}{19}$. Oktober verließ Tilly Fulda, wohin er von Fritzlar gezogen war, und brach nach dem Main auf, um Würzburg zu befreien. Unterwegs stieß (den $\frac{1}{2}\frac{3}{3}$. Oktbr.) bei Miltenberg ein neuer Kampfgenosse, der hier zum Erstenmal auftritt, Herzog Karl IV. von Lothringen, mit 12,000 Mann zu ihm.

Dieser Prinz, obwohl geborner Herr von Land und Leuten, erneuerte auf kurze Zeit das Angedenken jener Bandenführer, die im ersten Abschnitt des 30jährigen Krieges ihre Rolle ausgespielt, der Mannsfelde, der Braunschweiger Christiane. Noch schlugen in ihm, wie in den beiden Letztern, die Pulse des abgelaufenen Mittelalters. Mit dem Feuer, aber

---

[1]) Chemnitz I, 230 a. u. 234 a. — [2]) Röse Bernhard I, 362 Note 21.

auch mit der ganzen Leichtigkeit des französischen Blutes ausgestattet, warf er sich, ohne seine Mittel zu berechnen, in den Strudel neuer Unternehmungen, welche Glanz verhießen, gab sie aber ebenso schnell wieder auf, je nachdem das Blut, dessen Eingebungen er folgte, in der ersten Hitze aufwallte, oder sich beruhigte und träger floß, als ein Held, ein Abenteurer, ein Weichling, ein Thor, handelnd. Nach dem Verluste der Breitenfelder Schlacht hatte der Kurfürst von Baiern, sein Verwandter, ihn bearbeitet. Karl rüstete, trat jedoch, durch Richelieu's Drohungen geschreckt, wieder zurück. Nun ließ ihm der Kaiser einen Kurhut anbieten, der dem Sachsen oder Brandenburger abgenommen werden sollte [1]. Diesem Zauber konnte der lothringische Herzog nicht widerstehen, entblößte sein eigenes Land, und zog mit einem Heere von 12,000 Mann unweit Worms über den Rhein, um Tilly's Macht zu vergrößern. Bei Miltenberg am Maine fand die Vereinigung statt; der bairische Obergeneral hatte jetzt gegen 40,000 Mann, fast doppelt so viel als Gustav Adolf, unter seinem Befehle, und doch setzte dieser seine Eroberungen in Ruhe fort, als stünde kein Feind in der Nähe. Mehrere Schriftsteller [2] haben den König deßhalb eines groben Fehlers bezüchtigt. Was wäre geschehen, sagen sie, wenn Tilly im Rücken der Schweden den Thüringer Wald besetzt und dann den König zu einer neuen Schlacht genöthigt hätte. Gewann Gustav Adolf, so war er, behaupten sie, von Norddeutschland abgeschnitten, weil jenes Gebirge auch dem geschlagenen Heere Tilly's unangreifbare Stellungen darbot. Wurde dagegen der König geschlagen, so hörte der Krieg auf, und die Schweden fanden in Deutschland ihr Grab. Wir halten diese Einwürfe für unbegründet, weil sie keine Rücksicht auf die Verhältnisse nehmen. Ein guter Feldherr soll nicht nach allgemeinen Regeln der Schule, sondern nach Erfund der Umstände handeln, und der Sieger darf gegenüber einem geschlagenen Heere Vieles wagen, was sonst unvorsichtig wäre. Gustav Adolf verfuhr so, weil er voraussetzte, daß Tilly nicht angreifen werde, und diese Voraussetzung war richtig. Der Kurfürst von Baiern hatte seinem General gemessenen Befehl zugeschickt, keine Schlacht mehr zu wagen. Khevenhiller erzählt [3], Tilly habe diese Weisung seines Gebieters mit tiefem Schmerze empfangen, und mit Thränen in den Augen sich beklagt, daß er den erlittenen Schimpf nicht rächen dürfe. Da er zu spät gekommen war, um Würzburg zu retten, besetzte er die umliegenden Städte am Main, Rhein und Neckar: Mainz, Aschaffenburg, Dieburg, Steinheim, Heidelberg, Worms. Ein Versuch, Hanau in seine Gewalt zu bekommen, scheiterte an der Festigkeit des Grafen von Hanau, dagegen nahm er Schloß und Stadt Bobenhausen mit List [4].

---

[1] Chemnitz I, 234 a. — [2] Namentlich der geschwätzige, hochfahrende Bülow, der in theoretischen Dingen den Mund sehr voll nimmt, im praktischen Leben wenig Verstand bewies, übrigens aber doch ein guter Kopf war. Gustav in Deutschland II, 83 flg. — [3] Khevenhiller XI, 1884. — [4] Das. S. 1885 flg. und Soldat suedois S. 141.

Auch Gustav griff weiter um sich. Gegen Ende Oktober schickte er eine Abtheilung auf Wertheim. Dieselbe überfiel unterwegs, während der Nacht, ein kaiserliches Regiment unter dem Obersten Piccolomini, jagte dasselbe auseinander, und nahm Wertheim im ersten Anlauf. Weiter zogen die Schweden auf Rothenburg an der Tauber, in welcher Reichsstadt 600 Kaiserliche als Besatzung lagen. Bei Annäherung der Schweden empörte sich die Garnison wegen Soldrückstandes, zwang die Offiziere zur Kapitulation, und nahm, um vor Strafe gesichert zu seyn, bei den Schweden Dienste. Ein Haufe lothringisches Volk stand nicht weit von Rothenburg, die Schweden zogen sogleich gegen diesen Feind, der an nichts weniger dachte, als den Gegner auf dem Nacken zu haben. Die Lothringer wurden überrascht, zersprengt, verloren zwei Standarten und viele Gefangene. Unter den Letztern befand sich der Kriegskommissär Masson, den man erwischte, wie er eben mit seinen Hatschiren im Lande herumzog, um Geld von den Einwohnern zu erpressen [1]).

Indessen hatten alle umliegende und auch einige entferntere protestantische Reichsstände, geschreckt durch des Königs Drohung, daß er längeres Zuwarten als Abgeneigtheit, Neutralitätsgesuche als offene Feindseligkeit betrachten werde, besondere Bündnisse [2]) mit der Krone Schweden abgeschlossen, kraft deren sie sich verpflichten mußten, eine monatliche Kriegssteuer an die Kasse des Königs zu zahlen, und dagegen das Versprechen von Vergrößerung auf Kosten der Liga erhielten [2]). Auch der Bischof von Bamberg war mit dem Könige in Unterhandlung getreten, aber nur zum Schein und in der Absicht, Zeit zu gewinnen. Gustav Adolf verlangte von ihm eine Brandschatzung von drei Tonnen Goldes, Einräumung seiner Festungen Forchheim und Kronau, eine monatliche Steuer von gleichem Betrag, wie diejenige, welche er seither zur Kasse der Liga gezahlt, und Abberufung seiner Truppen vom katholischen Heere. Der Prälat nahm die Miene an, als ob er diese Bedingungen billig finde, gab aber vor, erst seine Landstände befragen zu müssen. Der König wollte seine Zeit nicht mit einer kleinen Eroberung zersplittern, da ihm viel wichtigere entgegen winkten, und zog nach dem Rhein, ohne Bamberg bezwungen zu haben. Nun warf der Bischof die Maske ab und verweigerte jede Leistung, ward aber dafür im folgenden Jahre gezüchtigt [3]).

In den letzten Tagen des Oktober beorderte Gustav Adolf den Oberstlieutenant Christoph Haubald zu einem Unternehmen auf die Stadt Hanau [4]), die damals noch einen eigenen Grafen hatte, aber von kaiserlichem Volke besetzt war, das zugleich in Pflichten des Grafen stand. Mit einer Abtheilung Dragoner und Kürassire trat Haubald in Eilmärschen den Zug an, und erschien den $\frac{1}{11}$. Nov. 1631, Morgens Frühe 5 Uhr, unbemerkt von dem Feinde vor dem Orte. Seine Dragoner saßen so-

[1]) Soldat suedois 162 flg. Khevenhiller XI, 1885. — [2]) Chemniz I, 235. — [3]) Soldat suedois S. 161. Chemniz I, 237 b. Khevenhiller XI, 1884 unten flg. — [4]) Chemniz I, 238 b flg. Khevenhiller XI, 1890 flg.

gleich ab, erstiegen auf Leitern die Wälle der Altstadt, und öffneten eines der Thore den Kürassieren. Nach kurzem Kampfe ward die Besatzung übermannt, doch nicht ohne daß außer den Soldaten viele Bürger das Leben verloren. Am folgenden Tage ergab sich die von der Altstadt durch eine Mauer getrennte Neustadt mit Kapitulation. Auf die Nachricht von der Einnahme Hanaus brach der König den $\frac{6}{16}$. November mit 20,000 Mann von Würzburg auf, wo Feldmarschall Horn mit einem starken Heerhaufen zurückblieb, um Franken zu decken. Die Schweden zogen auf beiden Ufern des Maines einher, und nahmen wie im Fluge Steinheim, Aschaffenburg und Seligenstadt. Von letzterem Orte aus ging Gustav nach Hanau hinüber, stattete dem Grafen einen Besuch ab, der ihn als seinen Befreier empfing, und sprach seinen Schmerz darüber aus, daß bei Einnahme der Stadt das Blut von Bürgern geflossen sey. Um den Eifer des Grafen zu verstärken, schenkte er der Mutter desselben, einer Tochter Wilhelm's des Oraniers, die Stadt Steinheim. Sein weiterer Marsch ging auf Frankfurt. Von Offenbach aus ließ er den Magistrat durch den Grafen Philipp Reinhardt von Solms auffordern, dem schwedischen Heere die Stadt zu öffnen. Der Rath ahmte dem Beispiele der andern deutschen Stände nach: eine Frankfurter Gesandtschaft erschien im königlichen Lager und bettelte um Neutralität. Sie sprach [1]) ein Langes und Breites von den Pflichten der Bürgerschaft gegen den Kaiser, von den Gefahren, welche ein schwedisches Bündniß ihren Messen und andern Privilegien bringen könnte. Der König antwortete: „es befremdet mich, daß Ihr blos von Euren Messen redet, wo es sich um Glauben, Freiheit und das Wohl des Reiches handelt. Ich habe von der Insel Rügen an bis zum Main herauf den Schlüssel zu allen Festungen gefunden, und werde ihn auch zu Eurer Stadt finden, im Fall Ihr mir den Durchgang verweigert." Die Gesandten baten ihn wenigstens um die Vergünstigung, vorher mit dem Kurfürsten von Mainz über das königliche Gesuch berathschlagen zu dürfen. Gustav schlug das Verlangen rund ab. „Ich bin jetzt für Euch der Kurfürst von Mainz," fuhr er fort, „denn ich habe seine Stadt Aschaffenburg in meiner Gewalt. Ich will Euch eben so kräftige Absolution ertheilen, als dieser Prälat. Gerne würde ich Euch mit meinem Ansinnen verschonen, wenn mich nicht die äußerste Noth dazu zwänge. Deutschland ist ein sehr kranker Körper, der nur durch heftige Mittel geheilt werden kann, und wenn Ihr Frankfurter einige Beschwerlichkeiten davon habt, so bedenkt, daß es mir selbst nicht besser geht. Ich sehe wohl, Ihr möchtet mir gerne nur den kleinen Finger reichen, aber ich will die ganze Hand."

Mit diesem ungnädigen Bescheide zogen die Gesandten heim. Gustav Adolf ließ dem Magistrate keine Zeit zu neuen Zögerungen. Den $\frac{1}{1}\frac{7}{7}$. November erschien das schwedische Heer in Schlachtordnung vor

---

1) Mauvillon nach geheimen schwedischen Quellen S. 421.

Sachsenhausen. Dem Rathe blieb keine andere Wahl, als die Stadt gutwillig zu öffnen, oder die Thore durch Petarden gesprengt zu sehen. Sie schlossen auf. Gustav Adolf zog durch Sachsenhausen, die Mainbrücke hinüber und dann mitten durch die Stadt und zum Bockenheimer Thore wieder hinaus. In Sachsenhausen blieb eine Besatzung von 600 Mann. Bei dem Durchritte brachte der König seinen Hut nicht auf den Kopf, nach allen Seiten rechts und links grüßte er huldvoll. Noch am nämlichen Tage berannten die Schweden das kurmainzische Städtchen Höchst. Die 300 Mann starke Besatzung kapitulirte den $\frac{17}{27}$. Abends 10 Uhr und trat in schwedische Dienste [1]).

Für einige Zeit ruhten nun die Waffen, weil politische Geschäfte den König in Anspruch nahmen. Der Kurfürst von Mainz, der sich nicht täuschte, daß der nächste Schlag ihm gelte, benützte diese Frist. Er ließ bei der Einmündung des Mains in den Rhein Pfähle einrammen, und mit Steinen gefüllte Bote versenken, damit die Schweden nicht zu Schiffe in den Rhein einlaufen könnten. Sodann nahm er 2000 von den Spaniern, die seit 9 Jahren die Pfalz besetzt hielten, in seine Hauptstadt auf. Dieselben schwuren, bis auf den letzten Mann zu fechten, allein der Kurfürst scheint ihren Versicherungen wenig getraut zu haben, denn er gebot seine Schätze in Schiffe zu packen und fuhr in Gesellschaft des Bischofs von Worms den Rhein hinunter, um in Cöln ein Versteck zu suchen. Zwischen den Spaniern und den Schweden kam es zu Gefechten. Eine Abtheilung der letzteren drang nach Kostheim, und hierauf bis nach Kastel gegenüber von Mainz vor, zum Erstenmale spiegelten sich schwedische Waffen in den Wogen des Rheinstromes. Die Spanier schossen fleißig herüber mit Kugeln von 40, 50 bis 70 Pfunden, thaten aber wenig Schaden. Ein anderer Haufe Schweden fiel in das Rheingau und machte bei Wallof eine Abtheilung Spanier und viele Bauern nieder, die zu den Waffen gegriffen hatten. Die schuldigen Dörfer mußten 45,000 Thaler Brandschatzung bezahlen [2]). Herzog Bernhard von Weimar, der meist die schwedische Vorhut führte, bemächtigte sich des Schlosses Ehrenfels gegenüber von Bingen, und nahm den Mäusethurm auf der dortigen Rheininsel. Um die nämliche Zeit stieß der Landgraf Wilhelm von Hessenkassel zum Heere des Königs. Nachdem ihm durch Tilly's Abmarsch an den Main Anfangs Oktober Luft geschafft worden war, hatte er sich an die Weser gewendet, die Stadt Münden durch Kapitulation genommen, dann einen Einfall in das Stift Paderborn gemacht und den dortigen Bischof ausgeplündert. Mitten unter diesen Fortschritten rief ihn ein Befehl Gustav's zu sich an den Main. Wilhelm brach mit 13 Kompagnien zu Roß, 4 Fußregimentern und 1300 Mann Landwehr auf und vereinigte [3]) sich unweit Höchst mit dem königlichen Heere.

[1]) Chemnitz I, 240 b. — [2]) Khevenhiller XI, 1900 flg. Chemnitz I, 241 flg. Soldat suedois S. 222 flg. — [3]) Rommel neuere Geschichte von Hessen IV, 160 flg.

Während dieser Vorgänge weilte Gustav Adolf zu Höchst und arbeitete an einem Bündnisse mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, dem er aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen, dessen Schwiegersohn Georg war, bessere Bedingungen zugestand, als allen andern Reichsständen. Georg mußte blos seine Veste Rüßelheim dem Könige, und zwar nur für so lange, bis Mainz erobert wäre, übergeben, sonst ward ihm Neutralität, Fortdauer des Gehorsams gegen den Kaiser, Befreiung von allen Kriegsbeschwerden, Musterplätzen u. dgl. vorbehalten. Der König fühlte, daß die Zugeständnisse, welche er dem Darmstädter Fürsten bewilligt, als böses Beispiel für andere gleich ängstliche oder erwerbgierige Gemüther wirken dürften und suchte sich für die erzwungene Großmuth durch Spöttereien an dem Landgrafen zu rächen. Die Gewohnheit, bei allen Partheien herumzuhinken, war so tief bei diesem Herrn eingewurzelt, daß er auch gegen Gustav Adolf seine alten Künste anwandte. Ein Kurfürst von Sachsen im Kleinen, machte Georg dem Könige von Schweden den Antrag, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen; evangelischer Seits bot er sich selbst und den Markgrafen von Culmbach als Vermittler an, von Seiten der Katholiken bezeichnete er den Erzherzog Leopold und den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg als geeignete Zwischenträger. Obgleich Gustav Adolf recht wohl wußte, daß bei diesem Geschäfte nichts herauskommen würde, lehnte er den Antrag nicht ab, wahrscheinlich, weil er den Schein, den Frieden verweigert zu haben, nicht auf sich laden wollte. Unterhandlungen wurden von Weitem gepflogen, sie kamen aber, wie Chemniz sagt [1] „zu keiner Blüthe, geschweige denn zu einiger Frucht und Reife.“ Alle drei Partheien handelten gleich aufrichtig. Gustav Adolf wollte den Kaiser hinhalten, damit er die Liga vollends ungehindert bezwingen könne; der Kaiser wünschte Zeit für seine neuen Rüstungen zu gewinnen, der Landgraf gedachte die Gnade beider großen Herren zu verdienen. Gustav Adolf machte sich über den Vermittler lustig. Bei Banketten und in den Versammlungen der deutschen Aristokratie, die später zu Mainz und Frankfurt sich um Gustav Adolf schaarte, nannte er den anwesenden Landgrafen „des heiligen römischen Reichs Erzfriedensstifter.“ Er wußte, daß Georg vom kaiserlichen Hofe Sold empfieng. Wenn er nun mit ihm spielte, und dem Darmstädter Geld abgewann, so pflegte er es lächelnd einzustreichen [2]) und zu sagen: „dieses Geld freut mich doppelt, einmal weil ich es gewonnen habe, und zweitens weil es kaiserliches Geld ist.“

Noch schloß der König in Frankfurt, wohin er sich von Höchst den $\frac{17}{27}$. November zurückbegab, ein Bündniß mit den Wetterau'schen Grafen ab, brachte den Magistrat vollends auf seine Seite, rüstete sich dann, Mainz anzugreifen, als die Nachricht einlief, daß Nürnberg durch Tilly schwer gefährdet sey. Sogleich entschloß sich Gustav Adolf, dieser wich-

[1]) Chemniz I, 241 a. — [2]) Rommel a. a. O. IV, 177 Note 230. Mauvillon S. 426 flg.

tigen Reichsstadt zu Hilfe zu eilen, damit nicht ein zweites Magdeburg aus ihr werde [1]).

Als die Schweden aus Franken gegen den Rhein hervorbrachen, hatte der Kurfürst von Baiern dem Feldhauptmann Befehl zugeschickt, Mainz seinem Schicksale zu überlassen und nach der bairischen Gränze zu ziehen. Maximilian I. zitterte vor dem Erfolge einer zweiten Schlacht, denn nach dem Verluste des Heeres, das unter Tilly stand, hätte er kein zweites mehr aufbringen können. Tilly verließ die Bergstraße, zog über Winsheim nach Ansbach, wo er den $\frac{10}{20}$. November ankam und das dortige Zeughaus ausleerte, auch vieler Pferde sich bemächtigte, die man aus der Umgegend in die Stadt geflüchtet hatte. Von Ansbach rückte er weiter nach Gunzenhausen, und verweilte daselbst bis zum $\frac{18}{28}$. November. Hier geschah es, daß die Eifersucht zwischen ihm und Pappenheim in offenen Zwist ausbrach. Der greise Tilly wiederholte täglich seine Klage, daß Pappenheim ihn um Ehre und Ruhm gebracht habe, und allein am Verluste der Breitenfelder Schlacht Schuld sey. Dieser antwortete mit Ausfällen auf die Zögerung und Unentschlossenheit des alten Generals, und bezüchtigte ihn, Baiern zu Liebe das deutsche Reich preis zu geben. Immer bitterer wurden die Vorwürfe, endlich nahm Pappenheim seinen Abschied von Tilly und brach mit seiner Mannschaft von Gunzenhausen nach Westphalen auf, um dort den Krieg auf eigene Faust fortzuführen [2]). Sey es, daß Tilly sich durch Pappenheim's Beschuldigungen getroffen fühlte, sey es, daß er fürchtete, jene Klagen möchten auf die Gemüther seiner übrig gebliebenen Soldaten, bei denen Pappenheim Alles galt, einen gefährlichen Eindruck machen: der alte General gab den Plan, nach der Donau zurückzuziehen, auf, und wandte sich nordwärts zu einer kriegerischen Unternehmung. Den $\frac{18}{28}$. November zog er über Schwabach gegen Nürnberg, und forderte die Stadt auf, sich zu unterwerfen, das schwedische Bündniß zu vernichten, Mundvorräthe zu liefern. Die Antwort lautete verneinend; jetzt rüstete sich Tilly zur Belagerung. Allein er hatte es mit einem entschlossenen Gegner zu thun. So zögernd auch diese Reichsstädter dem Bunde mit dem Könige beigetreten waren, so belebte sie jetzt ein kühner Geist. Am $\frac{12}{22}$. November rissen sie, auf die erste Kunde von Tilly's Marsch, ihre eigenen Gärten und Landhäuser ein, um Befestigungen an deren Stelle aufzuführen. Fast die ganze Bevölkerung schanzte, Kanonen wurden auf die Thürme und Wälle gebracht. Zwei neu geworbene Regimenter, 15 Fahnen zu Fuß, und 9 Kornet Reiter stark, standen unter dem Befehl des Grafen Solms im Dienste der Stadt, überdieß wurde die ganze Bürgerschaft unters Gewehr gerufen. Nach Khevenhiller's Zeugniß [3]) fanden sich bei einer Musterung 30,000 bewaffnete Bürger von 18 Jahren und darüber, woraus hervorgeht, daß die

[1]) Chemnitz I, 241 a. 242 a. — [2]) Das. S. I, 242. — [3]) XI, 1902.

schönste aller deutschen Reichsstädte damals noch eines Spätherbstes früherer Blüthe genoß.

So oft sich Tilly auf Kanonenschußweite näherte, wurde er nach Gebühr empfangen; die Stadtsoldaten und die Bürger wehrten sich gleich gut, sie machten glückliche Ausfälle. Nichts desto weniger rüstete sich Tilly zu einem Sturme, als ein unvorhergesehenes Ereigniß seine Pläne vereitelte. Ein Konstabler im bairischen Heere, der früher der Stadt Ulm gedient hatte, und dann von Fürstenberg gezwungen worden war, bei einem ligistischen Regimente unterzutreten, beschloß — ob durch Nürnbergisches Geld bestochen, oder aus eigenem Antrieb, ist ungewiß — wieder zu der protestantischen Sache überzugehen. Ehe er das Lager verließ, legte er den 23. November (a. St.) Abends eine brennende Lunte unter eines der ihm anvertrauten Pulverfässer und schlich sich dann nach der Stadt. Die Explosion war fürchterlich, 125 Centner Pulver — der ganze Vorrath Tilly's — wirbelten auf, viele Stücke wurden zerschmettert, viele Menschen verwundet oder getödtet. Ueberdies drohte die Unzufriedenheit der Soldaten, die seit längerer Zeit keinen Sold mehr empfangen hatten, und unter denen bei der strengen Jahreszeit Seuchen wütheten, in offene Meuterei auszubrechen. Khevenhiller berichtet [1]), Tilly habe voll Schmerz ausgerufen: „ich sehe, daß mir das Glück nimmer wohl will.“ Den 24. (a. St.) brach er sein Lager mit solcher Eile ab, daß viele Packwagen stehen blieben. Er theilte sein Heer in zwei Haufen, den einen schickte er über Lauf und die Oberpfalz nach Böhmen, um dem Kurfürsten von Sachsen die Spitze zu bieten; mit dem andern zog er selbst auf Gunzenhausen und Nördlingen dem Donaustrome zu [1]). In Nördlingen entließ er den bei ihm gebliebenen Rest der lothringischen Völker; ihr Herzog Karl war schon früher, durch einen Einfall der Franzosen bedroht, in sein Land zurückgekehrt [2]).

Gustav Adolf hatte einen Theil seines Heeres bis nach Hanau zurückgeschoben, als er den Entsatz Nürnbergs erfuhr. Sofort nahm er den Plan gegen Mainz wieder auf. Den $\frac{1}{11}$. Dezember verließ er bei schneidender Kälte die Stadt Frankfurt. Der Zug ging, trotz des Vertrages mit dem Landgrafen Georg, auf Darmstadt. Schnell wurden die von den Spaniern besetzten Städtchen Ladenburg, Bensheim, Weinheim, Heppenheim, das Schloß Starkenburg und Gernsheim genommen. Den $\frac{6}{16}$. Dezember setzte sich Gustav Adolf bei Stockstadt, eine halbe Stunde oberhalb einer Sternschanze, welche die Spanier gegenüber von Oppenheim aufgeworfen hatten, am Rheinstrome fest. Es fehlte an Schiffen, da der Feind fast alle zerstört hatte. In einem kleinen Nachen fuhr der König mit nur 3 Begleitern hinüber, um das jenseitige Ufer zu untersuchen. Es gelang, obgleich die spanische Strandwache sie schnell

[1]) Khevenhiller XI, 1902 flg. Chemnitz I, 242 flg. vergl. mit Soldat suedois S. 194 — [2]) Senkenberg V, 375.

wieder einzusteigen nöthigte. Während der Nacht brachte ein Nierensteiner Schiffmann zwei große Fahrzeuge herbei. Nun ward der Uebergang angeordnet. Die beiden Schiffe faßten auf einmal 300 Mann. So viele vom Leibregiment des Königs bestiegen dieselben am $\frac{7}{17}$. Christmonat Morgens 6 Uhr, und fuhren unter dem Befehl des Grafen Niklas Brahe hinüber. Kaum angekommen, wurden sie von mehr als tausend spanischen Kürassieren angefallen. Die Lage des Königs war peinlich; durch die Dämmerung hindurch sah er den Kampf des kleinen Häufchens der Seinigen gegen solche Uebermacht. Sie hielten fest, bis Andere nachrückten und nun die Spanier verjagten [1]. Der Uebergang über den Rhein hat auf die Einbildungskraft der Schweden denselben Eindruck gemacht, wie 182 Jahre später auf die preußischen Regimenter, welche im Winter 1813 nach Abschüttelung des Napoleonischen Joches den vaterländischen Strom mit Jubel begrüßten. An der Stelle, wo Gustav Adolf zuerst übersetzte, wurde zwischen Stockstadt und Gernsheim am Ufer des Flusses ein Denkmal errichtet. Auf einer hohen Säule ruht ein marmorner Löwe, der auf dem Kopfe eine Sturmhaube trägt, in der Kralle ein entblößtes Schwert hält. Dieses Monument ward im Jahre 1707, weil es um des feuchten Bodens willen dem Einsturz drohte, in einiger Entfernung vom Ufer auf eine Anhöhe versetzt.

Nachdem die Spanier vom Ufer vertrieben waren, ließ der König das Geschütz und den Rest des Heeres hinüberschaffen. Der Marsch ging auf Oppenheim, das im ersten Anlaufe genommen ward. Im Schlosse hielten sich 500 Spanier noch etliche Tage, sie mußten alle über die Klinge springen, nachdem der Sturm erfolgt war. Panischer Schrecken überfiel die Kriegsleute dieser Nation, die Kommandanten verließen die kleineren Orte und flüchteten theils nach Frankenthal, theils nach Mainz. Vor diesem Platze erschien Gustav Adolf den $\frac{9}{19}$. Abends, und fand Anfangs Widerstand. Als aber die Schweden trotz der großen Kälte sich den Thoren mehr und mehr näherten, als sie sich unter dem Jakobsberg eingegraben hatten, auf der andern Seite bis an den Stadtwall vorgedrungen waren und eine Petarde an eines der Thore anschraubten, als man endlich die Leitern zum Sturm herbeiführte: erklärte der spanische Befehlshaber Don Philipp de Sylva den $\frac{13}{23}$. Dezember, daß er zur Uebergabe bereit sey. Er erhielt mit der 2000 Mann starken Besatzung freien Abzug und wurde nach der Mosel hinunter geleitet. Die Sieger fanden in der Stadt 80 Stücke Geschütz, 120 Tonnen Pulver, große Vorräthe an Lebensmitteln und Weinen. Die Bürgerschaft mußte die Plünderung mit 80,000 Thaler abkaufen, die Juden und der katholische Clerus wurden noch besonders geschröpft. Der König nahm seine Wohnung auf dem kurfürstlichen Schlosse und ließ die Domkirche zum evangelischen Gottesdienst einrichten, bei welcher Gelegenheit die Lieder:

---

[1]) Chemnitz I, 243 flg. Khevenhiller XI, 1903 flg.

„Erhalt uns Herr bei deinem Wort," und „Nun lob meine Seele den Herrn" abgesungen wurden [1]).

Neue Fortschritte machten die Schweden während der Weihnachtfeiertage. Bei Trarbach überfiel der Rheingraf mit seinem Regimente 9 Fahnen Spanier, trieb sie in die Flucht, eroberte drei Kornete, bemächtigte sich dann der Stadt und des Amtes Simmern, erstieg den wegen seiner Weinberge berühmten Ort Bacharach, dessen Schloß, Stahleck genannt, jedoch erst im Januar fiel; später nahm er Boppart und Ober-Wesel durch Kapitulation ein. Während dessen hatte Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, den der König auf dem rechten Rheinufer zurückließ, die Bergschlösser Falkenstein und Reifenberg und die Veste Königsstein in seine Gewalt gebracht. Einer seiner Obersten, Konrad von Uffeln, eroberte Kaub, Gudenfels und die Pfalz am Rhein; Friedberg ging durch Kapitulation über. Wetzlar und Gelnhausen räumten die Spanier von selbst, ebenso Neustadt und Germersheim im jetzigen bairischen Rheinkreise. Speyer trat mit dem Könige in ein Bündniß, deßgleichen Worms, nachdem die lothringische Garnison ausgezogen war. In den letzten Tagen des Jahres 1631 führte Herzog Bernhard von Weimar einen glücklichen Handstreich gegen Mannheim aus. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Wachen daselbst schlecht besorgt würden. Den 29. Dezember (a. St.) Morgens frühe 3 Uhr galoppirte er mit 300 Reitern vor die Thore und verlangte schnellen Einlaß. Auf den Anruf, wer da sey, antwortete er, kaiserliches Volk, das vom Feinde verfolgt werde, und verloren sey, wenn man nicht eilends öffne. Unvorsichtiger Weise wurden die Thore aufgeschlossen, worauf Bernhard und seine Reiter zeigten, daß sie Schweden seyen. Die Ueberraschung ließ dem Kommandanten, Hauptmann Maraval, keine Zeit, sich zu wehren. Alle Spanier, 250 an der Zahl, wurden als ein Opfer des Nationalhasses niedergehauen, die Deutschen erhielten Quartier und nahmen Dienste unter Bernhard. Nur Hauptmann Maraval, und sein Fähndrich wurde verschont. Mit einem großen Lösegeld erkauften sie ihre Freiheit und zogen hinüber nach Heidelberg zum spanischen Befehlshaber der Pfalz. Es war ihr Unglück, denn dieser ließ Beiden, wegen Verwahrlosung des anvertrauten Ortes, die Köpfe abschlagen [2]).

Das schwedische Heer, das seit dem Einmarsche des Königs in Deutschland fast ununterbrochen gefochten hatte, bedurfte nach so vielen Triumphen Ruhe. Vierzehn Tage wurden ihm bewilligt. Wir müssen jetzt über die Erfolge der andern schwedischen Heeresabtheilungen und der Verbündeten des Königs berichten.

Während das Hauptheer am Rhein die oben geschilderten Eroberungen machte, war Feldmarschall Gustav Horn, den der König zu seinem Statthalter in Franken eingesetzt hatte, nicht müßig geblieben. Den $\frac{1}{11}$.

[1]) Chemnitz I, 245 a. Khevenhiller XI, 1905. — [2]) Khevenhiller XI, 1906 flg. Chemnitz I, 245 b.

Dezember zog er mit Fußvolk und etlichen Stücken Geschütz auf Mergentheim, wo 500 Kaiserliche in Besatzung lagen. Die ersten Tage hielten diese Stand, weil Horn sein Geschütz wegen der schlechten Wege hatte zurücklassen müssen. Als aber am $\frac{1}{2}\frac{4}{4}$. die Kanonen nachkamen und aufgepflanzt wurden, ergab sich die Garnison. Die Hälfte nahm bei den Schweden Dienste, die andere wurde nach Dünkelspiel geleitet. Horn errichtete in Mergentheim, wo er Frucht- und Weinvorräthe fand, ein Magazin, in das aus den umliegenden Aemtern Getreide abgeliefert werden mußte. Etliche Tage später nahm der Oberstlieutenant Tscherotin die Stadt Winsheim durch Kapitulation. Horn selbst rückte mit 800 Reitern und 600 Musketieren nach Heilbronn hinauf. Das Regiment Prinz Pfalzburg, 700 Mann stark, lag in dieser wohlhabenden Reichsstadt. Die Bürger, als Protestanten gut schwedisch gesinnt, verhehlten weder ihre Schadenfreude über Tilly's Niederlage, noch ihre Wünsche für den König, dafür wurden sie von den pfalzburgischen Soldaten entwaffnet und grausam behandelt. Ein württembergischer Hauptmann, der sich in die Stadt einschlich, bemerkte, daß die Garnison, weil sie den innern Feind mehr fürchtete, als den äußern, nur auf dem Marktplatze und außerdem an den Thoren Wache hielt, aber nicht im Zwinger und auf den Thürmen. Hierauf gründete er einen Plan, welchen er dem schwedischen Feldmarschall mittheilte: Horn's Musketiere sollten bei Nacht heranschleichen, den Zwinger mit Leitern ersteigen, von dort durch das kleine Pförtchen an das innere Thor dringen, dasselbe mit einer Petarde sprengen und dann die Besatzung niedermachen. Den $\frac{1}{2}\frac{8}{9}$. Abends langte Horn mit seinem Volke vor Weinsberg, $1\frac{1}{2}$ Stunde von Heilbronn an, wo der Hauptmann zu ihm kam und berichtete, daß Alles bereit sey. Im Augenblicke der Entscheidung besann sich jedoch der Feldmarschall eines Andern. Der Gedanke, daß bei einem nächtlichen Ueberfall, wo die Soldaten von ihren Offizieren sich nicht mehr zügeln lassen, mit der feindlichen Garnison auch die Bürgerschaft zu Grunde gehen könnte, schreckte ihn. Er änderte seinen Plan, blieb in Weinsberg und erschien erst Morgens vor Heilbronn. Ein Trompeter wurde mit einer Aufforderung hineingeschickt; derselbe erhielt eine abschlägige Antwort und durfte kein Wort mit den Bürgern sprechen. Die Garnison feuerte von den Thürmen herab auf die schwedische Reiterei, die sich vor den Thoren sehen ließ. In der Nacht des $\frac{2}{3}\frac{0}{0}$. auf den $\frac{2}{3}\frac{1}{1}$. ließ Horn eine steinerne, vom Feinde besetzte Mühle, die am Neckarkanale lag, von seinen Musketieren angreifen und nehmen. Von dieser Mühle aus wurde am folgenden Tage das gegenüberliegende Bollwerk beschossen, zugleich zeigte sich drinnen die Einwohnerschaft immer schwieriger und machte Miene, die Schweden thätlich zu unterstützen. Als daher Horn am $\frac{2}{3}\frac{1}{1}$. einen zweiten Trompeter hineinschickte, erklärte sich der Kommandant zur Uebergabe bereit. Am 22. (a. St.) zog er mit Sack und Pack und allen Ehren aus und wurde nach Speyer geleitet. Aber nur 450 dienstfähige Mann sammt vielen

Kranken gingen mit ihm, gegen 260, meist Franzosen, traten bei den Schweden ein. Der Magistrat behielt seine reichsstädtischen Rechte und Freiheiten, verstand sich dagegen zu einer Garnison. Die Schlüssel der Stadt blieben dem Rathe, auch wurde ausbedungen, daß neben der Soldatenwache ein Bürgerposten unter den Thoren stehen solle, welcher auf den richtigen Eingang der Stadtzölle zu sehen habe. Heilbronns Fall zog den der benachbarten Städtchen Wimpfen, Neckarsulm und etlicher andern nach sich. Der Administrator des Herzogthums Württemberg war schon früher in ein besonderes Bündniß mit dem Könige von Schweden getreten. Mit solchen Lorbeeren kehrte Gustav Horn wieder nach Würzburg zurück [1]).

Von den Flüssen des südlichen Deutschlands wenden wir uns an das Gestade der Ostsee. Die Berennung der festen Stadt Rostock hatte Ake Tott, wie ich oben erzählte, noch vor der Breitenfelder Schlacht begonnen, er richtete seine Angriffe zunächst gegen die Warnemünder Schanze. Dieselbe wurde den 25. und 26. August (a. St.) beschossen. Abends bot der Befehlshaber, der darin kommandirte, Kapitulation an, wenn man ihm freien Abzug mit Sack und Pack bewillige. Die Antwort war, er müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Während er noch unterhandelte, empörten sich seine Leute in der Schanze, warfen das Gewehr weg und gingen zu den Schweden über. Der Hauptmann sammt einigen Offizieren wurde gefangen. Nun näherte sich Ake Tott der Stadt Rostock, und eröffnete die Laufgräben. Drinnen kommandirte der kaiserliche Oberstwachtmeister von Viermond, ein tapferer Offizier, der entschlossen war, sich aufs Aeußerste zu wehren, weil er auf Entsatz durch Tilly rechnete. Da er die feindselige Gesinnung der Einwohnerschaft kannte, ließ er sie entwaffnen, und verbot bei Todesstrafe, daß zwei oder drei Bürger auf öffentlicher Straße zusammenstehen. Mehrere Ausfälle wurden mit Glück gemacht, aber auch Ake Tott versäumte nichts. Indessen ward die Schlacht bei Breitenfeld geliefert. Ake Tott that dieses Ereigniß dem Kommandanten kund, und forderte ihn auf, sich zu ergeben, da kein Entsatz mehr möglich sey. Viermond hielt die Nachricht Anfangs für ein Mährchen, bat sich jedoch aus, einen seiner Offiziere auf Kundschaft ausschicken zu dürfen. Als dieser den Sieg Gustav Adolf's bestätigte, nahm Viermond die Kapitulation an. Weil der Ort vollständig mit Allem versehen war, und die Uebergabe nicht aus Noth, sondern aus freiem Entschluß erfolgte, wurden der Garnison ehrenvolle Bedingungen bewilligt. Dritthalbtausend Mann zu Fuß, zwei Fahnen deutsche Reiter und 45 Kroaten zogen den $\frac{6}{16}$. Oktober früh Morgens mit klingendem Spiel, Sack und Pack, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, Kugeln im Munde, aus, und wurden an die Weser geleitet. Sie nahmen drei Kanonen mit. Die katholischen Geistlichen in ihrem Kirchenschmuck, so wie

[1]) Chemnitz I, 247 flg.

der Kanzler, die Räthe und Diener der friedländischen Regierung, die sich bis auf diesen Tag in Mecklenburg gehalten, durften der Garnison mit ihrem Eigenthum folgen [1]).

Nun wandte sich Ake Tott im Verein mit den mecklenburger Herzogen gegen Wismar, den letzten Ort, den der Kaiser noch an der Ostsee inne hatte, zugleich denselben, von dem Friedland's Plane auf eine kaiserliche Seemacht ausgegangen waren. Der Kommandant, Oberst Gramm, machte einen Ausfall mit 1000 Mann, und lieferte den Schweden ein hartnäckiges Gefecht, das lange schwankte, doch zuletzt zum Nachtheile der Belagerten endigte. Gramm sann nunmehr darauf, möglichst günstige Bedingungen zu erlangen. Er machte dem schwedischen Feldmarschall den Antrag, einen seiner Offiziere zum kaiserlichen General Tiefenbach nach Schlesien abzuschicken, damit er dort über den Stand der Sachen sich erkundigen könne. Vier Wochen, einige Tage mehr oder weniger, möge der abgeschickte Offizier ausbleiben, während dieser Zeit solle Waffenstillstand seyn. Der Vorschlag wurde genehmigt, der Offizier reiste ab, kam auch zur bestimmten Zeit zurück. Dennoch übergab Gramm den Platz nicht, wahrscheinlich weil er auf Entsatz durch Pappenheim rechnete. Endlich ging den Schweden die Geduld aus, unter Drohungen forderte Ake Tott zu Anfang des Jahres 1632 den feindlichen Kommandanten auf, sein Wort zu halten. Gramm kapitulirte wirklich und zog den $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$. Januar mit dritthalbtausend Mann aus. In der Kapitulation stand, daß er alles Geschütz und die Rüstung der Schiffe im Hafen zurücklassen müsse. Auf einmal behauptete Ake Tott, daß Gramm etliche Stücke, in Wägen verborgen, mit sich führe, daß er die Schiffe abgetackelt und das Geräthe verkauft hätte, kurz er suchte Händel, um den Vergleich brechen zu können. Schwedische Offiziere mischten sich unter die abziehenden Kaiserlichen und wollten sie zum Uebertritt verleiten. Gramm verstand keinen Scherz, er ließ einen dieser Werber aufgreifen und erschießen. Hierauf hatte es Tott angelegt: die Abziehenden wurden mit aller Macht verfolgt und erreicht, etliche hunderte niedergehauen, der Rest gefangen. 2000 Mann traten gezwungen bei den Schweden ein, Gramm selbst mußte als Kriegsgefangener nach Greifswalde wandern [2]).

Sobald vor Wismar Unterhandlungen angeknüpft worden waren, brach Oberst Lohausen mit einem Theil des dortigen Belagerungheeres nach Dömitz auf, in welchem Orte der kaiserliche Oberstlieutenant Straube den Befehl führte. Die Lebensmittel gingen in Dömitz auf die Neige, Entsatz schien unmöglich, also ergab sich Straube nach kurzer Gegenwehr auf gute Bedingungen. Den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. Dezember zog er mit Sack und Pack und allen Ehren nach Minden an der Weser aus [3]).

Während auf solche Weise Mecklenburg von den Kaiserlichen vollends gesäubert ward, fanden auch um Magdeburg Kämpfe Statt. In diesem

---

[1]) Chemnitz I, 251 flg. — [2]) Das. 254 flg. — [3]) Das. I, 255 b.

Orte lag der kaiserliche General Wolf von Mannsfeld, welchen Johann Baner mit einem kleinen Heere blockirte. Mannsfeld rief, um Luft zu bekommen, die aus Rostock abgezogene Garnison unter Viermond's Befehl an sich. Den $\frac{1}{11}$. November wurde unweit Magdeburg ein Gefecht geliefert, in welchem die Schweden siegten. In Folge dieses Scharmützels fiel in den nächsten Tagen Wansleben und bald darauf Calbe. Die Garnison des ersteren Ortes, 1700 Mann zu Fuß und 130 Reiter stark, empörte sich beim Auszug gegen ihre Offiziere, und nahm bei den Schweden Dienste. Nun wurde Magdeburg immer enger eingeschlossen. Schon unterhandelte Mannsfeld zu Ende des Jahres wegen der Uebergabe, als Pappenheim erschien und Alles rückgängig machte. Baner mußte, weil er zu schwach an Mannschaft war, hinter die Saale zurückweichen. Pappenheim zog in Magdeburg ein, überzeugte sich aber sogleich, daß der Ort nicht mehr haltbar sey. Auf mehrere Meilen Entfernung war die Umgegend bis zur Einöde ausgeraubt, die Magazine drinnen standen leer. Deßhalb zündete er die wenigen Häuser, welche im vorigen Sommer stehen geblieben, die Soldatenbaracken, die Schiffsmühlen an, vernagelte die groben Stücke, die er aus Mangel an Bespannung nicht mitnehmen konnte, oder stürzte sie in den Fluß, lud allen Raub auf Wägen und zog Sonntags den $\frac{8}{18}$. Januar 1632 mit der ganzen Besatzung davon. Letztere wurde nach Wolfenbüttel geführt. Etliche Tage später rückte Baner ein, und verlegte in den Raum, wo einst Magdeburg gestanden, drei Regimenter. Oeffentliche Anzeigen riefen die noch lebenden Einwohner nach ihrer Vaterstadt zurück. Nach und nach erschienen etliche Hunderte und bauten sich schlechte Hütten. Gustav Adolf stattete sie mit Privilegien aus, und ließ Baumaterialen unentgeldlich vertheilen. Langsam und kümmerlich erhob sich die Stadt wieder mitten im Waffengeräusch [1]).

Unbedeutend waren die Bewegungen an der untern Weser, wo der Bischof von Bremen Truppen warb, aber auch sogleich wieder durch Gronsfeld verlor [2]). Desto wichtigere Fortschritte hatte indeß der Kurfürst von Sachsen gemacht. Zwar Anfangs schien es, als ob Johann Georg kaum sich selbst schützen könne, denn nach der Breitenfelder Schlacht fiel Tiefenbach mit dem schlesischen Heere in die Lausitz ein, sengte, brennte und schickte Streifparthien bis vor Dresdens Wälle. Hieraus geht hervor, daß man in Wien beschlossen hatte, den Kurfürsten durch Waffengewalt zum Vergleiche zu zwingen. Wirklich gerieth Johann Georg, trotz seines 18,000 Mann starken Heeres in Schrecken, und verlangte Hülfe von Baner. Zum Glück für ihn gewann in Wien eine andere Meinung die Oberhand: man entschloß sich, den Kurfürsten durch Milde zu gewinnen, Tiefenbach erhielt Befehl, die Lausitz zu räumen und wieder nach Schlesien zu ziehen [3]). Da es der Kaiser unter seiner Würde

[1]) Chemnitz 252 flg., 288 b. flg. — [2]) Das. 258 b. — [3]) Das. I, 262 flg. Khevenhiller XI, 1918.

fand, dem Kurfürsten die ersten Anträge zu machen, so versteckte man sich hinter den spanischen Gesandten Cabareta. Dieser schickte den Freiherrn v. Eschede an den Sachsen, und ließ ihn zu einem gütlichen Vergleiche [1]), wozu der Kaiser mit Freuden die Hand bieten werde, einladen. „Johann Georg," war der Antrag, „möchte zwei Bevollmächtigte an einen bestimmten Ort schicken, der Kaiser werde das Gleiche thun, die Vermittlung übernehme die Krone Spanien, leicht werde man sich über die noch obschwebenden Streitigkeiten vergleichen." Die kaiserliche Anerkennung seiner Wichtigkeit stachelte das Selbstgefühl des Kurfürsten auf. Nach einer langen Reihe Klagen über die unverdiente Mißhandlung, die er vom Kaiser erfahren, erklärte er: zwar sey der allgemeine Frieden sein heißester Wunsch, aber in besondere Unterhandlungen könne er sich wegen seiner Verträge mit dem Könige von Schweden nicht einlassen." Der Muth war ihm gewachsen. Ende September verließ er mit seinem Heere Leipzig, wo eine starke Besatzung zurückblieb, versicherte sich der Plätze in der Lausitz, und schickte dann seinen Feldmarschall Arnim nach Böhmen hinüber. Dort glomm das Feuer der Empörung, angeschürt durch die Religionsbedrückungen, noch immer unter der Asche; es stand zu fürchten, daß die mißhandelten Protestanten sich in Masse erheben, und mit den Feinden des Kaisers gemeinsame Sache machen möchten. Im Frühling eben dieses Jahres waren von Soldaten begleitete Mönche nach Joachimsthal gekommen, um die Leute mit Gewalt katholisch zu machen, und nicht eher hatte Kaiser Ferdinand II. mit seinem Bekehrungseifer nachgelassen, als bis sich etliche tausend Bauern zusammenrotteten und eine allgemeine Empörung in Aussicht stellten [2]). Arnim eroberte die der Gränze zunächst gelegenen Städte, weil er es nur mit kleinen Garnisonen zu thun hatte. Der Unstern, welcher das Kaiserhaus im Jahr 1631 verfolgte, fügte es, daß dem General Tiefenbach der Befehl zugeschickt wurde, nach Böhmen zu rücken und Prag zu decken. Da derselbe einen viel weitern Weg zu machen hatte als die Sachsen, kam er zu spät an, nachdem die Hauptstadt Böhmens bereits gefallen war. Hätte man ihn dagegen, wie er selbst wünschte, beordert, in den von seinen Vertheidigern entblößten Kurstaat einzufallen, so würde er die Sachsen genöthigt haben, Böhmen schnell wieder zu verlassen [3]). Die katholischen Gutsbesitzer flüchteten vor dem Heere Arnim's her nach Prag. Dieser ließ die Ländereien katholischer Herrn verheeren, verschonte aber die Güter der Protestanten, und mehr noch die Besitzungen Wallenstein's. Bei Galgenstrafe hatte er seinen Soldaten verboten, auch nur ein friedländisches Huhn zu stehlen.

In den ersten Tagen des November (Böhmens Unglücksmonat) erschien Arnim, selbst über seine Fortschritte erstaunt, vor Prag. Gränzenlose Verwirrung herrschte in dieser Stadt, mitunter auch böser Wille. Keine Obrigkeit gebot mehr, der Adel, die Reichen flohen nach Wien.

[1]) Khevenhiller XI, 1701 flg. — [2]) Das. XI, 1945 flg. — [3]) Das. XI, 1919 flg.

Unter den Ersten, die auf Entfernung sannen, war der Friedländer, er schickte seine Gemahlin mit allen Kostbarkeiten nach Wien. Seine Anhänger wiesen mit Fingern auf Friedlands Neider: „da ist die Suppe, die Ihr eingebrockt, vor einem Jahre noch herrschte der Kaiser durch Wallenstein's Arm von einem Meere zum andern, jetzt wird ihm seine zweite Hauptstadt entrissen.“ Etliche hundert Mann lagen als Besatzung in Prag, aber sie hatten keinen Commandanten, denn der Statthalter war mit den Kleinodien des Reichs nach Budweis geflüchtet. Don Balthasar Maradas, ein spanischer Offizier, der sich früher in des Kaisers Dienste ausgezeichnet, wollte die Stadt vertheidigen. Da er keine Bestallung besaß, bat er den Herzog von Friedland um Rath. „Thut was Ihr wollt,“ antwortete Wallenstein, „ich habe kein Kommando, weiß daher Nichts zu rathen noch zu befehlen.“ Unter diesen Umständen hielt es Maradas für das Beste, dem Kaiser wenigstens die Besatzung zu retten. Er zog mit ihr nach Tabor. Auch Wallenstein ging. Anfangs November, 11 Jahre nach der Prager Schlacht, strömte das gemeine Volk hinaus, um das sächsische Heer zu sehen. Als sie den Sachsen erzählten, daß kein Soldat in Böhmens Hauptstadt sey, wollte es Anfangs Arnim nicht glauben, bis er einen ihm bekannten Haushofmeister des Friedländers unter der Menge sah, herbeirief und von ihm die Wahrheit erfuhr. „Ihr Herren“ sprach er zu seinen Offizieren, „ohne Schwertstreich ist Prag unser.“ Eine Kapitulation wurde mit dem Magistrat abgeschlossen, welche das Eigenthum, den Glauben und selbst die Unterthanenpflicht gegen den Kaiser sicherte.

Den $\frac{1}{11}$. November hielten 4000 Sachsen ihren Einzug, Johann Georg kam in eigener Person, blieb jedoch nur kurze Zeit. Die Sachsen traten leise auf, wie eingeschlichene Diebe. Ihr Kurfürst wagte es nicht einmal den Pallast des Reichsoberhauptes zu beziehen, sondern wohnte im fürstlich Lichtensteinschen Hause, ließ die kaiserliche Kunstkammer versiegeln, und nahm nichts für sich, als die vorgefundenen Kanonen, welche nach Dresden abgeführt wurden. Noch größere Ehre erwies Arnim dem Friedländischen Pallaste. Schildwachen zogen vor demselben auf, und verhüteten jeden Diebstahl. Die Jesuiten mußten die von den Sachsen besetzten Städte meiden, sonst wurden nur 4 Kirchen den Katholiken genommen und den Protestanten wieder eingeräumt. Mit den sächsischen Soldaten waren die geächteten Edelleute zurückgekommen, vor Allen der alte rachsüchtige Graf von Thurn. Er bezog ohne Umstände sein früheres Haus, welches indessen Eigenthum des Herrn von Michna geworden war, und hatte alle Ursache mit der Wirthschaftlichkeit seines Vorgängers zufrieden zu seyn. Ebenso ging es den meisten andern Verbannten, sie fanden ihre früheren Besitzthümer in besserem Stand, gefüllte Scheunen, Häuser mit schönem Geräthe. Eine der ersten Handlungen Thurn's war, daß er die Häupter seiner Mitverschworenen, welche noch am Thurm der großen Brücke angenagelt hingen, herunter nehmen und begraben ließ.

Arnim lieferte der kleinen Heeresabtheilung, welche Tilly nach seinem Abmarsch von Nürnberg dem Kaiser zu Hülfe geschickt hatte, und zu welcher Götz und Tiefenbach mit den schlesischen Truppen stieß, bei Nimburg ein Gefecht, in welchem die Kaiserlichen den Kürzern zogen, sonst that er wenig [1]). Furcht vor dem Kaiser, dessen Arm er schon oft schwer empfunden, war es, was den Kurfürsten von Sachsen bestimmte, den Krieg so lau zu führen. Mitten im Glück peinigte ihn der Gedanke, daß Ferdinand II. wieder die Oberhand erlangen und dann Rechenschaft fordern könnte. Andererseits muß man staunen, wie wenig Kraft der kaiserliche Hof in diesen Bedrängnissen bewies. Alles war mit Wallenstein's Absetzung gewichen: Glück, Muth und Geist. Mehr als die Hälfte Böhmens befand sich zu Ende des Jahres 1631 in der Gewalt der Feinde des Kaisers, in den übrig gebliebenen Provinzen, in Ober- und Unterösterreich, drohte eine Empörung der mißhandelten Protestanten. Nur einen Triumph genoß Ferdinand II. Man hatte den gefangenen Exadministrator, Markgrafen Christian Wilhelm, nach Neustadt bei Wien geschleppt, wo er scharf bewacht wurde. Dort nahmen ihn die Jesuiten in die Lehre, und zwar nicht ohne Erfolg. Um den Preis persönlicher Freiheit und eines Jahrgehalts, der ihm auf das Erzstift Magdeburg angewiesen wurde, trat er in den Schooß der katholischen Kirche. Freilich hatte die Anweisung auf Besitzungen, die in des Feindes Land lagen, vorerst nicht viel größeren Werth, als auf Güter im Monde, nichts destoweniger bewies der Neubekehrte großen Eifer; gegen den Glauben, unter dessen Vorwand er früher die ganze Bevölkerung Magdeburgs ans Messer geliefert hatte, schmiedete er entweder selbst eine Schmähschrift, oder ließ sie doch unter seinem Namen schmieden [2]).

Der König von Schweden brachte die letzten Tage des alten und die ersten des neuen Jahres abwechselnd in Mainz und Frankfurt zu. Ein glänzender Hofstaat versammelte sich dort, Gesandte aller Mächte, und eine gute Anzahl von Mitgliedern der hohen deutschen Aristokratie erschienen vor ihm, der jetzt das große Wort in Europa führte. An einem Tage ertheilte er 20 und mehr Audienzen [3]). In Frankfurt geschah es auch [4]), daß der eben angekommene Kanzler Oxenstierna seinen König mit den Worten begrüßte: „ich hätte lieber gewünscht, meine Glückwünsche Eurer Majestät in Wien als hier abstatten zu dürfen." Indessen wurde das Loos geworfen über Deutschlands Schicksal, des Königs geheime Plane traten hervor. Von welcher Art dieselben waren, soll im nächsten Buche gezeigt werden.

---

[1]) Khevenhiller XI, 1924. Chemniz I, 268 b. — [2]) Khevenhiller XII, 330 flg. Chemniz I, 277 a. — [3]) Das. I, 283. [4]) Geijer III, 194.

Gustav Adolf und seine Zeit.

Viertes Buch.

Gustav Adolf vernichtet die Liga vollends. Wallenstein übernimmt die Vertheidigung des Kaiserthums. Der Kampf erneuert sich. Januar bis November 1632.

Erstes Capitel.

Das Kriegswesen in der ersten Hälfte des 30jährigen Kriegs.

Wir haben den König bis auf den höchsten Gipfel seiner Macht begleitet. Diese Erfolge verdankte er seiner Geschicklichkeit als Feldherr. Es wäre übel gethan, wenn wir nicht über die Fortschritte der Kriegskunst während des 30jährigen Kriegs berichteten. Da der Verfasser vorliegender Geschichte kein Soldat ist, so muß er fremden Führern [1]) folgen und sich mit einer allgemeinen Uebersicht begnügen. Gustav Adolf hat die Lücke zwischen der Blüthezeit römischer Kriegskunst und dem 17. Jahrhundert ausgefüllt, er schließt sich, der Erste unter den Neueren, an Julius Cäsar an. Vier der wesentlichsten Punkte des Kriegs hat er schöpferisch umgestaltet: die Bewaffnung, die Aufstellung des Heeres, den Gebrauch des groben Geschützes, die Mannszucht.

Zu der Zeit, als Gustav Adolf in Deutschland einrückte, bestand das kaiserliche Heer aus vier Waffengattungen: Kürassieren, Schützen zu Pferd, Dragonern, Kroaten. Letztere drei bildete die leichte, erstere die schwere Reiterei. Die Kürassiere waren vom Scheitel bis zum Fuß bepanzert, wie die Ritter des Mittelalters. Den Kopf bedeckte ein mit Federn gezierter Helm, an welchem ein Visir angebracht war, das beim Gefecht niedergelassen wurde. Ein doppelter Harnisch — auf beiden

[1]) Hauptsächlich den Bemerkungen des ungenannten preußischen Offiziers, welche dem Werke von Francheville, Histoire des dernières campagnes de Gustave Adolphe, Berlin. 1772. 4to. S. 247 flg. beigefügt sind.

Seiten mit Riemen zusammengeschnallt — umfing Rücken und Brust, ein eiserner Halskragen schützte die Schultern, eine Schürze von gleichem Metall den Unterleib. Die Beinkleider bestanden aus starkem Leder, das mit Eisenplättchen wie mit Schuppen bedeckt war. Die Füße steckten in mächtigen Stulpstiefeln, an welchen schwere Sporen hingen. Eiserne Schienen bedeckten die Arme und schwere Handschuhe von gleichem Metall, innen mit Leder gefüttert, die Hände. Der Reiter saß auf einem schweren Sattel, dessen Knäufe hinten und vorne in die Höhe ragten, wie zwischen zwei Kissen eingeklemmt. Der Zügel war mit Stahl belegt, das Gebiß groß und plump. Ein langes, breites, zum Stoß wie zum Hieb berechnetes, unbiegsames Schwert hing an einem Wehrgehenk. In den Holstern steckten zwei Pistolen, welche zwei Fuß lang waren, und eine Kugel von 20 auf das Pfund schoßen. Trotz der schweren Rüstung konnten sie sich auf den trefflichen Hengsten, welche sie ritten, noch ziemlich gut bewegen, fiel aber Einer herunter, so bedurfte es der Hülfe von zwei Mann, um den Liegenden vom Boden aufzuheben [1]).

Die Schützen zu Pferd oder Karabinire bedienten sich mehr des Feuergewehrs als des Degens. Ihre Vertheidigungswaffe bestand aus einem Halbküraffe, der die Brust bedeckte, und über dem Rücken mit Riemen angeschnallt wurde, und einem eisernen Helme. Zum Angriffe führten sie eine Büchse, zwei Pistolen und einen Degen. Der Lauf des Karabiners oder der Büchse war drei Fuß lang. Diese Waffe schoß eine Kugel von einem Loth, und hing an einem Bandelier, das von der linken Schulter zur rechten Seite herablief. An der rechten Seite des Sattels war eine kleine Tasche mit 12 Patronen, eine andere mit 6 am Sattelknopfe befestigt. Die Dragoner besaßen außer dem Helm keine Vertheidigungswaffe, sie sollten zu Pferde wie zu Fuße fechten, und bildeten eigentlich ein leichtes Fußvolk, das von den Pferden vorwärts getragen wurde, vor dem Feind abstieg und zu Fuß Dienste that. Sie hatten keine Pistolen, sondern nur eine Muskete und ein Schwert, ebenso die Kroaten, die ein Hackmesser an der Seite und einen Karabiner führten [2]). Die Feuergewehre aller vier Waffengattungen zu Pferd waren mit deutschen Radschlössern versehen. Beim Angriff auf Reiterei rückte das erste Glied bis auf Pistolenschußweite an den Feind, dann feuerten die Kürassire ihre Pistolen, die Karabinire ihre Büchsen und Pistolen rechts und links ab. Gab es eine Lücke, so brachen sie ein, hielt der Feind fest, so schwenkte das vorderste Glied, das zuerst geschossen, zu beiden Seiten ab, galoppirte, um dem zweiten Glied zu gleichem Gebrauch des Feuergewehrs Raum zu machen, hinter die Fronte, stellte sich dort wieder auf und lud von Neuem. Dieses langsame Abfeuern dauerte eine gute Weile bei den Kaiserlichen, ehe man zur blanken Waffe griff [3]).

Das kaiserliche Fußvolk bestand aus zwei, an Zahl gleichen Waffen-

[1]) Das. 266 flg. — [2]) Das. 268 flg. — [3]) Das. S. 280 unten flg.

gattungen: Musketieren und Pikenieren. Letztere bildeten das schwere Fußvolk, ein Ueberbleibsel des Mittelalters. Auf dem Kopfe trugen sie eine Pickelhaube, die mit eisenbeschlagenen Riemen ums Kinn befestigt war. Die Schultern deckte, wie beim Kürassier, ein eiserner Halskragen, die Brust ein Halbküraß, den Unterleib die eiserne Schürze. Die Hauptwaffe des Pikeniers war eine 15—18 Schuh lange Lanze, deren Schaft aus Eichen- oder Eschenholz, deren Schneide aus einem zollbreiten, zweischneidigen, vorne gespitzten Eisen bestand. Auch das untere Ende war mit Eisen beschlagen und konnte in die Erde gesteckt werden. Außerdem trug der Pikenier an der linken Seite ein ziemlich langes Schwert, ebenso gut zum Stoß wie zum Hiebe. Sie wurden gelehrt, die Lanze in allen möglichen Richtungen gegen das feindliche Fußvolk zu halten. Bei einem Angriffe der Reiterei setzten die kaiserlichen Pikeniere den linken Fuß vor, hielten die Lanze mit dem linken Arm, stemmten ihr Ende gegen den zurückgeschobenen rechten Fuß, in der rechten Hand hielten sie das gezückte Schwert, und in dieser Stellung erwarteten sie den Feind. Auf 21 verschiedene Kommandoworte belief sich die Handhabung der Lanze [1]. Die zweite Waffengattung zu Fuß oder die Musketiere hatten keine andere Schutzwehr als die eiserne Pickelhaube. Ihre Angriffswaffe bestand aus dem Degen und der Muskete. Letztere maß, den Schaft miteingerechnet, fünf rheinländische Fuß in die Länge, wovon drei und ein halber auf die Röhre kamen. Weil sie sehr schwer war, trug der Musketier einen Gabelstock bei sich, um das Gewehr beim Abfeuern aufstützen zu können. Dieser Stock maß vier Fuß, sein unteres Ende lief in eine starke eiserne Spitze aus, die in die Erde gesteckt wurde. Die Gabel, auf welche der Musketier beim Abschießen das Gewehr legte, bestand ebenfalls aus Eisen. Die Musketen hatten kein Feuerschloß, sondern wurden mit der brennenden Lunte angezündet, welche der Musketier am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Nicht mit fertigen Patronen, sondern auf eine höchst unbequeme und langwierige Weise wurde bei den Kaiserlichen die Flinte geladen. An der Schulter des Musketiers lief von der linken zur rechten Seite ein vier Zoll breites ledernes Bandelier, auf welchem an Schnüren 11 hölzerne oder blechene, mit Leder überzogene, und vornen mit einem Deckel versehene Käpselchen hingen. Zehn dieser Käpselchen enthielten eine Ladung, im eilften befand sich das Pulver für die Zündpfanne. Am untersten Theile des Bandeliers war noch das Pulverhorn und ein Beutel voll Kugeln befestigt, damit der Musketier die Kapseln, wenn der Inhalt verschossen war, von Neuem füllen konnte. Beim Gefechte schüttete er die Ladung aus der Kapsel in das Feuerrohr, preßte die Kugel mit dem Ladstock darauf, brachte Pulver auf die Zündpfanne, und zündete es dann mit der brennenden Lunte, die er aus der linken Hand herübernahm, an. Während des Marsches trug er die Mus-

[1]) Das. 271, 275.

kete auf der rechten Schulter mit der rechten Hand, schleppte den Gabelstock mit den drei größeren Fingern der linken Hand nach, und trug die Lunte mit den zwei andern Fingern derselben Hand. Das Feuer war selten sicher, weil die Richtung des Gewehrs durch das Spiel der vielbeschäftigten Hände bei dieser mühsamen Weise des Ladens und Abschießens meist verloren ging. Neunundneunzig verschiedene Tempo wurden erfordert, bis der Soldat abgeschossen und wieder geladen hatte. Man kann sich daher vorstellen, daß der Gebrauch des Feuerrohrs bei den Kaiserlichen eben so langsam als unsicher war. Wundern müßte man sich, warum das deutsche Schloß, das doch schon bei der Reiterei im Brauche war, nicht auch auf die Musketen übertragen wurde, wenn nicht die Zähigkeit alter fehlerhafter Gewohnheiten und der Kostenpunkt diese auffallende Erscheinung erklärte [1]).

Wir haben die Bewaffnung der Kaiserlichen vorangestellt, um die Verbesserungen im schwedischen Heere in ein desto helleres Licht zu setzen. Gustav Adolf brauchte nur zwei Arten von Reiterei: Kürassiere und Dragoner [2]). Sein Geheimniß bestand darin, die Ueberlegenheit, welche seine Gegner durch größere Menschenzahl, Geld und Macht über ihn besaßen, dadurch zu vereiteln, daß er seine geringen Hülfsmittel aufs Beste benützte und durch Schnelligkeit ersetzte, was an Masse abging. Um seine Reiterei beweglicher zu machen, nahm er den Kürassieren die überschwere Rüstung. Nur ein Halbküraß und ein eiserner Helm blieb ihnen. Ihre Bewaffnung bestand aus zwei Pistolen, einem leichten Karabiner, alle drei mit deutschem Feuerschloß, einem langen Degen. Sie waren angewiesen, beim Angriff auf Reiterei erst dann abzufeuern, wenn sie das Weiße im Auge des Feindes sehen konnten, hierauf das Feuergewehr fahren zu lassen, und sogleich zur blanken Waffe zu greifen. Die schwedischen Dragoner hatten gar keinen Küraß; wie die Musketiere zu Fuß waren sie mit einer Flinte bewaffnet, welche mit der Lunte angezündet wurde. Im Wehrgehenk führten sie einen kurzen Sabel, und am Sattel ihrer Rosse hing ein Beil, mit dem sie Bäume fällen, und die Palisaden beim Sturmlaufen umhauen konnten [3]). Sie dienten noch mehr, als die kaiserlichen Dragoner, zu Fuß, und ihrer Schnelligkeit hauptsächlich verdankte Gustav Adolf die vielen glücklichen Ueberfälle von Lagern und festen Städten. Noch bedeutender waren die Verbesserungen, welche Gustav Adolf bei der Bewaffnung des Fußvolks einführte. Ueberzeugt von den Vorzügen des Feuerrohrs, setzte er die Zahl der Piken bei seinem Heere auf ein Drittheil herab, und vermehrte die Musketiere bis zu zwei Drittheilen des ganzen Bestandes. Dem Grundsatze größter Beweglichkeit auch bei dem Fußvolke huldigend, schaffte er den Harnisch ganz ab, und ließ den Fußsoldaten von Vertheidigungswaffen nur den Helm. Statt der langen schweren Lanze, die bei den Kaiserlichen einge-

---

[1]) Das. S. 271 flg. 276. — [2]) Das. S. 253. — [3]) Das. S. 269 flg.

führt war, gab er seinen Pikenieren eine Partisane von 11 Fuß, deren zwei Fuß lange, und zunächst am Schafte 4½ Zoll breite Schneide spitzig auslief, und aus dem besten Stahle gemacht war. Das Gewicht der Muskete verminderte er bedeutend, und machte diese Waffe viel fügsamer, dafür konnte er seinen Musketieren den unbequemen Gabelstock abnehmen. Auch das unzweckmäßige Bandelier wurde vom Könige abgeschafft. An der Stelle desselben führte Gustav Adolf zuerst Patrontaschen von dickem gebranntem Leder ein, welche eine bedeutende Anzahl von Patronen von starkem Papier enthielten [1]. Manche behaupten, Gustav Adolf habe bei seinem ganzen Fußvolk die Radschlösser statt der Lunten eingeführt. Mit Recht wird diese Angabe in ihrer allgemeinen Ausdehnung bezweifelt; so viel ist aber gewiß, daß bei einigen schwedischen Regimentern zu Fuß im Jahr 1631 das deutsche Feuerschloß bereits im Brauche war [2].

Die Stärke der Regimenter wechselte bei beiden Heeren in Folge von Schlachten, Seuchen, Ausreißen, Mangel an Lebensmitteln. In der Regel bestand ein kaiserliches Reiterregiment aus fünf Schwadronen, zu 150 Mann jede, also im Ganzen aus 750—800 Reitern. So stark waren Tilly's Regimenter in der Schlacht von Breitenfeld. Dagegen rechnet Wallenstein in einer über das Nürnberger Lager ausgegebenen Liste die Schwadron nur zu 100, also das Regiment zu 500 Mann. Ein Reiterregiment wurde befehligt von einem Obersten oder auch Generale, dem ein Oberstlieutenant als Stellvertreter zur Seite stand. Auf jede der fünf Schwadronen des Regiments kamen drei Offiziere und vier Unteroffiziere, nämlich ein Rittmeister, ein Lieutenant, der Kornet, welcher im Gefecht die Standarte trug, dann der Wachtmeister, ein Quartiermeister und zwei Korporale. Ein kaiserliches Fußregiment bestand aus 10 Kompagnien oder Fahnen, deren jede, um voll zu seyn, 300 Mann zählen sollte. Aber obgleich Wallenstein diese Summe beim Nürnberger Lager angab, belief sich ein kaiserliches Fußregiment selten auf mehr als 1500—2000 Mann. Die Oberoffiziere waren ein General oder Oberst, ein Oberstlieutenant, ein Oberstwachtmeister, dann für jede Kompagnie ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähndrich. Hiezu kamen als Unteroffiziere ein Feldwebel, ein Quartiermeister, ein Führer, ein Roßmeister, der untersuchen mußte, ob die Gewehre gut geputzt seyen, und eine schwankende Anzahl von Korporalen, Rottmeistern und Gefreiten. Jedes Regiment hatte seinen Feldprediger, seinen Generalgewaltigen mit den Profosen, seinen Schreiber, jede Kompagnie ihren Kaplan, Feldscheerer, zwei Trommler und zwei Pfeifer.

Die schwedischen Regimenter waren sowohl bei dem Fußvolk als bei der Reiterei schwächer als die kaiserlichen. Eine Schwadron bestand in der Regel aus zwei Zügen, jeden zu 33 Reitern, also aus 66 Mann.

---

[1] Das. 273 flg. — [2] V. d. Decken Herzog Georg von Lüneburg II, 114 Note.

Aber die Zahl der Schwadronen beim Regimente schwankte zwischen vier und zwölf, doch war erstere Summe die gewöhnliche. Bei jeder Schwadron befand sich ein Rittmeister, ein Lieutenant, ein Kornet, ein Wachtmeister, etliche Korporale, zwei Trompeter. Den Regimentsstab bildeten ein Oberst, Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister, Quartiermeister, zwei Geistliche, vier Wundärzte, vier Profoße, ein Regimentsschreiber, ein Gerichtsschreiber, zwei Gerichtsbüttel, ein Henker. Bei dem Fußvolke zählte die Kompagnie gewöhnlich 144 Mann, worunter 18 Rottenmeister und sechs Korporale oder Feldwebel. Die Offiziere waren ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähndrich. Der Hauptmann mußte die Kompagnie vollzählig erhalten, und was durch Ausreißen, Tod und Krankheiten abging, ersetzen, dafür erhielt er für zehn dienstthuende Soldaten den Sold von elfen ausbezahlt. Dem Lieutenant stand es zu, die Mannschaft einzuüben, die Aufsicht über die Wachen zu führen, und endlich die Soldaten zu züchtigen. Der älteste Feldwebel war sein Gehülfe bei diesen Geschäften. Der Fähndrich trug die Fahne im Gefecht. Um den Soldaten größere Liebe zu diesem Heiligthum einzuflößen, vollzog der Fähndrich nie eine Strafe, im Gegentheil hatte er das Recht, für Schuldige Fürbitte einzulegen. Der sechste Feldwebel hieß zugleich der Führer, er trug die Fahne auf dem Marsche und hatte die Aufsicht über die Kranken. Zu jeder Kompagnie kamen drei Trommler. Die Zahl der Kompagnieen auf das Regiment wechselte sehr, wie die der Schwadronen; gewöhnlich bildeten acht Kompagnieen ein Regiment, bei fremden Truppen, die der König in seinen Sold nahm, bisweilen zwölf. Der Regimentsstab war beim Fußvolke derselbe, wie bei der Reiterei. Vor der Einnahme von Frankfurt an der Oder bildete der König aus zwei Regimentern eine Brigade. Diese hätte auf den gewöhnlichen Fuß gegen 2200 Mann zählen sollen, sie war aber selten stärker als 14—1500 Mann, dennoch blieb der Regimentsstab derselbe, so daß zwei Oberste, zwei Oberstlieutenante u. s. w. sich bei einer schwachen Brigade befanden. Der König wollte durch einen starken Offiziersbestand dem Ehrgeize und der Tapferkeit eine Laufbahn eröffnen. Zur Verkleinerung der Regimenter trug auch die Sitte des Königs bei, für gefährliche Unternehmungen Freiwillige aus ihnen herauszuziehen, welche in eine Abtheilung zusammengestoßen und unter dem Namen „Kommandirte" verwendet wurden. Dieser Gebrauch verhinderte, daß ganze Regimenter in die Pfanne gehauen werden konnten, weil man die schwierigsten Aufträge solchen Kommandirten überließ [1]).

Ich komme zur Aufstellung der Völker in beiden Heeren. Die Schweizer haben im Mittelalter den Gebrauch des Fußvolks wieder eingeführt, weil sie keine Pferde den Heeren der Ritter entgegenzusetzen hatten. Um durch die dichten, von Eisen starrenden Schaaren derselben durchzudringen, bildeten sie dem macedonischen Phalanx ähnliche volle Vierecke, und bra-

[1]) Francheville a. a. O. S. 254 flg.

hen sich mit diesen Gewalthaufen eine Bahn durch die Reihen ihrer Feinde. Von den Schweizern ging der Gebrauch zu den deutschen Lanzknechten über, welche die gefüllten Vierecke mit Glück in den italienischen Kriegen anwandten. Diese Aufstellung war dem Charakter unserer Soldaten und ihren physischen Eigenschaften angemessen, sie war gut, so lange die Feuerwaffen, besonders das Geschütz, keine oder nur eine untergeordnete Rolle im Kriege spielten. Fehlerhaft wurde sie, als die Artillerie auch im offenen Felde angewendet zu werden begann. Denn welch' fürchterliche Wirkung können vier oder fünf Kanonen, gut bedient, auf solche dichte Menschenmassen hervorbringen! Gleichwohl blieb man lange bei der alten Gewohnheit stehen. Nach der Kriegsordnung Kaiser Karl's V., die noch unter Maximilian II. galt, wurde ein Infanterieregiment, das damals aus 2500 Pikenieren und 1500 Musketieren bestand, in folgender Weise aufgestellt [1]: man nahm die Quadratwurzel von der Zahl der Pikeniere, d. h. 50, und stellte nun die 2500 Mann, 50 tief und 50 Mann hoch in einem vollen Viereck auf. Von den 1500 Musketieren wurden 1036 in 4 Parallelogrammen, jedes 37 Mann tief und sieben Mann hoch, zur Seite des großen Vierecks gestellt. Man nannte diese Nebenfiguren, die wie Trabanten den Gewalthaufen umgaben, die Aermel des Vierecks. Noch blieben 464 Musketiere übrig. Vierhundert und sechszehn derselben erhielten ihren Platz in Gestalt eines doppelten Saums in zwei Gliedern rings um das Viereck der Pikeniere. Die übrigen 48 Mann wurden vor die bedrohte Fronte gestellt, so daß diese drei Glieder Musketiere tief war.

Während der niederländischen Kriege ging man von dieser Stellung, weil der überhandnehmende Gebrauch des groben Geschützes täglich mehr ihre Fehlerhaftigkeit aufdeckte, wieder ab, jedoch ohne den Grundsatz, aus welchem sie hervorgegangen war, ganz zu verlassen. Das dichte Viereck wurde nun allmählig in drei Parallelogramme zerlegt, deren jedes 10 bis 16 Mann tief stand. Terzien oder Drittel nannte man dieselben, weil drei zusammen ein volles Quadrat nach alter Ordnung ausmachten. Diese Aufstellungsweise befolgte Tilly in der Schlacht bei Breitenfeld. In Brigaden von 1500—1600 Mann zertheilte er daselbst sein Fußvolk. Jede dieser Brigaden wurde wiederum 10 Mann tief, also in einer Fronte von 160 Mann aufgestellt, und zwar Pikeniere und Musketiere abgesondert, und durch kleine Zwischenräume von einander getrennt. Alle 10 Glieder der Pikeniere streckten ihre Lanzen vor; von den Musketieren dagegen feuerte nur das erste Glied. Dann schwenkte es, um dem zweiten Glied Raum zum Schießen zu geben, zur Hälfte rechts und links ab, marschirte um die Fronte, oder die 9 hintern Glieder herum, trat wieder hinten in eine Reihe und lud von Neuem. Diese Bewegung mußte nachtheilig seyn, weil ein Glied von 150 Mann nothwendig viel Zeit ver-

[1]) Das. S. 287.

liert, um hinter 1350 Kameraden herumzuziehen. Es springt in die Augen, daß ein einziges Glied von 150 Mann, unter der Voraussetzung, daß es ein ununterbrochenes Feuer unterhalten könnte, so viel ausrichten müßte, als eine ganze Tilly'sche Musketierbrigade, die in 10 Gliedern von je 150 Mann eine Masse von 1500 Schützen darstellte. Die Schweden verstanden nun zwar nicht 10mal so schnell zu feuern, als die kaiserlichen Musketiere, wohl aber drei- oder viermal, theils weil sie, wie wir gleich zeigen werden, besser aufgestellt waren, theils weil sie tüchtigere Gewehre hatten. Daraus folgt, daß 500 Musketiere auf Gustav Adolf's Seite so viel ausrichteten, als 1500 Tilly'sche. Das gleiche Verhältniß gilt auch für die Pikeniere. Zehn Soldaten dieser Waffengattung hinter einander aufgestellt, richten nicht mehr aus als sechs, aus dem einfachen Grunde, weil die Lanzen der vier hintersten Glieder nicht mehr auf die Fronte hinausreichen, also auch gar nicht gebraucht werden können.

Noch fehlerhafter als Tilly's Aufstellungsweise war diejenige, welche Wallenstein in der Schlacht bei Lützen befolgte. Die Vorsehung hatte diesen außerordentlichen Mann, der seinen Soldaten blindes Vertrauen zu ihrem Führer, unerschütterlichen Muth und Gehorsam einflößte, der ihre Einbildungskraft beherrschte, nicht mit der Fähigkeit neuer taktischer Schöpfungen ausgerüstet. Wallenstein war der Meinung, daß Tilly durch falsche Anordnung die Schlacht von Breitenfeld verloren habe, er kehrte zur alten oben beschriebenen Aufstellung zurück, aber machte sie noch fehlerhafter. Aus 25 Kompagnien Fußvolk, jede von 200 Mann, wovon die Hälfte aus Musketieren, die andere aus Pikenieren bestand, bildete er ein Viereck von folgender Einrichtung: je 100 Pikeniere — die Hälfte der Kompagnie — wurden 10 Mann tief und 10 hoch aufgestellt, und dann 25 dieser kleineren Vierecke in ein großes enggeschlossenes Quadrat zusammengezogen, dessen Breite und Tiefe fünf solcher Abtheilungen von 100 Mann jede — also im Ganzen 25 betrug. Jetzt, nachdem der Kern fertig war, umschloß er denselben mit einem Saum von 24 ähnlichen, ebenfalls aus je 10 Mann in der Tiefe und Höhe gebildeten Vierecken von Musketieren, so daß nun ein großes, aus siebenmal sieben gleichartigen Theilen zusammengesetztes Quadrat dastand, welches 4900 dicht aneinanderstehende Soldaten umfaßte. Hundert Musketiere blieben übrig, aus diesen bildete er abermal vier kleine Vierecke von fünf mal fünf Mann jedes, und stellte dieselben an die vier Ecken des großen Quadrats [1]. Das ganze Gebilde war einem viereckigen gothischen Thurme nachgemacht, dessen Winkel durch vier kleinere Thürme vertheidigt werden. Hätte es nur auch die Festigkeit von 10—15 Fuß dicken Mauern gehabt, aber wie sollte eine solche Masse von Fleisch schwedischen Kanonen widerstehen? Zwei Fehler fallen dieser Aufstellung zur Last. Erstens stand schon der äußere Saum von Musketieren zu tief, denn 10 Mann können hinter-

[1] Das. S. 289.

einander nimmermehr schießen, und den vorderen Gliedern blieb, nachdem sie abgefeuert hatten, kaum ein Raum übrig, um nach damaliger Sitte hinter die andern zurückzuweichen und wieder zu laden. Zweitens waren die in eine Rahme von 25 Centurien eingekeilten 2500 Pikeniere ganz unnütz und für das Gefecht verloren. Kein einziger von diesen Soldaten konnte seine Pike gebrauchen, denn wie mochte dieselbe durch eine zehnfache Reihe von Musketieren durchgesteckt werden. Namhafte ältere und neuere Taktiker, namentlich Folard, schreiben den Verlust der Lützner Schlacht hauptsächlich auf Rechnung dieser verfehlten Quadrate. Uebrigens muß bemerkt werden, daß damals alle Nationen, die Schweden ausgenommen, ähnliche oder noch größere Verstöße in der Aufstellung der Streitkräfte begingen. Dem Geiste Gustav Adolf's war es vorbehalten, die wahren Grundsätze des neueren auf die Feuerwaffen gegründeten Kriegs zu lehren.

Ich gehe zur Reiterei über. Auch bei dieser Waffengattung war die tiefe Stellung im Brauche, als Gustav Adolf in Deutschland erschien. Tilly stellte in der Breitenfelder Schlacht seine Kürassiere zehn, die leichten Reiter sechs Mann tief, Wallenstein die schweren Reiter acht, die leichten fünf Mann tief. Bei solcher Tiefe sollte man zum Voraus erwarten, daß es auf einen gewaltigen Stoß, auf einen Einbruch in Masse abgesehen gewesen wäre, um so mehr, weil die schwere Rüstung der Kürassiere darauf berechnet schien. Aber gerade das Gegentheil fand statt! Beim Angriffe ritt das erste Glied einer solchen aus 5—10 Reihen bestehenden Schwadron, sobald man auf Schußweite gekommen war, im Galopp voran, die Andern machten indeß Halt. Die Karabinire feuerten dann ihre kurzen Büchsen ab, machten hierauf eine halbe Wendung rechts und schoßen das eine Pistol, dann eine andere links und brannten das zweite ab. Hatten diese wiederholten Schüsse eine Lücke in der feindlichen Linie gemacht, so brachen sie ein, und die zurückgebliebenen Reihen folgten dann ihren vorangeeilten Kameraden. Hielt aber der Feind noch fest, was gewöhnlich der Fall war, so schwenkte das erste zum Schuß gekommene Glied rechts und links ab, galoppirte hinter die Fronte der Schwadron, stellte sich dort wieder auf und lud von Neuem. Ebenso machten es die Kürassiere, nur daß sie keine Karabiner abzufeuern hatten, und also blos zwei halbe Wendungen zur Abfeuerung ihrer beiden Pistolen ausführten. Dieses ewige Zurücktreten sah aus wie eine Flucht, brachte das hintenstehende Fußvolk, das manchmal von den Pferden umgerannt wurde, in Unordnung, oder nahm ihm gar den Muth, weil man bereits geschlagene und noch widerstehende Reiter kaum unterscheiden konnte. Ein berühmtes Waffenhaupt, Montecuculi, meint, diese verkehrte Fechtart der kaiserlichen Reiterei sey größtentheils am Verluste der Lützener Schlacht Schuld gewesen [1].

Ganz anders war die Taktik der Schweden. Getreu dem Grund-

[1] Das. S. 279 unten flg.

satze, daß keine Kraft verloren gehen dürfe, daß also jeder einzelne Soldat den größtmöglichen Dienst leisten solle, stellte Gustav Adolf sein ganzes Fußvolk, Pikeniere wie Musketiere, nur sechs Mann hoch auf. Erstere Waffengattung stand in der Schlachtlinie gedrängt, Mann an Mann, bei den Musketieren dagegen war zwischen jeder Rotte, die aus vier bis fünf Soldaten bestand und von einem Rottmeister beaufsichtigt wurde, ein Zwischenraum von 2—3 Fuß gelassen, durch welchen sich das erste Glied zur Hälfte rechts, zur Hälfte links zurückzog, um hinter der Fronte zu laden und dem Feuer des nächsten Gliedes Platz zu machen. Der Grundsatz war demnach derselbe, wie bei den kaiserlichen Musketieren, aber die Ausführung sehr verschieden. Denn bei den Schweden wurde fast gar keine Zeit darüber verloren, weil hier nur je zwei oder drei Mann sich durch den offen gelassenen Raum zwischen jeder Rotte von 4—5 Mann hinter fünf Glieder zurückzogen, während dort 50 und mehr einen Umkreis um neun volle Glieder machen mußten. Das zweite Grundgesetz, das Gustav Adolf befolgte, war, daß jede Waffe die andere unterstützen müsse. Die Schlachtordnung sollte einem wohlgeordneten Körper gleichen, von dessen Gliedern jegliches nicht nur sich selbst, sondern auch die andern gleichzeitig schützte. Also stellte er kleine Abtheilungen von Musketieren neben den Schlachthaufen der Pikeniere, und mischte wieder erstere unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketieren gelassen wurden. Pike, Muskete, Pistole, Sabel und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen. Endlich wurde die erste Schlachtlinie durch eine zweite gedeckt, welche jedem leidenden Theile sogleich Hülfe bringen und die Flanken, wenn sie bedroht waren, wie in der Breitenfelder Schlacht, vertheidigen konnte.

Der Engländer Harte hat in seinem Leben Gustav Adolf's die Aussage eines vornehmen Augenzeugen aufbewahrt, der seine Bewunderung des schwedischen Heeres in folgenden Worten [1]) ausspricht: „die Schlachtreihe Gustav Adolf's ist, wie eine wohlgebaute Festung, im Stande, den Feind überall bestens zu empfangen, auf welcher Seite derselbe den Angriff wage. Nicht nur zieht der König den größtmöglichen Vortheil aus seinem Geschütz, sondern jeder schwedische Musketier erfüllt seine Aufgabe. Letzteres ist bei der kaiserlichen Aufstellung des Fußvolkes unmöglich, denn aus großen unförmlichen Vierecken können nur zwei, höchstens drei Glieder Feuer geben, die übrigen sind für Nichts da. Hiezu kommt noch, daß ein solcher Menschenklumpen leicht durchbrochen und in Unordnung gebracht werden kann. Dies steht bei der schwedischen Aufstellung nie zu befürchten; denn ehe die feindliche Reiterei zum Angriff auf die schwedischen Musketiere vorrücken kann, sind diese durch die Pikeniere und auf beiden Flügeln durch Reiterei gedeckt, welche letztere gleichsam die Basteien der schwedischen Schlachtordnung bildet. Außerdem haben

[1]) Harte II, 525 der deutschen Ausgabe, Note 2.

die Musketiere mehrere Rückhalte hinter sich, auf welche sie sich zurückziehen können. Endlich muß die feindliche Reiterei vorher die so trefflich gegliederte erste Schlachtlinie durchbrechen, bevor sie das zweite Treffen über den Haufen werfen kann. Da die Stärke jeder Schlachtordnung darin besteht, daß alle Glieder untereinander verbunden sind und sich gegenseitig unterstützen, so sehe ich nicht, wie die schwedische Ordnung umgestoßen werden könnte, es müßte denn durch einen schnellen Ueberfall geschehen, der den Truppen des Königs nicht Zeit ließe, sich aufzustellen." Diese kurzen Worte bezeichnen bündig den Geist schwedischer Kriegskunst.

Ebenso wie die Aufstellung des Fußvolks verbesserte Gustav Adolf die Fechtweise der Reiterei. Er schaffte die großen, oft 1000 Mann fassenden Reiterhaufen, welche bei den Kaiserlichen im Brauche waren, er schaffte zweitens den sonderbaren Angriff durch Hin- und Zurückreiten und die mit diesem fehlerhaften Systeme unzertrennliche Aufschließung der Reihen ab. Die schwedische Reiterei griff Schwadronsweise an, jede Schwadron 15—16 Mann in der Fronte und vier Mann tief. Glied schloß an Glied, Reihe an Reihe. Sobald man auf Schußweite war, setzten die Reiter ihre Thiere in Galopp, erst wenn man das Weiße im Auge des Feindes erkennen konnte, schoß das erste und zweite Glied seine Pistolen ab, warf dann das Pistol in den Hulfter und griff zum Degen. Der erste Stoß wurde nach dem Visire der feindlichen Kürassiere geführt, dann zum zweiten nach dem Kopfe der Pferde gehauen; die zwei hinteren Glieder drängten nach, um mit der Wucht ihrer Rosse und unterstützt von den Säbeln der beiden ersten Reihen den Feind über den Haufen zu rennen. Das Pistol sollte nach Gustav Adolf's Ansicht nur dazu dienen, eine Lücke in den feindlichen Linien hervorzubringen und den Einbruch zu erleichtern, die blanke Waffe war die Hauptsache. Gelang der erste Anfall nicht, so wandten die schwedischen Reiter um, was bei der geringen Stärke der Schwadronen leicht auszuführen war, und zogen sich in die Zwischenräume zwischen den Musketieren zurück, wo sie ihre ursprüngliche Stellung hatten. Nun kam es den Musketieren zu, mit ihren Feuerröhren und mit den bisher verdeckten und hinter der Fronte aufgestellten kleinen Regimentsstücken die nachsetzenden Kürassiere des Feindes zu zerschmettern. Gegen solche Anordnungen konnten die Kaiserlichen bei ihrem fehlerhaften System nicht gewinnen [1]).

Bis zum 30jährigen Kriege glich ein Zeughaus voll Geschütz einer wahren Rumpelkammer, so verschiedene Formen, Größen und Längen von Feuerschlünden wurden darin aufbewahrt. Da gab es große und kleine Falken, Singerinnen, Schlangen, Nothschlangen, Sperber. Fast jedes Thiergeschlecht hatte seine Vertreter im Reiche der Kanonen [2]). Das gewöhnliche Feldgeschütz, die Nothschlange, schoß Kugeln von 16 Pfund,

---

[1]) Francheville S. 283 flg. — [2]) Ders. a. a. O. S. 314 flg.

die Röhre war 8½ Fuß lang und wog 40—50 Centner. Zehn Pferde wurden erfordert um diese Art von Kanonen, drei um die Kugeln, zwei um das nöthige Pulver zu ziehen. Eine Falkaune (auch Carthaune) schoß 6–8 Pfund, war 8 Fuß lang und wog 15—20 Centner. Acht Pferde waren nöthig, um die Röhre, eines um das Pulver und ein zweites um die Kugeln zu ziehen. Das Falkonnet, oder ein kleines Falkenstück schoß 2 Pfund, wog 10 Centner, war 5½ Fuß lang und wurde von vier Pferden gezogen. Ein einziges Pferd schleppte die Kugeln und das Pulver. Bereits waren damals die wahren Grundsätze der Geschützgießerei aufgestellt, denn der deutsche Büchsenmeister Rivius zeigte schon im Jahre 1582, daß ein Kanone weder zu lang noch zu kurz seyn dürfe, um möglichst weit zu reichen. Dennoch wandte man bei deutschen Heeren diese Lehre wenig an, sonst wären die meisten Kanonen nicht so übermäßig lang gewesen, auch hätte man sonst mehr leichtes Geschütz gebraucht. Immer fällt es schwer, von fehlerhaften Gewohnheiten abzugehen.

Tilly führte nur große Batterie-Stücke mit sich, deren kleinstes 24 Pfund schoß. Viele hatten ein Kaliber von 36—48. Zwanzig und wohl noch mehr Pferde mußten angespannt werden, um einen 24pfünder, 12 weitere, um den dazu gehörigen Vorrath von Pulver und Kugeln fortzuschleppen. Bei den größeren Stücken stieg die nöthige Zahl der Pferde in gleichem Verhältniß. Nur wenn sie in der Batterie aufgestellt waren, ruhten diese schwere Kanonen auf ihren Laffetten, bei Märschen wurden sie heruntergenommen und auf plumpe Karren gepackt. Die Laffetten ließ man dann nachführen. Man begreift, daß so große Metallmassen den verschiedenen Bewegungen des Heeres in einer Schlacht nicht folgen konnten. In unbewegliche Batterien wurden sie aufgeführt, wo sie zu Anfang des Treffens standen, da mußten sie bleiben bis zu Ende. Gab das Gefecht dem Heere, welches sie vertheidigen sollten, eine andere Stellung, so wurden sie völlig unnütz. Nicht minder fehlerhaft war die Art der Ladung. Man brauchte damals bei den deutschen Heeren noch keine Patronen für das grobe Geschütz. Die aufgeschlagene Pulvertonne war vor den Konstabler hingestellt, mit einer krummen Schaufel fuhr derselbe hinein, lud dann in die Kanone das Pulver, das sich natürlich in der ganzen Röhre zerstreute, und so dem Schuß seine beste Kraft entzog. Die Kugel wurde zuletzt auf das Pulver gesetzt und mit der Lunte losgeschossen. Tilly führte nur eine kleine Zahl von Kanonen bei sich, weil sein Geschütz aus lauter schweren Stücken bestand, die einen ungeheuren Zug erforderten. Nie hatte er, so viel man weiß, mehr als 28.

In Wallenstein's Heer war dieselbe Einrichtung in Bezug auf das grobe Geschütz, doch vermehrte er, weil auch die Stärke des Heeres bei Uebernahme des zweiten Oberbefehls größer war, seine Artillerie bis auf 80 Stücke. Ein Oberst-Zeugmeister führte das Kommando über das ganze Geschütz, unter ihm standen Artillerie-Hauptleute und Lieutenante. Eine Feldschlange, die 15 Pfund schoß, wurde bedient von zwei Büchsen-

meistern und zehn Schnellern oder Kanonieren, eine Falkaune von einem Büchsenmeister und sechs Schnellern, und so in gleichem Verhältniß von mehr oder minder starken Mannschaften je nach dem Kaliber. Der Zug, die Geschützwagen und die nöthigen Zimmerleute standen unter der Aufsicht von Wagen- und Geschirr-Meistern. Um die Stücke auf Märschen mitfortzuschleppen, nahm man den Bauern die Pferde weg, das kaiserliche grobe Geschütz hatte keine regelmäßige Bespannung.

Anders war die schwedische Artillerie eingerichtet. Gustav Adolf wandte die größte Sorgfalt auf diesen wichtigsten Theil des Kriegswesens. Er fand eben so unförmliche Kanonen vor, als die oben beschriebenen. Im Jahr 1624 brachte ein deutscher Geschützoberst, von Siegroth, der in schwedische Dienste getreten war, die Lehre nach Schweden, daß eine Verkleinerung der Kanonen ohne Nachtheil für ihre Wirkung möglich sey. Gustav Adolf wollte es Anfangs nicht glauben und wettete mit dem Deutschen; viele Versuche wurden angestellt; die Erfahrung rechtfertigte die Lehre des Obersten; Gustav Adolf zahlte die Wette und ließ nun die alten Stücke umgießen. Es war der erste Anfang einer fliegenden Artillerie [1]). Doch hatten diese Kanonen noch zu viel Gewicht. Ein weiterer Schritt geschah durch Einführung der ledernen Kanonen, welche oben beschrieben worden sind [2]). Außerordentliche Leichtigkeit empfahl diese Stücke — sie wogen kaum einen Centner — aber sie erhitzten sich viel zu schnell. Deßhalb behielt sie Gustav Adolf nur bis zum Jahr 1631 bei. Der Engländer Hamilton hatte, wie wir bereits erzählten, eine neue Art von Kanonen erdacht. Da die Proben günstig ausfielen, führte sie Gustav Adolf bei seinem Heere ausschließlich ein. Diese neue Kanonen waren aus Eisen gegossen, vier Fuß lang und wogen blos 625 Pfund. Mit einer Ladung von $1\frac{1}{3}$ Pfund Pulver schoßen sie eine Kugel von vier Pfund. Man lud sie nicht, wie bei den Kaiserlichen, aus freier Hand, sondern mit einer Patrone, an deren oberes Ende die Kugel durch Eisendrath befestigt war. Zwei Pferde zogen sie mit Leichtigkeit über Stock und Stein, ein einziges Roß schleppte den Munitionswagen. Aus diesen Stücken wurde, wie früher aus den ledernen Kanonen, die fliegende Artillerie der Schweden gebildet. Jedem Regimente waren mehrere derselben, oft sechs und acht, beigegeben. Gustav Adolf verstand es zugleich, sie verdeckt zu gebrauchen. Unsichtbar dem Auge des Feindes, standen sie zu Anfang der Treffen hinter den Linien der Musketiere. Wenn nun der Feind einbrechen wollte, öffneten sich etliche Reihen, und nun schleuderten diese Werkzeuge des Todes ihren Hagel von Eisen in die Massen der Angreifer. Außerordentlich schnell wurden sie bedient. Der deutsche Ingenieur Schildknecht berichtet, daß ein guter Kanonier dreimal gefeuert habe, bevor ein Musketier zweimal zum Schusse kam. Um die Verbindung dieser wirksamsten aller Waffen mit den Regimentern noch enger zu machen, wurden die Musketiere auf den Ge-

[1]) Rühs a. a. O. S. 247. — S. 148.

schützdienst eingeübt. So fehlte es nie an Kanonieren, wenn auch noch so viele neben den Stücken erschossen wurden. Lange war die Hamilton'sche Kanone auch bei fremden Heeren im Brauche; die Franzosen bedienten sich ihrer unter dem Namen schwedischer Stücke bis zum Jahre 1756 [1]).

Außer dem eben beschriebenen fliegenden Geschütz hatte Gustav Adolf seine groben Batteriestücke, 24= bis 48pfünder. Die Einrichtung derselben war wenig verschieden von der kaiserlichen, außer daß sie ebenfalls mit Patronen geladen wurden. Eine gleich große Anzahl von Pferden, wie bei Tilly's Heere, wurde erfordert, um sie fortzuschleppen. An Menge des Geschützes übertrafen die Schweden alle damaligen Heere bei Weitem. Aus 100 Feuerschlünden schoß Gustav Adolf in der Schlacht bei Breitenfeld; bei der Belagerung von Frankfurt an der Oder hatte er deren 200, 300 im Lager von Nürnberg; nahe an 100 führte er auf die Ebene von Lützen. Freilich kamen ihm hiebei die unerschöpflichen Bergwerke seines Erbreiches zu Statten [2]).

Man braucht nicht selbst Soldat zu seyn, um diesen Schöpfungen des Königs von Schweden seine Bewunderung zu zollen. Sicherlich sind dies die wahren Grundsätze der Kriegsführung. Uebrigens muß man darüber staunen, daß die Kaiserlichen einem durch schöpferischen Geist und kluge Einrichtungen so überlegenen Feind dennoch mit solcher Ausdauer die Spitze boten. Das macht, weil Tilly's, weil Wallenstein's Soldaten an sittlicher Kraft den Schweden nicht nachstanden. Der lange Krieg hatte nicht nur eine große Erfahrung, sondern auch hohes Selbstgefühl in den katholischen deutschen Heeren hevorgebracht. Diese Soldaten wußten, was es heiße, die Besieger Deutschlands und des Kaisers eherner Arm zu seyn. Gewohnt, in Deutschland den Herrn zu spielen, und stolz auf die erfochtenen Triumphe, traten sie dem Feind mit keckem Trotze entgegen. Freilich waren sie bei Breitenfeld und noch mehr bei Lützen fehlerhaft aufgestellt, freilich wütheten die schwedischen Kanonen mörderisch in ihren Reihen, aber die gelichteten Glieder schloßen, folgsam der Stimme ihrer Offiziere, sich von Neuem, die alten Banden Tilly's hielten bis zum letzten Manne Stand, und aus der Lützener Schlacht ging beinahe kein Wallenstein'scher Soldat unverwundet hervor. Diese Entschlossenheit ist am Ende die Hauptsache, und macht taktische Fehler wieder gut; denn der Muth überwindet Alles, selbst den Tod.

Die kräftigsten Reizmittel wurden angewandt, um den kaiserlichen Soldaten an seine Fahne zu fesseln. Besonders wirkte man auf die Habsucht. Hoch war schon das Handgeld, das der Rekrut empfing, denn geworben wurde damals alles Kriegsvolk. Von 10—25 Thaler wurden jedem Eintretenden geboten. Als bei Uebernahme seiner zweiten Feldhauptmannschaft die Zeit drängte, brauchte Wallenstein freilich auch gewaltsamere Mittel, um sein Heer schnell voll zu machen. Nach Schild=

[1]) Rühs a. a. O. S. 247. Chemnitz I, 192 b. Francheville a. a. O. 318. —
[2]) Francheville 319.

necht's Zeugniß [1]) brachen friedländische Werber in Häuser ein, wo sie wußten, daß junge Bursche wohnten, warfen einen Haufen Geld und einen Strick auf den Tisch und sprachen: „wählt, entweder Soldat geworden und das Geld genommen, oder aufgehenkt." Sehr hoch im Verhältniß zu dem damaligen Werthe des Geldes und zu der jetzigen Bezahlung des Soldaten belief sich der Sold. Bei der Reiterei bekam monatlich ein Oberster 400, der Rittmeister 125, der Lieutenant 40, der Kornet 30, jeder Kürassier 24 Gulden, wofür er Alles zu bestreiten hatte [2]). Man muß nämlich wissen, daß Reiter, die Dienste nahmen, ihre eigenen Hengste und eigene Bewaffnung mitbrachten. Außerdem war es jedem Reiter gestattet, eins oder zwei Handpferde mit sich zu führen, auf welchen die Leibburschen der Kürassiere ritten. Letztere bestanden zu einem großen Theil aus Mitgliedern des kleinen unbegüterten Adels, deren ganzes Erbgut oft ein Schlachtroß und eine Rüstung war. Bei dem kaiserlichen Fußvolk erhielt jeder Musketier monatlich sechs, jeder Pikenier neun Gulden. Dagegen war die Ausbezahlung unregelmäßig, und Monate lang mußten oft die Truppen warten. Zum Solde kamen noch außerordentliche Belohnungen. Soldaten, die sich vor dem Feinde ausgezeichnet hatten, wurden mit Geldsummen und höheren Graden, Offiziere mit goldenen Ketten, mit konfiscirten Gütern, mit Vorrücken im Heere bedacht. Von Wallenstein ist es bekannt, daß er ausschweifend belohnte und strafte. Selten schenkte er unter 1000 Thalern. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen dem Feldherrn und den Offizieren einer- und den Soldaten andererseits viel inniger, als bei den jetzigen Heeren, wo sich besonders seit Einführung der Conscription jeder Einzelne als gezwungenen Diener des Staats, nicht als Genossen seiner Offiziere anzusehen gewohnt ist.

Zu den Belohnungen standen die Strafen im Verhältniß. Ungehorsam aller Art, Feigheit, wurde mit Stockprügeln, Spießruthen, Galgen und Rad geahndet. Fast täglich hatten die Generalgewaltigen Gelegenheit, ihr Amt auszuüben. Man betrachte nur die Kupferstiche aus jener Zeit, immer wird man einen bevölkerten Galgen und Rad im Rücken kaiserlicher Heere erblicken. Wallenstein forderte unbedingten Gehorsam selbst für die sonderbarsten Einfälle seiner Laune. Ganze Fahnen, welche vor dem Feinde ihre Schuldigkeit nicht gethan, ließ er loosen und den zehnten Mann aufknüpfen; feige Offiziere wurden hingerichtet, die Namen von Flüchtigen an den Schandpranger geschlagen. Fürbitten, hohe Geburt, Verwandte halfen Nichts. Manches vornehme Muttersöhnchen, das in der Schlacht von Lützen davon gelaufen war, endete unter den Händen des Nachrichters. So blind der Soldat an das Glück des Friedländers, zum Theil auch an seinen Bund mit höllischen Geistern glaubte, eben so sehr bebte er vor seinem Zorne, der mehr wirkte, als

[1]) Francheville S. 249. — [2]) Das. S. 263.

die Furcht vor dem Tode. Daher die bewunderungswürdige Standhaftigkeit der Friedländischen Soldaten in der Lützener Schlacht. Wie alle große Männer verstand es Wallenstein, die Einbildungskraft der Menge zu fesseln, und dadurch die Triebfeder, durch welche fast alle Handlungen des gewöhnlichen Menschen bestimmt werden, sich dienstbar zu machen. Sonst befolgte man im katholischen Heere das System, den Soldaten für die strenge Knechtschaft des Dienstes durch Ungebundenheit außer demselben zu entschädigen. Allen Begierden wurde, mit der obengenannten Ausnahme, der Zügel gelassen; eine Menge Huren und anderes loses Gesindel folgte den kaiserlichen Heeren [1]). Leben und Eigenthum der Einwohner in den durchzogenen feindlichen Ländern ward den Leidenschaften der Offiziere und Soldaten Preis gegeben, den man hielt es für staatsklug, der Reichsaristokratie, dieser alten Erbfeindin des Kaisers, durch Ausplünderung ihres Eigenthums den Stachel zu nehmen. Viele zog der Reiz des abentheuerlichen Vagabundenlebens an; die Gierigsten köderte die Aussicht, Bürger und Bauern ungestraft hudeln und schänden zu können und dieselben ihres Eigenthums zu berauben; den Anführern gefiel es, daß sie als Diener des Kaisers sich kühn über Reichsstände und Fürsten, die sonst die Stirne so hoch trugen, wegsetzen durften; aber unter manchem Harnisch, der ein Heldenherz bedeckte, mögen auch reinere Gefühle gepocht haben, namentlich die Hoffnung, daß aus der blutigen Saat dieses fürchterlichen Kriegs ein mächtiges Reich, den Deutschen ein Schirm, den fremden Feinden ein Schrecken, aufgehen, und daß die tausendköpfige Vielherrschaft, welche unserer Nation schon so tiefe Wunden geschlagen, ein Ende nehmen werde.

Ein anderes System der Mannszucht befolgte der König von Schweden. Fast wie ein Vater auf die Erziehung seiner Kinder, so hatte Gustav Adolf auf die Heranbildung seines Heeres seit dem Regierungsantritt die größte Sorgfalt verwendet. Als der deutsche Krieg ausbrach, zwang ihn die Noth eine Masse fremder Söldner in Dienste zu nehmen, denn fühlbar war die Entvölkerung in Schweden. Hieraus entstand Gefahr, daß der Geist der alten wohlgezogenen Truppen durch die Neulinge verdorben werde. Gustav Adolf suchte diese Klippe dadurch zu umschiffen, daß er die Truppen aus fremden Nationen durch das Vorbild seiner schwedischen Veteranen zur Zucht antrieb, daß er jede Nationalität an ihrer schwachen Seite angriff und einen mächtigen Wetteifer, es einander zuvorzuthun, unter allen erweckte. Im Ganzen wurde, so lange der König lebte, unter dem schwedischen Heere, obgleich es bunt genug zusammengesetzt war, ein gewisser Grad von Mannszucht erhalten. Die Kriegsartikel, welche er 1621 veröffentlichte, haben wir oben [2]) mitgetheilt; wir tragen hier nach [3]), was dort übergangen oder später erst

[1]) Beim Auszuge der Kaiserlichen aus Landsberg fanden sich fast eben so viele Huren als Soldaten vor. Geijer III, 182, Note 1. — [2]) S. 96 flg. — [3]) Rühs a. a. O. 249 flg.

verordnet worden ist. Eine doppelte Grundansicht beherrscht und bestimmt diese Vorschriften Gustav's: die Kriegführung ist ein edles Gewerbe, welches den Waffentragenden ehrt und über die gemeinen Laster der Menge erheben soll. Denn Selbstgefühl und Niederträchtigkeit kann nicht zusammen bestehen. Der Krieg darf nicht mit größerer Grausamkeit, als nothwendig in seinem Wesen liegt, geführt werden, denn Großmuth, Trotz gegen Widerspenstige, Schonung der Schwachen ziemt sich für den Starken. Weil die Ehre das Element des Soldaten ist, muß man ihn als ehrenwerth behandeln, keine Strafe kann ihn treffen, welche das Gefühl empört, außer wenn er sie durch schändliche Thaten verdient hat. Zweitens, was schwedische Soldaten erobert haben, das können sie behaupten; sobald ein Land genommen ist, gehört es dem Könige, folglich müssen die Einwohner wie schwedische Unterhanen angesehen und behandelt werden. Dies waren die leitenden Grundsätze der schwedischen Kriegsartikel.

Sie machten strengste Unterwürfigkeit gegen die Obern, blinden Gehorsam zur Pflicht der Soldaten, aber nur im Dienste, außerhalb desselben behält Jeder seine bürgerlichen und menschlichen Rechte. Den Soldaten ist es ausdrücklich verboten, ihren Obern zu gehorchen, wenn diese etwas zum Nachtheile des Königs oder des Reiches befehlen [1]); denn man traute den Gemeinen ebenso gut Fähigkeit des Urtheils zu, als den Offizieren. Die Wachen müssen mit der größten Pünktlichkeit besorgt werden; wer schläft, sich betrinkt oder den Posten ohne Ablösung verläßt, wird mit dem Tode bestraft; so auch jeder, der von der Fahne weicht; wer im freien Felde bei fliegender Fahne ausreißt, darf von jedem Kameraden niedergestoßen werden. Wer die Flucht ergreift, während er sein Seitengewehr noch brauchen kann, wird vor ein Kriegsgericht gestellt; liegt die Schuld an den Befehlshabern, so werden diese schimpflich aus dem Lager gejagt; sind es die Gemeinen, welche ihre Pflicht verletzt haben, so müssen sie loosen, der zehnte Mann wird aufgehenkt, die Uebrigen dienen ohne Fahnen, liegen außerhalb des Lagers und müssen dasselbe reinigen, bis sie durch eine heroische That ihre Schmach ausgelöscht haben. Wer seine Unschuld beweisen kann, geht frei aus. Niemand soll vor einem Sturme zurückweichen, ehe er sein Seitengewehr gebraucht hat; keine Kompagnie darf eine Schanze verlassen, ohne dreimaligen Sturm ausgehalten zu haben. Meuterei, Widersetzlichkeit und Unterhandlung mit dem Feinde ist bei Todesstrafe verpönt. Nur unter drei Bedingungen darf eine Festung übergeben werden: wenn Alles verzehrt ist, wovon ein Mensch leben kann; wenn kein Entsatz zu erwarten steht; wenn längere Gegenwehr unmöglich erscheint, oder der Ort ohnedies bald fallen muß. Die Waffen sollen sorgfältig in Acht genommen werden, wer sie verkauft, unterliegt schimpflicher Strafe. Kein

---

[1]) Dieser gefährliche Artikel wurde nach des Königs Tode unterdrückt.

Missethäter wird unter des Königs Soldaten geduldet. Raufen, Balgen, Zweikämpfe sind untersagt, Nothzucht wird mit dem Tode bestraft. Kein Soldat soll ohne Befehl ein Haus, ein Dorf, eine Stadt anzünden, die niedern Offiziere dürfen dies nicht ohne höhere Erlaubniß gestatten. Raub und Gewaltthätigkeiten in Freundes Land sind verboten, auch in feindlichem Gebiete sollen Schutzbriefe bei Todesstrafe geachtet werden. Niemand darf im freien Felde eher zu plündern anfangen, als bis der Feind völlig geschlagen ist, in Städten, bis die Werke besetzt sind; auch dann soll jedes Regiment nur in demjenigen Quartiere plündern, welches es erobert hat. Selbst wenn ein Ort mit stürmender Hand genommen wird, sollen Kirchen, Spitäler, öffentliche Gebäude und Mühlen verschont bleiben. Dem Könige gehören alle Magazine, Munition und Waffen, die in eroberten Städten und Lagern gefunden werden, das Uebrige ist Soldatenbeute, doch fällt der zehnte Theil dem Lazarethe zu. Die Gefangenen gehören den Truppen, hingegen steht dem Könige das Recht zu, sich angesehene Personen für eine billige Vergütung auszusuchen. Zur Musterung muß sich jeder Soldat einfinden; kein Hauptmann oder Oberst darf die Reihen mit fremden Leuten anfüllen; wer dies thut, wird zum Schelmen gemacht und durch die Stockknechte aus dem Lager gejagt. Deßgleichen soll Niemand zur Musterung fremde Pferde oder Waffen leihen. Jeder Soldat kann nur in der Garnison oder nach beendigtem Feldzuge den Abschied verlangen, keineswegs wann der Krieg fortdauert, oder wann man dem Feinde entgegenrückt. Den Offizieren ist es zur Pflicht gemacht, für regelmäßige und unverkürzte Ausbezahlung des Soldes Sorge zu tragen; sollte sie jedoch durch Umstände verzögert werden, so dürfen die Truppen deßhalb den Dienst nicht versagen, sie müssen aber unterdeß mit nothdürftiger Kost versehen werden.

Für Erhaltung der Ordnung auf Märschen wie im Lager sorgten der Generalprofoß, der Rumormeister, der Ober-Wagenmeister. Ersterem stand es zu, die Uebertreter der Kriegsartikel, so wie jeden, der eine Mißhandlung verübte, verhaften zu lassen, alle Regimentsprofoße standen unter ihm, überhaupt war ihm die Polizei im Felde anvertraut, er führte daher die Aufsicht über die Waaren, die von den Marketendern feil geboten wurden, bestimmte den Marktpreis u. s. w. Beim Marsche war er mit seinen Häschern hinten und zu beiden Seiten des Heereszugs, um Unordnungen vorzubeugen. Der Rumormeister hatte ausserhalb der Quartiere dieselben Befugnisse, wie der Generalgewaltige im Lager; er mußte auf Märschen voran ziehen, die Vorausläufer zurückhalten, und dafür sorgen, daß vor Ankunft des Heeres nicht geplündert wurde, er durfte einen Verbrecher, den er auf frischer That ergriff, sogleich zur Strafe ziehen. Zu diesen beiden Beamten kam noch der Oberst Troß- und Wagenmeister, welcher unterstützt von den Wagenmeistern der Kompagnien, die Aufsicht über das Gepäck führte. Nach dem Heere brach das Geschütz auf, dann folgte der Troß; jeder Wagen

hatte seine Stelle, eine Schwadron Reiter durfte deren zehn, eine Fußkompagnie nur zwei mit sich führen. Für alle Fälle war zum Voraus gesorgt. Hieraus erklärt sich die außerordentliche Schnelligkeit des schwedischen Heeres. Fast nie entstand Verwirrung auf den Märschen, jeder Soldat fühlte sich durch die Gewohnheit an seinem Platze.

Dem Geist der Ehre, der in den schwedischen Kriegsartikeln athmet, ging die Triebfeder der Religion zur Seite. Ehrfurcht gegen das höchste Wesen wurde dem Soldaten zur Pflicht gemacht, Fluchen und Lästern war schwer verpönt. Von dem täglichen Gottesdienst haben wir oben gesprochen. Vor Schlachten wurden die Soldaten mit Gebeten und frommen Liedern zur Tapferkeit entflammt, zur Verachtung des Todes erhoben. Ehre und Glauben sind jedoch ätherische Mittel, sie reichen nicht aus für den alltäglichen Bedarf. Gustav Adolf gestand dies mit dürren Worten zu, wenn er laut Chemnizen's Zeugniß.[1]) in der Anrede an die Offiziere vor der Breitenfelder Schlacht äußerte: „selig würdet Ihr wohl unter meinem Kommando," sagt Ihr, „aber nicht reich." Auch die Habsucht des Menschen war beim schwedischen Heere in Rechnung gezogen. Das Handgeld stieg während des deutschen Kriegs bedeutend. Im Jahr 1617 gab Gustav Adolf neuen in Holland geworbenen Fußtruppen je 8 Thaler Handgeld. Später wurden dem Reiter bis 20, einem Fußgänger 10 Thaler bezahlt. Nur die schwedischen Truppen wurden ausgehoben, die Deutschen alle geworben. Gustav Adolf liebte gezwungene Soldaten nicht, er pflegte zu sagen, das sey ein schlechter Jagdhund, den man zum Jagen nöthigen müsse. Die Höhe des Soldes stand mit dem Handgelde in Verhältniß. Nach des Lord Rhea Angabe bei Harte[2]) erhielt ein Fußregiment während des deutschen Krieges monatlich folgende Bezahlung: der Oberst 184 Thaler, der Oberstlieutenant 80, der Oberstwachtmeister 61, der Regimentsquartiermeister 30, ein Hauptmann 61, ein Lieutenant 30, ein Fähnderich 30, ein Feldwebel 9, der Führer, der Quartiermeister, der Musterschreiber, der Rostmeister je 7, Trommler und Pfeifer je 4, jeder Korporal 6, jeder Rottmeister 5, jeder Gefreite 4, jeder Gemeine 3½, 18 Uebervollzählige je 3 Thaler. Der Civilstab des Regiments erhielt folgenden Gehalt: zwei Regimentsgeistliche je 18 Thaler monatlich, zwei Richter je 30, vier Wundärzte jeder 12, vier Profoße jeder 12, der Regimentsschreiber 30, der Gerichtsschreiber 18, der Gerichtsschulze 18, zwei Häscher jeder 3, der Scharfrichter 7 Thaler. Nach schwedischen Quellen bei Rühs[3]) bekam ein Rittmeister von geworbenen Dragonern monatlich 100, der Lieutenant 40, der Fähnderich 30, jeder Korporal 20, jeder Gemeine 15 Thaler.

Ich habe bereits gesagt, daß die Reiter bei beiden Heeren Rosse und Bewaffnung selbst mitbrachten, doch duldete Gustav Adolf weniger Bei-

[1]) Siehe oben S. 737. — [2]) Leben Gustav's II, B. Anhang S. 63 flg. — [3]) Rühs a. a. O. S. 244.

pferde, daher der schwedische Troß kleiner war, als bei den kaiserlichen Heeren. Büßte ein Reiter sein Pferd ein, so ward ihm gestattet, mit seinem Reitersold drei Monate zu Fuße zu dienen, dann mußte er sich ein neues anschaffen. Von geworbenen Kürassieren erhielt ein Rittmeister 100, der Lieutenant und Fähnderich jeder 30, der Korporal 30, der Gemeine 20 Thaler des Monats. Die Ausbezahlung des Soldes war regelmäßiger bei den Schweden als bei den Kaiserlichen, sie erfolgte gewöhnlich dreimal des Monats, den 1., den 11. und den 21. Hiezu kamen noch ausserordentliche Belohnungen. Wenn eine Kompagnie sich ausgezeichnet hatte, erhielt sie oft einen monatlichen Sold, die Thaten Einzelner wurden durch Geldgeschenke, durch höhere Grade anerkannt. Nie beförderte Gustav Adolf einen gemeinen Soldaten zum Offizier, ohne ihn zugleich auszustatten, so daß Armuth für das Verdienst kein Hinderniß war, eine glänzende Stelle anzunehmen. Noch größere Befriedigung als die Geldgier, fand die Herrschsucht im schwedischen Heere. Eine vielgegliederte Hierarchie erstreckte sich bis auf die niederen Grade. Bei dem Fußvolk war je der 6. Mann Gefreiter, der 12. Rottmeister, der 25. Korporal. Von den höheren Stellen haben wir oben dasselbe gesagt. Seit der Zusammenziehung zweier schwachen Regimenter in eine Brigade gab es zwei Oberste, zwei Oberstlieutenant, zwei Oberstwachtmeister bei jeder solchen Abtheilung von 13—1400 Mann. Welche Aussicht für den Ehrgeiz [1]. Sicher machte jedes Verdienst seine Laufbahn, wenn es einigermaßen vom Glücke begünstigt war. Uebrigens fand dies fast eben so gut bei den kaiserlichen Heeren statt, als bei dem schwedischen. Die alltäglichen Mittel der Größe, hohe Geburt, Schmeichelei, Gunst bei Hofe, wirkten wenig mehr, die Natur trat in ihre Rechte ein, wie später in der französischen Revolution.

Im Laufe dieses fürchterlichen Krieges wurden die Familienkinder, Günstlinge der Prinzen und Minister, gestürzt oder vom Schwerte verschlungen, dagegen sah man die auffallendsten Glückwechsel von Unten nach Oben. Die Bauernhütte, die Handwerksstätte, die Schreibstube lieferte Marschälle und Generale. Johann von Werth war früher ein Bauer, General Beck ein Schäfer, Stallhantsch ein Bedienter, Aldringen ein Lakai, ein Schreiber, ein Feldmarschall [2]. Tilly, Wallenstein, Pappenheim gehörten dem niedern Adel an, sie verdankten Nichts ihren Ahnen, Alles sich selbst. Oxenstierna hegte die größte Abneigung, die Kriegsgewalt hochgebornen deutschen Herren anzuvertrauen, er hatte aus Gustav Adolf's Erfahrungen gelernt, wie ungern dieselben gehorchten. Der König gebrauchte sie, so lange er die Maske eines Retters der deutschen Freiheit vorzunehmen für gut fand, später würde er es gemacht haben wie sein Kanzler. In beiden Heeren gab es wenige Oberste, die nicht von der Pike auf gedient hätten. Bei den Schweden fand das Ver-

[1] Man sehe von der Decken II, 112 flg. — [2] Harte II. B. Einleit. S. XXVIII.

dienst noch leichter Anerkennung, weil der König überall zugegen und der beste Kampfrichter war. Auch im friedlichen Verkehre hatten Gustav Adolf's Soldaten Gelegenheit, ihren Werth geltend zu machen. Er zog die Offiziere ohne allen Unterschied an seine Tafel, ängstliches Ceremoniell war verbannt, niedrige Schmeichelei wurde mit Hohn und Verachtung abgelohnt. Bei Gastmählern, wenn der reichlich gespendete Rheinwein die Zungen löste und den wahren Menschen hinter dem angenommenen hervortreten ließ, liebte es Gustav Adolf, die Charaktere zu erforschen, und nach seinen Beobachtungen zog er dann Einzelne hervor [1]). Ist es ein Wunder, daß bei solchen Einrichtungen das Glück die schwedischen Waffen begleitete!

Mit dem Schwerte des Feldherrn soll die Feder des Staatsmannes Hand in Hand gehen. Gustav Adolf führte die großen Geschäfte während des deutschen Kriegs Anfangs allein, später im Vereine mit Oxenstierna. Schon war damals die Kunst bekannt, wichtige Angelegenheiten durch Vermittlung untergeordneter Beamten zu besorgen, die man preisgeben konnte, wenn das Resultat nicht gefiel. Fast nie unterhandelte Gustav Adolf mit deutschen Reichsständen persönlich, sondern immer durch Sekretäre, an welche jene gewiesen wurden. Die größte Verschwiegenheit zeichnete das schwedische Kabinet aus, unaufhörlich klagten die französischen Gesandten darüber, daß es ihnen trotz aller Bemühungen unmöglich sey, in die eigentlichen Absichten der schwedischen Regierung einzubringen. Mit den kleinen deutschen Höfen verhielt es sich anders, ihre Geheimnisse waren so gut aufbewahrt, als Wasser in einem Sieb. Das macht, weil sie ein verschiedenes System befolgten. Letztere knauserten — wie gewöhnlich bei Anstellung eigener Unterthanen — mit den Gehalten ihrer politischen Agenten. Gustav Adolf dagegen wie Oxenstierna verfuhr nicht nur bei der Auswahl der Geschäftsleute mit großer Umsicht, sondern er bezahlte sie auch hoch, um sie desto weniger der Verführung auszusetzen. Namentlich brauchte der König und sein Kanzler das berühmte Mittel, das der Diplomatie oft einen so unverdienten Anschein von Weisheit gibt, die Bestechung, in großem Maßstabe. Ein Netz schwedischer Gesandten und Spione, die unter einander und mit dem Reichskanzler in Verbindung standen, war über die europäischen Höfe ausgebreitet. Sie hatten die Vollmacht, kein Geld zu sparen, wo es galt, einflußreiche Personen, Weiber so gut als Männer, für das schwedische Interesse zu gewinnen. So setzte sich der schwedische Resident in Kopenhagen, Fegräus, mittelst großer Geldsummen in genauen Verkehr mit der Geliebten des Königs Christian IV., Christina Munk; durch sie erfuhr er die geheimsten Plane des dänischen Kabinets, ehe sie reif waren [2]). Wie Gustav Adolf die freudige Stimmung bei Gastmählern benützte, um den Charakter seiner eigenen Offiziere zu ergründen, so

[1]) Rühs S. 161. — [2]) Das. 220 flg.

nahm er öfters den Gott des Weins zu Hilfe, um fremden Ministern und Offizieren, die wegen Unterhandlungen in sein Lager kamen, die Geheimnisse zu entlocken. Unter seinen Kriegsobersten war ein Schotte, Sir Patrik Ruthven, der übermäßig viel ertragen konnte, und doch den Verstand beisammen behielt. Mehr als einmal zog dieser Mann fremden Gästen, denen man ihn als Zechbruder zugesellt hatte, die Würmer aus der Nase [1]).

Zweites Capitel.

Ränke des französischen Kabinets. Des Königs geheime Plane enthüllen sich. Sein Betragen gegen den Kurpfälzer, den Herzog von Wolfenbüttel und die übrige deutsche Aristokratie.

Wir verließen den König von Schweden während einer kurzen Waffenruhe, die er seinen Soldaten nicht blos um ihrer Bequemlichkeit halber bewilligt hatte. Die Früchte von Richelieu's Saat waren reicher aufgegangen, als den Franzosen lieb seyn konnte. Sie begannen eifersüchtig auf Gustav Adolf zu werden, und das mit Recht, denn statt Oesterreichs, das nur durch Wallenstein furchtbar war, hatten sie jetzt den ersten Helden des Jahrhunderts zum Gränznachbar. Ob der Kardinal es in der Stille nicht bereut haben mag, daß er dem Könige die goldene Brücke nach Deutschland baute! Ludwig XIII., sein Gebieter, war glaubenseifrig, und diese Eigenschaft wurde nachdrücklich benützt. Der verjagte Bischof von Würzburg hatte sich als Gesandter der Liga an das französische Hoflager nach Metz begeben, und bestürmte den König von Frankreich mit Klagen, daß die katholische Religion in Deutschland, ja in Europa, sich in Folge der Maaßregeln des Kardinals zum Untergange neige. Die Neider des ersten Ministers arbeiteten in gleichem Sinne. Richelieu mußte seinen Feinden den Mund stopfen. In einer geheimen Konferenz äußerte er [2]) gegen den Bischof von Würzburg: „Ich weiß gewiß, daß der König von Schweden es nur gegen den Kaiser abgesehen hat. Wenn er zugleich die Fürsten der katholischen Liga angreift, so geschieht dies nur darum, weil Ihr nicht nur des Kaisers Heer mit Schieß- und Mundbedarf versorgt, sondern auch Eure eigenen Truppen unter seine Fahnen stellt. Sobald Ihr den Wiener Hof verlasset und strenge Neutralität beobachtet, so seyd Ihr geborgen; der König von Schweden wird Euch als befreundete Fürsten behandeln, Ihr werdet das Verlorne wieder erhalten, und Eure Staaten sind vor Gefahr gesichert. Besteht hingegen die katholische Liga, wie bisher, darauf,

[1]) Harte II, 191. — [2]) Nach Archenholz Staatspapieren bei Mauvillon S. 434 und 436.

:m Kaiser Vorschub zu leisten, so ist es eine thörichte Forderung, daß :r König von Schweden Fürsten schonen solle, die seine erklärten Feinde ıd. Ihr versteht Euren eigenen Vortheil nicht, indem Ihr Euch für absburg aufopfert. Dieses Haus sucht seine eigene Größe, und wird uch alle, Katholiken wie Protestanten, erdrücken, wenn man es nicht ıf der Bahn der Ehrsucht gewaltsam hemmt." Dieselbe Erklärung ıb der Kardinal dem bairischen Gesandten Küttner, der sich ebenfalls ı Metz eingefunden hatte.

Gegen Baiern waren schon früher stärkere Schrauben angesetzt orden. Nach langem Zögern hatte Kurfürst Maximilian im Sommer 631 mit der Krone Frankreich ein Bündniß [1]) abgeschlossen, dessen esentliche Bestimmungen so lauteten: „zwischen seiner allerchristlichsten Majestät und dem Kurfürsten soll redliche und gute Freundschaft seyn ıf acht Jahre. Kraft derselben macht sich die Krone Frankreich ver= ndlich, mit 9000 Mann zu Fuß, 2000 zu Roß und verhältnißmäßi= :m Geschütz den Kurfürsten von Baiern und seine Erblande, wie die on ihm gemachten Eroberungen zu vertheidigen, im Falle ein feindlicher ngriff erfolgt. Es steht jedoch dem Kurfürsten frei, statt dieser Solda= n so viel Geld zu fordern, als nöthig ist, um die bezeichnete Zahl on Mannschaft sammt dem dazu gehörigen Geschütz aufzubringen. An= :rerseits verpflichtet sich Baiern, der Krone Frankreich, sobald ihr Gefahr :oht, mit 3000 Mann zu Fuß, 1000 Reitern und grobem Geschütz zu ıülfe zu ziehen. Beide Theile versprechen einander alles Gute zu er= 'eisen und Schaden abzuwehren, namentlich wird die Krone Frankreich as bairische Haus im Besitze der Kurwürde aufrecht erhalten." Noch 'ar ausbedungen, daß vorliegendes Bündniß für Jedermann, nament= ch für Schweden und Oesterreich, ein Geheimniß bleiben solle. Der 'raktat wurde von dem Kurfürsten am 8. Mai (n. St.) 1631 in München, on dem französischen Könige den 30. desselben Monats zu Fontaine= leau unterzeichnet. Sobald nun Gustav Adolf in Folge der Breiten= :lder Schlacht sich den Ländern der Liga näherte, verlangte Maximilian ıit Hinweisung auf dieses Bündniß die vertragsmäßige Hülfe. Allein Richelieu erklärte im Spätherbst 1631 den bairischen Bevollmächtigten: Kurfürst Maximilian scheine jenem Vertrage eine falsche Deutung zu eben, es sey ein bloßes Schutzbündniß und finde keine Anwendung auf ie gegenwärtige Umstände, da Tilly durch seine Angriffe auf Gustav Adolf, der gleichfalls ein Verbündeter Frankreichs sey, die Waffen der Schweden herausgefordert habe. Noch immer stehe dem Kurfürsten die :üher angebotene Neutralität offen, er dürfe nur zugreifen."

Im November 1631 wurde Charnacé abermal nach München ge= schickt [2]), mit dem Auftrage, Maximilian zu bestimmen, daß er für sich nd die Liga einen Neutralitätsvertrag mit dem Schwedenkönige ab=

[1]) Londorp acta publica IV, 216. — [2]) Die Beweise bei Aretin B. a. W. I, 03 flg.

schließe. Der bairische Kurfürst befand sich damals in einer verzweifelten Lage: von den Genossen der Liga konnte er keinen Beistand erwarten, denn die meisten hatten selbst den Feind auf dem Halse. Zu einer auf den $\frac{4}{14}$. Dezember nach Ingolstadt ausgeschriebenen Versammlung erschienen nur wenige. Das Heer der Liga war bis auf 5000 Mann herabgeschmolzen [1]. Er mußte daher nothgedrungen sich auf Unterhandlungen mit den Schweden einlassen. Maximilian übergab dem Franzosen Charnacé einen von ihm unterzeichneten Entwurf eines Neutralitätvertrags mit der Weisung, dieses Aktenstück dem Könige von Schweden zu überbringen [2], zugleich schickte er den Kriegsrath Küttner an den französischen Hof, um dort die Sache weiter zu betreiben. Küttner traf zu Metz mit dem Bischofe von Würzburg und Geschäftsträgern der Kurfürsten von Mainz und Trier zusammen. Den Bescheid, welche ihnen Richelieu gab, haben wir bereits mitgetheilt. Noch war übrig den König von Schweden zu bewegen, daß er den Mitgliedern der Liga die Neutralität, welche diese anzunehmen bereit schienen, wirklich gewähre. Zu diesem Zwecke wurde der Marquis de Brezé, ein Schwager des Kardinals, nach Mainz zum Könige von Schweden beordert. Außer der Neutralität für die deutschen Reichsfürsten hatte er noch einige andere Aufträge zu besorgen.

Brezé sollte den König einladen, seine Waffen nicht gegen das Elsaß zu wenden, da die französische Krone diese Provinz, welche schon in den Zeiten des Königs Dagobert zum Frankenreiche gehört habe [3], selbst einzunehmen gedenke. Nach Khevenhiller's Zeugniß [4]) antwortete Gustav: „ich bin nicht gekommen als Verräther sondern als Beschützer des Reichs, deßwegen kann ich nicht zugeben, daß eine Stadt oder Landschaft davon abgerissen werde." Als nun Brezé verlangte, daß wenigstens das bereits auf der lothringschen Gränze versammelte französische Heer nach Deutschland vorrücken und die Schweden unterstützen dürfe, wies der König dieses Ansinnen ab, indem er laut einer geheimen schwedischen Quelle [5] äußerte: „ich zweifle sehr, ob zwei so verschiedene Heere sich in Deutschland mit einander vertragen könnten; weit besser wird es gethan seyn, wenn seine allerchristlichste Majestät die Spanier in Katalonien oder anderswo angreift, und den Krieg in Deutschland mir allein überläßt, der ich auf eigene Faust fertig zu werden gedenke." Richelieu schweigt zwar in seinen Denkwürdigkeiten von diesen Verhandlungen, doch schließt Das, was er eingesteht, die Wahrheit der deutschen und schwedischen Berichte keineswegs aus. Er sagt [6] nämlich: „Brezé hatte ziemliche Mühe, den König zu vermögen, daß er auf weiteres Vordringen ins Elsaß verzichte. Zuletzt verstand sich Gustav Adolf dazu, die Sachen daselbst in dem Stande zu belassen, in welchem sie waren." Nach un-

[1]) Aretin a. a. O. S. 305. — [2]) Richelieu Mémoires VII, 31. — [3]) Ganz die Sprache aus der Zeit der späteren Reunionen. — [4]) XII, 337. — [5]) Mauvillon S. 436 oben. — [6]) Mémoires VII, 30 unten flg.

serem Gefühle vertragen sich diese Worte sehr gut mit jenen Aussagen diesseitiger Berichterstatter.

Etwas mehr Nachgiebigkeit bewies Gustav in Beziehung auf die Neutralitätfrage, doch nur zum Scheine. Er wies den Entwurf des Kurfürsten von Baiern zurück, bot dagegen das Gewünschte unter folgenden Bedingungen [1]) an: 1) „der Herzog von Baiern und die übrigen Mitglieder der Liga enthalten sich aller Feindseligkeiten sowohl gegen den König von Schweden als auch gegen seine Verbündete, die protestantischen Fürsten und Stände. 2) Sie geben den evangelischen Ständen alle und jede seit dem Jahr 1618 in Niedersachsen genommenen Festungen, Städte, Provinzen in dem Zustand heraus, in welchem besagte Festungen vor dem Kriege gewesen. 3) Sie ziehen alle ihre Truppen aus den protestantischen Gebieten zurück. 4) Das ganze Heer der verbundenen katholischen Fürsten darf die Stärke von 12,000 Mann nicht überschreiten, auch nicht zusammengezogen werden, sondern soll in die Städte und Dörfer bemeldeter Fürsten auseinander verlegt werden. 5) Der Herzog von Baiern und seine Verbündeten sollen nach Abdankung ihrer eigenen Truppen weder öffentlich noch heimlich gestatten, daß kaiserliche Soldaten in ihren Ländern eingelagert werden, deßgleichen dürfen sie dem Kaiser keine Werbplätze gewähren oder sonst Vorschub thun. 6) Die Durchzüge sollen jeder Parthei nach Beschaffenheit der Umstände verweigert oder gestattet seyn, Letzteres jedoch ohne Schaden für Denjenigen, welchem die durchzogenen Länder gehören. 7) Seinerseits verpflichtet sich der König, wider den Herzog von Baiern und diejenigen katholischen Fürsten, deren Besitzungen von den Schweden nicht bereits erobert sind, keine Feindseligkeiten mehr auszuüben, noch dieselben mit irgend welchen Kriegslasten zu beschweren; doch bleibt der Bischof von Bamberg (fast der einzige, der noch im Besitze seiner Güter war) hievon ausgeschlossen. 8) Die vom schwedischen Heere in der Unterpfalz eroberten Plätze werden dem Herzoge von Baiern übergeben, welcher sie bis zur gütlichen Verständigung mit dem Kurpfälzer behalten darf; ein Vergleich soll deßhalb unter Vermittlung der Könige von Frankreich und England ehestens abgeschlossen werden. Von obiger Abtretung der pfälzischen Orte bleibt jedoch Speier (die Kaiserstadt am Rheine) ausgenommen, welche der König für sich selbst behalten will. 9) Der Herzog von Baiern und seine Verbündete überliefern dagegen die von ihnen früher eroberten Provinzen bis zur allgemeinen Entscheidung in die Hände des Königs von Schweden; sie dürfen nur diejenigen Orte zurückfordern, die ihnen wirklich früher gehörten. 10) Alle unter dem Schutze des Königs von Schweden stehenden evangelischen Stände, Fürsten, Grafen, Edle, Städte, Gemeinden, sie mögen seyn, wer sie wollen, dürfen in keiner Art weder öffentlich noch heimlich verfolgt werden. 11) Handel

[1]) Londorp acta publica. IV, 278 flg. Chemniz I, 276 b. flg.

und Verkehr zwischen den beiderseitigen Unterthanen ist frei. 12) Die Gefangenen, namentlich der lutherische Bischof von Magdeburg, werden sogleich und ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt [1]). 13) Zu größerer Sicherheit übernimmt der König von Frankreich die Bürgschaft, daß der Herzog von Baiern und seine Verbündete diese Neutralität heilig halten. Verfährt einer derselben dem Vertrage zuwider, so wird er sogleich von Schweden und Frankreich als Feind behandelt und mit den Waffen zum Gehorsam gezwungen."

Charnacé übernahm es, innerhalb der nächsten 14 Tage den Kurfürsten von Baiern zur Genehmigung dieser Artikel zu bewegen. Auf sein Gesuch erklärte sich Gustav bereit [2]), während der Zwischenzeit Waffenstillstand gegen folgende Bedingnisse zu gewähren: „Graf Pappenheim räumt unverweilt Westphalen und das Erzstift Magdeburg. Der Herzog von Baiern und seine Verbündete ziehen alle in Böhmen befindlichen Truppen zurück und verüben vom Tage der Bekanntmachung an keine Feindseligkeiten mehr, dagegen bleibt es den Schweden unbenommen, alle Plätze, welche sie gegenwärtig blokiren, noch ferner zu belagern, ohne daß solches als Uebertretung des Waffenstillstandes angesehen werden darf." Charnacé ging nach München, von dort schrieb er an den König, daß er gegründete Hoffnung habe, die Sache in das gewünschte Geleise zu bringen. Allein während des Waffenstillstandes fingen schwedische Streifpartheien einen Brief des Kurfürsten an Pappenheim auf, worin er denselben ermächtigte, zur Fortsetzung des Kriegs 100,000 Thaler auf seine Rechnung bei Cölner Kaufleuten zu entlehnen [3]). Der Beweis war also geliefert, daß Maximilian keineswegs gesonnen sey, abzuschließen. Wie hätte er auch einen Vertrag annehmen können, der ihn um Alles, was er bisher errungen, brachte, ganz in die Hände des Schweden gab, von der stolzen Stellung eines Partheihauptes herabwarf und zur Rolle des Verräthers an einer bisher glorreich vertheidigten Sache erniedrigte. Der Kurfürst beklagte sich aufs Bitterste beim französischen Hofe über die Härte der Bedingungen Gustav's. Von Neuem durch Richelieu bedrängt, bewilligte Gustav abermals 8 Tage zu weiteren Unterhandlungen [4]). Allein Gustav wollte nicht nachgeben, Maximilian konnte nicht.

Beide Theile griffen daher wieder zum Schwert. Nichtsdestoweniger schloßen einige katholische Stände abgesonderte Verträge mit dem Schweden, vor Allen der Kurfürst von Trier, bis dahin Mitglied der Liga, aber schon längst an die Franzosen verkauft. Im Laufe des Januars 1632 schickte [5]) dieser Cleriker einen Beamten an den König nach

[1]) Da während der Unterhandlungen mit Brezé die Nachricht einlief, daß Christian Wilhelm katholisch geworden sey, ließ Gustav diesen Artikel fallen. — Chemniz I, 277 a. — [2]) Chemniz I, 277 b. — [3]) Chemniz I, 278. Khevenhiller XII, 76. — [4]) Mémoires de Richelieu VII, 44. 46. — [5]) Theatrum Europ. II, 531 b. Khevenhiller XII, 77. Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 445 flg.

Mainz mit einem Schreiben, worin er Nachricht gab, daß er mit Genehmigung des Königs von Frankreich die Neutralität ergriffen, sich und sein Land unter den Schutz dieser Macht gestellt habe, und daß der allerchristlichste Monarch ein Heer von 40,000 Mann in das Kurstift einrücken lassen werde, um dasselbe wider alle feindliche Angriffe zu vertheidigen. „Dieser Vertrag," hieß es weiter in dem Schreiben, „trete den Rechten Schwedens nicht zu nahe, weil Gustav Adolf auf Verlangen der französischen Krone in die Neutralität des Kurfürsten gewilligt hätte." Um das Erstaunen des Königs über diese Anzeige zu begreifen, muß man wissen, daß er dem Kurfürsten von Trier die Neutralität blos unter der Bedingung angeboten hatte: wenn den Schweden freier Paß über die Brücke bei Koblenz gestattet, wenn die Festung Ehrenbreitstein ihnen eingeräumt werde, wenn das kurtriersche Gebiet eine bestimmte Summe an die schwedische Kriegskasse bezahle. Gustav Adolf machte seinem Unwillen in einem Briefe an den Kurfürsten Luft, worin es unter Anderem heißt: „es ist uns höchst befremdlich, daß Euere Liebden nicht nur unsern Soldaten Quartier verweigern, sondern uns sogar mit dem Zorne des Königs von Frankreich drohen, der Ihre Lande angeblich in seinen Schutz genommen habe. Wir erstaunen um so mehr über diese Behauptung, da wir unmöglich glauben können, daß die Krone Frankreich, unsere Verbündete, den schwedischen Waffen Hindernisse in den Weg legen wolle. Sollte sich indeß die Sache, wider Vermuthen, wirklich so verhalten, so bleibt uns nichts übrig, als unser Recht Gott zu befehlen. Wir hoffen zu seiner Zeit darzuthun, daß wir nicht gewohnt sind, uns verächtlich begegnen zu lassen. Schickt Frankreich Euer Liebden 40,000 Mann zu Hülfe, so mögen Sie für deren Unterhalt sorgen und zugleich bedenken, daß auch ein schwedisches Heer nachkommen wird. — Euer Liebden Abgeordneter hat uns zwar bereden wollen, daß Sie den Frieden beständig gewünscht und keinen thätigen Antheil am katholischen Bunde genommen hätten. Allein wenn auch Euer Liebden mir Solches hundertmal mit einem Eide betheuerten, würde ich es doch nicht glauben. Zu gut erinnern wir uns des Streiches, den der Bischof von Bamberg gespielt hat; wir werden den Eidschwüren und Versprechungen von Priestern und Mönchen nimmermehr trauen." Man sieht, Richelieu hatte es versucht, die Verlegenheiten der katholischen Fürsten für französische Rechnung auszubeuten. Doch gelang es ihm nicht. Als der Kurfürst Miene machte, die Franzosen in die Festungen des Erzsprengels aufzunehmen, widersetzte sich das Domkapitel und öffnete Trier wie Koblenz den Spaniern. Mit Gewalt mußten dieselben gemeinschaftlich von den Franzosen und Schweden vertrieben werden, dann blieb zwar der Ehrenbreitstein den erstern, allein auch die Schweden erhielten freien Durchzug und Quartier im Kurstaate. Dem Kurfürsten selbst trug sein Verrath schlechte Früchte. Er wurde bis an seinen 1652 eingetretenen Tod von Oestreich unabläßig verfolgt.

Nächst Trier bewarben sich Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg und die Stadt Cöln um Neutralität. Aber der König stellte Beiden solche Bedingungen, daß nichts daraus werden konnte [1]. So zerschlug sich die Sache. Hingegen zog die katholische Parthei aus diesen vergeblichen Unterhandlungen wenigstens den Vortheil, daß sie Gustav Adolf zwang, mit dem Geheimniß seiner wahren Absichten hervorzutreten. Der Kurfürst von Mainz hatte vom Kaiser Vollmacht gefordert und erhalten, dem Schwedenkönige Friedensanträge zu machen. Aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung Deutschlands mußte Gustav diese Vorschläge beachten. Er bot den Frieden unter folgenden Bedingungen an: 1) das Restitutionsedikt ist null und nichtig. 2) Beide Religionen, die evangelische und katholische, werden in Stadt und Land geduldet. 3) Böhmen, Mähren und Schlesien werden in ihren vorigen Stand gesetzt, alle Verbannten kehren zurück zu ihren Gütern. 4) Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V., erhält seine verlorenen Staaten wieder. 5) Der Kurhut wird ihm zurückerstattet und dagegen dem Herzoge von Baiern abgenommen. 6) Die Uebung der evangelischen Religion wird in Augsburg hergestellt, die Stadt erhält ihre vormaligen Freiheiten wieder. 7) Die Jesuiten sind, als Störer des allgemeinen Friedens, als Urheber der gegenwärtigen Unruhen, für immer aus dem Reiche verbannt. 8) Damit das Reich in blühenden Stand komme, und beide Religionen verträglich neben einander wohnen, müssen Evangelische wie Katholische ohne Unterschied in jedes Stift aufgenommen werden. 9) Die Klöster im Herzogthum Württemberg, die wider alles Recht in vorigen Jahren von den Katholiken weggenommen worden sind, werden in den früheren Stand gesetzt. 10) Aus Dankbarkeit für die Rettung des deutschen Reichs soll Ihre königliche Majestät von Schweden zum römischen Könige gewählt werden. 11) Alle in den Reichsstädten und im Herzogthum Württemberg durch das Restitutionsedikt veranlaßten Unkosten müssen erstattet werden. 12) In die Stiftskirchen werden eben so viel lutherische als katholische Chorherren aufgenommen."

Die Verfasser des Theatrum europäum [2], wie Khevenhiller [3]) geben diese Forderungen in der angeführten Gestalt. Richelieu theilt dieselben gleichfalls in allgemeinen Umrissen mit [4]), läßt aber den 10ten und zugleich wichtigsten Artikel weg. Warum er dies that, ist schwer zu enträthseln. In keinem Fall kann das Stillschweigen des Kardinals als Verdachtgrund gegen die Aechtheit der Forderung gebraucht werden. Zu viele Beweise liegen vor, daß Gustav nach der deutschen Kaiserkrone strebte, und diese seine geheime Absicht konnte er bei jenem Anlasse unmöglich zurückhalten. Hat er doch bei andern minder schicklichen Gelegenheiten den Wunsch seines Herzens geoffenbart. Wir werden unten zeigen, wie unverholen er gegen die Nürnberger Patrizier seine Begierde

[1]) Chemnitz I, 279. — [2]) II, 536 b. flg. — [3]) XII, 86 flg. — [4]) Mémoires VII. 45.

nach der deutschen Krone aussprach. Dieselbe Absicht verrieth sein Betragen gegen Friedrich V. von der Pfalz.

Dieser gefallene Herr hatte sich auf Gustav Adolf's Einladung in Frankfurt eingefunden. Der König ließ ihn mit großen Ehren empfangen und behandelte ihn als Majestät, ohne Zweifel zum Ersatze dafür, daß er Nichts vom Wesen des Königthums, kein Land und keine Leute zurückempfing. Trotz aller Hoffnungen, die dem Unglücklichen gemacht wurden, geschah Nichts für seine Herstellung, obgleich Gustav Adolf fast die ganze Rheinpfalz, mit Ausnahme der Stadt Heidelberg, in seiner Gewalt hatte. Der englische Gesandte Vane bat dringend für den Schwager seines Gebieters. Gustav Adolf antwortete mit Klagen über den Frieden, den König Karl I. vor Kurzem mit Spanien geschlossen, ohne dabei etwas für den Kurfürsten zu thun. Die Spanier seyen es, welche die Lande des vertriebenen Fürsten besäßen, von ihnen hätte man die Wiederherstellung desselben ausbedingen sollen. Als nun der Gesandte erwiederte, ihre königliche Majestät von Schweden hätte in hundert Manifesten sich anheischig gemacht, sämmtliche vom Kaiser verfolgte Fürsten wieder in ihre Staaten einzusetzen, jetzt, da die Gelegenheit so günstig sey, möchte mit dem Unglücklichsten von Allen, dem Kurpfälzer, der Anfang gemacht werden: brauste Gustav Adolf, dem es nicht angenehm war, wenn man ihn an frühere Versprechungen erinnerte, zornig auf, sagte dem erschrockenen englischen Höfling ins Angesicht, daß er ihn für einen verkappten Spanier halte. „Dennoch,“ fuhr er fort, „bin ich bereit, den Kurfürsten wieder in seine Staaten einzusetzen, aber nur dann, wenn der König, Euer Herr, ein Bündniß wider Spanien mit mir schließt, und zu meiner Verfügung eine Heeresabtheilung von 12,000 Engländern stellt, welche die Krone England unterhalten muß. Unter dieser Bedingung verpflichte ich mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie alle dem kurpfälzischen Hause entrissenen Lande wieder herausgeben.“ Vane entschuldigte sich, daß er keine Vollmacht zum Abschluß eines solchen Bündnisses habe. „Wenn dies der Fall ist,“ entgegnete der König, „so spart alle weitere Mühe, mich zur Wiederherstellung des Königs von Böhmen zu bewegen. Ihr kommt zu spät, in meinem Vertrage mit Frankreich habe ich dem Herzoge von Baiern Neutralität zugestanden.“

Höchst mißvergnügt über den Erfolg seiner Sendung zog Vane aus dem königlichen Hoflager ab [1]). Man muß gestehen, es war ein wenig stark, daß England, welches für den Pfälzer fast gar nichts gethan, von dem schwedischen Könige eine so weitgetriebene Großmuth verlangte. Mit seinem Schwerte und Bogen hatte Gustav Adolf die Pfalz erobert und jetzt sollte er sie an einen Fürsten zurückgeben, der nichts dafür leisten konnte, als einen schönen Dank. So handeln Könige

[1]) Mauvillon nach geheimen schwedischen Berichten S. 433 flg.

nicht! Merkwürdig aber ist, daß Friedrich V. trotz allen schlimmen Erfahrungen ein unverwüstliches Zutrauen in die Großmuth des Königs von Schweden setzte. Er schmeichelte sich persönlich mehr auszurichten, als der König von England sammt dem Gesandten Vane, und schrieb [1]) an Letzteren: „Ich habe durchaus keine Ursache, mich über Gustav Adolf zu beklagen, dieser Fürst hegt die besten Gesinnungen gegen mich und erweist mir alle Freundschaft. Allein ich halte auch um gar nichts bei ihm an, weil ich hoffe, daß in Zukunft Alles gut gehen wird." Friedrich V. begleitete den König auf seinen Siegeszügen im Jahre 1632. Erst im Herbst verabschiedete er sich, noch immer voll der schönsten Hoffnungen. Er ging zunächst nach Frankfurt, dann nach Mainz. Dort ereilte ihn ein Fieber und legte den armen Flüchtling in die Grube, den $\frac{19}{29}$. Novbr. frühe Morgens, 13 Tage nach dem Tode des königlichen Helden. Dieser unglückliche Fürst bleibt ein denkwürdiges Beispiel von der Unbeständigkeit menschlicher Größe. Im Schooße des Glücks geboren, aber ohne Fähigkeit zu großen Geschäften, streckte er räuberische Hände aus nach dem Erbtheile des deutschen Kaisers. Allein in die Grube, welche er einem Andern graben wollte, fiel er selbst. Schwer war sein Sturz, doch wohl verdient. Aus seinen Landen vertrieben, feldflüchtig, von den eigenen Blutsverwandten verlassen, mußte er von der peinlichen Gnade Anderer leben, und starb zuletzt in fremdem Hause.

Der Weigerung Gustav Adolf's, den Pfälzer wieder einzusetzen, unterlag der Wunsch, die Pfalz selbst zu besitzen, sie zu den geistlichen Eroberungen am Rhein- und Mainstrome, zu diesem neuen Grundstock eines kaiserlichen Kammerguts, zu schlagen. Also auch hier stoßen wir auf dasselbe Streben nach der deutschen Kaiserkrone. Noch stärker spricht folgende Thatsache dafür. Oben wurde erzählt, daß Gustav Adolf während seiner kurzen Anwesenheit in Berlin, im Mai 1631, dem Kurfürsten von Brandenburg den Antrag machte, die Erbtochter Schwedens mit Georg Wilhelm's einzigem Sohne zu vermählen. Gustav Adolf kam auf diesen Plan zurück [2]), als der brandenburgische Kanzler Götze Mitte Januar 1632 im königlichen Hoflager zu Frankfurt erschien. „Ich werde mit Eurem Herrn wegen Pommerns in Zwistigkeiten gerathen," sagte der König zu dem kurfürstlichen Beamten, „allein sie können in Güte beigelegt werden. Nehmen wir den Plan zu einer Ehe des brandenburgischen Erbfürsten mit meiner Tochter wieder auf. Eure Sache ist es, dafür zu sorgen, daß mir der Prinz möglichst bald zugeschickt werde, damit ich ihn mit meiner Tochter erziehen lassen und ihm Gelegenheit verschaffen kann, die Liebe der Schweden zu gewinnen. Ich finde dabei keine Schwierigkeit, als die Religion (weil das brandenburgische Kurhaus den calvinischen Glauben angenommen hatte), allein sie läßt sich überwinden. Große Aussichten eröffnen sich durch eine solche Verbin-

[1]) Das. — [2]) Mauvillon gleichfalls nach geheimen Quellen S. 449 flg. womit zu vergl. Geijer III, 248 Note 1.

dung. Es wird dadurch der Grund zu einem mächtigen Reiche gelegt. Ich will den Sohn meines Schwagers zum Kurfürsten von Mainz und zum Herzoge von Franken machen, nur muß dann Georg Wilhelm in allen Stücken gemeinschaftlich mit mir handeln." Außer der ebengenannten Bedingung machte Gustav Adolf noch die andere, daß Brandenburg seine Anwartschaft auf Pommern zu Gunsten Schwedens fahren lasse. So glänzend der Antrag war, nahm man ihn in Berlin kühl auf. Religiöse Bedenklichkeiten wurden vorangeschoben. Der geheime Rath des Kurfürsten erklärte, daß man für das Opfer der wahren calvinischen Lehre kein Königreich ohne schwere Verletzung des Gewissens eintauschen dürfe. Zwei Doktoren, Crell und Berg, die man befragte, bestätigten dies, und brachten noch eine lange Litanei von verbotenen Verwandtschaftsgraden vor. Zuletzt setzten sie nach diesen Berathschlagungen ein Schreiben folgenden Inhalts an Oxenstierna auf: „ehe man in der Sache weiter gehe, wünsche der Kurfürst, daß unter des Königs von Schweden Leitung eine allgemeine Versammlung protestantischer Gottesgelehrten gehalten werde, damit man sich über die zwischen Lutheranern und Reformirten streitigen Punkte vereinige." Es war nicht Einfalt, was diesen Rath eingab, sondern Mißtrauen. Georg Wilhelm, der seine früher in Preußen gespielte Rolle noch nicht vergessen hatte, fürchtete ohne Zweifel, Gustav Adolf möchte am Ende Pommern für sich behalten, und doch seine Tochter dem Kurprinzen nicht zum Weibe geben.

Ganz warf endlich Gustav die Maske weg in seinen Verhandlungen mit dem Weimarschen, dem Hessischen und insbesondere mit dem Welfischen Hause. Herzog Georg von Lüneburg, der schon im Jahr 1630 mit Gustav Adolf wegen seines Beitritts unterhandelt hatte, erschien Oktober 1631 im königlichen Hoflager zu Würzburg. Dort wurde ein Bündniß zwischen ihm und dem Könige abgeschlossen, kraft dessen Gustav Adolf alle Welfische, in mehrere Linien getheilte Lande sammt dem Stift Hildesheim zur Verfügung des Herzogs stellte, damit er in denselben vier bis sechs Regimenter für den schwedischen Dienst anwerbe. Der König versprach, keinem Andern irgend welche Vollmachten im Bereiche dieser Provinzen zu ertheilen, blos aus den Städten Braunschweig und Hildesheim sollte Georg Nichts beziehen dürfen, weil sie zum Unterhalte schwedischer Truppen bestimmt seyen. Zugleich verhieß Gustav Adolf in einem geheimen Artikel dem Herzoge das Bisthum Minden und das Eichsfeld, als seinen Antheil an der deutschen Beute, und räumte ihm das Recht ein, besondere Verträge zwischen seinen Stammesvettern und der Krone Schweden zu unterhandeln [1]). Voll stolzer Hoffnungen reiste Georg von Würzburg in das Lüneburgische ab, schon glaubte er die Gesammtkräfte des Welfischen Hauses in seiner Hand vereinigt zu haben. Sein erster Schritt war, unter Vermittlung des schwedischen

---

[1]) Von der Decken Herzog Georg von Lüneburg II, 9 flg.

Bevollmächtigten Salvius einen Vertrag zwischen der Krone Schweden und seinem Bruder, dem Herzog von Celle, abzuschließen. Allein der König bestätigte diesen Traktat nicht, weil der Herzog von Celle sich weigerte, Gustav Adolf als seinen Oberlehnsherrn anzuerkennen. Georg stutzte, noch mehr aber wuchs sein Erstaunen, als er später erfuhr, daß Gustav Adolf den Besitz des Eichsfeldes dem Herzog Wilhelm von Weimar, das Bisthum Minden dem Landgrafen von Hessen-Kassel schon vorher zugesprochen hatte, und als der König ohne alle Rücksicht auf den Würzburger Vertrag besondere Allianzen mit dem Welfischen Fürsten abschloß [1]).

Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel unterhandelte theils aus Haß und Mißtrauen gegen seinen Stammesvetter Georg, theils in der Hoffnung, außerordentliche Vortheile zu gewinnen, für sich mit der Krone Schweden. Gustav Adolf nahm die Gesandten des Herzogs sehr gnädig auf, verwies sie aber wegen Vereinigung der Geschäfte an den Fürsten Ludwig von Anhalt und den Doktor Steinberg, als welche beauftragt seyen, in des Königs Namen abzuschließen. Die Sache hatte den Anschein, vortrefflich zu gehen. Die Hildesheimischen Stiftsgüter wurden dem Herzoge Friedrich Ulrich versprochen, und nach Verfluß einiger Tage versicherte Steinberg, der König habe die Grundzüge des Vertrags gebilligt und ihn ermächtigt, ein Bündniß in aller Form aufzusetzen. Dies geschah, die Wolfenbüttel'schen Gesandten erklärten ihre Zustimmung zu dem Entwurfe, und man übergab ihn dann dem Geheimschreiber des Königs Sattler, damit er von Gustav Adolf unterschrieben werde. Aber wie erstaunten die Wolfenbüttel'schen Doktoren, als ihnen am 1. Januar 1632 Sattler etwas ganz Anderes mit dem Bemerken vorlegte [2]), der König habe den früheren Entwurf wegen etlicher Punkte nicht billigen können, und er sey deßhalb umgearbeitet worden. In dem neuen Traktat hieß es: „der König in Schweden wird alle Orte, die in den Wolfenbüttel'schen Landen wieder erobert werden, zu Handen des Herzogs Friedrich Ulrich, oder, nach dessen Ableben, zu Handen der andern welfischen Fürsten, seiner Erben, stellen, dafern nämlich letztere dieses Bündniß bestätigen, sich mit dem Könige von Schweden gleichmäßig verbinden und durch freundliche Bezeigung sich solcher Lande und Sachen würdig erweisen. Herzog Friedrich Ulrich verspricht, seine Landstände zu vermögen, daß sie künftig keinen als Fürsten annehmen noch ihm huldigen, er habe denn zuvor dieses Bündniß genehmigt. Besagter Herzog verpflichtet sich für sich und seine Erben, den König von Schweden nächst Gott nicht allein als seinen Schutzherrn zu ehren, sondern auch künftig des Königs Erben und Nachfolger im Reiche und der Krone Schweden dafür zu achten, ihren Schaden allenthalben abzuwenden, weder mit Rath noch That wider Ihre Majestät, dero Königreich,

[1]) Das. 21. 22. 36. — [2]) Das. S. 34 flg.

ırstenthümer oder Städte zu handeln, sondern denselben mit Leib, Gut ıd Blut nach äußerstem Vermögen beizustehen. Herzog Friedrich Ulrich d -seine Leute werden ohne des Königs von Schweden Einwilligung :t keinem Staat ein Bündniß eingehen, noch weniger Frieden schließen. a nach Ausspruch des Reichskammergerichtes der Besitz des Hildes-imer Stiftes vom Pabste abhängt, so wird der Herzog Friedrich Ulrich, s Dankbarkeit für die Wiedererlangung jener Güter, nicht nur seine ırstenthümer, Graf- und Herrschaften, Land und Leute dem königlichen chutz ergeben, sondern auch sobald er wirklich in den Besitz besagten tiftes eingesetzt ist, dasselbe für sich und seine Stammesvettern von iner königlichen Majestät, auch deren Erben und Nachfolgern in der rone Schweden schuldigermaßen zu Lehen empfangen und dafür die :hensgebühr leisten. Und sintemalen nichts billiger ist, als daß dem önige und der Krone Schweden bei diesem und den künftigen hieraus ıtspringenden Kriegen der oberste Befehl verbleibe, so stellt der Herzog lchen in der Art dem Könige anheim, daß derselbe den Krieg führen, ndern erklären und Alles leiten möge."

Laut schrieen die Wolfenbüttelschen Doktoren auf, daß dies wahre Vernichtung des deutschen Reiches sey, und daß sie keine Vollmacht hätten ı solchen Bedingungen. Zwar kam nun der Vertrag wegen ihrer Wei-erung nicht zu Stande — der Geheimschreiber Sattler mußte seine Sache nicht recht gemacht haben — aber doch sieht man daraus Gustav ldolf's Absichten. Auch die Herzoge von Mecklenburg mußten ein erb-iches Verhältniß der Abhängigkeit von Schweden eingehen [1]). Gegen Andere brauchte er andere Mittel. Alle deutsche protestantische Fürsten ierten nach den Eroberungen, welche der König gemacht; was Chemniz on einer späteren Zeit sagt [2]), gilt schon von dem Aufenthalt des Königs n Mainz und Frankfurt: „da war kein Stand, kein vornehmer Offizier oder Angestellter, der nicht irgend ein Amt, Abtei, Kloster, Herrschaft begehrt hätte; je höher die Person, desto größer ihre Ansprüche." Wie ie es mit dem katholischen Kaiser gemacht, den sie so lange auszogen, bis er keine Fahne Reiter mehr von den Einkünften der Kaiserkrone satteln lassen konnte, also wollten sie auch mit dem neuen protestantischen Kaiser zufahren. Wenn er nichts mehr gehabt hätte, würden sie ihn wohl zu ihrem Oberherrn erhoben haben. Aber sie kamen diesmal an den unrechten Mann. Gustav Adolf zeigte sich gegen die beutegierigen Herren eifrig im Versprechen, säumig im Halten. Er gab nur wenig, und mit lästigen Bedingungen und tiefen Hintergedanken. Die Beschenk-ten mußen Lehenseid leisten; an Reichsstädte vergabte er vorgugsweise deutsch-herrliche Güter, welche der Adel als seine Pfründen ansah, offen-bar in der Absicht, Bürger und Herren mit einander zu verfeinden. Zu solchem Zwecke hatte er auch im Vertrage mit Herzog Georg von Lüne-

---

[1]) Chemniz I, 283. — [2]) II, 91 b.

erreichte Forchheim. Horn täuschte sich nicht darüber, daß es auf Bamberg abgesehen sey. Er hielt Kriegsrath. Viele waren der Meinung, daß man sich zurückziehen müsse, weil ein offener, mit schlechten Mauern versehener Ort, wie Bamberg, durch ein kleines Heer unmöglich gegen ein großes vertheidigt werden könne. Dagegen pochten Andere auf den schwedischen Kriegsruhm; eine Schande wäre es, sagten sie, die Stadt freiwillig zu verlassen, um so mehr, da der König bereits den Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, der in dem nahen Thüringen stand, beordert habe, das Heer unter Horn zu verstärken. Letzteres ist wahr, dringende Befehle Gustav Adolf's riefen den Herzog nach Franken, Nichts hinderte ihn, Folge zu leisten, als der Stolz, nicht unter einem schwedischen Edelmann dienen zu wollen und darum kam Herzog Wilhelm nicht [1]). Dieses hatte Horn nicht erwartet; die fechtlustige Parthei siegte im Kriegsrath. Der Beschluß wurde gefaßt, den schlechten Zustand der Wälle und die Schwäche der Besatzung durch neue Werke zu verbessern. Das kleine schwedische Heer verwandelte sich in Schanzgräber. Emsig arbeiteten die alten Regimenter, schlecht und lässig die neugeworbenen Truppen, welche der Graf Solms kürzlich von Nürnberg herbeigeführt hatte.

Den 28. Februar (a. St.) erhielt Horn Nachricht, daß in einem Gehölze nahe bei der Stadt feindliche Reiter bemerkt worden seyen. Er schickte den Grafen Solms hinaus zu der Reiterwache, um dieser zu bedeuten, daß sie sich in kein Gefecht einlassen dürfe, besah die Verschanzungen, trieb die Soldaten zur Arbeit an, und ertheilte dem Reiterregiment Baudissen, das in der Stadt lag, den Befehl sich in Bereitschaft zu halten. Zum Unglück wurde diese Weisung mißverstanden; statt zu bleiben, rückte das Regiment hinaus auf das Feld, ward dort von überlegener Macht angefallen und in Unordnung zurückgedrängt. Die Reiter suchten Schutz hinter den Schanzen, welche das Solms'sche Fußregiment noch nicht ganz beendigt hatte. Allein auch dieses floh, der Schrecken theilte sich allen deutschen Truppen mit, sie suchten über die Regnitz-Brücke in die Stadt zu entfliehen; auf den Fersen folgte ihnen der Feind, der schon die ersten Straßen besetzt hatte. An der Spitze des Thurn'schen Regiments zu Fuß trieb Horn die Eingedrungenen nach größter Anstrengung wieder zurück, und gewann Zeit, die Brücke zu zerstören. Nun wurde Gepäck und Geschütz auf dem nahen Main eingeschifft; in ziemlicher Ordnung zogen die Schweden ab und marschirten nach Eltmann, wo Horn über den Fluß setzte und sein kleines Heer jenseits des Mains eine feste Stellung beziehen ließ. Dreihundert Mann kostete der Ueberfall von Bamberg dem schwedischen Heere, doch verloren die Feinde nicht viel weniger [2]).

Gustav Adolf sann eben darauf, die Belagerung von Philippsburg und Heidelberg zu unternehmen, als diese Nachrichten aus Franken

[1]) Röse Bernhard I, 161. — [2]) Chemnitz I, 299 flg. Khevenhiller XII, 96.

nliefen. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, dem Feldmarschall zu ülfe zu ziehen. Vor seiner Abreise traf er die nöthigen Anstalten, ımit das Kriegsfeuer am Rheine nicht erlösche. Pfalzgraf Christian on Birkenfeld, kurz zuvor in schwedische Dienste getreten, erhielt einen eerhaufen, der am Oberrheine, Herzog Bernhard von Weimar einen veiten, der am Unterrheine die begonnenen Eroberungen fortsetzen sollte. leide deutsche Herren wurden unter die oberste Aufsicht des Reichskanz-rs Oxenstierna gestellt, ein Verhältniß, das bald zu Reibungen An-ıß gab, weil weder Einer dem Andern, noch Beide zusammen dem chwedischen Kanzler gehorchen wollten. Den $\frac{5}{15}$. März brach Gustav ldolf von Mainz auf. Aschaffenburg war den Truppen, die den König ıach Franken begleiten mußten, als Sammelplatz angewiesen. Dort ielt er den $\frac{6}{16}$. März 1632 Musterung über 12 Regimenter zu Fuß ınd 6000 Reiter [1]). Den $\frac{9}{19}$. zog das Heer über Lohr, Werfling, Arnstein nach Geldersheim. Indessen hatte Horn von Haßfurth aus in er Nacht des $\frac{5}{15}$. März einen glücklichen Ueberfall gegen zwei Tilly'sche Reiterregimenter in Oberheit ausgeführt. Mit Ausnahme von vier Kompagnien, welche kaum zuvor abgegangen waren, um einen Wagen-zug zu decken, wurden dieselben überrascht, niedergehauen oder gefangen [2]). Tilly zog sogleich seine Truppen zusammen, um sich für diesen Schlag zu rächen und die Schweden in Haßfurth anzugreifen. Allein Horn wartete die Ankunft des Feindes nicht ab, sondern ging in guter Ord-nung nach Schweinfurt zurück, in welche Stadt er drei Regimenter zu Fuß als Besatzung warf, mit den übrigen Truppen rückte er dem Könige entgegen. Bei Kitzingen erfolgte den $\frac{12}{22}$. März die Vereinigung. Das schwedische Heer war jetzt über 30,000 Mann stark. Einige Tage später stießen noch Johann Baner und Herzog Wilhelm von Weimar mit weiteren 10,000 Mann zum Könige [3]). Jetzt wandte Tilly, erschreckt durch solche Uebermacht, um. Sein Gebieter, der Kurfürst von Baiern, war Anfangs unentschlossen, ob er ihn nach Böhmen schicken sollte, in der Hoffnung, daß Gustav Adolf dorthin folgen und Baiern verschonen würde. Doch überwog zuletzt die Rücksicht auf die Sicherheit des eigenen Landes, das sonst ganz dem Feinde Preis gegeben worden wäre [4]). Tilly zog von Forchheim auf Erlangen, und von da, als die Schweden nachrückten, weiter gen Ingolstadt. Den $\frac{18}{28}$. März erschien der schwe-dische Vortrab unter Horn vor Winsheim, der König folgte mit der Hauptmacht den andern Tag. Am $\frac{20}{30}$. März zogen sie in Fürth ein.

Eine Einladung des Raths rief den König in das nur eine Meile entfernte Nürnberg. Den $\frac{21}{31}$. ritt Gustav Adolf, begleitet von dem König Friedrich V. von Böhmen, dem Pfalzgrafen August von Sulzbach, dem Herzoge Ernst von Weimar und vielen andern deutschen Herren hinüber. Der Rath und ein großer Theil der Gemeinde kam ihm vor

[1]) Khevenhiller XII, 99. — [2]) Das. S. 97. — [3]) Das. 116. — [4]) Chemnitz I, 303 b. unten flg.

die Thore entgegen, lauter Jubel empfing ihn in den Straßen dieser alten herrlichen Reichsstadt. Im Namen des Rathes wurden dem Könige von zwei Mitgliedern desselben, Ch. Führer und Christoph Volkamer prächtige Geschenke überreicht, worunter eine Himmels- und eine Erd-Kugel, beide von Silber, inwendig vergoldet und als Trinkschalen brauchbar, ein Werk des Nürnberger Kunstfleißes. In seiner Antwort auf die zierliche Anrede der Rathsherren entwickelte [1]) Gustav Adolf die Künste einer Beredtsamkeit, die es auf den Grund verstand, die Herzen der Bürger zu gewinnen, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, ihren Religionseifer seiner Macht dienstbar zu machen. „Ich bedanke mich für das Geschenk," sagte er, „doch könnt Ihr mir nichts Besseres verehren, als Eure Beständigkeit bei dem allgemeinen evangelischen Wesen. Ich beschwöre Euch, laßt Euch durch Nichts abwendig machen, nicht durch Furcht oder Schrecken, nicht durch Verheißungen oder Drohungen, nicht durch Wollust, Eitelkeit oder andere Leidenschaften, denen das menschliche Herz unterworfen ist, besonders in dieser letzten bösen Zeit, da der Fürst dieser Welt, der Mammon, überall herrschet. Die Feinde werden nicht unterlassen, Alles zu versuchen, zu verheißen, zu drohen, zu schrecken, damit sie Euch von mir abspenstig machen mögen. Denn es ist bekannt, welch' mächtigen und listigen Feind wir haben und wie eng das Haus Oesterreich, Spanien und der Pabst sich verbanden, um alle Evangelische zu vertilgen. Dahin zielen alle ihre Anschläge, dahin wenden sie alle Stärke und Macht, dahin steht ihr Thun und Lassen, Dichten und Trachten. Aeußerlich bieten sie zwar den Frieden, aber einen solchen Frieden, der sowohl Euch, als allen andern Evangelischen zum höchsten Nachtheil, ja zum Verderben von vielen Millionen Seelen gereichen müßte. Gott hat Euch zu Regenten gesetzt und Tausende Euch anvertraut in einer so volkreichen Stadt, dergleichen ich meine Tage des Lebens nie gesehen. Ich will nicht zweifeln, Ihr werdet sie also regieren, daß Ihr dermaleins vor Gott und der ganzen Christenheit Rechenschaft abzulegen vermöget. Ihr seyd alte Patrizier allhier und Eure Voreltern sind vor undenklichen Jahren in der ganzen Welt berühmt gewesen; diesem ihrem Lobe strebet nach, und thut als gute Patrioten das Eurige bei dem großen Werke. Bedenket, was Gott über Euch verhängen würde, wenn er Euch in Eurer Feinde Hand überlieferte, erwäget wie diese mit Euch umgehen würden. Es hat Euch Gott der Allmächtige viel erleben lassen. Ihr habt gelitten und geduldet, denn Gott wollte Euch für die Sünde strafen, aber dennoch hat er Euch mit seinem gewaltigen Arme allezeit beschützet. Nicht genug kann ich mich wundern und muß es für eine augenscheinliche Fügung erkennen, daß Euer Feind sich dieser und anderer Städte im Reiche nicht bemächtigt hat, da er sie doch seit zwei und drei Jahren schon in

[1]) Chemnitz I, 305 b. flg. Murr's Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 45 unten flg.

einer Gewalt besaß und nur zugreifen durfte. Wunderbarlich hat Euch Gott erhalten, wie er mich denn auch zu diesem Werke berufen; denn her hätte ich mich des jüngsten Tages versehen, als daß ich nach Nürnerg kommen sollte. Wie Ihr selbst sagt, habe ich mein armes Land nd Leute und was mir lieb ist, verlassen, so manchen theuren Helden iit hinaus geführt, welche ihr Leben neben dem meinigen gewagt, Alles em gemeinen evangelischen Wesen und der deutschen Freiheit zum Besten. Ich will auch insonderheit gegen Euch thun, was mir nur immer mögich ist, so weit mir Gott Gnade verleiht. Was ich Euch habe verprechen lassen durch Eure verschiedene Gesandte, das will ich halten. Bedenkt also, was dieses Werk auf sich hat, bleibt beständig um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt Euch nicht abwendig machen und ermuthigt ındere Eurem Ansehen folgende Städte zu gleicher Standhaftigkeit. Ich age solches nicht, als ob ich Zweifel in Eure Aufrichtigkeit setzte, sondern los um Euren Eifer noch mehr anzuspornen. Es wird Euch Gott nicht ılle Tage einen solchen Prediger schicken, als wie mich, der ich nichts Anderes begehre, als Euch mit Gottes Gnade zu helfen, zu trösten. Duldet noch Etwas, bleibet treu, thut das Eurige in diesem Werke, so vird Euch Gott, der bisher sein Heil so wunderbar erzeigt, auch ferner eine Gnade geben, daß diese Eure Stadt blühe und zunehme, damit Euer Ruhm in der ganzen Welt sich ausbreite. So wollen wir Gott alsdann mit einander loben und preisen hier zeitlich und dort ewiglich."

Gustav Adolf versäumte auch sonst kein Mittel, um die Reichsstädte, insbesondere aber Nürnberg, in seinen Kreis zu ziehen. Nach dem Abmarsch aus Frankfurt hatte er ein Gesetz erlassen, welches die Sicherheit der Heerstraßen bei hohen Strafen schützte [1]). Auch waren unter schwedischem Geleit die Nürnberger Kaufleute zu der eben eröffneten Frühlingsmesse abgegangen [2]). Diese Vorsorge gewann ihm die Gewerb- und Handelsleute. Nicht minder fesselte er den Nürnberger Rath durch Vergabungen an sich, welche ihm nichts kosteten, weil er sie Kraft des Kriegsrechts aus den Gütern der besiegten Parthei nahm. Ein königlicher Schenkungsbrief [3]) vom 30. März 1632 sprach der Stadt das Eigenthum der deutschherrlichen Güter, die auf Nürnbergischem Grunde lagen, so wie mehrere dompröbstliche oder Bambergische Besitzungen zwischen den Wassern Regnitz, Schwarzach und Schwabach zu. Mehr als diese handgreiflichen Vortheile schmeichelte den Rathsperrücken die Freundlichkeit des Königs. Auch mögen bei den Bürgern Nürnbergs Gedanken angeregt worden seyn, als ob der Sitz des neuen Reichs in ihre Stadt verlegt werden dürfte.

Gustav Adolf verweilte nur über Mittag in Nürnberg. Nachdem er ein Festmahl eingenommen und dann die neuen Stadtwerke besichtigt hatte, ging er Abends nach Schwabach, wohin das Heer hart an Nürn-

[1]) Chemniz I, 302. — [2]) Murr a. a. O. S. 45. — [3]) Das. S. 48 flg.

bergs Mauern vorausgezogen war. Man erwartete, er werde hinter Tilly her auf Ingolstadt rücken, aber Gustav Adolf verließ diese Straße schnell und schwenkte von Neumarkt gegen Donauwörth ab. Den 26. März (a. St.) erschien er vor dieser ehemaligen Reichsstadt, in welcher vier Fahnen zu Roß, acht Kompagnien Fußvolk und eine gute Anzahl bairischer Landwehr unter dem Befehl des Herzogs Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg in Besatzung lagen. Die erste Aufforderung wurde mit dem Bemerken abgewiesen, daß dem König nichts Anderes zu Diensten stehe, als Kraut und Loth und kaltes Eisen. Nun ließ Gustav Adolf den Schellenberg stürmen, der die Stadt beherrscht und auf dem die Belagerten einige Verschanzungen angelegt hatten. Der Berg wurde genommen, ein Ausfall nach dem andern, den der Herzog von Lauenburg versuchte, mit Verlust zurückgeschlagen. Man richtete die Kanonen auf die Stadt und begann sie zu beschießen. Jetzt drangen die Bürger, welche das aufgedrungene bairische Joch mit Ingrimm trugen und im Herzen schwedisch dachten, in den Kommandanten, er möchte den Ort räumen. Der Herzog schwankte; als aber gegen Abend sich etliche Tilly'sche Reiter sehen ließen, welche man für den Vortrab des bairischen Heeres hielt, beschloß er, auszuharren. Doch wurden diese Vorläufer schnell verjagt. Gustav Adolf schickte den Obersten Hepburn mit einer starken Anzahl Musketiere über die Werniz, um die Stadt auch auf der Westseite anzufallen; das Feuer dauerte fort, die Schweden hielten gute Wache.

Nachts um zehn Uhr hörten sie Geräusch wie von Wagen und Rossen auf der Donaubrücke. Man hatte vorausgesehen, daß der Feind sich nicht länger halten könne und versuchen werde, unter dem Schutze der Nacht zu entwischen. Die nöthigen Vorkehrungen waren getroffen, plötzlich donnerten alle Stücke auf die Brücke los; durch dieses heiße Bad mußte der Feind hindurch, wenn er die Südseite der Donau gewinnen wollte. Zugleich stürzte das schwedische Fußvolk auf die Stadtthore los, schlug sie mit Aexten oder Petarden ein, hieb Alles nieder, was vom Feinde noch in der Stadt war, plünderte die Häuser, bis Gustav Adolf selbst hereinkam und die Ordnung wieder herstellte. Etliche Reiterhaufen wurden hinter dem Feinde hergeschickt, um auf ihn einzuhauen, doch hatte er schon einen zu großen Vorsprung gewonnen. Am andern Morgen zählte man 500 feindliche Leichen, theils in der Stadt, theils besonders auf der Brücke. Es versteht sich von selbst, daß Gustav Adolf die lutherische Religion wieder herstellte. So wurde Donauwörth nach 25jähriger bairischer Herrschaft wieder eine freie, oder vielmehr eine schwedisch-deutsche Stadt. Und damit sie desto mehr vor Versuchung neuen Wechsels gesichert wäre, ließ Gustav Adolf die Werke auf dem Schellenberg sogleich vollenden [1]).

---

[1]) Chemniz I, 308 flg. Khevenhiller XII, 119 flg.

Der eine Schlüssel zum Baierland, die Brücke über die Donau, war gefunden. Noch fehlte der zweite, man mußte auch über den Lech hinüber. Tilly hatte eine starke Stellung bei dem Städtchen Rain genommen. Alle Brücken über den Lech bis nach Augsburg hinauf wurden auf seinen Befehl abgebrochen, alle Plätze mit Bewaffneten besetzt. Schon vorher lagen in Augsburg sechs Fähnlein bairisches Volk; durch seinen Einfluß auf die katholischen Bürgermeister brachte es der Kurfürst von Baiern dahin, daß diese ohne Wissen und Willen der Einwohnerschaft noch zwölf Fahnen zu Fuß und zwei zu Roß in die Stadt aufnahmen. Nun wurden die evangelischen Bürger daselbst, denen man nicht traute, entwaffnet und hart unter dem Daumen gehalten. Die Baiern brannten die Gartenhäuser vor den Thoren nieder, hieben die Bäume um und errichteten überall Schanzen. Tilly überzeugte sich persönlich vom Stande der Werke. Indessen war der Kurfürst von Baiern mit aller Landwehr, die er zusammenraffen konnte, ins Tilly'sche Lager gekommen. Seit dem Falle Donauwörths zitterte er für den Besitz seiner Erblande.

Wenige Tage verweilte Gustav Adolf in Donauwörth, um abzuwarten, bis die gegen Ulm hinauf gelegenen Orte in seine Gewalt gebracht wären. Dieselben wurden durch ausgeschickte Abtheilungen genommen. Günzburg, Elchingen, Gundelfingen, Lauingen, Höchstett, Dillingen, Kirchberg sammt vielen Schlössern öffneten den Schweden ihre Thore. Ulm hatte schon früher einen Vertrag mit der Krone Schweden abgeschlossen. Die Sieger fanden in diesen reichen Kornländern große Vorräthe aufgehäuft, die dem Heere zu Statten kamen. Des Königs Entschluß, in Baiern einzufallen, war gefaßt. Er untersuchte den Lech persönlich. Dieser Fluß ist ein Alpwasser, reißenden Laufes; damals schwollen seine Wasser höher als sonst, in Folge des Frühjahrs und des schmelzenden Schnees. Drüben lag Tilly, in die Erde eingegraben und wohl verschanzt, überdies durch einen Wald und Sümpfe gedeckt. Vor sich hatte er den Lech, hinter sich die Aicha, einen Bach, der durch das Städtchen Rain fließt und dann in die Donau fällt, zur Rechten die Donau, zur Linken Rain. Seine Reiter sprengten längs dem Lech auf und ab und hielten gute Wache. Nichts desto weniger beschloß Gustav Adolf, im Angesicht des Feindes überzusetzen, weil die Natur des Bodens glücklichen Erfolg verhieß. Das diesseitige Ufer ist dort merklich höher, als das jenseitige, vom Feinde besetzte, überdies machte der Lech gegen die linke Seite eine Krümmung, welche jenseits beinahe eine Halbinsel bildete [1]). Gerade hier sollte die Brücke geschlagen werden, weil sie von einem Kreuzfeuer des Geschützes gedeckt werden konnte. Gustav ließ an der bezeichneten Stelle 72 Feuerschlünde in drei Batterien aufführen. Den $\frac{5}{15}$. April waren die Batterien fertig.

[1]) Chemnitz I, 310 a.

Sie eröffneten nun ein unausgesetztes Feuer gegen die Feinde drüben; das bairische Fußvolk stand meist in einem Hochwalde, der sich bis nahe an den Lech erstreckte, vornen noch durch Schanzen gedeckt. Diese Stellung, sonst für gut gehalten, wurde dem Feinde verderblich. Denn Schlag um Schlag fuhren die schwedischen Kugeln in Stämme und Aeste, es war ein Krachen, als wenn Hunderte von Holzbauern in dem Walde arbeiteten; nach allen Seiten flogen große Holzsplitter und verstümmelten oder zerschmetterten die Mannschaft, die unter den Bäumen Schutz gesucht [1]). Der Halbinsel konnte sich Niemand nähern, weil das Kreuzfeuer der schwedischen Stücke jedem Tollkühnen augenblicklichen Tod drohte. Tilly hatte hier, wie sonst immer, viel zu wenig Kanonen; er mußte zusehen, wie die schwedische Artillerie zum zweiten Male seine Lorbeeren zerriß.

Mitten unter dem Pulverqualm, der noch durch angezündete Stöße von grünem Holz, Theer und nassem Stroh dichter und undurchdringlicher aufwirbelte, arbeiteten die Schweden den $\frac{4}{14}$. April und in der folgenden Nacht an einer auf Holzböcken ruhenden Brücke. Am $\frac{5}{15}$. war sie fertig. Jetzt wurden 300 auserlesene Finnen, deren jedem Gustav Adolf zuvor zehn Thaler Trinkgeld versprach, wenn sie guten Dienst thäten, aufs andere Ufer geschickt. Sie eilten über die Brücke, die Schaufel in der einen, die Muskete in der andern Hand, und wühlten so emsig in der Erde, daß in kurzer Zeit ein Halbmond fertig dastand, der sogleich mit Kanonen versehen wurde. Schon zuvor hatte man eine für die Reiterei brauchbare Furth im Lech oberhalb der neuen Brücke entdeckt. Während die schwedische Reiterei auf diesem Wege hinüber drang, setzte das schwedische Fußvolk sammt einem Theil des leichten Geschützes in Masse über die Brücke. Ein heftiger Kampf entspann sich; die Baiern, die es vergeblich versucht, den Bau der Brücke zu verhindern, fochten, ihren greisen Feldherrn an der Spitze, mit gewohnter Ausdauer. Aber sie mußten der Uebermacht weichen. Es scheint daß Tilly, um seinen Ruhm nicht noch einmal zu überleben, den Tod gesucht habe. Eine Falkonetkugel zerschmetterte sein rechtes Bein über dem Knie; tödtlich verletzt, mußte er vom Wahlplatze weggetragen werden. Zu gleicher Zeit erhielt der zweite feindliche General, Aldringen, eine Wunde am Kopfe. Das Unglück der Führer entmuthigte das Kriegsvolk. Nach mehrstündigem Kampfe zogen sich die Baiern hinter ihre Verschanzungen zurück, um während der Nacht das Lager zu verlassen und dem Sieger den Fluß Preis zu geben. In großer Unordnung erfolgte der Rückzug nach Neuburg und dann nach Ingolstadt. Den verwundeten Feldherrn führte das Heer in einer Sänfte mit; mehrmals mußte dieselbe angehalten werden, weil der Greis von einer Ohnmacht in die andere fiel, so daß man fürchtete, er werde unterwegs den Geist aufgeben. Unter

---

[1]) Soldat Suedois S. 394. Chemnitz I, 310. Khevenhiller XII, 123.

den Händen der Wundärzte, die ihm vier Splitter aus dem Beine zogen, lebte er, gefoltert von unsäglichen Schmerzen, noch bis zum $\frac{20}{30}$. April [1]). Diese Leiden des Körpers hinderten ihn nicht, dieselbe Diensttreue, die sein ganzes Leben auszeichnet, bis zum letzten Hauche zu beweisen. An seinem Todestage hatte er mit dem Kurfürsten von Baiern eine Unterrredung, worin er seinen Gebieter beschwor, auf Regensburg Acht zu haben, denn würde Regensburg verloren, so stehe die Kaiserkrone sammt dem bairischen Kurhute auf dem Spiele. Mit den Worten: „Regensburg, Regensburg" auf der erbleichenden Lippe ist er, nach dem Zeugnisse des Chemniz [2]) verschieden.

Ein solches Ende nahm Johann Tzerklas Graf von Tilly. Im habsburgischen Flandern 1559 geboren, wurde er, wie fast aller katholische Adel in jenen Zeiten, von den besten damaligen Lehrmeistern, den Jesuiten, erzogen. Da Johann der jüngste unter mehreren Brüdern war, bestimmte man ihn Anfangs für die Kirche. Neigung, vielleicht auch der Wille seiner Lehrer, führte ihn in die kriegerische Laufbahn. Tilly diente von der Pike auf. Die ersten Sporen trug er im niederländisch-spanischen Kriege unter Alba, den er in seinem Aeußeren nachgeahmt haben soll, unter Don Johann von Oesterreich und Alexander Farnese. Als Oberstlieutenant nahm er hierauf thätigen Antheil an dem ungarischen Kriege unter Kaiser Rudolph II., trat dann in Dienste bei Herzog Max von Baiern, wurde der Schöpfer des bairischen Kriegswesens, und führte die Liga zum Kampfe wider die Protestanten. Die Thaten, welche er in diesem Kriege verrichtete, sind in vorliegendem Buche beschrieben. Seine hohe Einsicht, sein Feldherrnruhm war vor Gustav Adolf's Ankunft in der ganzen Welt gefeiert. Mehr als zwanzig gewonnene Schlachten, und die lange, blos durch Verdienste erklommene, Stufenleiter vom gemeinen Soldaten zum Feldhauptmann zeugen dafür. Der Kardinal Richelieu, gewiß ein befähigter Richter, ist im Zweifel, ob er Tilly als Heerführer unter Gustav Adolf stellen solle. Er sagt [3]): „Tilly siegte stets über seine Gegner, nur gegen den Schwedenkönig konnte er nichts ausrichten, sey es daß er selbst weniger geschickt als Gustav, und daß seine Soldaten weniger tapfer waren, als die Schweden, oder sey es daß das Glück alte Feldherren weniger begünstigt als junge." Wäre Tilly bei Magdeburg gefallen, so würde er unbesiegt ins Grab gestiegen seyn; aber das Schicksal, das über die eitlen Wünsche der Menschen wegfährt, nöthigte ihn, auch die Tugenden des Unglücks zu zeigen.

Fanatischer Partheigeist hat, weil er dem Feldherrn nichts anhaben konnte, den Menschen, besonders wegen Magdeburgs grausamer Eroberung, um Ehre und Nachruhm zu bringen gewetteifert, aber mit Unrecht, wie oben gezeigt worden ist. Tilly theilte den Haß und die Liebe seiner Kirche, gerade wie es damals die Protestanten auch thaten. Und

[1]) Adlzreiter III, lib. XVII, §. 35. — [2]) Chemniz I, 311. — [3]) Mémoires VII, 55.

ich fürchte, die Katholiken hatten mehr Grund, den Gegnern zu zürnen, als umgekehrt die Protestanten. Denn wer war es, der angeblich zum Schutze der Gewissen und der Freiheit, in der That aber um des Kaisers rechtlicher Obergewalt zu trotzen, den Fremden, den Dänen, den Engländer, den Schweden, den Franzosen ins Reich rief — die Evangelischen oder die Katholiken? Mußte nicht ein guter deutscher Katholike einer Parthei fluchen, die das Erbtheil der Ahnen den alten Feinden des Reichs Preis gab! Tilly haßte die Lutherischen, aber sein Haß blieb menschlich. Zeuge dafür die wiederholten Warnungen, die er, obwohl vergeblich, den unglücklichen Böhmen vor dem Strafgerichte zukommen ließ; Zeuge sein edles, uneigennütziges Betragen als Quartiersmann in dem besiegten Niedersachsen [1]). Für den schönsten Zug in seinem Charakter halte ich die Standhaftigkeit, mit der er Wallenstein's Verheißungen eines erblichen Herzogthums zurückwies. Es mag seyn, daß Stolz Hauptquelle dieser Handlung war, daß er sich nicht von einem verhaßten Nebenbuhler durch ein trojanisches Geschenk abhängig machen wollte. Aber wie Viele gibt es, die solchen Lockungen ein solches Selbstgefühl entgegensetzen? Sonst hat doch Jeder seinen Preis. Vor der Breitenfelder Schlacht pflegte Tilly sich im Scherze dreier Dinge zu rühmen: daß er nie zuviel getrunken, nie ein Weib beschlafen, nie ein Haupttreffen verloren habe. Der zweite Artikel namentlich ist etwas Absonderliches, wie schon Chemniz [2]) bemerkt. Das riecht nach dem Kloster, und weist auf den Einfluß der Gesellschaft Jesu hin. Den größten Theil seiner Baarschaft, 60,000 Thaler, vermachte er den Resten jener heldenmüthigen Regimenter, die bei Breitenfeld mit solcher Aufopferung gefochten. Sie empfingen Mann für Mann ihren Antheil an dem Nachlasse eines Feldherrn, den sie mit Recht ihren „alten Vater" nannten [3]). Streng gegen sich selbst, verlangte er auch von den Soldaten pünktlichen Gehorsam im Dienste, sonst sah er ihnen Vieles nach, wenn sie sich nur tapfer bewiesen. Tilly weihte ein 73jähriges Leben der Tugend, darum gebührt ihm Nachruhm im Tode. Er starb als der erste der vier Helden des 30jährigen Kriegs, die allein im Stande waren, diese furchtbare Umwälzung zu einem glücklichen Ziele zu führen.

Sogleich nachdem die Schweden den Uebergang über den Lech erzwungen, ergab sich das Städtchen Rain, und mußte die Plünderung mit einigen tausend Thalern abkaufen. Der Feind hatte im Gefecht an der Brücke und auf seinem eiligen Rückzug einen bedeutenden Verlust erlitten, über 1000 Mann [4]). Die leichte schwedische Reiterei verfolgte ihn am $\frac{6}{16}$. fast bis Neuburg. Gustav Adolf ging nun auf Augsburg los. Den $\frac{7}{17}$. April übernachtete er in Thierhaupten, am $\frac{8}{18}$. stand er in Lechhausen, gerade über von Augsburg. Zu gleicher Zeit zog Lenhard

[1]) Siehe oben S. 428. — [2]) Chemniz I, 311 b. — [3]) Soldat suedois 397. Adlzreiter III, XVII, 35. Man vergleiche noch Siri memorie recondite Lione 1679. Vol. VII, 462 flg. — [4]) Soldat suedois 398. Chemniz I, 312 a. Khevenhiller XII, 124.

Torstensohn, Oberster des Geschützes, mit den schweren Stücken, einer Abtheilung Reiterei und kommandirten Musketieren auf dem linken Ufer des Lechs hinauf, und lagerte jenseits im Dorfe Oberhausen an der Wertach. Die Besatzung war kurz zuvor vermindert worden, indem Kurfürst Max vor dem unglücklichen Gefecht bei Rain den größten Theil der in Augsburg liegenden Truppen an sich zog. Die Werke befanden sich in einem so unvollkommenen Stande, daß die Stadt sich nicht lange halten konnte. Gustav Adolf ließ zwei Brücken über den Lech schlagen und an geeigneten Orten Batterien errichten, hütete sich aber wohl, aus ihnen zu schießen, obwohl die Baiern von den Mauern und Thürmen ein freilich ziemlich unschädliches Feuer unterhielten. Er wollte die Stadt ohne Blutvergießen und ohne Beschädigung gewinnen. Und wirklich öffnete er nicht mit Kugeln, sondern mit Briefen die Thore. Nachdem einige Schreiben zwischen dem Rath und dem König gewechselt waren, und die evangelische Bürgerschaft, welche im Herzen gut schwedisch dachte, allmählig eine drohende Stellung gegen die bairischen Soldaten angenommen hatte, unterhandelte der Befehlshaber am $\frac{10}{20}$. wegen der Uebergabe. Er erhielt gute Bedingungen, freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Am nämlichen Tage wurde der Rath nach Lechhausen zum Könige beschieden, um einen Vergleich abzuschließen. Dieses Geschäft nahm drei Tage weg, weil der (katholische) Magistrat sich gegen seine eigene Vernichtung nach Kräften sträubte. Aber es half nichts.

Die Bedingungen waren: Aenderung des Stadtregiments, — der im Jahr 1629 mit Gewalt eingesetzte katholische Rath mußte weichen und die Herrschaft an die Evangelischen abtreten — Einnahme einer schwedischen Garnison, Befestigung der Stadt, Huldigung der Krone Schweden; dagegen bestätigte der König sonst alle hergebrachten Rechte und Freiheiten der Bürgerschaft. Den $\frac{14}{24}$. hielt der König seinen feierlichen Einzug, begleitet, wie in Nürnberg, von einem glänzenden Gefolge deutscher Fürsten. Nach der Sankt Annenkirche ging der Zug, wo der königliche Hofprediger, Dr. Fabricius, eine Predigt über Psalm XII. 6 hielt: „weil die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will Ich auf, spricht der Herr, Ich will Hülfe schaffen, daß man getrost lehren soll.“ Geschickt wandte der Geistliche diese Worte auf den früher unglücklichen, jetzt glücklichen Zustand der evangelischen Einwohner an. Tausende von Bürgern dieses Bekenntnisses waren zugegen, viele Augen, sonderlich von Frauen, schwammen in Thränen. Als der Gottesdienst zu Ende war, ritt der König nach Herrn Marquard Fugger's Haus am Weinmarkte. Auf dem freien Platze vor demselben versammelte sich der neueingesetzte evangelische Rath sammt der Bürgerschaft, um Huldigung zu leisten. Die Eidesformel ist auf uns gekommen. Der königliche Geheimschreiber Sattler sprach sie vor. Sie lautete so: „Wir geloben und schwören, daß wir dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Gustaven Adolfen, der Schweden, Wenden und Gothen König, Groß-

fürsten in Finnland, Herzog von Ehsten und Karelen, Gebieter über Ingermannland u. s. w., unserem gnädigsten Herrn und König getreu, hold, gehorsam und gewärtig seyn, dero Bestes fördern, Schaden aber warnen und äußerster Möglichkeit nach abwenden, auch Alles thun und lassen wollen, was getreue Unterthanen ihrem natürlichen Herrn zu leisten schuldig sind, treulich ohne Gefährde, so wahr uns Gott helfe zu Seel' und Leib." Die Bürger schrieen in der Hitze ihres Eifers nach, ohne zu bedenken, daß sie sich um ihre Reichsfreiheit sprachen. Sehr schwer haben die protestantischen Fürsten diese Huldigung ausgelegt, als merkten sie jetzt erst, daß Gustav Adolf mehr von Cäsar als von Luther an sich habe und weit über ihre Theologen hinausgreife. Den Lärm vergrößerte eine um jene Zeit in Augsburg zu Ehren Gustav Adolf's geprägte Denkmünze mit der Inschrift: Gustava et Augusta, caput religionis et regionis [1]). Gewiß ist, daß der König auf den Besitz Augsburgs, der Wiege des lutherischen Glaubens, ein großes Gewicht legte, daß er sie als eine Art von Capitol seines künftigen Reiches ansah [2]).

Schon am $\frac{15}{25}$. April war Gustav Adolf wieder auf dem Marsche nach Ingolstadt, unter dessen Wällen der Kürfürst von Baiern mit seinen Truppen lagerte [3]). Da es sehr schwierig ist, eine Festung zu nehmen, welche von einem starken Heere gedeckt wird, so stellten einige Schriftsteller die Vermuthung auf, Gustav Adolf habe geheime Einverständnisse in der Stadt gehabt. Doch scheint dies eine Verwechslung mit einem zweiten, im Jahre 1633, nach Gustav Adolf's Tode, erfolgten Angriffe auf Ingolstadt, dessen Befehlshaber Kratz damals mit den Schweden unter der Decke steckte. Ingolstadt liegt auf dem linken Donauufer, die Schweden griffen auf dem rechten die Werke an, welche die Brücke deckten. Hätten sie auch diese erobert, so wären sie noch lange nicht Meister der Stadt gewesen, da die Brücke im bezeichneten Falle leicht abgebrochen werden konnte. Den $\frac{20}{30}$. April nahmen die Schweden eine kleine Schanze vor der Brücke, in welcher 300 Baiern theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Als sie aber den eigentlichen Brückenkopf stürmen wollten, mußten sie mit ziemlichem Verluste weichen. Gustav Adolf entging an diesem nämlichen Tage großer Lebensgefahr. Auf einem Schimmel reitend, hatte er sich dem Flusse genähert, um nach seiner Gewohnheit persönlich die Lage der Dinge zu erkunden. Ein bairischer Konstabler erkannte den König und feuerte einen Vierundzwanzigpfünder so geschickt auf ihn ab, daß die Kugel hart am Waden des Königs vorbei durch den Bauch des Pferdes schlug. Mit Blut und Staub bedeckt stürzte er unter das gefallene Roß. Die Umstehenden glaubten ihn anfangs todt und waren bleich vor Schrecken, bis der König sich wieder mit den Worten auf-

---

1) Unübersetzliches Wortspiel. Gustavsburg. Augsburg. Hauptstadt des Reichs, der Religion und des Landes. — 2) Chemnitz I, 312 b. flg. Khevenhiller XII, 125 flg. Puffendorf de rebus suecicis IV, 15. Die Münze bei Köhler historische Münzbelustigung X, 41 flg. — 3) Chemnitz I, 315 b. flg.

fte: „der Apfel ist noch nicht reif.“ Er bestieg sogleich ein anderes erd und ritt weiter. Fast im nämlichen Augenblick wurde dem jungen arkgrafen von Baden an des Königs Seite der Kopf vom Rumpfe ggeschossen.

Nachdem Gustav ins Lager zurückgekommen war, lassen ihn alle ;schichtschreiber eine Rede halten, welche beweist, daß damals schon, ıhrscheinlich in Folge der Augsburger Huldigung, Unzufriedenheit unter ı deutschen Verbündeten des Königs geherrscht haben muß, eine Unfriedenheit, welche 2—3 Monate später in offenen Tumult ausbrach. ıch einem Eingange über die Ungewißheit der menschlichen Dinge ıd die Gewalt des Todes, der unerwartet das blühendste Leben endige, rach er von der Reinheit seiner Absichten: „Mir ist zwar wohl bennt, daß das Glück meiner Waffen viele Neider erweckt hat, die meinen uhm schmälern und die Einfältigen zu bereden suchen, daß ich diesen rieg nicht zur Rettung Deutschlands führe, sondern um mich selbst zu reichern. Allein ich rufe Gott zum Zeugen an, daß dem nicht so ist. ie früher vertriebenen Fürsten, welche ich ohne Eigennutz wieder einsetzt, der Stand meiner königlichen Kammer, aus der ich schon viele onnen Goldes zu diesem Kriege hergeschossen, meine Gläubiger zu rankfurt und anderer Orten, von denen ich große Summen Geldes ıtlehnt habe, mögen dafür sprechen, ob ich in diesem Krieg meinen genen Vortheil oder nicht viel mehr die Wohlfahrt des deutschen Reiches ;sucht habe. — In keiner andern Absicht verließ ich mein Reich und lles, was mir lieb ist, als einzig und allein, um, nächst meiner eigenen Sicherheit, der Tyrannei des Hauses Oesterreich Einhalt zu thun.“ Der uftritt endigte mit einer gemeinsamen Bitte der anwesenden Herren, Gustav Adolf möchte sein theures Leben, nicht mehr wie bisher, so verhwenderisch Gefahren aussetzen [1]).

Eingedenk der Rathschläge seines sterbenden Feldherrn, hatte indeß er Kurfürst von Baiern Ingolstadt, wo 4 seiner Regimenter zurücklieben, verlassen, um sich Regensburgs und dadurch der Verbindung mit en kaiserlichen Erblanden zu versichern. Dem Könige von Schweden ıtging diese Bewegung nicht. Während die Baiern auf dem linken Donauufer hinunterzogen, entsandte Gustav Adolf den Feldmarschall Horn auf dem rechten. Horn rückte hinter den Baiern her, aber bereits ı Kehlheim erfuhr er, daß Regensburg in die Hände des Kurfürsten

[1]) Denkwürdige Reden Gustav Adolf's wurden sogleich aufgeschrieben, wofür die latur der Sache und auch der Umstand spricht, daß sie von verschiedenen Quellen fast nmer gleich angeführt werden. Man muß obige Worte, die wir nach Chemniz (I, 15 flg.) mittheilten, um so mehr für ächt halten, weil sie bei diesem Schriftsteller außer ller Verbindung mit der damaligen Lage der schwedischen Sache stehen. Denn Chemnitz emüht sich immer den König als einen blos theologischen Helden hinzustellen und verleidet Alles, was auf tiefere Absichten und auf Mißtrauen gegen seine Plane hinweist; ur wider seinen Willen entschlüpfen ihm oft solche Reden, welche den wahren Stand er Dinge beurkunden.

gefallen sey. Die Sache verhielt sich so: bei der ersten Annäherung der Schweden hatte Maximilian von Baiern den Stadtrath vermocht, 1500 Mann vom kurfürstlichen Heere in die Stadt aufzunehmen. Doch mußten diese Truppen vor ihrem Einzuge dem Magistrate Treue schwören, und den Bürgern blieb die Bewachung der Thore und des Walles. Mit so lästigen Bedingungen war Maximilian nicht zufrieden, er traf mit dem Kommandanten der Garnison eine Verabredung, welche um so leichter zum Ziele führte, weil ein Theil des Magistrats, dem Vertrage blindlings trauend, schlechte Aufsicht hielt, und andere Einwohner durch Bestechung ins bairische Interesse gezogen waren. Den $\frac{17}{27}$. April 1632 Morgens frühe zog eine von den bairischen Kompagnien, die in der Stadt lagen, auf das Thor zu. Die Bürgerwache ließ sie ruhig herankommen, weil man der Meinung war, die Soldaten würden hinausgehen, um draußen die gewöhnlichen Waffenübungen vorzunehmen. Allein plötzlich fielen sie über die Wache am Thore her, entwaffneten sie, der Trommler schlug Lärm. Auf dieses Zeichen sprengten zwei Haufen Reiter, die sich während der letzten Nacht in der Nähe verborgen hatten, mit verhängten Zügeln von außen herein, ein Bürger, der das Fallgitter herunterlassen wollte, ward von einem bairischen Offizier niedergestoßen. Bald war das Thor sammt den angränzenden Straßen in der Gewalt der Feinde; die Bürger, welche Widerstand versuchten, wurden auseinandergetrieben, und am nämlichen Tage alle zusammen entwaffnet. Denn noch am $\frac{17}{27}$. kamen mehrere Fahnen Fußvolk nach, und am 23. (a. St.) zog der Kurfürst mit dem Reste seines Heeres ein. Die Bürger mußten ihren Widerwillen gegen Baiern schwer entgelten: ihrer fünfzehn verloren das Leben, mehrere Häuser wurden geplündert und die Stadt stand unter hartem Druck, der auch dann nicht aufhörte, als der Kaiser sich bei dem Kurfürsten für die Reichsstädter verwandte [1]).

Gustav Adolf empfand großen Verdruß darüber, daß ihm der Feind mit der Einnahme dieses wichtigen Platzes zuvorgekommen war. Er rief den Feldmarschall zurück, und rüstete sich in Altbaiern einzufallen, da er sah, daß Ingolstadt ohne großen Zeit- und Menschenverlust nicht zu erobern sey. Ohne Zweifel rechnete er darauf, das kurfürstliche Heer werde ihm zur Vertheidigung des eigenen Landes nachrücken und eine Schlacht annehmen, welche, wie die Schweden hofften, zum Verderben des Kurfürsten ausschlagen sollte.

Ehe wir den König auf diesem Zuge begleiten, muß ich über die Verhandlungen berichten, deren Schauplatz das Lager vor Ingolstadt war. Im vergangenen Winter hatte Gustav Adolf dem General Baudissen, der eine Reise in Familiengeschäften nach Holstein antrat, den

[1]) Theatrum Europ. II, 585 b. flg. Khevenhiller XII, 138. Chemniz I. 317 b. unten flg. Burgus sagt III, 13 der Magistrat von Regensburg habe den König von Schweden durch einen Boten aufgefordert, die Stadt zu besetzen, dieser Bote sey aber in die Hände der Baiern gefallen. Man vergleiche auch Aretin B. a. B. I, 313.

ıftrag gegeben, in Kopenhagen den Versuch zu machen, ob die Dänen ɦt Theil am Kriege nehmen wollten. Baudissen erhielt Vollmacht, iedereinsetzung des dänischen Prinzen in das Bremer Stift anzubieten, ɜnn König Christian seine Waffen mit den schwedischen vereinigen wollte. ı gleicher Zeit kamen auch kaiserliche Unterhändler an den dänischen of, und bearbeiteten den König im entgegengesetzten Sinne. Aber Chri- an IV. war durch frühere Erfahrungen gewitzigt. Mit Gustav Adolf h einzulassen hinderte ihn eben so sehr Neid und Scheelsucht, als die urcht, im Falle des Gelingens mit einer Löwentheilung abgespeist zu erden. Andererseits sah er recht wohl, daß der Kaiser ihn gegen die chweden deßhalb vorschieben wollte, damit Oesterreich Luft bekäme. och glaubte Christian IV. die Gelegenheit benützen zu müssen, um sein nsehen bei beiden Gegnern zu erhöhen und die Hände ins Spiel zu ıischen. Also wurden zwei dänische Reichsräthe an den König von chweden abgeschickt, die ihn im Lager vor Ingolstadt trafen. Nachdem e im Namen ihres Gebieters Glück zu den Fortschritten der schwedi- hen Waffen gewünscht hatten, rückten sie mit dem Zwecke ihrer Sendung eraus, indem sie dänische Vermittelung zur Wiederherstellung des Friedens nboten. Gustav dankte ihnen für den bewiesenen guten Willen, und ver- cherte das Anerbieten sey ihm um so angenehmer, da er von ganzem erzen den Frieden wünsche, und die Last, die auf seinen Schultern iege, abwälzen möchte. „Da er indeß den Krieg nicht um eigener Vortheile willen, sondern zum Besten der evangelischen Kirche unter- ıommen habe, so könne er sich nur dann in Unterhandlungen einlassen, venn die protestantischen Stände des deutschen Reichs für alle Zukunft vor den Eingriffen des Kaisers gesichert wären.“ Mit dieser Antwort zogen die dänischen Gesandten wieder nach Hause [1]. Worte wurden hier, wie man sieht, mit Worten bezahlt.

Auch die Franzosen regten sich wieder. Als die Nachricht von der Niederlage Tilly's am Lech in Frankreich eintraf, sagte Ludwig XIII. zum venetianischen Botschafter in Paris: „es ist hohe Zeit, den Fort- schritten des Gothen ein Ziel zu stecken.“ In diesem Sinne handelten Richelieu's Geschäftsleute, die sich im Reiche befanden. Den $\frac{20}{30}$. April erschien der französische Gesandte am Münchner Hofe, Saint Etienne, im königlichen Lager vor Ingolstadt. Gustav gab ihm nicht wie sonst geheime, sondern öffentliche Audienz, in Anwesenheit des Kurpfälzers, des Pfalzgrafen August, des Feldmarschalls Horn und vieler anderer vor- nehmen Herren, offenbar um den Franzosen eine gründliche Lektion bei- zubringen. Saint Etienne hub an mit Glückwünschen, und endigte mit einem Neutralitätsgesuch zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern. Der König antwortete: „Unmöglich kann ich glauben, daß es dem Herzoge in Baiern Ernst ist, sich mit mir zu vergleichen. Haben wir nicht früher

[1]) Chemnitz I, 318 a unten flg. Mauvillon S. 499.

seine Briefe an Pappenheim, und eben erst ein Schreiben des Kaisers an ihn aufgefangen, worin ihm die baldige Ankunft von 50,000 Mann Hülfstruppen unter dem Befehl des Herzogs von Friedland verheißen wird. Uebrigens mag Wallenstein nur kommen, es ist mir sogar lieb, weil dann Baiern um so sicherer zu Grunde gerichtet wird, und ich für mein Heer nichts zu fürchten brauche." Als der Franzose erwiederte, es würde seinem Gebieter, dem Könige von Frankreich, ein großer Gefallen geschehen, wenn die Neutralität zu Stande käme, fuhr Gustav Adolf fort: „der Herzog von Baiern hat bisher nichts als Feindschaft gegen mich bewiesen, er hat meine Soldaten in Bamberg angreifen lassen, und mich gezwungen, Gewalt zu brauchen." Der Gesandte suchte den Kurfürsten zu entschuldigen: nicht er, sondern der Bischof von Bamberg sey Schuld an jenen Vorfällen, Tilly habe den dringenden Aufforderungen des Prälaten nicht widerstehen können. „Ich sehe wohl," versetzte der König, „daß Ihr hieher gekommen seyd, mich zu belügen. Hat nicht der Herzog von Baiern sein eigenes Volk bei jenem Ueberfalle gehabt, und wenn Tilly wider seine Befehle handelte, warum ließ er ihn dann nicht aufhängen?" Noch einmal entschuldigte der Geschäftsträger den Kurfürsten, rühmte seine guten Eigenschaften, besonders die hohe Achtung, welche er zu seiner Majestät in Schweden trage.

Diese Lüge brachte den König so auf, daß er sich zur Grobheit hinreißen ließ. „Gar viel", rief er aus, „läßt sich zum Lobe einer Laus sagen, was dieselbe für ein getreues, beständiges und dem Menschen nützliches Thier sey, weil es ihm das unnöthige Blut abzapfe. Ich kenne nunmehr den Herzog in Baiern und sein Pfaffengeschwürm zu gut, als daß ich mich länger von ihnen täuschen lasse. Der Herzog trägt doppeltes Tuch, bald wendet er das blaue, bald das rothe, bald das burgundische Kreuz heraus, vermischt die Farben wie er will, aber mich wird er nimmer hintergehen." In diesem gereizten Tone ging die Unterredung noch eine Weile fort. Gustav Adolf sagte dem Unterhändler ins Gesicht, daß er hier nichts zu schaffen habe, da er keine Vollmachtbriefe vom Könige von Frankreich bei sich trage. Saint Etienne bestand darauf, daß Gustav Adolf die Bedingungen nenne, unter denen er dem Kurfürsten Neutralität bewilligen würde. Der König erwiederte: „gut, der Baier soll Ruhe haben, wenn er augenblicklich all sein Kriegsvolk fortschickt, aber nicht dem Kaiser überläßt, wenn er schwört, innerhalb dreier Jahre nichts feindliches gegen mich zu unternehmen. Oder gefällt ihm dies nicht, so mag er mir freien Durchzug durch Ingolstadt gewähren, damit ich meinen Feind verfolgen kann, wohin es mir beliebt, außerdem muß er Alles wieder herausgeben, was er meinen Freunden und Bundesgenossen an Land und Leuten abgenommen hat. Aber bis morgen will ich entscheidende Antwort haben, Ja oder Nein; zeigt es sich, daß es Eure Absicht war, mich mit unnützen Reden so lange hinzuhalten, bis der Friedländer kommt, dann werde ich mich rächen, werde im Baier-

ıde dergestalt sengen und brennen, daß der Herzog seine Wunder er-
ͻren soll." Noch einmal kam der Gesandte darauf zurück, daß der
ınig von Frankreich die bairische Neutralität gar sehr wünsche, auch
ß er einige drohende Worte über die Macht seines Gebieters fallen,
lcher im Stande sey, einem solchen Wunsche den gehörigen Nachdruck
geben. Gustav Adolf antwortete: „Ich habe den König in Frank-
ːch durch frühere Gesandte, namentlich durch Charnacé, von meinen
ͻsichten unterrichtet, glaube auch, daß seine Majestät es redlich mit
ːr meint. Indessen will er 40,000 seiner Franzosen dem Baier zu
ülfe schicken, so mags geschehen, mir gilt es gleich, mit welchen Na-
ͻnen ich fechten muß, und wenn es darauf ankommt, ist der Türke
ıch mein guter Freund, wir werden uns trefflich miteinander verstehen."
uf die Bemerkung des Gesandten, der Türke sey ja der Erbfeind aller
hristenheit, fuhr Gustav Adolf fort: „wenn der Sultan gleich der Feind
ller ist, aber mit mir allein Freundschaft hält, so habe ich keine Ur-
che, ihn als Feind zu betrachten, sintemal die Türken nicht schlechter
ıd, als die Papisten mit ihrer Abgötterei. Wohl weiß ich es, der Aller-
ͻchste steht mir bei, und von Ihm bin ich gesandt, wie ich vor Leipzig
ːfahren, denn ich achte, daß die Püffe, welche ich den Kaiserlichen da-
ıals versetzt, den Kastorhut wohl aufwiegen, welchen sie mir in Preußen
bgenommen haben [1])."

Mehr und mehr wuchs die Eifersucht des Pariser Hofes gegen
Gustav Adolf. Die Hülfsgelder wurden immer langsamer, zuletzt gar
icht mehr bezahlt. Etwa einen Monat später ließ Richelieu bei Gustav
ldolf die Anfrage machen, wie weit er noch seine Eroberungen zu trei-
en gedächte, und wo er ihnen Gränzen stecken wolle? „Da wo es mein
Interesse fordert," war des Königs Antwort [2]). Puffendorf bezeugt [3]),
aß Gustav Adolf die Drohung Richelieu's, „ein französisches Heer
verde gegen die Schweden marschiren," mit den Worten erwiedert habe:
„Seine Majestät von Frankreich braucht sich nicht so weit zu bemühen,
ın der Spitze von 100,000 Mann werde ich nach Paris ziehen, und
ͻort persönlich unsere Streitigkeiten ins Reine bringen." Wenn Gustav
Adolf länger am Leben blieb, wenn das Glück ihn fürder in Deutsch-
land begünstigte, wäre es sicherlich zum Krieg zwischen Schweden und
Frankreich gekommen. Die Nothwendigkeit der Dinge trieb den König

---

[1]) Der Inhalt dieser Unterredung wurde sogleich durch Flugschriften allgemein bekannt gemacht, wahrscheinlich weil man rechnete, durch eine so unumwundene, gegen die Erbfeinde des Reichs geführte Sprache dem Geiste des deutschen Volks zu schmeicheln. Wir haben einen Abdruck einer dieser Flugschriften vor uns. An ihrer Aechtheit kann um so weniger gezweifelt werden, da alle Geschichtschreiber den König in gleichem Sinne sprechen lassen. Selbst Chemniz (I, 320) sagt am Ende Dasselbe, obwohl er die bitteren Reden, namentlich die Anspielung auf ein türkisches Bündniß, verschweigt. Aber Gustav Adolf hatte damals einen Gesandten Namens Straßburg bei dem Sultan; seine Politik umfaßte die entferntesten Theile Europas, weil er wohl fühlte, daß die Freundschaft mit Frankreich auf die Neige gehe. — [2]) Mauvillon nach dem Tagebuch des schwedischen Reichsraths S. 508. — [3]) De rebus suecicis IV, 19.

dazu. Da er Deutschland allem Anschein nach für sich behalten wollte, so konnte er seine Anhänger nirgends anders belohnen, als auf französischem oder italienischem Boden. Die Franzosen hätten dann an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie es einer Nation zu Muthe ist, wenn man sie unter 1000 Herren vertheilt.

Den 24. April (a. St.) brach Gustav Adolf mit seinem Heere von Ingolstadt auf, und richtete seine Waffen gegen Altbaiern. Seither hatten die Schweden im bezwungenen Deutschland die Einwohner meist für sich, nie gegen sich gehabt, jetzt kamen sie in ein Land, wo der Volksgeist ihnen feindlich widerstrebte. Kirchen- und Fürsten-Gewalt wirkte in Baiern seit langer Zeit in Eintracht, durch keine fremden Einflüsse gelähmt, auf ein Ziel, eine derbe Meinung des Volkes hin. Dieses von Natur unbändig und wild, schluckte begierig den Samen des Hasses und der Liebe ein, den man von Oben her streute. Die Baiern trugen wenigstens eine Hauptbedingung künftigen Wachsthumes in sich, sie fühlten mit ihrer Regierung. Gustav Adolf kannte diese abgeneigte Gesinnung, er hoffte sie durch Milde zu beschwören. Ein strenges Mandat über Handhabung der Mannszucht ging seinem Einfall in Baiern voran [1]. „Wer inner- oder außerhalb des Quartiers oder auf der Landstraße plündere oder Unfug treibe, solle verhaftet und unnachsichtlich bestraft werden. Kein Soldat dürfe ohne besondern Paß außerhalb des Quartiers mit Ober- und Untergewehr gesehen werden. Würden dennoch Mißhandlungen erfolgen, so müßten die Offiziere für allen Schaden gut stehen" u. s. w. Diese Vorschrift wurde nicht nur gegeben, sondern auch streng gehalten. Aber Alles half nichts. Die bairischen Pfarrer hatten ihre Gemeinden gelehrt, den König Gustav Adolf als den Antichrist zu betrachten, und öffentlich zu beten: „Herr erlöse uns von dem Erbfeind, dem schwedischen Teufel." Solche Gäste zu erwürgen, galt als Verdienst, das in Himmel helfe. Wo die Bauern Einzelne oder einen kleinen Haufen Schweden fanden, mit denen sie fertig zu werden hofften, fielen sie über dieselben her, schlitzten den Unglücklichen die Nasen auf, hieben ihnen Arme und Beine ab, stachen die Augen aus, schnitten die Geschlechtstheile ab, und ließen sie in diesem Zustand liegen, bis der Tod sich ihrer Martern erbarmte. Sogar mit Schutzwachen (Salvaguardia), die sich Hausbesitzer selbst erbaten, machten sie es nicht besser, wenn die Gelegenheit günstig war. Es ist natürlich, daß dieses Betragen seine Erwiederung fand [2]). Eine Weile hielten die Schweden an sich, dann bezahlten sie mit gleicher Münze. Einige hundert Dörfer gingen später in der bairischen Ebene im Rauch auf; der erbitterte Soldat trieb die Bauern mit Flintenschüssen und der Partisane in das Feuer hinein, um mit ihrer Habe zu verbrennen. Aber immer suchte der König den Unmenschlichkeiten von beiden Seiten Einhalt zu thun.

---

[1]) Chemniz I, 321 b. — [2]) Das. I, 322.

Uebrigens lohnte sich die Eroberung. Der 14jährige Krieg hatte se gesegneten Fluren seither verschont. Gefüllt fanden die Sieger heunen und Häuser, große Summen zog Gustav Adolf aus dem nde. Den 26. April (a. St.) eroberte der König Moosburg, einen iß an der Isar, am folgenden Tage nahm Horn Landshut ein; die che Stadt mußte mit hunderttausend Thalern die Plünderung abkau- 1. Auch Freising fiel, und zahlte ebenfalls eine große Summe. In ünchen schwebte bei der Annäherung des Königs Alles in Angst. Die rfürstlichen Schätze wurden nach einem benachbarten Felsenneste im ebirg geflüchtet. Die Kurfürstin ging nach Salzburg, auch die Vor- hmen und Reichen zogen davon, der Magistrat und das gemeine Volk ar sich selbst überlassen. Ersterer schickte Abgeordnete nach Freising, n dem König einen Vergleich anzubieten. Gustav Adolf bewilligte zwar edingungen, aber sie gefielen dem Rathe nicht. Deutlich erkannte man e Absicht, Zeit zu gewinnen, bis etwa das Kriegsglück sich ändere. er König hielt sich nicht mit unnöthigen Redensarten auf, den $\frac{7}{17}$. Mai schien er mit dem Heere vor den Mauern Münchens. Jetzt dachten e drinnen an keine Unterhandlung mehr. Knieend überreichten Bevoll- ächtigte des Stadtraths dem Könige die Schlüssel der Stadt. Mittags ielt Gustav Adolf seinen Einzug, begleitet von 3 Fußregimentern, welche ie Posten besetzten. Er und der vertriebene König von Böhmen, sammt em Pfalzgrafen August nahmen ihr Quartier im Schlosse, die andern ürsten und Herren aus des Königs Umgebung wurden in die vor- ehmsten Häuser der Stadt gewiesen. Das übrige Fußvolk bezog ein ager auf einem schönen Anger vor der Stadt, die Reiterei wurde in ie umliegenden Dörfer verlegt. Oberst Hepburn, von Geburt ein Schotte nd Katholik, hatte sich vom Könige den Befehl über die Truppen, elche in der Stadt lagen, ausgebeten und erhalten, er beobachtete trenge Mannszucht [1]).

Gustav Adolf ließ sich durch die Gemächer des kurfürstlichen Pallastes ühren, und bewunderte Pracht und Geschmack derselben. „Wer ist der Baumeister, der dieses schöne Gebäude aufführte," fragte er den Schloß- vogt. „Der Kurfürst selbst," antwortete der Gefragte. „Könnte ich diesen Baumeister haben," fuhr Gustav Adolf weiter fort, „so wollte ich ihn nach Stockholm schicken." „Dafür wird sich derselbe zu hüten wissen," erwiederte der Vogt. Khevenhiller [2]) sagt, die Antwort des Dieners habe, weil sie Anhänglichkeit verrieth, dem Könige wohl gefallen. Den $\frac{8}{18}$. Mai besuchte Gustav das Zeughaus. Nur Laffetten standen da, aber keine Stücke, doch das Geheimniß war dem Könige gegen eine Summe Geldes von einem schlechten Gesellen verrathen worden. Surgite a mortuis et venite ad judicium [3]) rief er aus. Die Dielen des Fußbodens wurden aufgebrochen, und nun kamen 140 Kanonen, zum

[1]) Chemnitz I, 322. Khevenhiller XII, 141 flg. — [2]) XII, 141 unten flg. — [3]) Stehet auf von den Todten und kommet zum Gericht, nach der Bibel.

Theil dreifach aufgeschichtet, an den Tag. Zweiundachtzig Stücke von außerordentlicher Größe waren darunter, 12 besonders schön und gleich gearbeitet, darum die 12 Apostel geheißen, endlich ein wahrer Koloß von Kanone, die wegen ihrer Größe den zwar unzierlichen aber gutbairischen Namen „die Sau" führte. In einem dieser Stücke soll ein Schatz von 30,000 Dukaten verborgen gewesen seyn [1]). Gleicherweise entdeckte man auf dem Schlosse eine große Zahl neugemachter Soldatenröcke von gelber, blauer und grüner Farbe. Gustav Adolf vertheilte diese unter seine Regimenter, die Kanonen ließ er, sammt allen Kostbarkeiten, die sich in der kurfürstlichen Kunstkammer vorfanden, nach Augsburg bringen. Zur Hebung der Kanonen wurden bairische Bauern verwendet. Diese erstaunten höchlich, als ihnen der König freundlich zusprach, und zeigte, wie mit den Hebeln umzugehen sey, noch mehr als er zu guter Letzt eine Handvoll Dukaten unter sie vertheilte. Denn sie waren — wie der Verfasser des schwedischen Soldaten sagt [2]) — von ihrem eigenen Gebieter an keine solche Behandlung gewöhnt.

Auf den $\frac{9}{19}$. Mai war eine Heerschau angesagt, welche der König wohl darum den Münchnern zum Besten gab, um ihnen seine Macht zu zeigen. Ehe er hinausritt, besuchte Gustav Adolf die Jesuitenkirche, wo ihn der Pater Rektor mit einer lateinischen Anrede empfing. Der König antwortete in gleicher Sprache, es entspann sich ein Religionsgespräch zwischen Beiden; Gustav Adolf vertheidigte die dunkeln Lehrsätze der lutherischen Kirche von Christi Abendmahl mit großem Nachdruck, aber in gemäßigten Ausdrücken. Die Jesuiten waren geschmeichelt durch des Königs Herablassung, sie behaupteten später, er habe ihren Orden über die Maaßen gelobt, was wir dahin gestellt seyn lassen. Nach diesem Abstecher ritt Gustav Adolf hinaus in sein Lager, die neugierigen Hauptstädter strömten nach. Verschiedene Scheingefechte wurden ausgeführt, und die schwedische Schlachtordnung gezeigt. Noch mehr staunten die Münchner, als sie sahen, wie der König vom Pferde stieg und da und dort einem gemeinen Soldaten, der seine Sache nicht recht gemacht, die Flinte aus der Hand nahm, schulterte und wies, wie man schießen müsse, auch sonst den Soldaten „als seinen Spießgesellen" freundlich zusprach [3]). Den $\frac{10}{20}$. Mai, als am Tage, wo die Katholiken Christi Himmelfahrt feierten, hörte Gustav Adolf in der Hofkapelle des Schlosses eine lutherische Predigt, ritt dann nach geendigtem Gottesdienst in die Kirche unserer lieben Frauen, besah die katholischen Ceremonien der Auffahrt und ließ beim Weggehen Geld unter das Volk werfen, worüber großes Gedränge entstand.

---

[1]) Der schwedische Soldat (S. 426), Chemniz I, 323 a und Khevenhiller XII, 142 berichten von diesem Schatze. Freilich scheint es nicht sehr glaublich, daß der Kurfürst, dessen Eigenschaft es nicht war, mit Geld schlecht umzugehen, 30,000 Stücke Dukaten nicht besser aufzuheben wußte. Doch wollen wir drei so guten Quellen den Glauben nicht versagen. — [2]) Soldat suedois S. 425. — [3]) Khevenhiller XII, 143.

Man sieht, der König hatte es darauf angelegt, die Einwohner Münchens zu gewinnen. Ob blos angeborne Milde oder auch Berechnung diesen Maaßregeln zu Grunde lag, können wir aus Mangel sicherer Nachrichten nicht entscheiden, doch glauben wir das Letztere. Die Schweden besaßen mit geringen Ausnahmen alle jenseits der Donau gelegenen Theile des heutigen Königreichs Baiern, auch die diesseitigen waren nahe zu in ihrer Gewalt. Was Wunder, wenn der König sich mit dem Gedanken trug, diesen ausgedehnten Landstrich mit den rheinischen Eroberungen zu vereinigen und daraus den Grundstock eines protestantischen Kaiserthums zu bilden. Zu diesem Zwecke mußte vor Allem der Haß des katholischen Volkes durch Wohlthaten gesühnt werden. Gewaltthätigkeit von Hohen und Niedern hielt er durch unnachsichtliche Strenge im Zaume. Khevenhiller erzählt [1], der abgesetzte Kurpfälzer und der Herzog Wilhelm von Weimar hätten die Absicht gehabt, das Münchner Schloß zu untergraben und in die Luft zu sprengen, aber mit Abscheu sey dieser Vorschlag vom Könige zurückgewiesen worden. Daß Friedrich V. einen unversöhnlichen Haß gegen den Kurfürsten, seinen Stammesvetter, im Herzen trug, ist natürlich. Auch kann man es nicht unglaublich finden, daß solchem Boden solche Rathschläge entkeimten. Wir mögen daher einigen Schriftstellern nicht beipflichten, welche Khevenhiller's auch von Andern beglaubigte Behauptung darum verwerfen, weil sie meinen, daß solche wilde Rachgier eines großen Herrn unwürdig sey. Es gelang dem Könige, wenigstens für den Augenblick, die Münchner zu gewinnen, was freilich keine besondere Sache war. Denn hier wie in allen großen Orten, wo viel Geld umläuft und Ueppigkeit die Gemüther entnervt, wirkte die Civilisation, oder, um deutsch zu reden, die Habsucht, die Gier Geld zu verthun und lustig zu leben, hatte die Kraft der andern Triebe abgestumpft. Dagegen zeigte das Landvolk einen ganz anderen Charakter, wie oben erzählt worden ist. Indeß mußte auch München seine Brandschatzung bezahlen, wie die übrigen bairischen Städte. Gustav Adolf forderte Anfangs 400,000 Thaler [2], erließ dann auf dringende Bitte des Raths ein Viertheil. Hundertfünfzigtausend wurden baar erlegt, für den Rest Geißel gestellt.

Der König verweilte nur kurze Zeit in München, weil Bewegungen in Oberschwaben ihn an die Iller riefen. Die in Augsburg und in Oberschwaben zurückgelassenen Garnisonen hatten nämlich während Gustav Adolf's bairischem Zuge tapfer um sich gegriffen. Sie nahmen die Reichsstädte Memmingen, Kempten und andere Orte im Algäu, brachten ferner die am Lech gelegenen Städte Landsberg und Füßen in ihre Gewalt, überfielen eine Abtheilung kaiserlicher Reiter, die zu Leutkirch lagen, hieben sie nieder und näherten sich dem Bodensee. Die Soldaten waren fortgejagt, aber unter dem Landvolk kochte und gährte es. Oesterreich

[1] Khevenhiller XII, 142. — [2] Das. S. 145.

hat immer seine schwäbischen Vorlande mit besonderer Fürsorge und Güte behandelt. Geschlossene Bauernhöfe und milde Steuern erhielten den Wohlstand. Dafür hingen sie mit ganzem Herzen an Oesterreich, zumal da auch die Kirche ihren politischen Glauben bestärkte, denn sie waren katholisch. Wie die Enkel dieser braven Bauern in den 1790ger Jahren — während das lutherische Volk sich nur zu oft, verwirrt durch weltliches und geistliches Gezänk, das Schwätzer ihnen in den Kopf getrichtert, an den Franzosen wegwarf — treu zu dem Kaiser hielten, und sobald nur drei oder vier österreichische Husaren in einer Ortschaft erschienen, mit diesen gemeinschaftlich über den Feind herfielen: so machten es damals ihre Väter gegen die Schweden. Sie griffen zu der Holzart oder der verrosteten Lanze, und liefen in großer Zahl bei Weingarten zusammen, wo der kaiserliche Oberst von Schwenden sich an ihre Spitze stellte. Aber Treue und Eifer erlag der Kriegskunst des Feindes. Die Bauern wurden von den Schweden umringt, mußten das Gewehr strecken und ihren Obersten ausliefern, der als Kriegsgefangener nach Ulm geschickt ward. Doch etliche Tage später entstand in Bregenz neuer Auflauf. Die Bauern fuhren über den See, überfielen die kleinen schwedischen Besatzungen in Wangen und Ravensburg, erwürgten sie, sprangen aber auch mit den Einwohnern übel um. Diesem Beispiel folgten die Bauern im Algäu, sie griffen Kempten an, doch mit schlechtem Erfolg. Die Schweden rückten von Augsburg und Ulm her zusammen. Den ½⁄₂. Mai wurde ein Bauernhaufen unweit Kempten theils niedergemacht, theils zerstreut. Anderthalb hundert flohen in eine Kirche um sich zu retten. Es war ihr Verderben, denn die Soldaten zündeten das Gebäude an, worauf die Meisten verbrannten, Manche auch in der Verzweiflung sich vom Thurme herabstürzten. Viele Dörfer ringsum wurden von den Schweden verheert und in Brand gesteckt, worauf die Bauern, durch so viel Unglück entmuthigt, ihre Gewehre nach Kempten ablieferten, und ihre Anführer zum Theil selbst todtschlugen [1]).

Der Aufruhr schien gedämpft, als ein Zwischenereigniß ihm neues Leben gab. Der kaiserliche Kriegskommissär Ossa brach nämlich mit 4000 Mann kaiserlichen Volks von Breisach her in Oberschwaben ein, woselbst mehrere tausend Bauern zu ihm stießen. Er wollte einen Handstreich gegen Memmingen ausführen, fand aber den Ort zu gut von den Schweden bewacht, nun warf er sich auf Biberach. Die Bevölkerung dieser oberschwäbischen Reichsstadt war aus Katholiken und Lutheranern gemischt, was zu den heftigsten innern Gährungen Anlaß gab. Die katholischen Bürgermeister und Rathsmitglieder hielten zum Kaiser und riefen Ossa herbei, die lutherischen Bürger dachten schwedisch, und wollten nichts von Aufnahme der Kaiserlichen hören. Als nun diese vor den Thoren erschienen, eilten die Lutheraner auf die Wälle und wehrten

[1]) Chemniz I, 323 b. flg.

h wie Besessene, selbst ihre Weiber halfen mit, gossen siedendes Wasser
:nunter und schleuderten Steine gegen die Angreifenden. Ossa verlor
ı zwei Stürmen hintereinander 400 Mann, und mußte eilig nach Wein-
ırten zurückziehen, weil schwedischer Entsatz nahte. Gustav Adolf war
imlich auf die Nachricht von diesen Bewegungen von München aufge-
'ochen, und hatte sich zuerst nach Augsburg, dann nach Memmingen
geben, wo er ein Lager bezog, indeß die eroberten bairischen Städte
ɔn schwedischen Garnisonen besetzt blieben [1].

Nach Memmingen berief Gustav Adolf den Herzog Bernhard von
Beimar, den wir am Rheine verließen. Dort war indeß Mainz durch
eue Werke befestigt worden. Der König gab vor seinem Abmarsch Be-
hl, auf dem jenseitigen Ufer am Einfluß des Mains eine neue Festung
ufzuführen, welcher er den Namen Gustavsburg ertheilte. Die Sol-
aten hießen sie Pfaffenzwang. Während des ganzen Jahres wurde an
ɪr gebaut, Gustav Adolf erlebte jedoch ihre Vollendung nicht mehr.
ber während man durch solche Werke Mainz sicherte, gingen durch Zwie-
:acht andere Eroberungen verloren. Der ehrsüchtige Bernhard konnte
ch mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld nicht vertragen. Oxenstierna
ɔg sich den Haß Beider zu, weil er als Vermittler auftrat. Daher
hrieb der Kanzler damals an seinen Gebieter: „es sey verderblich, Für-
en und andern hochgebornen Herrn wichtige Posten anzuvertrauen, weil
e weder auf Befehle noch Verweise achteten, und ohne alle Scheu vor
em Kriegsgericht, über welches sie sich erhaben dächten, blos nach ihrem
Befallen und Nutzen handelten." Der Feind benützte die Uneinigkeit der
chwedischen Generale mit Geschick. Ossa eroberte am Oberrhein einige
Mätze, während der Graf von Emden am Niederrhein mit Glück focht.
Zu gleicher Zeit zogen 8000 Spanier unter Corduba's Befehl von der
Mosel herauf und belagerten Speier. Bernhard eilte der bedrängten
Stadt zu Hülfe, zog über Frankfurt die Bergstraße hinauf, und erschien
en 28. April (a. St.) in Weinheim, aber am folgenden Tage fiel Speier
n die Hände der Spanier. Zwar konnten sich diese nicht daselbst hal-
en, aber doch gelang es ihnen, trotz ihrer bedrängten Lage, während
Bernhard sie schon vom Niederrhein abgeschnitten zu haben wähnte, nach
Trier zu entschlüpfen, wo sie neue Verstärkungen aus Brabant erhielten.
So standen die Sachen am Rhein, als Gustav Adolf den Herzog zu
ich nach Memmingen berief, um den Zwistigkeiten ein Ende zu machen
ınd dem sächsischen Prinzen einen freieren Wirkungskreis anzuweisen [2].

Bis auf einen festen Platz war Baiern in der Gewalt des Königs
von Schweden. Der verdrängte Kurfürst befand sich in einer noch
schlimmern Lage, als der deutsche Kaiser im Jahr 1619, da Maximilian
so hartherzig um die von Oesterreich begehrte Hülfe gemarktet hatte.
Jetzt konnte auch er nirgends Rettung finden als bei demselben Oester-

[1]) Chemnitz I, 324 b flg. — [2]) Röse „Bernhard" I, 161 flg.

reich. Eilboten über Eilboten schickte er über das böhmische Gebirg, und flehte um Schutz bei Kaiser Ferdinand II., ja bei einem Manne, gegen welchen seine ganze Hülfslosigkeit einzugestehen, noch viel saurer war, bei Wallenstein, dem Opfer der bairischen Cabalen auf dem Regensburger Fürstentage [1]. Doch bewahrte Maximilian I. von Baiern unter den fürchterlichsten Stößen des Schicksals seine Kaltblütigkeit und beging keinen Fehler. Während seine Erblande von dem Feinde eingenommen wurden, während Stadt um Stadt dem fremden Eroberer huldigte, gewann er es über sich, in Regensburg auszuharren, und seine letzten Truppen nicht an die Rettung des Kurstaats zu setzen, was die Schweden wünschten, weil sie die bairischen Streitkräfte ohne Zweifel vollends vernichtet hätten. Ob aber Gustav Adolf keinen Fehler beging, indem er, statt die aufwallende Macht Oesterreichs im Keime zu ersticken, das wehrlose Baiern eroberte, darüber mögen Männer vom Fache urtheilen. Freilich wenn er in Böhmen einbrach, lief er Gefahr, daß alle Eroberungen, die er im letzten Winter gemacht und an welchen sein Herz hing, — die herrlichen Länder am Main, Rhein und der Donau — hinter seinem Rücken in des Kurfürsten von Baiern Hände geriethen. Gleichwohl machte er in Kurzem die Erfahrung, daß er während des Frühjahrs 1632 vergeblich gearbeitet habe. Eben kam die Nachricht, Prag, ganz Böhmen sey den Sachsen entrissen, und Gewitterwolken ziehen von den böhmischen Gebirgen hernieder, um sich auf der bairischen Ebene, vielleicht Verderben bringend, zu entladen. Wir müssen uns nach Wallenstein umsehen.

Viertes Capitel.

Wallenstein wird zum zweitenmale Feldhauptmann, säubert Böhmen, vereinigt sich mit dem Kurfürsten von Baiern. Vertrag von Znaim. Der Krieg erneuert sich. Frühling 1632 bis Juli.

Der Kaiser hatte dem Herzoge von Friedland nach der Absetzung zu Regensburg seine Huld nicht entzogen. Im Frühjahr 1631 beauftragte er ihn, mit dem Könige von Dänemark wegen eines Bündnisses gegen Gustav Adolf zu unterhandeln [2]. Unter dem 5. Mai desselben Jahres erhielt [2] Wallenstein von dem Kaiser ein Schreiben, worin er nach Wien oder einem andern gelegenen Orte eingeladen ward, „um über allerhand erhebliche Dinge, sonderlich über den Kriegsstand das Gutachten des Herzogs ohne weitläufigen Briefwechsel zu vernehmen." Mehr noch fand man zu Wien Ursache an ihn zu denken, nach dem Verluste

[1]) Wallenstein's Briefe von Förster II, 223 flg. — [2]) Das. II, 153.

er Schlacht bei Breitenfeld. Dieses Ereigniß setzte den kaiserlichen Hof ı große Bewegung, das österreichische Heer war bis auf 10,000 Mann nter Tiefenbach herabgeschmolzen. Daß man ein neues haben müsse, och mehr, daß jetzt ein guter Feldherr nöthiger als je sey, darüber aren alle Partheien am Wiener Hofe einig, nicht so über die nächste rage. Die Wälschen [1]) schlugen den König von Ungarn, des Kaisers 5ohn, zum Feldherrn des neu zu errichtenden Heeres vor. Sie nannten m einen verborgenen Schatz von Vernunft, Fähigkeit, Freundlichkeit [2]) nd ergiengen sich in jener wohlfeilen Schmeichelei, welche die Dinge eändert zu haben wähnt, wenn sie dieselben in einem gefärbten Lichte arstellt, oder einem vornehmen Herrn Eigenschaften andichtet, die er nicht at. Die deutschen Herren am Hofe, Eggenberg, Questenberg, Werdenerg [3]) wiesen auf Wallenstein, der allein im Stande sey, die Sachen vieder in's rechte Geleise zu bringen.

Dieser Rath war so vernunftgemäß und einleuchtend, daß er obiegen mußte. Der Kaiser entschied für den wohlerprobten alten Diener, velchen zu gelegener Zeit wieder in Dienst zu rufen er sich immer vorehalten hatte. Kaum erhielt der Kurfürst von Baiern Nachricht von Dem, vas am Wiener Hofe vorging, als er durch seinen Kanzler Donnersberg gegen die Wiedereinsetzung des Herzogs Einsprache erhob [4]). Man ıchtete jedoch nicht darauf. Desto größere Schwierigkeit erfuhr der Plan durch Wallenstein selbst. Es war nicht Undank gewesen, was den deutschen Kaiser bewog, den Herzog auf dem Regensburger Reichstage fallen zu lassen. Wie wir oben zeigten, stand ihm nur die Wahl zwischen zwei fürchterlichen Auswegen offen, und Kaiser Ferdinand II. wählte als Mensch. Folglich konnte sich Wallenstein nicht mit Recht über seinen Gebieter beklagen. Dennoch zeigte sich jetzt der ganze Stolz, dessen Friedland's hochfahrendes Gemüth fähig war; der deutsche Kaiser sollte sich zu den größten Demüthigungen herablassen, ehe er, der Unterthan, der frühere Günstling, sich dazu verstand, dem bedrohten Vaterlande seine Dienste wieder zu weihen. Ende Oktober 1631 wurde der Freiherr von Questenberg zum Herzoge nach Prag geschickt, um ihn in des Kaisers Namen zu ersuchen, daß er ein Heer schaffen und den Befehl übernehmen möchte. Kurzweg lehnte Wallenstein den Antrag ab, indem er sich mit der Fußgicht, an der er wirklich litt, entschuldigte. Da ihm zu Ohren gekommen war, daß man ihm zu Wien den Befehl nur unter dem Könige von Ungarn zugedacht hatte, äusserte er [5]) gegen seine Vertraute: „und wenn man mir ein Kommando neben unserm Herrgott anböte, würde ich es nicht annehmen; denn befehlen muß ich allein, oder gar nicht.“

Mit der abschlägigen Antwort reiste Questenberg nach Wien zurück,

---

[1]) Gualdo historia delle guerre etc. S. 106. — [2]) Khevenhiller XI, 1949. — [3]) Gualdo S. 108. — [4]) Khevenhiller XI, 1954 flg. — [5]) Ders. XI, 1951.

und schrieb [1]) von dort an den Herzog: „mit traurigem Gemüth haben Ihre kaiserliche Majestät angehört, was meine Verrichtung bei Ihro Durchlaucht gewesen, der Kaiser war darüber so bestürzt, daß es billig zum Erbarmen war.“ Die Verlegenheit wuchs auf den höchsten Grad, und so bewog man den Kaiser ein eigenhändiges Schreiben an Wallenstein zu erlassen [2]), in welchem Ferdinand nicht befahl, sondern bat, ja nicht einmal bat, sondern flehte. „So gerne ich Euer Liebden,“ heißt es darin, „besonders wegen Dero Fußgicht, mit weiteren Anträgen verschonen wollte, so ergeht dennoch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird, an Euer Liebden das gnädigste Ersuchen und Begehren, sich aufzumachen, und nach Wien oder doch sonst an einen nahegelegenen Ort in Oesterreich zu kommen, damit ich einen meiner Räthe zu Euer Liebden schicken könne, wie ich denn auch zuverläßig hoffe, daß Euer Liebden mir in der gegenwärtigen großen Noth nicht aus Handen gehen, viel weniger mich verlassen werden.“ In diesem Tone schrieb der Kaiser an seinen Unterthan.

Indessen hatten die Sachsen unter Arnim Prag erobert. Da Wallenstein daselbst ohnedies nicht länger bleiben konnte, begab er sich nach Znaim in Mähren, und ließ von dort dem Kaiser berichten [3]), daß er weitere Anträge erwarte. Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende; immer neue Winkelzüge machte er, erst im Januar 1632 kam zwischen Wallenstein und Eggenberg ein Vertrag zu Stande, kraft dessen sich Ersterer verpflichtete, innerhalb dreier Monate ein Heer von 40,000—50,000 Mann zu des Kaisers Dienste zu errichten. Dagegen erklärte er auf's Bestimmteste, nach Verlauf dieser Frist das neue Heer Demjenigen zu übergeben, dem der Kaiser den Oberbefehl anvertrauen würde, und unter keiner Bedingung das Kommando selbst übernehmen zu wollen. Zugleich wies er den Titel eines kaiserlichen Feldherrn und 100,000 Thaler Besoldung, welche man ihm anbot, zurück. Sein Stolz hatte dem deutschen Kaiser die ärgste Demüthigung auf's Ende verspart. Weil man sich in Wien von einem Manne, der unumgänglich nothwendig war, Alles gefallen lassen mußte, wurden diese Bedingungen genehmigt [4]).

Von Stund an durchrann kriegerisches Feuer die Adern der kaiserlichen Erblande. Dreihundert Werbebriefe wurden an verschiedene Offiziere vertheilt, schnell sammelten sich um Wallenstein, als Grundstock des neuen Heeres, Oberste und Hauptleute, die entweder schon seit dem Regensburger Reichstage mit ihm sich zurückgezogen hatten, und von ihm unterstützt auf bessere Tage warteten, oder später, seit den kaiserlichen Fahnen kein Glück mehr lächelte, nach Böhmen gekommen waren. Wallenstein munterte die Vermöglichen unter ihnen auf, ihre Schätze zu öffnen, und durch Anwerbung von Kompagnien, von Regimentern sich dem Kaiser zu verpflichten, denn hundertfältig, versprach er ihnen, solle das

[1]) Wallenstein's Briefe II, 186. — [2]) Das. S. 187 flg. — [3]) Das. S. 188. — [4]) Khevenhiller XI, 1951.

ufgewandte wieder ersetzt werden. Viele verkauften Landgüter und fah- ende Habe, um all' ihr Kapital in Soldaten zu stecken. Armen aber ichtigen Hauptleuten streckte der Herzog große Summen aus seinen Schätzen vor. In allen Landschaften des Kaiserstaats wurde geworben, i Ober- und Unterösterreich, in Schlesien, in Ungarn, in Mähren, in ärnthen, Steiermark, Krain. Auf den Heerstraßen, die dadurch sehr nsicher wurden, begegnete der Wanderer Rekruten, Soldaten und langen ügen von Kriegsvorräthen. Derselbe Eifer, welcher die Offiziere be- ebte, ergriff auch, obwohl nur theilweise, den gemeinen Mann. Tausende on Reitern und Fußgängern sah man bewaffnet und ausgerüstet den lten Hoffnungsfahnen zueilen, und durch die Haufen Volks, welches ie Werberbuden umlagerte, jubelnd hindurchdringen. Aber da der Herzog on Friedland ein großes, dem Feinde doppelt überlegenes Heer auf- ringen wollte, reichte die Zahl der Freiwilligen nicht aus. Herrenloses Gesindel wurde, besonders in den größeren Städten, ergriffen, und mit Gewalt unter die Fahnen gesteckt. Auf Körpergröße sah Wallenstein nicht, denn, sagte er, die Schwächlichen werden bald von selbst darauf- gehen, der gesunde Kern bleibt übrig [1]). Andere, welche sonst keine Dienste genommen hätten, lockte der hohe Sold; nach Gualdo's Zeugniß boten wallensteinische Hauptleute einem guten Fußknecht bis auf 25 Thaler Handgeld. Auch fremde Länder mußten ihren Beitrag zu des Kaisers Heere stellen. Terzky, des Herzogs Schwager, einer der reichsten Grund- besitzer in Böhmen, unterhandelte mit König Sigismund von Polen wegen Anwerbung eines Haufens Kosaken. Da es ihm an Geld nicht fehlte, brachte er 3000 Pferde und 4000 Rekruten zusammen. Graf Merode wurde nach Flandern geschickt und warb dort Wallonen, der Kroaten- Oberst Isolani eilte nach Ungarn zu gleichem Zwecke. Zum Danke dafür, daß er viele Mannschaft zurückbrachte, ernannte ihn Wallenstein zum General der leichten Reiterei.

Ueberhaupt war der Herzog gleich von Anfang der Werbung ebenso freigebig mit Ehrenbezeugungen als mit seinen Schätzen. So erhob er die Grafen Gallas, Mannsfeld, Aldringen, Montecuculi zu Feldobersten der kaiserlichen Artillerie [2]), verlangte aber dagegen, daß sie ihre alten Regimenter wieder errichten und mit etlichen Kompagnien vermehren sollten. Acht Offiziere, Schaumburg, Holk, Officutz, Haraucourt, Merode, Cronenberg, Deffurt und Sparre ernannte er mit einem Schlag zu Generalwachtmeistern [3]). Sonst so abstoßend und ehrfurchtverlangend, selbst in dem Betragen gegen die Ersten des Heeres, zeigte er in diesen drei Honigmonaten eine früher unbekannte Gesprächigkeit, welche ihm die Herzen Vieler gewann, und die Eitelkeit von noch Mehreren bestach. Durch diese Maaßregeln erreichte Wallenstein zwei Zwecke auf einmal. Indem er so viele Beförderungen gleich Anfangs eintreten ließ, fesselte

[1]) Khevenhiller XI, 1952 flg. XII, 10 flg. Theatr. Europ. II, 540. Gualdo in Franche- ville's Bearbeitung S. 88 flg. — [2]) Francheville nach Gualdo S. 91. — [3]) Das.

er nicht blos die Vorgezogenen an seine Person, sondern entriß auch einem etwaigen Nachfolger die Möglichkeit, durch Ehrenbezeugungen die einflußreichsten Männer des Heeres zu gewinnen. Und indem er Oberste und Hauptleute bewog, für Anwerbung der Soldaten Vorschüsse aus ihrer eigenen Kasse zu machen, brachte er nicht nur in aller Schnelle viel Volk zusammen, sondern verhinderte auch, daß irgend ein Anderer als er selbst, das Kommando übernehmen konnte. Denn nicht auf des Kaisers oder des Königs von Ungarn Bürgschaft, sondern auf des Friedländer's Namen setzten die Offiziere ihre Baarschaft dran. Hätte man dem Heere von Wien aus einen andern Feldherrn schicken wollen, so würden sie alsbald ihr Geld wieder verlangt haben. Selbst bis auf die Unternehmer von Lieferungen dehnte Wallenstein diese Politik aus. Es fehlte an Harnischen für die Kürassiere, die damals nirgends besser und schneller gefertigt wurden als in der Lombardei. Auf sein Wort machten etliche italienische Herren von Wallenstein's Bekanntschaft, die Markgrafen Julius Rangoni und Cornelius Bentivoglio, große Ankäufe von diesen Waffenstücken in Oberitalien [1]).

Uebrigens kann man sich denken, daß, obwohl Wallenstein viele Tonnen Goldes aus seinen Kassen spendete, obwohl die Obersten große Summen herschossen, doch all' dies bei Weitem nicht ausreichte zur Anwerbung und Ausrüstung eines Heeres von 50,000 Mann. Außerordentliche und hohe Steuern, welche keinen Stand verschonten, wurden in den Erblanden erhoben. Schlesien lieferte allein die Summe für 28 Regimenter, das Land ob der Ens ward mit monatlich 52,000 Gulden angelegt, was zu neuen Aufständen in dieser kaum beruhigten Provinz Anlaß gab. Ein Landtagsschluß verfügte, daß im Erzherzogthum unter der Ens von geistlichen und weltlichen Gilten 4 Schillinge auf das Pfund Heller gesteuert werden sollten. Jeder Gutsherr mußte 40, jeder Pfarrer und Kaplan 4, Doktoren und Hofhandelsleute je 30, Advokaten je 12, Bürger und Handwerker 6, die Bewohner der Vorstädte Wiens je 3 Gulden bezahlen. Selbst Bauernknechten, Mägden und Taglöhnern wurde eine Schatzung je von 15 Kreuzern auferlegt [2]). Stärker als diese Steuern, drückte die Einlagerung der neugeworbenen Soldaten. Eine Plage, die bisher nur auf der Bevölkerung des Reichs und der norddeutschen Bezirke gelastet hatte, kam jetzt über die Einwohner der Erblande. Die Soldaten wurden in die Häuser der Bauern und Bürger verlegt, und mußten von diesen unterhalten werden. So streng die Vorschriften des Feldherrn jede Mißhandlung verpönten, nützte dies doch Nichts. Der Soldat glaubte sich berechtigt zu jeglichem Uebermuth.

Auch der österreichische Adel, reich und vaterländisch gesinnt, fast wie der englische, öffnete seine Schätze. Bischof Anton von Wien gab 80,000 Thaler, Fürst Dietrichstein 100,000 Gulden, Graf Michna 100,000

---

[1]) Das. 90. — [2]) Khevenhiller XI, 1953.

böhmische Thaler, der Fürst von Eggenberg eben so viel, der Reichsvicekanzler von Stralendorf 18,000 Dukaten. Allerdings war der König von Ungarn, des Kaisers Sohn, diesen Herren mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er und seine Gemahlin 300,000 Thaler aus ihren Einkünften zu den Bedürfnissen des Vaterlandes herschossen[1]). Man wandte sich zugleich an befreundete auswärtige Mächte. Die Krone Spanien versprach 300,000 Dukaten, doch ist es wahrscheinlich beim Versprechen geblieben[2]). Härter hielt es vom Pabst etwas zu bekommen. Zur Unterstützung seines ordentlichen Gesandten in Rom, Savelli, schickte Ferdinand II. den Kardinal Pazmany, Erzbischof von Gran, an den heiligen Stuhl ab. Pazmany fand einen eifrigen Fürsprecher an dem Kardinal Borgia, dem spanischen Botschafter. Nachdem dieser Prälat dem Pabste in verschiedenen geheimen Unterredungen stark zugesetzt, aber ausweichende Antworten erhalten hatte, kam es Anfangs März zu einem leidenschaftlichen Auftritt im versammelten Consistorium. Borgia warf dem heiligen Vater strafbare Gleichgültigkeit gegen die Kirche vor, weil er das österreichische Erzhaus in der gegenwärtigen Noth verlasse. Der Pabst antwortete: „an allem Unglück sey der Kaiser selbst Schuld; die Summen, die Heere von Soldaten, welche der mantuanische Krieg, die arge Verwüstung Italiens verschlungen, würden hinreichend gewesen seyn, um die schwedischen Waffen von Deutschlands Gränzen abzuhalten. Es sey lächerlich, von neuen Einfällen der Gothen in Italien zu sprechen, da das eben verflossene Jahrhundert viel greulichere Verheerungen des Kirchenstaats und Eroberungen Roms durch Spanier und Deutsche darbiete. Seine väterliche Sorgfalt für Vertheidigung des wahren Glaubens kenne die ganze Welt. Weil der mantuanische Krieg den Schatz der Kirche erschöpft habe, blieben ihm nichts als Gebete, als geistliche Mittel zum Schutze der Religion übrig.“ Nun forderte Borgia, daß man wenigstens den König von Frankreich, wegen seiner Verbindung mit den Ketzern, in Bann thue, und den Kardinal, welcher ihn zu diesem strafbaren Schritte verleitet habe, des Amtes entsetze. Urban VIII. erwiederte: Borgia habe als Gesandter einer fremden Macht gar nicht das Recht, der Versammlung der Kardinäle anzuwohnen, noch viel weniger etwas darin vorzutragen. „Außerdem lege ich,“ fuhr er fort, „als der heilige Vater, dem Ihr Gehorsam schuldig seyd, Euch Stillschweigen auf.“ Andere Kardinäle von der spanischen Parthei wollten den Gedemüthigten unterstützen; es entstand eine Aufregung und Verwirrung, wie manchmal in Ständehäusern. Zuletzt bewilligte der Pabst, durch erneuerte Drohungen geschreckt, eine winzige Summe, dagegen schrieb er ein allgemeines Jubiläum aus, um Gott für Vertilgung der Ketzer zu bitten, und ordnete zu gleichem Zwecke

---

[1]) Theatrum Europ. II, 501. — [2]) Wenigstens geht aus Wallenstein's Briefwechsel hervor, daß das Versprechen nicht sogleich erfüllt wurde.

feierliche Umzüge an [1]: Die kaiserlichen und spanischen Gesandten sahen, daß der Pabst Spott mit ihnen trieb.

Bei den andern italienischen Staaten hatten des Kaisers Gesuche um Unterstützung keinen bessern Fortgang. Der Venediger Rath erklärte, es sey sein alter Gebrauch, sich nie in fremde, weit entlegene Händel zu mischen, überdies habe der mantuanische Krieg ihren Staatsschatz erschöpft. Auch hier ward Ferdinand II. mit der Erinnerung an den mantuanischen Krieg abgespeist. Die übrigen italienischen Staaten sangen dasselbe Lied [2]. Dagegen knüpfte Wallenstein Verbindungen mit Gaston, Herzog von Orleans, dem unzufriedenen Bruder des Königs von Frankreich, an. Geschäftsleute dieses Prinzen sah man in Znaim bei dem Friedländer ankommen und nach geheimen Unterredungen wieder mit vergnügten Gesichtern abziehen. Es war darauf abgesehen, den Franzosen ein Feuer am eigenen Heerde anzuzünden: ein Bürgerkrieg sollte ausbrechen, und Alles, was mit des Kardinals strengem Regiment unzufrieden war, sich mit dem Herzog von Orleans vereinigen [3]. Wenn dieser wohl angelegte Plan gelang, so bekam Richelieu im Innern zu thun, und hatte keine Zeit, sich in die deutschen Händel zu mischen.

Das neue Heer, zu dem auch Tiefenbach mit den alten Truppen gestoßen, stand marschfertig da, der verhängnißvolle letzte März nahte heran, und somit die Frist, nach deren Verfluß Wallenstein das Kommando wieder niederzulegen feierlichst versichert hatte. Nachdem dieser Mann bei Werbung der Kriegsvölker auf eine Weise verfahren war, die es jedem Andern, als ihm selbst, unmöglich machte, den Oberbefehl zu übernehmen, nachdem er die neuen Truppen, wie wir gleich sehen werden, seinen Voraussagen zuwider, schon gegen den Feind gebraucht hatte, nachdem endlich in Wien Niemand mehr an das Kommando des Königs von Ungarn dachte: beschloß er die Mummerei der Weigerung bis zu Ende zu spielen und über den deutschen Kaiser eine unerhörte Demüthigung zu verhängen. Wallenstein ließ von Znaim aus nach Wien sagen, daß er jetzt unwiderruflich das Heer an Denjenigen abgeben wolle, welchem der Kaiser sein Vertrauen schenken würde. Man kannte am Hofe die Absichten des Herzogs wohl, dennoch durfte man sich — was sonst so nahe lag — nicht einmal den Schein geben, als könnte der Oberbefehl auch von einer andern Person übernommen werden. Denn sobald dies geschah, würde aufrührerisches Geschrei oder gar Meuterei im Heere die Schwäche des Kaisers vor aller Welt geoffenbart haben. Also mußte man sich aufs Bitten legen.

Zuerst wurde der Beichtvater der Königin von Ungarn, Pater Quiroga, an den Herzog abgeschickt, — er richtete Nichts aus, eben so wenig Bischof Anton von Wien, der als der zweite den Spanier ab-

[1]) Chemnitz I, 295 b. flg. Gualdo bei Francheville S. 95 flg. Richelieu mémoires VII, 26 flg. — [2]) Chemnitz I, 297. — [3]) Gualdo bei Francheville S. 93. Richelieu mémoires VII, 61 flg.

ssen mußte [1]). Erst dem Fürsten von Eggenberg, dem dritten Bittsteller, elang es, den bösen Geist zu beschwören. Aber um welche [2]) Bedingungen! 1) Der Herzog von Friedland ist und bleibt nicht nur des Kaisers, sondern auch des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien berster Feldherr. 2) Diese Gewalt steht ihm in ihrem vollen Umfange uit unbeschränkter Vollmacht zu. 3) Weder der Kaiser noch der König on Ungarn dürfen sich persönlich beim Heere einfinden, noch weniger as Kommando verlangen. Sobald Böhmen wieder erobert ist, soll der König von Ungarn, geschützt durch ein Heer von 12,000 Mann, unter es Don Balthasar de Maradas Befehl, in Prag residiren. „Denn," ügte Wallenstein bei, „die Böhmen wollen einen wirklichen Regenten, ie wollen die Person ihres Königs im Lande haben. Dadurch wird der Kaiser und sein Oberfeldherr desto eher gegen Rebellion gesichert." 4) lls ordentliche Belohnung wird dem Herzoge ein österreichisches Erbland n bester Form verschrieben. 5) Als außerordentliche Belohnung erhält er Herzog die Oberlehnsrechte über alle zu erobernden Lande. 6) Ihm llein steht es zu, Güter im Reiche einzuziehen. Weder der kaiserliche Hofrath, noch das Kammergericht zu Speyer darf ein Wort drein sprechen. 7) Wie in Konfiskationssachen, so verfügt der Herzog auch in Begnadigungsfällen nach freier Willkür. Sollte der Kaiser irgend Jemanden freies Geleit oder sonst eine Gnade gewähren, so erstreckt sich diese Begnadigung nur auf Leben und Ehre des Verurtheilten, keines Wegs auf seine Güter. 8) Real-Pardon, oder Rücknahme von Konfiskationen kann nur beim Herzog von Friedland nachgesucht, nur von ihm ertheilt werden. „Denn," fügte Wallenstein bei, „der Kaiser ist gar zu milde, und läßt es geschehen, daß Jeder am Hofe Begnadigung erlangen mag. Dadurch werden die Mittel abgeschnitten, welche man nöthig hat, um hohe und niedere Offiziere zu belohnen und die Soldaten bei gutem Willen zu erhalten." 9) Sobald es zu Unterhandlungen kommt, muß das Herzogthum Mecklenburg dem Oberfeldherrn im Friedensschlusse gesichert werden. 10) Zur Führung des Kriegs erhält derselbe die nöthigen Geldmittel. 11) Alle kaiserlichen Erbländer stehen ihm und seinem Heere jeder Zeit zum Rückzuge offen."

Ich weiß nicht, ob die Weltgeschichte ein ähnliches Beispiel von Abfindung zwischen einem Staatsoberhaupte und einem Unterthan aufweist. Dem Verfasser vorliegenden Werkes ist wenigstens keines bekannt. Chemnitz [3]) bezeichnet das Verhältniß, das aus diesem Vertrage entstand, mit dürren Worten: „der Herr sey dadurch zum Knecht, der Knecht zum Herrn geworden." Kardinal Richelieu macht über den Vertrag von Znaim einige Bemerkungen, die wir nicht übergehen können. „Schwer ist es," sagt [4]) er, „zu entscheiden, ob man diese Zumuthungen eines Unterthans an seinen Gebieter unverschämt nennen, oder aber ob

[1]) Wallenstein's Briefe II, 198 flg. — [2]) Khevenhiller XII, 13 flg. Chemnitz I, 294 flg. — [3]) I, 295. — [4]) Mémoires VII, 18.

man behaupten soll, daß sie bei damaliger Lage des deutschen Reiches zum Wohle des Kaisers selbst nothwendig waren, indem der Staat nur dann gerettet werden konnte, wenn man alle Gewalt dem Fähigsten übertrug. Mag das Urtheil hierüber ausfallen, wie es will, so ist gewiß, daß jene Bedingungen die wahre Ursache vom Sturze und von der Ermordung Friedland's waren; denn es liegt in der Natur der Dinge, daß der Kaiser sich dadurch beleidigt fühlte, daß die Hofleute diese Stimmung benützten, um Friedland anzuschwärzen und daß derselbe zuletzt als Verräther beseitigt ward." Unverkennbar spricht hier Richelieu als Staatsmann, gleichwohl würde sein Urtheil anders lauten, hätte das Betragen Friedland's nicht Ferdinand II., sondern dem Könige von Frankreich gegolten.

Wir geben zu, daß Wallenstein nur dann das Reich zu retten vermochte, wenn er so viel Gewalt als möglich in seine Hand zu bekommen suchte. Aber diese Möglichkeit hatte ihre natürlichen Gränzen an der Treue und den Pflichten, welche jeder Unterthan seinem Gebieter schuldet. Friedland erniedrigte Den, der ihm kraft göttlicher und menschlicher Rechte befehlen durfte, zu einem Untergebenen. Nur mit dem tiefsten Unwillen kann man sehen, wie der böhmische Edelmann das Oberhaupt des deutschen Reiches behandelte! So geht man mit einem Kaiser nicht um, und wer es dennoch wagt, der soll mit seinem Kopfe dafür büßen. Ausgestattet mit den Rechten, welche ihm der Vertrag in die Hände gab, konnte Wallenstein den Kaiser verrathen, die Gewalt besaß er dazu. Daß er es nicht that, hat ihn nicht gerettet. Im Uebrigen erhellt aus dem 7. und 8. Artikel, daß Friedland die Absicht hatte, seine alten Plane der Einheit des Reichs und der Wiederherstellung des Kaiserthums bei nächster Gelegenheit wieder aufzunehmen. Die Reichsfürsten waren dadurch in seine Hand gegeben, nach Besiegung der Schweden würde er sie erdrückt haben. Aber weil sich dies so verhielt, mußte der Znaimer Vertrag Staatsgeheimniß bleiben. Dennoch kannte schon nach wenigen Monaten ganz Deutschland alle von Friedland gestellten, vom Kaiser genehmigten Bedingungen. Im Juni 1632 fanden zu Nürnberg Erörterungen über die Gefahren statt [1]), welche aus den beiden Artikeln für die sogenannte deutsche Freiheit entsprängen. Nur böser Wille kann das Geheimniß des Znaimer Vertrags den bedrohten Reichsständen verrathen haben. Ich sehe in der Veröffentlichung einen Beweis, daß vom Augenblicke an, da Wallenstein zum zweitenmale die Feldhauptmannschaft übernahm, eine mächtige Parthei an seinem Sturze arbeitete.

Das Verbrechen abgerechnet, das Friedland durch den erzwungenen Abschluß des Vertrages beging, zeigte er sich von Nun an wieder als bewunderungswürdigen Diener des Reichs. In kurzer Zeit war Böhmen

[1]) Breyer's Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs. S. 217.

von den Feinden gesäubert. Der Herzog bediente sich zu diesem Zweck zweier Mittel: des Schwertes und der Unterhandlung. Mit Arnim hielt er während des Winters einige Zusammenkünfte auf den Gütern Nachod und Kaunitz [1]). Wie viel Geld bei dieser Gelegenheit dem sächsischen Feldmarschall verheißen wurde [2]), weiß man nicht. Kaum ist zu bezweifeln, daß diese Unterredungen großen Theils an der Unthätigkeit des sächsischen Heeres Schuld waren. Die raschen Fortschritte Gustav Adolf's, sein Streben nach der Kaiserkrone, die Gunst, in welcher die Weimarer Herzoge bei ihm wirklich standen, und in welcher der abgesetzte Kurpfälzer zu stehen schien, waren ein Dorn im Auge des Kurfürsten von Sachsen [3]). Wallenstein benützte die schwache Seite: durch Arnim's Vermittlung forderte er Johann Georg auf, das Friedenmittleramt zu übernehmen, indem er hoch und theuer versicherte, daß der Kaiser den Frieden wünsche und allen Protestanten Verzeihung, Freiheit des Gewissens und den Besitz der Kirchengüter auf den Fuß des Passauer Vertrages anbiete. Vielleicht würde der Kurfürst in die Schlinge gegangen seyn, wenn er nur der Aufrichtigkeit des Kaisers recht getraut, oder auch sich nicht geschämt hätte, den König von Schweden kaum acht Monate nach der Breitenfelder Schlacht, welche Sachsen rettete, wieder zu verlassen. Andererseits versäumte auch Gustav Adolf nicht, den Kurfürsten halb mit Drohungen, halb mit Bitten festzuhalten. Durch Gesandte warnte er ihn vor den glatten Worten des kaiserlichen Feldherrn und verlangte die Entfernung gewisser Ohrenbläser, namentlich des Feldmarschalls Arnim [4]). Johann Georg stellte seinem General ein vortheilhaftes Zeugniß aus, that aber auch zugleich dem Herzog von Friedland zu wissen, daß er ohne Beiziehung seines getreuen Verbündeten, des Königs von Schweden, nicht vereinzelt unterhandeln könne [5]). Man sieht: der sächsische Kurfürst trieb doppeltes Spiel, er wollte weder den Kaiser noch den Schweden fallen lassen, sondern ein Gleichgewicht der Partheien erhalten.

Der Plan, Sachsen vom Könige loszureißen, war vorerst mißrathen, oder vielmehr nur halb gelungen, — denn in der Brust des Kurfürsten blieb immer ein Stachel zurück; aber Wallenstein hatte sich nicht blos auf List verlassen, er brauchte zu gleicher Zeit Gewalt. Im Februar verjagten seine Truppen die Sachsen aus Saatz, nahmen später Kaaden, Schlackenwalde und Commotau ein. Ende April hielt Wallenstein bei Rakonitz Musterung über sein neues Heer, das 214 Geschwader Reiterei, 120 Fahnen zu Fuß, 44 Feldstücke, 2000 Wagen gezählt haben soll [6]). Anfangs Mai rückte dasselbe auf Prag, wo Arnim, aus Furcht vor Friedland's Uebermacht, nur eine kleine Besatzung zurück-

---

1) Wallenstein's Briefe II, 177 u. 215. — 2) Chemnitz I, 331 b. spricht von 30,000 Thalern. — 3) Puffendorf de rebus suecicis IV, 24. — 4) Röse, Bernhard I, 166. — 5) Chemnitz I, 329 flg. Khevenhiller XII, 19 flg. — 6) Gualdo bei Francheville S. 151.

gelassen hatte, indem er selbst nach Leutmeritz zurückzog. Wallenstein ließ den $\frac{4}{14}$. Mai von dem weißen Berg herab die Mauern Prags aus 20 Stücken beschießen. Während der Nacht rissen die Kapuziner den Theil der Stadtmauer ein, der an ihr Kloster stieß, und nahmen das Regiment di Grana auf. Am folgenden Morgen stürmte dieses Regiment mit zwei andern, welche über die gestern geschossene Mauerlücke stiegen, auf die entmuthigten Sachsen ein. Nach kurzer Gegenwehr flüchteten Letztere in den Hradschin; mit vollen Händen theilte Friedland Dukaten unter die Soldaten aus, welche beim Sturme verwundet worden waren. Auch das Schloß ergab sich in wenigen Tagen; die Besatzung erhielt freien Abzug, jedoch mit Zurücklassung des Obergewehrs und der Fahnen. Wallenstein unterhandelte von Neuem mit Arnim, der noch immer in Leutmeritz, unfern der sächsischen Gränze, stand. Beide suchten sich zu täuschen. Arnim wollte Zeit gewinnen, um die übrigen in Böhmen zerstreuten Garnisonen an sich zu ziehen. Der Herzog gedachte die Sachsen einzuschläfern, bis er sie umgangen und ihnen den Rückzug abgeschnitten haben würde. Mehrere Briefe wurden gewechselt. Als Wallenstein zu Ende des Monats vor Leutmeritz rückte, fand er den Vogel ausgeflogen. Arnim hatte den 26. Mai (a. St.) sein Geschütz auf der Elbe eingeschifft und war mit dem Heere in der gleichen Richtung aufgebrochen, um in Pirna ein festes Lager zu beziehen. Nur die Besatzungen von Eger und Ellnbogen blieben, als zu entfernt von der Hauptmacht, zurück. Sie mußten sich an Wallenstein ergeben und erhielten freien Abzug mit allen Ehren [1]. Böhmen war Ende Mai vom Feinde gesäubert. In Wien jubelte man über die schnellen Erfolge. Der Kaiser schrieb seinem Feldherrn schmeichelhafte Briefe, in welchen er ihn ermahnte, seine werthe Person recht in Obacht zu nehmen, weil an ihrer Erhaltung dem gemeinen Wesen unendlich viel gelegen sey [2].

Wohin sollte sich nun Wallenstein wenden? Das Verlangen, den Kurfürsten Johann Georg mit Gewalt oder in Gutem von Schweden loszureißen, und wahrscheinlich noch mehr die rachgierige Absicht, Baiern gänzlich vom Feinde verwüsten zu lassen, trieb ihn nach Sachsen. Andererseits mußte er dann fürchten, daß Gustav Adolf das vereinzelte Heer Maximilian's vollends vernichte, sofort in Oesterreich einfalle, oder gar Böhmen überziehe. Letztere Rücksicht, unterstützt durch die ausgesprochenen Wünsche des Kaisers [2]) überwog. Doch ließ Wallenstein den Kurfürsten von Baiern, welcher Boten über Boten um beschleunigte Hülfe schickte, noch lange genug warten. Die Lage Maximilian's war so verzweifelt, daß er sich Alles gefallen ließ, wenn nur am Ende Wallenstein sich seiner annehmen würde. Den 2. Juni (n. St.) schrieb [3]) er aus Stadt am Hof (gegenüber von Regensburg) an den Herzog: „gerne

[1]) Khevenhiller XII, 21 flg. — [2]) Wallenstein's Briefe II, 219. — [3]) Das. 226.

wollte ich mich noch eine kleine Zeit gedulden, im festen Vertrauen, Eure Liebden werden alsdann, die Sachen mögen sich in Böhmen gestalten, wie sie wollen, mit dem Heere heraus ins Reich rücken, um die Hauptwurzel alles Unheils (die schwedische Macht) auszureißen." Fortwährend von der Furcht gepeinigt, durch Gustav Adolf überfallen oder von Böhmen abgeschnitten zu werden, brach Maximilian Mitte Juni von Regensburg auf, zog an der Nab hinauf und schlug am 12/22. Juni ein Lager bei Weyden, von wo aus er von Neuem an den Herzog schrieb [1]: „Ich berichte Euer Liebden, daß ich mit Ihro kaiserlicher Majestät Volk [2]) und meinen eigenen Truppen heute allhier angelangt bin, in Hoffnung, Euer Liebden bald zu sehen und Ihr die aufrichtige Zuneigung meines Gemüths persönlich erkennen zu geben."

Maximilian von Baiern war zwar Meister in der Verstellungskunst, doch mochte es ihm sauer werden, gegen einen Mann, den er von ganzem Herzen verabscheute, so süß zu thun. Wallenstein hatte indessen Eger besetzt. Nachdem man sich zuvor darüber verständigt, daß der Herzog den Oberbefehl über die vereinigten Truppen führen solle, und daß der Kurfürst nur dann gebieten dürfe, wenn er sich mit seinen Leuten allein schlage, daß endlich beide Fürsten beim Zusammentreffen sich umarmen würden, fand die Vereinigung der bairischen und kaiserlichen Völker gegen Ausgang Juni in Eger statt. Aller Augen richteten sich auf die zwei Waffenhäupter, von denen Jedermann wußte, daß sie sich von Grund der Seele haßten, und die jetzt, durch gemeinsames Interesse aneinander gekettet, sich wie Brüder umhalsen sollten. Khevenhiller erzählt [3]), der Kurfürst von Baiern habe es besser verstanden, seine wahren Gesinnungen zu verbergen, als der Herzog von Friedland, aus dessen Augen ein schadenfrohes Feuer befriedigter Rache sprühte, und der auch im Kreise seiner Diener beißende Reden über den neuen Verbündeten fallen ließ, die diesem durch Zwischenträger hinterbracht wurden. Sechzigtausend Köpfe waren die vereinigten Völker stark, unter Sengen und Brennen wälzten sie sich durch die Oberpfalz hinunter der Donau zu. Bei Neumarkt hielt Wallenstein große Heerschau. Dreihundert Kornet Reiter, 200 Kompagnien zu Fuß, 80 Feuerschlünde wurden nach Chemnizen's Zeugniß [4]) gezählt. Ueber dem Anblick dieser

---

[1]) Das. 231. — [2]) Der kaiserliche General Aldringen befand sich mit einigen tausend Mann beim bairischen Heere. — [3]) XII, 24. — [4]) I, 355 a. Ich halte diese Angabe für übertrieben. — Dreihundert Kornet Reiter würden — die Schwadron zu 100 Mann gerechnet — 30,000 Pferde geben. Dasselbe gilt vom Fußvolk. Würde man die Kompagnie zu 300 Mann rechnen, so bekäme man 60,000 Mann, also wenigstens 20,000 zu viel, da das ganze Heer höchstens 60,000 betrug. (Soldat suedois S. 505 unten.) Dennoch glaube ich, daß obige Rechnung des schwedischen Geschichtschreibers sich auf Listen stützt, die Wallenstein selbst veröffentlichte. Um den Feind zu schrecken, gab Wallenstein die Anzahl seiner Völker höher an, als sie wirklich war. Man hat die Wahl, entweder in der Zahl der Fahnen und Schwadronen, oder in der Masse der Mannschaft, aus welcher jede dieser Abtheilungen bestand, eine Uebertreibung zu suchen. Auch Gualdo (bei Francheville S. 162) gibt die nämliche Zahl wie Chemniz.

Masse tapferer Soldaten, die in unübersehbaren Reihen an ihm vorüberzogen und ein entzückendes Schauspiel der Einheit und der Macht mitten in einer zerrissenen Zeit darboten, schwärmte [1]) Wallenstein. „Innerhalb vier Tagen," rief er aus, „soll es sich zeigen, wer von uns Beiden ich oder der Schwede, in „Deutschland Herr ist." Auf Nürnberg ging der Zug. Wir müssen zum Könige von Schweden zurückkehren, den wir in Memmingen verließen.

In dieser Stadt erfuhr Gustav Adolf den Fall Prags. Vielleicht hätte er nun eine feste Stellung zwischen Regensburg und Böhmen nehmen sollen, um die Vereinigung beider feindlichen Heere zu verhindern. Allein in diesem Fall lief er Gefahr, daß Maximilian in das von schwedischen Garnisonen entblößte Baiern fiel, und die Eroberungen, welche im Laufe des Maimonats gemacht worden waren, wieder vereitelte. Ueberdies konnte der König nicht wissen, ob der Herzog von Friedland sich nach Sachsen oder nach der Oberpfalz wenden werde. Gustav Adolf's Maaßregeln wurden durch die Schritte eines Dritten, des Kurfürsten Johann Georg, bedingt, und dieser Dritte war zu seinem Unglück eine unberechenbare Größe. Um frei nach Umständen handeln zu können, zog er seine Garnisonen aus Baiern nach Donauwörth und vereinigte dort sein Heer. Bald kam Nachricht, daß der Kurfürst von Baiern Regensburg verlassen habe und nach der Oberpfalz gerückt sey. Jetzt brach Gustav Adolf mit 20,000 Mann von Donauwörth auf und zog den Baiern nach. Herzog Bernhard von Weimar und Johann Baner blieben mit zwei kleinen Heerhaufen zurück, um die schwedischen Eroberungen in Schwaben und Baiern zu decken. Den $\frac{8}{18}$. Juni 1632 erreichte der König Nürnberg und ließ dort seine Truppen drei Tage rasten, während welcher Zeit er Kundschaft über die Absichten des Kurfürsten von Baiern einzog, der damals in Amberg stand. Den $\frac{1}{2}\frac{1}{2}$. Juni brachen die Schweden wieder auf, und kamen am Abend des folgenden Tages nach Sulzbach. Dort erfuhren sie, daß die Baiern bis Weyden vorgedrungen seyen und mehr als einen Tagmarsch voraus hätten. Die Vereinigung der beiden feindlichen Heere war nicht mehr zu hindern [2]). Der König hielt es noch immer für möglich, daß Wallenstein sich zunächst auf Sachsen werfen könnte. Deßwegen hatte er kurz zuvor nicht nur den Herzog Wilhelm von Weimar nach Thüringen geschickt, um die dort stehenden schwedischen Garnisonen an sich zu ziehen und nach Sachsen zu führen, sondern auch den Kurfürsten wissen lassen, daß er bereit sey, ihm in eigener Person zu Hilfe zu eilen [3]).

Unschlüssig blieb Gustav Adolf 2 Tage in Sulzbach, bis seine Spione ihm die Nachricht brachten, daß der erste Schlag Wallenstein's nicht dem Kursachsen, sondern ihm, dem Könige, gelte. Da er dem vereinten feindlichen 60,000 Mann starken Heere kaum ein Drittheil entgegensetzen

[1]) Puffendorf de rebus suecicis IV, 35. — [2]) Chemnitz I, 350 flg. — [3]) Röse „Bernhard" I, 166.

konnte, so gebot Rücksicht auf seine eigene Sicherheit eine feste Stellung am Main- oder Donaustrome einzunehmen, wo er seine in Deutschland zerstreuten Truppen an sich ziehen mochte. Aber wenn er dies that, lief Nürnberg Gefahr, ein zweites Magdeburg zu werden, und dies wollte er um jeden Preis verhindern. Also zog er von Sulzbach nach Hersbruck zurück, und eilte von dort dem Heere voran nach Nürnberg, erklärte den Rathsherren seinen Entschluß, ein befestigtes Lager vor ihren Mauern zu beziehen, und Alles an die Rettung der Stadt zu wagen. Mit Dank nahm Rath und Bürgerschaft die Erklärung auf, und versprach, daß Jedermann an den Verschanzungen Hand anlegen werde, welche Gustav Adolf aufzuwerfen befahl. Dieselben sollten die Vorstädte ringsum, von Wöhrd bis Gostenhof, sammt den vor der Stadt befindlichen Gärten und Herrensitzen umfassen. Den 21. Juni (a. St.) begannen mehrere tausend Bürger und Bauern mit der Arbeit, die so schnell vorwärts schritt, daß schon nach zweimal 24 Stunden mächtige Schanzen aufgeworfen waren [1]). Nach und nach rückten die ankommenden schwedischen Soldaten in die Linien ein, und vollendeten, was noch zu thun erübrigte. Anfangs Juli stand das Werk fertig da.

In einem weiten Kreise zogen sich die Schanzen, durch die Pegnitz, über welche mehrere Brücken innerhalb des Lagers geschlagen wurden, in zwei ungleiche Hälften getheilt, fast rings um die Stadt. Ein 12 Fuß breiter, 8 Fuß tiefer Graben umschloß die Linien [2]), die Eingänge waren durch halbe Monde oder Hornwerke gedeckt. Auf die Schanzen, wie auch auf die Thürme der Stadt wurden 300 Feuerschlünde geführt [3]), für gefüllte Magazine hatte die Vorsicht des Magistrats schon früher Sorge getragen. Korn war genug in der Stadt, um selbst bis auf ein Jahr auszureichen, aber die Mühlen konnten nicht genug Mehl bereiten, auch fehlte es an Viehfutter, das bis auf 6 Meilen aus der Umgegend unter steten Gefahren und Gefechten herbeigebracht werden mußte [4]). Bald füllte sich das Lager nicht nur mit Soldaten sondern auch mit einer großen Masse Landvolk, das seine besten Habseligkeiten, Vieh, Hausgeräthe hereinbrachte, um vor der Wuth des Feindes unter des Königs Fittigen Schutz zu suchen [5]). Der Rath wies ihnen passende Plätze in den Vorstädten an, damit Nürnberg selbst nicht durch einen solchen Zusammenfluß meist mittelloser Menschen gefährdet würde. Diesen armen Leuten ist es am Schlimmsten gegangen; für die Soldaten, die man bei gutem Muth erhalten mußte, und auch für die Stadtbürger reichten die Vorräthe hin, sie gingen aber aus an den Fremdlingen. Zuerst starb ihr Vieh aus Mangel an Futter weg, dann wüthete der Hunger unter den Eigenthümern. Gegen das Ende der Belagerung starben täglich Hunderte. Aus den Magazinen der Stadt wurden Anfangs jeden Tag 40,000, später als

[1]) Khevenhiller XII, 156. — [2]) Harte (Leben Gustav Adolf's) nach schottischen Quellen II, 347. Eine Abbildung des Lagers im Theatrum Europ. II, 598. — [3]) Murr Beiträge S. 57. — [4]) Das. S. 62. — [5]) Das. S. 58.

die Verstärkungen angekommen waren, 50,000 Pfund Kommisbrod in das Lager geschickt [1]) und unter die Soldaten vertheilt [1]). Die Bürger glaubten sich sicher unter des Königs Schutz, obgleich ein dreimal stärkerer Feind ihren Mauern nahte. Gustav Adolf ließ kein Mittel unversucht, die günstige Stimmung zu erhalten. Dem Geiste der Zeit gemäß mußte die Kirche dabei das Beste thun, fast täglich wurden öffentliche Gebete gehalten, häufige Bußtage angeordnet. Auch Lieder, halb kirchlichen, halb politischen Inhalts, verbreitete man, um die Bürger zu ermuthigen, aus dem königlichen Lager in die Stadt [2]). Alle männlichen Einwohner vom 18. bis zum 40. Jahre griffen zu den Waffen; sie waren angewiesen, jeden Augenblick auf den Ruf der Gassenhauptleute bereit zu seyn. Aus ihnen wählte man 24 Kompagnien der Jüngsten und Tüchtigsten, die nach den Buchstaben des Alphabets benannt wurden, zum täglichen Waffendienste aus, und gab ihnen die am wenigsten bedrohten Punkte zu bewachen [3]).

Fünftes Capitel.

Lager vor Nürnberg. Gustav's Unterhandlungen mit dem Nürnberger Rath und der oberösterreichischen Bauernschaft. Er zieht seine zerstreuten Truppen aus Deutschland zusammen. Pappenheim's Thaten in Niedersachsen. Aufhebung des Lagers. Juli bis September 1632.

Schon einige Wochen zuvor hatte Gustav außerordentliche Mittel in Anwendung gebracht, um den Magistrat von Nürnberg an sich zu fesseln. Vielleicht sprach er sich während seines ganzen Aufenthalts in Deutschland gegen Niemand so offen über seine Plane aus, als gegen den dortigen Rath. Als er vom Memminger Lager aus Anfangs Juni nach Nürnberg zog, erhielten die königlichen Geheimschreiber Chemniz und Sattler Befehl mit der Stadt zu unterhandeln. Diese beiden Herren sollten erst die Meinung der Patrizier über die Friedensvorschläge aus-

---

[1]) Murr Beiträge 57 und 62. — [2]) Die Geschichtschreiber jener Zeit führen folgendes Lied an, das in des Königs Lager verfaßt und in der Stadt verbreitet worden sey:

Nürnberg des Reiches Zier auserkoren!
Der Feind hat dir den Tod geschworen,
Doch Gott sich gnädig zu Dir wendt,
Aus Schweden dir einen Vater sendt,
Der für dich unter dem Himmelssaal
Wacht mit aller seiner Helden Zahl.
Drum hilf, daß ihnen nichts gebricht,
Ihr Wohlstand dein Erlösung ist,
Gern Magdeburg jetzt Alles thät,
Wenn nicht nach Schad der Rath zu spät.

Khevenhiller XII, 162. Theatr. Enrop. II, 599. — [3]) Murr S. 57 flg. Khevenhiller XII, 161.

›rschen, die damals von Wallenstein gemacht wurden. Sie legten am ⅟₈. Juni 1632 dem Magistrate vier Fragen [1]) vor: 1) ob es räthlich y unter gegenwärtigen Umständen Friede zu schließen: 2) welche Be- ngungen man zu stellen habe; 3) wie man im Falle eines Abschlusses n König von Schweden für seine bisherigen Auslagen entschädigen öge; 4) ob die Stadt Nürnberg die Absicht habe, im Falle Sachsen nen abgesonderten Vertrag mit dem Kaiser einginge, ferner zum Könige ι halten. Die mit der Unterhandlung beauftragten Patrizier erklärten ierauf, der Wichtigkeit dieser Vorschläge wegen müßten sie die Sache or den gesammten Rath bringen, ehe sie einen Bescheid geben könnten. lun gingen die beiden Deutschschweden weiter mit der Sprache heraus [2]): Ihre königliche Majestät sey in alle Wege geneigt zum Frieden, nur üsse derselbe ein allgemeiner, beständiger und sicherer seyn. Auch könnte Sie ihre Zustimmung zum Abschlusse nur dann geben, wenn man der 'rone Schweden billigen Ersatz für die großen Kosten des Krieges leiste; war gedächte Sie keineswegs, dem Reiche Gesetze vorzuschreiben, oder ›as Sie mit dem Schwerte erobert, rücksichtslos festzuhalten, vielmehr y Sie erbötig, die aus des Feindes Händen befreiten protestantischen änder, wie Mecklenburg, Pommern, die Marken an ihre rechtmäßigen Eigenthümer zurückzuerstatten; hingegen sey es Ihre Absicht, über diese ande diejenigen Rechte der Oberlehensherrlichkeit anzusprechen, welche rüher der Kaiser gehabt, so wie auch die von den Papisten eroberten Derter, wie Würzburg, Mainz u. s. w. zu behalten. Von denjenigen Ständen, die sich freiwillig an Schweden angeschlossen, begehrte Sie ichts als Dankbarkeit. Jedoch wollte Sie nicht strenge auf solchem Beschlusse beharren, sondern zuförderst das Gutachten der evangelischen Stände vernehmen.«

In ihrer Antwort billigten die Nürnberger im Allgemeinen den Antrag der Gesandten, meinten aber, man solle zunächst eine Versamm- ung sämmtlicher Protestanten des Reichs berufen, um über die Sache u berathen. Die Gesandten erwiederten halb drohend, halb schmeichelnd: ine Berathung wäre schon recht, nur dürfe man nicht nach gewohnter ›eutscher Weise zu viel Zeit darüber verlieren. Wenn der König von Schweden nur auf seinen eigenen Nutzen sehen wollte, könnte er leicht inen ihm vortheilhaften Frieden erlangen, denn gerne werde Friedland uf Pommern und Mecklenburg verzichten, sobald Gustav Adolf die Evan- gelischen im Stiche lasse, aber dann sey es um die deutsche Freiheit und ım die protestantische Kirche geschehen. Der König denke keineswegs ›aran, die Verfassung des Reichs gewaltsam abzuändern, aber wenn Gott s also füge, daß die deutschen Stände eine größere Freiheit, etwa wie ›ie Republiken in Italien oder die Holländer, erlangen könnten, warum ollte man diese Gabe nicht benützen? Dem Kurfürsten von Sachsen

[1]) Breyer Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 207 flg. — [2]) Das. S. 210 flg.

werde Gustav Adolf nicht mehr trauen, da der sächsische Feldmarschall Arnim erst neulich von den Kaiserlichen 60,000 Thaler angenommen habe. Ehe ein rechter und beständiger Friede erzielt werden könne, müsse man erst als Vorbedingung ein festes Bündniß der Evangelischen mit einem tüchtigen Haupte aufrichten." Die Nürnberger Bevollmächtigten wollten nicht auf letzteren Vorschlag eingehen.

Am Abend desselben Tages, da diese vorläufige Unterhandlung statt fand, kam Gustav selbst nach Nürnberg und empfing die drei Patrizier Christoph Fürer, G. Chr. Volkamer und G. Richter als Sprecher des Raths [1]). Er nahm den Faden wieder auf, wo ihn seine Gesandte abgebrochen. „Der Magistrat von Nürnberg," sagte er, „habe irriger Weise immer die alte Verfassung des Reichs im Auge, die unter jetzigen Umständen nicht mehr passe; die vom Kaiser angebotenen Friedensbedingungen seyen leere Worte und nur darauf berechnet, die Protestanten zu täuschen und ins Verderben zu führen. Wenn Ferdinand II. auch aufs feierlichste verspreche, das Restitutionsedikt zurückzunehmen, werde er nimmermehr solches Versprechen halten. Vor Allem sey eine neue Gliederung der protestantischen Stände mit einem tauglichen Haupte nöthig; nur so vermöge man nachhaltig den Gegnern die Spitze zu bieten, Gewalt der Gewalt, Heereskraft der Heereskraft, Rath dem Rathe entgegenzusetzen. Wollten die deutschen Protestanten den sächsischen Kurfürsten zu solchem Haupte erwählen, so würde Schweden nichts dagegen einwenden. Der Landgraf von Hessen könnte als der zweite in Vorschlag kommen, aber seine Macht sey zu gering. Der Kurfürst von Brandenburg dagegen verdiene kein Vertrauen, denn er habe sich gegen Schweden feindselig benommen; Friedrich V., König von Böhmen, tauge auch nicht dazu, weil er keine Mittel besitze. Noch einmal: die deutschen Stände sollen eine neue Verfassung unter sich aufrichten und ein Haupt aus ihrer Mitte wählen, oder aber sich enge an die Krone Schweden anschließen. Thäten sie weder das Eine noch das Andere, so würden sie wie zertrennte Besenreiser seyn und leicht von dem Gegenpart einzeln zerknickt werden. Sie möchten doch das Beispiel der Holländer vor Augen haben, die Anfangs gar schwach gewesen, aber nachmals, da sie sich enge an den Prinzen von Oranien angeschlossen, solche Macht erlangt hätten, daß jetzt die ganze Welt sie fürchte. Er, der König, begehre keineswegs den Evangelischen Gesetze vorzuschreiben, noch verlange er Unterthanenpflicht, sondern nur die Treue von Verbündeten sey es, was er anspreche. Wenn die Stände auf solche Grundlage hin sich mit ihm vereinigten, ja wenn nur folgende 6 Reichsstädte: Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Erfurt entschieden auf seine Seite träten, getraue er sich Alles zu einem guten Ende zu führen. Was die Entschädigung der Krone Schweden für die aufge-

[1]) Das. S. 215.

endeten Kriegskosten betreffe, so werden die Nürnberger selbst ermessen, aß er, der König, sich nicht wie ein hergelaufener Soldat mit dem Solde licher Monate abspeisen lassen werde. Zwar sey es ihm nicht um Land nd Leute zu thun, denn er habe deren in seinem Erbkönigreiche genug, leichwohl werde man es billig finden, daß er die den Papisten abgeommenen Orte, als Mainz, Würzburg u. s. w. für sich zu behalten edenke, über die an die Protestanten zurückerstatteten Länder aber, wie Mecklenburg und Pommern, oberlehnsherrliche Rechte begehre." Gustav ing sofort auf das beantragte Bündniß der 6 Reichsstädte über. „Straßurg," sagte er, „habe sich bereits für den Beitritt erklärt, ebenso Ulm; n Erfurt und Augsburg sei nicht zu zweifeln, diese beiden Städte oären ja von schwedischen Garnisonen besetzt; nur Frankfurt mache Schwierigkeit, da in dieser Stadt der Kaufmannsstand viel zu sagen abe, und einem Anschluß an Schweden widerstrebe, weil er seinen tarken Handel in des Kaisers Lande und nach Spanien zu verlieren ürchte. Seine Majestät versehe sich jedoch besserer Gesinnungen zu Nürnberg, da hier ein aristokratisches Regiment blühe und die Patrizier icht so viel Rücksicht auf die Meinung der Kaufleute zu nehmen brauchen. Sie möchten daher mit gutem Beispiele vorangehen." Die drei Patrizier erwiederten auf diese inhaltsschweren Anträge: „sie danken Ihrer Majestät verbindlichst für dero an den Tag gelegte Geneigtheit zum Frieden; über die Nothwendigkeit, eine neue Verfassung aufzurichten, seyen sie einverstanden und wüßten kein fähigeres Haupt als Ihre Majestät von Schweden. Die Ansprüche Gustav's auf angemessene Entschädigung finden sie billig, endlich wollen sie nicht hoffen, daß Kursachsen oder irgend ein anderer evangelischer Stand abgesonderte Verträge mit dem Kaiser schließe."

Soweit war die Unterhandlung gekommen, als plötzlich der Kurpfälzer, oder wie es in der Urkunde [1]) heißt „der König von Böhmen," unangemeldet in das Gemach trat, wo sich der König mit den drei Patriziern befand. Wahrscheinlich hatte Friedrich V. gemerkt, daß hier Dinge vorgehen, die auch ihn betrafen, und konnte dem Wunsche nicht widerstehen, selbst als ungebetener Gast dem Gespräche anzuwohnen. Die Patrizier zogen sich zurück, nachdem sie der König zuvor eingeladen, Morgen Sonntags den $\frac{10}{20}$. Juni nach der Predigt wieder zu erscheinen. Zur festgesetzten Frist wurde das Gespräch fortgesetzt [2]). Die Redner des Magistrats gaben zu verstehen, daß ihre Stadt von der besten Gesinnung gegen Seine Majestät beseelt sey, gleichwohl es aber vorziehen würde, in Gemeinschaft der übrigen evangelischen Stände einen engen Bund mit dem Könige aufzurichten. Der König dagegen bestand auf alsbaldigem Beitritt Nürnbergs, indem er hoch und theuer seine Versicherung wiederholte, daß er keine Unterthanenpflicht sondern blos

[1]) Breyer Beiträge a. a. O. S. 225. — [2]) Das. S. 226 flg.

Bundesgenossentreue verlange. Zugleich erging er sich in vertraulichen Beschwerden über die Unzuverlässigkeit Kursachsens, Brandenburgs, Mecklenburgs, sowie anderer Reichsfürsten, und forderte den Rath auf, wenn irgend deutsche Soldaten des königlichen Heeres Ungebühr gegen Angehörige der Stadt sich erlaubten, ungescheut Klage zu führen; denn er, der König, sey entschlossen, in solchen Fällen die größte Strenge zu üben und hochgebornen Obersten die Köpfe vor die Füße legen zu lassen, sobald eine Klage in gehöriger Form bewiesen werde. „Wenn nur die Städte," fuhr er fort, „treulich zu mir halten, getraue ich mir Alles auszurichten." Als die Redner wieder auf den Wunsch einer allgemeinen Berathung zurückkamen, entgegnete Gustav Adolf: „dies sey ein unausführbarer Vorschlag; es stehe nicht in seiner Gewalt einen Reichstag auszuschreiben, die Verpflichtung gegen Kaiser und Reich, welche die Nürnberger, wie er wohl sehe, unter dem Vorwand jenes Vorschlags aus Furcht festzuhalten gedächten, hätte unter jetzigen Umständen keinen Sinn mehr; sie müßten einen entscheidenden Entschluß fassen." Doch gab er zuletzt seine Einwilligung, daß die Reichsstädte demnächst zu Frankfurt unter Oxenstierna's Vorsitz einen Tag halten und gemeinsame Maaßregeln treffen möchten. Mit diesem Bescheide beurlaubten sich die drei Patrizier vom Könige.

Am Montag den $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$. Juni frühe wurde der Entwurf eines Bündnisses zwischen Sr. Majestät von Schweden und der Stadt Nürnberg auf die besprochene Grundlage hin zu Papier gebracht und den königl. Geheimschreibern Sattler und Chemniz übergeben. Diese fanden drei Punkte daran auszusetzen; 1) daß der Bund nur auf die Dauer des Kriegs und nicht auf künftige Friedenszeiten berechnet, 2) daß die der Krone Schweden zuständigen Entschädigungen nicht namentlich aufgeführt seyen; endlich 3) daß der Rath sich nicht darüber ausspreche, was er zu thun gedenke, im Falle Kursachsen oder ein anderer evangelischer Fürst wirklich einen abgesonderten Vertrag mit dem Kaiser einginge. Der König wollte die Reichsstadt für immer an Schweden fesseln und sie zur Theilnahme an einem vorausgesehenen Kriege mit dem evangelischen Fürstenthume hinreißen. Die Redner des Magistrats halfen sich jedoch, vor solcher Aussicht erbebend, mit Ausflüchten und suchten Zeit zu gewinnen. Im Verlaufe des Gesprächs warfen [1]) die königlichen Beamten einige kühne Aeußerungen hin. Unter Anderem sagte Sattler: „wenn gleich Ihre königliche Majestät mit der Zeit zum römischen Könige oder Kaiser gewählt würde, gedenke Gustav dennoch die im Reiche gewöhnliche Kapitulation nicht zu beschwören; jedenfalls müßten die Jesuiten aus Germanien vertrieben werden. Sollte Frankreich sich widersetzen, so sey es dem König nicht unlieb, Gustav werde den Krieg gegen die Franzosen erklären, sobald sich ein gallisches Heer dem Rheine nähere."

[1]) Breyer Beiträge S. 239.

Sattler schloß [1]) mit einem Stück aus der politischen Theologie: „der Jüngling aus Mitternacht, von welchem der heilige Prophet Jeremias weissage, werde noch weiter gehen."

Der wahre Sinn dieser Verhandlung ist leicht zu errathen. Gustav Adolf hielt den freien Städten der alten germanischen Stammlande das Beispiel Hollands vor, und verlangte anscheinend nur dieselben Rechte, welche die Oranier im Niederlande ausübten, in der That aber brütete er über der Errichtung eines neuen deutschen Reichs. Grundlage desselben sollten die eroberten geistlichen Güter am Main- und Rheinstrome seyn; die wichtigste Rolle aber hatte er den bisherigen Reichsstädten zugedacht, welche damals die Geldmacht vertraten. Er bot ihnen freie ständische Verfassung aber auf die Bedingung engen Anschlusses an das Königthum an; im Bunde mit ihnen wollte er das mittelalterliche Fürstenthum niederwerfen. Daß dieses Ansinnen ernstlich gemeint war, erhellt aus seiner Aufforderung an den Rath, ungescheut über die Bedrückungen, welche sich der hohe deutsche Adel, der im schwedischen Heere diente, gegen Bürger und Bauern erlaubte, Klage zu führen. Er hat diesem Versprechen, das einen Bruch mit der Aristokratie herbeiführen mußte, wirklich, wie wir unten zeigen werden, Folge gegeben. Das Bürgerthum nahm in des Königs Planen eine wichtige Stelle ein, Gustav Adolf griff der Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts vor.

Auch in Bezug auf die Bauernschaft hegte Gustav eigenthümliche Plane, die gleichfalls im Nürnberger Lager ans Tageslicht hervortraten. Seit 1626 gährte in dem Erzherzogthume ob der Ens das Feuer religiösen Hasses unter der Asche fort, obgleich es zu keinem Ausbruche kam. Aber im Frühling 1632 schlich sich [2]) ein lutherischer Prädikant Namens Jakob Greimbl von Prag aus, wahrscheinlich durch die Sachsen aufgehetzt, in das Land ob der Ens ein, erklärte dort, daß er von Ihrer königlichen Majestät in Schweden und dem sächsischen Kurfürsten abgeschickt sey, predigte in verschiedenen Dörfern und forderte die Bauern auf, für den Glauben und die Freiheit zum Gewehr zu greifen. Seine Reden zündeten. Ein Hofgutsbesitzer, Thomas Ecklehner, wurde von den unzufriedenen Gemeinden nach Nürnberg in des Königs Lager gesendet, sprach dort mit Gustav, erhielt einiges Geld und die Zusage, daß 10,000 Mann der Bauernschaft des Landes ob der Ens zu Hülfe ziehen werden, wenn letztere sich entschlösse, einen Aufstand zu machen. Anfangs August brach die Empörung los. Da kein Kriegsvolk im Herzogthume lag, weil alle verfügbaren Truppen entweder mit Friedland nach Nürnberg gezogen waren oder unter Tiefenbach gegen die Sachsen fochten, fand es der kaiserliche Statthalter zu Linz, Ludwig Graf von Kufstein, gerathen, die Aufrührer durch Unterhandlungen hinzuhalten. Er forderte sie durch einen Trompeter auf, ihre Beschwerden einzugeben.

[1]) Breyer Beiträge S. 239. — [2]) Dies und das Folgende nach Kurz „Beiträge zur Geschichte des Landes Oestreich ob der Ens" II, 48 flg.

Die Bauern erklärten [1]), daß sie bereit seyen, die Waffen niederzulegen und dem Kaiser zu huldigen, wenn man ihnen Verzeihung, lutherische Prediger und Nachlaß der schweren Gilten bewillige. Die weitere Geschichte des Aufstandes können wir hier nicht erzählen, sondern begnügen uns zu bemerken, daß derselbe fast ohne Blutvergießen durch den Beistand katholisch gesinnter Mitglieder der Bauernschaft erdrückt worden ist. Dieser Ausgang liefert einen handgreiflichen Beweis dafür, daß die kaiserliche Regierung seit dem Kriege von 1626 das Land im Ganzen mit Milde verwaltete, denn sonst hätte sie es nicht wagen dürfen, Bauern gegen Bauern zu bewaffnen. Als die wichtigste Thatsache der damaligen Bewegung in Oberöstreich sehen wir den dritten Artikel der von den Aufständischen eingegebenen Forderungen an. Offenbar muß man den Schluß ziehen, daß Gustav Adolf den oberensischen Bauern eben diesen Punkt als Lohn ihrer Empörung vorgehalten hatte. Um der lästigen und an theure Bedingungen geknüpften Hülfe des deutschen Fürstenthums entbehren zu können, bedurfte Gustav den Beistand rüstiger Fäuste, die sich mit einem kleinen und gerechten Lohne begnügten. Hiezu gab es nur ein einziges Mittel. Indem er gänzliche Abschaffung der Gilten und Frohnden, oder wenigstens bedeutende Ermäßigung derselben verhieß und somit bewilligte, was die süddeutsche Bauernschaft schon bei dem großen Aufstand des Jahres 1525 gefordert hatte, ward er in Stand gesetzt, hunderttausende tapferer Männer unter seinem Banner zu sammeln und im Fall der Noth gegen den hohen lutherischen Reichsadel so gut als gegen den Kaiser in Kampf zu führen. Seine Unterhandlung mit dem Bauer Thomas Ecklehner deutet auf tiefe Hintergedanken hin.

Der König muß mit dem Nürnberger Rathe zu der Zeit, als das Lager vor der Stadt aufgeschlagen ward, vollends ins Reine gekommen seyn. Ich schließe dies aus dem Umstande, daß er aus seinem Anerbieten, die Unordnungen des hohen deutschen Adels unnachsichtlich zu bestrafen, noch im Juni Ernst machte. Inngrimmige, obwohl ziemlich stumme Unzufriedenheit — eine Folge getäuschter Hoffnungen des Ehrgeizes — gährte unter den vornehmen deutschen Herren, die zahlreich in des Königs Heere dienten. Diese Gesinnung wagte noch nicht ihre wahren Forderungen laut werden zu lassen, sondern sie versteckte sich hinter fremde Unbändigkeit, bot den Befehlen des Königs, welcher nichts so entschieden verlangte, als strenge Mannszucht, Trotz, ließ den untergebenen Soldaten zu aller Ungebühr den Zügel schießen, um durch vorgehaltene Empörung des gemeinen Volkes im Heere den König zur Befriedigung der Wünsche zu nöthigen, welche die hochgestellten Tonangeber hegten. Es war im Kleinen dasselbe Spiel, welches Herzog Bernhard zwei Jahre später gegen Oxenstierna und Horn im Großen

[1]) Kurz Beiträge I, 94.

ieb. Lange schwieg Gustav. Als aber diese Deutsche nicht mehr blos n fremden Unterthanen, sondern an denen Nürnbergs, als sie nicht los an widerstandsfähigen Einwohnern des platten Landes, sondern an en wehrlosen Schützlingen des Königs sich vergriffen, als sie mit einem Vort über die Nürnbergischen Bauern, die vor den Kaiserlichen in das ager Gustav Adolf's geflohen, wie Wölfe herfielen, und den Unglückchen die letzte Habe, ja auch das Leben nahmen: brach der Zorn des önigs in einen Gewittersturm aus. Den 29. Juni (a. St.), am Feierige Peter und Paul, berief er alle hohen Offiziere deutscher Nation zu ch vor sein Zelt, und fuhr sie hier mit wahren Donnerworten [1]) an, velche nicht blos die äußere That, sondern noch viel mehr die geheimen Triebfedern derselben bestraften.

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herren, Ihr Edelleute," hub er n, „Ihr seyds, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beveisen, Ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. Ihr Obersten, Ihr Offiziere vom Höchsten bis zum Niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr eyd Diejenigen, welche stehlen und rauben, ja, Ihr bestehlet Eure eigenen Glaubensgenossen, Ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, sey mein Zeuge, daß mir das Herz n meinem Leibe gällt, wenn ich Euer Einen nur anschaue. Ihr seyd Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten, Ihr eyd Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „„Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde."" Wäret Ihr rechte Christen, so müßtet Ihr bedenken, was ich an Euch bewiesen und bis jetzt gethan habe, wie ich meine Krone, Leib und Leben für Euch und Eure Freiheit und Eures zeitlichen Wohles wegen daran gesetzt. Ich habe Eurethalben meine Krone ihres Schatzes entblößet, und gegen 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und Eurem deutschen Reiche nicht so viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hosen davon machen lassen könnte; ja, ich würde eher ohne Hosen geritten seyn, als mich mit dem Eurigen zu bekleiden. Ich habe Euch Alles gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Saustall für mich behalten, den ich nicht mit Euch getheilt hätte. Keiner unter Euch hat mich jemals um Etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte; denn das ist mein Brauch, keinem eine Bitte abzuschlagen. Würdet Ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, so wollte ich alle eroberten Länder unter Euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gott Lob und Dank, reich genug, begehre Nichts von dem Eurigen, und wenn Ihr auch gleich Gott also vergäßet, Eure Ehre aus den Augen setztet, oder von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für Eure Sache, als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze lassen will.

[1]) Khevenhiller XII, 158 flg.

Solltet Ihr Euch gar aber gegen mich empören, so will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden also gegen Euch herumhauen, daß die Stücke davonfliegen sollen. Ich bitte Euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in Euch, bedenkt, wie Ihr haushaltet, und wie Ihr mich betrübet, so gar, daß mir die Thränen in den Augen stehen. Ihr versündiget Euch an mir wegen Eurer schlechten Mannszucht. Ueber Euren Muth und Euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in diesem Stücke habt Ihr immer gehandelt wie redliche und rechtschaffene Edelleute. Ich bitte Euch nochmals um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in Euer Herz und Gewissen, uud bedenket, wie Ihr dermaleinst Eures Thuns halben Rechenschaft geben wollet vor Gottes Throne. Mir ist so wehe unter Euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, nehmet meine Erinnerung zu Herzen, mit Nächstem wollen wir vor unsern Feinden sehen, wer ein ehrliches Gemüth und ein tapferer Ritter ist."

Nie, berichtet [1]) Khevenhiller, sey der König in solchem Zorne gesehen worden. Sein ganzer Vater war ihm ins Blut gefahren. Man zeigte ihm das Zelt eines Korporals, vor dem geraubte Kühe standen. Gustav Adolf griff den Uebelthäter selbst mit eigener Hand an den Haaren und übergab ihn dem Generalgewaltigen mit den Worten: „Komm her, es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott nicht allein dich, sondern auch mich und uns Alle um deinetwillen strafe." Zugleich wurden zwei Rittmeister, die ebenfalls geraubt hatten, dem Nachrichter überliefert. Die hochgestellten Schuldigen kamen mit dem blosen Schrecken davon. Alle Anwesende, erzählt [2]) Khevenhiller, seyen erstarrt gewesen. Daß wir die Sache richtig dargestellt haben, und daß der König nicht blos die schlechte Mannszucht des gemeinen Kriegsvolks, sondern die geheime Triebfeder derselben, die Unzufriedenheit der hohen deutschen Aristokratie über vorenthaltene Eroberungen, welche sie als ihr Eigenthum ansah, bestrafen wollte, geht aus Gustav's eigenen Worten hervor. Wenn übrigens der Eindruck jener Rede augenblicklich groß war, so dauerte er doch nicht lange. Den 22. Juli (a. St.) brach, ohne Zweifel aus denselben Ursachen, eine offene Empörung unter dem Kriegsvolke aus, als Gustav Adolf seine Truppen auf eine Unternehmung hinausführen wollte. Sie verlangten erst ihren rückständigen Sold, ehe sie fechten würden. Gustav Adolf war genöthigt, zwei Tonnen Goldes bei der Stadt, seiner treuen Verbündeten, zu borgen. Alle Einwohner, Bürger wie Schutzverwandte, wurden vor die Behörde gefordert. Der Rath sprach Jedem beweglich zu, so viel zu geben, als nur möglich sey; der Magistrat selbst übernahm die Bürgschaft, und versicherte sechs vom Hundert Zinse. Die Summe kam zusammen [3]). Daß deutsche Häupter bei diesem Aufstande unter der Decke spielten, ist nicht zu bezweifeln, denn eingeborne Truppen haben

---

[1]) Khevenhiller XII, 158. — [2]) Das. S. 160. — [3]) Murr Beiträge S. 59.

ich während aller Kriege, die Gustav Adolf führte, nie gegen ihren Fürsten empört. Die Honigmonate der Verbindung des Königs mit dem hohen deutschen Adel waren vorüber. Ueber kurz oder lang mußte es zu einem Bruche kommen.

Wenden wir uns jetzt zur äußeren Geschichte des Nürnberger Lagers. Der Feind folgte dem Könige auf dem Fuße, und das erste Zusammentreffen der Schweden mit ihm war Ersteren keineswegs günstig. Gustav hatte den Obersten Taupadel mit einem Haufen Reiter gegen Neumarkt abgeschickt, um die Bewegungen Wallenstein's zu überwachen. Taupadel erfuhr durch einen gefangenen Kroaten, daß schon viele tausend Mann von des Herzogs Heere in Neumarkt angekommen seyen. Dennoch glaubte der schwedische Oberst lieber einem Bauern aus der Gegend, welcher berichtete, daß der Feind kaum 2000 Mann in Neumarkt habe. Also griff er die Kroaten, welche sich ihm stellten, an, jagte vier Kornet auseinander, ward aber, als er zu hitzig vorwärts drang, von allen Seiten umringt. Der größte Theil seiner Reiter erlag der Uebermacht, er selbst fiel in Gefangenschaft. Zwar eilte der König, auf die erste Nachricht von diesem Gefechte, seinem Obersten mit der ganzen Reiterei zu Hülfe, aber noch unterwegs erfuhr er den unglücklichen Ausgang und begab sich in sein Lager zurück [1]). Wallenstein zog von Neumarkt den nächsten Weg gegen die Rednitz, überschritt diesen Fluß unweit Schwabach, rückte dann auf dem linken Ufer hinunter und bezog ein Lager zwischen den Dörfern Stein und Dombach [2]) auf den schroffen Anhöhen, welche sich längs dem Flusse erheben. Obgleich dieselben schon von Natur fest waren, ließ er Schanzen auf der ganzen Linie die Abhänge entlang aufwerfen. Von seinem Lager aus übersah er die Stadt und die schwedische Stellung, denn zwischen ihm und dem Feinde war nur der Fluß und die Ebene, welche sich von der Rednitz nach der Stadt hin erstreckt. Er hatte den König von Schwaben und Baiern abgeschnitten, die Zufuhr von der freigebliebenen Nord- und Ostseite her hoffte er durch seine leichte Reiterei zu verhindern. Sein Plan war, den König und die Stadt auszuhungern, und durch Mangel zu einer Uebereinkunft, deren Bedingungen er vorzuschreiben gedachte, zu zwingen. Deßwegen hatte er sich vorgenommen, das schwedische Lager, welches nur mit ungeheurem Kraftaufwand hätte gestürmt werden können, gar nicht anzugreifen.

Um durch anscheinende Großmuth einer Unterhandlung den Weg zu bahnen, schickte er den Oberst Taupadel sammt einigen andern gefangenen Offizieren, ohne Lösegeld und sogar mit reichen Geschenken beehrt, in das königliche Lager [3]). Kleine Balgereien gab es alle Tage, besonders zwischen den Streifpartheien, welche beide Theile aussandten, um Viehfutter zu holen. Denn dieses Bedürfniß fehlte in der sandigen

[1]) Chemnitz I, 354 b. Khevenhiller XII, 157. — [2]) Ein schöner Plan im Schlachtenatlas von Kausler n. Z. Nr. 11. — [3]) Khevenhiller XII, 160 unten flg.

Gegend den Kaiserlichen, welche mehr als 20,000 Pferde zu erhalten hatten, ebenso sehr als den Schweden. Bis auf 6 und 8 Meilen Entfernung streiften die Kroaten und die schwedischen Dragoner. Täglich und fast stündlich lagen diese Reiter mit abwechselndem Glücke einander in den Haaren [1]. Doch kam es auch zu einigen bedeutendern Gefechten, wozu wahrscheinlich die Unzufriedenheit des Kurfürsten von Baiern, der auf schnelle Entscheidung drang, Anlaß gab. Den $\frac{5}{15}$. Juli Abends entspann sich ein Scharmützel zwischen den Vorposten, das, weil immer mehr Truppen von beiden Seiten daran Theil nahmen, blutig wurde, und bis zum folgenden Morgen währte. Die Kaiserlichen zogen den Kürzern und verloren einige Hundert Mann. Um sich zu rächen, versuchten sie einige Tage später einen Angriff auf die schwächste Seite des schwedischen Lagers, allein der König war durch seine Kundschafter von dem Anschlag unterrichtet, und schickte sie mit blutigen Köpfen wieder heim [2].

Dagegen hatte Gustav Adolf den Fall der kleinen Festung Lichtenau zu bedauern, in welcher der Nürnbergische Pfleger Scheurl mit einer geringen Besatzung lag. Der an sich unbedeutende Ort hatte damals Wichtigkeit, weil von ihm aus der Rücken des friedländischen Heeres bedroht und die Streifpartheien im Zaum gehalten werden konnten. Gustav Adolf wollte den Herzog Bernhard von Weimar aus Baiern dorthin beordern und das friedländische Lager von hinten beunruhigen lassen. Jetzt besetzte ihn Wallenstein mit einer starken Garnison, und der Besitz dieses Platzes trug nicht wenig dazu bei, daß der Herzog sich so lange in seiner Stellung hielt, denn die neue Besatzung von Lichtenau brandschatzte weithin die ganze Umgegend, und lieferte eine Menge Lebensmittel in das friedländische Lager. Noch demüthigender als die Uebergabe selbst war für den König der geheime Grund derselben. Scheurl übergab seinen Posten den 27. Juli (a. St.) ohne Noth, allem Anschein nach, weil er glaubte, daß die Schweden am Ende den Kaiserlichen unterliegen würden [3]. Der Vorfall machte in Nürnberg einen peinlichen Eindruck, doch zeigte sich zwei Tage später Gelegenheit, den Glanz schwedischer Waffen wieder herzustellen. Den 29. Juli (a. St.) erfuhr der König durch seine Kundschafter, daß in Freistädtl ein Zug von einigen tausend Wägen mit Brod, Mehl, Salz, auch mehrere hundert Häupter Schlachtvieh aus der Oberpfalz und Baiern für das friedländische Heer angekommen seyen, und daß der Herzog Volk abgeschickt habe, um diese Zufuhr ins Lager zu geleiten. Ungesäumt sendete er den Obersten Taupadel (einen Liebling) mit seinen Dragonern und etlichen Schwadronen Kürassieren ab, sich des Fanges zu bemächtigen. Die Schweden kamen unbemerkt in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli vor das Städtchen, und schraubten zwei Petarden an das nächste Thor; als dieselben keine

[1]) Chemnitz I, 358 b. — [2]) Khevenhiller XII, 162. — [3]) Chemnitz I, 360 a. Murr Beiträge S. 60.

Wirkung hervorbrachten, saßen die Dragoner ab und erstiegen auf Leitern die Mauern. Zu gleicher Zeit schmetterte eine dritte Petarde das Thor ein, worauf auch die Kürassiere in die Stadt brachen. Bürger und Soldaten wurden in den Straßen oder Häusern erwürgt, die Rosse schnell an die Wägen gespannt und auf letztere geladen, was man in der Eile mitnehmen konnte, auch 900 Stück Ochsen mußten mitwandern. Hierauf steckten die Sieger den Ort in Brand, und zogen sich in größter Eile zurück. Indessen war Gustav Adolf mit etwas mehr als 1000 Mann, halb Reitern, halb Musketieren, bis auf Burgthann vorgerückt, um den Rückzug seines Obersten zu decken. Vorwärts vom ebengenannten Orte stieß die Vorhut des Königs auf den kaiserlichen General Sparre, der mit 8 Fahnen Dragonern, 20 Kompagnien Kroaten, 500 Musketieren zu gleichem Zwecke — nämlich um die Zufuhr zu decken — aus dem friedländischen Lager gezogen war. Ein Gefecht entstand, das blutig wurde. Der König setzte sich, um den Muth der Seinigen zu entflammen, rücksichtslos der Gefahr aus. An seiner Seite wurden der Oberst Rueß, der Junker Boye, der Edelknabe Kratzenstein erschossen. Die Schweden erfochten den Sieg, 600 Kaiserliche blieben todt auf dem Platz, der Generalwachtmeister Sparre gerieth mit seinen beiden Oberstlieutenants, Terzky und Leßley, vier Hauptleuten und mehr als 100 Soldaten in Gefangenschaft. Die übrigen retteten sich in einen nahen Morast. Drei eroberte Standarten, und vor Allem die glückliche Einheimsung des Freistädtler Fanges waren die Trophäen des Tages [1]).

Gustav Adolf ließ in Nürnberg öffentliche Dankfeste anstellen für den kleinen Sieg, er schenkte ferner jedem Soldaten, der den Zug mitgemacht, einen Thaler, jedem der Reiter, welche die Standarten erobert, 100 Thaler, die Offiziere bedachte er mit goldenen Bildnissen. Es bedurfte solcher Erfolge, um die trüben Sorgen, welche seine Stirne umwölkten, einigermaßen zu zerstreuen. Schwer empfand er es, von der Rolle des angreifenden Theils plötzlich zur Nothwendigkeit bloßen Widerstandes herabgedrückt worden zu seyn, er fühlte, daß diese thatenlose Ruhe seinem Rufe bei Freund und Feind, die ihn seit einem Jahre als beflügelten Eroberer zu betrachten gewohnt waren, Eintrag thun müsse. Ohne auswärtigen Beistand konnte er sich nicht loswinden. Deßhalb hatte er schon zu Ende Juni an die Befehlshaber der verschiedenen, in Deutschland zerstreuten, schwedischen Heeresabtheilungen die dringendste Weisung erlassen, sich unter des Reichskanzlers Befehl zu sammeln und dann Nürnberg zu Hülfe zu ziehen. Dies machte aber neue Sorgen, denn es fragte sich, ob es dem Friedländer nicht gelingen werde, die von allen Seiten heranziehenden Haufen einzeln zu schlagen, oder wenigstens ihre Vereinigung mit dem Könige zu hindern. Wir müssen jetzt über die bisherigen Thaten dieser abgesonderten Heerhaufen berichten.

---

[1]) Khevenhiller XII, 163 flg. Chemniz I, 360 flg. Murr a. a. O. S. 61.

Der Reichskanzler Oxenstierna, dem der König im Frühjahre den Oberbefehl am Rhein übergab, schlug im Mai die von den Niederlanden her eingedrungenen Spanier, und ließ sie bis nach Trier verfolgen. Anfangs Juni wurde Feldmarschall Horn an des abberufenen Herzogs Bernhard Statt vom Könige nach Mainz geschickt, um den Reichskanzler, seinen Schwiegervater, zu unterstützen [1]. Horn fand ein rühmliches Feld der Thätigkeit. Oben ist von Unterhandlungen zwischen Richelieu und dem Kurfürsten von Trier die Rede gewesen, auch wurde erzählt, daß dieser deutsche Prälat den Franzosen seine Veste Ehrenbreitstein öffnete, und daß dagegen das Domkapitel eine spanische Besatzung in Trier und Koblenz aufnahm. Täglich kam es zu kleinen Gefechten zwischen den Spaniern in Koblenz und den Franzosen in der gegenüberliegenden Veste. Letztere waren zu schwach, um sich der Feinde zu entledigen, darum riefen sie die Schweden zu Hülfe. Den $\frac{1}{2}\frac{8}{3}$. Juni brach Horn mit 10,000 Mann von Mainz auf und schloß Koblenz ein. Nach kurzem Widerstand übergaben die Spanier am 21. Juni (a. St.) den Ort gegen freien Abzug und räumten zugleich mehrere andere feste Plätze des Erzstiftes, welche die Schweden besetzten. Koblenz selbst wurde gegen eine große Summe Geldes an die Franzosen abgetreten [2]. Jetzt nachdem der Unterrhein gesäubert war, beorderte der Reichskanzler seinen Schwiegersohn an den obern Theil dieses Stromes, um die Pfalz vollends von den dort zurückgebliebenen spanischen Garnisonen zu befreien. Währenddessen kam aber der Befehl Gustav Adolf's, der dem Kanzler gebot, alle verfügbaren schwedischen Truppen in Deutschland an sich zu ziehen und dem Könige zu Hülfe zu führen. Oxenstierna raffte die Regimenter zusammen, die am Rheine irgend entbehrlich waren und brach mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld nach Franken auf, wo er andere Abtheilungen erwartete [3]. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Herzog Wilhelm von Weimar, General Baudissen, der an der Elbe den Befehl führte, waren angewiesen, den Reichskanzler zu verstärken. Sie konnten es auch, weil sie eben Luft bekommen hatten.

Pappenheim, der sich zu Ende des Jahres 1631 von Tilly im Unfrieden getrennt, erhielt allein die Ehre der kaiserlichen Waffen aufrecht. Auf seine eigenen Mittel beschränkt, von dem Kaiser und von Baiern abgeschnitten, von übermächtigen Feinden umringt, bot er dem General Baudissen, dem Landgrafen von Hessen, dem Herzoge Georg von Lüneburg Trotz und hielt nicht nur Stand, sondern gewann Boden. Mehrere feste Städte, besonders Wolfenbüttel, befanden sich in seiner Gewalt und in Westphalen spielte er den Meister [4]. Doch war es nur kleiner Krieg, der hier geführt wurde, weßhalb wir nicht auf die Einzelnheiten eingehen können. Als Wallenstein erfuhr, daß Gustav Adolf seine Truppen aus dem übrigen Deutschland nach Nürnberg ziehe,

[1]) Chemniz I, 350. — [2]) Chemniz I, 357 a. — [3]) Chemniz I, 362 b. flg. — [4]) Chemniz I, 336 flg.

ab er dem Feldmarschall Befehl, ebenfalls zu ihm zu stoßen. Aber 'appenheim hatte die Süßigkeit, auf eigene Faust zu handeln, ein wenig 1 viel gekostet, vielleicht scheute er sich auch vor einem Zusammentreffen iit dem Kurfürsten von Baiern, der aus einleuchtenden Gründen nicht ut zu sprechen war auf seinen früheren Obersten; kurz Pappenheim :hnte den Befehl unter verschiedenen Ausflüchten ab[1]). Um dieselbe ;eit belagerte Prinz Friedrich Heinrich, der Oranier, die Festung Masticht in den katholischen Niederlanden. Obgleich ein spanisches Heer nter Don Gonsalvo di Corduba und dem Marques von Santa Cruz en Holländern die Spitze bot, beschwor doch die spanische Statthalterin 1 Brüssel den deutschen Feldmarschall, dessen Ruhm damals seine Höhe rreicht hatte, um schnelle Hülfe. Nicht sowohl die angebotene hohe 5umme, als das Abentheuerliche eines Ritterzugs aus dem Herzen Deutschlands nach den Ufern der Maas, bestimmte ihn einzuschlagen.

Er setzte seine Ehre zum Pfand, Mastricht zu befreien, brach Mitte Juli mit einem Heere von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern ius der Umgegend von Hannover auf, indem er den Grafen von Gronseld als seinen Stellvertreter zur Deckung Niedersachsens mit hinreichender Mannschaft zurückließ, durchzog in unglaublich schnellen Märschen das um Theil vom Feinde besetzte und fast bis zur Einöde verheerte Westphalen, ging bei Köln über den Rhein und erschien Anfangs August im Angesichte des oranischen Heeres. Pappenheim rechnete darauf, daß die spanischen Feldherren zu ihm stoßen würden, um den Feind gemeinschaftlich zu überwältigen. Er täuschte sich, er kannte das Uebermaaß spanischen Hochmuths nicht genug. Rund um die Stadt herum hatten die Holländer ein verschanztes Lager errichtet, gleichsam eine Veste um eine Veste. Vierundzwanzigtausend Mann standen unter dem Befehl des oranischen Prinzen. Nicht viel mehr als auf Kanonenschußweite lagerten 16,000 Spanier unter Corduba und Santa Cruz. Wenn diese sich mit Pappenheim vereinigten, so wären die niederländischen Linien unfehlbar durchbrochen worden, waren ja die Deutschen nahe daran, sie allein zu erstürmen. Allein den Stolz dieser castilischen Granden empörte der Gedanke, von einem Deutschen Hülfe zu empfangen; sie verweigerten jede Mitwirkung. Pappenheim sah, daß er zum Opfer fremder Bosheit auserkoren sey, aber sein Wort war gegeben, man sollte nicht sagen, daß er hundert Meilen wie ein Unsinniger daher geeilt sey, um mit Hohngelächter heimgeschickt zu werden. Den $\frac{7}{17}$. August früh Morgens mit Sonnenaufgang führte er seine Soldaten zum Sturme. Voran zogen hundert verlorne Kinder, den Sabel im Munde, Faschinen in den Händen. Zwei Brigaden folgten ihnen, jeder Soldat trug ebenfalls Faschinen auf dem Kopfe. Hinter denselben kam das übrige Fußvolk,

[1]) Soldat suedois S. 549. Harte Leben Gustav's II, 427. Wallenstein wollte ihn wegen seines Ungehorsams im ersten Zorn vor ein Kriegsgericht stellen, siehe Khevenhiller XII, 212.

die Reiterei schloß den Zug. Sie hatte Befehl, keinen Mann von den vorausgezogenen Fußgängern zurückweichen zu lassen. Das verschanzte Lager des Oraniers sollte genommen, Mastricht entsetzt werden, oder Pappenheim's Volk hier ein Grab finden. Mit unvergleichlicher Entschlossenheit stürzten die Vordersten, obgleich von mörderischem Feuer aus grobem und kleinem Geschütz empfangen, auf die feindlichen Gräben los, füllten sie aus, erstiegen auf Leitern die Schanzen, verdrängten die Holländer aus einem Quartier des Lagers und begannen sich dort einzuwühlen. Nun führte der Prinz selbst seine besten Truppen und eine Masse Geschütz herbei. Nach der wüthendsten Gegenwehr wurden die Eingedrungenen wieder hinausgeworfen, die Holländer fanden die zurückeroberten Schanzen mit Leichnamen, bluttriefenden Leitern und Schaufeln angefüllt.

Pappenheim führte sein Volk wieder ins Lager zurück und ließ die Soldaten dort ein Mahl einnehmen, um sie zu neuer Blutarbeit zu stärken. Nachmittags stürmte er von 1 Uhr bis 7 Uhr Abends unausgesetzt fort, ohne einen andern Erfolg, als den Ruhm glänzender Tapferkeit. „Alle menschenmögliche Gewalt habe er angewandt," sagt[1]) die Quelle, welcher wir folgen, „doch Alles vergebens." Zweitausend seiner tapfersten Kriegsgesellen deckten Abends den Kampfplatz, ihm selbst schlug eine Falkonetkugel den Sattelknopf weg und streifte ihn am Bauche, der Oberstlieutenant Lindeloh, sein Liebling, wurde an seiner Seite erschossen, dasselbe Schicksal hatten viele andere Offiziere. Während des ganzen Kampfes gafften die Spanier aus ihrem kaum tausend Schritte entfernten Lager ruhig zu, ohne einen Schuß zu thun, ohne die Trommel zu rühren, nicht anders als wären die Kaiserlichen gekommen, um ein Puppenspiel vor ihnen aufzuführen. Vier Tage später mußte die Besatzung von Mastricht sich ergeben. Pappenheim hatte für die Infantin Isabella viel zu viel gethan, er eilte nach Deutschland zurück und kam noch eben recht, um Wolfenbüttel zu retten, das durch den Herzog Georg von Lüneburg bedrängt wurde. Aber während seiner Abwesenheit hatten die schwedischen Generale tüchtig um sich gegriffen und Gelegenheit gefunden, dem Könige Hülfstruppen zu schicken. Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, führte in eigener Person mehrere Regimenter nach Franken, wo er zu dem Kanzler stieß.

Auch aus Sachsen kam Hülfe. Vorher muß ich jedoch berichten, was während des Nürnberger Lagers dort vorging. Wallenstein trug nach Eroberung Böhmens Milde gegen den Kurfürsten Johann Georg zur Schau, in der Hoffnung ihn herüber zu kriegen. Im Lager zu Eger ließ er ausrufen, daß bei Todesstrafe Niemand über die sächsische Gränze streifen solle. Als dieses Mittel nichts fruchtete, versuchte der Wiener Hof eine entgegengesetzte Handlungsweise[2]). Auf seinen Befehl

---

[1]) Theatrum Europ. II, 670. — [2]) Chemnitz I, 158 a.

brach der kaiserliche Heerhaufen, der wieder unter Tiefenbach Schlesien besetzt hielt, in die Lausitz ein, eroberte Görliz und Zittau und verwüstete das Land. Arnim rückte zwar dem Feinde entgegen nach Zittau, konnte aber die Stadt nicht wieder erobern, doch zwang er das kaiserliche Volk die Lausitz zu räumen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Der sächsische Feldmarschall folgte dem Feind auf dem Fuße, nahm Glogau und eroberte eine Schanze, welche die Kaiserlichen unweit Steinau an der Oder aufgeworfen hatten. Als aber die Feinde Verstärkung erhielten, ging er wieder nach Glogau zurück, um dort seine Vereinigung mit dem schwedischen Obersten Jac. Duval zu bewerkstelligen. Dieser Offizier war vom Könige nach Hamilton's Entfernung zum Kommandanten an der Warte und dem Oderstrom ernannt worden. Er brachte zu Stande, daß die kurbrandenburgischen Truppen mit den sächsischen gemeinsame Sache zu machen beschlossen. Seit sechs Monaten hatten die beiden Kurfürsten hierüber unterhandelt, ohne sich verständigen zu können, denn jeder beschuldigte den Andern, daß er nur für seinen eigenen Vortheil sorgen wolle. Jetzt erzwang die Noth eine Vereinigung; denn wenn Arnim aus Schlesien vertrieben ward, konnte der Kurfürst von Brandenburg voraussehen, daß dann die Kaiserlichen in seine Marken einfallen würden. Duval hatte 27 Fahnen Fußvolk, 4 Schwadronen Küraffiere, 9 Kornet Dragoner unter seinem Befehl. Bei Züllichau stießen die kurbrandenburgischen Truppen, 15 Fahnen zu Fuß und 9 Kornet Reiter stark, unter dem Obersten Kötteriz zu ihm. Duval zog nun den Sachsen zu Hülfe vor Glogau, wo er den $\frac{4}{14}$. August eintraf. Sogleich entstand Streit zwischen Arnim und dem schwedischen Kommandanten. Duval verlangte, daß ein Drittheil der Besatzung Glogaus aus seinem eigenen Volke bestehen solle, Arnim schlug diese Forderung ab, willigte aber doch zuletzt ein, als der Schwede mit schnellem Rückzuge drohte. Weiter verabredete man, daß alle Plätze, welche auf diesem Zuge erobert würden, den drei verbundenen Mächten gemeinsam gehören sollten. Den Oberbefehl erhielt weder Arnim noch Duval. „Man werde," hieß es, „alle Unternehmungen miteinander berathen und dann wolle jeder mit seinen Truppen das Beschlossene ausführen."

Bei solcher Eifersucht der Anführer konnte kein bedeutender Erfolg erwartet werden. Den $\frac{8}{18}$. August fand unter den Wällen von Glogau die Vereinigung der drei Haufen statt, das gesammte Heer war jetzt 16,000 Mann stark und den Kaiserlichen um Etwas überlegen. Den $\frac{9}{19}$. August überfiel Duval, der die Vorhut führte, das Städtchen Steinau, eroberte es und hieb die Besatzung nieder. Die Kaiserlichen, welche ein Lager um die Oderschanze in der Nähe der Stadt bezogen hatten, waren in Verwirrung. Duval drang darauf, den Sieg zu verfolgen und mit gesammter Macht über den Feind herzufallen, aber Arnim zögerte unter elenden Ausflüchten. Dadurch gewann der Feind Zeit, sich in bessern Stand zu setzen. Dennoch eroberte Duval zwei Tage später die Schanze,

in welcher 396 Kaiserliche gefangen genommen wurden. Das feindliche Heer floh in Unordnung nach Breslau hinauf. Abermal forderte Duval, daß die Fliehenden nachdrücklich verfolgt werden, Arnim zögerte von Neuem, so daß der Feind mehrere Stunden Vorsprung gewann. Den $\frac{18}{28}$. August gelangten die Kaiserlichen in die Nähe von Breslau und bezogen ein Lager zwischen der Oder und Ohlau, als sie aber Einlaß in die Stadt begehrten, wurde ihre Forderung vom Rathe rund abgeschlagen. Die Verbündeten rückten nach und fanden keinen ernstlichen Widerstand mehr, der Feind floh nach Oppeln und Kosel hinauf. Während Arnim mit der einen Hälfte des verbündeten Heeres das platte Land unter seine Gewalt brachte, bearbeitete Duval die Stadt Breslau, unter deren Mauern er ein Lager mit 6000 Mann bezog. Der Magistrat wollte sich nicht zur Aufnahme einer schwedischen Garnison verstehen, zuletzt verglich man sich dahin, daß der Domhof mit 500 Mann zu Fuß und 1000 Reitern besetzt werden solle, die Stände des Fürstenthums Breslau übernahmen den Sold dieser Mannschaft. So gerieth der größte Theil Schlesiens in die Gewalt des Königs und seiner Verbündeten [1]).

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen schickte Wallenstein Anfangs August aus dem Lager vor Nürnberg den Feldmarschall Holk mit 6000 Mann und etlichem Geschütz nach Sachsen, um den Kurfürsten im eigenen Lande anzufallen und dadurch die Rückberufung Arnim's zu erzwingen. Holk erhielt Befehl, aufs strengste zu verfahren, es bedurfte des Befehls nicht, denn dieser Offizier verdiente den Namen eines Menschen kaum, er war ein blutdürstiges Thier. Unnennbarer Jammer kam über das Voigtland und das Erzgebirg [2]). Mord, Brand und Einöden bezeichneten den Zug der barbarischen Horde, welche lange gar keinen Widerstand fand, weil Sachsen von Vertheidigern entblöst war. Städte, die Holk mit Akkord eingenommen, wurden trotz allen Verträgen geplündert und verbrannt, Weiber und Mädchen halbtodt geschändet und dann ins Feuer geworfen. In der Nähe von Freiberg erwischten sie einen lutherischen Geistlichen, hieben ihn in kleine Stücke und warfen diese den Hunden zum Fraß vor. Sie streiften bis vor Dresden. Als der Kurfürst den $\frac{19}{29}$. September Abends einigen fremden Gesandten zu Ehren große Tafel gab, zündeten die Kroaten Holk's drei Dörfer hart vor den Mauern Dresdens an, tummelten sich zu Roß um den Brand herum und ließen dem Kurfürsten hineinsagen: „da er Banket halte, so wollten sie ihm umsonst die Lichter dazu liefern.“ Kurfürst Johann Georg mußte nothgedrungen seinen Feldmarschall zum Schutze des eigenen Landes gegen diese Mordbrenner, welche Ende September noch durch einen zweiten Heerhaufen unter Gallas verstärkt worden waren [3]), aus Schlesien abberufen.

---

[1]) Chemniz I, 409 flg. — [2]) Das. I, 415 flg. — [3]) Das. I, 427.

Oben wurde berichtet, Gustav Adolf habe Mitte Juni den Herzog Wilhelm von Weimar nach Thüringen vorausgeschickt, indem der König damals die Meinung hegte, daß er selbst dem Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe ziehen müsse. Der Herzog erhielt später Gegenbefehl und ward angewiesen, alle verfügbaren schwedischen Garnisonen in Thüringen an sich zu ziehen und zu dem Heere, das der Kanzler sammelte, stoßen zu lassen. Auch der Kurfürst von Sachsen sollte nach des Königs Wunsche einen Beitrag an Streitkräften liefern. Ende Juni stellte der Pfalzgraf August von Sulzbach dieses Ansinnen an Johann Georg. Der Kurfürst benahm sich aber so kalt [1]), daß der König in einem Briefe an den Herzog Wilhelm äußerte: „er müsse es für eine wunderbare Fügung Gottes halten, wenn der Kurfürst in das Gesuch willige.“ In der That gab Johann Georg nur wenige Mannschaft unter dem General Hofkirchen her, welche Herzog Wilhelm übernahm und sammt den andern Truppen nach Kitzingen führte, wo er sich mit dem Kanzler vereinigte. Noch sollte die unter Johann Baner und Herzog Bernhard in Baiern zurückgelassene Heeresabtheilung zu Oxenstierna stoßen.

Bernhard, vom Könige mit 6000 Mann in Memmingen zurückgelassen, fand genug zu thun, noch immer tobte um den Bodensee her Bauernaufruhr. Der Herzog eroberte Ravensburg und Wangen, zog dann an das Ost-Ende des Sees, um Lindau zu überfallen, doch sein Anschlag war bereits verrathen und er wurde von der kaiserlichen Besatzung dieser Reichsstadt mit Verlust zurückgetrieben. Dagegen gelang ihm der Angriff auf ein Regiment, das unter dem Grafen von Hohenems in einer Schanze vor Bregenz lagerte. Vierhundert Mann mußten sich als Gefangene ergeben, die übrigen fielen beim Sturme. Bregenz wurde gleich darauf mit Gewalt eingenommen und alle Bauern, die sich dort zusammengerottet, sammt der Besatzung niedergemacht. Jetzt schiffte der Herzog über den Bodensee und streifte bis Ueberlingen und Zell, welche Städte wohl in seine Gewalt gefallen wären, hätten nicht neue Bewegungen den Herzog anderswohin gerufen. Abermal war ein Aufruhr in seinem Rücken ausgebrochen, die Bauern nahmen Memmingen und Kempten und drohten ihn von Baiern abzuschneiden. Bernhard eilte zurück, eroberte jene Städte wieder, und dämpfte Mitte Juli mit größter Strenge allen Widerstand zwischen der Donau, der Iller und dem See. Kaum war jedoch Oberschwaben beruhigt, als das Feuer am Lech anging. Von Erzherzog Leopold's Truppen unterstützt, verjagte das Landvolk die schwedischen Garnisonen aus den umliegenden Städten, und beging scheußliche Grausamkeiten an den Soldaten, Bernhard rückte auf Landsberg los, das sich empört und kaiserliche Besatzung aufgenommen hatte. Geschreckt durch ein fürchterliches Strafbeispiel, das kaum zuvor Johann Baner in Friedberg gegeben, schickten die Einwohner

[1]) Röse „Bernhard“ I, 167.

Gesandte heraus, welche auf den Knieen liegend um Gnade flehten und sie auch erhielten. In Friedberg war nämlich die schwedische Besatzung niedergemetzelt worden; um Rache zu nehmen, zog Johann Baner von Augsburg mit seinem Volke vor den Ort, ließ die Thore mit Petarden sprengen und dann Alles niederhauen, was sich zur Wehre setzte. Kinder und Weiber wurden ins freie Feld hinausgeführt, die Männer drinnen erwürgt, die Stadt rein ausgeplündert und dann in einen Aschenhaufen verwandelt. Dieses Beispiel wirkte, wie gesagt, auf die Einwohner von Landsberg, welche Gnade erhielten, aber eine Besatzung einnehmen mußten.

Bernhard schlug nun eine Abtheilung Leopold'scher Reiter bei Roßhaupten, nahm diesen Ort, wie auch Schongau und drang gegen die Alpen vor. Füßen stand ihm noch im Wege. Dreimal forderte er das Städtchen auf. Die Einwohner, durch Friedbergs Schicksal nicht entmuthigt, schlugen jeden Vergleich ab, und rüsteten sich zur hartnäckigsten Gegenwehr. Jetzt ließ Bernhard den $\frac{17}{27}$. Juli Sturm laufen. Bürgerschaft und Besatzung wehrten sich wie Verzweifelte. Doch wurden die Mauern erstiegen, 300 von der Garnison niedergemacht, 1100 gefangen genommen. Nach kurzer Ruhe drang Bernhard in das Tyrol und eroberte drei Schanzen bei Ehrenberg, Erzherzog Leopold in Innsbruck rüstete sich zur Flucht, das Alpenland und hinter diesem Italien stand dem sächsischen Herzoge offen. Bernhard wiegte sich in glänzenden Hoffnungen, als ein Brief des Königs, der ihn nach Nürnberg rief, die Täuschungen zerstörte. Er versuchte Alles, um bleiben zu dürfen, wandte sich an Baner, und bat ihn um Verwendung beim Könige. Wirklich unterstützte Baner das Gesuch beim Reichskanzler, der indeß zu Kitzingen angekommen war; er stellte vor, man möchte den Herzog wenigstens so lange im Tyrol lassen, bis Sir Patrik Ruthven, der Ulmer Kommandant, nach einem früheren Plane Gustav Adolf's die Stelle Bernhard's mit 3000 Württembergern einnehmen würde, weil sonst alle Eroberungen im Gebirge schnell wieder verloren gehen müßten. Aber der König wollte Nichts von Verschub hören; so eifrig drang er auf schnellen Marsch nach Nürnberg, daß Oxenstierna darüber bestürzt war. Mißmuthig führte Bernhard sein Volk in langsamen Märschen über Augsburg, Donauwörth, Dinkelsbühl nach Winsheim, wo er den $\frac{9}{19}$. August zu dem großen Heere unter Oxenstierna stieß. Kurz vor ihm war auch Johann Baner eingetroffen. Der Kanzler hatte jetzt 36—40,000 Mann beisammen, eine mächtige Hülfe, die den Angelegenheiten um Nürnberg eine andere Gestalt geben mußte, wenn es dem Friedländer nicht gelang, die Vereinigung dieses Heeres mit dem Könige zu verhindern [1]).

Wallenstein that nichts zu diesem Zwecke. Ruhig blieb er in seinem Lager stehen. Diese Unthätigkeit kann kaum anders erklärt werden, als

[1]) „Röse Bernhard" I, 162 flg.

aus einer schlecht verhehlten Bangigkeit vor der überlegenen Kriegskunst des Königs von Schweden und seiner Heere. Gustav Adolf, kräftigen Widerstand von Seiten der Feinde fürchtend, hatte dem Kanzler die weiteste Vollmacht gegeben, ganz nach den Umständen zu handeln und den Weg zu wählen, der ihm selbst der tauglichste scheinen würde. Alle Sorgen waren unnöthig. Von keinem einzigen Schusse aufgehalten, zog Oxenstierna den $\frac{13}{23}$. August auf Neustadt an der Aisch, von da am folgenden Tage nach Bruck, eine Meile unter Nürnberg, wohin Gustav Adolf seinem Kanzler entgegen kam. Voll Freude über die glückliche Ankunft, reichte der König bei der Musterung allen Obersten die Hand [1]. Ueber 50,00 Schweden waren jetzt um die Mauern Nürnbergs vereinigt. Der Löwe konnte seine angeborne Art wieder zeigen und von ruhmloser Abwehr zum Angriff übergehen. Noch vor erfolgter Vereinigung, den $\frac{12}{22}$. August, war in Ayrmann's Saal großes Banket, welchem der König anwohnte und sich dabei sehr aufgeräumt zeigte. „Nunmehr sind meine Hülfstruppen," sagte er [2], „in Neustadt angekommen, innerhalb weniger Tage soll Arm und Bein guten Kaufes seyn, Gott wird mir beistehen."

Wallenstein täuschte sich nicht über die Gefahr, in der er schwebte. Durch Eilboten rief er den General Jakob Fugger, der mit 6000 Mann nach Baiern abgeschickt worden war, zu sich in sein Lager und ließ die Schanzen vergrößern, die Gräben tiefer legen. Den $\frac{21}{31}$. August rückte der König mit dem ganzen Heere aus den Linien, stellte sich auf und bot die Schlacht an; aber Wallenstein blieb ruhig hinter seinen Schanzen [3]. Nun versuchte es Gustav Adolf, den Feind durch eine Kanonade aus seinem Lager zu vertreiben. Den 22. August (a. St.) wurden drei Batterien auf dem rechten Ufer der Rednitz errichtet. Ihr Feuer spielte den ganzen Tag, aber ohne Erfolg. Die Entfernung war zu groß, indem die Kugeln über den Fluß und die Berge hinauf getrieben werden mußten. Zuletzt faßte Gustav Adolf den Entschluß, die außerordentlich feste Stellung des Friedländers zu stürmen. Den 24. August (a. St.), am Bartholomäustage in der Frühe, setzte er bei Fürth über den Fluß und breitete seine Reihen hart unter dem kaiserlichen Lager, im Bereiche von dessen Kanonen aus. Den Schlüssel zur Position des Feindes bildete eine waldumkränzte Schloßruine, die alte Veste oder auch der Burgstall genannt. Sie lag auf einem steilen Berge, welchen zu ersteigen selbst dem einzelnen Jäger schwer wird. Wallenstein hatte denselben vom Fuße bis zum Scheitel mit Verhauen versehen, und mit 10- bis 12fachen Ringen von Musketieren besetzt. Oben auf der Höhe standen hinter tiefen Gräben mächtige Batterien, unvermeidlicher Tod drohte dem verwegenen Angreifer, dennoch sollte der Berg gestürmt werden. Nur 500

---

[1]) Röse „Bernhard" I, 168. — [2]) Murr Beiträge S. 62. — [3]) Chemnitz I, 401 flg. Röse Bernhard I, 169 flg. Khevenhiller XII, 169 flg.

Musketiere konnten wegen der Enge des Raums auf einmal anrücken. Morgens 8 Uhr begannen 500 deutsche Fußknechte — unserer Nation war die gefährliche Ehre vorbehalten — zu stürmen. Augenblicklich verwandelte sich diese Höhe in einen feuerspeienden Berg, man sah keine Bäume, keinen Felsen mehr, nur Rauch, aus welchem das entzündete Pulver wie Wetterleuchten herausblitzte. Zerschmettert und gelichtet, wandten die Deutschen um. Andere traten an ihre Stelle, Angriff folgte auf Angriff, bis die Sonne hinuntersank. Alle Fußregimenter kamen der Reihe nach zum Sturm; keines nahm den Berg. Beide Partheien stimmen darin überein, daß es eine der fürchterlichsten Kriegsscenen gewesen sey, die Schweden verschossen an diesem Tage gegen 300,000 Flintenkugeln. Gegen Abend deckten 2000 von ihnen den Wahlplatz um den Berg. Auch mit der Reiterei wurde gestritten, doch nicht ernstlich. Die kaiserlichen Reiter zogen den Berg herunter und stellten sich in der Ebene zum Kampfe, der unentschieden hin- und herschwankte. Spät am Abend gelang es dem Herzog Bernhard eine benachbarte Anhöhe zu besetzen, welche den Burgstall beherrschte; aber man konnte keine Stücke hinaufbringen, weil der Boden durch einen während der Nacht gefallenen Regen schlüpfrig geworden war. Bernhard behauptete die eroberte Stellung bis zum andern Morgen, wo ihn der König zurückrief. Gustav Adolf war mit sich selbst unzufrieden, daß er sein tapferes Volk in einer Unternehmung aufgeopfert hatte, welche mit der Natur selbst zu kämpfen schien. Unverfolgt vom Feinde, ging er nach Fürth zurück, wo er noch 14 Tage stehen blieb.

Für besiegt glaubte sich derjenige Theil zu erklären, der zuerst dieses unheilvolle Lager verlassen würde. Hunger und Rücksicht auf die Stadt Nürnberg bestimmte endlich den König, zuerst zu gehen. Zwar für die Soldaten reichte das Brod, welches die Stadt spendete, noch kärglich hin, aber die ärmeren Bürger und das Landvolk, das sich hineingeflüchtet, starben täglich zu Hunderten vor Hunger[1]). Das dichte Zusammenwohnen so vieler Menschen, die schlechten Nahrungsmittel, der Gestank von unzähligen Aesern brachten schreckliche Seuchen hervor, welche unter des Königs Soldaten so gut als unter den Bürgern Nürnbergs wütheten. Im friedländischen Lager war die Noth eher noch größer als im schwedischen, die Kaiserlichen litten außer dem Hunger durch unerträgliches Ungeziefer[2]). Unter diesen Umständen beschloß Gustav Adolf abzuziehen. General Knipphausen wurde mit 5000 Mann in der Stadt zurückgelassen, wo auch der Reichskanzler als oberster Magistrat blieb. Den $\frac{8}{18}$. September, am 76. Tage seit Beziehung des Lagers, brach Gustav Adolf von Fürth auf, zog, um dem Feinde im Scheiden Trotz zu bieten, mit klingendem Spiel, Trommeln und Pfeifen, in Schlachtordnung an Wallenstein's Lager vorüber, ohne angegriffen zu werden, und rückte zuerst

[1]) Murr Beiträge S. 64. — [2]) Khevenhiller XII, 170.

nach Neustadt an der Aisch, von da nach Winsheim. Dort lauerte er mehrere Tage auf Wallenstein's weitere Schritte. Er hegte nämlich die Hoffnung, der Herzog werde sein Lager verlassen und die Stadt angreifen. In diesem Falle wäre der König zurückgeeilt und hätte den Feind zwischen zwei Feuer genommen.

Aber Wallenstein merkte die Schlinge, ohnedies konnte er vor Hunger nicht länger bleiben. Also zündete er den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. September sein Lager an, verwüstete in der Umgegend Alles, was noch zu verwüsten übrig war, und brach nach Forchheim auf. Aus Mangel an Zugpferden mußte er vieles Geräthe, Waffen und dergleichen zurücklassen, welche den Nürnbergern zu gut kamen [1]). Die Erwartung Europas, das mit gespannter Aufmerksamkeit nach Nürnberg schaute, war getäuscht worden. Ohne Entscheidung lagen zwei der mächtigsten Heere, die Deutschland seit geraumer Zeit gesehen, sich Monate lang entgegen, und diese Ruhe hatte mehr Menschen hinweggerafft, als die blutigste Schlacht, denn fast auf zwei Drittheile schmolzen beide Heere durch Mangel, durch Seuchen und Ausreißen im Laufe der Einlagerung herunter. Entladen sollte sich das Gewitter noch in diesem Jahre, aber nicht in Franken, sondern in Sachsen.

Sechstes Capitel.

Wallenstein bricht in Sachsen ein. Der König eilt ihm nach. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf's und Pappenheim's Tod. Mitte September bis Anfang November 1632.

Sobald Gustav Adolf Nachricht von Aufhebung des friedländischen Lagers erhielt, theilte er sein Heer den 21. September (a. St.) [2]). Achttausend fünfhundert Mann wurden dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar übergeben, mit dem Auftrag, Franken zu decken, im Nothfall auch Sachsen zu schützen, sobald Wallenstein sich dorthin wenden sollte, und die Vereinigung Pappenheim's, der eben im Anmarsche war, zu hintertreiben. Um die Erreichung dieser verschiedenen schwierigen Zwecke zu erleichtern, stellte der König die in Sachsen und an der Elbe zurückgelassenen Heeresabtheilungen zu des Herzogs Verfügung. Mit der Hauptmacht brach Gustav Adolf selbst am nämlichen Tage gegen Süden auf, zog über Rotenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen auf Donauwörth. Eben hatte Oberst Mitschefahl die Schanze bei Rain liederlicher Weise an einen Haufen florentinischen Volkes übergeben, das, für des Kaisers Dienste angeworben, über die Alpen herübergekommen

[1]) Murr Beiträge S. 65. — [2]) Röse „Bernhard" I, 172. Chemnitz I, 423 flg.

war. Gustav Adolf ließ den 30. September (a. St.) eine Brücke über den Lech schlagen, und nahm die Schanze durch Vertrag nach eintägiger Belagerung. Hierauf ging er nach Neuburg, hielt dort Kriegsgericht über den Obersten Mitschefahl, der zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde, und traf Anstalten nach Ingolstadt vorzudringen und diese starke Veste zu belagern. Sein Plan war, von hier aus Baiern wieder zu erobern und dann einen Besuch im Lande ob der Ens zu machen. Dadurch sollte der Krieg nach dem südlichen Deutschland versetzt, und der Herzog von Friedland genöthigt werden, den wunden Fleck der schwedischen Sache, Kursachsen, in Ruhe zu lassen. Allein wenn auch der Kurfürst von Baiern durch diese Anstalten von dem Friedländer getrennt ward, so folgte doch Letzterer seinem eigenen Kopf, brach in Sachsen ein, und zwang dadurch den König, fremder Bewegung zu folgen. Während Gustav Adolf eben Belagerungsgeschütz auf der Donau einschiffte, kamen dringende Hülferufe aus Sachsen. Sogleich entschloß sich der König, seinen Verbündeten zum zweitenmale zu retten.

Von Forchheim aus hatte indeß das vereinte kaiserlich-bairische Heer die Oberpfalz verheert. Bamberg wurde genommen, Baireuth überfallen und ausgeplündert, aber Kulmbach hielt gegen mehrere Angriffe Stand. Während dieser Bewegungen blieb Bernhard dem Friedländer zur Seite, und suchte seine Anschläge zu vereiteln. Wallenstein rückte, noch immer vereint mit dem Kurfürsten von Baiern, vor Coburg. Schon zuvor hatte Bernhard, diese Absicht errathend, den Obersten Taupadel mit 500 Mann in das dortige Schloß geworfen. Die Stadt ging den 28. September (a. St.) über, nicht so das Schloß, dessen Befehlshaber mehrere Stürme abschlug. Wallenstein drohte ihn zu hängen, und keine Seele am Leben zu lassen, wenn nicht augenblickliche Uebergabe erfolge. Um seine Drohung zu verwirklichen, ließ er in der Nacht des $\frac{3}{13}$. Oktobers Bresche schießen. Taupadel antwortete mit einem tüchtigen Ausfalle und vertrieb die Kroaten aus der Nähe. Fünfhundert Mann kostete der Versuch auf das Coburger Schloß dem kaiserlichen Heere, außer dem Zeitverlust; denn während der Belagerung war Herzog Bernhard von Schweinfurt gegen Hildburghausen vorgedrungen und hatte dadurch dem feindlichen Heere den Weg nach Thüringen verlegt.

Der Kurfürst von Baiern muß um diese Zeit des Herumziehens mit so wenigem Erfolg satt geworden seyn. Zudem erhielt er eben Nachricht von Gustav Adolf's Planen auf Ingolstadt, also trennte er sich den $\frac{5}{15}$. Oktober mit seinem sehr herabgeschmolzenen Volke von dem Friedländer, und zog die Oberpfalz hinunter durch das nürnbergische Gebiet auf Regensburg. Aldringen begleitete ihn mit etlichen kaiserlichen Regimentern, die Friedland auf des Kurfürsten Bitte mitziehen ließ [1]. Jetzt brach Wallenstein, die in Coburg geraubte Beute mit sich

[1]) Chemnitz I, 425 flg. Röse „Bernhard“ I, 173 flg.

führend, über Kronach in das Voigtland ein, nahm am 9/19. Oktober Plauen, sengte und brennte Alles zusammen, rückte bis Altenburg, wo die vorangeschickten Horden unter Holk und Gallas zu ihm stießen. Auf Leipzig ging der Marsch des vereinigten Heeres. Den 22. Oktober (a. St.) ergab sich die Stadt und kaufte die Plünderung mit 50,000 Thalern ab, am folgenden Tage kapitulirte auch das Schloß, die Pleißenburg [1]). Schon zuvor hatte Wallenstein gemessenen Befehl an Pappenheim erlassen [2]), daß er mit all seinem Volke zum Herzog stoßen solle. „Im Fall er krank sey," hieß es in der Ordre, „habe Graf Merode, als der Nächste im Rang und Alter, den Oberbefehl zu übernehmen und sogleich aufzubrechen." Eine zweite an den Grafen Merode ausgefertigte Ordre besagte dasselbe. Ueberdies war ein Tagesbefehl an sämmtliche Offiziere des Pappenheimischen Heeres beigelegt, der jedem Ungehorsamen mit schmählicher Absetzung drohte. Pappenheim meldete sogleich, daß er auf dem Marsche sey. Allein einjährige Angewöhnung, auf eigene Faust zu handeln, hatte ihn so begierig nach Selbstständigkeit gemacht, daß er, wiewohl vergeblich, vom Kaiser in einem Schreiben die Erlaubniß erbat [2]), in Niedersachsen bleiben zu dürfen. Nachdem er den Herzog von Lüneburg geschlagen, und Hildesheim auf seinem Zuge erobert hatte, traf er Ende Oktober bei Merseburg ein, wo er sich mit Wallenstein vereinigte.

Ein mächtiges Heer stand in Sachsen beisammen, das fürchterlich unter dieser Last litt. Der bedrängte Kurfürst sandte Boten über Boten an Herzog Bernhard, an den König, an Arnim, der angewiesen ward, Schlesien eilends zu verlassen. Bernhard, der seine Kräfte überschätzte, brannte vor Begierde, dem Kurfürsten seinen starken Arm zu leihen. Schon war er bis Königshofen vorgerückt, und wollte über Thüringen hinüber, um zunächst die Vereinigung Pappenheim's mit dem Friedländischen Volke zu hintertreiben, als ein strenger Befehl des Königs ihm gebot, nichts Wichtiges zu unternehmen, bis er selbst kommen würde [3]). Der Erfolg hat Gustav Adolf's Ansicht gerechtfertigt. War ja das vereinigte königliche Heer, alle Truppen Gustav Adolf's und Bernhard's zusammen, kaum im Stande, bei Lützen den Sieg zu erringen, wie hätte also Bernhard für sich allein dem Feinde die Spitze bieten können, und doch stand in Sachsen Alles auf dem Spiele. Allein der Weimar'sche Prinz hatte eine so hohe Meinung von sich, daß er wähnte, Eifersucht Gustav Adolf's sey hier im Spiel, und daß er diesen Verdacht in einem Briefe gegen seinen Bruder laut werden ließ. Wir sehen keinen Grund, der Gustav Adolf verleiten mochte, sich selbst mit dem Weimarer Herzoge zu vergleichen, oder eine von Andern angestellte Vergleichung zu fürchten. Voll Mißmuth über den Befehl, zog Bernhard am 21. Okt. (a. St.) nach Arnstadt und von da auf Erfurt, um diesen Ort gegen

[1]) Chemniz I, 432. — [2]) Wallenstein's Briefe II, 262. — [3]) Röse Bernhard I, 174.

einen Handstreich zu decken und den König zu erwarten. Seinerseits schmeichelte sich Wallenstein mit der Hoffnung, während des nahenden Winters Sachsen vollends auszubeuten, den Kurfürsten ins Garn zu ziehen, im Frühjahre Niederdeutschland und Mecklenburg zu erobern, dadurch dem Könige den Rückzug abzuschneiden, und ihn dann zu erdrücken. Daß noch im Spätherbste eine Schlacht geliefert werden sollte, lag nicht in seinem Plane. Aber Alles gestaltete sich anders, als die unerwartete Nachricht erscholl, daß der König von der obern Donau her in Sachsen angekommen sey.

Den $\frac{8}{18}$. Oktober war Gustav von Neuburg an der Donau aufgebrochen, wo er den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit etlichen tausend Mann (worunter neugeworbene Schweizer) zur Vertheidigung Baierns zurückließ. Der König führte sein Heer nach Nördlingen, und gab ihm dort die Weisung, den kürzesten Weg nach Franken und Thüringen einzuschlagen. Er selbst begab sich den $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$. Oktober, blos von 500 Pferden begleitet, nach Nürnberg, säuberte die Umgegend, in welcher sich das kurfürstlich-bairische Volk auf dem Rückzuge von Coburg eingenistet hatte, innerhalb der nächsten vier Tage, und verließ am $\frac{17}{27}$. die ihm so treu ergebene Stadt für immer. Oxenstierna, Knipphausen und die ganze Besatzung, die im September hineingeworfen worden war, mit Ausnahme zweier schwachen Regimenter, begleiteten den König. In Eilmärschen ging nun der Zug auf Arnstadt, wo die verschiedenen Abtheilungen am 23. Oktober (a. St.) und den folgenden Tagen zusammentrafen [1]). Hier besuchte Bernhard den König [2]). Die Begrüßung war auf beiden Seiten kalt, von Vorwürfen begleitet, der Herzog legte seinen Kommandostab in Gustav Adolf's Hände, und verlangte in Zukunft nicht mehr als Diener der schwedischen Krone, sondern als deutscher Reichsfürst behandelt zu werden. Doch scheint der König die Empfindlichkeit des Prinzen mittelst neuer Versprechungen beschworen zu haben; denn Bernhard focht gleich darauf, wie wir sehen werden, mit großem Eifer für die schwedische Sache. Sechs Tage rastete das Heer um Arnstadt, dann bei Erfurt und Buttstedt, nicht sowohl weil es selbst der Ruhe bedurfte, als weil der König politische Geschäfte abzumachen hatte.

Die einzelnen Bündnisse mit evangelischen Ständen genügten ihm nicht mehr. Ein allgemeiner Bund der vier oberdeutschen Kreise, des schwäbischen, fränkischen und der beiden rheinischen, sollte die Vereinigung Schwedens mit den süddeutschen Protestanten fester schließen. Die Norddeutschen zog Gustav nicht hinein, weil Brandenburg und Sachsen, die dort das Wort führten, das Haupt höher trugen und mit eigenem Winde segeln wollten, obgleich diese Absicht bisher so schlecht gelungen war. Gustav mußte sich begnügen, die letztern je nach Umständen einzeln zu

---

[1]) Chemnitz I, 425. 434. Khevenhiller XII, 181 flg. Murr Beiträge S. 65 flg. — [2]) Röse Bernhard I, 176.

bearbeiten, und an der jemaligen schwachen Seite, bald durch Furcht, bald durch Hoffnung, anzufassen. Schon war die Sache so weit gediehen, daß Abgeordnete jener Kreise nach Ulm zusammenkommen sollten[1]). Oxenstierna erhielt den Auftrag, die letzte Hand ans Werk zu legen. In Arnstadt verabschiedete er sich von Gustav Adolf, dort sah er seinen König zum letztenmal; er begab sich nach Frankfurt. Wäre Gustav am Leben geblieben, so würde aus dem beabsichtigten Bunde ein protestantisches Kaiserthum entstanden seyn; wegen Gustav Adolf's Tod wurde blos der Heilbronner Verein daraus.

Auf einer schönen Ebene bei Erfurt ward das Heer gemustert, es zählte blos 20,000 Mann[2]). Wegen ihrer Schwäche wurden mehrere Regimenter zusammengeschmolzen, die schottischen und englischen ganz aufgelöst. Den 28. Oktober (a. St.) kam Gustav Adolf nach Erfurt, und besuchte seinen Statthalter, den Herzog Wilhelm von Weimar, der krank zu Bette lag. Auf dem Marktplatze eilte ihm seine Königin entgegen. In ihrer und des Herzogs Ernst von Weimar Gesellschaft verzehrte er hastig ein Abendessen und brachte die Nacht auf seinem Zimmer mit Brieflesen, Ertheilung von Befehlen, Abfertigung von Eilboten zu. Früh am Morgen war er wieder auf, nahm unter Ahnungen des Todes zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin, ermahnte den Rath von Erfurt zur Treue gegen sie, im Falle ihm etwas Menschliches begegnen sollte, stieg zu Pferde und folgte dem Heere, das unter Bernhard vorangezogen war. Den $\frac{1}{11}$. November erreichte er Naumburg. Bei seinem Einzuge stürzte das Volk auf die Kniee nieder, streckte ihm die Hände entgegen, küßte den Saum seines Gewands und segnete seinen Retter. Obwohl es unverkünsteltes Naturgefühl war, was ihm entgegenwallte, so widerstrebte doch des Königs edler Geist einer solchen fast abgöttischen Verehrung. „Ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhänge, denn diese Leute ehren mich, wie einen Gott," sagte[3]) er zu seiner Umgebung. Sofort wurde an einem festen Lager um Naumburg gearbeitet; denn es war keineswegs die Absicht des Königs, sogleich eine Schlacht zu liefern. Er wollte sich zuvor mit Herzog Georg von Lüneburg und mit dem Kurfürsten von Sachsen vereinigen. An jenen hatte er schon vor einigen Wochen den Befehl erlassen, daß er sein Volk dem Könige zuführen solle. Aber Georg hielt es für gerathener, nicht zu gehorchen. Er steckte in geheimen Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen, der den Plan „der dritten Parthei" wieder aufgenommen hatte und in dem Lüneburger Herzoge eine brauchbare Stütze sah. Der Lüneburger führte sein Volk, statt nach Thüringen zu dem Könige, nach Torgau, wo er den Kurfürsten fand, aber nicht das sächsische Heer[4]).

---

[1]) Chemnitz I, 435. — [2]) Theatr. Europ. II, 692 b, Geijer III, 220 flg. Chemnitz I, 436. — [3]) Geijer III, 221. — [4]) Von der Decken Herzog Georg II, 95 flg.

Seltsame Dinge gingen dort vor. Kurfürst Johann Georg hatte schon beim Einfalle Holk's seinen Feldmarschall aufgefordert, Schlesien zu verlassen, um das eigene Land zu schützen. Arnim kam nicht. Als nun vollends das ganze Kriegsgewitter sich in Sachsen zusammenzog, schickte Johann Georg seinen eigenen Kammerdiener nach Schlesien, mit der gemessensten Ordre, der Feldmarschall solle Angesichts dies aufbrechen. Arnim sandte das erstemal den kurfürstlichen Diener mit einer abschlägigen Antwort zurück; wie derselbe zum zweitenmal kam, und allen Obersten den Befehl brachte, augenblicklich, auch ohne den Feldmarschall, nach Sachsen zu ziehen: hielt Arnim Kriegsrath, besann sich eine gute Weile und zog blos mit einigen tausend Mann nach Dresden, wo er den 28. Oktober (a. St.) eintraf. Am folgenden Tage ging er nach Torgau, besichtigte dort das Kriegsvolk des Herzogs Georg, und nach diesen Thaten machte er sich wieder auf den Weg gen Schlesien [1]. Wie soll man ein solches Betragen erklären. Handelte Arnim auf eigene Faust so, gewonnen durch friedländisches Gold? aber warum ließ dann der Kurfürst den ungetreuen Knecht nicht niederschießen? Sonnenklar ist, daß Johann Georg selbst mit unter der Decke spielte. Jene dringenden Befehle waren Staub, den man dem König von Schweden in die Augen streuen wollte. Man begann in Dresden zu glauben, daß der Kaiser wieder die Oberhand bekommen dürfte. Deßhalb beschloß man zwar, den König um Hülfe anzurufen, aber selbst keinen Finger zu rühren, sondern seine Kräfte zu Rathe zu halten, damit man von dem künftigen Sieger desto bessere Bedingungen erschwinge. Gustav Adolf erkannte noch vor seinem Tode die Untreue dieser Verbündeten. In der Nacht vor der Lützener Schlacht beklagte er sich bitter über den Herzog Georg [2], aber auch über Andere. Doch hievon später.

Hatte sich Gustav Adolf in seiner Meinung von Herzog Georg und dem Kurfürsten von Sachsen getäuscht, so ward Wallenstein seiner Seits von den Schweden überrascht. Nach seiner Vereinigung mit Pappenheim wollte er eben auf dessen Anrathen einen Streich gegen Erfurt führen, wo er den Herzog Bernhard zu überfallen gedachte, als er zu seiner großen Verwunderung erfuhr, daß Gustav Adolf von der Donau her daselbst eingetroffen sey. Denn die Schweden waren, nach Gualdo's Ausdruck [3]), wie geflogen, und hatten außerordentlich schnelle Märsche gemacht. Wallenstein beschloß nun, Naumburg zu besetzen, aber auch hier kam er zu spät. Deßhalb zog er nach Weißenfels zurück. Da die Nachricht eintraf, daß Gustav Adolf sich bei Naumburg verschanze, so schien die Sache Anfangs auf gegenseitige Beobachtung, wie bei Nürnberg, hinauszulaufen. Pappenheim, der nach der gewohnten Unabhängigkeit sich sehnte, verlangte entlassen zu werden, damit er der Stadt Köln, die eben von einer schwedischen Parthei bedrängt wurde, zu Hülfe

---

[1]) Chemnitz I, 457. — [2]) Von der Decken II, 105. — [3]) Bei Francheville S. 205.

kommen könne. Wallenstein gewährte scheinbar diese Bitte, doch bestand er darauf, daß zuvor ein Kriegsrath gehalten werde. Um die Meinungen frei zu lassen, erschien er selbst nicht im Rathe, sondern übertrug seine Stimme dem Feldmarschall Pappenheim. Leicht brachte dieser die Obersten auf seine Seite. „Aus den Verschanzungen bei Naumburg,“ sagte er, „könne man ersehen, daß es der König auf längeren Aufenthalt in dieser Stadt abgesehen habe, und daß er die Kaiserlichen nicht anzugreifen gedenke. Es wäre daher nutzlos, so viel Volk bei Lützen zusammenzudrängen, vielmehr müsse man eine Abtheilung an den Rhein schicken, wo die Schweden ungehindert um sich griffen.“ Pappenheim erhielt vom Herzoge zwei Regimenter Kroaten und sechs Regimenter zu Fuß, aber unter der Bedingung, daß er zunächst nach Halle ziehe und die Morizburg, worin 200 Schweden lagen, berenne. Unbegreiflich wäre es, daß Wallenstein im Angesicht eines mächtigen Feindes sein Volk auf diese Weise theilte, hätte nicht ein geheimer Plan dahinter gesteckt. Der Herzog wollte nämlich nach Merseburg ziehen, um näher bei Halle und bei Pappenheim zu seyn. Zu gleicher Zeit sollten die Obersten Contreras und Suys nach Altenburg und Zwickau entsendet werden; Gallas war mit einem kleinen Heerhaufen schon früher nach der böhmischen Gränze geschickt worden. Durch diese Bewegungen wäre eine Oeffnung entstanden, welche, wie man hoffte, der König benützen werde, um nach Dresden vorzudringen und sich dort mit dem Kurfürsten von Sachsen zu vereinigen. Dann hätte Wallenstein sein Volk schnell wieder zusammengezogen und den Schweden vom südlichen Deutschland abgeschnitten, um ihn später von verschiedenen Seiten rechts und links und im Rücken anzufallen. Wirklich brach er zu diesem Zwecke den $\frac{4}{14}$. November von Weißenfels, wo nur eine kleine Besatzung blieb, auf und rückte nach Lützen [1]).

Aber Gustav Adolf durchriß den feindlichen Plan. Donnerstag den $\frac{1}{11}$. November war der König in Naumburg angekommen und verweilte daselbst bis zum folgenden Montage, indem er blos die Nächte in der Stadt zubrachte, die Tage dagegen in seinem verschanzten Lager [2]). Doch mußte er zuletzt der heftigen Kälte wegen auch sein Fußvolk in die Stadt verlegen. Sonntags kam ein sächsischer Bauer und übergab in des Königs Hände einen Brief des kaiserlichen Generals Grafen Colloredo an den Obersten seines Regiments in Querfurt, worin die Nachricht vom eben erfolgten Abmarsche Wallenstein's nach Lützen, Pappenheim's nach Halle enthalten war. Sofort berieth sich Gustav Adolf mit Herzog Bernhard und Knipphausen, ob eine Schlacht gewagt werden solle. Die Meinung des Letztern, der die Frage verneinte und auf vorherige Vereinigung mit den Sachsen drang, gewann Anfangs die Oberhand; indeß wollte sich der König persönlich vom Stand der Sa-

[1]) Wallenstein's Briefe II, 270 flg. Khevenhiller XII, 186 flg. — [2]) Geijer III, 222 flg.

chen überzeugen. Montag den 5/15. November Morgens vier Uhr brach er mit dem Heere von Naumburg auf. Unterwegs bestätigte sich die Nachricht von Pappenheim's Abzuge. Man erfuhr weiter, daß Wallenstein's Truppen unbesorgt in den Dörfern um Lützen lägen. „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat," rief der König aus. Die Schlacht wurde beschlossen. Graf Rudolf Colloredo, welchen Friedland abgeschickt hatte, die Besatzung aus Weißenfels zu ziehen, sah vom Schlosse dieses Ortes herab den König heranrücken. Er war der erste, der Wallenstein davon in Kenntniß setzte [1]). Sogleich fertigte dieser einen Eilboten an Pappenheim ab, mit dem Befehl: „Laßt Alles stehen und liegen, und ziehet herbei mit allem Volk und Stücken, daß Ihr Morgen frühe bei mir eintreffet; denn der Feind marschirt her." Mit Pappenheim's Blute getränkt, liegt die Ordre im Wiener Archive. Gustav Adolf ließ Weißenfels besetzen. Zwischen diesem Orte und Lützen fließt die Rippach, ein kleines Wasser durch niedere Auen neben Hügeln hin, jenseits welcher sich die weite sächsische Ebene, Deutschlands großes Schachtfeld, erstreckt. Hier versuchte es Graf Isolani mit 20 Cornet Kroaten dem schwedischen Vortrab den Uebergang zu verwehren; er ward geschlagen. Die Schweden drangen weiter gegen Lützen vor, es war aber schon Nacht, als sie von den Hügeln in die Ebene herabstiegen.

Die beiden Heere standen einander ziemlich nahe; im kaiserlichen Lager herrschte Unruhe. Kanonenschüsse riefen die Schaaren zusammen, nach allen Seiten wurden Befehle abgeschickt, um die Entfernteren herbeizuholen. Die Regimenter stellten sich während der Nacht in Schlachtordnung auf, wie sie ankamen. General Holk besorgte dieses Geschäft. An den Gräben längs der Landstraße, von welcher sogleich die Rede sein wird, ließ Wallenstein die ganze Nacht arbeiten; sie wurden vertieft und Brustwehren für Musketiere hinter ihnen aufgeworfen. Lützen liegt in einer Ebene, welche durch die Landstraße nach Leipzig, und einen kleinen, die Saale mit der Elster verbindenden Kanal, Floßgraben genannt, durchschnitten wird. Längs der Landstraße dehnten sich die friedländischen Linien in nordöstlicher Richtung aus. Wallenstein stützte seinen rechten Flügel auf die Stadt und die Windmühlen, die vor derselben lagen, die benachbarten Gärten wurden mit Musketieren besetzt. Zu beiden Seiten der Straße liefen trockene Gräben hin, welche die Bauern aufgeworfen hatten, um zu verhindern, daß die Fuhrleute in ihre Güter hineinfahren. Der Herzog ließ dieselben, wie gesagt, vertiefen und durch Musketiere besetzen. Etliche massenhafte, aus mehreren Regimentern Fußvolk zusammengesetzte Vierecke, deren Gestalt oben beschrieben ist [2]), nahmen die Mitte des kaiserlichen Heeres ein. Vor sich an der Landstraße hatte es eine Batterie von 7 Kanonen, die der Gegenstand eines

[1]) Wallenstein's Briefe II, 273. — [2]) S. 786.

so mörderischen Kampfes werden sollte, den linken Flügel, der sich ins Feld hinaus erstreckte, nahmen Piccolomini's Kürassiere, vertheilt in große Schwadronen ein, rechts schlossen sich ebenfalls Reiterhaufen an die Vierecke des Centrums an, hart an Lützen stand wieder eine Abtheilung Fußvolk, die äußersten beiden Flügel wurden durch Schwärme von Kroaten gedeckt. Das übrige Geschütz außer jenen 7 Kanonen stand bei den Windmühlen und bestrich in schräger Richtung die Fronte des kaiserlichen Heeres, das zwei Treffen eines hinter dem andern bildete. Die Stärke desselben wird verschieden angegeben. In dem Berichte, welchen Wallenstein nach der Schlacht an den Kaiser erstattete, will er blos 12,000 Mann gehabt haben, ehe Pappenheim eintraf. Dies ist gewiß nicht wahr, eben so wenig als die entgegengesetzte Angabe von protestantischen Quellen, welche das ganze kaiserliche Heer auf 40—50,000 Mann schätzen. Der Wahrheit möchte am nächsten kommen, daß Wallenstein auch nach Pappenheim's Entfernung gegen 25,000 Mann unter sich hatte [1]).

Die Schweden rückten von Südwest her auf die Landstraße zu, und stellten sich gegenüber dem Feinde auf. Der oben genannte Kanal durchschnitt ihre Linien auf dem rechten Flügel, dessen äußerste Schaaren noch diesseits blieben, und ihn erst während der Schlacht überschritten. In zwei Treffen ward das Heer, wie bei Breitenfeld, geordnet. Die Mitte nahmen acht Brigaden Fußvolk ein, wovon vier im ersten, die übrigen im zweiten Treffen. Auf dem rechten Flügel führte Gustav Adolf selbst sechs Reiterregimenter von seiner Nation: Finnen, Westgothen, Södermannländer, Uppländer, Ostgothen, Smaländer. Sechs weitere Regimenter, aber deutsche, standen in zweiter Linie. Der linke Flügel war dem Herzog Bernhard anvertraut, er bildete zwölf Reiterabtheilungen ebenfalls in zwei Linien. Musketierhaufen von 50—100 Mann waren, wie bei Breitenfeld unter die Reiterschwadronen vertheilt. Hinter dem Fußvolk, im Mittelpunkt standen noch zwei Regimenter, eines zu Fuß unter dem Schotten Henderson, das andere zu Pferd unter dem Pfälzer Oehm. Vor jeder Brigade im ersten Treffen waren fünf große Kanonen aufgepflanzt, vierzig leichtere wurden den Musketieren, die unter die Reiterei gemischt waren, auf jedem Flügel beigegeben. Die erste Linie des Fußvolks führte Graf Nils Brahe, das zweite Treffen befehligte Knipphausen. Gegen 20,000 Mann war das königliche Volk stark. In dieser Stellung erwarteten beide Heere den Aufgang der Sonne, um zu entscheiden, wer Herr in Deutschland werden solle. Der König hatte die Nacht mit Knipphausen und Bernhard in seinem Wagen zugebracht, am Morgen stieg er zu Pferd.

Ein dichter Nebel bedeckte Dienstags den $\frac{6}{16}$. November die Ebene von Lützen. Obgleich so nahe an einander, konnte man den Feind nicht sehen, bis das Gewölk sich gegen 11 Uhr Mittags zertheilte. Das schwe-

---

[1]) Geijer III, 226 flg.

dische Heer verrichtete sein Morgengebet, die Trompeter bliesen Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott;" der König selbst stimmte einen Psalm an: „Verzage nicht du Häuflein klein" [1]). Andere lassen ihn das Lied singen: „Jesus Christus unser Heiland, der den Tod überwand." Seit seiner Verwundung bei Dirschau fiel es ihm schwer, einen Harnisch zu tragen. Als man ihm heute einen solchen bringen wollte, wies er ihn ab; im bloßen Tuchrock, mit einem Lederwamms darüber, und ohne Frühstück stieg er zu Pferd. Khevenhiller berichtet [2]), daß er an diesem Morgen nicht dasselbe fröhliche Vertrauen gezeigt habe, wie sonst. Sein Geist griff prophetisch der Zukunft vor; er fühlte sich am Saume der Ewigkeit. Gustav ritt durch die Reihen und hielt an jede Nation insbesondere eine Rede, die auf uns gekommen ist. „Liebe Freunde und Landsleute," sprach er zu den Finnen und Schweden, „heute ist der Tag gekommen, an dem Ihr eure Kraft zeigen sollt. Dort steht der Feind nicht auf hohem Berge, oder hinter unersteiglichen Schanzen, sondern auf freiem Felde. Daß er es jetzt zur Schlacht kommen läßt, geschieht nicht freiwillig noch aus Hoffnung des Siegs, sondern weil er nicht länger Euren Waffen entrinnen kann. Darum haltet Euch wohl, wie es tapfern Soldaten geziemt, steht fest zu einander und fechtet ritterlich für Gott, Vaterland, König. Werdet Ihr solches thun, so will ich Euch redlich lohnen, so Ihr aber nicht wacker kämpfet, so schwöre ich Euch, daß Eures Gebeins nicht soll wieder in Schweden kommen." In gleichem Sinne redete er zu den deutschen Regimentern. Die Loosung war auf beiden Seiten dieselbe, wie bei Breitenfeld, „Gott mit uns" für die Lutherischen, „Jesus Maria" für die Katholiken. Gegen 11 Uhr zerriß die Sonne den Nebel. Herzog Bernhard und die übrigen Führer empfingen des Königs letzte Befehle. Nachdem beide Nationen Gustav Adolf's Anrede mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf erwiedert hatten, rief der König, die Augen gen Himmel gewendet: „Nun wollen wir in Gottes Namen dran, Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heut zur Ehre deines heiligen Namens streiten," schwang das Schwert über dem Haupt und gebot „Vorwärts." Es galt über die Landstraße mit beiden Gräben zu dringen. Zur Linken des Heeres sah man die Stadt Lützen brennen,

---

[1]) Verzage nicht du Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens seyn,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor Dir recht wird angst und bang.
Es wird nicht lange währen.

Tröste Dich nur, daß Deine Sach'
Ist Gottes. Dem befehl die Rach'
Und laß es ihn nur walten,
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, Dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
Und was ihm thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn' und Spott.
Gott ist mit uns, und wir mit Gott,
Den Sieg wollen wir erlangen.

[2]) Khevenhiller XII, 197 oben.

welche die Kaiserlichen angezündet hatten, um Ueberflüglung zu verhindern. In des Königs nächster Umgebung befand sich Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Kreilsheim, der Kammerherr Truchseß, der Edelknabe August Leubelfing, ein Nürnberger Patriciers Sohn, sammt mehreren Offizieren der in Erfurt aufgelösten Regimenter, welche Adjutantendienste thaten, und zwei Reitknechte.

Zu gleicher Zeit rückten Herzog Bernhard mit dem linken Flügel gegen die Windmühlen und das befestigte Müllerhaus, die Fußbrigaden in der Mitte gegen die Landstraße und die Batterie von sieben Kanonen, die Reiterei des rechten Flügels, vom Könige geführt, in derselben Richtung vor. Gewehrfeuer empfing sie von Seiten der Musketiere, die in den Gräben lagen, auch die Kanonen aus beiden feindlichen Batterien thaten Schaden. Mehrere Kugeln fielen dicht bei Gustav Adolf nieder, der während des Vorrückens sein Pferd wechselte. Bei dem Graben angekommen, stutzten Gustav Adolf's Reiter, folgten aber dann schnell dem Könige, der als einer der Ersten übersetzte. Es kam zum Gefecht mit Piccolomini's Kürassieren und den Kroaten. „Greif mir die schwarzen Kerle an," sagte Gustav Adolf zu Oberst Stalhantsch, auf Erstere deutend, „sie werden uns übel bekommen." Während dessen war das Fußvolk in der Mitte vorgedrungen, hatte die Gräben gesäubert, die Landstraße überschritten, die Batterie von 7 Kanonen erobert, gegen den Feind gerichtet, zwei von den großen Vierecken eingestoßen, und bearbeitete das dritte, als die feindliche Reserve und die noch stehende Reiterei mit Uebermacht auf die ermatteten Sieger fiel, ihnen die Kanonen wieder abnahm, und sie über die Landstraße zurückwarf. Sobald der König auf dem rechten Flügel, der siegreich focht, Nachricht erhielt, daß sein Fußvolk weiche, stellte er sich an die Spitze des Smaländischen Regiments, dessen Oberst Friedrich Stenbok kaum zuvor am Schenkel verwundet und weggetragen worden war, und eilte davon, um den Fußbrigaden zu helfen. Allzubehend trug ihn sein edles Roß über die Gräben hinüber, die Smaländer konnten nicht schnell genug folgen. Zur nämlichen Zeit hatte sich der Nebel wieder dichter ausgebreitet, nur mit wenigen Begleitern gerieth Gustav Adolf unter einen Haufen feindlicher Kürassiere. Sein Pferd bekam einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter zerschmetterte des Königs linkes Armbein. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühle zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppte. Der Kammerherr Truchseß sah einen kaiserlichen Offizier diesen Schuß auf den König abfeuern, der Offizier selbst ward gleich darauf von Luchau, dem Stallmeister des Lauenburgers, getödtet. Der Herzog floh sammt den Andern. Von den Reitknechten lag der eine todt, der andere verwundet da. Nur ein einziger Begleiter war bei ihm geblieben, der Edelknabe Leubelfing. Dieser 18jährige Jüngling, der wenige Tage später zu Naumburg seinen Wunden unter-

lag, erklärte auf dem Sterbebette vor Zeugen: „als der König vom Pferde gefallen, sey er von dem seinigen herabgesprungen und habe es dem Monarchen angeboten; der König habe auch beide Hände nach ihm ausgestreckt, allein er sey nicht im Stande gewesen, die Last allein vom Boden aufzuheben, darauf seyen feindliche Kürassiere dahergekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre; als er, der Edelknabe, es nicht sagen wollen, aber der König selbst sich zu erkennen gegeben, habe einer der Feinde dem Liegenden mit dem Pistol durch den Kopf geschossen." Der König wurde bis aufs Hemde ausgeplündert, ebenso der Edelknabe, den die Kürassiere schwer verwundet und für todt liegen ließen.

Während dessen ging es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Bernhard den Befehl führte, blutig zu. Mit gewohnter Entschlossenheit vertrieb der Herzog die feindlichen Musketiere aus den Gärten um Lützen, eroberte das stark besetzte Müllerhaus, und ließ nun auf die Batterie an den Windmühlen Sturm laufen. Dieselbe war mit 14 Stücken besetzt, welche mörderisch unter den anrennenden Schweden wütheten. Unentschieden schwankte der Kampf, als der linke Flügel auch im Rücken angegriffen ward. Isolani hatte mit seinen Kroaten Lützen umritten und war über den Troß hergefallen. Viele Schweden flohen dort, und es entstand unter den hinteren Truppen große Verwirrung, die jedoch nur so lange dauerte, bis aus dem zweiten Treffen etliche Schaaren herbeieilten und die Kroaten wieder verjagten. Ungefähr um diese Zeit erhielt Bernhard durch den Kammerherrn Truchseß Nachricht von des Königs Tode. Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß der König, im Fall ihm selbst etwas Menschliches begegnen sollte, den Oberbefehl dem Weimarer Prinzen zugesagt hatte. Also übergab Bernhard den linken Flügel dem Grafen Nils Brahe, eilte zu Knipphausen und benachrichtigte ihn von des Königs Tode. Knipphausen, ein trefflicher Offizier, aber vorsichtig und dem Glück mißtrauend, antwortete: daß seine Truppen in guter Ordnung wären und daß man einen schönen Rückzug machen könne. Bernhard entgegnete: daß nicht von Weichen, sondern nur von Rache, Sieg oder Tod die Rede seyn könne, eilte auf den rechten Flügel und stellte sich an die Spitze des smaländischen Regiments, dessen Oberstlieutenant er, entweder weil derselbe nicht gehorchen wollte, oder zur Strafe dafür, daß das Regiment dem Könige nicht schnell genug gefolgt war, mit dem Degen durch und durch rannte. Schon hatte sich hier, wie im Centrum, die Kunde von dem großen Unglück verbreitet; denn man sah Gustav Adolf's lediges Pferd mit Blut bedeckt die Fronte hinunter rennen. Ein Gemurmel: „der König ist verwundet, gefangen, todt," lief durch die Reihen. Wüthend stürzten Reiter und Fußvolk, ihn zu retten oder zu rächen, von Neuem auf die Landstraße los, Alles vor sich her zermalmend. Die Batterie der 7 Kanonen ward zum zweitenmal genommen, zum zweitenmal gegen den Feind gerichtet. So fürchterlich war der Andrang, daß die ganze kaiserliche Reiterei auf dem linken

:lügel geworfen, die großen Vierecke zerrissen wurden. Zum Unglück ür Wallenstein kam Feuer unter seine Pulverwagen, mehrere flogen nter großer Verheerung in die Luft. Ganze Reiterschwadronen rissen us und galoppirten davon Leipzig zu, eine Menge Weiber, die sich der :roßpferde bemächtigt hatten, folgten ihnen nach. Zur nämlichen Zeit)aren die Windmühlen sammt der dortigen großen Batterie nach lan- em Kampfe in die Gewalt des schwedischen linken Flügels gefallen. luch auf dieser Seite wurde der Feind aus dem Felde geschlagen und nit seinen eigenen Kanonen beschossen.

Die Schlacht war für Wallenstein verloren: da traf Pappenheim nit seiner Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Der Befehl Friedland's)atte ihn zu Halle erreicht, als eben sein Fußvolk mit Plünderung dieser Stadt beschäftigt war. Weil er keinen Augenblick verlieren durfte, gab :r dem nächsten Offizier den Auftrag, die Infanterie zu sammeln und 'ogleich nachzuführen, nahm die Reiterei mit sich, und ritt in großer Hast nach Lützen. „Wo kommandirt der König?“ war seine erste Frage, als er auf dem Schlachtfelde ankam. Er brach auf den rechten Flügel der Schweden ein, voll Begierde, persönlich mit einem Gegner zu fechten, der nicht mehr unter den Lebendigen war. Zwei Kugeln trafen ihn, er mußte tödtlich verwundet aus dem Gewühle weggetragen werden. Allein seine Ankunft erneuerte den Kampf. Wallenstein fand unter dem Schutze der Pappenheimischen Kürassiere Gelegenheit, Fußvolk und Reiterei wieder zu sammeln. Der Herzog Bernhard von Weimar erstaunte über die Menge frischer Truppen, die sich ihm entgegen warfen. Ein neuer Angriff, fürchterlicher als alle früheren, erfolgte. Noch einmal wurden die Schweden über die Landstraße zurückgetrieben. Aber drüben hielten sie mit unerhörter Tapferkeit Stand. „Nie ward,“ so berichtet [1]) ein Zeitgenosse, „eine Schlacht von Truppen, die so lange im Feuer standen, besser geschlagen.“ Von den schwedischen Fußbrigaden litten die beiden mittlern, unter dem Grafen Nils Brahe und dem Obersten Winkler, am meisten. Die Kaiserlichen stürzten sich auf dieselben in großen Haufen zu 2—3000 Mann. Graf Nils Brahe ward tödtlich in das Knie geschossen, ein Mann, den König Gustav Adolf wenige Tage vor der Schlacht, unter allen seinen Offizieren nächst Torstensohn, für würdig erklärte, ein Heer zu führen. Der Oberst Winkler ward in Hand und Arm verwundet, sein Oberstlieutenant Caspar Wolf fiel. Mehrere Feldzeichen, selbst die königliche Leibfahne, gingen verloren. Gemordet konnten diese tapfern Fußknechte, der Kern des Heeres, wohl werden, aber nicht zum Weichen gebracht. „Zum Erstaunen wars,“ berichtet [2]) Khevenhiller, „wie das ganze gelbröckete Regiment nach einer halben Stunde in derselben schönen Ordnung, die es zuvor mit größter Tapferkeit lebend eingenommen, todt bei seinen Waffen lag.“ So arg wüthete

[1]) Geijer III, 235. — [2]) XII, 193.

der Tod, daß von sechs Mann fünfe fielen oder schwer verwundet wurden. Die dritte schwedische Brigade unter Oberst Carl Härd litt weniger, doch waren von ihr nach der Schlacht nicht viel über 400 Mann übrig.

Während dieser ganzen Zeit hielt Generalmajor Knipphausen seine Regimenter des zweiten Treffens außer dem Gefecht, „was," wie ein Bericht [1]) sagt, „keine geringe Ursache des Sieges war, weil die Schaaren der ersten Linie hier in einer großen und ungebrochenen Masse sichere Stütze fanden." Herzog Bernhard war nicht wenig froh, als er bei Lichtung des Nebels Knipphausen, den er nach seiner eigenen Aussage in Stücken gehauen zu finden fürchtete, nun in so guter Ordnung dastehen sah. Kurze Zeit vor Sonnenuntergang brach der Nebel von Neuem, es wurde wieder hell, obgleich nur auf eine halbe Stunde. In diese kurze Frist drängte sich jetzt die ganze Entscheidung des Tages, Sieg oder Niederlage, zusammen. Das zweite Treffen rückte vor, wer vom ersten noch lebte oder die Fäuste rühren konnte, schloß sich an. Mit letzter verzweifelter Anstrengung fiel man auf den Feind, die Landstraße ward zum drittenmale überschritten, die Kanonen erobert und auf die eigenen Besitzer gerichtet. Indessen brach die Nacht über das blutige Gefilde ein. Wallenstein ließ zum Rückzuge blasen, den er unverfolgt nach Leipzig antrat. Spät Abends kam Pappenheim's Fußvolk an, ward aber von der rückgängigen Bewegung mit fortgerissen. So endigte nach neunstündigem Kampfe die Lützner Schlacht, von welcher Khevenhiller mit Recht sagt [2]), sie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währete und auf etliche Meilen Wegs rund um gehört wurde, theils wegen des unerhörten Widerstandes, indem eine Parthei der andern, ob sie gleich gewichen, immer von Neuem aufs heftigste zugesetzt, oder mit andern Worten, indem kein Theil ganz zu siegen verstand, keiner ganz besiegt zu werden vermochte.

Spät in der Nacht kam Wallenstein, der während der Schlacht sich großer Gefahr ausgesetzt und seine Feldherrnpflichten wohl erfüllet, mit wenigem Volk in Leipzig an. Am folgenden Morgen sammelte sich das kaiserliche Heer um Leipzig, und erhielt dann Befehl nach Böhmen zu ziehen. Auf 9000 Todte wird der Verlust beider Theile geschätzt. Von der Wuth des Kampfes zeugt besonders der auffallend große Verlust an Offizieren. Der edelste von ihnen, Pappenheim, starb den $\frac{7}{17}$. November Morgens frühe um 3 Uhr in der Pleißenburg an seinen Wunden.

Als er an der Spitze seiner Kürassiere jene beiden Pistolenschüsse erhielt, war sein Leibtrompeter abgesprungen und dem Rosse des Feldmarschalls in die Zügel gefallen, indem er ihn bei allen Heiligen beschwor, seines Lebens zu schonen. Unwillig wies er Anfangs den treuen Diener ab, mußte sich aber doch zuletzt, von Blutverlust erschöpft, wegbringen lassen. Der Trompeter führte ihn in einer aufgefundenen Gene-

[1]) Geijer III, 236. — [2]) XII, 197.

alskutsche nach Leipzig, indem er ihn in seinen Armen hielt [1]). Die Wunden waren tödtlich. Sein durch die Niederlage der Kaiserlichen verdüsterter Geist erheiterte sich in den letzten Augenblicken, als er erfuhr, daß Gustav Adolf, der unversöhnliche Feind des katholischen Glaubens, auch dahin sey [2]).

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim wurde in demselben Jahre, wie Gustav Adolf, 1594 aus einem edlen schwäbischen Geschlechte geboren. Sein Vater, den er früh verlor, war der Reichserbmarschall Veit Herr zu Pappenheim und Triechling. Bei seiner Geburt brachte der Knabe zwei rothe Striemen auf der Stirne, den Schwertern ähnlich, die sein Haus im Wappen führt, mit auf die Welt. Dieses Muttermal verschwand, als er heranwuchs; doch kamen die Schwerter in leidenschaftlichen Aufregungen wieder hervor, wenn sein Blut durch Zorn oder sonst in Wallung gerieth. Von der Natur selbst schien er zum Soldaten gestempelt. Sein Vormund gab ihm eine wissenschaftliche Erziehung. Pappenheim studirte zuerst in Altdorf, dann in Tübingen, machte hierauf Reisen durch die Länder des romanischen Europa, deren Sprachen er lernte, und ward dann zu Prag als Reichshofrath angestellt. Beim Ausbruche des Krieges griff er zu den Waffen. Sein rühmlicher Antheil an der Prager Schlacht ist oben geschildert worden. Mit immer steigender Auszeichnung diente er unter Tilly und Wallenstein. Daß er es verstand, auf eigene Faust Krieg zu führen, beweist sein siegreicher Kampf gegen die schwedischen Waffen in Westphalen. Nur er allein von allen Andern gewann den Feinden Boden ab, obgleich seine Streitkräfte nicht bedeutend waren. Sein Zug nach Mastricht ist glänzend, vielleicht ausschweifend, denn dieser Geist liebte das Außerordentliche. Doch muß man andererseits sagen, daß der spanische Kampf in zu genauer Verbindung mit dem deutschen stand, als daß man es einem kaiserlichen Feldherrn übel nehmen konnte, der Statthalterin von Brüssel zu Hilfe gezogen zu seyn. Trotz jenen Weigerungen, dem Befehle Friedland's zu gehorchen, stand er mit dem Herzog bis zu seinem Ende auf freundlichem Fuße. Beweis dafür sein letzter Wille, den Pappenheim wenige Tage vor der Lützener Schlacht abfaßte, und in welchem er den Herzog von Friedland zum Vormünder seines einzigen Sohnes und seiner Wittwe einsetzte, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte. Wallenstein rechtfertigte dieses Vertrauen auf eine ehrenvolle Weise. Er verschaffte der Wittwe einen Jahresgehalt von 4000 Gulden [3]).

Nach Pappenheim's Tode fand man seinen Körper von mehr als hundert Narben bedeckt, sein Gesicht war durch frühere Wunden ganz zerfetzt, sprechende Zeugen einer außerordentlichen Kühnheit [4]). Diese Eigenschaft, verbunden mit unbegränzter Freigebigkeit, machte ihn zum Abgott der Soldaten. Der Besieger so vieler Städte, in dessen Händen

[1]) Das. XII, 194. — [2]) Die Beweise bei Harte II, 536. — [3]) Förster, Wallenstein S. 436. — [4]) Chemnitz I, 467 .b.

ungeheure Brandschatzungen zusammen strömten, verwandte Alles auf sein Volk, und erübrigte Nichts für sich, und das zu einer Zeit, wo das Kriegshandwerk in gierige Glücksjägerei ausgeartet war. Zu Leuten, die ihn darüber tadelten, daß er sein Geld wegwerfe, pflegte er zu sagen: „das Verdienst steckt nicht in der vollen Börse [1].“ Ruhm war das Ziel, das er erstrebte, aber diese edle Leidenschaft trug eine ghibellinische Färbung, die ihren Werth erhöht. Pappenheim suchte den erstrebten Ruhm nicht blos in dem Namen eines tapfern Haudegens, sondern in dem Rufe eines Helden, der für Herstellung des deutschen Reiches sein Blut verschwendet. Sicherlich war seine Begeisterung eben so gut politischer als kirchlicher Natur, darum konnte er mit dem Kurfürsten von Bayern, unter dessen Fahnen er Anfangs focht, nicht lange in gutem Vernehmen bleiben, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß der Wolfenbüttler Köder, den ihm Wallenstein vorhielt, viel in diesem Sinne gewirkt haben mag. Pappenheim genoß das Glück, schon bei Lebzeiten große Anerkennung zu finden. Gustav Adolf schätzte ihn unter allen Gegnern am Höchsten; er nannte ihn vorzugsweise den Soldaten. Auch das katholische Volk, das der glänzenden Erscheinung des schwedischen Fürsten ein Gleichgewicht derselben Art entgegen setzen wollte, sah in ihm den ebenbürtigen Gegner des Königs. Eine Sage [2]) ward aus dieser Volksmeinung geboren: „in den Archiven seines erlauchten Hauses sey die Weissagung eines Mönchs gefunden worden, kraft welcher einst ein mit Narben bedeckter Pappenheim, auf weißem Rosse reitend, einen großen König des Nordens auf dem Wahlplatz mit eigener Hand erlegen werde.“ Ueberhaupt ist es merkwürdig, in welche enge Beziehungen das Schicksal beide Männer gesetzt hat. In einem Jahre geboren, hochgefeierte Vorfechter zweier Kirchen, von ihren Glaubensgenossen bewundert, starben Beide bei gleicher Veranlassung an einem Tage (innerhalb 14 Stunden.) Mit Pappenheim, dem Urbilde eines deutschen Edelmanns, war die Blume des katholischen Heldenthums abgeknickt, wie mit Gustav Adolf's Abtreten die des lutherischen. Von Nun an nahmen die bösen Künste der Arglist auf eine abstoßende Weise überhand.

Wir haben die Leiche des Königs auf dem Schlachtfelde verlassen, wo 9000 um ihn, gleich Hekatomben, die man seiner abscheidenden Seele geopfert, den letzten Schlummer schliefen. Da fand man sie nackt ausgezogen, zertreten, mit dem Angesicht gegen die Erde gekehrt [3]). In einem Rüstwagen wurde sie nach dem Dorfe Meuchen hinter der schwedischen Schlachtordnung gebracht. Laut einer schriftlichen Erzählung, die sich in der Familie des dortigen Schulmeisters bis auf unsere Zeit erhielt, ging es dabei so zu: mehrere Reiter und Offiziere geleiteten sie in der Nacht vom $\frac{6}{16}$. auf den $\frac{7}{17}$. November nach dem Orte, ritten in die Kirche hinein und legten sie vor dem Altar nieder. Sie war

[1]) Gualdo bei Francheville S. 225. — [2]) Harte II, 436. — [3]) Geijer III, 239 flg.

von Wunden so entstellt, daß man für nöthig erachtete, sie sogleich zu öffnen. Ein Theil der Eingeweide wurde in der Kirche begraben. Zuvor hielt der Schulmeister Gottesdienst und einer der Krieger die Grabrede. Dann brachte man die Leiche in ein benachbartes Haus, wo sie auf einen Tisch gelegt ward, der noch gezeigt wird. Der Schulmeister, zugleich Schreiner des Orts, zimmerte den einfachen Sarg, in dem sie Tags darauf nach Weißenfels gebracht wurde. Der Reitknecht Jakob Erichson, derselbe, der an des Königs Seite hart verwundet ward und mit der Leiche in das Dorf kam, blieb daselbst, bis er geheilt war. Mit Hülfe von dreizehn Bauern wollte er einen großen Stein an die Stelle bringen, wo der König gefallen war. Allein sie vermochten ihn nur dahin zu wälzen, wo er jetzt steht (der sogenannte Schwedenstein), der rechte Platz, wo König Gustav Adolf gestorben, soll vierzig Schritte weiter davon seyn, auf einem Ackerrain, wo ehemals ein Akazienbaum stand. In Weißenfels wurde der Leichnam vom Apotheker Casparus einbalsamirt. Laut einem amtlichen Berichte, zählte er an demselben neun Wunden. Gustav Adolf's untröstliche Gemahlin ließ sein Herz, das ungewöhnlich groß war, in einer goldenen Kapsel verwahren und wollte lange Zeit nachher sich weder von der Kapsel noch von der Leiche trennen, bis die schwedische Geistlichkeit ein strenges Wort darüber sprach. Von Weißenfels ward der Leichnam nach Witteberg geführt, wo er eine Nacht in der Schloßkirche stand. Augenzeugen fanden das Angesicht noch zum Erstaunen ähnlich. Von Witteberg ging der Trauerzug nach Wolgast. Im folgenden Sommer brachte der Reichsadmiral Gyllenhielm die Leiche nach Nyköping; erst den 21. Junius 1634 ward sie zu Stockholm in der Ritterholmskirche, die Gustav Adolf selbst zu seiner Ruhestätte erkoren, feierlich beigesetzt.

Bekanntlich liebt es die Volkssage, den Ausgang wie die Geburt großer Männer über das gewöhnliche Maaß zu erheben. So geschah es auch hier. Noch im Dezember 1632 kam das Gerücht auf, daß Gustav Adolf wider die Natur gestorben, daß er von einem Verbündeten, dem Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, niedergeschossen worden sey. Dieser Fürst war ein charakterloser Mann, wie Andere mehr. Er floh, als der König unter die Feinde gerieth, vom Schlachtfeld nach Weißenfels hinter die schwedische Linie, offenbar weil er für sein theures Leben fürchtete. Er trat bald darauf in kursächsischen, später in kaiserlichen Dienst, ohne Zweifel weil er berechnete, daß es nach des Königs Tode mit den Schweden auf die Neige gehen werde. Diese Umstände schufen den ersten Saamen des Verdachts; dennoch hätte man davon abgeben sollen, wegen Dessen, was später geschah. Franz Albert wurde nämlich in den Wallensteinischen Prozeß verwickelt, auf den Tod angeklagt und ein ganzes Jahr eingesperrt, dann, nachdem er das Lutherthum mit dem katholischen Glauben vertauscht, frei gegeben und wieder im kaiserlichen Heere verwendet. Wäre er nun der Mörder

gewesen und hätte er durch ein Verbrechen dem kaiserlichen Hofe den höchsten Dienst geleistet: so würde man ihn entweder nicht verfolgt, oder dem beleidigten Mitwisser eines solchen Geheimnisses für immer den Mund gestopft haben, das ist klar. Die Unschuld des Lauenburger's hat zuerst der von Murr veröffentlichte Brief Leubelfing's dargethan [1].

[1]) Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 121 flg. Ich theile die Urkunde mit: „Aus unterschiedlichen Schreiben, als aus Naumburg vom 11. und 28. November 1632, aus Erfurth vom 17. und 18. desselben Monats, wie auch aus meines lieben Sohnes Augusti von Leubelfing Bericht und Aussag vor seinem seligen Hintritt haben wir vernommen, daß weiland Ihro königliche Majestät, Herr Gustavus Adolphus, König in Schweden rc. rc. höchstseligen Andenkens den 5. November mit ihrer Armee, welche über 18,000 Mann nicht stark geweßt, von Naumburg aufgebrochen, Weißenfels eingenommen und dem Feind nachgefolgt, welchen sie zwar spät und in äußerster Unordnung angetroffen; weilen aber die Nacht schon da war, konnte nichts ausgerichtet werden und retirirte sich der Feind hinter das Städtlein Lützen, da sie dann nicht allein den Landgraben zum Vortheil vor sich hatten, sondern auch eine Schanze und doppelte Gräben und bei den Windmühlen die Stücke aufpflanzten. Darauf gingen nun Ihro königliche Majestät den 6., als an einem Dienstag Morgens frühe, gerabzu mit ihrer Armee, obwohl der Herzog von Friedland als Generalissimus, nachdem er sich mit des General Pappenheim's Armee vereinigt, mehr als noch einmal so stark als der König geweßt. Und obwohlen Herzog Bernhard von Weimar den rechten Flügel, Generalmajor Knipphausen den linken und der König das Mittel geführt, so seye doch Ihre Majestät vor der Reiterei, als des Obristen Steinbocks Regiment, so derofelben folgen sollen, nur mit acht Personen vorangeritten, die Sie ihnen selbst auserwählt hatte, darunter dann Herzog Franz Albrecht von Sachsen und Molck, Ihro Majestät Leibknecht und mein Sohn Augustus geweßt. Weilen aber besagte Steinbock'sche Reiter etwas gestutzt und nicht gefolgt, ist dieser christliche König und Held von dem Feinde umringt worden und als Ihro Majestät etliche Schuß und Stich bekommen und zuvor sechs Mann erwürgt hatte, sind sie endlich von dem Pferde gefallen, Derofelben dann mein Sohn zugerennt, von seinem Pferd abgestiegen, solches dem König präsentirt, mit Vermelden, ob Ihro Majestät auf seinen Klepper sitzen wollten, es sey besser, er sterbe, als Ihro Majestät. Da haben Sie ihm beede Hände dargeboten, meinem Sohne ist aber unmöglich geweßt, Ihro Majestät allein zu erheben, gestalt dann Dieselbe Ihnen selbst nicht mehr helfen können. Unterdessen sind nun des Feindes Kürassire, solches sehend, darauf zugeritten und haben wissen wollen, wer dieser sey, aber weder der König noch mein Sohn wollten es sagen, drauf hat Ihrer Majestät einer das Pistol angesetzt und Dieselbe durch den Kopf geschossen, worüber der König gesagt haben soll: „Ich bin der König in Schweden selbst geweßt" und ist also eingeschlafen, indem Ihro Majestät empfangen gehabt vier Schuß und zwei Stich. Meinem Sohn haben sie zwei Schuß und drei Stich gegeben, einen in die linke Seite, da die Kugel in den Leib gefallen, daß man sie nicht finden können; den andern Schuß oberhalb der Stirn an der rechten Seite, auch haben sie ihn auf der Wahlstatt bis auf's Hemd ausgezogen und für todt liegen lassen. Er ist also bei einer guten Stunde auf der Wahlstatt gelegen, bis endlich zween Ihrer Majestät Hof-Junker ihn auf ein Pferd und endlich auf Ihrer Majestät Herrn Hofmarschalls Gutschen gebracht, auf welcher er zu Naumburg in der Frauen Kochs sel. Wittib Behausung angekommen. Hat also dieser junge Cavalier, der sein ganzes Alter nur auf 18 Jahr, 7 Monat und 23 Tag gebracht, weiland Ihrer königlichen Majestät in Schweden, obwohl er in Derofelben Diensten nicht geweßt, in dieser blutigen Schlacht ganz treulich aufgewartet, Derofelben auch bis an ihr sel. Ende beigewohnt, daß er auch der Letzte unter Allen sich bei Ihro Majestät befunden. Ob nun wohl an fleißiger Wartung seiner Wirthin und nothdürftiger Unterhaltung nichts ermangelt, so sind doch seine Wunden vom Herrn Doctore Romano alsbald für tödtlich erachtet worden, daran er den 15. desselben Monats Christ- und seliglich Todes verblichen ist, wie aus seiner gedruckten Leichpredigt mit Mehrerem zu vernehmen ist. In seiner Schwachheit hat er nie keinen Schmerzen geklagt, ist gar geduldig geweßt und hat öfters gesagt, wegen seines Königs habe er solche Wunden empfangen, von wegen Ihrer Majestät wolle er auch alles gern leiden und wenn er schon wüßte, noch hundert Jahre zu leben, wollte er doch das Leben nicht mehr wün-

Daß derselbe echt und wahr ist, springt in die Augen. Auch gedenkt[1]) schon Richelieu in seinen Denkwürdigkeiten der Aussagen des jungen Leubelfing, nur verwandelt er den harten deutschen Namen in den halbwälschen Laut Lasbelsin. Fast unbegreiflich erscheint es, daß man bei einer so schweren Beschuldigung gegen den Lauenburger, welche beinahe zwei Jahrhunderte lang ein Schriftsteller dem andern nachschrieb, gar keine Rücksicht auf den Thatbestand, auf den Erfund der Leiche nahm. Und doch könnte man gerade hieraus, auch ohne Leubelfing's Brief, einen vollgültigen Beweis führen, daß Gustav Adolf nicht von einem Feind — dem Lauenburger — sondern von Mehreren getödtet worden ist.

Alle Nachrichten melden einstimmig, die Leiche sey nackt und ausgeplündert gefunden worden; daß sie neun Wunden hatte, bezeugt ein amtlicher Bericht[2]). Gustav Adolf mag immerhin vor dem tödtlichen Schusse durch den Kopf zwei andere empfangen haben, so bleiben noch sechs Wunden zu erklären übrig. War nun Lauenburg der Mörder, so muß man entweder annehmen, daß dieser Reichsfürst seinem Gebieter nicht einen, sondern mehrere tödtliche Streiche mit Pistol und Schwert beibrachte und das in einem Falle, wo er jeden Augenblick von den nachrennenden Smaländern überrascht zu werden fürchten mußte, — diese Annahme ist aber gegen die Natur — oder müßte man sagen, die Leiche sey nachher noch weiter verwundet worden, gleichsam um sie noch todter zu machen, was abgeschmackt ist. Ferner Derjenige oder Diejenigen, welche den König umbrachten, zogen ihn auch — nach höchster Wahrscheinlichkeit — aus. Denn an diesem Orte entbrannte gleich nach der That ein fürchterlicher Kampf, der gewiß Plünderern den Muth benahm, etwas vom Boden aufheben zu wollen. Folglich müßte der Lauenburger, wenn er den König mordete, die Leiche auch geplündert haben, was eine über allen Begriff niederträchtige Gesinnung voraussetzt, die

---

schen. Mein selig verstorbener Sohn hat vor seinem seligen Ende den Wohl-Ehrwürdigen, Wohl-Edlen, Gestrengen und Mannhaften Johann Friedrich von Ellrichshausen, des Löbl. Wildenstein. Regiments Lieutenant, bittlichen ersucht, Ihme nicht allein nach seinem sel. Hintritt ein Christliches ehrliches Leichen-Begängniß und Begräbniß zu bestellen, sondern daß auch wohlermelter Herr Kähr, solches mir, als seinem herzvielgeliebten Herrn Vater und den Seinigen, seinen seligen Hintritt schreiben und mich bitten wollte, daß wir uns wegen desselben nicht betrüben wollten, denn er habe in seinem Beruf in einer christlichen und ehrlichen Gelegenheit sein Leben aufgegeben und neben Ihrer königlichen Majestät in Schweden ꝛc. für Gottes Wort und Ehre ritterlich gestritten. Ob auch schon (sollen seine eigenen Ausdrücke gewest seyn) ich Ihn in diesem Leben nicht mehr sehen werde, so wollten wir doch, ob Gott will, einander in ewiger Freude wieder sehen. Also hat mehr wohlgedachter Herr Kähr solchen seinen letzten Willen redlich vollzogen, indem er nicht allein von meines lieben Sohns sel. Hintritt mich Schriftlichen berichtet, sondern er hat auch, da er und der von Ellrichshausen seinen Leichnam den 23. November zu Naumburg in der Stadt-Kirche zu St. Wenzeslai christlich und adelich beisetzen und begraben lassen, die Begräbnißkosten aus seinem Seckel baar abgestattet. Der allmächtige Gott wolle seiner Seelen mit Gnaden pflegen und seinem Leib an jenem großen Tag eine fröhliche Auferstehung, uns aber noch Ueberbleibenden ein fröhliches Simeonis Stündlein verleihen, um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen Amen, Amen!" — [1]) Mémoires VII, 260. — [2]) Des Adler Salvius an den schwedischen Reichsrath bei Geijer III, 240.

man ohne die triftigsten Beweise keinem Menschen zutrauen soll. Doch genug von einer Sache, die an sich klar ist. Keiner von den hohen Offizieren, die bei Lützen mitfochten, glaubte daran. Dennoch hat die schwedische Diplomatie das Gerücht zu ihren Zwecken benützt, um den Kaiser und gewisse Reichsfürsten verhaßt zu machen [1]).

Siebentes Capitel.

Des Königs Plane und Zukunft. Wallenstein's Ermordung. Der westphälische Friede.

Gustav Adolf's Gestalt verkündigte den Helden. Um eines Hauptes Länge ragte er über alles Volk hervor, seine Glieder standen in schönem Ebenmaaß, nur ward sein Körper in den letzten Jahren zu fett, so daß es schwer fiel, ein Roß zu finden, das ihn leicht trug. Muth und Hoheit funkelte aus dem großen Auge, dessen Sehkraft nicht weit reichte. Der Ernst seines Gesichtes war durch einen lieblichen Ausdruck der Milde veredelt, die Nase gebogen nach Adler Art, die Haut weiß, das Haar blond, fast goldfarben, so daß die Italiener ihn den Goldkönig (re d'oro) nannten [2]). Ueber seinen Werth als Heerführer hat sich der beste Richter, Napoleon, ausgesprochen. Dieser reiht ihn unter die acht Feldherren der Weltgeschichte [3]), deren mittlerer Gustav Adolf, deren neuester Napoleon selbst ist. Indeß hat der Glanz kriegerischer Thaten, deren Zeugen die älteren aus uns waren, das Andenken Gustav Adolf's in den Hintergrund gedrängt, auch schadeten ihm ungehörige Vergleichungen. Ich selbst habe öfters von Offizieren sagen hören: Gustav Adolf sey zwar ein guter Taktiker, aber kein Stratege gewesen. Wenn man den Sinn dieser Worte, die wie die meisten fremden Ausdrücke an Dunkelheit siechen, in klare Begriffe auflöst, so ist damit gesagt: Gustav Adolf habe zwar seine Schlachten trefflich geschlagen, dagegen den Plan seiner kriegerischen Wirksamkeit nicht von Weitem her angelegt. Allein die Möglichkeit dieses zu thun, setzt große Hülfsmittel voraus. Gustav Adolf's Streitkräfte waren beschränkt, er hing sehr viel von den augenblicklichen Umständen, von Zufällen ab. Da rechne einer weit voraus! Ein Millionär und ein Mann von mäßigem Vermögen können gleiche Geisteskräfte haben, doch wird jeder von ihnen, wegen des Mißverhältnisses zwischen ihren Mitteln, ver-

[1]) Man sehe die Abhandlung von Förster in Wallenstein's Briefen II, 321 flg. besonders S. 354 flg. — [2]) Rühs a. a. O. S. 158 unten flg. — [3]) Alexander, Hannibal, Julius Cäsar, Gustav Adolf, Türenne, Prinz Eugenius, Friedrich II. von Preußen, Napoleon. Verschieden von dieser allgemeinen Rechnung ist die der deutschen Gibellinen, welche sieben Feldherren ihrer Nation zählen, nämlich Tilly, Pappenheim, Wallenstein, Prinz Eugenius, Laudon, Erzherzog Carl und Radezky.

schieden handeln. Um Napoleon und Gustav Adolf richtig zu vergleichen, müßte man im 17. Jahrhundert Jenen mit 15,000 Mann zur Eroberung des damaligen Deutschlands aussenden, Diesen mit allen Hülfsquellen der französischen Revolution ausrüsten können. Da dies unmöglich, da die Verhältnisse Beider völlig verschieden waren, soll man auf eine Vergleichung verzichten und Jeden in seinem eigenen Werthe gelten lassen.

Daß Gustav Adolf nach der deutschen Kaiserkrone strebte, ist sonnenklar, auch finde ich die Bedenklichkeit Derer lächerlich, welche zu des Königs Ruhme dieses Geheimniß unterdrücken möchten. Niemand hat Gustav nach Deutschland gerufen, wie ein Räuber ist er in unser Reich eingebrochen. Nur durch eine große politische Wohlthat, nur dadurch, daß er unserer Nation ihre Einheit zurückgab, konnte er das schreiende an Deutschland verübte Unrecht gut machen. Um einen solchen Preis hätten wir uns die Herrschaft des Fremdlings-gefallen lassen können. Unsere Nation war damals nicht so dumm, wie theologische Sudler sie darstellen, noch gemeint, für kirchliche Redensarten sich einem hergelaufenen königlichen Abenteurer an den Kopf zu werfen. Aber das Schicksal griff ein: Derjenige der es vermochte, unter lutherischem Banner die Einheit des Reichs wieder zu begründen, starb in der Lützner Schlacht den Tod eines Soldaten. Fünfzehn Monate später fiel auch das katholische Haupt, das den gleichen Zweck wie Gustav verfolgte.

Wallenstein griff die Sache am rechten Trumm an; ich glaube seinen Plan zu verstehen. Er sah, daß die schwedische Macht allmählich durch innerliche Zwietracht in sich zerfiel; Bernhard einer-, Horn und der Reichskanzler andererseits vertrugen sich von Tag zu Tag schlechter. Will man falsche Freunde mit einander entzweien, so gibt es kein besseres Mittel, als sie sich selbst zu überlassen; sobald man von Außen auf sie schlägt, zwingt man sie zur Vereinigung. Auch gewahrte er mit Vergnügen, daß die Schweden, namentlich Bernhard, Baiern vollends aussaugten. Das war seinen Wünschen gemäß; denn dadurch verlor der verhaßte Kurfürst zuletzt alle Macht und ebendadurch die Fähigkeit, Friedland's Plane zu durchkreuzen. Endlich berechnete er, daß des Kaisers Hülfsmittel zwar ausreichten, um dem Feinde die Waage zu halten, aber nicht um ihn völlig zu erdrücken, weil Frankreich, weil andere Staaten immer wieder Oel ins protestantische Feuer gossen, sobald die kaiserliche Sache Vortheile gewann. Also nützte hier Gewalt Nichts. List mußte helfen und wahrlich kein Mensch hat die Rolle des Schlauen besser gespielt als Friedland. Die mächtigsten evangelischen Reichsfürsten, die längst sich murrend gegen den schwedischen Schutzherrn sträubten, sollten auf die kaiserliche Seite herübergezogen, und folglich die Protestanten selbst aneinander gehetzt werden. Aber dieser Zweck war nicht erreichbar, so lange Friedland nicht Diejenigen, welche er ködern wollte, glauben machte, daß er selbst und daß der

Kaiser auf Unterdrückung verzichtet habe. Also nahm er die Maske des Friedfertigen vor, klagte unaufhörlich über die Uebel des Kriegs, über die Verheerung Deutschlands. Mehrere neue Geschichtschreiber vermeinen, daß es ihm damit Ernst gewesen sey, aus überschwenglicher Verehrung für archivalische Urkunden, oder mit andern Worten, weil sie Aeußerungen der Art in seinen eigenhändigen Briefen gefunden haben. Diese Gelehrten bilden sich ein, daß man nur die Zunge und allenfalls den gedruckten Buchstaben — wie unsere herkömmliche deutsche Geschichte beweist, die größtentheils erlogen ist — nicht auch die Hände des Briefstellers zum Lügen brauchen könne.

Damals glaubte es ihm kein Mensch auf sein Wort. Wallenstein wünsche nur Frieden! klingt in der That so wahrscheinlich, als daß ein Mächtiger die Quelle seiner Macht, ein Herrschsüchtiger die Unterwerfung Tausender unter seinen Willen, ein Geiziger das Geld, ein Held die Waffen verabscheue, oder ein guter Sohn seine Mutter ins Angesicht schlage. Folglich mußte er, um mit seinen Behauptungen Eingang zu finden, die andere Parthei überreden, daß der Friede, oder vielmehr die Demüthigung Oesterreichs in seinem eigenen Interesse liege. Er machte Miene, vom Kaiser abzufallen; die Franzosen boten ihm die Krone Böhmen und eine Million Livres an, wenn er an seinem Herrn zum Verräther werde. Wallenstein stellte sich erfreut über diesen Vorschlag. Seine Plane nahten ihrer Reife. Alle Gegner des Kaisers waren heillos verwirrt; die französischen Unterhändler mußten nachher gestehen [1], daß sie vom Friedländer hinters Licht geführt worden seyen. Sachsen, Brandenburg waren auf dem Punkte, zum Kaiser überzutreten, den sie wegen Wallenstein's kluger Unthätigkeit nicht mehr recht fürchteten. Schon umfing sie Friedland's Netz, denn führte er nicht den sächsischen Feldmarschall, das Auge, den Mund und die Faust Johann Georg's an der Leine, standen nicht wichtige Stimmen zu Berlin in seinem Solde! Während dieser ganzen Zeit hielt der Friedländer sein Kriegsvolk in Böhmen beisammen, und sparte es außerordentlich; es waren die Nüsse für den Nachtisch. Diese großen unabgenützten Streitkräfte sollten erst hervorbrechen, wenn die guelfische Parthei durch innere Entzweiung aufs Aeußerste geschwächt war, wenn das völlig erschöpfte Deutschland sich dem Gesetze des Stärkeren nicht mehr entziehen konnte.

Nur in einem Punkte täuschte sich Friedland, darin, daß er wähnte, der Wiener Hofe werde ihn und seine schrankenlose Hauptmannschaft länger dulden, als die äußerste Noth gebot. Wir haben oben bemerkt, daß Verträge der Art, wie der von ihm dem Kaiser aufgezwungene, überall und jeder Zeit nur so lange gehalten werden, als man muß. Die Herren zu Wien sahen, daß ihre Lage sich merklich besserte, sie begannen zu glauben, daß man auch ohne einen solchen Steuermann wei-

---

[1]) Man vergleiche Wallenstein's Briefe III, 431 flg.

ter segeln könne, der Wahn seiner Nothwendigkeit verschwand. Am Hofe hatte Wallenstein eine mächtige Gegenparthei [1]), die sich von seinem Todfeinde, dem Kurfürsten von Baiern, leiten ließ. Auch im Heere umlauerten ihn Verräther. Die deutschen Obersten waren für ihn, gegen ihn der größte Theil der Fremden, die Schotten, Iren, besonders jene Wälschen, welche man, wie oben gezeigt worden, seit 1630 in die Befehlshaberstellen eingeschwärzt hatte. Der Kaiser wurde zuletzt von diesen Menschen hingerissen, die dem Friedländer ein Gewebe des schwärzesten Verraths unterlegten. Die Verfügung, Wallenstein lebendig oder todt festzunehmen, erging an Gallas, und den $\frac{16}{25}$. Februar 1634 ward Friedland umgebracht.

Es ist ein melancholischer Trost, daß kein Deutscher sich dazu brauchen ließ, Hand an den Feldhauptmann zu legen. Die Mörder waren lauter Iren, Schotten, Wälsche und anderes hergelaufenes Volk; auch theilten sich hauptsächlich Wälsche in den Preis der That. Doch bekam es ihnen schlecht. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg, als Anhänger Friedland's verhaftet, ward angeklagt [2]) gesagt zu haben: „die Wälschen hätten den frommen Herzog von Friedland unschuldiger Weise ums Leben gebracht, die Deutschen aber seyen Hundsfötter, daß sie sich von den wälschen Buben, denen man die Hälse brechen müsse, kommandiren ließen.“ Lauenburg gestand zu, daß er wüthende Erbitterung unter Deutschen und Wälschen bemerkt, und geäußert habe: „wenn keine Vorsorge getroffen werde, könne leicht eine große Schlägerei daraus entstehen.“ Diese Gesinnung lebte wirklich in Friedland's nachgelassenem Heere. Laut dem Bericht einer gleichzeitigen Quelle [3]), brach nach Wallenstein's Tode heftige Partheiung im Lager aus. Zweikämpfe folgten auf Zweikämpfe; die Offiziere unserer Nation forderten die Wälschen vor die Klinge und stachen sie über den Haufen. Ja, ganze Fahnen geriethen aneinander und mehrere Regimenter erklärten: jetzt, da ihr General todt sey, solle man sie ausbezahlen und abdanken; wo nicht, würden sie sich an den Erblanden erholen. Der Aufstand wurde zuletzt im Blute vieler Friedländischen erstickt; die Uebrigen kehrten, wie es ihre Schuldigkeit war, zum Gehorsam gegen den Kaiser zurück, und gewannen noch im nämlichen Jahre die Schlacht von Nördlingen, welche beinahe die Schweden zu Grunde richtete. Aber bald zeigte es sich, daß das Haupt fehlte, welches allein den langen Kampf zu einem glücklichen Ausgang zu führen vermocht hätte. Der Krieg endete zu Deutschlands Verderben. Was hat uns der westphälische Friede gekostet! Macht, Ehre, Einheit, Nationalität, Selbstbewußtseyn.

Im Laufe des 30jährigen Kriegs kam mehrfach an den Tag, wo das eigentliche Deutschland liege. So lange der Kampf jenseits der

[1]) Khevenhiller läßt im Jahre 1633 Wallenstein sagen: „ich wollte, daß der Teufel längst alle Jesuiten geholt hätte, ich werde sie aus dem Reiche jagen.“ XII, 580. — [2]) Wallenstein's Briefe III, Anhang S. 16. — [3]) Theatrum Europ. III, 185 a.

Elbe tobte, war er ein bloses Soldatenspiel, so wie er jenen Fluß, noch mehr, wie er den Thüringer Wald überschritt, ward er zum Volkskrieg; der niedersächsische Bauer griff für das Lutherthum und seine Fürsten, der Oberschwabe für das Reich und die apostolische Kirche, der Baier für Rom und seinen Herzog, der Oberösterreicher für das Lutherthum und gegen die Landesherrschaft zum Gewehr. Da in den Heimathländern der 4 Stämme, welche seit dem 10. Jahrhundert das Reich gegründet, und 500 Jahre lang die erste Rolle in Europa gespielt, gab es nicht blos eine von Beamten gegängelte, zum Dünger fürstlichen Wachsthums erniedrigte, unter der Peitsche gehaltene Menge, sondern eine Nation, deren niederste wie höchste Glieder das Leben für die Gegenstände ihres Hasses und ihrer Liebe einsetzten. Nun eben diese Kernprovinzen des alten Kaiserthums hat jener Friede zu Grunde gerichtet. Das Reich ward vom Kaiser losgetrennt, die Wechselwirkung zwischen Haupt und Gliedern in der Art unterbunden, daß kein allgemeines deutsches, sondern nur ein provinzielles Leben übrig blieb. Oesterreich aus Deutschland hinausgedrängt, nahm nothgedrungen eine slavische, ungarische, oder wälsche Richtung, und bald entstand im Norden jene slavisch-deutsche Gewalt, welche die innerliche Zerspaltung Germaniens vollenden half.

Auf den Charakter unseres Volks haben diese Verhältnisse fast noch einen schlimmern Einfluß geübt, als auf seine Macht. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zeigte der Deutsche Eigenschaften, wie heut zu Tage die Engländer. Ich will für diese Behauptung einige Beweise führen, die den Lesern unglaublich scheinen dürften, und die auch mich beim Auffinden in Erstaunen setzten. Der Zeuge, den ich stelle, ist der französische Kardinal, der so viel zum Untergang des Reiches beitrug. Richelieu sagt an einer Stelle seiner Denkwürdigkeiten [1]: „Wallenstein habe die Beschwerden des Königs von Schweden, wegen Versagung seiner Gesandten aus Lübeck, mit deutschem Stolze abgewiesen.“ Eingedenk des Sinnes, in welchem die Franzosen seit Voltaire das Wort deutsch zu gebrauchen pflegen, war ich erst der Meinung, jener Satz möge so viel besagen: Wallenstein habe bei dieser Gelegenheit einen Stolz gezeigt, so dumm und verkehrt, wie er sich nur bei Deutschen finde. Aber eine andere Stelle bewies mir, daß Richelieu keineswegs so zu verstehen sey. „Wallenstein,“ äußert [2] er, „war hochmüthig, wie es bei Emporkömmlingen gewöhnlich, und hegte gegen fremde Mächte und Nationen jenen Haß und jene Verachtung, welche allen Deutschen gleichsam angeboren ist.“ Man sieht also, der Kardinal will sagen: die Deutschen zeichnen sich vor andern Völkern durch unbändigen Nationalstolz aus, und sehen auf die übrigen Nationen, wie auf Geschöpfe niederer Art herab. Wahrlich, wenn dieser Stolz unserer Ahnen ein Laster war — ich halte es nicht

[1]) V, 145 gegen unten: Friedland lui (au roi de Suéde) répond avec un orgueil allemand. — [2]) Walstein homme superbe et plein de haine et de mépris de toutes les puissances etrangères, ce qui est naturel à tous les Allemands. VI, 396.

dafür — so haben wir uns in Folge der unglücklichen Wendung des 30jährigen Kriegs gründlich gebessert. Das Uebermaß von Selbstgefühl eines Herrenvolks ist verschwunden, an seiner Statt lernten wir die Tugenden und die Anstelligkeit von Knechten. Ein Bedientenvolk sind die Deutschen seit jener Zeit geworden.

Uebrigens ist der 30jährige Krieg nicht blos uns, den Unterdrückten, sondern auch den Unterdrückern schlecht bekommen. In Deutschland lernten die schwedischen Großen von unserer hohen Aristokratie die Unbotmäßigkeit, welche die wahre Ursache gewesen ist, warum Gustav Adolf's Tochter, Christine, die Krone niederlegen mußte. Hinwiederum entzündete das verführerische Beispiel Gustav's die Ehrsucht seiner Nachfolger, und verleitete sie zu jenen unsinnigen Unternehmungen, welche einen trügerischen Glanz schufen, aber das Land zuletzt in die tiefste Unmacht stürzten. So wenig ein Frosch sich zum Stier aufblähen kann, so wenig ist Schweden von der Natur dazu bestimmt, die Rolle einer Großmacht in Europa zu spielen. Was Frankreich anbetrifft, so endete die von Richelieu eingeschlagene Bahn, die Anfangs so glänzend schien, ganz folgerichtig im Jahre 1793 auf dem Greveplatze zu Paris mit einem Blutgerüste, auf welchem der Urenkel Ludwig's XIII. enthauptet ward. Holland, das so Vieles that, Deutschland zu verwirren, Dänemark, das uns bekriegte, die Schweiz, die sich im westphälischen Frieden vollends losriß, liegen jetzt in tödtlichen Zuckungen, wie abgehauene Glieder, denen nur durch naturgemäße Vereinigung mit einem größeren Körper zu helfen ist. Auch Italien hat den Ausgang des 30jährigen Kriegs bitter empfunden. Während sonst die alte Wechselwirkung zwischen dem Kirchenlande Italien und dem Kaiserlande Germanien beide Nationen wohlthätig aufregte, ist die Halbinsel seitdem in Todesschlummer versunken. Nur England hat gewonnen. Diese edle Insel wurde die Burg, wo deutsche Staatsverfassung und altes germanisches öffentliches Recht einen sicheren Hafen gegen die Stürme der Zeiten fand.

Ich kann und will dieses Werk nicht mit solchen untröstlichen Betrachtungen schließen. Gewiß ist die Geschichte Deutschlands vom Ende des 15. bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, obgleich Alles sichtlich sich abwärts neigt, erhebend. Erst versucht es der letzte wahre Erzbischof unserer Nation, Berthold von Mainz, gesegneten Gedächtnisses, das Reich auf einer neuen zeitgemäßen Grundlage aufzubauen, dann verbindet sich zu diesem Zweck die Ritterschaft und der Bauernstand; später übernimmt die Aufgabe Karl V., nach ihm Wallenstein, und wie schnell reift unter diesem großen Manne die Sache zur Entscheidung! Nachdem man so Vieles gethan, um die Reichsglieder durch Aufpflanzung zweier kirchlichen Banner, statt des naturgemäßen einen, zu veruneinigen, läßt das gemeine Volk aus richtigem Instinkt den Religionshaß fahren. Katholiken und Protestanten sammeln sich unter Friedland's Fahnen und ziehen einmüthig an Einem Strange. Wenn Friedland's Unternehmen

nicht gehindert ward, hätten sicherlich zuletzt die Protestanten mit Rom eine Kapitulation abgeschlossen. Aber Alles war vergebens, die Ströme Bluts, die vergossen wurden, führten nicht zum Ziele. Wir dürfen sagen: daß Deutschland zerrissen blieb, ist nicht unsere Schuld. Ein höherer Wille, die Vorsehung, hat es so geordnet.

Betrachten wir nun die Rückseite. Seit Georg von Frondsberg — der überhaupt für unsere Geschichte ein wichtiger Mann ist — das neue deutsche, auf Sold gegründete Kriegswesen schuf, macht sich eine wilde, unbändige Bewegung unter den niederen Klassen bemerklich. Der Bauer verläßt den Pflug und greift nach der Lanze, der alte germanische Trieb wacht wieder auf. Alle öffentlichen Denkmale sind voll von Klagen über das Unwesen der Lanzknechte. Im Stuttgarter Archive liegen Berichte der Amtleute im Schwarzwalde, welche melden: kein lediger Bursche sey schier mehr im Sommer aufzutreiben, alle hätten Handgeld bei den Franzosen genommen und seyen über die Vogesen gezogen, der Hugenotten Glauben zu verfechten. Wie es in der Schweiz zuging bis ins vorige Jahrhundert, so sah es damals allgemein in deutschen Landen aus. Werber machten die stärksten Geschäfte. Aus allen Bewegungen der Zeit tönt das Geschrei der Fußknechte und Reiter heraus, welche Gold für Blut eintauschen wollen. Wenn sich nun ein tüchtiges Haupt fand, das die Kunst verstand, diese wilden Elemente mit sicherer Faust zu zügeln und auf ein Ziel hinzulenken: wie, frage ich, wäre es dann den andern Nationen Europa's ergangen? Die Antwort kann kaum zweifelhaft seyn: die aufkeimende deutsche Militärmacht hätte Alle unterdrückt und mit Füßen getreten. Kurz, eine neue germanische Sturmfluth war während des 16. und 17. Jahrhunderts im Anzuge. Aufgehalten hat diese wilde Fluth dieselbe Gewalt, an der auch die erste brach — der Stuhl Petri.

Die Früchte des Schmalkaldischen Krieges entschlüpften den Händen Karl's V. hauptsächlich darum, weil der Pabst den gedemüthigten Protestanten das Haupt hob. Ganz denselben Verlauf nahm der 30jährige Krieg. Warum endete dieser entsetzliche Sturm zum Nachtheil des Kaisers? Offenbar wegen der tödtlichen Eifersucht Baierns auf Oesterreich! Wäre nun zum Zwecke der gründlichen Vereinigung beider Mächte, etwa durch einen Erbvertrag oder andere Mittel, nur die Hälfte Dessen geschehen, was man that, um sie zu entzweien, so würde ein einiges katholisches Deutschland aus dem Kampfe hervorgegangen seyn. Die Curie ist es, welche dem Oesterreicher den Baier entgegensetzte. Der Pabst hatte die Unabhängigkeit des Abendlandes im Auge, er wollte lieber, daß der Protestantismus in Germanien fortdaure, als daß der deutsche Kaiser zwischen Belt und Alpen alle Gewalt, obgleich unter dem Banner der alten Kirche, an sich reiße. Ich glaube, daß Petri Stuhl durch diese Politik, so tiefe Wunden sie Germanien schlug, den Dank Europa's verdiente. Hätte Wallenstein seine Absichten in Deutschland erreicht, so würde er über die Franzosen hergefallen seyn, sofort die alten Rechte des Reichs

über Italien hervorgesucht, dann Anlaß gefunden haben, mit den Dänen, den Schweden, vielleicht auch mit den Britten in ihrer Heimath anzubinden. Krieg wäre auf Krieg gefolgt, und zuletzt Europa einer fürchterlichen Militärdespotie verfallen.

Ich sehe auch nicht, wie Gustav Adolf's Laufbahn, wenn er am Leben blieb und siegte, anders enden konnte. Vor der Lützner Schlacht stand er auf dem Punkte, mit der hohen protestantischen Aristokratie brechen zu müssen. Der alte Reichskanzler Oxenstierna äußerte [1]) 1644 vor versammeltem Reichsrathe: „König Gustav Adolf hat kurz vor seinem Tode mit Seufzen bekannt, daß er nichts Anderes wünsche, als Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen voraussehe; ein solcher Kampf schmerze ihn um so mehr, da die Welt die wahre Ursache desselben nicht errathen werde." Brach er aber mit den Fürsten, so konnte er sich nur durch das Mittel des Bundschuh und Sickingen's aufrecht erhalten; d. h. er mußte die Ritterschaft auf dem von Tilly in Hessen angebahnten Wege, die Städte durch angebotene Vortheile, den Bauer endlich durch Aufhebung von Gilt und Frohnden auf seine Seite ziehen. Würde er aber dies mit Nachdruck ausgeführt haben, so wäre er Herr von Europa geworden. Daß er schon den Anfang hiezu gemacht, wurde oben gezeigt. Gustav Adolf barg unter der Maske religiösen Eifers schrankenlosen Ehrgeiz. Nichts schien ihm zu hoch noch zu fern. Im Jahre 1632 streckte er die Hände zugleich nach der deutschen und der polnischen Krone aus [2]), er reizte die Neugriechen, ja die Syrer gegen den Sultan auf [3]). Den Franzosen hatte er den Handschuh so gut als hingeworfen, Italien erzitterte vor ihm. Kurz, bei längerem Leben würde dieser Held, der bei Lützen reinen Rufes ins Grab stieg, eine blutige Rolle als Eroberer gespielt und eine gräuliche Soldatenherrschaft hinterlassen haben.

Vermöge ihres gewaltsamen Austritts aus der Welt, diente die doppelte Laufbahn Gustav's und Wallenstein's dazu, daß in Deutschland eine katholische und eine lutherische Hälfte sich gegenseitig die Waage hielt, und daß unser Vaterland durch seine eigenen Söhne gefesselt ward. Sollte das übrige Europa ungehindert in seiner Entwickelung fortschreiten, so mußte es so geschehen! Der Wille des Allmächtigen sey gepriesen.

Wir leben der Hoffnung, daß, wenn die anderen Nationen ihr Ziel erreicht haben, auch wieder germanische Zeiten kommen, und daß Aussöhnung des unseligen kirchlichen Zwists den Anfang dazu machen dürfte. Liegt es aber je in den Absichten der Vorsehung, daß die deutsche Nation wieder zur Einheit gelange, so wird die Wiederherstellung unseres Bedünkens nur unter dem Einflusse eines ständischen, in englischer Art das Königthum beschränkenden, Regiments erfolgen. Denn eine solche Regierungsweise, für alle Nationen ein Segen, ist in Bezug auf ein ge-

[1]) Geijer III, 296. — [2]) Das. S. 249. — [3]) Das. S. 246.

einte Deutschland europäisches Bedürfniß. Die große kriegerische Macht, welche das deutsche Volk in sich trägt, darf nicht dem Ehrgeize eines einzigen Hauses überlassen werden, vielmehr fordert das Wohl Europas, daß im bezeichneten Falle die gesetzliche Mitwirkung Vieler ungeordnete Kriegsgelüste eines Einzigen zügle.

Register.

A.

D.

E.

F.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

